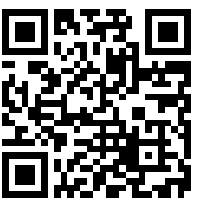
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

d University Libraries
117 530 100

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

Herausgegeben und redigirt

unter

der ständigen Mitarbeiterschaft der Herren **A. Bebel, E. Bernstein, Fr. Engels, P. Lafargue, W. Schippel, J. A. Sorge** u. A.

von

Karl Kautsky.

Neunter Jahrgang. Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. H. W. Dietz.
1891.

Digitized by Google

172344

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Abhandlungen.

	Seite
An unsere Leser	1
Zum ersten Oktober. Von August Bebel	3
Karl Marx. Persönliche Erinnerungen von Paul Lafargue	10 37
Ein Professor der Sozialreform. Von Max Schippel	17
Briefe aus England. Von Eduard Bernstein	23 102 792
Der Parteitag in Halle	33
Das Proletariat der Bühne. Bemerkungen zum „Fall Lindau." Von K. K.	43
Die sozialistische Bewegung in Holland. Von F. Domela Nieuwenhuis	51
Aus der Naturgeschichte der Edelsten und Besten. Von Reinhold Rüegg	65
Herr Sartorius von Waltershausen über den Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von E. B.	70
Für und wider den Alkohol. Von Dr. Max Bylo	77
Wie die Bourgeoisie ihrer Revolution gedenkt. Von G. Plechanow. Deutsch von B. Kritschewsky	97 135
Die Sachsengängerei. Von Max Schippel	109
Der sozialdemokratische Parteitag	116
Arbeiterausschüsse	129
Zum hundertsten Geburtstage Adolf Diesterweg's. Ein Gedenkblatt von Rolf Jordson	140
Der boulangistische Zusammenbruch. Von Paul Lafargue	145
Zum „Jubiläum" eines vergessenen Liedes. Von Reinhold Rüegg	149
In eigener Sache. Von Karl Kautsky	152
Deutsche und amerikanische Zollpolitik. Von Karl Kautsky	161 201 313
Ein Schüler Darwin's als Vertheidiger des Sozialismus	171
Die Verschuldung der amerikanischen Landwirthschaft. Von M. S.	177
Zur Lage. Von A. B.	182
Arbeiterbudgets	193
Im Zeitalter des Stahls. Von Bernhard Zerbst	212
Friedrich Engels. Zu seinem siebzigsten Geburtstag	225
Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie. Von Friedrich Engels in Manchester	236
Briefe aus Nordamerika. Von F. A. Sorge	255 375
Die Kongresse von Lille und Calais. Von Paul Lafargue	258 290
Der Terrorismus in Rußland und in Europa. Von Stepniak. Ins Deutsche übersetzt von B. N.	263 281
Ein neuer Gesellschaftsretter und sein Rettungsplan	273
Zur Frage des ehernen Lohngesetzes. Von Ed. Bernstein	294 337 369 503 529 600
Tolstoi's Kreutzersonate. Von Robert Schweichel	305
Die erste umfassende Unfallstatistik in Deutschland. Von Max Schippel	344 380
Der Entwurf eines Gesetzes betreffend die öffentliche Volksschule in Preußen. Von einem Lehrer	350
S. Nadson — ein russischer Dichter des Pessimismus. Von R. M. Roberti	368 418
Der Fall Parnell	388
Das schweizerische Arbeitersekretariat und der schweizerische Arbeiterbund. Von Dr. H. Lux	401
Das Aktionsprogramm der spanischen Sozialdemokratie. Von Ernst Bark	411
In Sachen Brentano contra Marx. Von Friedrich Engels	425
Zur Jahreswende	433
Die Zivilisation und die großen historischen Flüsse. Von G. Plechanow	437
Die jüngste Schwenkung des französischen Klerus. Von Paul Lafargue	448
Pariser Spaziergänge eines Hamburgers im Jahre 1796. Von Reinhold Rüegg	453
Zu Grillparzer's Gedächtniß. Von Robert Schweichel	465
Zur Frage der Taktik. Von G. Deville	478
Ein Wort der Erwiderung an Herrn Dr. Max Bylo. Von G. Bunge	483
Zur Alkoholfrage. Von Dr. Ferdinand Simon	488
Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten. Von F. A. Sorge	497 542
Die neueste literarische Richtung in Deutschland. Von Paul Ernst	509
Die Kaufmannsbewegung in Deutschland	535
Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Aus dem Nachlaß von Karl Marx	561
Zuckersteuer und Zuckerindustrie. Von Max Schippel	576 606

Digitized by Google

Seite

Brief aus Berlin. Von W. Liebknecht . 583 709
Der Schuß Padlewsky's. Von X 593
Die Ueberwachung der schweizerischen Arbeiterschutzgesetze durch die Arbeiterschaft. Von D. Zinner 612
Ein Streifzug in das Gebiet des Zentrums. Von Trevir 625
Die Setzmaschine. Von H. Schlüter 635
Die russische revolutionäre Bewegung einst und jetzt. Von B. Kritschewsky . 642 657 701
Carlyle und die sozialpolitische Entwicklung Englands. Von E. Bernstein . . 665 693 729
Ueber die Schweizer Allmend. Von K. K. . . 673
Unsere Programme 680
Das unzufriedene Agrarierthum in Preußen . . 689
Die österreichische Gewerbeinspektion im Jahre 1889. Von August Bebel 721
Etwas über Eisenbahnen, Arbeitslöhne von Eisenbahnarbeitern und Eisenbahnunfälle in den Vereinigten Staaten 736
Das preußische Herrenhaus. Von Max Schippel 753
César de Paepe (1840—1890). Von F. Domela Nieuwenhuis 759
Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten. 1840—1850. Von F. A. Sorge 766
Die Ueberproduktion in der Wissenschaft. Von Bernard 785 823
Neue norwegische Dichtungen. Von Julie Zabel-Romm 798
Die letzten agrarischen Kongresse in Berlin . . 817
Die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz. Von C. Deisinger 831
Sonja Kowalewski. Von G. Vollmar . . . 841

Literarische Rundschau.

Dr. Friedrich Morgenstern, Die Fürther Metallschlägerei. Von A. B. 82
Maurice Reinhold v. Stern, Höhenrauch. Von K. K. 85
P. Argyriadès, Almanach de la Question Sociale 122
Dr. P. F. Aschrott, Die amerikanischen Trusts . 326
Dr. Bruno Schoenlank, Die Kartelle 326
Julius Türk, Ursprung und Lage der ländlichen Arbeiter. Von K. K. 490
State of Missouri — Twelfth Annual Report of the Bureau of Labor Statistics . . 548
„Geschichten aus dem vollen Leben." Von Ernst Klaar 687
Eufemia Gräfin Ballestrem, Die Falkner vom Falkenhof 711
Sophie Junghans, Eine Versuchung 711
Michigan — Eight Annual Report of the Bureau of Labor and Industrial Statistics 741
Paul Breitum, Das untergehende Handwerk. Von K. K. 743

Seite

Dr. St. Stinca, Mediul social ca factor patologic 743
J. Stern, Die Philosophie Spinoza's. Von Dr. H. Müller 777
Allgemeines statistisches Archiv. Von K. K. . . 779

Notizen.

Die Kohlengräber in Frankreich 86
Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten . . 87
Die Abnahme der Verbrechen 87
Ueber künstliche Befruchtung. Von Dr. Max Bylo 119
Die Auswanderung 121
Krankheit — ein Luxus 155
Der Rückgang der dem Ackerbau gewidmeten Fläche in Irland 155
Die Uebervölkerung Chinas 185
Die Eheschließungen in Preußen 187
Zum Jubiläum eines vergessenen Liedes. Von L. C. 328
Die Altersversicherung auf Island 329
Ueber die Entwicklung der großstädtischen Bevölkerung im Deutschen Reiche 361
Die Getreideversorgung Englands 362
Weibliche Fabrikinspektoren in Amerika . . . 363
Ueber die Zunahme d. Frauenarbeit in Massachusetts 426
Die Impfung 427
Eine neue Theorie der Pflanzenernährung . 459
Die Sterblichkeit in der französischen Armee . . 460
Die Steigerung der Gemeindelasten 519
Indien wächst immer rascher in die kapitalistische Produktion hinein 520
Die Entwicklung d. Textilindustrie Großbritanniens 550
Das russische Budget 551
Strikes in England 585
Die steigende Verwendung des Dampfes als bewegender Kraft 649
Zur „Kaufmannsbewegung in Deutschland." Von Albert Auerbach 744
Die christlich-mittelalterliche Weltanschauung und der wissenschaftliche Sozialismus unserer Zeit. Von Clements 804
Die Unfallversicherung in Deutschland 807

Feuilleton.

Später. Soziale Studie von Minna Kautsky 29 58 88 122
Die Schwelle. Von J. S. Turgenjew . . . 96
Der große Kritiker. Novelle von Herbert Clarke. Aus dem Englischen übersetzt von Regina Bernstein 156 187 218
Töchter unserer Zeit. Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von F. v. Osta 268 298 329 363 394 428 460 492 521 553 587 618 650 713 746
Das Checkbuch. Von G. J. Uspenski. Aus dem Russischen von P. Styczynski 780 808 845

Digitized by Google

Nr. 1. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

An unsere Leser.

Mit vorliegendem Heft beginnt die „Neue Zeit“ ihren neunten Jahrgang: ihren ersten Jahrgang als Wochenschrift, befreit von den Fesseln, die sie, wie jedes sozialdemokratische Organ Deutschlands, beengten, befreit von der Selbstzensur, einer Art der Zensur, die schlimmer ist als die russische, da sie sich nicht foppen und hintergehen läßt, wie diese. Sicherer ist die Basis, auf der wir vom 1. Oktober an stehen, größer unsere Rechte. Damit wachsen aber auch unsere Pflichten; sie wachsen in dem Maße, wie die Partei zunimmt, deren theoretische Grundlagen wir vertreten; wie die Aufgaben dieser Partei sich vermehren und kompliziren und die Verantwortlichkeit sich steigert, welche die Partei für ihr Thun und Lassen auf sich nimmt.

In diesem Sinne vor Allem begrüßen wir den 1. Oktober. Das Siegesfest leitet nicht eine Epoche des Ausruhens auf den Lorbeeren ein, sondern einer noch angestrengteren, noch umfassenderen Thätigkeit. Das gilt für die gesammte Sozialdemokratie, das gilt für ein jedes ihrer Preßorgane, das gilt auch für die „Neue Zeit“.

Die „Neue Zeit“ auf dem höchsten Niveau zu erhalten, das die verfügbaren Mittel und Kräfte und die bestehenden Verhältnisse zu erreichen gestatten, bleibt nach wie vor Aufgabe des Herausgebers und der Redaktion. Wir wollen alles aufwenden, in der „Neuen Zeit“ ein Organ zu bieten, würdig der Höhe, die der wissenschaftliche Sozialismus erklommen; wir wollen aber auch die „Neue Zeit“ so abwechslungsreich, leichtverständlich und anziehend gestalten, daß sie nicht blos dem Theoretiker, sondern auch dem Praktiker, nicht blos dem Studirenden, sondern auch dem Mann der Arbeit, der neben der Belehrung auch Erholung sucht, willkommen sei.

Durch die Gewinnung ständiger Mitarbeiter und Korrespondenten in den Zentren des ökonomischen und politischen Lebens, in Berlin, Wien, Paris, London und New York, wird es uns ermöglicht, die bedeutenderen Zeitfragen rasch von sachkundigen Autoren zu gründlicher Erörterung zu bringen.

Digitized by Google

Neben den aktuellen Vorgängen werden wir die Entwicklung und Anwendung der Theorie nicht vergessen. Eine unserer nächsten Aufgaben wird darin bestehen, das Programm der deutschen Sozialdemokratie im Anschluß an die Erörterungen und Beschlüsse des nächsten Parteitages zur Diskussion zu bringen.

Welche Gebiete wir sonst in nächster Zeit zu behandeln gedenken, darauf können wir hier Raummangels wegen nicht näher eingehen. Wir verweisen diesbezüglich auf unseren früher schon erschienenen Prospekt.

Wie wir schon erwähnt, werden wir von nun an auch fortlaufende Erzählungen bringen. Nach Abschluß der in vorliegendem Heft begonnenen werden wir einen sozialen Roman veröffentlichen, „Töchter unserer Zeit" von F. v. Osta, in dem in spannender Weise die mannigfaltigen Gestaltungen der Frauenfrage behandelt werden, so weit sie das Produkt der Zersetzung der höheren Gesellschaftsschichten ist. Novellen von Robert Schweichel und Andern sind uns theils zugesagt, theils schon in unseren Händen.

In einem Wochenheft ein Bild der Mannigfaltigkeit der Gebiete zu geben, die in der „Neuen Zeit" behandelt werden sollen, ist unmöglich. Was das erste Heft denjenigen, die uns bisher fern standen, zeigen soll, ist der Standpunkt und Charakter der „Neuen Zeit", ist die Behandlung jener Gebiete, die uns die wichtigsten sind und sein werden, ohne daß die anderen Gebiete des geistigen und öffentlichen Lebens der Neuzeit darüber vernachlässigt werden sollen.

Wir wenden uns an alle Jene, die kämpfen für die Hebung und den schließlichen Sieg des Proletariats; wir wollen mit ihnen das Schlachtfeld durchwandern, ihnen die Erfahrungen ihrer Vorgänger weisen, die Stärke und Schwäche der Positionen des Feindes wie unserer eigenen prüfen. Wir wenden uns an alle Jene, die die Bestrebungen des Proletariats, ihre Grundlagen und Aussichten näher kennen lernen wollen. Zu erfahren, was der Sozialismus bedeutet und will, ist das große Bedürfniß unserer Zeit; dessen Mächtigkeit erkennt man unter anderm aus dem riesenhaften Erfolg eines Buches, wie das Bellamy's.

Die Zeiten sind freilich vorbei, wo man „Theilerei", „Weibergemeinschaft" und dergleichen als Ziele des Sozialismus in politisch einigermaßen gebildeten Kreisen verkünden konnte, ohne sich lächerlich zu machen. Aber die Bekämpfung der Sozialdemokratie dadurch, daß man sie gefälscht, hat damit nicht ihr Ende erreicht. Man betreibt sie nur in anderer Weise. Man stiehlt dem Sozialismus seine eigenen Waffen und sucht sie gegen ihn zu kehren. Man nimmt seine Schlagworte an, legt ihnen aber einen anderen Sinn unter; man akzeptirt manche seiner Forderungen, bringt sie aber in einen Zusammenhang, in dem sie Sinn und Bedeutung verlieren. Da gilt es noch mehr als ehedem, um der Fälschung des proletarischen, wissenschaftlichen Sozialismus durch die bürgerliche eklektische Sozialisterei entgegenzuwirken, an Stelle des Schlagworts die Einsicht in die wirkliche Entwicklung zu verbreiten. Das wird auch nothwendig durch die Revolution nicht blos in den Lehrmeinungen, sondern auch in den Dingen, die um uns vorgehen. In den letzten zwei Jahrzehnten sind die alten, überkommenen Verhältnisse völlig auf den Kopf gestellt worden; neue ökonomische und politische Interessen und Organisationen sind erstanden, die Ziele der alten

Digitized by Google

Parteien haben sich verschoben. Diesen neuen Gestaltungen gegenüber reicht man mit den alten Forderungen und ihren Begründungen vielfach nicht aus; mehr als jede Partei hat die Sozialdemokratie die Aufgabe, der Revolution in den Dingen durch eine Revolution in den Köpfen zu folgen: auch da bedarf es der Einsicht, Einsicht und immer wieder der Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse.

Allen diesen Bedürfnissen derer, die für den Sozialismus kämpfen und ihn studiren, will die „Neue Zeit" dienen. Die hervorragendsten Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus werden sie wie bisher so auch fernerhin in ihrem Bestreben durch ihre Mitarbeit unterstützen. Aber voll und ganz kann sie ihrer Aufgabe nur entsprechen, wenn auch die Leser in gewissem Sinne zu Mitarbeitern werden, wenn zwischen ihnen und der Redaktion ein lebendiger Gedankenaustausch sich entwickelt. Nur durch gemeinsames Wirken ist ein erheblicher Erfolg möglich in dem großen Streben nach Verbreitung von Wahrheit und Klarheit!

Zum ersten Oktober.

Von **August Bebel.**

Nach einer Dauer von 11 Jahren, 11 Monaten und 11 Tagen wird am 1. Oktober d. J. das Sozialistengesetz fallen. Damit hat eine der traurigsten und schmachvollsten Episoden der deutschen Geschichte ihr Ende erreicht. Das Gesetz, das ins Leben gerufen wurde, um eine große Partei wegen ihrer Staatsgefährlichkeit nach Möglichkeit zu vernichten, ist an seiner vollständigen Erfolglosigkeit wie ein morsches Werkzeug zusammengebrochen. Die Sozialdemokratie, gegen die es sich richtete, hat triumphirt, und so ist wieder einmal der Beweis erbracht worden, daß wider Volksbewegungen, die aus der inneren Natur der Dinge mit elementarer Nothwendigkeit entstanden sind, man mit keinen Gewaltmitteln auf die Dauer auskommen kann und daß jeder Versuch, sie zu unterdrücken und zu vernichten, auf seine Urheber zurückfällt.

An dem guten Willen, die sozialistische Bewegung aus der Welt zu schaffen, hat es wahrlich nicht gefehlt. Die außerordentlichen Machtmittel, die das in der Sitzung des Reichstags vom 19. Oktober 1878 mit 221 gegen 149 Stimmen angenommene und am 21. Oktober verkündigte Gesetz den Regierungen und ihrer Polizei in die Hände legte, sie waren danach angethan, jede öffentliche politische Thätigkeit der Partei vollständig zu vernichten, und sie wurden sofort mit einer Energie und Rücksichtslosigkeit angewendet, die keinen Zweifel an der guten Absicht unserer Machthaber, dieses Ziel zu erreichen, aufkommen ließen. Anfänglich hatte die Vertretung der deutschen Bourgeoisie im Reichstag und zwar anläßlich des Attentats von Hödel, sich geweigert, dem Bismarck'schen Rezept: „Ausnahme-Gesetz gegen die Sozialdemokratie", zu willfahren und hatte den ersten Entwurf am 23. Mai 1878 mit 243 gegen 60 Stimmen und 6 Enthaltungen abgelehnt. Aber das darauf folgende Attentat von Nobiling besiegte ihren Widerstand und schlug ihre Bedenken gegen die Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit solcher Ausnahmemaßregeln, wie dies Anfangs noch ihr Führer Bennigsen mit Nachdruck betont hatte, vollständig zu Boden. Ihr Haß gegen den politischen und sozialen Gegner überwand ihre grundsätzlichen und ihre praktischen Bedenken; ihr Bestreben, wenn

Digitized by Google

möglich ihren Todfeind zu vernichten, gewann die Oberhand, und so kam jenes Gesetz zu Stande, das ungeachtet seiner Wirkungslosigkeit dem größten Theil unserer Bourgeoisie bis heute so unumgänglich erscheint, daß dieser mit Schrecken seiner Aufhebung entgegensieht und die unheilvollsten Wirkungen für sich selber fürchtet.

Fragt man nach den Maßregeln, die die Regierungen und ihre Organe erließen, um den Feind zu vernichten, der sich in dem Staats- und Gesellschaftskörper eingenistet, so ist ihre Zahl Legion, aber ihre Wirkung war schließlich gleich Null.

Kaum war das Gesetz erlassen, so folgten auch die Verbote und Unterdrückungen, die es ermöglichte, Schlag auf Schlag. Vom 21. Oktober 1878 bis zum 30. Juni 1879, also binnen etwas mehr als 7 Monaten, wurden allein 147 periodische und 278 nichtperiodische Druckschriften unterdrückt, und 217 Vereine mit 5 Kassen verfielen der polizeilichen Auflösung. Außerdem war am 28. November 1878 über Berlin, Potsdam und Umgegend der kleine Belagerungszustand verhängt worden, woraufhin sofort am folgenden Tage 67 der bekanntesten Anhänger der Partei, die bis auf Einen sämmtlich Familienväter waren und von welchen ein Theil ein eigenes Geschäft besaß, ausgewiesen und in ihrer Existenz zu Grunde gerichtet wurden. Diesen 67 folgten im Laufe der nächsten Jahre aus den verschiedensten Orten noch Hunderte nach.

Die Vernichtung der Blätter und Zeitungen, das Verbot der Broschüren und Schriften, die Auflösung der Vereine und Kassen hatten die 14 bestehenden Parteidruckereien an den Rand des Verderbens gebracht. Die große Mehrzahl derselben mußte liquidiren und ging zu Grunde. Eine große Anzahl von Personen, die als Redakteure, Expedienten, Kolporteure und Hilfspersonen aller Art beschäftigt waren, hatte mit einem Schlag ihre Lebensstellung verloren, sie fielen nebst den Ausgewiesenen und deren Familien der Unterstützungspflicht der Genossen anheim. Diese, wie erklärlich, auseinandergesprengt und zu einem nicht unerheblichen Theile eingeschüchtert, waren Anfangs nur schwer zusammen zu bringen und rafften sich zum Theil nur langsam und allmälig von den empfangenen Schlägen und Eindrücken empor, um ihre parteigenössischen Pflichten zu erfüllen.

Neben allen diesen Maßregeln und Verfolgungen gingen die polizeilichen Ueberwachungen und Maßregelungen der bekanntesten Genossen, die Massenhaussuchungen, die Brief- und Packetbeschlagnahmen und das Aufkommen der geheimpolizeilichen Spitzelei nebenher und verstärkten den Eindruck, den die übrigen Maßregeln hervorgerufen hatten. Zugleich erschwerten die damals Jahre lang währende intensive Geschäftskrise und der grimme Haß der gegen die sozialdemokratischen „Agitatoren" erbitterten Unternehmer das Unterkommen der Gemaßregelten und Ausgewiesenen, von welchen im Laufe der Jahre ein erheblicher Theil ins Ausland ging.

Dies wurde für die Einen wie die Andern erst recht ein Akt der Nothwendigkeit, als im November 1880 der kleine Belagerungszustand auch über Hamburg, Altona und Umgegend verhängt wurde und Ende Juni 1881 dessen Verhängung über Leipzig und Umgegend folgte.

Die Ausgewiesenen und Gemaßregelten, von einem Ort zum andern wie Wild gehetzt, von der Polizei an den einzelnen Orten verfolgt und häufig ihren Arbeitgebern denunzirt, sahen in vielen Fällen keine andere Möglichkeit für die Gründung einer neuen Existenz als in der Auswanderung. So gingen nicht nur Dutzende, sondern Hunderte der tüchtigsten und besten Kräfte der Bewegung verloren. Es war ein Aderlaß an Kräften wie nach einer verlorenen Schlacht.

Digitized by Google

Auf der andern Seite hatte dieses Hetzen und Jagen der Ausgewiesenen und Gemaßregelten allerdings eine Wirkung, welche die verfolgenden Behörden weder vermutheten noch beabsichtigten. Die Gehetzten und Gejagten wurden zu wandernden Agitatoren, die mächtig zur Aufrüttelung der Genossen beitrugen. Lebende und redende Zeugen einer unerhörten, oft barbarischen Verfolgung, schürten sie die Erbitterung und wirkten im höchsten Maße aufreizend und anfeuernd auf die Zaghaften und Lauen und warben neue Anhänger für die Bewegung unter den bisher ihr Fernstehenden. Von diesem Standpunkt aus kann man mit Fug und Recht sagen, daß die Ausweisungen zwar die Einzelnen vielfach eminent schädigten, daß sie eine Fülle von Elend und zerrüttetem Familienglück erzeugten, auch der Gesammtheit der Genossen erhebliche materielle Opfer auferlegten, daß sie aber dahingegen agitatorisch und ideell betrachtet, der Partei ungemein nützten und die wirksamste Agitation erzeugten, die unter den gegebenen Verhältnissen möglich war.

Durch ihre Thätigkeit haben die Ausgewiesenen und Gemaßregelten die materiellen Opfer, die ihre Unterstützung erforderte, mehr als wett gemacht. In einer Zeit, wo kein Verein, was immer er trieb, sobald Sozialdemokraten ihm angehörten, geduldet wurde, die harmloseste Versammlung unmöglich war, wurden die Ausgewiesenen und Gemaßregelten die Pioniere, die das Feld für die Auferstehung der Partei bearbeiteten.

Das erste bedeutendere, für die weitesten Kreise sichtbare Lebenszeichen, das bewies, daß die Partei zu existiren und zu wirken nicht aufgehört hatte, war der Kongreß auf Schloß Wyden in der Schweiz, der in den Tagen vom 20. bis 23. August 1880 stattfand und von 56 Vertretern, darunter 45 aus Deutschland und 11 aus dem Ausland, besucht war. Die Ernennung des bereits im Jahre vorher in Zürich gegründeten „Sozialdemokrat" zum offiziellen Parteiorgan und die einstimmige Streichung des Wortes „gesetzlich" aus dem Programm als Antwort auf die maßlosen Unterdrückungsversuche der deutschen Polizei, bildeten neben der Verständigung über die Taktik der Partei die Hauptgegenstände der Verhandlung.

Vom Wydener Kongreß datirt das planmäßige Vorgehen der Partei in ganz Deutschland, das zum ersten Male seinen Ausdruck in dem Ergebniß der allgemeinen Wahlen zum Reichstag fand, die im Oktober 1881 stattfanden.

Diese bildeten die erste große Kraftprobe der Partei unter dem Sozialistengesetz, ihnen wurde daher von Freund und Feind mit größter Spannung entgegengesehen und sie fielen zu Beider Ueberraschung glänzend aus.

Die Partei hatte bei den allgemeinen Wahlen im Januar 1877 auf ihre Kandidaten 486 843 Stimmen vereinigt. Im Jahre 1878 wurde der Reichstag aufgelöst, weil keine Majorität für ein Ausnahmegesetz nach dem Hödel-Attentat sich fand. Freilich war nach dem Nobiling-Attentat eine solche zweifellos vorhanden, aber Fürst Bismarck verfolgte mit der Auflösung noch andere politische Zwecke, wie die Inaugurirung einer neuen Aera des Schutzzolls und indirekter Steuern. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen sank auf 437 158. Aber dieser Rückgang war schon die natürliche Folge der furchtbaren Hatz, welche nach den beiden Attentaten, die man schmählicher Weise der Partei auf das Konto schrieb, in Szene gesetzt wurde.

Es war also nicht daran zu denken, daß nach den anscheinend vernichtenden Schlägen des Sozialistengesetzes, nach der Zerstörung aller und jeder Organisation, bei dem Mangel an materiellen Mitteln und an Druckereien, die es wagten, sozialdemokratische Flugblätter zu drucken, endlich bei der Schwierigkeit, Versammlungen abzuhalten und Kräfte zu gewinnen, welche die Agitation betrieben, auch nur

Digitized by Google

entfernt ähnlich hohe Erfolge erzielt werden konnten. Dazu kam, daß Seitens der Gegner allseitig die Parole ausgegeben wurde: Nieder mit den Sozialdemokraten, heraus mit ihnen aus dem Reichstag! Dennoch brachte der 27. Oktober 1881 der Partei 311 961 Stimmen, eine Zahl, welche die Gegner aufs höchste überraschte; sie dokumentirte den ersten großen zahlenmäßig nachgewiesenen Mißerfolg des Sozialistengesetzes, obgleich man dasselbe am 31. März desselben Jahres bereits bis zum 30. September 1884 verlängert hatte.

Von jetzt ab bewegte sich die Partei in aufsteigender Linie. Das Eis war gebrochen, die Partei hatte erkannt, daß sie stärker war als ihre Gegner, und daß alle Gewaltmittel derselben ihr nicht hinderlich sein konnten, wenn sie den entschiedenen Willen hatte, sich nicht zu beugen und nicht unterdrücken zu lassen.

Auf die Gegner wirkten diese Erfolge der Partei konsternirend. Ein zweiter Umstand kam ihr noch zu Hilfe. Wohl erkennend, daß man mit der brutalen Unterdrückung der Partei den Willensdrang der Arbeiterklasse nach menschenwürdiger Existenz nicht besiegen könne, kam man auf den famosen Gedanken, der sogenannten „berechtigten" Bestrebungen der Sozialdemokratie sich zu bemächtigen, um dadurch ihr den Boden bei den Massen abzugraben.

Die Nothwendigkeit sozialer Reformen war bereits in der Thronrede, mit welcher die Session für die Berathung des Sozialistengesetzes eröffnet worden war, angekündigt worden, und sie wurde später nachdrücklicher wiederholt. Für die Verwirklichung dieser Ankündigungen folgten im Laufe der Jahre die bekannten Vorlagen über die Kranken- und Unfallversicherung, über das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Gleichzeitig begann eine Art Wettrennen der einzelnen Parteien in Einbringung von verschiedenen Arbeiterschutzanträgen. Alle diese Gegenstände führten zu lebhaften Erörterungen im Reichstag, bei welchen die Sozialdemokratie und ihre Bekämpfung im Vordergrunde des Interesses stand. Die Debatten über die zeitweilige Verlängerung des Sozialistengesetzes und die jährliche Erneuerung der Verhängung des sogenannten kleinen Belagerungszustandes über Berlin, Potsdam, Hamburg-Altona, Leipzig und Umgegend, zu welchen von 1886 ab noch Frankfurt a. M., Hanau, Offenbach, Stettin und Spremberg kamen, vermehrten die Debatten, deren Mittelpunkt die Sozialdemokratie bildete und gaben den Vertretern der letztern die ausgiebigste Gelegenheit, die gegen sie und ihre Partei verhängten und angewandten oft kleinen und kleinlichsten Maßregeln vor der weitesten Oeffentlichkeit zur Sprache zu bringen und die Anwender dieser Maßregeln zu diskreditiren. Die Debatten im Reichstag anläßlich der Enthüllungen über die agents provocateurs und ihre Hintermänner sind noch in Aller Gedächtniß, und sie erzielten neben den übrigen Debatten die ausgiebigste agitatorische Wirkung.

Ein weiterer Umstand, der der verfolgten Partei zu Gute kam und ihr die Massen in die Arme trieb, war, daß während Regierung und Bourgeoisie selbst die Nothwendigkeit sozialer Reformen anerkannten und damit die Nothlage der Arbeiterklasse zugaben, sie ein System von Zöllen und indirekten Steuern schufen, das vorzugsweise auf den unteren Klassen lastet und sie aufs schwerste drückt, dagegen den besitzenden Klassen ein Uebermaß materieller Vortheile einräumt. So sind z. B. durch die Industriezölle unsern Eisenwerk- und Spinnereibesitzern, und durch die Zuckerprämien den Aktionären der Zuckerfabriken, durch die Steuerdifferenzen bei Veranlagung der Branntweinsteuer den Großbrennern, durch Getreide-, Vieh- und Fleischzölle und die Einfuhrverbote für ausländisches Vieh und Fleisch den Großgrundbesitzern materielle Vortheile in Höhe von Hunderten von Millionen Mark jährlich zu Theil geworden.

Digitized by Google

Ein anderer Widerspruch des herrschenden Systems lag darin, daß, während es gegen den rührigsten und einsichtigsten Theil der Arbeiterklasse, welchen die Sozialdemokratie repräsentirt, eine fanatische Unterdrückungspolitik verfolgte, es gezwungen war anzuerkennen, daß diese Partei, die man zu vernichten bestrebt war, auch „berechtigte Ziele" besitze, die zu verwirklichen man sich angelegen sein lassen müsse. Aber in demselben Athemzuge stellte man auch wieder das unentbehrlichste Recht der Arbeiterklasse, das ihr so unbedingt nothwendig ist wie Luft und Licht, das Koalitionsrecht, in Frage, und bezeichnete es als ein Recht, hinter dem die „Hydra der Revolution laure". Herrn von Puttkamer's berüchtigter Strikeerlaß war der Kommentar zu dieser Auffassung.

Einmal dem Arbeiter helfen wollen, indem man von Sozialreform und berechtigten Forderungen sprach, dann ihm seine wichtigsten Rechte nehmen und beschneiden, daneben wieder eine Ausbeutungspolitik zum Schaden und Verderben der Arbeiterklasse begünstigen, das war ein Gebahren, dessen Widersprüche dem beschränktesten Geiste zum Bewußtsein kommen und zur Diskreditirung des herrschenden ökonomischen und politischen Systems führen mußten.

Auch ist wesentlich zu beachten, daß einestheils die Einflüsse, welche das seit dem Jahre 1879 eingeführte Schutzzollsystem für die Begünstigung der großkapitalistischen Wirthschaft ausübte, wie andererseits der dem kapitalistischen Wirthschaftssystem innewohnende Drang nach Konzentration und immer größerer Akkumulation, den Auflösungs- und Zersetzungsprozeß der Mittelschichten der Gesellschaft mächtig förderten und die Revolutionirung der Geister begünstigten. Die Wirkung hiervon mußte in letzter Instanz ebenfalls der Sozialdemokratie zu Gute kommen.

Endlich gehörten die künstliche Vertheuerung der Lebenshaltung durch die Schutzzölle und die auf Monopolisirung von Handel und Industrie gerichteten Kapitalistenringe und Trusts, die Handwerk, Kleinhandel, mittleres und kleines Beamtenthum auf die empfindlichste Weise trafen und alle Lohnverbesserungsbestrebungen der Arbeiterklasse paralysirten, mit zu den wirksamsten Mitteln in der großen Unzufriedenheitsstiftung, die naturgemäß der Nährboden für die Sozialdemokratie geworden ist.

Das unfehlbare Barometer für diese in steigendem Maße sich vollziehende Umwandlung in der Stimmung der Massen war, neben der immer kraftvoller und kühner sich erhebenden sozialdemokratischen Agitation, gegen die alle polizeilichen Eingriffe und Verbote und die zunehmenden gerichtlichen Verfolgungen vollkommen wirkungslos sich erwiesen, der Ausfall der Reichstagswahlen.

Vereinigte die Partei im Jahre 1881 auf ihre Kandidaten 311 961 Stimmen, so im Jahre 1884: 549 900, im Jahr 1887: 763 128 und in den Februarwahlen dieses Jahres 1 427 298 Stimmen. Das bedeutet innerhalb neun Jahren unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes eine Vermehrung der Stimmen um 457 Prozent. Damit war die Sozialdemokratie zum Staunen der ganzen Welt mit einem Schlage die stärkste Partei im Deutschen Reiche geworden.

Thatsächlich war das Sozialistengesetz in diesem Augenblick zu Boden geschmettert, obgleich noch die Absicht seiner Verewigung und, wie später Fürst Bismarck gestand, auch seiner Verschärfung bestand. Nur ein Vertreter der brutalen Gewaltstheorie wie er, konnte glauben, durch Weiterschreiten auf dem betretenen Wege zum Ziele zu kommen, obgleich er mit dieser seiner Gewalttheorie auf den verschiedensten Gebieten elendiglich Schiffbruch gelitten hatte. Wir erinnern nur an den Ausgang des Kulturkampfes.

Daß man an maßgebender Stelle nach diesem Ausfall der Reichstagswahlen auf das Sozialistengesetz zu verzichten beschloß, war ein Zeichen von

Digitized by Google

richtiger politischer Einsicht, die auf dem Gebiete der inneren Politik Fürst Bismarck nie in seinem Leben besaß.

Wie die geistige Macht der Sozialdemokratie seit dem Jahre 1881 beständig wuchs, so auch ihre materielle Macht und Hilfsmittel. Nach dem Bericht auf dem Parteitag zu Wyden 1880, auf welchem aus Deutschland 45 Vertreter zugegen waren, betrugen die Einnahmen seit Beginn des Sozialistengesetzes 37 310 Mark. Auf dem Parteitag in Kopenhagen, der in den Tagen vom 29. März bis zum 2. April 1883 stattfand und der von 54 Vertretern besucht war, von welchen 51 aus Deutschland gekommen waren, wurde über eine Einnahme von rund 95 000 Mark berichtet. Auf dem Parteitag zu St. Gallen, der vom 2. bis 6. Oktober 1887 abgehalten wurde und auf welchem unter 79 Vertretern 74 aus Deutschland waren, wurde eine Einnahme von 208 665 Mark verrechnet. Die Berichterstattung in Halle dürfte entsprechend günstigere Resultate ergeben.

Die angegebenen Beträge flossen ausschließlich in die Zentralfonds unter der Verwaltung des Fraktionsvorstandes; die noch viel bedeutenderen Beträge, die an den einzelnen Orten gesammelt und verwendet wurden, lassen sich auch nicht annähernd berechnen.

Ein Zeichen von Machtstellung, wie es bisher keine einzige Partei in der Geschichte gegeben, waren unzweifelhaft diese im Auslande abgehaltenen Parteitage, die nur durch enorme Opfer und nach Ueberwindung großer innerer und äußerer Schwierigkeiten zu Stande kommen konnten und deren Versammlungsort, das ist das eminent charakteristische dabei, auch nicht ein einziges Mal der Polizei vorher bekannt wurde, obgleich sie die umfänglichsten Recherchen darüber angestellt hatte.

In dem Maße, wie sich die Unzulänglichkeit und Ohnmacht der Polizei in der Unterdrückung der Partei immer offenkundiger herausstellte, trat an Stelle der polizeilichen die gerichtliche Verfolgung. Wir erinnern hier an die Aera der Geheimbundsprozesse. Und wie die Polizei im Laufe der Jahre zu immer kühneren und gewagteren Auslegungen der ausnahmegesetzlichen Bestimmungen griff, so die Gerichte zu einer immer weitherzigeren Interpretation der gemeinrechtlichen Bestimmungen. Mußte doch selbst ein so loyales Blatt, wie die „National-Zeitung", eingestehen, das Sozialistengesetz habe auf die Rechtspflege bedenklich korrumpirend eingewirkt.

In der That ist der Schaden, den Staat und bürgerliche Gesellschaft durch die Herrschaft des Sozialistengesetzes an moralischem Ansehen bei den Massen erlitten, unermeßlich groß. Ihr schlimmster Feind konnte ihnen keinen größeren zufügen, als sie durch Erlaß dieses Gesetzes und seine Handhabung sich selber zugefügt haben. Zu keiner Zeit ist der Klassencharakter von Staat und Gesellschaft den Massen so zum Bewußtsein gebracht worden, als unter der fast zwölfjährigen Dauer des Ausnahmegesetzes, nie haben Regierungen, Polizei und Gerichte an Ansehen und Autorität mehr eingebüßt.

Und noch eine andere, den Machthabern und Vätern des Sozialistengesetzes nicht angenehme Wirkung hat dasselbe gehabt. Es hat die Opferwilligkeit der Massen mächtig angespornt und sie zur Selbständigkeit erzogen. Die „Diktatur der Führer" unter der Herrschaft der Sozialistengefahr ist eine fable convenue, die nur in der Einbildung bestand. Schon die beständige Gefahr, in Geheimbundsprozesse verwickelt zu werden, verbot den Führern eine Einmischung in lokale und persönliche Verhältnisse. Eine allgemeine geheime Organisation bestand *nie*, weil sie nicht bestehen konnte; sie wäre binnen wenig Wochen, sicher binnen

Digitized by Google

wenig Monaten bei dem bestehenden Ueberwachungs- und Spitzelsystem verrathen gewesen und hätte ihre Leiter ans Messer geliefert. Daher mußten auch die verschiedenen Bemühungen der Staatsanwälte und Gerichte, eine solche allgemeine geheime Verbindung mit der Fraktion oder dem Fraktionsvorstand an der Spitze zu konstruiren, scheitern. Eine Verurtheilung der angeklagten Führer aus diesem Grunde wäre ein Justizverbrechen gewesen. Wenn trotz alledem in der Partei alles klappte und die Parteigenossen den Weisungen der Führer folgten, geschah es auf Grund der allgemeinen Einsicht in die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens und in der Uebereinstimmung mit den geschehenen Vorschlägen und Schritten.

Hierin allein beruhte die Stärke der Partei und der Führer, nicht in einer sogenannten Diktatur der letzteren, die Niemand verlangte und Niemand für nothwendig hielt. Wollte man den Führern einen Vorwurf machen, so den, daß sie eher zu wenig als zu viel Einfluß ausgeübt und oftmals ihre Einmischung abgelehnt hatten, wo man sie dringend verlangte.

Nun, der kommende Parteitag macht dieser eingebildeten Diktatur ein Ende. Mit dem ersten Oktober ist die Partei wieder auf den Boden des gemeinen Rechts gestellt, womit ihr neue Aufgaben erwachsen. Auf Rosen wird sie nicht gebettet sein, dafür sorgen die Regierungen und ihre, der Partei, Gegner. Während die ersteren sich rüsten, als handele es sich einem ins Land fallenden Feinde zu begegnen, indem sie — siehe z. B. die Erlasse Herrfurth's — die Polizei und Staatsanwälte mobil machen, zu weitester Auslegung der Gesetze ermuthigen und die Verstärkung der Polizeigewalten verlangen, schlottern unseren Gegnern, der Bourgeoisie, alle Glieder, zittern sie, als stehe der Weltuntergang vor der Thüre, als habe das letzte Stündlein ihrer Klassenherrschaft geschlagen.

Diese schlotternde Angst ist das Zeichen eines bösen Gewissens und einer namenlosen Feigheit, die die deutsche Bourgeoisie von jeher ausgezeichnet hat. Wie sie in ihren Kämpfen für ihre eigene Emanzipation durch einen großen Mangel an Muth, im Gegensatz zur englischen und französischen Bourgeoisie, sich auszeichnete, so auch in ihrer Vertheidigung gegenüber der gegen ihre Vorrechtsstellung anstürmenden Arbeiterklasse. Erschreckt flüchtet sie sich unter die schirmenden Flügel der Staatsgewalt und schreit nach Reaktion.

Die Versuche der Staatsgewalt, durch kleine Konzessionen auf sozialem Gebiete die Arbeiter zu gewinnen und mit der Kapitalmacht zu versöhnen, betrachtet sie als eine schnöde Preisgabe ihrer heiligsten Vorrechte, als eine Bedrohung ihrer sozialen und politischen Gewalt, als ihre Preisgabe und Ueberlieferung an die „Begehrlichkeit der Massen".

Dieselben Klassen, die unter dem Schutze der Gesetze des Staats die Massen bisher ausbeuteten und Kapitalaufhäufungen vornahmen, wie sie bis dahin in der ökonomischen Entwicklung Deutschlands unbekannt waren, geberden sich wie rasend, wenn derselbe Staat, der sich noch immer als *ihr* Staat erwiesen hat und sie auf alle Weise stützt und schützt, sie nöthigen will, im Kleinen nachzugeben und einige mäßige Konzessionen zu machen.

Das alte Wort: Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, bewahrheitet sich wieder an unserer Bourgeoisie. Von einem maßlosen Klassenegoismus beseelt und darum mit Blindheit geschlagen, scheint sie die Dinge zu einer Katastrophe treiben zu wollen, die nur mit ihrem Untergange enden kann.

In der gesammten Arbeiterklasse und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in allen vorgeschrittenen Kulturstaaten der Welt, regt sich's mit Macht. Ueberall drängt es nach Umgestaltung, nach Freiheit, Luft und Licht. Wir haben

Digitized by Google

es mit einer Kulturbewegung zu thun, wie nie die Welt eine ähnliche gesehen, und nun zu wähnen, diese durch Polizei und Staatsanwälte hinhalten oder durch halbe Konzessionen lahmlegen zu können, verräth eine seltsame Kurzsichtigkeit. Noch weniger aber läßt sie sich nach dem Rezepte unserer in Klassenhaß und Klassenegoismus verrannten Bourgeoisie gewaltsam unterdrücken.

Die soziale Frage ist die Frage des Jahrhunderts und das letzte Jahrzehnt desselben ist allem Anschein nach berufen, es zu wichtigen Entscheidungen zu bringen. Diese zu verhindern, liegt in keines Einzelnen Macht, noch in der Macht einer Klasse, wie umgekehrt kein Einzelner noch eine Klasse sie willkürlich herbeizuführen vermag. Was wird, ist das geschichtliche Muß, das in der Entwicklung liegt und durch die Macht der Thatsachen den Menschen die Wege zeigt, die zu wandeln das Kulturinteresse der Gesellschaft gebietet.

Es wird noch heiße Tage geben, aber der Sozialismus kommt trotz alledem und alledem ans Ziel.

Karl Marx.

Persönliche Erinnerungen von Paul Lafargue.

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

I.

Es war im Februar 1865, als ich Karl Marx zum ersten Male sah. Die Internationale war am 28. September 1864 in der Versammlung der St. Martin's Hall gegründet worden: ich kam von Paris, um ihm Nachrichten von den Fortschritten zu bringen, welche daselbst die junge Verbindung machte; Herr Tolain, heute Senator der Bourgeois-Republik und einer ihrer Vertreter bei der Berliner Konferenz, hatte mir einen Empfehlungsbrief gegeben.

Ich zählte damals 24 Jahre; mein ganzes Leben lang werde ich den Eindruck nicht vergessen, den jener erste Besuch auf mich machte. — Marx war damals leidend und arbeitete an dem ersten Band des „Kapital", der erst zwei Jahre später, 1867, erschien; er befürchtete, sein Werk nicht bis zu Ende führen zu können; und er empfing mit Vergnügen junge Leute, denn, sagte er, „ich muß Männer heranbilden, die nach mir die kommunistische Propaganda fortsetzen".

Karl Marx ist einer jener seltenen Menschen, welche gleichzeitig in der Wissenschaft und der öffentlichen Thätigkeit in erster Linie stehen konnten; er verband sie so innig, daß es unmöglich ist, ihn zu verstehen, wenn man ihn nicht sowohl als Gelehrten wie auch als sozialistischen Kämpfer ins Auge faßt. Wenn er auch der Ansicht war, daß jede Wissenschaft um ihrer selbst willen gepflegt werden solle und daß man bei keiner wissenschaftlichen Forschung sich um ihre eventuellen Konsequenzen kümmern dürfe, so meinte er doch, daß der Gelehrte, wollte er sich nicht selbst herabdrücken, nie aufhören solle, am öffentlichen Leben thätigen Antheil zu nehmen und nicht immer in seiner Stube oder seinem Laboratorium eingeschlossen bleiben dürfe, wie eine Ratte in ihrem Käse, ohne sich ins Leben und in die sozialen und politischen Kämpfe seiner Zeitgenossen zu mengen.

„Die Wissenschaft soll kein egoistisches Vergnügen sein: diejenigen, welche so glücklich sind, sich wissenschaftlichen Zwecken widmen zu können, sollen auch die Ersten sein, welche ihre Kenntnisse in den Dienst der Menschheit stellen." — „Für die Welt arbeiten", war einer seiner Lieblings-Aussprüche.

Digitized by Google

Er war nicht durch sentimentale Erwägungen zum kommunistischen Standpunkt gelangt, obgleich er eine tiefe Sympathie für die Leiden der arbeitenden Klassen hegte, sondern durch das Studium der Geschichte und der politischen Oekonomie; er behauptete, daß jeder unparteiische Geist, der nicht von Privatinteressen beeinflußt und nicht durch Klassenvorurtheile verblendet sei, unbedingt zu denselben Schlüssen gelangen müsse. Aber wenn er ohne vorgefaßte Meinung die ökonomische und politische Entwicklung der menschlichen Gesellschaft studirte, so schrieb er doch nur mit der entschiedenen Absicht, die Ergebnisse seiner Forschungen zu verbreiten, und mit dem festen und bestimmten Willen, der sozialistischen Bewegung, welche bis zu seiner Zeit in utopistischen Wolken sich verlor, eine wissenschaftliche Grundlage zu geben; öffentlich trat er nur auf, um an dem Triumph der Arbeiterklasse zu arbeiten, deren historische Mission es ist, den Kommunismus herzustellen, sobald sie zur politischen und ökonomischen Führung der Gesellschaft gelangt: sowie die zur Macht gelangte Bourgeoisie die Mission gehabt hat, die feudalen Fesseln zu sprengen, welche die Entwicklung der Landwirthschaft und der Industrie hemmten; den freien Verkehr der Produkte und Menschen, den freien Vertrag zwischen Unternehmern und Arbeitern herzustellen; die Produktions- und Tauschmittel zu zentralisiren und solchermaßen, ohne es gewahr zu werden, die materiellen und intellektuellen Elemente für die kommunistische Gesellschaft der Zukunft vorzubereiten.

Marx beschränkte seine Thätigkeit nicht auf das Land, in dem er geboren war: „Ich bin ein Weltbürger", sagte er, „und wo ich mich befinde, dort bin ich thätig." In der That, in allen Ländern, wohin ihn die Ereignisse und die politischen Verfolgungen trieben, in Frankreich, Belgien, England, nahm er einen hervorragenden Antheil an den revolutionären Bewegungen, die sich dort entwickelten.

Aber nicht als der unermüdliche und unvergleichliche sozialistische Agitator, sondern als der Gelehrte erschien er mir zuerst in jenem Arbeitszimmer in der Maitland Park Road, wo von allen Richtungen der zivilisirten Welt die Parteigenossen zusammenströmten, um den Meister des sozialistischen Gedankens zu befragen. Dieses Zimmer ist historisch und man muß es kennen, will man in das Marx'sche Geistesleben von seiner intimen Seite eindringen. Es war im ersten Stock gelegen und das breite Fenster, durch welches der Raum sein reichliches Licht erhielt, ging in den Park. Zu beiden Seiten des Kamins und dem Fenster gegenüber waren an den Wänden Bücherschränke, die mit Büchern gefüllt und bis zur Decke mit Zeitungspacketen und Manuskripten überladen waren. Gegenüber dem Kamin und an einer Seite des Fensters standen zwei Tische voll mit Papieren, Büchern und Zeitungen; in der Mitte des Raumes und im günstigsten Lichte befand sich der sehr einfache und kleine Arbeitstisch (3 Fuß lang, 2 Fuß breit) und der Lehnstuhl aus Holz; zwischen dem Lehnstuhl und dem Bücherschrank, dem Fenster gegenüber stand ein Ledersopha, auf dem Marx sich von Zeit zu Zeit ausstreckte, um zu ruhen. Auf dem Kamin lagen noch Bücher, dazwischen Zigarren, Zündhölzchen, Tabaksbehälter, Briefbeschwerer, Photographien seiner Töchter, seiner Frau, Wilhelm Wolf's und Friedrich Engels'. Er war ein starker Raucher: „Das Kapital wird mir nicht einmal so viel einbringen, als mich die Zigarren gekostet, die ich beim Schreiben geraucht", sagte er mir; aber er war ein noch größerer Zündhölzchenverschwender: er vergaß so oft seiner Pfeife oder Zigarre, daß, um sie immer wieder anzuzünden, die Zündholzschächtelchen in unglaublich kurzer Zeit geleert wurden.

Marx erlaubte Niemandem, seine Bücher und Papiere in Ordnung oder eigentlich in Unordnung zu bringen; die herrschende Unordnung war auch nur scheinbar: alles war eigentlich auf seinem gewünschten Platze und, ohne zu suchen,

Digitized by Google

war er doch stets zwischen acht und neun Uhr Morgens auf den Beinen, nahm seinen schwarzen Kaffee, durchlas seine Zeitungen und ging dann in sein Arbeitszimmer, wo er bis zwei oder drei Uhr Nachts arbeitete. Er unterbrach sich nur, um seine Mahlzeiten einzunehmen und des Abends, wenn es das Wetter erlaubte, einen Spaziergang nach Hampstead Heath zu machen; unter Tags schlief er eine oder zwei Stunden auf seinem Kanapee. In seiner Jugend hatte er die Gewohnheit, ganze Nächte bei der Arbeit zu durchwachen. — Das Arbeiten war bei Marx zur Leidenschaft geworden; es absorbirte ihn so, daß er oft des Essens darüber vergaß. Zu den Mahlzeiten mußte man ihn nicht selten wiederholt rufen, bis er in das Speisezimmer herunterkam; und kaum hatte er den letzten Bissen gegessen, als er schon wieder sein Zimmer aufsuchte. Er war ein sehr schwacher Esser und litt sogar an Appetitlosigkeit, die er durch den Genuß von scharf gesalzenen Speisen, Schinken, geräucherten Fischen, Kaviar und Pickles zu bekämpfen suchte. Sein Magen mußte für die kolossale Gehirnthätigkeit büßen. Seinen ganzen Körper opferte er seinem Gehirn auf: das Denken war ihm höchster Genuß. Oft habe ich ihn den Ausspruch Hegel's, des Meisters der Philosophie seiner Jugend, wiederholen gehört: „Selbst der verbrecherische Gedanke eines Bösewichts ist großartiger und erhabener als die Wunder des Himmels".

Sein Körper mußte wohl von kräftiger Konstitution sein, um dieser ungewöhnlichen Lebensweise und dieser erschöpfenden geistigen Arbeit gewachsen zu sein. Er war auch in der That sehr kräftig, seine Größe ging über das Mittelmaß, die Schultern waren breit, die Brust gut entwickelt, die Glieder wohl proportionirt, obgleich die Wirbelsäule im Vergleich zu den Beinen etwas zu lang war, wie dies bei der jüdischen Rasse häufig zu finden ist. Hätte er in seiner Jugend viel Gymnastik getrieben, so wäre er ein äußerst kräftiger Mensch geworden. Die einzige Leibesübung, die er regelmäßig betrieben hatte, war das Gehen; er konnte stundenlang plaudernd und rauchend marschiren oder Hügel ersteigen, ohne die geringste Müdigkeit zu verspüren. Man kann behaupten, daß er in seinem Kabinet gehend arbeitete; er setzte sich nur in kurzen Zwischenräumen nieder, um das, was er während des Gehens ausgedacht, niederzuschreiben. Er liebte es auch sehr, im Gehen zu plaudern, indem er von Zeit zu Zeit stehen blieb, wenn die Erörterung lebhaft oder das Gespräch wichtig wurde.

Jahre hindurch begleitete ich ihn auf seinen abendlichen Spaziergängen nach Hampstead Heath; bei diesen Gängen durch die Wiesen erhielt ich durch ihn meine ökonomische Erziehung. Ohne es selbst zu bemerken, entwickelte er vor mir den Inhalt des ganzen ersten Bandes des „Kapital", nach und nach, in dem Maße, wie er ihn damals schrieb. Immer, wenn ich heimgekehrt war, schrieb ich, so gut ich konnte, das eben Gehörte nieder; im Anfange war es mir sehr schwer, dem tiefen und verwickelten Gedankengange von Marx zu folgen. Leider verlor ich diese kostbaren Notizen; nach der Kommune hat die Polizei meine Papiere in Paris und Bordeaux geplündert und gebrandschatzt. Hauptsächlich bedaure ich den Verlust jener Notizen, die ich mir an jenem Abend machte, als Marx mir mit jener Fülle von Beweisen und Reflexionen, die nur ihm eigen war, seine geniale Theorie von der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft dargelegt hatte. Es war, als zerrisse ein Schleier vor meinen Augen; zum ersten Male empfand ich klar die Logik der Weltgeschichte und konnte ich die dem Anscheine nach so widerspruchsvollen Erscheinungen der Entwicklung der Gesellschaft und der Ideen auf ihre materiellen Ursachen zurückführen. Ich war davon wie geblendet und jahrelang blieb mir dieser Eindruck. Dieselbe Wirkung hatte es auf die Madrider Sozialisten, als ich ihnen mit meinen schwachen Mitteln diese Theorie entwickelte, die groß-

Digitized by Google

artigste der Marx'schen Theorien und zweifellos eine der großartigsten überhaupt, die das menschliche Hirn je erdacht.

Marx' Gehirn war mit einer unglaublichen Menge von historischen und naturwissenschaftlichen Thatsachen und philosophischen Theorien gewappnet und er verstand es ausgezeichnet, sich aller dieser in langer geistiger Arbeit gesammelten Kenntnisse und Beobachtungen zu bedienen. Man konnte ihn wann immer und über was immer für einen Gegenstand befragen und man erhielt die ausreichendste Antwort, die man wünschen konnte und sie war immer von philosophischen Reflexionen von allgemeiner Bedeutung begleitet. Sein Gehirn glich einem Kriegsschiff, das unter Dampf im Hafen liegt; es war stets bereit, nach allen Richtungen des Denkens auszufahren. Sicherlich enthüllt uns das „Kapital" einen Geist von erstaunlicher Kraft und hohem Wissen; aber für mich wie für alle, die Marx nahe gekannt haben, zeigt weder das „Kapital" noch eine andere seiner Schriften die ganze Größe seines Genies und seines Wissens. Er stand hoch über seinen Werken.

Ich habe mit Marx gearbeitet; ich war nur der Schreiber, dem er diktirte; aber ich hatte dabei Gelegenheit, seine Art, zu denken und schreiben, zu beobachten. Die Arbeit ging ihm leicht und doch wieder schwer von statten: leicht, da die das jeweilige Thema betreffenden Thatsachen und Reflexionen beim ersten Anstoß sofort in Fülle vor sein geistiges Auge traten; aber diese Fülle machte die vollständige Darlegung seiner Ideen langwierig und schwierig.

Vico sagte, „das Ding ist nur ein Körper für Gott, der Alles weiß; für den Menschen, der nur die Aeußerlichkeiten erkennt, ist es blos eine Oberfläche". Marx erfaßte die Dinge nach der Art des Gottes Vico's; er sah nicht blos die Oberfläche, er drang ins Innere ein, er untersuchte alle Bestandtheile in ihren Wirkungen und Rückwirkungen auf einander; er isolirte jeden dieser Theile und verfolgte die Geschichte seiner Entwicklung. Dann ging er vom Ding auf seine Umgebung über und beobachtete die Wirkung der letzteren auf das erstere und umgekehrt; er ging zurück auf die Entstehung des Objekts, auf die Wandlungen, Evolutionen und Revolutionen, die es durchgemacht und drang schließlich bis zu seinen entferntesten Wirkungen vor. Er sah nicht ein einzelnes Ding für sich und an sich, ohne Zusammenhang mit seiner Umgebung, sondern eine ganze komplizirte, in steter Bewegung begriffene Welt; und Marx wollte das ganze Leben dieser Welt wiedergeben in seinen so mannigfachen und ununterbrochen wechselnden Wirkungen und Rückwirkungen. Die Belletristen der Schule von Flaubert und Goncourt klagen, wie schwer es sei, das genau wiederzugeben, was man sehe; und doch ist das, was sie wiedergeben wollen, nur die Oberfläche, von der Vico spricht, der Eindruck, den sie empfangen; ihre literarische Arbeit ist Spielerei verglichen mit der von Marx; es bedurfte einer außergewöhnlichen Denkkraft, die Wirklichkeit zu erfassen, und einer nicht minder ungewöhnlichen Kunst, wiederzugeben, was er sah und gesehen haben wollte. Niemals war er mit seiner Arbeit zufrieden, immer wieder änderte er daran, und stets fand er, daß die Darstellung hinter der Vorstellung zurückbleibe. Eine psychologische Studie Balzac's, die Zola kläglich plagiirt hat, „Le Chef d'Oeuvre inconnu", machte tiefen Eindruck auf ihn, weil sie zum Theil Gefühle beschrieb, die er selbst empfunden: Ein genialer Maler ist so von dem Drang gequält, die Dinge genau so wiederzugeben, wie sie sich in seinem Gehirn spiegeln, daß er an seinem Bild immer wieder feilt und retouchirt, bis er schließlich nichts geschaffen hat, als eine formlose Farbenmasse, die jedoch in seinen befangenen Augen die vollkommenste Wiedergabe der Wirklichkeit ist.

Digitized by Google

Marx vereinigte die beiden Eigenschaften des genialen Denkers. Er verstand es unvergleichlich, einen Gegenstand in seine Bestandtheile zu zerlegen, und war ein Meister darin, den zerlegten Gegenstand mit allen seinen Details und seinen verschiedenen Formen der Entwicklung wiederherzustellen, und deren inneren Zusammenhänge zu entdecken. Seine Beweisführung galt nicht Abstraktionen, wie Oekonomen ihm vorgeworfen haben, die unfähig sind, zu denken; er wandte nicht die Methode der Geometer an, die, nachdem sie ihre Definitionen der sie umgebenden Welt entnommen, bei der Ziehung der Konsequenzen von der Wirklichkeit gänzlich absehen. Man findet im „Kapital" nicht eine einzige Definition, nicht eine einzige Formel, sondern eine Reihe von Analysen von höchster Feinheit, die die flüchtigsten Nuancen und die unmerklichsten Gradunterschiede hervortreten lassen. Er beginnt mit der Konstatirung der offenbaren Thatsache, daß der Reichthum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, als eine ungeheure Waarensammlung erscheint: die Waare, etwas Konkretes, keine mathematische Abstraktion, ist also das Element, die Zelle des kapitalistischen Reichthums. Marx hält nun die Waare fest, dreht und wendet sie nach allen Seiten, kehrt das Innere nach außen und entlockt ihr eines ihrer Geheimnisse nach dem andern, von denen die offiziellen Oekonomen nicht einmal eine Ahnung gehabt, und die doch zahlreicher und tiefer sind als die Mysterien der katholischen Religion. Nachdem er die Waare von allen Seiten untersucht, betrachtet er sie in ihren Beziehungen zu ihresgleichen, im Tausch; dann geht er über zu ihrer Produktion und zu den historischen Vorbedingungen ihrer Produktion. Er betrachtet die Erscheinungsformen der Waare und zeigt, wie sie aus einer Form in die andere übergeht, wie eine nothwendiger Weise die andere erzeugt. Die logische Entwicklungsreihe der Phänomene ist mit so vollendeter Kunst dargestellt, daß man glauben könnte, Marx habe sie erfunden; und doch entstammt sie der Wirklichkeit und ist eine Wiedergabe der thatsächlichen Dialektik der Waare.

Marx arbeitete stets mit der äußersten Gewissenhaftigkeit; er gab keine Thatsache oder Zahl, die sich nicht auf die besten Autoritäten stützen konnte. Er begnügte sich nicht mit Mittheilungen aus zweiter Hand; er ging stets an die Quelle selbst, so mühsam das auch sein mochte; er konnte um einer untergeordneten Thatsache willen ins britische Museum eilen, um sich aus den dortigen Büchern darüber zu vergewissern. Seine Kritiker sind auch nie im Stande gewesen, ihn auf einer Unachtsamkeit zu ertappen oder ihm nachzuweisen, daß er seine Beweisführung auf Thatsachen stütze, die keine strenge Prüfung vertrügen. Diese Gewohnheit, zu den Quellen selbst aufzusteigen, hatte ihn dahin gebracht, die am wenigsten gekannten Schriftsteller zu lesen, die von ihm allein zitirt wurden. Das „Kapital" enthält eine solche Menge von Zitaten aus unbekannten Schriftstellern, daß man meinen könnte, das geschehe, um mit der Belesenheit zu prahlen. Marx dachte anders darüber: „Ich übe historische Gerechtigkeit; ich gebe Jedem, was ihm gebührt", sagte er. Er hielt es für seine Pflicht, den Schriftsteller zu nennen, wie unbedeutend und ungekannt derselbe auch sein mochte, der eine Idee zum ersten Male geäußert oder bei dem sie ihren exaktesten Ausdruck gefunden.

Sein literarisches Gewissen war ebenso streng, wie sein wissenschaftliches. Er hätte sich nicht nur nie auf eine Thatsache berufen, deren er nicht ganz sicher war, er erlaubte sich nicht einmal, über einen Gegenstand zu sprechen, ehe er ihn gründlich studirt hatte. Er veröffentlichte Nichts, das er nicht wiederholt umgearbeitet hätte, bis es die ihm entsprechende Form gefunden hatte. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, unvollständig vor dem Publikum zu erscheinen. Es

Digitized by Google

wäre ihm eine Marter gewesen, seine Manuskripte zu zeigen, ehe er den letzten Strich daran gethan. So stark war dies Gefühl bei ihm, daß er mir eines Tages sagte, er würde lieber seine Manuskripte verbrennen, als sie unvollendet hinterlassen.

Seine Arbeitsmethode stellte ihm oft Aufgaben, deren Größe der Leser seiner Schriften sich kaum vorstellt. So hatte er, um die ungefähr zwanzig Seiten im „Kapital" über die englische Arbeiterschutzgesetzgebung zu schreiben, eine ganze Bibliothek von Blaubüchern durchgearbeitet, die die Berichte der Untersuchungskommissionen und der Fabrikinspektoren von England und Schottland enthielten; er las sie von Anfang bis zum Ende, wie die zahlreichen Bleistiftstriche bezeugen, die er darin anbrachte. Er zählt diese Berichte zu den wichtigsten und bedeutendsten Dokumenten zum Studium der kapitalistischen Produktionsweise und hegte eine so hohe Meinung von den Männern, die damit betraut waren, daß er zweifelte, ob es gelänge, in einer andern Nation Europas „ebenso sachverständige, unparteiische und rücksichtslose Männer zu finden, wie die Fabrikinspektoren Englands sind". Er hat ihnen diese glänzende Anerkennung in dem Vorwort zu seinem „Kapital" gezollt.

Marx schöpfte ein reiches Thatsachenmaterial aus diesen Blaubüchern, die viele Mitglieder des Unterhauses, wie des Hauses der Lords, an die sie vertheilt werden, nur als Scheiben benutzen, auf die man schießt, um nach der Zahl der Seiten, die das Geschoß durchdringt, die Perkussionskraft der Waffe zu messen. Die Andern verkaufen sie nach dem Gewicht; und das ist das Gescheidteste, was sie thun können; denn dieser Usus ermöglichte es Marx, sie bei einem Händler mit altem Papier in Long-Acre billig zu kaufen, zu dem er sich von Zeit zu Zeit begab, um dessen Bücher und Papierabfall zu mustern. Professor Beesly erklärte, Marx sei der Mann gewesen, der die offiziellen Enqueten Englands am meisten verwerthet, ja, der sie der Welt bekannt gemacht habe. Professor Beesly wußte jedoch nicht, daß vor 1845 Engels den Blaubüchern zahlreiche Dokumente entnommen hatte, die er bei der Abfassung seines Buches über die Lage der arbeitenden Klassen in England verwendete. (Schluß folgt.)

Ein Professor der Sozialreform.

Von **Max Schippel.**

In seinem „Jahrbuch" sprach Schmoller kürzlich in etwas spöttischem Tone von den „jüngeren" Gelehrten, die volkswirthschaftliche Arbeiten drucken lassen wie andere Menschen ihre Visiten-, oder sagen wir deutscher und deutlicher: ihre Geschäftskarten — um sich für passende Gelegenheiten empfohlen zu halten.

Ein großer Theil der jetzt wieder einmal den Markt überschwemmenden sozialpolitischen Literatur ist damit zweifellos sehr richtig gekennzeichnet, aber es will uns scheinen, als ob die Sammlung von Reden und Aufsätzen, die der ältere Kollege soeben veranstaltet hat*), auch nichts sei wie ein Avis, daß der Herr Professor schon seit Jahren Waaren führe und vertreibe, für die augenblicklich die denkbar günstigste Konjunktur besteht, und daß er, wenn etwa an irgend einer Stelle Noth um den rechten Mann bestehe, sich in beste Erinnerung

*) Gustav Schmoller, Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze. Leipzig, Duncker & Humblot 1890. XI, 472 Seiten.

Digitized by Google

zu bringen erlaube. Wenn Herr Schäffle bei der Arbeiterversicherung etwas Egeria und Plump Wagner in der Monopolstragikomödie den brüllenden Löwen spielen konnte, warum sollte Herr Schmoller, der es in der Aera Bismarck bereits bis zum Staatsrath brachte, in der neuen Aera nicht erst recht zu Hohem sich berufen fühlen? Er, der immer die soziale Mission der Hohenzollern gefeiert hatte und schon lange vor der Walderseeversammlung, wenn auch nicht von positivem Christenthum, so doch von „ethischem Pathos" überströmte. Dazu war er eigentlich immer etwas liberaler gewesen wie Bismarck, er hatte nur in der Zeit des Ausnahmegesetzes nichts davon verlauten lassen; aber aus seinen „Reden und Aufsätzen" geht klar und deutlich hervor, daß er schon 1874 — als der Liberalismus noch obenauf war — liberal dachte, und daß er heute in der Aera Miquel noch immer so denkt: er ist bereit, den Arbeitern ein Recht einzuräumen, wenn sie sich dafür bereit zeigen, von zwei oder drei viel wichtigeren Rechten keinen Gebrauch zu machen; er hoffte immer, schon lange vor Herrn Hintzpeter, dadurch zwischen Kapital und Arbeit statt des Klassenkampfes wieder eine „sittliche Gemeinschaft", die heute „nur nach Ausdruck ringt", herzustellen — eine „sittlich-psychologische Umbildung", die sich „bezahlt macht", wie er an einer Stelle in naiver Offenheit sagt.

Wie könnte man „dem deutschen Idealismus und der augenblicklich herrschenden Strömung" sich besser empfehlen, als durch eine Reihe von Arbeiten in diesem Sinne? „Es sind Gedanken, welche in steigendem Maße seit 25 Jahren sich Einfluß und Anerkennung errungen haben .... und im jetzigen Moment, da wir eine bedeutungsvolle neue Periode der Sozialpolitik beginnen, ist es wohl der Mühe werth, die Frage „woher und wohin mit Nachdruck aufzuwerfen". Er habe immer mit anderen „die Fahne der sozialen Reform unentwegt vorangetragen". Und ein solches sozialpolitisches Licht stellte man so lange unter den Scheffel eines Universitätslehrstuhls!

Doch lassen wir alle Vermuthungen und sehen wir uns die Gedanken und Vorschläge des Herrn Professors im Einzelnen an.

Herr Schmoller ist mehr als ein gewöhnlicher deutscher Nationalökonom, er ist zugleich auch Ethiker und Historiker. Der historische Sinn verleiht ihm die nöthige Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit, das ethische Pathos die Würde, mit der er sich in jede Aenderung findet.

Alles, auch die schäbigste Interessenbewegung, strahlt vor ihm auf im Lichte einer ungeahnten sittlichen Bedeutung. Auf dem Markte, also auch auf dem Arbeitsmarkte, stehen sich ihm zwei Personen gegenüber „mit der Absicht, durch Hingabe und Entgegennahme von einzelnen Gütern und Leistungen sich gegenseitig zu fördern" — man möchte glauben, daß bei so löblichem allseitigem Bestreben aller Streit und Konflikt unserer Tage höchstens auf Mißverständnissen beruhe. Die ganze volkswirthschaftliche Organisation jedes Volkes ist „hauptsächlich ein Produkt der jeweiligen sittlichen Anschauungen ... jeder Fortschritt in der volkswirthschaftlichen Organisation war bisher ein Sieg sittlicher Ideen und wird es auch in Zukunft bleiben", die Zeiten sind längst vorbei, in denen „in Deutschland Gesetz wurde, was dem kurzsichtigsten Egoismus der herrschenden Klassen paßte", besonders die Hohenzollern haben die alte, schlechte, von Klassenpolitik erfüllte Welt aus den Angeln gehoben und an Stelle der Gesetze einer „Klassenherrschaft" eine „fürstliche Gesetzgebung" geschaffen, die den Arbeiterstand schützte, freilich „dafür aber auch das Recht einer züchtigenden Bevormundung in Anspruch nahm".

So thronen über allen sozialen Verhältnissen, sie erschaffend und immer

Digitized by Google

von Neuem belebend, die Sitte und das Recht, die allgemein giltig und nicht etwa Spiegelbilder bestimmter Formen der Klassenherrschaft sind. Wo etwas zu tadeln ist — und Herr Schmoller ist Reformer genug, um nicht alles gut zu finden — da fehlt nur noch eine gewisse letzte sittliche Ausfeilung. Die Grundlagen der heutigen Wirthschaft sind durchaus gut und an ihnen ist nichts zu ändern, wenigstens in der Gegenwart nichts; kein Klassenzwiespalt macht sich geltend, der seine Lösung nur durch Aufhebung der Klassen finden kann und der in seiner Entwicklung auch die sittlichen Anschauungen entwickelt und umstößt und der bei den Ausbeutenden naturgemäß zu ganz anderen Anschauungen und Handlungen führt, wie bei den Ausgebeuteten — nein, alles versöhnt sich in der einen ethischen Auffassung des Herrn Schmoller und in der einen preußischen Sozialreformpolitik. Maßgebender Gesichtspunkt war und bleibt jedoch dabei, das Bestehende anzuerkennen, aber es zu „versittlichen", zu „ethisiren".

Was dabei für die Arbeiter herauskommt, sehen wir weiter unten.

Nun kann man wohl mehr als man glaubt, aber doch nicht jede wechselnde Tagesströmung der Politik wissenschaftlich mit der Ethik begründen. Selbst im Vereine christlicher Jünglinge weiß man am Ende heute, daß der Wechsel von Freihandel und Schutzzoll etwas anderes ist, als eine „Ethisirung" des internationalen Verkehrs. Hier macht es nun sein entwickelter *historischer* Sinn Herrn Schmoller möglich, sich in allen Wandlungen der Bourgeoisie zurecht zu finden. Liberale Ideen wechseln, wie die Geschichte den Kundigen lehrt, immer mit konservativen und darum ist die konservative Aera, die mit dem Attentatsjahre begann, historisch begründet. Der Liberalismus hat für Deutschland seit 1866 Großes geschaffen — war doch Herr Schmoller selber früher liberal, aber es steckte zuviel „Individualismus", zuviel Rücksicht auf die ungehemmte Freiheit des Individuums in ihm; „der Atomismus, der blinde rohe Kampf der Individuen, der Egoismus, bedrohten unser öffentliches und soziales Leben; dem gegenüber halten wir fest an der Ueberzeugung, daß auf die individualistische Epoche jetzt eine sozialistische im besten Sinne des Wortes folge, eine Zeit . . . . . des Zusammenfassens der Kräfte . . . . ., um die ganze Volkswirthschaft immer mehr auf den Boden des Rechts und der Gerechtigkeit zu stellen. Immer haben derartige Epochen mit solchen der individualistischen Richtung in der Geschichte nothwendig gewechselt; nicht der Umstand kann zweifelhaft sein, daß sie kommen; die Frage ist nur, wie sie kommen und wie sie wirken. Das aber ist in erster Linie abhängig von der Mischung idealer Zielpunkte und gesellschaftlicher(?) Interessen". Freilich, auch Herrn Schmoller schwant so etwas, als ob die „gesellschaftlichen Interessen" gar zu ausschließlich das öffentliche Leben beherrschen, und daß es kaum die rechte Mischung sei, wenn die „idealen Zielpunkte" nur in den Büchern und auf den Kathedern ein lichtloses Dasein führen, aber er tröstet sich: „eine große konservative Politik kann *nebenbei* agrarische Interessen, Schutzzollinteressen . . . . fördern; ihr Kern und Halt aber *muß* ein anderer sein: . . . . die Klassenkämpfe durch versöhnende billige Rechtsordnung abzustumpfen und zu beseitigen, kurz jene ideale Auffassung des Staates, die von Plato bis auf den heutigen Tag allen großen Staatsphilosophen vorschwebte . . . Daß von diesem Geiste etwas in unserem leitenden Staatsmann (damals noch Bismarck) sei, werden selbst seine Feinde nicht leugnen. Auch daß die Parteien, welche ihn stützen oder stützen sollten, theilweise davon erfüllt sind, wird man zugeben; *ob aber genügend*, „das kann erst die *Zukunft* lehren". Das ist doch wahrlich einmal eine historische Auffassung, die sich in ihrer Originalität sehen lassen kann: Bismarck, Stumm und Hammerstein erfüllt von idealem

Digitized by Google

platonischem Geiste und nur „nebenbei“ Schutzzöllner und Agrarier; das Sozialistengesetz und die Strikeerlasse lediglich Mittel, um den Arbeitern zu ihrem „Rechte“ zu verhelfen — es wäre wirklich bedauerlich gewesen, wenn diese Perle historischen Urtheils nicht wieder ausgegraben worden wäre, und dem Einsiedler von Friedrichsruhe, der am besten weiß, „wie es gemacht wird“, wird sie zweifellos auch das größte Vergnügen bereiten.

Doch hören wir Herrn Schmoller weiter über den Wechsel alles Irdischen. Er war früher Freihändler, bekehrte sich jedoch, als Bismarck mit seinen ersten Vorlagen heranrückte, rasch zum Schutzzoll und referirte darüber im Verein für Sozialpolitik, „weil die Bekämpfung des neuen Tarifs und der ganzen heutigen Wendung unserer Handelspolitik, wie sie von den extremen Freihändlern von der alten Manchesterschule ausgeht, meinen wissenschaftlichen Grundanschauungen, meiner historischen Auffassung der Dinge und meinen sozialpolitischen Parteiprinzipien widerspricht; ich glaube nicht, wie jene Herren, daß jede Staatsintervention in volkswirthschaftlichen Dingen schädlich sei .... Der sichere, der wahre Fortschritt war jederzeit da, wo man es verstand, im rechten Moment und in der rechten Stelle freihändlerisch und dann wieder schutzzöllnerisch zu sein.“

Und überall kehrt bei diesen ethisch-historischen Verwandlungskünsten die famose deutsche Gelehrtenart wieder, die sich auch noch rühmt, sie bringe „berechtigte Sonderinteressen“ — und welche Interessen der Besitzenden gelten ihr nicht als berechtigt — in Einklang mit dem Nutzen für die Gesammtheit, wenn sie auf neue Millionen-Einnahmen der Reichen auch noch einige Millionen-Einnahmen für den Militär- und Klassenstaat pfropft; wenn sie mit Schutzzöllen nicht nur die Taschen der Großfabrikanten und Großgrundbesitzer, sondern auch den Säckel des Reiches füllt und wenn so das Volk doppelt geschoren wird, wie es der richtige Staatssozialismus verlangt, indem er den Staat als eine Vertretung der Gesammtheit des Volkes hinstellt, alle kapitalistischen Bestrebungen aber als berechtigt anerkennt. Herr Adolph Wagner ist freilich ein ganz anderer Typus für diese Gelehrtenspezies, aber auch Herr Schmoller weiß das Proletariat recht gut doppelt zu schröpfen: was die freie Konkurrenz nicht abzapft, holt er mit der Ethik noch heraus.

Doch sehen wir jetzt von den ethischen und historischen „Begründungen“ ab und fragen wir uns, wozu ein solcher allgemeiner Standpunkt im Einzelnen führt.

Wozu er bereits geführt hat, das zeigt uns die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre deutlich. Die ganze „sozialethische“ — oder wie sie sich sonst nennen mag, sozialrechtliche oder staatssozialistische — Katheder-ökonomie hat der Bourgeoisie nur ihre Beutepolitik erleichtert, indem sie, von allen Klassenunterschieden absehend, jedes Einschreiten des Staates gegen die Arbeiter und für das Kapital in dem bengalischen Lichte eines Sieges des Staatsgedankens, womöglich gar des Sozialismus über den „Smithianismus“, die freie Konkurrenz und das „öde Manchesterthum“ erscheinen ließ. Die ganze historische Richtung des üblichen Schlages hat entweder zu einem vollständigen Quietismus, zu einer feigen Zurückgezogenheit von allem modernen Leben und allen modernen gesellschaftlichen Problemen geführt, oder die politische Charakterlosigkeit vermehren helfen, die alles zu beschönigen und zu rechtfertigen weiß, was den wechselnden jeweiligen Bedürfnissen der Bourgeoisie und der Regierung entspricht. Innungen, Getreidezölle, Ausnahmegesetze — alles hat diese Wissenschaft vertheidigt, die, als sie zuerst dem Manchesterthum den Fehdehandschuh hinwarf, von manchem armen Ideologen als Bundesgenossin der Arbeiterklasse begrüßt wurde. So ändern sich die Zeiten!

Digitized by Google

Und was verspricht diese Wissenschaft für die Zukunft? Herr Schmoller hat auch für die neue Aera manchen Rath zu ertheilen, und er ertheilt ihn natürlich mit der Miene eines Freundes und Wohlthäters der Arbeiter — leider wird er bei diesen auf wenig Gegenliebe rechnen können; dem Winde in den oberen Regionen mögen die Vorschläge entsprechen.

Den Kontraktbruch der Arbeiter will Herr Schmoller nicht bestraft sehen — bewahre, dazu ist er zu liberal, er war es wenigstens, denn sein hierhergehöriger Aufsatz stammt aus dem Jahre 1874. Doch da kommt gleich wieder der Vorbehalt, der im Nothfall auch das Zusammengehen mit Herrn v. Kleist-Retzow gestattet: „Darüber bin ich zweifelhaft, ob nicht ein Kontraktbruch während der Ernte anders zu behandeln wäre als andere Kontraktbrüche... Will man aber auf die gesammten unteren Klassen ein solches Strafrecht wieder ohne Ausnahme ausdehnen... so kann, so darf das zum Mindesten nur geschehen im Zusammenhang mit einer die Arbeiterverhältnisse überhaupt nach allen Seiten reformirenden Gesetzgebung... Ich würde mit dieser Wendung die vorgeschlagene Bestrafung des Kontraktbruches noch nicht für gerechtfertigt halten; aber ich behaupte, das wäre jedenfalls die Bedingung, unter der allein eine solche Neuerung zulässig wäre... Es genügt (vorläufig) ein summarisches Prozeßverfahren, die Aufhebung der Nichtbeschlagnahme des Lohnes und die Mithaftung des Verführers." Auch die Kaution empfiehlt Herr Schmoller schon 1874: „jeder Arbeiter hinterlegt einen Betrag bei dem Arbeitgeber, um ihn für den Fall des verfrühten Austritts sicherzustellen".

Herr Schmoller will auch kein Arbeitsbuch, aber — „an sich, daran halte ich fest, sind die Arbeitsbücher nicht verwerflich; es liegt in ihnen eine Maßregel, die auf gleichem, prinzipiellen Boden, wie die Fabrikgesetzgebung (!) steht... Nur wenn die Unregelmäßigkeit im Leben unserer Arbeiterbevölkerung, die Kontraktbrüchigkeit und ähnliche schlimme Eigenschaften zunehmen, wenn die unlauteren Elemente dauernd die Oberhand und Herrschaft gewinnen... dann wird man vielleicht auf die Arbeitsbücher zurückgreifen dürfen". Das war ebenfalls 1874 und vielleicht zeigt uns der Historiker sehr bald, daß auf die schreckliche arbeitsbuchlose Zeit nun wieder die Periode des Legitimationszwanges folgen müsse und der Sozialethiker setzt dann noch erbaut hinzu, daß der Staatsgedanke einen neuen Triumph über die Sonderinteressen der Arbeiterklasse davongetragen habe.

Auch die Koalitionsfreiheit wünscht der Herr Staatsrath heute noch, aber — hier kommt der Sozialethiker wieder zum Worte —: „Wir urtheilen anders über Arbeitseinstellungen als der Engländer alter Schule... Sobald es sich um größere Mengen von Arbeitern und ganze Industrieen handelt, ist es eine öffentliche Angelegenheit. Damit ist entfernt nicht gesagt, wir sollen das Koalitionsrecht aufheben, sondern nur, wir sollen es nicht blos vom Standpunkte der individuellen Freiheit, sondern von dem der allgemeinen Wohlfahrt betrachten und reguliren... Man wird dann auch nicht davor zurückschrecken, es da einzuschränken, wo die Verwilderung, der Haß und die Leidenschaften, die es entfacht, größer zu werden drohen, als der Segen der Institution". Das ist schon offener, ist aber auch 1889 erst geschrieben, wo man mit solcher Offenheit nirgends mehr anstoßen konnte. An anderer Stelle verlangt Herr Schmoller freiere Bahn für alle „nicht eigentlich sozialdemokratischen Gewerk- und Fachvereine". Dagegen hat selbst Herr v. Puttkamer niemals etwas gehabt, nur schien ihm jeder Fachverein „eigentlich" sozialdemokratisch.

Digitized by Google

Herr Schmoller gesteht in seiner gnädigen Geberlaune noch mehr zu. So z. B. Arbeiterausschüsse für große Etablissements. „In jedem größeren Werke, in welchem durch die Zahl der Leute der direkte persönliche Verkehr und der Meinungsaustausch zwischen Unternehmer und Arbeiter aufhört, muß eine Vertretung der Arbeiter, ein Ausschuß derselben, ein Aeltestenkollegium geschaffen werden, das einmal im Monat mit dem Unternehmer und seinen Beamten in einer Abendstunde um einen Tisch herum sich zusammensetzt, um über das gegenseitige Verhältniß in den Formen moderner Höflichkeit und mit Freimuth sich auszusprechen." Dagegen wäre nun gar nichts einzuwenden, aber was für Aufgaben fallen den Ausschüssen zu? „Die Strafjustiz und die Disziplin kann gerechter, energischer, erfolgreicher gehandhabt werden ... Vor Allem kann eine solche Strafbehörde eines, was dem Unternehmer unmöglich ist: sie kann das Privatleben der Arbeiter vor ihr Forum ziehen ... sie kann die jugendlichen Arbeiter und Lehrlinge in Bezug auf Wirthshausbesuch und derartiges kontroliren, mit den Eltern derselben verhandeln über Spareinlagen und Sparzwang ... Das Aeltestenkollegium wird so zu einem zensorischen Sittenamt werden. In dem Eisenwerk Marienhütte bei Kotzenau, wo ein Arbeiterausschuß seit 1872 besteht, ertheilt er den jungen Leuten Heirathskonsense... Jede Lohnherabsetzung in schlechter Zeit wird leichter gehen, wenn dem Aeltestenkollegium die Nothwendigkeit bewiesen wird. Der Direktor in Kotzenau hat so eine Lohnverkürzung von 10 Prozent ohne jede Schwierigkeit durchgesetzt." Wenn sich Arbeiter zu solchen Polizei- und Pfaffendiensten gegen die eigenen Klassengenossen hergeben sollten, so wäre das allerdings eine sittlich-psychologische Umbildung, die sich „bezahlt macht".

Darüber hinaus hat Herr Schmoller aber noch ein Mittel, um den Arbeiter mit dem Kapital zu versöhnen: die Gewinnbetheiligung, worunter er auch jede Gratifikation, jedes Weihnachtsgeschenk mitbehandelt. „Jedes Verhältniß von Person zu Person kann umgebildet werden, kann verbessert, kann versittlicht werden. Je gerechter die Arbeiter durch Akkordlohn, gleitende Skalen, Prämien, Gewinnbetheiligungen abgelohnt werden, desto mehr schwindet der Interessengegensatz, desto mehr wächst die natürliche Gemeinschaft der Interessen.... Ein großes schwedisches Werk zu Hoganos hat sich mit sehr gutem Erfolg von der Regierung das Recht ertheilen lassen, den Besten der älteren Arbeiter eine Medaille zu verleihen, welche diese nun mit Stolz tragen.... Fast überall, wo man das System (der eigentlichen Gewinnbetheiligung) verstanden hat richtig durchzuführen, waren die Folgen ähnliche. Die Stimmen der Unternehmer sind alle darüber einig, daß die Anstrengung der Leute, ihr Fleiß, ihre Sorgfalt und Sparsamkeit mit Material und Maschinen in stärkerer Proportion zugenommen haben, als die ihnen bezahlten Antheile den Lohn erhöhten, daß also die Unternehmer ein gutes Geschäft gemacht.... Der häufige und schädliche Wechsel von Beamten und Arbeitern hört auf oder wird vermindert, die Leute werden an das Geschäft gefesselt; das Aufsichtspersonal kann reduzirt werden."

„Von unten herauf müssen wir reformiren, in den einzelnen Geschäften müssen wir den Frieden herstellen, dann ist er auch wieder zu finden für ganze Geschäftsbranchen und für die ganze Gesellschaft. Das geschieht aber, wenn wir in jedem einzelnen größeren Geschäft den Angestellten durch Arbeiterausschüsse einen gewissen Antheil an der Verwaltung und inneren Ordnung der Geschäftsverhältnisse und durch eine entsprechende Gewinnbetheiligung neben dem festen Lohn ein Interesse am Gedeihen des Geschäfts geben. So werden die Dinge von unten her und von innen heraus wieder gesunden. Unsere großen Geschäfte

Digitized by Google

werden herrschaftliche, gut disziplinirte, autoritativ geleitete bleiben, aber daneben einen genossenschaftlichen Charakter erhalten.... Den Gesammtinteressen ist der Sieg über die trennenden Sonderinteressen gesichert."

Mit einem Hymnus auf die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 schließt das Buch ab. „Die Erlasse eröffnen kühn eine neue Epoche deutscher Sozialpolitik.... Deutschlands Stern war unter Kaiser Wilhelm und Bismarck in glänzendem Aufschwung. Daß er es auch unter Kaiser Wilhelm II. sein wird, dafür haben wir jetzt die Sicherheit."...

Man wird das Buch nur mit einem Gefühl tiefer Beschämung aus der Hand legen können. Das ist es also, was uns einer der namhaftesten deutschen Universitätslehrer, und zweifellos der einflußreichste Nationalökonom Deutschlands, „zur Sozialpolitik der Gegenwart" zu sagen hat! Wir haben es ohne die gelehrten Zuthaten eigentlich schon lange gelesen, in Unternehmerorganen und auch wohl schon in offiziösen Blättern. Aber mit welcher historischen Würde wird die trivialste Flickarbeit der rathlosen bürgerlichen Politik hier ausgestattet, wie schön erscheint da jede Profitjägerei als eine ethische Heldenthat und jede Unterdrückungsgesetzgebung als ein Sieg des Staatsgedankens! Was sich Großes in den Kämpfen unserer Zeit zeigt: das Ringen und Fortschreiten der Ausgebeuteten, die ganze opfer- und mühevolle Vorarbeit für eine bessere Zukunft, die neuerstandene und immer glänzender sich entfaltende Gedankenwelt des Proletariats — davon fällt auch kein Schimmer in den Kreis dieser Wissenschaft. Aber was irgendwo auftaucht an kleinlichen und kniffigen Vorschlägen und Schlichen, um die Arbeiter niederzuhalten und den Besitz zu festigen, was irgendwie — wie die Gewinnbetheiligung im oben entwickelten Sinne — den Klassengegensatz etwas verschleiern und dazu den Kapitalisten noch rascher bereichern könnte, was irgendwie geeignet erscheint, die Arbeiter zu korrumpiren, wie die spitzelnden, sittenrichtenden Arbeiterausschüsse des Herrn Schmoller — das rühmt diese Zunft wie eine Offenbarung und trägt es zusammen und kocht es aus zu breiten Bettelsuppen. Sie kennt wohl den Geschmack ihres Publikums.

Briefe aus England.

London, den 22. September.

England ist in diesem Augenblick zweifellos das für das Studium der modernen Arbeiterbewegung interessanteste Land. Was auf jedem Wissensgebiet das erste Streben des Forschers ist — die für ihn in Frage kommenden Erscheinungen sich möglichst frei von störenden Nebeneinflüssen abspielen zu sehen — trifft in Bezug auf die sozialistische und Arbeiterbewegung hier mehr als irgendwo anders zu. Faktoren, die in keinem natürlichen, aus den ökonomischen Interessenkämpfen oder der politischen Entwicklung sich ergebenden Zusammenhang mit ihr stehen, haben nur wenig Einfluß auf sie. Man kann der heutigen Arbeiterbewegung in England Alles nachsagen, nur nicht, daß sie eine Treibhauspflanze sei.

Daß die moderne, bürgerlich-kapitalistische Produktion in ihrem eigenen Schooß die Elemente erzeugt, die früher oder später sich gegen sie kehren und ihr den Garaus machen werden, ist ein Satz, der keiner Beweisführung mehr bedarf. Seit die Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus ihn zuerst formulirt, hat er sich in allen Ländern mit moderner Produktion bewahrheitet, sowohl was die technisch-ökonomischen, als was die politisch-sozialen Rückwirkungen

Digitized by Google

derselben anbetrifft. Ueberall beginnen die von der Bourgeoisie ins Leben gerufenen Produktionsmittel und Produktionskräfte sich gegen das Grundgesetz der bürgerlichen Oekonomie, „freie Konkurrenz", aufzulehnen, und neben der Bourgeoisie entwickelt sich, überall von ihr erzeugt und mit ihr anwachsend, ein Proletariat mit mehr oder minder ausgeprägten antibürgerlichen Tendenzen.

Aber nicht alle, gegen das Bürgerthum gerichteten Aktionen der Arbeiterklasse sind ausschließlich und direkt erzeugt durch den Gegensatz der wirthschaftlich-sozialen Tendenzen Beider in dem Sinne, wie er in dem vorerwähnten Satz zu verstehen ist. Die ersten Regungen des Proletariats gegen das Bürgerthum sind zwar antikapitalistisch, aber da sich die ersten industriellen Proletarier selbst aus untergehenden Klassen rekrutiren, von den Ideen dieser erfüllt, d. h. reaktionär. Das aufkommende Prolelariat revoltirt, um die Bourgeoisie daran zu hindern, die zünftlerisch-feudalistische Produktionsweise zu revolutioniren.

Sobald sie sich von der Vergeblichkeit dieses Beginnens überzeugt haben, suchen die lebhafteren Elemente der Arbeiterklasse die Sache am andern Ende anzufassen. Sie antizipiren den Verlauf der bürgerlichen Entwicklung und wollen die bürgerliche Produktion, noch ehe sie sich recht entfaltet, schon durch eine neue, die sozialistische, ersetzen. Sie sind oder halten sich für antibürgerlich-revolutionär. Da jedoch die ökonomischen Voraussetzungen der Umwandlung der Produktionsmethode noch durchaus fehlen, so verfallen sie, wenn sie aus dem Stadium der Deklamation heraustreten, entweder in hoffnungslose Revolten oder in ebenso hoffnungslose kleinbürgerlich-utopistische Experimente.

Auf diese Phase der Entwicklung folgen alsdann die Versuche, auf dem Boden der bürgerlichen Produktion, ohne das Wesen derselben in Frage zu stellen, durch Koalitionen ihre schädigenden Wirkungen von den Arbeitern abzuwehren. Die Ueberlieferungen der vorkapitalistischen Epoche, die nie ganz eingeschlafen, werden wieder aufgenommen und den neuen Verhältnissen angepaßt; die Gewerkschaftsbewegung tritt in den Vordergrund.

Diese Hauptströmungen lassen sich überall verfolgen; aber sie bilden nicht die einzigen Formen, welche die Arbeiterbewegung in ihren Anfängen aufweist. Ueberschätzen die geistig regeren Elemente ihre Kraft und ihre Mittel, so ist bei den Uebrigen, und sie bilden die Mehrheit, das Umgekehrte der Fall; sie erscheinen als eine unselbständige Masse, die entweder in großer Lethargie dahinlebt oder sich an bürgerliche Parteien anlehnt, bezw. deren Schwanz bildet. Sie übernimmt deren politische Phraseologie, versteht jedoch ganz andere Dinge darunter als jene. Sie ruft heute mit dem bürgerlichen Liberalismus: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und morgen — wenn sie dahinter gekommen ist, daß, was der Bourgeois unter Freiheit versteht, für sie Knechtschaft bedeutet, und was sie unter Freiheit meint, vom Bourgeois als abscheuliche Tyrannei bekämpft wird u. s. w. — ruft sie mit den antiliberalen Parteien: nieder mit dem Kapitalismus, ohne sich viel darum zu kümmern, daß Jene Interessen verfolgen, die den ihren noch schroffer entgegengesetzt sind, als die des Kapitalismus.

Die Kämpfe der bürgerlichen Parteien, bezw. der Parteien der Besitzenden untereinander, finden in der Arbeiterklasse ihren Nachhall. Diese muß nicht nur — auf beiden Seiten — den Vorwand für dieselben bilden, sie muß auch das Gros der Soldaten in diesen Kämpfen stellen, ob es sich nun blos um „Hurrahkanaillen" und „Stimmvieh" oder um, was ja auch vorkommt, „Barrikadenfutter" handelt. Wenig ehrenvoll und dankbar, wie diese Rolle zunächst ist, hat sie jedoch die Wirkung, die Arbeiter politisch zu erziehen und einzuexerziren; die bürgerlichen Parteien selbst lehren sie, ihre Ansprüche an Staat und Gesetz-

Digitized by Google

gebung zu erkennen und geltend zu machen. Finden später, nach heftigen Kämpfen innerhalb der herrschenden Klassen, Waffenstillstand oder Erschlaffung unter diesen statt, lassen sie gerade die Forderungen, mit denen sie die Arbeiter bisher im Schlepptau gehalten, fallen, so bleiben die Arbeiter trotzdem im Feld und versuchen, auf eigene Faust diese Forderungen zu erkämpfen. Das Resultat ist eine politische Arbeiterbewegung, die den Stempel der Frühreife an sich trägt. Gewaltsame Unterdrückungsversuche Seitens der jeweiligen Machthaber können ihr zeitweilig eine ungemeine Kraft verleihen, Staat und Gesellschaft scheinen in ihren Grundfesten erschüttert, man glaubt am Vorabend der großen sozialen Katastrophe zu stehen. Aber entweder kommt es überhaupt nicht zur Katastrophe, oder, wenn es dazu kommt, so zeigt es sich, daß Alles übertrieben war: die Angst der Spießbürger und die Drohungen und Prophezeiungen der Arbeiterführer. Der Kampf bleibt rein politisch, weil die ökonomischen Voraussetzungen der erwarteten sozialen Umwälzung fehlen.

Auf diese Weise ist z. B. die Arbeiterbewegung Frankreichs wiederholt künstlich in die Höhe getrieben worden und regelmäßig wieder zusammengebrochen, mit der Wirkung, daß nach der Katastrophe die Arbeiterklasse ebensoweit hinter das, was man ihren natürlichen Pegel nennen könnte, zurückgeschleudert wurde, als sie sich vorher über denselben hinaus erhoben. Aber auch in andern Ländern des Festlandes haben die bürgerlichen Desertionen so stark auf die Arbeiterbewegung zurückgewirkt, daß sich immer ein großes Mißverhältniß zwischen ihrer politischen Form und ihrer ökonomischen Grundlage ergab. Politische, nationale und Rassenkämpfe der Bourgeoisie lassen an einem Punkt eine politische Arbeiterpartei kaum aufkommen, während sie an einem andern einer solchen als Treibhaus dienen.

England, das seine bürgerliche Revolution am frühesten vollzogen und dessen Bürgerthum sich unter außerordentlich günstigen Verhältnissen entwickelt hat, konnte, von der Chartistenbewegung abgesehen, bisher kaum nennenswerthe politische Aktionen der Arbeiterklasse verzeichnen, und selbst die Chartisten traten mit viel mäßigeren Forderungen auf, als die entsprechenden Arbeiterparteien auf dem Festland. Nach dem Zusammenbruch der Chartistenbewegung schließen die Arbeiter mit der liberalen Partei einen stillschweigenden Kompromiß. Diese erscheint von jetzt ab als der berufene Anwalt der politischen Forderungen der Arbeiter, und jene beschränken sich auf die Gewerkschaftsbewegung. Von kleinen Raufereien und Zänkereien abgesehen, die aber keine größere Bedeutung haben, als die Raufereien und Zänkereien der Kapitalisten untereinander, herrscht im „Musterlande des Kapitalismus“ zwischen Kapital und Arbeit „Harmonie“. Sie erklärt sich durch die Ausbeutung der Kolonien durch das Mutterland, sowie durch den steigenden Absatz, den Englands Industrieerzeugnisse in der ganzen Welt, das europäische Festland nicht ausgenommen, finden. Außerdem bieten die Kolonien ein stets offenes Aufnahme-Reservoir für die „freigesetzte“ Arbeiterbevölkerung.

Unter diesen Umständen ist in England die liberale Partei selbst darangegangen, das Wahlrecht der Arbeiterklasse zu erweitern, deren Stimmen sie gegen ihre konservativen Gegner, die Großgrundbesitzerpartei braucht, während in Frankreich sowohl wie in Deutschland das allgemeine Wahlrecht dem Liberalismus aufgezwungen werden mußte. Gerade um dieselbe Zeit aber, wo sie dies thut, werden die heftigsten Schläge gegen Englands Herrschaftsstellung auf dem Weltmarkt geführt. Die festländische Industrie entwickelt sich fieberhaft, ein Land nach dem andern, mehr noch, eine Kolonie nach der andern, schließt sich durch hohe Schutzzölle gegen die englische Konkurrenz ab. Hat das auch nicht die

Digitized by Google

Wirkung, Englands Industrie zu ruiniren, so bewirkt es doch, daß die englischen Arbeiter aus ihrem bisherigen Stillleben recht unangenehm aufgestört werden. Sie kriegen von Neuem die Kehrseite des kapitalistischen Produktionssystems zu kosten. Die Ausnahmestellung Englands auf dem Industriemarkt, die diese Kehrseite bisher ihren Blicken verdeckte, geht in die Brüche. Es werden zwar noch immer neue Absatzgebiete erschlossen und die bisherigen erweitert, aber das verlangsamt nur den Prozeß, hebt ihn jedoch nicht auf. Daß er sich langsam vollzieht, hat zur Folge, daß die entsprechende politische Bewegung ebenfalls langsam vor sich geht. Es kann sich Alles hübsch allmälig ausreifen.

Noch sind zunächst die bisherigen Traditionen stark genug, einen plötzlichen Bruch zwischen Liberalismus und Arbeiterklasse zu verhindern. Und zwar die beiderseitigen Traditionen. Die Arbeiter sind in den langen Jahren der guten Ehe daran gewöhnt worden, ihre Forderungen zwar in sehr kleinen Dosen und in sehr abgemessenen Zwischenräumen bewilligt zu erhalten, aber schließlich haben sie doch erhalten, was man ihnen versprochen, und somit entschließen sie sich nicht leicht, von diesem „praktischen" Weg abzugehen. Der politische Druck fehlt ganz, und der ökonomische Druck ist nicht stark genug, sie zu einer ruckweisen Veränderung ihrer Stellung zu veranlassen. Die Bourgeoisie ihrerseits hat in den glücklichen Jahren ebenfalls gelernt, sich mit ihrem guten Freund und dereinstigen Erben abzufinden. Sie hat kräftigere Nerven als ihre festländischen Klassengenossen. Außerdem — und das ist ein Faktor, der sehr ins Gewicht fällt, — ist Englands Bourgeoisie mehr als die irgend eines anderen Landes durchsetzt mit Elementen, die an den Konflikten zwischen Unternehmern und Arbeitern, wenigstens soweit sich dieselben in England abspielen, fast gar kein, oder doch nur ein sehr indirektes Interesse haben, und die daher zu Zugeständnissen an die Arbeiter ganz besonders geneigt sind — natürlich, so lange es sich um „vernünftige" Forderungen handelt. Diese Elemente nun spielen, da sie meist recht wenig zu thun haben, auch in den politischen Parteien, und namentlich in der liberalen Partei, eine große Rolle. Und wenn sie dieselbe auch nicht verhindern können, Klassenpartei zu sein, so verhindern sie doch, daß der Klassen-Charakter in ihr zum schroffen Ausdruck kommt.

Berücksichtigt man das Alles, und zieht man weiter in Betracht, wie viel hier die Philanthropie aufbietet, um die gesellschaftlichen Gegensätze zu überbrücken, und wie viel freigebiger der Engländer darin ist als der Deutsche und der Franzose*), so erhält man erst den richtigen Maßstab für die Bedeutung der auf dem soeben abgehaltenen 23. Jahreskongreß der englischen Gewerkvereine gefaßten Beschlüsse.

Die englischen Gewerkvereine waren bisher das Schoßkind des englischen Liberalismus gewesen. Seit der eben berührte stille Kompromiß geschlossen worden, hatten sich die gegenseitigen Beziehungen immer intimer gestaltet, und im Jahre 1885 hatte der alte Gladstone das Bündniß damit besiegelt, daß er den Gewerkvereinsführer Broadhurst ins Ministerium nahm und einem zweiten Gewerkvereinsführer, dem langjährigen Sekretär des Gewerkvereins der Maschinen-

*) Das hat sich u. A. erst letzthin wieder gezeigt, als ein Diätenfonds gesammelt wurde, um den Sozialisten John Burns der Nothwendigkeit zu entheben, sein Mandat für den Londoner Grafschaftsrath niederzulegen und an den Schraubstock zurückzukehren; da figurirten eine ganze Anzahl liberaler Politiker mit Beiträgen von fünf und zehn Pfund. Lord Ripon, der unter Gladstone Statthalter für Indien gewesen, zeichnete sogar 25 Pfd. Sterling ꝛc.

Digitized by Google

bauer, Burnett, einen Posten im Ministerium für die gewerblichen Angelegenheiten gab. Die sozialistisch angehauchten Eröffnungsreden auf den bisherigen Gewerkvereinskongressen hatten das freundschaftliche Verhältniß nicht beeinträchtigt. Erstens sind englische Politiker, wie gesagt, nicht nervös, namentlich solange es sich um Reden handelt, und zweitens ist der englische Liberale zwar Freihändler, aber nicht das, was man in Deutschland Manchestermann nennt. Er ist vielmehr „auch" Sozialist. Natürlich muß es ein vernünftiger, d. h. ein bürgerlicher Sozialismus sein, der seinen Beifall haben will, aber die Reden der Threlfall, Bevan, Shafton, gingen auch über diese Grenze nicht hinaus und ebensowenig gingen es die Beschlüsse der Kongresse.

Hält man sich an den Buchstaben, so haben das auch die Beschlüsse des Liverpooler Kongresses nicht gethan, denn der gesetzliche Achtstundentag ist durchaus nicht mit dem Bestande der bürgerlichen Gesellschaft unverträglich. Thatsächlich aber bedeutet der Beschluß einen Bruch mit dem bisher starr festgehaltenen Grundsatz des Liberalismus: keine Beschränkung der wirthschaftlichen Freiheit gesetzlich mündiger Staatsbürger. Verbote aus sanitären und ähnlichen Gründen — ja; aber aus ökonomisch-sozialen Gründen — nein. Es haben sich allerdings in neuerer Zeit auch liberale Politiker in England für die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit ausgesprochen, aber sie sind vereinzelt geblieben. Kein Einziger der berufenen Führer hat die Forderung aufgenommen — der sehr fähige Charles Dilke, der es gethan, ist vor der Hand noch politisch unmöglich — dagegen hat gerade der vielfach als Nachfolger Gladstone's betrachtete John Morley ihre Unterstützung noch vor einem Jahre sehr energisch abgelehnt.

Und diese Forderung, die noch vor zwei Jahren auf dem Gewerkschaftskongreß in Bradford mit allen gegen 11 Stimmen abgelehnt worden war, die vor einem Jahr (in Dundee) nur 63 Stimmen erhielt, ist diesmal mit 191 gegen 157 Stimmen angenommen worden.

Der Kongreß in Liverpool war der von allen bisher stattgehabten Gewerkschaftskongressen am zahlreichsten beschickte. Die höchste Delegirtenzahl war bisher 210 gewesen, die diesmalige war 457; die höchste Zahl der vertretenen Vereine, bezw. Verbände hatte betragen 171 — diesmal belief sie sich auf 311; die höchste Zahl der vertretenen Mitglieder war bisher 1,191,922*) gewesen — diesmal 1,470,191**).

Zwei Umstände haben hauptsächlich zusammengewirkt, diese Riesenbetheiligung herbeizuführen; erstens der große Aufschwung der Gewerkvereinsbewegung, der auf den Londoner Dockstrike im vorigen Jahre gefolgt ist und zur Schaffung einer großen Anzahl von Gewerkvereinen ungelernter Arbeiter (der „neuen Unions") geführt hat, und zweitens gerade die Thatsache, daß schon vorher bekannt war, es würde zu einem Messen der Kräfte zwischen den Vertretern der alten Gewerkvereins-Taktik und denen der neuen Richtung kommen, die auf die Schaffung einer selbständigen, von beiden alten Parteien getrennten Arbeiterpartei hinstrebt. Beide Richtungen hatten alle ihre Kräfte aufgeboten, sich den Sieg zu sichern, und nicht zum Geringsten gilt dies gerade von den „Alten". Anfangs schien es sogar, als hätten sie die Mehrheit, und sie machten von ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit nicht gerade den besten Gebrauch. Sie haben im Niederstimmen und Niederschreien das Menschenmögliche geleistet. Das Erstere geschah gleich

*) In Bezug auf diese Zahl ist indeß zu bemerken, daß sie aus einer Zeit datirt (1874), wo die Kontrole eine sehr schwache war.

**) Die Zahlen für die einzelnen Kongresse zeigt umstehende Tabelle.

Digitized by Google

am ersten Tage mit dem sehr vernünftigen Antrage des Londoner Sozialisten Quelch, im Hinblick auf die wichtige und umfangreiche Tagesordnung des Kongresses auch die erste Sitzung nicht vor fünf Uhr Nachmittags zu schließen. Der Lordmayor von Liverpool hatte nämlich die Delegirten zu einer Dampferfahrt mit daran anschließendem Diner, auf seine, bezw. der Stadt Kosten, eingeladen, die den Schluß schon um die Mittagszeit nöthig machte. Dem Folge zu leisten, war natürlich sehr wichtig, und so ließ man es nicht einmal zu einer Debatte über den Antrag Quelch kommen. Der Antragsteller und der — nach englischem Gebrauch erforderliche — Befürworter des Antrages konnten sich kaum verständlich machen, und dann wurde schleunigst abgestimmt. Einer der Delegirten von Liverpool, Mitglied der dortigen Stadtvertretung, hatte dem Kongreß darlegen wollen, daß derselbe sich durch Annahme der Einladung selbst ins Gesicht schlage, denn die Stadt Liverpool betreibe ein Schwitzsystem schlimmster Art, aber er hatte das Wort nicht erhalten können. Die „Alten" kannten sich eben viel besser als die „Neuen" und schaarten sich von vornherein zur Phalanx, die „Neuen" fanden sich erst im Lauf des Kongresses zusammen. Dann freilich gewannen auch sie mehr Selbstvertrauen.

Neben dem Beschluß über den gesetzlichen Achtstundentag sind noch besonders bezeichnend die energische Betonung der Nothwendigkeit einer stärkeren Vertretung der Arbeiter im Parlament, sowie eine Resolution, die man als „kommunalsozialistisch" bezeichnet hat, weil sie auf die Errichtung von kommunalen Werkstätten hinausläuft. An sich ziemlich harmlos, zeigt sie doch die Richtung der auf dem Kongreß vertretenen Strömung an. Ferner war auch von Bedeutung die Besetzung der Stelle des parlamentarischen Sekretärs an Stelle des zurückgetretenen Broadhurst. Auch hier siegten die „Neuen", die den Bergarbeiterabgeordneten Fenwick als ihren Kandidaten proklamirt hatten, obwohl derselbe kein

Kongreß	Delegirte	Vertretene Vereine	Vertretene Vereinsmitglieder
1868 Manchester	34	?	118,367
1869 Birmingham	48	40	230,000
1870 kein Kongreß	—	—	—
1871 London	50	40	289,420
1872 Nottingham	77	63	375,000
1873 Leeds	132	140	730,074
1874 Sheffield	169	153	1,191,922
1875 (Januar) Liverpool	151	107	818,032
1875 (Oktober) Glasgow	139	109	539,823
1876 Newcastle	140	113	557,488
1877 Leicester	141	112	691,089
1878 Bristol	136	114	623,957
1879 Edinburg	115	92	541,892
1880 Dublin	120	105	494,222
1881 London	157	122	463,899
1882 Manchester	153	126	509,337
1883 Nottingham	163	134	552,091
1884 Aberdeen	142	129	598,033
1885 Southport	161	136	580,976
1886 Hull	143	121	633,008
1887 Swansea	156	131	674,034
1888 Bradford	165	138	816,944
1889 Dundee	210	171	885,055
1890 Liverpool	457	311	1,470,191

Digitized by Google

ausgesprochener Parteigänger ihrer Richtung ist; und der bekannte G. Shipton unterlag, trotzdem er für seine Wahl das Opfer gebracht hatte, für den gesetzlichen Achtstundentag zu stimmen, gegen den er noch vor einigen Monaten im Londoner Trades Council alle Minen in Bewegung gesetzt hatte.

Er war es hauptsächlich gewesen, der es damals verhindert hatte, daß am 4. Mai eine einheitliche Demonstration für den Achtstundentag stattfand. Aber er bewirkte das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte. Es zeigte sich durch die Spaltung erst recht, wie groß die Anhängerschaft für den gesetzlichen Achtstundentag bereits unter den Arbeitern Londons war. Der kolossale Erfolg der Demonstration vom 4. Mai in London aber hat dann erst die Provinz aufgerüttelt, und es ist nicht zuviel gesagt, daß der Beschluß in Liverpool ohne jene Demonstration wahrscheinlich nicht durchgegangen wäre.

Um diesen Brief nicht über Gebühr auszudehnen, sei die Erörterung über die voraussichtliche Rückwirkung des Kongresses auf die hiesige Arbeiterbewegung und die politischen Parteien für ein späteres Mal vorbehalten. E. Bernstein.

Feuilleton.

Später.

Soziale Studie von **Minna Kautsky.**

Motto: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Es war ein Nachmittag im März, aber ein rascher Wetterumschlag hatte die Großstadt in den Winter zurückversetzt. Seit dem Morgen rieselte ein flockiger nasser Schnee unaufhörlich hernieder, der auf der Straße, unter den Füßen der Passanten sich in einen schmutzigen Brei verwandelte.

In dem mit Glas überdeckten Hofe des stattlichen Hauses, das Bankier Rodenberg mit seiner Gattin bewohnte, stand die mit Schimmeln bespannte Equipage der letzteren. Der Kutscher in korrektester Haltung auf dem Bocke sitzend, und der geschmeidige Henry, die Hand auf der Klinke des Wagenschlages, warteten seit einer Stunde auf das Erscheinen der gnädigen Frau.

Die Beiden sahen blaß aus, sie froren, aber keiner hätte es gewagt, sich zu rühren.

Im Hause Rodenberg herrschte eine strenge, unnachsichtige Disziplin; der Herr glaubte zu wissen, was er von seinen Leuten zu verlangen berechtigt sei, nachdem er so viel von sich selbst verlangt hatte. Er hatte sein lebenlang gearbeitet, sich aus Leibeskräften geschunden, um in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, das heißt, um jenen Reichthum und jenes Ansehen zu erringen, das nur Wenigen zu erringen möglich ist. Er durfte sich zu diesen Auserlesenen zählen. Aber sein Ehrgeiz wuchs mit seiner Bedeutung. Er besaß Reichthum, nun wollte er Vornehmheit sich erkaufen; er besaß Geschäftsgeist und Raffinement, ihn gelüstete mit Geistesgrößen in Verbindung zu treten. Seine Beziehungen zum Weibe hatten sich bisher in irregulären Formen gehalten, was ihn nicht hinderte, jetzt, nachdem er vierzig Jahre alt geworden und das schwache Geschlecht gründlich verachten gelernt, sich nach einer passenden Gattin umzusehen, die seine ehrgeizigen Wünsche befriedigen sollte.

Digitized by Google

In Fräulein Pauline Kunze hatte er sie gefunden. Sie war die Tochter eines berühmten Forschers, der als Chemiker Erfindungen gemacht, welche eine Anzahl Unternehmer bereicherten, wofür ihm diese besonders dankbar waren. Er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und die meisten Souveräne hatten ihm Orden verliehen.

Der Mann der Wissenschaft hatte sie mit dem Gleichmuth einer vornehmen Natur entgegengenommen, die solchen Auszeichnungen keinen höheren Werth beilegt, als sie verdienen. Seine Tochter hatten sie mit ungemessenem Stolze erfüllt. Ihr hatten die Verdienste ihres Vaters frühzeitig eine Ausnahmsstellung geschaffen. Als Abkömmling eines hervorragenden Menschen galt sie selbst als hervorragend, und wo sie sich zeigte, erregte sie Aufmerksamkeit, genoß sie Ehren und Auszeichnungen, die sie sich gewöhnte als etwas Selbstverständliches, ihr persönlich Zukommendes anzusehen. Sie war indeß zu wohl dressirt, um nicht den Schein einer Bescheidenheit anzunehmen, von der sie doch so weit entfernt war; ja, sie kokettirte mit ihrer Demuth, mit ihrer Sucht nach Einfachheit, weil man sie im Hinweis auf ihren Vater gelehrt hatte, daß diese Eigenschaften der wahren Größe entsprächen. Aber sollte auch der Reichthum ihrer Seele verborgen bleiben? Nein, er durfte sich in ihrer gewählten Ausdrucksweise verrathen. Sie gefiel sich bald in den gesuchtesten Wendungen und ihr Mund selbst nahm einen pretentiösen Ausdruck an, weil es doch ausgemacht war, daß er immer etwas Geistreiches zu sagen hatte. Im Uebrigen besaß sie den Habitus ihres Vaters; sie war groß und kräftig gebaut, nachlässig in ihren Bewegungen. Auch die scharf vorspringende Nase, auf der ein Wärzchen kecklich balancirte, war ihr als Erbgut zugefallen. Aber was ein anderes Mädchen als Verunstaltung empfunden hätte, sie trug's mit Stolz, denn das Genie vererbt auch seine äußerlichen Zeichen.

Und ebenso überzeugt war sie, daß sie dereinst, „dem Gesetze der Oszillation zu Folge", wie sie sich gelehrt ausdrückte, das ist, der vom Großvater auf den Enkel überspringenden Aehnlichkeit, einem genialen Sohne das Leben geben werde.

Es galt nun, unter den sich herandrängenden Freiern denjenigen auszuwählen, der eines solchen Geschenkes würdig war.

Aber für all diese jungen Doktoren und Gelehrten, diese Künstler und neugebackenen Barone, die in Bewunderung zu ihr emporblickten, hatte sie nur ein geringschätziges Achselzucken. Sie Alle wollten sich an die Rockschöße des großen Mannes hängen, um, was sie auf diese Weise erlangt, mit ihr zu theilen.

Es reizte sie nicht; was sie von ihrem Gatten verlangte, war ein fürstliches Vermögen, ja, es war das Einzige, was sie bedurfte, denn alles Uebrige besaß sie selbst.

So kam es, daß sie sich nach kurzem Besinnen entschloß, Frau Rodenberg zu werden.

Und diese Ehe, die kein wärmeres Gefühl zur Voraussetzung hatte, schien beide Betheiligten gleich sehr zu befriedigen, da der Eigennutz eines Jeden dabei seine Rechnung fand.

Und wenn Pauline auch nach wie vor für die bescheidene Einfachheit einer großangelegten Natur schwärmte, so hatte sie dies nicht verhindert, ihr Haus auf das luxuriöseste einzurichten und sich exklusiver als je zu geben.

Ihr Gatte aber, der beschränkte, ganz in Ziffern aufgehende Geschäftsmann, der bis dahin nur mit Börsenjobbern und Halbweltsdamen verkehrt hatte, blähte sich auf, als sich an seiner langen Tafel die Geistesaristokratie zusammenfand.

Er bewirthete sie glänzend, denn er wußte sehr wohl, daß diese seinem Golde erst den wahren Schimmer verleihen würde. Aber dies neue Leben bot

Digitized by Google

dem jungen Ehepaar so viel Abwechslung, barg so viel Anstrengungen, daß sie in dieser überreichen Beschäftigung völlig des genialen Sohnes vergaßen, den sie sich versprochen hatten. Während der todten Saison an einem furchtbar langweiligen Nachmittage erinnerten sie sich gähnend daran, und sie erlangten bald die Gewißheit, daß sie dieser müssigen Stunde einen Erben verdanken würden.

Wird es aber auch wirklich ein Knabe sein?

Das Gegentheil hätte sie Beide in die größte Bestürzung versetzt, aber man glaubt nur das, was man wünscht, und so waren die Vorbereitungen ganz der hohen Bedeutung einer männlichen Nachkommenschaft entsprechend.

Nur Hoflieferanten wurden mit der Herstellung der Kindswäsche betraut.

Aber es sollte Alles einfach und schmucklos sein; statt der luxuriösen Brüsseler Spitzen nur einfache point d'aiguilles, der bescheidenste Rahmen um das kostbarste Werk. Indeß häufte sich die Ausstattung zu immer größeren Stößen in dem mit lichter Seide tapezierten und mit einem dicken Teppich belegten Kinderzimmer. Es ging nach Norden, hatte keine Sonne und die Fenster waren mit dunklen Vorhängen und weißen, stets geschlossenen Stores verhängt, im Uebrigen waren alle Winke der modernen Hygieine darin verwirklicht, welcher auch die junge Mutter in Bezug auf ihre eigene Person zu entsprechen suchte. Das größte Gewicht legte sie indeß auf die ästhetischen Einwirkungen, die durch sie selbst auf den künftigen Weltbürger übertragen werden konnten. „Das geistige Element sollte schon den Embryo in mystischer Weise beeinflussen." Sie las Shakespeare und Homer, besuchte Galerien und Museen. Ihr Gatte hatte die liebenswürdige Aufmerksamkeit, den Apollo vom Belvedere in herrlicher Nachbildung in ihrem Zimmer aufstellen zu lassen, um ihr eine Vorstellung von männlicher Schönheit zu geben; sobald er aber glaubte, daß ihre Phantasie sich hinlänglich daran erhitzt habe, setzte er sich neben sie, um sie wieder abzukühlen. Aber sie verlangte Anregung, Zerstreuung, Erheiterung nach jeder Richtung hin. Um die geistige Regsamkeit ihrem Kinde zu sichern, durfte sie sich selbst keinen Augenblick langweilen.

Und so war sie denn auch in dieser Saison die Tonangebende und Gefeierte, und wie sie sich schmeichelte, auch die Anmuthige gewesen, denn sie verstand ihre Unförmlichkeit durch die kunstgerechtesten Korsetts zu verbergen. Es schadete wohl nichts, wenn das körperliche Wachsthum des Erwarteten ein wenig hintan gehalten wurde, das konnte er *später* einholen, und sie selbst würde es dadurch leichter haben.

Aber die Saison und ihre Schwangerschaft neigten ihrem Ende zu und Frau Rodenberg dachte eben daran, sich zurückzuziehen, als die Ernennung ihres Papas zum geheimen Rathe erfolgte. Es war die kaiserliche Anerkennung seiner Verdienste, und der Greis sah sich von einem Heer von Gratulanten umringt, die ihm rauschende Ovationen zugedacht hatten. Seine einzige Tochter durfte da nicht zurückstehen. Das Haus bereitete ein großartiges Fest vor, um diesen Akt der kaiserlichen Gnade zu feiern. In der ganzen Stadt, ja selbst bei Hofe sollte man davon sprechen.

Pauline hatte sich eine neue Robe machen lassen, von schwerem Seidenbrokat, die sie in ihrer Fülle majestätisch kleidete. Ihr Mann hatte ihr eine Krone von Diamanten dazu geschenkt, man konnte nichts prächtigeres sehen, und sie erwartete nun mit Ungeduld den Augenblick, wo all die Ehren und Huldigungen, die der bescheidene Greis ablehnte, auf sie, seine Tochter, die Repräsentantin des Hauses, zurückfallen würden.

Digitized by Google

Dieser Augenblick schien gekommen; sie hatte ihren Wagen befohlen, weil sie selbst den riesigen Lorbeerkranz und andere kostbare Blumenspenden besorgen wollte, und nun wartete der Wagen noch immer.

Die Pferde schlugen mit ihren Hufen den Boden in wachsender Ungeduld, die Bedienten aber hätte man für erstarrt halten können, wenn nicht die jämmerlichen Grimassen, mit denen sie sich gegenseitig traktirten, ihre Empfindungen verrathen hätten.

Endlich kam Jemand eilig und holpernd die teppichbelegte Treppe herab, es war der Chef des Hauses selbst.

Er sah aufgeregt und verstört aus, die hochgezogenen Brauen und der gleichzeitig herabgezogene Mund ließen ihn geradezu kläglich erscheinen.

„Henry, Henry, ich muß — wir müssen —", er neigte sich an das Ohr des Dieners und stammelte einen Namen.

Henry sah höchlich erschreckt aus.

„O!" machte er.

Rodenberg verstand ihn. „Es kommt ungelegen, höchst ungelegen! dieses Fest, diese Vorbereitungen, was mich das gekostet hat, und jetzt kann ich telephonisch absagen!"

Henry dachte an die Trinkgelder, die ihm entgingen und fand diese Ueberraschung höchst rücksichtslos. „Und Euer Gnaden wollen selbst —?" fragte er, indem er dem etwas beleibten Herrn in den Wagen half.

Rodenberg faßte sich am Kopfe.

„Die Verwirrung da oben ist grenzenlos, und meine Frau — ich kann das nicht mit ansehen. Sagen Sie dem Kutscher, er soll schnell fahren, um Gotteswillen, nur schnell!"

Der Wagen fuhr eiligst von dannen.

Er war da! Der so lang erwartete, sorgfältig vorbereitete Sprößling hatte eine Stunde später das Licht der Welt erblickt. Aber er hätte einen Tag später kommen müssen, um eines guten Empfanges sicher zu sein.

Der erste Blick, der das kleine Wesen getroffen, war kein freundlicher, und es waren harte, ungeduldige und über seine Voreiligkeit erboste Hände, die es berührten.

Sein Vater wartete im Nebenzimmer; die enormen Ziffern, die die Vorbereitungen zum Fest verschlungen, tanzten höhnend vor seinen Augen, da kam die Meldung, daß Alles glücklich vorbei sei.

„Ein Knabe?" fragte er und ihm stockte der Athem, denn die Möglichkeit, daß es auch ein Mädchen sein könnte, trat zum ersten Mal mit ihrer erschreckenden Perspektive ihm vor die Seele.

„Ein Prachtjunge", kam die Antwort zurück.

Herr Rodenberg hob sich höher; sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, während er mit der linken Hand, wie in Selbstliebkosung, sein herabhängendes Kinn streichelte.

„Ein Junge also — bravo, ein Prachtjunge, sehr brav." Er tätschelte sich noch immer und sah ganz triumphirend aus.

In der That, der Erbe eines großen Namens von mütterlicher und eines kolossalen Vermögens von väterlicher Seite war geboren worden; welch ein glückliches Kind, das die Verhältnisse von vornherein auf die Höhe der Menschheit gehoben!

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 2. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Der Parteitag in Halle.

Nach dreizehnjähriger Unterbrechung, herbeigeführt durch die fast zwölfjährige Herrschaft des Sozialistengesetzes, wird die deutsche Sozialdemokratie zum ersten Male wieder einen Parteitag auf deutschem Boden haben. Das ist ein Ereigniß, das in mehr als einer Beziehung für Freund und Feind vom höchsten Interesse ist. Zum ersten Male nach dreizehn Jahren kann die Partei ihre Kraft und Macht in ungehindertem Maße aufbieten, um ihre Vertreter auf einen Parteitag zu entsenden, und so darf man am 12. Oktober in Halle eine Versammlung von Vertretern der Partei erwarten, wie sie ähnlich das deutsche Proletariat noch nicht gesehen.

Neben den „Alten", die seit Jahrzehnten unentwegt in der Bewegung gestanden, Freud und Leid der Partei in vollem Maße getheilt und namentlich auch von dem letzteren ihr voll gerüttelt Maß erhalten haben, wird die Armee der „Jungen" aufmarschiren, Männer, die in der Mehrzahl noch nie einem Parteitag beigewohnt, das Parteileben in seiner Entfaltung unter gewöhnlichen Rechtszuständen noch nie kennen gelernt, aber mit warmem Eifer und voller Begeisterung der Partei ihre Dienste weihten und gestählt im Glühofen des Sozialistengesetzes frühzeitig lernten, was die Partei bedarf.

Diese gemeinsame Massentagung der „Alten" und der „Jungen" ist's, die namentlich unsere Gegner in erster Linie interessirt und sie veranlaßt, gestützt auf gewisse Vorkommnisse der letzten Zeit, ihre Hoffnungen auf Meinungsdifferenzen zu setzen, die zu Spaltungen führen und so eine Schwächung der Partei herbeiführen könnten, die sie, die Gegner selbst, mit allem ihrem Witz und ihrer Kraft bisher nicht herbeizuführen vermochten.

Diese Hoffnungen werden voll und ganz zu Schanden werden; dafür werden sich aber die Hoffnungen der eigenen Partei erfüllen, die erwartet, daß ihre Vertreter in ernster Berathung und freiestem Meinungsaustausch in der Gestalt der neuen Organisation und der sie ergänzenden, auf eine kraftvolle und ausgiebige Agitation gerichteten, Beschlüsse einen Boden schaffen, von dem aus die Eroberung der alten Gesellschaft sich immer rascher vollzieht.

Diejenigen, die auf ernsthafte Differenzen bauen, werden finden, daß in allen sachlichen Fragen unter der Voraussetzung sachlicher Erörterung — und

Digitized by Google

dafür wird der Parteitag sorgen — sich mit Leichtigkeit eine an Einstimmigkeit grenzende Verständigung erzielen läßt. Die Partei marschirt, durch die Maßnahmen ihrer Gegner, mit gebundener Marschroute ihrem Ziele zu. Es wird sich zeigen, daß auch ohne die vielberühmten eisernen Reifen des Sozialistengesetzes die Partei das Bewußtsein hat, einer Armee zu gleichen, die von allen Seiten von Feinden umgeben ist, die auf etwaige Fehler spekuliren, um diese für sich nach Kräften auszunutzen. Diese Thatsache allein, deren Erkenntniß sich dem ersten wie dem letzten unter uns aufzwingt, läßt für Sezessionen, seien sie auch noch so unbedeutend, keinen Platz. Ebensowenig aber wird sich irgend wer in der Partei das Recht nehmen lassen und Niemand wird ihm dieses Recht verkümmern, Kritik an Zuständen und an den Handlungen von Personen zu üben, die für das innere Leben der Partei von Wichtigkeit sind. Auf Unfehlbarkeit hat Niemand Anspruch, und nur in der Uebung vernünftiger gegenseitiger Kritik liegt die Gewähr, daß Alles im rechten Geleise geht und Jeder auf dem ihm angewiesenen Platze seine Schuldigkeit thut. Umgekehrt wird die Ueberschreitung dieser Grenzen im Angriff und in der Kritik, davon sind wir ebenfalls überzeugt, ihren Richter finden und zwar wieder im Parteitag selbst, der die höchste Repräsentation der Partei ist und als solche die höchste Autorität übt.

Werden also die Erwartungen der Feinde unserer Sache sich nicht verwirklichen, dann um so mehr die Erwartungen der Freunde, die von allen Enden Deutschlands aus ihre Vertreter nach Halle senden. Und nicht nur sie, die Genossen in Deutschland, man darf es ohne Uebertreibung sagen, das klassenbewußte Proletariat der ganzen Welt wird am 12. Oktober und die folgenden Tage seine Augen nach Halle gerichtet haben und wird den dort gepflogenen Verhandlungen mit dem gespanntesten Interesse folgen.

Wie die sozialistischen Ideen in den letzten Jahren in allen Kulturländern der Welt mächtig an Ausbreitung gewonnen haben, so ist auch im Gegensatz zur Bourgeoisie, die in Folge ihrer ökonomischen Machtentfaltung innerhalb der einzelnen Kulturstaaten sich durch Zölle und Prohibitivmaßregeln die Absatzgebiete gegenseitig abgräbt und den nationalen Antagonismus zu steigern sucht, das internationale Solidaritätsgefühl des Proletariats mächtig gewachsen. Die Internationalität ist auf dem besten Wege, für die Arbeiter sich zu verwirklichen, und als die Führerin in diesem auf internationale Verbrüderung und Völkerbefreiung gerichteten Kampfe wird neidlos von den Sozialisten aller Länder die deutsche Sozialdemokratie angesehen.

Dieser Führerrolle und dieser hervorragenden Stellung unter den sozialistischen Parteien der Welt werden die Vertreter des deutschen Proletariats, die in Halle vereinigt sind, sich bewußt sein und sie werden dementsprechend berathen und handeln.

Naturgemäß wird es sich in Halle zunächst darum handeln, die sozialistengesetzliche Geschäftsperiode zu liquidiren und alsdann die Grundlagen für die neue Organisation und Agitation zu schaffen. Die mancherlei Meinungsverschiedenheiten, die ebenso naturgemäß bei einer solchen Erörterung auftauchen werden und müssen, werden, daran ist gar nicht zu zweifeln, schließlich in der für die Partei zweckmäßigsten Weise entschieden. Werden Fehler gemacht, die dann nicht dem Mangel an Einsicht, sondern nur den bis jetzt noch in Dunkel gehüllten Maßnahmen der staatlichen Gewalten zuzuschreiben sein werden, so wird die Partei sie ohne großen Schaden repariren. Eine Partei, die das Sozialistengesetz siegreich überwunden hat, wird durch keine sonstigen staatlichen und behördlichen Zwangsmaßnahmen sich ernstlich beirren oder gar unterbringen lassen.

Digitized by Google

Dahingehende Hoffnungen, sollten sie bestehen, dürften gar schmählich Schiffbruch leiden und setzten eine Kurzsichtigkeit voraus, die man nach all dem Erlebten kaum noch für möglich halten sollte.

Ist der Boden der neuen Organisation geschaffen, dann wird es sich um die Schaffung der Organe und die Wahl der Personen handeln, die berufen sind, die Verwaltung dem Willen der Gesammtheit entsprechend zu leiten. Diese Wahl wird keine Schwierigkeiten und vermuthlich auch keine ernsthaften Meinungsverschiedenheiten hervorrufen.

Die Schaffung eines neuen Parteiprogramms, eine Frage, die bereits den Parteitag in St. Gallen beschäftigte, wird als eine der allerwichtigsten auch wieder den Parteitag in Halle beschäftigen, diesmal jedoch unter Verhältnissen, wie sie in St. Gallen noch nicht vorauszusehen waren. Es war daher auch in der Ordnung und wird die Billigung des Parteitags zu Halle finden, daß die in St. Gallen niedergesetzte Kommission für die Ausarbeitung eines neuen Parteiprogramms es unterließ, dem Parteitag zu Halle mit einem fertigen Entwurf entgegenzukommen. Nachdem nunmehr durch die neue Ordnung der Dinge eine ungehinderte Diskussion des neuen Programms in Versammlungen und in der Presse möglich ist, ist es auch wünschenswerth, daß hiervon dort wie auf dem Parteitag ausgiebiger Gebrauch gemacht wird und die neue Kommission für die Ausarbeitung ihres Entwurfs eine Direktive bekommt.

Das gegenwärtige Programm entsprach bereits im Jahre 1875 vielen der vorgeschritteneren Elemente in der Partei nicht mehr; es wurde auch allseitig nur als ein Kompromißprogramm angesehen, das der geplanten Vereinigung der bis dahin in zwei Fraktionen gespaltenen Partei als Bindemittel dienen sollte. Seine Revision und Umgestaltung wäre längst eingetreten, hätte das Sozialistengesetz dies nicht verhindert, indem es eine freie Aussprache und Erörterung unmöglich machte. Nunmehr wird seine Neuformulirung um so dringender, als mittlerweile sowohl die theoretische Erkenntniß innerhalb der Partei, wie die praktische Entwicklung im ökonomischen Leben und in der Gesetzgebung über wichtige Theile desselben hinausgeschritten sind. Die Diskussion findet also ein ziemlich weites Feld für prinzipielle und praktische Erörterungen und wird mit einer wesentlichen Umgestaltung, die auch eine prinzipiell schärfere Fassung des Programms bedeutet, schließlich enden.

Bei der weittragenden Wichtigkeit eines Programms für eine Partei, wie sie die deutsche Sozialdemokratie ist, kann an eine endgiltige Regelung der Programmfrage auf dem Parteitag zu Halle nicht gedacht werden, er kann nur die Materialien und Bausteine für die späteren Kommissions- und definitiven Parteitagberathungen liefern.

Ein anderer wichtiger Berathungspunkt, der auf der Tagesordnung des Parteitages zu Halle steht, ist die Regelung der Stellung der Parteipresse, und zwar sowohl der lokalen wie der zentralen. Hier wird es an den verschiedensten, zum Theil weitgehendsten Wünschen und daraus hervorgehenden Meinungsabweichungen nicht fehlen. Die Frage wird von anderen Gesichtspunkten aus behandelt werden müssen, als dies in der vorsozialistengesetzlichen Zeit geschah. Es sind nicht nur die Verhältnisse, es ist auch die Partei mittlerweile eine ganz andere geworden. Entsprechend ihrer größeren Anhängerschaft steigerten sich die Bedürfnisse für eine möglichst umfängliche und unabhängig wirkende Lokalpresse. Die alte Zentralisation auf diesem Gebiete, die früher bestand, läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten. An Stelle der zentralen Gewalten müssen mehr und mehr die Parteigenossen der Bezirke und Orte treten, die ihrerseits darauf zu sehen haben, daß sie den maßgebenden Einfluß auf die Leitung und Verwaltung der Presse,

Digitized by Google

erhalten und besitzen, um dem entscheidenden Einflusse einzelner Personen zu begegnen. Die Presse als Organ für die Interessen der Gesammtheit muß auch in der Gewalt der Gesammtheit sein. Die Formen für die Ausübung dieser Gewalt können verschieden sein und sie werden sich nach den lokalen Verhältnissen modifiziren. Dem entsprechend wird auch vermuthlich der Parteitag sich damit begnügen, mehr allgemeine Grundsätze für die Leitung und Handhabung der Presse festzustellen, als spezielle, die einzelnen Orte und Bezirke bindende Beschlüsse zu fassen.

Endlich wird unter der Rubrik „Anträge" aus der Mitte des Parteitages aller Wahrscheinlichkeit nach eine Fluth von Wünschen und Verlangen an die agitatorische wie verwaltende Thätigkeit der Partei sich Geltung zu verschaffen suchen. Betrachtet doch erfahrungsgemäß Jeder *seine* Schmerzen oder die seiner Lokalgenossen als die größten, seine Wünsche als die dringendsten und sucht deren Berücksichtigung in erster Linie zu erlangen. Da werden fromme Wünsche und unmöglich durchzuführende Anträge eine große Rolle spielen, denn wie bei dem Individuum, und sei es das stärkste und bedeutendste, steht auch bei einer Partei, wie groß auch ihre Kraft, wie trefflich auch ihre Organisation sei, das Wollen oft nicht im Einklang mit der vorhandenen Macht, d. h. den vorhandenen materiellen und geistigen Mitteln. Der Parteitag wird Mühe haben, immer das Mögliche von dem Nichtmöglichen zu trennen, und wie früher, so wird auch diesmal die Annahme manches Antrages beschlossen werden, dessen Ausführung später unterbleiben muß.

Aber darin steckt ein gut Stück Idealismus, daß eine aufstrebende, nach den höchsten Zielen ringende Partei immer mehr leisten will, als sie bei äußerster Anstrengung aller Kräfte leisten kann. Das Streben nach dem Besten, wenn auch zunächst Unmöglichen, steigert ihre Spann- und Lebenskraft.

Der Parteitag zu Halle wird also unter den Umständen, die ihn zusammenriefen, eine vorwiegend *praktische* Aufgabe zu erledigen haben. Die Fragen der großen Politik, die eigentlichen sozialen Fragen, bleiben ihm fern, sie werden höchstens wie bei der Erörterung über das Parteiprogramm und über die Frage nach der Stellung der Partei zu Strikes und Boykotts gestreift. Dessenungeachtet ist seine Thätigkeit von eminenter Wichtigkeit, weil sie die Grundlage bildet für das spätere Leben und die spätere Thätigkeit der Partei.

Daß seine Verhandlungen entsprechend dieser Bedeutung verlaufen werden, ist unsere Ueberzeugung. Unser Wunsch ist, daß jeder Einzelne, der berufen ist, diesen weittragenden Verhandlungen beizuwohnen, sein bestes Können und Wissen und sein aufrichtigstes Bestreben für das Gelingen der großen Sache zur Verfügung stellt.

Den Vertretern des sozialistisch gesinnten deutschen Proletariats und den ausländischen Gesinnungsgenossen und Gästen senden wir zu ihren Berathungen unsere besten Grüße und Wünsche.

Hoch die deutsche! hoch die internationale Sozialdemokratie!

Digitized by Google

Karl Marx.

Persönliche Erinnerungen von **Paul Lafargue.**

II.

Um das Herz kennen und lieben zu lernen, das unter der Hülle des Gelehrten schlug, mußte man Marx, wenn er seine Bücher und Hefte zugeschlagen hatte, im Schoße seiner Familie und Sonntags Abends im Kreise seiner Freunde sehen. Er erwies sich dann als der angenehmste Gesellschafter, voll Humor und Witz, der so recht von Herzen lachen konnte. Seine schwarzen, von dichten Brauen überwölbten Augen funkelten vor Freude und spöttischer Ironie, wenn er ein witziges Wort oder eine schlagfertige Antwort hörte.

Er war ein zärtlicher, sanfter und nachsichtiger Vater. „Die Kinder müssen die Eltern erziehen", pflegte er zu sagen. Nie hat sich in dem Verhältniß zwischen ihm und seinen Töchtern, welche ihn ungemein liebten, auch nur ein Schatten väterlicher Autorität geltend gemacht. Er befahl ihnen nie, sondern bat sie um das Gewünschte wie um eine Gefälligkeit, oder er legte ihnen nahe, Das zu unterlassen, was er verbieten wollte. Und doch dürfte nur selten ein Vater mehr Gehör gefunden haben, als er. Seine Töchter betrachteten ihn als ihren Freund und gingen mit ihm wie mit einem Kameraden um; sie nannten ihn nicht „Vater", sondern „Mohr", ein Spitzname, den er wegen seines brünetten Teints und seines ebenholzschwarzen Haupt- und Barthaares erhalten. Dagegen nannten ihn die Mitglieder des Kommunistenbundes vor 1848 „Vater Marx", obgleich er damals noch nicht sein dreißigstes Lebensjahr erreicht hatte.

Er brachte stundenlang damit zu, mit seinen Kindern zu spielen. Diese erinnern sich noch jetzt der Seeschlachten und Brände ganzer Flotten von Papierschiffchen, welche er für sie fabrizirte, und die er dann zu ihrem hellen Jubel in einem großen Wassereimer den Flammen überlieferte. Sonntags ließen seine Töchter nicht zu, daß er arbeitete, er gehörte ihnen dann für den ganzen Tag. Bei schönem Wetter brach die ganze Familie zu einem langen Spaziergang über Land auf, unterwegs ward in einfachen Schenken halt gemacht, um Ingwerbier zu trinken und Brot mit Käse zu verspeisen. Als seine Töchter noch klein waren, verkürzte er ihnen den langen Weg, indem er ihnen nicht endenwollende fantastische Feenmärchen erzählte, die er beim Gehen erfand, und deren Verwicklungen er der Länge des Weges entsprechend weiterspann und steigerte, so daß die Kleinen über dem Zuhören ihre Müdigkeit vergaßen. Marx besaß eine unvergleichlich reiche poetische Fantasie; seine literarischen Erstlingswerke waren Poesien. Frau Marx bewahrte sorgfältig die Jugendverse ihres Mannes auf, zeigte dieselben jedoch Niemand. Die Familie Marx' hatte für ihren Sohn die Laufbahn eines Literaten oder Professors geträumt, ihres Erachtens nach erniedrigte er sich dadurch, daß er sich der sozialistischen Agitation hingab und sich mit der damals in Deutschland noch geringgeschätzten Nationalökonomie beschäftigte. — Marx hatte seinen Töchtern versprochen, für sie ein Drama zu schreiben, dessen Sujet die Gracchen sein sollten. Leider konnte er sein ihnen gegebenes Wort nicht halten: es wäre interessant gewesen, zu sehen wie Der, den man den „Ritter des Klassenkampfs" genannt, diese furchtbare und großartige Episode aus dem Klassenkampf der antiken Welt behandelt hätte. Marx trug sich mit vielen Plänen, die nicht verwirklicht worden sind. Er beabsichtigte unter anderem eine Logik und eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, welch' letztere in der Jugendzeit sein Lieblingsstudium gewesen war. Er hätte hundert Jahre leben müssen, um

Digitized by Google

seine schriftstellerischen Pläne ausführen und die Welt mit einem Theil der Schätze beschenken zu können, die sein Gehirn barg.

Sein ganzes Leben hindurch war ihm seine Frau eine Gefährtin im wahrsten und vollsten Sinne des Worts. Beide hatten sich als Kinder kennen gelernt und waren miteinander aufgewachsen. Marx zählte nicht mehr als 17 Jahre, als er sich verlobte. Die jungen Leute warteten neun Jahre, ehe sie sich 1843 verheiratheten, und von da an haben sie sich nie mehr getrennt. Frau Marx ist kurze Zeit vor ihrem Manne gestorben. Niemand hat je in höherem Maaße das Gefühl der Gleichheit besessen, als Frau Marx, und dies obgleich sie in einer deutschen Aristokratenfamilie geboren und erzogen war. Für sie existirten keine sozialen Unterschiede und Klassifikationen. In ihrem Hause, an ihrem Tische empfing sie Arbeiter im Werktagsanzuge mit der nämlichen Höflichkeit und Zuvorkommenheit, als ob es Fürsten und Prinzen gewesen wären. Viele Arbeiter aller Länder haben ihre liebenswürdige Gastfreundschaft kennen gelernt, und ich bin überzeugt, keiner von ihnen allen hat vermuthet, daß die Frau, welche sie mit so schlichter und ungeheuchelter Herzlichkeit aufnahm, in weiblicher Linie von der Familie der Herzoge von Argyll abstammte, und daß ihr Bruder Minister des Königs von Preußen gewesen war. Frau Marx kümmerte das nicht, sie hatte Alles verlassen, um ihrem Karl zu folgen und nie, sogar in den Zeiten harter Noth nicht, bedauerte sie, was sie gethan hatte.

Sie besaß einen heiteren und glänzenden Geist. Die an ihre Freunde gerichteten Briefe, welche ihr mühe- und zwanglos nur so aus der Feder flossen, sind wahrhaft meisterliche Leistungen eines lebhaften und originalen Geistes. Es galt für ein Fest, einen Brief von Frau Marx zu erhalten. Johann Philipp Becker hat mehrere von ihnen veröffentlicht. Heine, der unerbittliche Satiriker, fürchtete Marx' Spott, aber er hegte eine große Bewunderung für den scharfen und feinfühlenden Geist von dessen Frau; als sich das Ehepaar Marx in Paris aufhielt, war er ein fleißiger Gast in dessen Hause. Marx hatte so hohe Achtung vor der Intelligenz und dem kritischen Sinn seiner Frau, daß er mir 1866 sagte, er habe ihr alle seine Manuskripte mitgetheilt, und er lege großen Werth auf ihr Urtheil. Frau Marx schrieb die Manuskripte ihres Mannes für den Druck ab.

Frau Marx hat viele Kinder gehabt. Drei davon starben in zartem Alter, in der Periode der Entbehrungen, welche die Familie nach der Revolution von 1848 durchzumachen hatte, als sie, nach London geflüchtet, in zwei kleinen Zimmerchen der Deanstreet, Sohosquare, lebte. Ich habe nur die drei Töchter der Familie kennen gelernt. Als ich 1865 bei Marx eingeführt ward, war die jüngste, die jetzige Frau Aveling, ein reizendes Kind mit dem Charakter eines Knaben. Marx behauptete, seine Frau habe sich im Geschlecht geirrt, als sie dieselbe als Mädchen zur Welt gebracht. Die beiden anderen Töchter bildeten den reizendsten und harmonischsten Gegensatz, den man bewundern konnte. Die älteste, Frau Longuet, hatte wie der Vater einen brünetten, kräftigen Teint, schwarze Augen und rabenschwarzes Haar; die jüngere, Frau Lafargue, war blond und rosig, ihr üppiges krauses Haar glänzte goldig, als ob sich die untergehende Sonne hinein gebettet hätte; sie ähnelte ihrer Mutter.

Neben den Genannten zählte die Familie Marx noch ein wichtiges Glied: Fräulein Helene Demuth. In einer Bauernfamilie geboren, war sie noch ganz jung, fast ein Kind, lange vor der Verheirathung der Frau Marx, als Dienstmädchen zu ihr gekommen. Als sich dieselbe verheirathete, verließ Helene sie nicht, sie widmete sich vielmehr der Familie Marx mit einer solchen Hingabe,

Digitized by Google

daß sie sich selbst völlig vergaß. Sie begleitete Frau Marx und deren Mann auf all' ihren Reisen durch Europa und theilte ihre Ausweisungen. Sie war der praktische Hausgeist, der sich in den schwierigsten Lebenslagen zurecht zu finden wußte. Ihrem Ordnungssinn, ihrer Sparsamkeit, ihrem Geschick ist es zu verdanken, daß die Familie wenigstens das Allernöthigste nie zu entbehren hatte. Sie verstand Alles: sie kochte und besorgte das Hauswesen, sie kleidete die Kinder an und schnitt die Kleidungsstücke zu, welche sie zusammen mit Frau Marx nähte. Sie war gleichzeitig Wirthschafterin und Majordomus des Hauses, das sie leitete. Die Kinder liebten sie wie eine Mutter, und sie besaß über diese eine mütterliche Autorität, weil sie eine mütterliche Zuneigung für sie empfand. Frau Marx betrachtete Helene wie eine intime Freundin, und Marx hegte für sie eine besondere Freundschaft; er spielte Schach mit ihr und es geschah oft, daß er die Partie verlor. Helene's Liebe für die Familie Marx war blind; alles, was die Marxens thaten, war gut und konnte nicht anders als gut sein; wer Marx kritisirte, der hatte es mit ihr zu thun. Jeden, der in den vertraulichen Umgang der Familie gezogen worden, nahm sie unter ihre mütterliche Protektion. Sie hatte sozusagen die ganze Familie Marx adoptirt. Fräulein Helene hat Marx und seine Frau überlebt, ihre Sorgfalt hat sie jetzt auf Engels' Haus übertragen, den sie in der Jugend kennen lernte, und auf welchen sie die Zuneigung erstreckte, die sie für die Marx'sche Familie hegte.

Uebrigens war Engels' sozusagen auch ein Familienglied; Marx' Töchter nannten ihn ihren zweiten Vater, er war der alter ego von Marx; längere Zeit hindurch trennte man in Deutschland nie ihre beiden Namen, welche die Geschichte für immer vereint auf ihren Blättern verzeichnen wird. Marx und Engels haben in unserem Jahrhundert das Ideal der Freundschaft verwirklicht, das die antiken Dichter malen. Von Jugend auf haben sie sich zusammen und parallel entwickelt, in der innigsten Gemeinschaft der Ideen und Gefühle gelebt, an der gleichen revolutionären Agitation theilgenommen, und so lange als sie vereint bleiben konnten, haben sie auch zusammen gearbeitet. Wahrscheinlich hätten sie ihr ganzes Leben lang weiter zusammen gewirkt, wenn nicht die Ereignisse sie gezwungen, ungefähr zwanzig Jahre lang getrennt zu leben. Nach der Niederlage der Revolution von 1848 mußte Engels nach Manchester gehen, während Marx gezwungen war, in London zu bleiben. Sie fuhren dennoch fort, ihr gemeinsames Geistesleben fortzuleben, indem sie sich fast täglich ihre Ansichten über die politischen und wissenschaftlichen Tagesereignisse, sowie ihre geistigen Arbeiten brieflich mittheilten. Sowie sich Engels von seiner Arbeit freimachen konnte, beeilte er sich, Manchester zu verlassen und sein Heim in London aufzuschlagen, wo er sich nur zehn Minuten entfernt von seinem theuren Marx niederließ. Von 1870 an bis zum Tode seines Freundes ist nicht ein Tag verstrichen, an dem sich die beiden Männer nicht bald bei dem einen, bald bei dem andern gesehen hätten.

Es war ein Fest für die Familie Marx, wenn Engels anzeigte, daß er von Manchester herüber kommen werde. Man sprach lange im Voraus von seinem bevorstehenden Besuch, und am Tage seiner Ankunft ward Marx so ungeduldig, daß er nicht arbeiten konnte. Die beiden Freunde saßen dann rauchend und trinkend die ganze Nacht zusammen, um alle seit ihrem letzten Beisammensein vorgefallenen Ereignisse durchzusprechen.

Engels' Meinung stellte Marx höher als jede andere, denn Engels war der Mann, den er für fähig hielt, sein Mitarbeiter zu sein. Engels war für ihn ein ganzes Publikum; um ihn zu überzeugen, um ihn für eine seiner Ideen

Digitized by Google

zu gewinnen, war für Marx keine Arbeit zu groß. Ich habe z. B. gesehen, daß er ganze Bände von neuem durchlas, um die Thatsachen wieder aufzufinden, deren er bedurfte, um eine Ansicht von Engels über irgend welchen, mir nicht erinnerlichen, nebensächlichen Punkt des politischen und religiösen Kriegs der Albigenser zu ändern. Engels' Meinung zu gewinnen, war ihm ein Triumph.

Marx war stolz auf Engels. Er zählte mir mit Genugthuung alle moralischen und geistigen Vorzüge seines Freundes auf, er reiste mit mir eigens nach Manchester, um ihn mir zu zeigen. Er bewunderte die außerordentliche Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, er beunruhigte sich wegen der geringsten Ereignisse, die ihn betreffen konnten. „Ich zittere stets", sagte er mir, „daß ihm ein Unglück auf einer der Hetzjagden zustoße, an denen er sich, mit verhängtem Zügel durch die Felder galoppirend und alle Hindernisse nehmend, mit Leidenschaft betheiligt."

Marx war ein ebenso guter Freund, als zärtlicher Gatte und Vater, aber er fand auch in seiner Frau, seinen Töchtern, in Helene und Engels Wesen, welche verdienten, von einem Manne wie er, geliebt zu werden.

III.

Marx, welcher damit begonnen hatte, einer der Führer der radikalen Bourgeoisie zu sein, sah sich verlassen, sobald seine Opposition zu entschieden wurde, und er ward als Feind behandelt, sobald er Sozialist geworden. Gehetzt und aus Deutschland ausgewiesen, nachdem man ihn beschimpft und verleumdet hatte, organisirte man gegen seine Person und seine Arbeiten eine Verschwörung des Todtschweigens. „Der achtzehnte Brumaire", welcher beweist, daß von allen Geschichtsschreibern und Politikern des Jahres 1848 Marx der einzige ist, welcher den wahren Charakter der Ursachen und Folgen des Staatsstreichs vom 2. Dezember 1851 verstand und klarlegte, ward völlig ignorirt. Nicht eine einzige bürgerliche Zeitung erwähnte das Werk, trotz seiner Aktualität. „Das Elend der Philosophie", eine Antwort auf die Philosophie des Elends, ebenso wie „Zur Kritik der Politischen Oekonomie", wurden gleichfalls ignorirt. Allein die „Internationale" und die ersten Bände des „Kapital" brachen diese Verschwörung des Todtschweigens, die gegen fünfzehn Jahre gedauert hatte. Es war nicht länger möglich, Marx zu ignoriren; die „Internationale" wuchs und erfüllte die Welt mit dem Ruf ihrer Thaten. Obgleich sich Marx im Hintergrund hielt, Andre handeln ließ, entdeckte man bald, wer der Regisseur war; in Deutschland ward die sozialdemokratische Partei gegründet und erstarkte zu einer Kraft, um welche Bismarck warb, ehe er sie angriff. Der Lassalleaner Schweitzer veröffentlichte eine Reihe von Artikeln, welche Marx sehr beachtenswerth fand, und die das Arbeiterpublikum mit dem „Kapital" bekannt machten. Der Kongreß der „Internationale" faßte auf den Antrag J. Ph. Becker's hin den Beschluß, die Aufmerksamkeit der internationalen Sozialisten auf das Werk als auf die Bibel der Arbeiterklasse zu lenken.

Nach dem Aufstand des 18. März 1871, in welchem man die Hand der Internationale sehen wollte, und nach der Niederlage der Kommune, deren Vertheidigung der Generalrath der Internationale gegen die entfesselte Bourgeoispresse aller Länder ergriff, ward der Name Marx weltberühmt; Marx ward nun als der unwiderlegbare Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus und als Organisator der ersten internationalen Arbeiterbewegung anerkannt. Das „Kapital" wurde zum Lehrbuch der Sozialisten aller Länder, alle sozialistischen und Arbeiterzeitungen populariſirten seine gelehrten Theorien, und in Amerika, während eines

Digitized by Google

großen, in New-York stattfindenden Strikes, veröffentlichte man Stellen aus dem Werk in der Form von Flugblättern, um die Arbeiter zum Aushalten anzufeuern und ihnen die Berechtigung ihrer Forderungen zu beweisen. Das „Kapital" wurde in die Hauptsprachen Europas, ins Russische, Französische, Englische übersetzt; es erschienen Auszüge daraus in deutscher, italienischer, französischer, spanischer und holländischer Sprache. Und so oft in Europa oder Amerika Gegner den Versuch machten, seine Theorien zu widerlegen, so fanden die Oekonomen sofort eine sozialistische Antwort, die ihnen den Mund stopfte. Das „Kapital" ist heutzutage in Wahrheit geworden, was der Kongreß der „Internationale" es genannt, die Bibel der Arbeiterklasse.

Allein der thätige Antheil, den Marx an der internationalen sozialistischen Bewegung nehmen mußte, ließ seine wissenschaftlichen Arbeiten zu kurz kommen. Der Tod seiner Frau und seiner ältesten Tochter, Frau Longuet, sollte geradezu verhängnißvoll für dieselben werden.

Marx war mit seiner Frau durch das Gefühl tiefer Anhänglichkeit aufs innigste verbunden; ihre Schönheit war seine Freude und sein Stolz gewesen, die Sanftmuth und Hingebung ihres Charakters hatten ihn das mit seinem bewegten Leben als revolutionärer Sozialist unvermeidlich verknüpfte Elend leichter ertragen lassen. Das Leiden, welches Frau Marx ins Grab brachte, sollte auch die Lebenstage ihres Gatten verkürzen. Während ihrer langen und schmerzhaften Krankheit zog sich Marx, geistig in Folge der Aufregungen ermattet, körperlich in Folge von Schlaflosigkeit, Mangel an Bewegung und frischer Luft erschöpft, die Lungenentzündung zu, die ihn hinwegraffen wollte.

Frau Marx starb am 2. Dezember 1881 wie sie gelebt hatte, als Kommunistin und Materialistin. Der Tod hatte keine Schrecken für sie. Als sie fühlte, daß der Moment der Auflösung gekommen, rief sie aus: „Karl, meine Kräfte sind gebrochen." Dies waren ihre letzten, deutlich vernehmbaren Worte. Sie wurde am 5. Dezember auf dem Friedhof zu Highgate in der Abtheilung der „Verdammten" (unconsecrated ground = in ungeweihter Erde) bestattet. Entsprechend den Gewohnheiten ihres ganzen Lebens und dessen von Marx, hatte man sorgfältig vermieden, das Begräbniß zu einem öffentlichen zu gestalten, nur einige intime Freunde begleiteten die Verstorbene zu ihrer letzten Ruhestätte. Ehe man auseinanderging sprach Marx' alter Freund, Friedrich Engels, am Rande des Grabes folgende Worte:

„Meine Freunde! Die hochherzige Frau, welche wir begraben, ward 1814 zu Salzwedel geboren. Ihr Vater, der Baron von Westfalen, wurde bald darauf als Regierungsrath nach Trier versetzt und befreundete sich dort innig mit der Familie Marx. Die Kinder wuchsen zusammen heran. Die beiden hochbegabten Naturen fanden sich. Als Marx die Universität bezog, war die Gemeinsamkeit ihrer künftigen Geschicke schon entschieden.

„1843 nach der Unterdrückung der ersten, von Marx eine zeitlang redigirten Rheinischen Zeitung, war die Hochzeit. Von da an hat Jenny Marx die Schicksale, die Arbeiten, die Kämpfe ihres Mannes nicht blos getheilt, sie hat daran mit dem höchsten Verständniß, der glühendsten Leidenschaft Antheil genommen.

„Das junge Paar ging nach Paris in ein freiwilliges Exil, das nur zu bald ein wirkliches wurde. Die preußische Regierung verfolgte Marx auch da. Mit Bedauern muß ich hinzufügen, daß sich ein Mann wie Alexander Humboldt dazu hergab, bei der Erwirkung eines Ausweisungsbefehls gegen Marx mit thätig zu sein. Die Familie wurde nach Brüssel getrieben. Es kam die Februarrevolution. Während der in ihrem Gefolge auch in Brüssel ausbrechenden

Digitized by Google

Unruhen wurde nicht nur Marx verhaftet, die belgische Regierung ließ es sich nicht nehmen, auch seine Frau ohne allen Anlaß ins Gefängniß zu werfen.

„Der revolutionäre Aufschwung von 1848 brach schon im folgenden Jahre zusammen. Neues Exil, zuerst in Paris, dann in Folge erneuerter Einmischung der französischen Regierung in London. Und diesmal war es in der That für Jenny Marx das Exil mit allen seinen Schrecken. Den materiellen Druck, unter dem sie ihre beiden Knaben und ein Töchterchen ins Grab sinken sah, hätte sie dennoch überwunden. Aber daß Regierung und bürgerliche Opposition, von der vulgär-liberalen bis zur demokratischen, sich zusammen thaten zu einer großen Verschwörung gegen ihren Mann, daß sie ihn mit den elendesten, niederträchtigsten Verleumdungen überschütteten, daß die gesammte Presse sich ihm verschloß, ihm jede Vertheidigung abschnitt, sodaß er momentan wehrlos dastand vor Gegnern, die er und sie verachten mußten, — das hat sie tief getroffen. Und das dauerte sehr lange.

„Aber nicht für immer. Das europäische Proletariat kam wieder in Existenzbedingungen, in denen es sich einigermaßen selbständig bewegen konnte. Die Internationale ward gestiftet. Von Land zu Land drang der Klassenkampf des Proletariats, und unter den Vordersten kämpfte ihr Mann, der Vorderste. Da begann für sie eine Zeit, die manche harten Leiden aufwog. Sie erlebte es, daß die Verleumdungen, die hageldicht auf Marx herabgeregnet, wie Spreu vor dem Winde zerstoben, daß seine Lehre, die zu unterdrücken alle reaktionäre Parteien, Feudale wie Demokraten, so ungeheure Mühe aufgewendet, nun von den Dächern gepredigt wurden in allen zivilisirten Ländern und in allen gebildeten Sprachen. Sie erlebte es, daß die proletarische Bewegung, mit der ihr ganzes Sein verwachsen war, die alte Welt von Rußland bis Amerika in ihren Fugen erschütterte und allem Widerstand zum Trotz immer siegesgewisser vorwärts drang. Und eine ihrer letzten Freuden war noch der schlagende Beweis unverwüstlicher Lebenskraft, den unsere deutschen Arbeiter in den letzten Reichstagswahlen gegeben.

„Was eine solche Frau, mit so scharfem, kritischen Verstand, mit solch' politischem Takt, mit solcher Energie und Leidenschaft des Charakters, mit solcher Hingabe für die Kampfgenossen in der Bewegung während fast vierzig Jahren geleistet, das hat sich nicht in die Oeffentlichkeit vorgedrängt, das steht nicht in den Annalen der zeitgenössischen Presse verzeichnet. Das muß man selbst mit erlebt haben. Aber das weiß ich, wenn die Frauen der Kommuneflüchtlinge noch oft ihrer gedenken werden, so werden wir Andern noch oft genug ihren kühnen und klugen Rath vermissen — kühn, ohne Prahlerei, klug, ohne der Ehre je etwas zu vergeben.

„Ich habe nicht nöthig, von ihren persönlichen Eigenschaften zu sprechen. Ihre Freunde kennen sie und werden sie nicht vergessen. Wenn es je eine Frau gegeben, die ihr größtes Glück darein gesetzt hat, Andere glücklich zu machen, so war es diese Frau."

Nach dem Tode seiner Frau war Marx' Leben nur noch eine Kette stoisch ertragener physischer und moralischer Leiden, die sich noch verschärften, als ein Jahr darauf auch seine älteste Tochter, Frau Longuet, plötzlich starb. Er war gebrochen und erholte sich nicht wieder. Er entschlummerte, vor seinem Arbeitstisch sitzend, am 14. März 1883, in seinem siebenundsechzigsten Jahre.

Digitized by Google

Das Proletariat der Bühne.

Bemerkungen zum „Fall Lindau".

Den Proletariern, die seit dem Beginn der Expropriation des Landvolks im Ausgang des Mittelalters in stets wachsenden Mengen auf die Landstraßen geworfen wurden, standen, wenn sie nicht ein Unterkommen als Knechte irgendwo fanden, im Großen und Ganzen nur drei Wege offen: die Armee, das Verbrechen oder die Komödie. Landsknechte, Gauner und Gaukler, das waren die Hauptvertreter des Lumpenproletariats. Die meiste Achtung — oder die geringste Mißachtung — genossen die Soldaten, die von den Bürgern gefürchtet, von den Fürsten gebraucht wurden. Die Komödianten standen dagegen in der sozialen Rangordnung dicht neben den Verbrechern, ja, in mancher Beziehung noch unter diesen. Die katholische Kirche verbot die kirchliche Einsegnung einer Schauspielerehe. Nach seinem Tode wurde der Schauspieler in ungeweihter Erde, wie ein Hund verscharrt. Bis ins 18. Jahrhundert dauerte die Exkommunikation der Schauspieler; in Frankreich wurden sie erst durch die große Revolution von allen besondern Einschränkungen befreit. Aber heute noch merkt man dem Komödiantenthum seinen Ursprung an. Oder vielmehr, es liegt ein Fall von Atavismus, von Rückschlag vor. Die Charaktereigenthümlichkeiten des Lumpenproletariats, die längere Zeit hindurch im Schwinden waren, treten jetzt wieder deutlicher hervor, man möchte fast sagen, deutlicher als je.

Der Idealismus des aufstrebenden, revolutionären Bürgerthums hatte das Theater nicht unberührt gelassen, namentlich in Deutschland, wo es so lange Zeit kaum eine Presse und ein politisches Leben gab. Die einzigen Gebiete, auf denen die Geister sich einigermaßen rühren konnten, wenigstens bis zu den Revolutionskriegen, waren die Philosophie und das Theater. Aber durch die Philosophie konnte man nur zu wenigen Auserwählten sprechen, durch das Theater zu Allen, zur Nation. Das Theater wurde der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Was für die Franzosen die Nationalversammlung, das wurde für die Deutschen das Theater. Dort emanzipirten sie die Juden, dort verlangten sie Gedankenfreiheit, dort boten sie als jubelnde Verehrer eines Götz und Karl Moor den Machthabern und Reichen Trotz und empörten sich gegen die Gesetze, die das Unrecht schützen. Auf dem Theater wurde die Infamie der Höfe gebrandmarkt, ja sogar der politische Mord verherrlicht. Die schroffste Kritik, die kühnsten Forderungen durften im Drama laut werden, wenn dasselbe nur keinen Stoff der Gegenwart behandelte. Indeß auch diese Schranken wurden theilweise durchbrochen, so in Schiller's „Kabale und Liebe".

Die idealsten und enthusiastischsten Elemente des Bürgerthums wandten sich der Bühne zu; nicht blos als Autoren, sondern auch als Bühnenleiter, Schauspieler, Kritiker; und sie fanden ihr Publikum in den intelligentesten und aufgeklärtesten Schichten der Bevölkerung.

Das war die „klassische" Zeit des deutschen Theaters. Die Reaktion gegen die französische Revolution machte ihr ein Ende. Das Theater blieb in Deutschland ein mächtiger Faktor des öffentlichen Lebens, aber es hörte auf, der Mittelpunkt des idealen, d. h. des in der Idee revolutionären Strebens zu sein. Es wurde unter Kuratel gestellt und die Philosophie blieb das einzige Gebiet, auf dem ein freieres geistiges Leben möglich war. Nur noch das Philisterium durfte auf der Bühne zum Wort kommen. Aus einer „moralischen Anstalt" wurde diese immer mehr zu einem Mittel, das Volk einzulullen und zu korrumpiren. Die

Digitized by Google

tüchtigsten geistigen Kräfte begannen, sich von einem Gebiet zurückzuziehen, auf dem sie nur einen beschränkten Wirkungskreis hatten, und gerade in den intelligentesten Kreisen der Nation schwand das Interesse für das Theater immer mehr. Zusehends reduzirte sich der Kern des Theaterpublikums auf die vergnügungssüchtigen Theile der Bevölkerung, die nicht geistige Anregung suchen, sondern blos die Zeit angenehm todtschlagen wollen. Die andersgesinnten Theaterbesucher kamen daneben immer weniger in Betracht.

Die Gewährung größerer politischer Freiheit, die das Jahr 1848 direkt oder indirekt mit sich brachte, beschleunigte noch diese Entwicklung, statt ihr entgegenzuwirken. Nachdem die politischen Eindämmungen gefallen, änderte der Hauptstrom der geistigen Thätigkeit der Nation seine Richtung; er ließ Philosophie und Theater links liegen und wandte sich dorthin, wo er am unmittelbarsten und kraftvollsten sich geltend machen konnte in der Diskussion und Entscheidung der Probleme der Zeit: auf der einen Seite in die Presse, in die Parlamente, auf der andern in die Laboratorien und Werkstätten der Erfinder. Die Philosophie ist immer seichter und seichter geworden, und für das Theater schreiben fast nur noch Leute, die keine Idee von dem haben, was ihre Zeit bewegt.

Wenigstens erfährt man es in der Regel nicht, wenn ein Anderer für die Bühne schreibt — ein deutscher Autor nämlich; Franzosen und Norweger machen eine Ausnahme — denn die Theaterdirektoren wollen von Stücken nichts wissen, welche die Dinge nicht blos an der Oberfläche streifen. Das heißt, sie erklären, ihr Publikum wolle nichts davon wissen. Und in gewissem Sinne haben sie Recht. Durch systematischen Kult der Seichtheit und Albernheit haben sie den vernünftigen Leuten den regelmäßigen Theaterbesuch in der That verleidet; und der zahlungsfähige Theil ihres Stammpublikums will sich im Theater amüsiren und nicht zu einer ihm so schwerfallenden Thätigkeit, wie das Denken, gezwungen werden.

Von seinem Publikum hängt aber der Direktor ab. Und nicht blos der Direktor eines Privattheaters. Auch in einem Hoftheater will man nicht vor leeren Häusern spielen. Schandenhalber giebt man da noch mitunter ein klassisches Stück; aber man wäre vielleicht auch damit bald zu Ende gekommen, wenn man nicht angefangen hätte, die klassischen Werke in Spektakelstücke umzuwandeln. Welche famosen Geschäfte damit zu machen seien, zeigte die Wandertruppe des Herzogs von Meiningen; ihr und der Reklame, die für sie gemacht wurde, ist es zu danken, wenn Mancher den „Julius Cäsar“ oder den „Fiesko“ zu sehen bekam, der sonst nur in „Flick und Flock“ oder in „Niniche“ zu finden war.

Ein neues ernsthaftes Stück, das ein modernes Problem unerschrocken behandelt, wird höchstens dann gegeben, wenn der Verfasser einige Protektion besitzt oder wenn es einige „Glanzrollen“ enthält, die einigen beliebten Schauspielern auf den Leib geschrieben sind. Dann aber giebt man es *trotz*, nicht *wegen* seines Inhalts.

Der intellektuelle und moralische Niedergang des Theaters hat auch auf Jene degradirend gewirkt, die von ihm leben: Schauspieler, Autoren, Direktoren, Kritiker — wir behandeln natürlich hier nur Massenerscheinungen, nicht Einzelne. Und gerade die Ausnahmen empfinden die Wahrheit des hier Gesagten am meisten, weil sie am meisten darunter leiden. Vollendet wurde diese Degradation der Bühnenwelt dadurch, daß das Kapital sich des Theaters bemächtigte. Wohl ist das Theater schon längst ein Geschäft gewesen, aber es war ehedem ein solches, dessen Betreibung nicht viele Mittel erforderte. Man bedurfte dazu weniger Geld, als das Vertrauen tüchtiger Schauspieler. Zwischen diesen und dem Unternehmer bestand keine große Kluft; sie war kaum so schroff, wie zwischen Meistern

Digitized by Google

und Gesellen im Handwerk, da für das Theater der Zunftzwang nicht existirte. — Heute ist das Theater ein ungeheurer Apparat, den in Besitz zu bekommen und zu betreiben, ein bedeutendes Kapital erfordert. Theater auf Aktien sind keine Seltenheit mehr. Der Theaterdirektor ist zu einem Großkapitalisten oder zu dessen Vertreter geworden. Die Masse der Schauspieler aber zerfällt in zwei Theile: eine winzige Minorität, die Virtuosen, die „Stars", die „Zugkräfte", die, aus welchen Gründen immer, das Publikum anlocken, und eine große Majorität elender Proletarier. Der Mittelstand spielt auch auf dem Theater eine immer schäbigere Rolle. Wo das Virtuosenthum sich einmal eingenistet hat — und dieser Prozeß vollzieht sich rasch — da duldet es nicht mehr andere Kräfte neben sich, die einigermaßen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten. Der Virtuose will nicht das Stück zur Geltung bringen, in dem er spielt, sondern sich allein; die anderen Rollen sollen neben der seinen nicht gerade so schlecht gespielt werden, daß es stört, aber auch nicht um ein Haar besser, als dazu erforderlich ist. Das gesammte Ensemble soll nur den Rahmen bilden für den „genialen Künstler". Die Autoren kennen diese Eitelkeit sehr gut und richten ihre Stücke oft danach ein, um sie leichter anzubringen. Sie schreiben Glanzrollen und Effektszenen; ein dürftiger Faden verbindet das Ganze und einige schablonenhafte Figuren agiren im Stück, zu keinem andern Zweck, als um die gewünschten Situationen für die „Stars" vorzubereiten.

Noch mehr wie als dramatische Künstler werden die Schauspieler in ihrer großen Mehrheit als Lohnempfänger herabgedrückt. Immer mehr und mehr machen sich da schroffe Gegensätze geltend: auf der einen Seite einige wenige Virtuosen mit oft unsinnig hohen Einnahmen, auf der andern ein stets anschwellendes und immer tiefer sinkendes Proletariat, das die Einnahmen des Handarbeiters vereinbaren soll mit dem Aeußern und Gebahren der vornehmen Welt.

Wie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit herrscht auch beim Theater heute eine Ueberproduktion von Arbeitskräften. Ja, bei dem Theater vielleicht mehr als anderswo. Denn für die stets wachsenden Schaaren derer, die die Zersetzung des Mittelstandes zwingt, nach einem Markt für ihre Arbeitskraft zu suchen, besitzt das Theater besondere Anziehungskraft. Es ist vielleicht das einzige Gebiet, auf dem es heute noch möglich ist, ohne etwas gelernt zu haben, ohne viel zu arbeiten und ohne Kapital zu besitzen, vorwärts zu kommen, ja, selbst Reichthümer zu erlangen. Freilich sind diese Fälle verhältnißmäßig so selten, wie die großen Treffer bei den Verloosungen; und je glänzender das Schicksal dieser Glückspilze, um so jämmerlicher die Existenz derjenigen, denen der große Wurf nicht gelingt; aber was sollen jene zahlreichen Bourgeoissöhnchen, die, aus welchen Gründen immer, nicht studiren können und denen das Zeug zum Journalisten fehlt, Besseres anfangen, als zum Theater zu gehen? Arbeiter wollen sie ja doch nicht werden. Namentlich auf die verbummelten, deklassirten Elemente des bürgerlichen Nachwuchses übt das Theater einen größeren Reiz, als jede andere Beschäftigung.

Aber während das Angebot von Arbeitskräften beim Theater vielleicht größer, auf jeden Fall zum Mindesten ebenso groß ist, wie auf andern Gebieten, verstehen es die Schauspieler bei Weitem nicht so gut, wie die andern Proletarier, sich gegen die üblen Folgen dieser Erscheinung zu schützen. Im Durchschnittsschauspieler steckt noch immer etwas vom Geist des alten Lumpenproletariers, und der durch die jetzigen ökonomischen Verhältnisse verstärkte Zudrang verbummelter und deklassirter Bourgeoiselemente zum Theater facht diesen Geist mächtig an. Der Geist des Lumpenproletariers ist aber der gerade Gegensatz zu dem des

Digitized by Google

industriellen Lohnproletariers. Der Begriff der Solidarität ist ihm fremd; er verwirklicht in vollendetster Weise das Ideal von „Selbständigkeit des Individuums" der Herren Bueck und Konsorten. Der „Kollege" ist ihm gleichbedeutend mit „Feind", mit einem, der ihm im Wege steht, der ihm schadet, den er unschädlich machen muß, soll er vorwärts kommen. Nicht durch festes geschlossenes Zusammenhalten mit den Kollegen sucht der Durchschnittsschauspieler seine Lage zu verbessern, sondern durch Intriguen, durch Herabsetzung seiner Genossen, durch Ueberbietung derselben an Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit. Kein Wunder, daß die Schauspieler die hilfloseste und widerstandsloseste Menge bilden, die man sich denken kann. Auch der ärmste Lohnproletarier ließe sich die Beschimpfungen und Quälereien nicht bieten, die sich ein Theaterdirektor gegenüber den eleganten Herren und Damen seines Personals erlauben darf. Namentlich den Damen gegenüber. Die Frauen sind ja im Allgemeinen widerstandsloser als die Männer, und nirgends wird diese Widerstandslosigkeit rücksichtsloser ausgebeutet, als beim Theater.

Es ist nachgewiesen, daß in manchen Zweigen weiblicher Thätigkeit der Lohn der Arbeiterinnen zur Existenz nicht ausreicht und diese, wenn ihnen andere Ressourcen nicht zu Gebote stehen, auf die Prostitution angewiesen sind, ihn zu ergänzen. Bei einer Schauspielerin muß die Prostitution nicht nur den Lohn auf die Höhe des Existenzminimums ergänzen, sondern noch einen Beitrag liefern zu den Betriebskosten des Unternehmers, einen Beitrag, der oft höher ist, als der der Schauspielerin gezahlte Lohn. Es besteht nämlich bei den Theatern die eigenthümliche Bestimmung, daß nur den männlichen Schauspielern (resp. Sängern) ihre Kostüme von der Unternehmung geliefert werden; die Schauspielerinnen müssen ihre Kostüme und Toiletten aus eigener Tasche anschaffen. Wie drückend diese Bestimmung oft wird, namentlich bei einem vielbeschäftigten Mitglied und großer Abwechslung im Repertoire, kann man sich leicht vorstellen. Daß eine Schauspielerin in einem Monat, in dem sie 100 Mark Gage bezieht, 1000 Mark für Toiletten ausgeben muß, ist keine Seltenheit. Es gilt eben beim Theater für selbstverständlich, daß eine Schauspielerin einen wohlhabenden „Freund" hat, der für sie die Toiletten und noch manches Andere bestreitet.

Trotzdem giebt es anständige Schauspielerinnen. Aber nur wenige wissen, mit welchen Entbehrungen und Demüthigungen ein Mädchen beim Theater seine Tugend erkaufen muß, wenn es außer seiner Gage keine andern Hilfsquellen hat.

Erstaunt fragt man wohl, welches Interesse eigentlich ein Mädchen daran haben könne, zum Theater zu gehen, wenn es sich dadurch nicht blos zur Prostitution verurtheile, sondern auch dazu, aus deren Ertrag einen Theil des Betriebskapitals des Direktors zu bestreiten? Woher der große Andrang von Mädchen zu einer solchen trostlosen Carrière?

Die Schauspielerinnenfrage ist ein Stück Frauenfrage. Die Zersetzung der Mittelstände wirft nicht blos zahlreiche Männer, sondern auch zahlreiche Frauen aufs Pflaster. Wohin diese sich wenden mögen, überall harrt ihrer eine freudlose Existenz. Anscheinend am wenigsten beim Theater, wo man sogar, wenn man Glück hat, zu einem glänzenden Leben aufsteigen kann. Wie theuer dieser Glanz erkauft werden muß, wie wenigen er beschieden ist, das beachten die Wenigsten, selbst wenn sie es wissen.

Aber viel größer noch, als die Zahl derjenigen, die der Prostitution verfallen, weil sie der „Kunst" sich ergeben haben, ist die Zahl derjenigen, die sich der „Kunst" ergeben, weil sie der Prostitution verfallen sind. Und die Damen wissen wohl warum. Sie erlangen durch ihren Uebergang zur Bühne nicht nur

Digitized by Google

einen weit höheren Preis für ihre Reize, als sie auf der Straße erreichen könnten, sie steigen auch an Achtung und Ansehen in der guten Gesellschaft, statt zu sinken, wie ihre unglücklichen Mitschwestern auf dem Pflaster. Auf der Bühne wird die öffentliche Dirne zu einer öffentlichen Macht.

Die Herren Theaterdirektoren haben auch kaum etwas gegen den Zustrom der salonfähigen Prostitution zur Bühne einzuwenden — nicht einmal der Straßenprostitution ist jeder Thaliatempel streng verschlossen. Diese Damen sind nicht blos „pikanter" und billiger, sie sind auch traitabler als die anständigen Mädchen. Daß die Behandlung, die man diesen angedeihen läßt, sich dann nach der richtet, die sich die weniger spröden Elemente gefallen lassen, ist naheliegend. Und das gilt nicht blos für ihr Verhältniß zu den Vorgesetzten, sondern auch zu den Kollegen und — den Kritikern.

Diese spielen in der Schauspielerwelt fast eine ebenso große Rolle, wie der Theaterdirektor selbst, ja, in mancher Beziehung eine noch größere. Vor einem angesehenen Kritiker liegt alles im Staub, von der kleinsten „Ratte" bis zum protzigsten Direktor und dem selbstbewußtesten Virtuosen.

Daß eine Kritik für das Theater, wie für jedes andere Gebiet geistiger Thätigkeit, nothwendig ist, soll es nicht versumpfen, ist sicher. Und es ist unvermeidlich, daß unter dem heutigen System der Berufstheilung die ausschließliche Beschäftigung damit ein eigener Beruf wird. Die Kritik soll gewissermaßen das Selbstbewußtsein der dramatischen Kunst repräsentiren; sie soll begreifen, was Autoren und darstellende Künstler nur instinktiv empfinden und erfassen, sie soll ein künstlerisches Ideal aufstellen und ermessen, wie weit die Ausführung demselben sich nähert; sie soll die geistigen Anregungen des Dramas im Publikum vertiefen und zu dauernder Nachwirkung bringen.

Diesen Aufgaben wurde denn auch die deutsche Theaterkritik voll und ganz gerecht zu jener Zeit, da die glänzendsten Geister sich entweder der Philosophie oder dem Theater zuwandten und die Kritik die Brücke zwischen Beiden bildete. Aber mit dem Niedergang des Theaters verflachte auch seine Kritik; immer mehr wandten sich die bedeutenderen Geister von ihr ab und immer ausschließlicher wurde sie der Tummelplatz seichterer Elemente. Das entsprach ganz den Bedürfnissen der Direktoren und Schauspieler, wie des Theaterpublikums. Jene haben nie die Kritik geliebt; schon Lessing hatte seiner „Hamburgischen Dramaturgie" wegen ärgerliche Konflikte mit den Schauspielern. Das ist aber seitdem in dem Maße ärger geworden, in dem bei Direktoren wie Schauspielern das künstlerische Streben immer weiter zurücktrat hinter dem geschäftlichen. Sie suchen nicht mehr Belehrung und Anregung in der Kritik, sondern blos noch Reklame. Aber auch das Publikum würde durch lange kritische Abhandlungen, wie sie ehedem üblich waren, heute nur gelangweilt werden. Es will keine wohlbegründete Kritik, sondern ein einfaches Urtheil, ohne jede weitere Begründung, in ein paar Zeilen haben. Ein solches braucht es, erstens weil es seinem eigenen Urtheil nicht traut, und zweitens, weil in den Kreisen, aus denen das Theaterpublikum sich rekrutirt, der schöngeistelnde Theaterklatsch eines der wenigen Themata ist, das diese gedankenarme Welt, in der man sich langweilt, in Bewegung zu bringen vermag. Schleunigst will sie von jedem neuen Stück, jeder neuen Rolle wissen, was davon zu halten. Kaum daß der Vorhang zum Schluß des letzten Aktes gefallen, soll auch die Besprechung schon in der Druckerei sein. Wie wohldurchdacht eine solche „Kritik" sein kann, ist unschwer zu errathen. Da man das Urtheil nicht zu begründen braucht und das Publikum alles Gedruckte mit heiliger Scheu entgegennimmt, macht sich's mancher Kritiker so bequem, die Kritik schon

Digitized by Google

vor der Vorstellung zu schreiben, auf den bloßen Klatsch hin, der in Theaterkreisen jeder Novität vorausgeht. Ja, mancher ist gar so bequem, seine Kritik drucken zu lassen, ohne auch nur in der Vorstellung gewesen zu sein. Vor drei Jahren ereignete sich in London der Fall, daß ein Kritiker ein Stück als elend durchgefallen herunterriß, dessen Aufführung gar nicht stattgefunden hatte, sondern in letzter Minute wegen eingetretener Hindernisse verschoben worden war. Der Autor des Stückes ist ein wohlhabender Mann und nimmt eine angesehene Stellung in der Presse ein, als Redakteur des „Punch". Dem hatte er es zuzuschreiben, daß ihm nicht blos die Gerichte Satisfaktion verschafften, sondern auch die Presse die Sache in die Oeffentlichkeit brachte. Wie vielen armen Autoren und Schauspielern passirt aber Aehnliches, ohne daß ein Hahn danach kräht.

Denn, sonderbar genug, wie die Theaterleute sich durch völligen Mangel an Solidaritätsgefühl auszeichnen, so die Journalisten der bürgerlichen Presse durch ein Uebermaß davon. Unter den Landsknechten der Feder herrscht eine eiserne Disziplin, in ihrer Art so streng, wie die einer Armee in Kriegszeiten. Ein Angriff in der Oeffentlichkeit auf einen Kollegen — selbst wenn noch so berechtigt — gilt als Meuterei im eigenen Lager und führt zur Verfehmung des Angreifers. Das Solidaritätsgefühl der Arbeiter erstreckt sich nicht auf die unsauberen Elemente in ihren Reihen. Aengstlich suchen sie dieselben von sich fern zu halten. Das Solidaritätsgefühl der Journalisten ist nicht so wählerisch — sonst würden wohl ihre Reihen sich zu sehr lichten. In diesem festen Zusammenhalten liegt ein Grund der ungeheuren Ueberlegenheit der bürgerlichen Journalistik, sowohl über das urtheilslose, zusammenhangslose Publikum, wie über die atomisirte Theaterwelt. Sie beherrscht jenes, wie diese.

Die Journalisten müßten Engel sein, was sie bekanntlich nicht sind, wenn eine so unkontrolirbare und unbeschränkte Stellung, wie die eines Theaterkritikers, namentlich eines einflußreichen, nicht Mißbräuche nach sich zöge. Auch ein ehrlicher Mensch wird, ohne es zu wollen, ein bloßes Urtheil, das er nicht ausführlich zu begründen braucht und das Niemand in der Oeffentlichkeit zu bemängeln wagt, leichtsinniger fällen; es wird schroffer ausfallen und mehr von persönlichen Sympathien und Antipathien beeinflußt sein, als wenn es das Resultat einer eingehenden Untersuchung wäre, in der bestimmte Grundsätze sich geltend machen müßten, und wenn es einer öffentlichen Kritik unterläge. Und da auch ehrliche Leute mitunter eitel sind, so hält man es in Theaterkreisen für gerathen, auch dem unbestechlichsten Kritiker den Hof zu machen.

Aber das sind nur wenige, „vornehme Naturen", die blos in dieser Weise sich beeinflussen lassen. Für die Mehrzahl der Kritiker, wie der Journalisten überhaupt, ist ihr Beruf ein Geschäft, wie jedes andere. Sie handeln mit „öffentlicher Meinung" und „Ueberzeugung", wie Andere mit Schnaps oder Wolle. Sie wissen sehr gut, daß ihr Lob dem Direktor, Autor oder Schauspieler nicht blos Ruhm, sondern auch höchst greifbare Vortheile bringt, daß ihr Tadel schaden kann. Aber der Kritiker ist kein Proletarier, wenigstens nicht gegenüber den von ihm Kritisirten; er will nicht Andere bereichern und dabei leer ausgehen. Er schwärmt für die soziale Gerechtigkeit, er will theilen und verlangt daher vom Ertrag seines Lobes auch etwas für sich. Daß er sich dabei mitunter irrt und den Einfluß seines Lobes überschätzt, daß er mehr verlangt, als dieses einträgt, daß die Theilung zur Ausbeutung des „Protegirten" führt — je nun, das kann ja vorkommen; der Mensch ist schwach. Aber das Prinzip ist doch richtig? So wenigstens erscheint es nicht nur der Mehrzahl der Kritiker, sondern auch der Theaterwelt. Natürlich giebt man dem Kritiker sein Trinkgeld nicht in derselben

Digitized by Google

Weise, wie man es einem Kellner giebt; das wäre nicht anständig. Man braucht ihm gegenüber blos Freundespflichten zu erfüllen: darf ihm Geld pumpen, wenn er eins braucht — ob er's zurückzahlt, ist eine andere Frage —, ihn zu Soupers einladen, ihm in einer sentimentalen Anwandlung ein Souvenir schenken. Am „billigsten" kommen die Damen weg, wenigstens wenn sie jung und hübsch sind und der Kritiker ein empfängliches Herz besitzt. Ein bischen Zärtlichkeit thut da Wunder.

Die Abhängigkeit der Schauspieler und Autoren von den Kritikern und der oft brutale Mißbrauch derselben durch die Letzteren ist eine alte und Jedermann, der nur einen Blick hinter die Koulissen gethan hat, wohlbekannte Sache. Aber nur selten gelangt etwas davon an die Oeffentlichkeit. Die Betroffenen halten dies Verhältniß, wie schon gesagt, in der Regel für ein selbstverständliches; wo nicht, so für ein unvermeidliches. Dagegen aufzutreten könnte höchstens Jemandem einfallen, der die Hoffnung aufgegeben hat, als Schauspieler (respektive Autor) noch einmal vor dem Publikum erscheinen zu können. Gegen die Kritik öffentlich auftreten heißt in der That, sich auf der Bühne unmöglich machen.

Wenn aber wirklich einmal ein zur Verzweiflung gebrachtes Mitglied der Theaterwelt den kühnen Entschluß faßt, seine Erfahrungen mit der Kritik oder einem Kritiker zu veröffentlichen, so kann es hundert gegen eins wetten, daß es kein Blatt findet, das seine Klagen publizirt. Mit der sozialdemokratischen Presse wollen die Herren und Damen von der Bühne nichts zu thun haben — so weit sie sie überhaupt kennen — und die bürgerliche Presse hat im Ganzen und Großen keine Ursache, Dinge bloszustellen, die von ihrer eigenen Korruption zeugen.

Findet sich aber wirklich ein weißer Rabe in Gestalt einer in bürgerlichen Kreisen angesehenen Zeitung, die sich herbeiläßt, die so strenge und ausnahmslose Solidarität der Journalistik zu durchbrechen, dann droht demjenigen, der die Sache an die große Glocke hängt, nur zu leicht ein Ehrenbeleidigungsprozeß, dessen ungünstiger Ausgang den Benachtheiligten auch noch als Verleumder erscheinen läßt.

Der Kampf gegen die Korruption Einzelner ist nicht leicht zu führen, da Beweise dafür nur selten zu erlangen sind. Wo die Korruption nicht eine Ausnahme, sondern eine Massenerscheinung ist, da ist sie auch in ein System gebracht, das geräuschlos von selbst arbeitet; da bedarf es keiner juristisch greifbaren Abmachungen, keiner schriftlichen Forderungen und Verträge. Die einzigen, die die Korruption bezeugen könnten, sind die Betheiligten selbst, und die hüten sich natürlich, Material zu ihrer eigenen Verurtheilung zu liefern.

Ein seltenes Zusammentreffen günstiger Umstände hat jetzt wieder einmal ermöglicht, die Abhängigkeit des Theaterproletariats und den brutalen Mißbrauch, der damit getrieben wird, an einem konkreten Beispiel zu zeigen. Herr Lindau ist so unvorsichtig gewesen, in den Händen seiner ehemaligen Geliebten, Fräulein v. Schabelsky, Briefe zu hinterlassen, die ein schwerwiegendes Material gegen ihn abgeben. Die genannte Schauspielerin hatte die Kourage, den Kampf gegen Herrn Lindau aufzunehmen, und sie hatte das Glück, schließlich in der Berliner „Volkszeitung" auf ein angesehenes bürgerliches Blatt zu stoßen, das sich ihr in der Sache zur Verfügung stellte, und in Herrn Dr. Fr. Mehring einen ebenso schneidigen wie eifrigen, ebenso umsichtigen wie gewandten Vertreter derselben zu finden.

Auf den Fall selbst brauchen wir nicht einzugehen. Die Tagespresse hat ihn genügend erörtert. Wer eine zusammenhängende Darstellung desselben lesen will, den verweisen wir auf die eben erschienene Broschüre des Herrn Dr. Mehring,

Digitized by Google

„Der Fall Lindau“ (Berlin, Kurt Brachvogel, 60 S., 1 Mark). Er findet die ganze Affaire darin ausführlich und übersichtlich dargestellt, vom Bannbrief und dem Boykott des Herrn Lindau bis zum Spruch des Ehrengerichts. Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gestellt, ein Referat über den Fall zu geben; wir wollten blos darauf hinweisen, daß derselbe weder eine vereinzelte noch eine zufällige Erscheinung ist, sondern das Symptom eines weitverbreiteten Uebels, eines Uebels, das oft noch schlimmere Früchte reift, als es Herrn Mehring gelungen, an die Oeffentlichkeit zu bringen, eines Uebels, das tief in den Verhältnissen begründet ist.

Wir glauben denn auch nicht, daß die Angriffe des Herrn Mehring den Erfolg haben werden, Herrn Lindau unmöglich zu machen, trotzdem jeder der Pfeile sitzt, die die sichere Hand des Chefredakteurs der „Volkszeitung“ entsendet.*) In der Gesellschaft, in der Herr Lindau lebt, von der sein Ruf und seine Existenz abhängt, erscheint das, was er gethan, als natürlich, ja als höchst ehrenwerth. Auch der Verein „Berliner Presse“ fand kein Makel an ihm. Und wenn noch schlimmere Fälle aufgedeckt und gebrandmarkt werden sollten, es würde nicht viel fruchten.

Die schrankenlose Macht der Kritik und damit deren Mißbrauch ist nicht zu brechen, so lange ihre Wurzeln fortdauern: die völlige Urtheilslosigkeit derjenigen Kreise, die heute den Kern des Theaterpublikums bilden, und die völlige Hilflosigkeit der Schauspieler — wenn man will, auch der Autoren — in Folge ihres Mangels an Solidaritätsgefühl.

Die erste dieser Wurzeln läßt sich kaum beseitigen, so lange die heutige Gesellschaft überhaupt besteht. Die besten Kräfte des Volkes konzentriren immer mehr ihre Aufmerksamkeit und Kraft auf die Diskutirung und Lösung der Probleme unserer Zeit im politischen Leben, nicht auf der Bühne. Diese wird schließlich der letzten Traditionen verlustig gehen, die sie als „moralische Anstalt“ erscheinen ließen und wird ein bloßes Vergnügungsinstitut werden. Wir sind nicht so puritanisch, ihr deswegen jede Existenzberechtigung abzusprechen. Aber es ist nicht zu erwarten, daß unter diesen Umständen in der nächsten Zukunft die Masse der Theaterbesucher geistig höher stehen wird, als jetzt. Man darf im Gegentheil annehmen, daß sie später noch mehr als heute aus den genußsüchtigsten Schichten der Bevölkerung sich rekrutiren wird, denen ernste Gedankenarbeit ein Greuel ist.

Fast ebenso hoffnungslos wie die Aufgabe, das Theaterpublikum zu einer von Grundsätzen erfüllten, urtheilsfähigen Masse zu erheben, erscheint uns die, das Proletariat der Bühne zu einer widerstandsfähigen, einheitlichen Masse zu organisiren. Wir fürchten, die Traditionen des Lumpenproletariats sind in demselben zu lebendig, und der starke Zuzug deklassirter Bourgeois dient nur dazu, sie immer mehr aufzufrischen. Indessen, ganz unmöglich ist die Aufgabe nicht. Wie korrumpirend und degradirend auch die Einflüsse sind, unter denen die

*) Es scheint, daß wir, mehr als wir wünschen, Recht behalten sollen. Vorstehendes war schon gesetzt, als uns die Nachricht zuging, nicht Herr Lindau, sondern Herr Mehring sei wegen der in Rede stehenden Enthüllungen gezwungen, seinen Posten zu verlassen. Damit wird die „Volkszeitung“ auf den Aussterbeetat gesetzt. Aber so mächtig ist der eiserne Ring der Solidarität der bürgerlichen Journalistik, und so groß das Ansehen des Herrn Lindau in seinen Kreisen, daß die Aktionäre der „Volkszeitung“, die sicher gute Geschäftsleute sind, lieber ihr gut rentirendes Unternehmen, als die Gemüthsruhe des Herrn Lindau gefährdet sehen wollen. Und da sage man noch, in der Bourgeoisie seien Heroismus und Opferfreudigkeit ausgestorben!

Digitized by Google

Proletarier der Bühne heute leiden, so haben sich doch manche unter ihnen vor diesen zu wahren gewußt, und auch in vielen der Uebrigen schlummern noch treffliche Keime, die nur des Anstoßes bedürfen, sich zu entwickeln.

Am ehesten dürfte eine gewerkschaftliche Organisirung der niedrigststehenden Bühnenproletarier möglich sein, der Theaterhandwerker, der Musiker, Choristen, Statisten und kleineren Schauspieler. Ansätze dazu sind, namentlich bei den Musikern, in verschiedenen Vereinen bereits gemacht. Aber erhebliches werden diese Organisationen nur dann leisten können, wenn sie nicht blos sich erweitern, sondern auch ihren Hochmuth ablegen, der sie verhindert, von Proletarierorganisationen Hilfe und Rath anzunehmen.

Sollte der „Fall Lindau" in dieser Beziehung anregend wirken, sollte er größere Kreise unter den Proletariern der Bühne zum Nachdenken über ihre Lage und die Mittel sie zu heben, veranlassen, dann wäre die Wirkung der betreffenden Enthüllungen eine bleibende und segensreiche, selbst wenn Herr Lindau fortfahren sollte, bei *seinen* Freunden, *seinem* Publikum der „einflußreiche" Kritiker zu bleiben.

K. K.

Die sozialistische Bewegung in Holland.

Von **F. Domela Nieuwenhuis.**

Datirt aus Amsterdam 17. Mai 1877 findet man im Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschlands, „Vorwärts", einige Betrachtungen aus und über Holland, welche darthun, daß der Verfasser die Verhältnisse mit Scharfsinn beobachtete.

Er schrieb: „Holland gilt vielfach als ein todter Boden für den Sozialismus. Die Thatsachen scheinen dieser Ansicht Recht zu geben, denn die Rubrik „Holland" nimmt in den Berichten unserer sozialistischen Blätter nur einen äußerst bescheidenen Raum ein und vergebens wird man darin nach Mittheilungen über Vorgänge in der großen Volksbewegung unserer Zeit suchen, wie sie in andern Ländern zum Schrecken aller Mastbürger, aber zur Freude aller vernünftigen und verständigen Menschen immer alltäglicher werden."

Und doch ist das Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth vielleicht hier noch größer als in andern Ländern, denn Holland gehört zu den reichsten Ländern der Welt.

Harper's Magazine, ein vielgelesenes kapitalistisches Blatt, schätzte den Nationalreichthum einiger Länder wie folgt:

	Bevölkerung	Nationalreichthum	Vermögen per Kopf	Durchschnittliches Einkommen per Kopf
England . . .	35 Millionen	187 Milliarden Mark	5340 Mark	265 Mark.
Frankreich . .	38 „	153 „ „	4026 „	200 „
Niederlande . .	$3^3/_4$ „	$47^1/_2$ „ „	12500 „	625 „

Die Niederlande sind demzufolge relativ mehr als zweimal so reich wie England und dreimal reicher als Frankreich. Diese Ziffern datiren aus dem Jahr 1884 und dürften der Wirklichkeit entsprochen haben. Wir bezahlen an verschiedenen

Digitized by Google

Steuern 200 Millionen Gulden (340 Millionen Mark) und danach zu schließen, muß Holland mindestens ein Vermögen von 30—40 Milliarden besitzen, denn mehr als fünf Prozent des Einkommens werden gewiß nicht gesteuert. Die Folgen bleiben natürlich nicht aus, denn wo viel Licht, ist auch viel Schatten. Die soziale Kluft zwischen Arm und Reich ist mindestens ebenso tief, als anderswo und nirgends habe ich eine solche Geringschätzung der Arbeit gefunden, als hier.

Die Lohnverhältnisse sind kurzweg abscheulich zu nennen.

Als Durchschnitt kann man für ganz Holland den wöchentlichen Lohn mit sechs, höchstens sieben Gulden annehmen (10—11½ Mark). Nahrung, Kleidung und Wohnung sind dementsprechend schlecht, besonders die Nahrung ist erbärmlich: Kartoffeln und Brot, auf dem Lande Schwarzbrot, bilden die Hauptnahrungsmittel und der Schnaps muß das Fehlende ersetzen.

Der Verfasser des obengenannten Artikels hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „überall dort, wo es Arme und Reiche, Herren und Knechte, Betrogene und Betrüger giebt, müssen unsere „Hetzereien" nothwendig Anklang finden, sei das nun unter rauchenden Schloten oder unter wogenden Kornfeldern, in den dumpfen Gassen der Städte oder unter weidenden Viehherden; und da es eben überall Arme und Reiche, Herren und Knechte, Betrogene und Betrüger giebt, so haben wir eben von vornherein gewonnenes Spiel. Wo wir es noch nicht gewonnen haben, da liegt das, meiner Ueberzeugung nach, einfach daran, daß entweder das Spiel noch gar nicht begonnen wurde oder aber, daß, die es begonnen, nicht die rechten echten Männer waren. Alle diejenigen, die sich über die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen beklagen, müssen sich, meiner Ansicht nach, vor Allem über — sich selbst beklagen."

Nur Eines vergißt der Verfasser, nämlich, daß auch die Zeit reif sein muß; sonst bleibt der Erfolg dennoch aus. Daran allein scheiterte Johannes Huß im 15. Jahrhundert, während Luther im 16. Jahrhundert erfolgreich kämpfte. Man denke sich einen Marx ins vorige Jahrhundert versetzt und er hätte in aller Augen als Utopist gegolten; denn die ökonomische Entwicklung war noch nicht so vorgeschritten, um derartigen Ideen Eingang zu verschaffen.

Auf die Frage, warum unsere Ideen in Holland so wenig verbreitet sind, antwortet der Verfasser: „Einfach, weil Niemand da ist, um sie zu verbreiten. Das politische Vereinsleben der arbeitenden Klassen ist hier so gut wie vollständig todt." Und weiter: „Und doch könnte es so leicht anders sein. Hier, wo die bitterste Armuth beständig den fabelhaftesten Reichthum, den raffinirtesten Luxus, die egoistischeste Wohllebigkeit vor Augen hat, wird jene doppelt und dreifach drückend. Der „Geldduivel" (Geldteufel) übt hier seine plumpe, brutale Herrschaft über Leiber und Seelen ebenso unumschränkt aus, wie nur irgendwo anders. Dabei lebt im Volke ein kräftiger Freiheitssinn, seine alte „Republiek" steckt ihm noch in den Gliedern, es ist noch immer dasselbe Volk, welches vor 300 Jahren jene unsterblichen Großthaten vollbrachte, die wir die Befreiung der Niederlande von der spanischen Macht nennen und die unsere neue Zeit erst so recht eröffneten. Von jener kriechenden Loyalitätspest, von der wir in Deutschland jetzt so schrecklich heimgesucht sind, ist nicht das Mindeste zu spüren. Der Boden ist hier für unsere goldene Freiheitssaat so fruchtbar, wie nur möglich, zum Allermindesten so fruchtbar, wie in vielen andern Ländern, wo wir uns der besten Erfolge rühmen dürfen. Nichts bedarf dieser Boden, als der rechten Bebauer, die ihn in der rechten Art, mit dem rechten Geschick, dem rechten Fleiße, der rechten Ausdauer bearbeiten. Möchten sie sich bald finden! Wo immer an der Förderung unserer Sache gearbeitet wird, geschieht es zum Heile des Ganzen, von welcher

Digitized by Google

Stelle immer mit Hand angelegt wird, desto früher muß er vollendet dastehen, der erhabene, himmelanstrebende Bau des freien Volksstaats!"

Wenn wir nach zehn Jahren der Agitation — der Anfang der sozialdemokratischen Bewegung fällt bei uns ungefähr in das Jahr 1879 — zurücksehen auf unsere Arbeit und deren Resultate, müssen wir uns sagen, der Verfasser des Artikels im „Vorwärts" habe recht gesehen. Haben wir auch spät begonnen, so wurde doch der Schaden bald gut gemacht und der Sozialismus ist hier ebenso stark als in Deutschland. Hätten wir allgemeines Wahlrecht und dadurch die Möglichkeit eines Ueberblicks, so glauben wir behaupten zu dürfen, daß wir mindestens zehn Vertreter in unserem gesetzgebenden Körper hätten.

Und doch vergessen wir nicht, daß man nicht zum ersten Male versuchte, das Banner des Sozialismus in unserem sumpfigen Boden zu pflanzen. Nein, die Internationale hat auch hier gelebt und gearbeitet. Der Kongreß der Internationale, wo der Kampf zwischen Marx und Bakunin ausgefochten wurde, tagte im Haag und daselbst ist auch thatsächlich die Internationale begraben worden. Behauptet man, sie sei gescheitert, so hat man Unrecht. Sie hat ihre Aufgabe erfüllt, sie hat den ersten Anstoß dazu gegeben, die Arbeiter aller Länder in eine Bewegung einzubeziehen; darauf mußte jedes Land sich in seiner Weise organisiren, und früher oder später mußte man wieder zusammenkommen zur Einigung, wie dies thatsächlich auf dem Pariser Kongreß von 1889 geschehen.

Nach 1872 war in Holland die sozialistische Bewegung so gut wie todt und so fand der Verfasser obigen Artikels 1876 keine Spur der Internationale mehr vor. Alles mußte frisch angefangen, neu bearbeitet werden. Nur hatten wir das Glück, daß die alten Mitglieder der Internationale sich der neu auflebenden Bewegung sofort anschlossen und ihre Erfahrung kam dem Parteileben sehr zu Gute. H. Gerhard und Schröder, Schneider, Ansing, ein Metallarbeiter, K. Ris, ein Holzarbeiter und P. J. Penning, ein Krämer, waren die alte Garde, welche nicht kapitulirt hatte, sondern Stand gehalten, um mit neuen Kräften die Bewegung unter dem neuen Namen Sozialdemokratie zu organisiren.

Des Antheils wegen, den ich selbst an dieser Bewegung genommen, ist es für mich sehr schwierig, objektiv zu urtheilen; denn das persönliche Element darf nicht die Hauptsache sein und doch läuft man leicht diese Gefahr. Wir haben hier die verschiedenen Perioden jeder neuen Bewegung durchgemacht. Die erste ist die des Negirens, des Todtschweigens. Keine Zeitung schrieb etwas über uns, es war, als ob Schweigen die Parole sei, nichts, gar nichts zu sagen oder zu schreiben über uns und unsere Bewegung. Dem folgte die zweite Periode: die des Spottens und Beschimpfens. Wir waren Faullenzer, Schwätzer, Aufhetzer und wie ferner das Wörterbuch lautet, dessen Schätze die sogenannten Tonangeber, welche für sich das Monopol der Bildung beanspruchen, über unsere armen Köpfe ergossen. Die dritte Periode ist die der Verfolgung; da man mit uns nicht fertig ward, nahm man den starken Arm der Gerechtigkeit (?) in Anspruch, um uns einzuschüchtern. Alles vergebens. Und so sind wir denn beschäftigt, uns für die letzte Periode, die der Anerkennung, vorzubereiten. Erst fragen, dann fordern, dann nehmen: dies ist der internationale Weg, der eingeschlagen und überall verfolgt werden muß.

Mit Wort und Schrift haben wir den Boden bearbeitet und sind nun so weit gediehen, daß man mit uns rechnen muß. Amsterdam stand immer vorne in der Bewegung; die Residenz, der Haag, folgte bald, und da dies die Regierungs-

Digitized by Google

stadt, wo die Minister ihren Sitz haben, so verlegten wir die Zentralleitung dahin. Als Domela Nieuwenhuis seine erste propagandistische Reise nach den nördlichen Provinzen des Landes, Friesland und Gröningen, machte, waren es weniger die Gegner als der Indifferentismus der arbeitenden Klasse, was ihm in den Weg trat. Verschiedene Versammlungen konnten nicht abgehalten werden, entweder wegen gänzlichen Mangels an Publikum oder weil so wenig Zuhörer da waren, daß es die Mühe zu reden nicht lohnte, und als er zurückkam, schrieben die liberalen Blätter freudevoll, Herr Nieuwenhuis hätte besser gethan, seinen Unsinn für Holland zu behalten, die Gröninger seien für die Dummheiten dieses Herrn zu vernünftig. Das zweite Jahr war schon besser, obschon der Besuch noch immer schwach war; aber im dritten Jahr war der Sieg gewonnen.

Seitdem sind die nördlichen Provinzen für uns die besten, und die größten Säle erweisen sich als zu klein, um die Menge der Zuhörer zu fassen. Die kleinsten Dörfer stellen ein großes Kontingent und man kann nicht genug reden, um den Bedürfnissen der hungernden Seelen zu genügen. Die Stimmung in den Versammlungen hat etwas Religiöses an sich. Es ist, als predige man eine neue Religion. Die Bewohner der nördlichen Provinzen scheinen sehr kalt und besitzen nicht jenen Enthusiasmus des Augenblicks, der die Gemüther so leicht entzündlich macht; sie müssen ruhig und mit Vernunftgründen überzeugt werden, aber sind sie einmal gewonnen, dann treten sie nicht zurück und stehen fest und stark. Diese Tüchtigkeit aber hilft unserer Sache weit mehr, als der schnellauflodernde Enthusiasmus, der wie ein Feuerwerk erlischt, ohne irgend eine Wirkung erzielt zu haben.

1879 wurde das Blatt „Recht voor Allen" (Recht für Alle) als Wochenblatt gegründet und verbreitet und später erschien es zweimal, dann dreimal wöchentlich, um schließlich als Tagblatt zu erscheinen, welche Form es endgiltig beibehielt.

Daneben hatten wir eine Menge von Broschüren, darunter verschiedene aus dem Deutschen übersetzte. Eine gedrängte Darstellung des „Kapitals" von Marx, bearbeitet durch Domela Nieuwenhuis und von Marx begutachtet, that viel zur Heranbildung einiger Arbeiter zu Sprechern und Wortführern. Allwöchentlich fanden Versammlungen statt und im Winter wurde sogar allabendlich die Propaganda fortgesetzt und unermüdet überall das Evangelium der Unzufriedenheit gepredigt: eine Thorheit in den Augen der Gelehrten, ein Aergerniß für die Inhaber der Macht und des Reichthums. Die Felder waren reif für die Ernte, nur fehlten die Arbeiter, um Alles zu vollenden. Allein auch dieser Uebelstand besserte sich und stand man im Anfang auch beinahe ganz allein, so setzten sich doch später verschiedene tüchtige Kräfte für die gute Sache ein. Wir nennen Fortuyn aus Amsterdam, Helsdingen aus Rotterdam und van der Stad aus Koog a. d. Zaan. Später kamen hinzu Croll aus dem Haag, Bennink aus Hengels in Twenthe, van Zinderen Bakker aus Friesland, Vliegen aus Mastricht in Limburg, van Emmenes aus dem Haag und noch viele Andere. Die Partei organisirte sich auf folgende Weise: ein jährlicher Kongreß von Delegirten der verschiedenen Zweigvereine war die höchste Macht. Ein Zentral-Komite, dessen Domizil alljährlich durch den Kongreß bestimmt wird und das bisher immer im Haag saß, hat die Leitung zu besorgen und insbesondere die Kongreßbeschlüsse auszuführen. Jeder Verein ist autonom und kann operiren, wie er es am besten findet. Kein Beschluß hat Giltigkeit, wenn er nicht durch die Mehrheit der Mitglieder in Urabstimmung bestätigt wird. Wir haben die föderalistische Form der Organisation eingeführt.

Digitized by Google

Die Thätigkeit der Sozialdemokratie ist überall eine dreifache. 1) Propaganda und Diskussion der sozialistischen Ideen durch Bücher, Broschüren, Zeitungen, Vorträge, Versammlungen u. s. w.; 2) Organisation der Arbeiter und Intervention gelegentlich der Konflikte zwischen Kapital und Arbeit und 3) Stellung von politischen Forderungen, besonders der Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten Stimm- und Wahlrechts. Das Wahlrecht betrifft die Wahl von Vertretern in die gesetzgebenden Körper, das Stimmrecht die direkte Volksabstimmung über alle Gesetze.

Diese dreifache Art des Kampfes ist auch die unsrige und da man dieses dreifache Schlachtfeld: das Terrain der theoretischen Idee, des ökonomischen und politischen Kampfes kennt, so können wir desto leichter auf die Darstellung der Ereignisse übergehen. Politisch bedeutet das holländische Volk gar nichts. Ungefähr 300 000 männliche Personen haben, vom 23. Jahr angefangen, das Wahlrecht und zwar nur solche, welche eine Hausmiethe bezahlen, die hoch genug ist, um sie als ordentliche Staatsbürger gelten zu lassen. Geld ist hier Alles. Für Geld wird man Wähler, um Geld kann man sich von der Militärpflicht loskaufen. Natürlich sind alle Arbeiter vom Wahlrecht ausgeschlossen und darum waren sie politisch todt. Der Sozialismus hat aber das politische Leben im Volke erweckt und eine seiner ersten Forderungen ist das allgemeine Wahlrecht. Wir besitzen einen Verein für allgemeines Wahl- und Stimmrecht, der zu zwei Dritteln aus Sozialisten zusammengesetzt ist. 1880 beschloß man, für die zweite Kammer und den Gemeinderath von Amsterdam Kandidaten aufzustellen. Zu dieser Zeit war das Wahlrecht noch viel beschränkter und man zählte damals nur 120 000 Wähler.

Man erwartete nicht, zu siegen, sondern wollte nur den Volkswillen manifestiren. Kandidaten waren F. D. Nieuwenhuis für die zweite Kammer und H. Gerhard für den Gemeinderath. Der Erstere bekam nur 5 Stimmen und 12 der Letztere. Die größere Anzahl erklärt sich dadurch, daß für den Gemeinderath der Zensus um die Hälfte niedriger war. Die Lust zum Stimmen war nicht groß, denn von 4602 Wählern stimmten nur 1518.

1888, unter dem neuen Gesetz, das die Anzahl der Wähler mehr als verdoppelte, hat unsere Partei zum ersten Mal ernsthaft mitgethan. Und das Resultat war ermuthigend. Zwei der Unserigen kamen in Stichwahl, nämlich Mausholt in Winschoten (Provinz Gröningen) mit 985 Stimmen gegen 992 für den Liberalen, und D. Nieuwenhuis in Schoterland (Provinz Friesland) mit 469 Stimmen. Dieser hatte außerdem in Amsterdam 1064 Stimmen, in Gröningen 426 Stimmen und noch mehrere in verschiedenen Distrikten erhalten. Die ganze Bourgeoisie staunte, wie das möglich sei. Man hatte alle Arbeiter ausgeschlossen, und doch kamen zwei Sozialdemokraten in die Stichwahl. Und trotz aller Mühe und der Anwendung der unlauterſten Mittel ward D. Nieuwenhuis gewählt. Er stand dem Präsidenten des sehr gemäßigten Arbeiterbundes gegenüber, welcher mit Hilfe der Liberalen schon einmal in die Kammer gelangt war.

Welch' ein Schrecken für die konservative Bourgeoisie! Es war, als sei der jüngste Tag angebrochen! Wir hatten allen Grund zur Zufriedenheit, denn das Resultat übertraf alle unsere Erwartungen. Daß einer der Unserigen durchdringen konnte bei solch' beschränktem Wahlrecht, beweist, wie sehr unsere Ideen in die Köpfe der kleinen Bourgeois und kleinen Bauern gedrungen sind, denn Schoterland ist hauptsächlich ein Bauerndistrikt. So hielt der Sozialismus seinen Einzug ins holländische Parlament.

Das Wahlrecht bleibt eine unserer ersten Forderungen, wofür wir arbeiten,

Digitized by Google

und große Volksdemonstrationen haben schon gezeigt, wie tief dieser Wunsch im Volke wurzelt.

Wenn man weiß, wie es bei andern Völkern um diese Sache steht, wird man uns beipflichten, daß wir das Recht haben dafür einzustehen.

Von je 1000 Einwohnern sind Wähler in

Frankreich	265	Italien	82
Griechenland	230	Oesterreich	73
Schweiz	226	Norwegen	63
Deutschland	200	Schweden	62
Portugal	180	Niederlande	30*)
England	150	Belgien	22

Wir haben die Ehre, mit Belgien hintennach zu humpeln.

Arbeitseinstellungen, welche früher nur ausnahmsweise vorkamen, sind jetzt an der Tagesordnung, und Dank den Unternehmern haben wir in Gegenden Einfluß erlangt, wo wir früher machtlos waren. So unter den Torfarbeitern in Friesland und Gröningen, den Dockarbeitern in Rotterdam, den Webern in Twenthe u. s. f. Unsere Feinde erweisen sich oft als unsere besten Freunde und helfen uns kräftig zur Propaganda.

In der Art der Propaganda folgte man eine Zeitlang dem Beispiel Belgiens: man schlug den Weg der Kooperation ein. Wir besitzen eine Bäckerei im Haag, ein Schuhlager und ein Steinkohlenmagazin, und der Gewinn war nicht gering: im letzten Jahr hatte man einen Nettogewinn von 30 000 Gulden. Dadurch läßt man sich nun leicht verleiten, auf diesem Weg fortzugehen, doch haben wir beschlossen, es hiebei bewenden zu lassen, denn mit der Kooperation bringt man das trojanische Pferd in das eigene Lager. Wir sind der Meinung, eine Aussöhnung zwischen Kapital und Arbeit sei unmöglich, so lange nicht Kapital und Arbeit in denselben Händen sind; wir müssen den Streit zwischen Beiden nicht in unsere Reihen tragen. Und doch ist das nothwendig der Fall, wenn wir die Kooperation fördern. Der Hauptzweck derselben ist ja doch der Gewinn, sei es für die Mitglieder, sei es für die Partei: kann man aber Gewinn erzielen ohne Ausbeutung der Arbeiter? Nein. Man wird durch die Kooperation zum Ausbeuter und die Gefahr liegt nahe, eine Ausbeuterseele zu werden. Vergoldete Ketten sind auch Ketten. Ein Theil der Arbeiter wird zu Gunsten des andern Theiles oder der Partei ausgebeutet. Auch werden auf die Dauer die Pfennigstücke der Arbeiter nicht mit den Zehnmarkstücken der Kapitalisten konkurriren können. Im kapitalistischen Lohnsystem bleibt das eherne Lohngesetz bestehen und nie werden die Löhne das Minimum der Lebensbedingungen übersteigen. Wenn die Arbeiter dafür sorgen, daß die Lebensmittel billiger werden, so werden die Kapitalisten so gut sein, dafür zu sorgen, daß die Arbeitskraft immer billiger wird und der Gewinn bei den Konsumartikeln kehrt wieder in die Taschen des Unternehmers zurück.

Einer der Reporter des Brüsseler Blattes „La Reforme" sagte nach einem Besuch bei einem Minendirektor im Zentrum, derselbe berufe sich bei seiner Weigerung, den Lohn zu erhöhen, auf die kooperativen Vereine, welche den Arbeitern die Waaren so verbilligten. Diese Worte sind lehrreich für Alle, welche noch nicht von der Kooperation angesteckt sind, die so leicht epidemisch wird. Man wünscht Resultate zu sehen und zeigt mit Stolz die Gebäude ꝛc. ꝛc.,

*) Genauer 29,5.

Digitized by Google

aber man muß auch hier unterscheiden zwischen dem, was man sieht und dem, was man nicht sieht. Unsere Erfahrung zeigte uns die Kooperation als nicht günstig und daher beschlossen wir, zwar das Vorhandene zu behalten, aber diesen Weg nicht weiter zu gehen. Wir fürchten, daß „Geschäftemachen" für die Partei eine schlechte Politik ist, welche leicht zur Demoralisirung der Partei leiten könnte.

Wir sind und bleiben eine streitende und revolutionäre Partei. Der Besitz aber macht konservativ und macht man die Arbeiter zu Besitzern, so wird man als Frucht davon eine reaktionäre Partei ernten. Liefern die Trades-Unions in England nicht den Beweis dafür? Sie haben Geld und was thaten sie zur Befreiung der Arbeiter? Wären die armen Sozialisten nicht gekommen, um sie vorwärts zu drängen, so wären sie eingeschlafen. Nach den gemachten Erfahrungen warnen wir daher vor der Kooperation, denn Anfangs betrachtet man sie wohl nur als Mittel zum Zweck; gehen aber die Geschäfte gut, so droht die Gefahr, daß sie zum Selbstzweck wird.

Durch die Verfolgungen, besonders die Gefängnißstrafen des van Ommeren und Domela Nieuwenhuis, hat unsere Partei viel gewonnen; sie haben ausgezeichnet propagandistisch gewirkt. Heute ist alles still, aber nichtsdestoweniger wird gearbeitet und unsere Ideen haben Riesenfortschritte gemacht; nicht nur durch unsere Propaganda, sondern hauptsächlich durch die ökonomische Entwicklung, die an der schnellen Proletarisirung der Massen arbeitet. Massenelend und Reichthum stehen nebeneinander und diese Erscheinung sieht man überall.

Wir haben als Parteiblatt das im Haag täglich erscheinende „Recht voor Allen" (Recht für Alle); auch schreiben in unserm Geiste „Het radicaal Weekblad" (das radikale Wochenblatt) in Amsterdam, „De Klok" (die Glocke) in Wolvega (Friesland), „Het Friesche Volksblad" (das friesische Volksblatt) in Leeuwarden und einige Fachblätter, wie der Zigarrenarbeiter, der Zimmermann, der „Seingever" (das Signal) für die Eisenbahnbeamten. Letztere haben einen Verein, der noch nicht zwei Jahre besteht und schon 2000 Mitglieder zählt. Auch die Lehrer haben eine sozialdemokratische Verbindung. Die Bewegung hier ist gesund und kräftig. Wohl wissen wir, wie ich auch auf dem Pariser internationalen Kongreß betonte, daß wir, die wir ein kleines Land bewohnen, nicht die Vorhut der Revolution bilden können, welche nur in einem großen Lande zur Reife und zum Sieg gelangen kann. Aber diese Revolution muß früher in unseren Köpfen vollzogen sein und wir können von jetzt ab die Versicherung geben, daß wir auf dem Posten sein und unsere Pflicht thun werden. Unser kleines Volk, das der Tyrann Alba ein Volk von Butter nannte, das aber bewies, daß es den Kampf nicht fürchtete gegen ein Volk von Eisen, ja den Sieg in diesem Kampf zu erringen wußte, wird auch die Bourgeoisie zu besiegen verstehen und nicht eher ruhen, als bis es die Herrschaft der Freiheit begründet haben wird.

Brüder, wir werden siegen oder sterben unter dem Banner der Sozialdemokratie und wir werden dasselbe beständig hochhalten!

Digitized by Google

Feuilleton.

Später.

Soziale Studie von **Minna Kautsky.** (Fortsetzung.)

II.

Einige Monate waren vergangen, ehe die Taufe vollzogen wurde. Frau Pauline wollte der Zeremonie beiwohnen und sich dabei völlig erholt in jener körperlichen und geistigen Frische zeigen, die das Entzücken Aller war. Selbstverständlich war der berühmte Großpapa als Pathe gebeten worden und er hatte angenommen. Nun flogen die Einladungen nach allen Richtungen, Finanz- und Geistesgrößen sollten dem Akte beiwohnen und Alles, was Ansehen und Bildung bedeutet, an der Wiege des Knaben stehen. Die Taufe gestaltete sich in der That zu einer solennen Feier und der Augenblick, wo der hochberühmte Mann seinen Enkel über das Taufbecken hielt, war rührend und erhebend zugleich.

Einige der Anwesenden weinten, Andere erklärten den Moment für einen historischen, und Frau Pauline war sicher derselben Meinung, denn sie hatte schon im vorhinein den Photographen bestellt, um diesen denkwürdigen Augenblick zu fixiren.

Othenio, diesen Namen hatte die junge Mama nach langem Sinnen und Suchen als den schönsten für ihren Knaben erwählt, Othenio ging von Arm zu Arm, gelobt, gepriesen, gesegnet, er ward mit den zärtlichsten Augen als ein zum Glück Geborener betrachtet.

„Es könnte ja gar nicht anders kommen", versicherte ein junger Enthusiast, „der Enkel eines solchen Mannes, der Sohn einer solchen Mutter!"

„Und eines Millionärs", fügte eine ältere Dame, die den Vater nicht vergessen wollte, taktvoll hinzu.

Großpapa aber lächelte milde und seinen Zeigefinger gleich einer Mahnung emporhebend, sagte er:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Die junge Mutter warf den Kopf in die Höhe mit einem fast beleidigten Selbstgefühl.

„O, Papa, Du kennst mich schlecht, wenn Du glaubst, ich werde es ihm leicht machen. Othenio wird viel lernen müssen, mehr als Andere, da er ja auch höheren Zwecken zu dienen hat", und dann mit scherzhafter Grazie sich im Kreise verneigend: „an mir soll es nicht liegen, wenn er nicht in dem Areopag des Geistes Aufnahme findet, dem hier Alle angehören und zu dem die Menge bewundernd aufblickt."

Indeß sah dieser künftige Kraftmensch gar matt und trübselig aus seinem weißen, mit point d'aiguilles besetzten Steckkissen heraus. Es war so schwer gewesen, eine Amme zu finden, die den Ansprüchen dieses Kindes genügt hätte. Sie sollte schön, intelligent und enorm milchreich sein, um auch für einen späteren Zeitpunkt genügende Nahrung zu haben, und während man suchte und suchte und immer nicht finden konnte, mußte der Neugeborene von der Säuglingssuppe leben, die sein

Digitized by Google

Großvater erfunden, was den Enkel ganz scheußlich herunterbrachte. Endlich hatte er eine Brust gefunden, an der er sich festsaugen konnte, aber es dauerte nicht lange, so ward sie ihm wieder entrissen. Die Amme erkrankte, da man sie überfüttert hatte, und der arme Wurm mußte zur Nahrung des Großvaters zurückkehren.

Er mochte sie nicht, er schrie, weil er darbte und hungerte, bis man wieder eine Amme gefunden, die würdig war, ihn zu nähren. So kam es, daß er während seiner Säuglingsperiode ein halbes Dutzend Ammen verbraucht, was ihn indeß nicht sonderlich förderte. Aber er überstand dies Alles, er besaß eine kräftige Konstitution, wie die Aerzte versicherten, und als er sein zweites Jahr erreicht, hatte er sich zu einem wirklich hübschen und leidlich intelligenten Kinde entwickelt.

Mama begann ein Tagebuch über Othenio zu führen. Jede That, jede Aeußerung des Kindes sollte darin verzeichnet werden. Wie interessant, dachte sie, die Entwicklung eines Genies von seinen ersten Anfängen an zu verfolgen. Als er etwa 300 Worte seiner Muttersprache nachstammeln konnte, fand man es an der Zeit, mit der Erlernung einer zweiten Sprache den Anfang zu machen. Er bekam eine englische Gouvernante, deren fremdartige Laute ihn derart verblüfften, daß er eine zeitlang gar nichts redete.

Als der Frühling herangekommen, prangend im jungen Grün, durfte Othenio täglich mit Mama und Miß Eliza den Wagenkorso mitmachen.

Fest schloß das weiße Mäntelchen um den kleinen Hals, zu dem die Schultern, wie es die Mode begehrte, hoch hinaufstiegen. Er trug einen großen weißen Rembrandthut mit riesigen Federn, der seinerseits zu den Schultern herabreichte, das Gesichtchen des Kindes schrumpfte in dieser ängstlichen Einklemmung zur Winzigkeit zusammen, nur die schwarzen Aeuglein guckten in vogelartiger Neugier daraus hervor. Sie mußten immer geradeaus schauen, da dieses Kostüm jede Seitenbewegung ausschloß.

Mama fand dasselbe entzückend und während der Wagen die linke Reihe nahm, mußte Othenio rechts sitzen, damit er von Allen gesehen und bewundert werden konnte.

Sie bemerkte, wie die Vorübergehenden die Köpfe zusammensteckten, und glaubte zu hören, wie sie sich zuwisperten: „die Tochter Kunze's und sein Enkel... eine bedeutende Frau... ein interessantes Kind...! Seht, seht, wie durchgeistigt sein Antlitz ist... und wie gedankenvoll er stets vor sich hin starrt!"

Und als einstmals Se. Majestät selbst während einer besonders lebhaften Korsofahrt dem Kleinen zugewinkt hatte, da schloß Frau Rodenberg, nach Hause gekommen, Othenio in überwallender Zärtlichkeit an ihr Herz.

Welch ein glückliches Kind! Der Kaiser kannte bereits Kunze's Enkel und interessirte sich für ihn... vielleicht auch ein wenig für sie. Und sie schwelgte in dem Gedanken an die glänzende Karrière, die Othenio machen würde. Wenn nur nichts versäumt würde, um diese Intelligenz zu entwickeln!

Einige Tage später schrieb sie ins Tagebuch:

„Es ist merkwürdig, wie frühzeitig sich die spätere Bestimmung in einem Kinde offenbart. Er liebt schon jetzt Bücher über Alles und es macht ihm Freude, selbst in nichtillustrirten herumzublättern. Gestern hat er Großpapa's berühmtes Werk über Induktion und Deduktion von meinem Schreibtisch genommen und mit einem Bleistift die Ränder bekritzelt. Ich hüte mich wohl, diese ersten Randbemerkungen meines Sohnes hinwegzutilgen; sie sind gleichsam die Silhouette seines geistigen Lebens. Um sein übriges Spielzeug kümmert er sich kaum, und

Digitized by Google

doch ist es das Kostbarste und Schönste zugleich; wir suchen seinen Geschmack zu bilden; nur vornehme Formen sollen sein Auge berühren."

Othenio hatte sein eigenes Spielzimmer bekommen, in dem das täglich sich mehrende Spielzeug systematisch geordnet und aufgestellt war. Da waren die kostbarsten maschinirten Püppchen und Thiere, die mit einem Schlüssel aufgezogen und auf ihre Räder gestellt im Kreise herum liefen. Er hatte auch einige berühmte Männer, wie Bismarck und Napoleon, die künstlich aufgezogen wurden und dann stramm marschirten, die Augen rollten und den Mund aufrissen. Er hatte Ballerinen, die tanzen konnten und Püppchen, die ganze Sätze sprachen. Aber das Unnatürliche dieser Bewegungen und Laute schien dem Knaben Furcht einzuflößen; hatte er diese schließlich überwunden und begann er nach ihnen zu haschen, dann zappelte und schnurrte das Spielwerk unter seinen Händen in rasender Schnelligkeit, bis die Feder abgelaufen war und die Puppen plötzlich stumm und erstarrt vor ihm lagen.

„Is todt!" sagte er dann und wandte sich mit einem Schauder von ihnen ab.

Niemand wußte, wer dem Kinde den Begriff und das Wort beigebracht hatte. Aber bald war sein Widerwillen gegen diese kostbaren Puppen so groß, daß er sie nicht einmal mehr sehen mochte. Sie hatten ausgespielt, noch ehe sie zerrissen waren.

Er hatte einmal alle Stühle in seiner Stube zusammengestellt, sie sollten einen Wagen und zwei Pferde vorstellen; die schwere seidene Bandschleife, die sein Flügelkleid um die Mitte zusammenhielt, hatte er als Zügel verwendet und er kutschirte nun, indem er das Rollen der Räder und das Wiehern der Hengste nachahmte, lustig darauf los. Aber in einem so feinen ordentlichen Hause durfte eine solche Unordnung nicht geduldet werden, die spiegelglatten Parketten waren auch ganz verkratzt und die Schleife vollständig zerknittert worden. Othenio konnte mit einem wirklichen Wagen und wirklichen Pferden fahren, er hatte es nicht nöthig, zu so ärmlichen Behelfen seine Zuflucht zu nehmen, und sie wurden ihm ein für allemal untersagt.

Da aber der Ueberfluß an fertigem Spielzeug ihn gleichgiltig für dasselbe gemacht, zog er es vor, sich auf seinem kleinen Sopha auf den Rücken zu legen, gegen die Decke zu starren und dabei einige rhythmische Töne von sich zu geben. Er langweilte sich entsetzlich.

Eine diesbezügliche Stelle in Mama's Tagebuch lautete:

„Othenio überrascht mich durch seine musikalischen Anlagen. Er singt selbstkomponirte höchst originelle Weisen, dann bleibt er wieder ganz ruhig und meditirt. Es ist zu früh! Mir bangt oft vor dieser raschen Entwicklung und ihrer Universalität. Er ist so zart, aber er sieht reizend aus! Es ist der Geist, der sich den Körper baut! Oft denke ich daran, ihm einen gleichalterigen Gespielen zu geben. Aber wie schlecht erzogen sind die meisten Kinder, voll bedenklicher Unarten. Othenio soll mir nicht verdorben werden. Und leben denn nicht alle hervorragenden Menschen isolirt? Auch er wird sich daran gewöhnen müssen."

Sein Großvater war es, der ihm einmal ein großes hölzernes Pferd schenkte. Es war nicht maschinirt und hatte nicht einmal einen wirklichen Sattel. Es stand ganz unbeweglich und das weckte sein Zutrauen. Er begann es zu streicheln und mit ihm zu sprechen. Und siehe, es gewann Leben in seiner Phantasie, es ward zu seinem Geschöpf, dem er andichten konnte, was er wollte, jede Bewegung, jeden Laut, jede Eigenschaft des Charakters.

Digitized by Google

Und es war so gut, wie er selbst und er küßte das Pferd und fütterte es und hatte es lieb.

Und bald hatte er sich rittlings darauf geschwungen, und indem er auf seinem Rücken auf und niederhopste, glaubte er sich im Galopp dahingetragen über blumige, weite, unabsehbare Flächen.

Sein Herzchen schlug höher in kindlicher Lust, seine Augen glänzten, seine blassen Wangen rötheten sich; er jauchzte laut.

Dieser ungewöhnliche Zustand ward den Eltern gemeldet; sie liefen herzu und der Vater befahl dem Knaben augenblicklich herabzusteigen. Dieser weinte und flehte, den Hals seines Pferdes umschlingend. Es war ja sein geworden, sein treuester Kamerad, er sollte immer bei ihm bleiben immer, immer! Auch Mama konnte den drakonischen Befehl nicht begreifen, umsoweniger, als Großpapa der Geber gewesen.

Da nahm sie ihr Gatte bei Seite, und mit einem faunischen Lächeln erklärte er ihr seine Bedenken: die rasche hopsende Bewegung mußte einen physischen Reiz auf den Knaben üben, der *später* zu bedenklichen Störungen führen könnte.

„Du verstehst mich doch, meine Liebe", schmunzelte er, „bei einem Buben heißt es vorsichtig sein, sonst —"

Ihr entrüsteter Blick ließ ihn verstummen.

„Wie undelikat, dergleichen vor einer Frau zu berühren. Du magst Deine Befürchtungen Papa mittheilen, der wird sie verstehen, aber ich ... Du kennst mein Feingefühl in solchen Dingen."

„Siehe die Zimperlichkeit einer alten Jungfer", dachte er, aber sein Respekt vor der unvergleichlichen Bildung seiner Gattin hatte ihm nicht erlaubt, dergleichen laut werden zu lassen.

Othenio hatte sein Pferd an sein Bett gebunden, als er sich schlafen gelegt; als er erwachte, war es verschwunden, und als er danach fragte, sagte man ihm, es sei weggelaufen.

Die großen erschreckten Augen des Knaben füllten sich mit Thränen. Fortgelaufen? nein! zum ersten Mal schlich sich der Zweifel versengend in sein junges Herz; er ahnte die Falschheit, noch ehe er die Lüge begriff. Seine kleinen Fäuste ballten sich, aber er schwieg. Bald darauf trat ein tückischer Zug in dies kleine Gesicht.

Othenio besaß ein Mittel, seine Aufseher und Peiniger zu bestrafen und zu ängstigen. Es war ein unfehlbares und kostete ihn nicht einmal Ueberwindung: Er aß nichts.

Er wußte nicht was Hunger sei, er hatte kein Bedürfniß nach Nahrung, und der primitivste aller Genüsse blieb ihm versagt. Von Klein auf hatte er sich gegen das „Essenmüssen" zur Wehre gesetzt und war nur durch List zu bezwingen. So mußten während der Fütterung stets mehrere Personen anwesend sein, um durch die tollsten Sprünge und Späßchen seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und ihn seinen Widerstand für einen Augenblick vergessen zu lassen. Da waren zwei böse Löwen, die mit aufgesperrten gierigen Mäulern vor ihm saßen, bereit, den Bissen, den er verschmähte, hinabzuschlingen, aber das brave Baby aß ihn selbst und trug über die bösen Löwen einen lachenden Sieg davon. Aber die Späßchen verfingen nicht lange und man mußte zu immer drastischeren Mitteln greifen.

Da ahmte man eine Schlacht nach, in der die Kugeln flogen. Man schlug auf ein Tam-tam, bum! Und als das Kind in Ueberraschung und Schreck

Digitized by Google

den Mund weit öffnete, ward ihm in demselben Moment der bereitgehaltene Löffel eingeführt: Bum! die Kugel war dem Baby in den Mund hineingeflogen. Man lachte dazu und er schluckte hinunter, um mitlachen zu können.

Er merkte es wohl, wie glücklich man war, wenn er aß und wie alle sich quälten, selbst Papa und Mama, wenn er nicht aß. Er lernte seine Macht kennen und üben. Aber man rief den Doktor zu Hilfe und dieser wußte ihn durch Stimulanzen zu meistern.

Othenio war sechs Jahre alt geworden, ein blutarmes, freudloses Kind, dem man es täglich vorsagte, daß sich sein Leben schöner, glücklicher, vornehmer gestalte, als das aller anderen Kinder.

Seit einigen Tagen hatte er, wenn er den Wagen bestieg, um seine tägliche Ausfahrt zu machen, ein reizendes blondes Kinderköpfchen bemerkt, das aus dem Fenster der Portierswohnung guckte und ihm freundlich zulächelte.

So klein er war, er hatte so viel Klassenbewußtsein erlangt, um den Portier und alles wa „da unten" wohnte, zu verachten. Aber beim Einsteigen schielte er doch immer nach dem Blondköpfchen, weil es so hübsch war.

Eines Tages war die Portiersfrau nach oben gekommen, um der gnädigen Frau eine Bitte vorzutragen, und hatte Lene, ihr Töchterchen, mitgebracht. Frau Rodenberg fand die Kleine gar zierlich und allerliebst, wie ein Püppchen, und rief Othenio herbei, um sie anzusehen.

„Gib ihr die Hand", sagte sie.

Der Knabe wurde roth und legte beide Hände auf den Rücken.

„Sie ist ja nett und sie ist auch rein, nicht wahr Frau Binder?"

„O bitte Euer Gnaden", sagte diese beschämt und erröthend.

„Und Sie wollen Ihr Kind also wieder zu sich nehmen?"

„Wenn es Euer Gnaden erlauben, ich möchte recht schön darum bitten; seitdem wir hier im Haus sind, hab' ich Lene immer bei meiner Schwester gehabt."

„Es war Bedingung, wir wollten keinen Portier, der Kinder hat."

„Aber sie ist jetzt schon so vernünftig und —" die Portiersfrau faltete die Hände, während Thränen in ihre Augen traten, „wir thäten sie ganz verlieren, wenn sie noch länger von uns weg wär', sie mag schon jetzt nicht gern bei uns bleiben und so möchte ich fußfälligst bitten, wenn Euer Gnaden die Gnad' hätten —"

„Ich werde mit dem Herrn darüber sprechen", sagte Frau Rodenberg und sie überließ ihre Hände der Frau, die sie inbrünstig küßte, „aber selbstverständlich könnten wir Lene nur solange im Hause dulden, solange sie gesund ist, im Falle einer Krankheit müßte sie es sofort verlassen."

Frau Binder warf einen stolzen Blick auf das schöne blühende Kind und versprach Alles.

„Du kannst ihr einige Bonbons schenken, Othenio", sagte Mama.

Aber das kleine Mädchen weigerte sich, sie zu nehmen, und that so hold verschämt, daß Othenio kühner und zudringlicher wurde, und sie mit Gewalt in ihr Täschchen steckte und in den Latz ihrer Schürze, und eines gleich in den Mund hinein.

Othenio lachte und das war etwas so Seltenes und Ueberraschendes, daß Mama und Miß Eliza und selbst Frau Binder darin einstimmten.

„Ich möchte ihr meine Spielsachen zeigen", rief Othenio, der sich zu fühlen begann. Mama lächelte zustimmend:

„Die wird Augen machen, die kennt so etwas nicht."

Digitized by Google

So blieben die Kinder beisammen, und Lene lehrte ihn mit seinem Spielzeug erst spielen; er wußte nicht, wie man das machte, sie aber besaß Erfindung und Phantasie und die Kinderstube ward plötzlich wie durch einen Zauber belebt, und die zwei kleinen Menschen hantirten geschäftig darin herum und waren so angeregt und so lustig. Die Freude war wie ein Sonnenstrahl in die Oede dieses Kinderdaseins gefallen.

Als er am nächsten Tage wieder nach der kleinen Lene begehrte, ward er in strenger Weise zurechtgewiesen.

Miß Eliza wußte ihm das Unpassende eines solchen Verkehrs so deutlich zu machen, daß er sich der kleinen Lene zu schämen begann.

Und noch mehr schämte er sich, daß er trotzdem an sie denken und sich nach ihr sehnen mußte.

„Wie kam es nur, daß sie so lustig war", fragt er sich, „sie ist ganz armer Leute Kind, und wenn ich ihren Vater, den Portier, mit den Füßen stoße, er darf mir nichts sagen."

Und als ihm der Portier das nächste Mal in den Wagen half, stieß er kräftig mit dem Fuße nach ihm, nur um zu erproben, ob er denn wirklich so mächtig und hoch sei, und jener so niedrig und armselig. Und der Mann hatte wirklich nur gelächelt dazu.

Von nun an sah er sehr stolz aus, wenn er die Lene am Fenster erblickte; und wenn sie laut „Othenio, Othenio!" rief, und mit den Händchen ihm zuwinkte, wandte er geärgert den Kopf auf die andere Seite.

„Weil ich einmal mit ihr gespielt habe, braucht sie noch nicht so keck mit mir zu sein", sagte er zu sich selbst, „und ich brauch' sie auch nicht mehr, ich werde jetzt andere Kinder zum Spielen haben, Mama hat es mir versprochen."

Es waren zwei Knaben aus einem sehr reichen Hause, die mit ihrer Gouvernante Othenio besuchen kamen. Sie wußten die korrektesten Bücklinge zu machen, und in Nachahmung ihres Papa's, eines vollendeten Lebemannes, zogen auch sie die Schultern etwas höher, als sie, auf Andrängen der Miß, Othenio die Hand reichten. Dann standen die Kinder einander gegenüber, schauten sich an, und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Othenio's Spielereien imponirten ihnen nicht, sie behaupteten noch schönere zu haben, was Othenio ungemein kränkte und zugleich einschüchterte. Während sie Chocolade tranken und große Mengen Backwerk zu sich nahmen, warfen sich die Brüder spitzbübische, verstohlene Blicke zu und kicherten hinter den vorgehaltenen Händen. Othenio blieb uneingeweiht und fühlte bald, daß er selbst das Objekt ihrer Heiterkeit war. Das war ihm noch nie geschehen und regte ihn namenlos auf. Bei einer raschen Wendung bemerkte er, daß sie ihm rückwärts mit einem Bindfaden ein Zettelchen angeheftet, er riß es herab und warf es dem Lacher ins Gesicht. Dieser antwortete mit einem Schlage. Othenio schrie auf, die Gouvernanten eilten herbei, schalten und zankten, worauf sämmtliche Jungen in Heulen ausbrachen.

Der Versuch, Othenio mit anderen Kindern zusammen zu bringen, wurde nicht wiederholt. Und es war eine beschlossene Sache, daß er nicht die Schule besuchen solle. Wenn Kinder aus guten Häusern sich schon so roh zeigten, wie durfte man ihn mit denen der niederen Klassen in Berührung bringen. Mama schauerte vor dem bloßen Gedanken, daß Othenio mit ganz gemeinen Jungen zusammen auf einer Schulbank sitzen solle, das war unmöglich! An Geist und Körper müßte er Schaden nehmen. Er würde Läuse nach Hause bringen und Kinderkrankheiten, nebst allen erdenklichen Unarten.

Digitized by Google

Später mochte er immerhin die höheren Schulen besuchen, da war bereits die Auslese getroffen. Einstweilen sollte er den Unterricht im Hause genießen, wo man ihm für alle Fächer des Wissens die ausgezeichnetsten und theuersten Lehrer verschaffen konnte. Herr Rodenberg konnte dies alles bezahlen und der Erbe eines Millionärs durfte auch hier zum Prasser werden. Aber Othenio bezeigte kein Verlangen darnach. Es hielt unsäglich schwer, den Knaben auch nur für eine Stunde in einen bestimmten Kreis von Vorstellungen zu bannen, seine Gedanken auf den vorgetragenen Gegenstand zu konzentriren. Und während der Professor sich alle Mühe gab, ihm die Grammatik der Sprachen beizubringen, ehe seine Schüler diese selbst kannten, oder ihm die kirchlichen Dogmen und Moralsätze verständlich machen wollte, ehe er noch einen Begriff von Gut und Böse, von menschlichem Recht und Unrecht besaß, spielten Othenio's Händchen unter dem Tisch mit den verschiedenen Sächelchen, die er in seiner Tasche verwahrt trug, und sie beschäftigten ihn weit angenehmer, als die Lehren von der unbefleckten Empfängniß. Entdeckte der Professor die Spielerei, dann mußte er freilich die Hände auf den Tisch legen und dem Vortragenden in die Augen sehen, ohne mit den Wimpern zu zucken. Aber auch die nächste Frage wußte er nicht zu beantworten. Während er dem Professor ins Gesicht starrte, hatte er die Entdeckung gemacht, daß dieser eine ganz schiefe Nase habe und das erschien ihm so merkwürdig und interessant, daß er nicht davon los kommen konnte. Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler blieb ein unbefriedigendes auf beiden Seiten; nur der Zwang hielt sie zusammen. Die reichlich bezahlten Stunden wurden nicht abgekürzt, aber die Lehrer verfolgten mit Ungeduld den Zeiger der Uhr, bis er ihnen erlaubte, sich zu erheben. Auch mit Musik wurde begonnen.

„Etwas Musik gehört zu jenen gesellschaftlichen Talenten, die nicht vernachlässigt werden dürfen, sie werden dir später von Nutzen sein", entschied Papa. Daß Othenio für irgend Etwas kein Talent haben könnte, war einfach undenkbar und ebenso galt es den Eltern als selbstverständlich, daß sich sein Gehirn viel rascher und intensiver entwickle, als das der gewöhnlichen Kinder. Wenn die Mama ein Buch für ihn kaufte, wählte sie stets ein solches, das weit über sein Alter hinaus für die reifere Jugend berechnet war. Othenio war viel zu gescheit, um an so albernen, kindlichen Sachen Vergnügen finden zu können. Statt des Spielzeugs bekam er jetzt Apparate. Er besaß eine Elektrisir- und eine Dynamomaschine, geißlerische Röhren und einen Rotationsapparat. Spielend sollte er lernen, aber er spielte weder, noch lernte er etwas dabei.

Er bekam alles viel zu früh, noch ehe das Verständniß und das Interesse dafür vorhanden war. Er beschäftigte sich oberflächlich mit den Apparaten, verdarb sie und ward ihrer überdrüssig, noch ehe er sie kannte. . Und Weihnachten und Ostern und jeder Festtag brachte ihm neue Geschenke, und immer komplizirtere und kostbarere, da er ja immer älter und gescheiter wurde und die Verlegenheit, was man ihm schenken könne, das er noch nicht besäße, immer größer.

Da trat ein Ereigniß ein, das das sichere Vertrauen der Eltern in die geistige, geniale Ueberlegenheit ihres Kindes aufs tiefste erschütterte.

Er hatte für die Aufnahme ins Gymnasium eine öffentliche Prüfung abzulegen und — fiel durch.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 3. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Aus der Naturgeschichte der Edelsten und Besten.

Von **Reinhold Rüegg.**

Der französische Adel hat in den Tagen der Revolution von seiner ritterlichen Tapferkeit sehr mäßige Proben abgelegt. Wo er die Vertheidigung des Königthums führte, zeigte er sich ungeschickt und ohne Energie, und Marie Antoinette beschwerte sich nicht ohne Grund über die Gesinnungslosigkeit der Emigranten, deren Sehnsucht nach dem früheren lustigen Leben die Trauer um das Mißgeschick des königlichen Hauses zweifellos überwog. Die vornehmen Herren besaßen nicht den Muth, die Klinge zu ziehen; sie begnügten sich Intriguen anzuzetteln, Verrath zu üben, giftige Epigramme und schmutzige Pamphlete in Umlauf zu setzen. Zu einem mächtigen Einsatz für den Kampf gebrach es ihnen an Mark; sie waren ein verweichlichtes, schlaffes, entnervtes Geschlecht, welches mit den neuen politischen Ideen kokettirte und für die Natur schwärmte, doch keines tiefen, wahren, aufrichtigen Gefühles fähig war. Alles lief auf eine tändelnde Spielerei hinaus; man wollte genießen, den Becher der Freude mit Anmuth leeren und scheute den Ernst. Zu einer That im schlimmen oder guten Sinne raffte man sich niemals auf. Wenn die adeligen Repräsentanten in der berühmten Augustnacht des Jahres 1789 in dem Verzicht auf die alten Feudalrechte einander überboten, so folgten sie einer hochherzigen Stimmung, die ihnen der Moment eingab und die sie bald genug wieder bereuten. Und zu vergessen ist nicht, daß bange Furcht zur Eile treiben mochte; schon hatten die Bauern in mehr als fünfzig Schlösser den Feuerbrand geschleudert.

Wohl gab es noch immer zahlreiche Edelleute, die in der Provinz auf ihren Gütern weilten, Freuden und Leiden und Schmutz ihrer Bauern patriarchalisch theilend, und Gesundheit und trotzigen Sinn sich wahrten; allein diese Krautjunker fielen nur wenig in Betracht neben dem Salon-Adel, welcher zu Versailles und Paris hausend, in geistreich-frivolem Nichtsthun vergeudete was er besaß und zu einem Lumpen-Adel verdarb, der nach dem Futter der königlichen Gnadenkrippe suchte.

Genuß in zierlicher Form, das war das Höchste in diesen Kreisen. „In jener Zeit wurde man nicht alt", erzählte die Großmutter der George Sand,

Digitized by Google

„die Revolution erst hat das Alter in die Welt gebracht.“ Man wußte zu leben und verstand zu sterben, und wenn die letzte Stunde gekommen war, so starb man so, daß die Andern so wenig als möglich gestört wurden. Alles gestaltete sich graziös, auch die Sünde. Entschlossenes Denken und Wagen hörte auf, es sank auch die physische Kraft. „Die schönen Damen und schönen Herren“, heißt es bei George Sand, „die mit so viel Grazie auf dem Teppich des Salons zu tänzeln und ihre Verbeugung zu machen verstanden, sie konnten keine drei Schritte in Gottes freier Luft thun, ohne von Müdigkeit überfallen zu werden. Sie verstanden nicht einmal eine Thüre zu öffnen oder zu schließen; jede Arbeit ihrer Hände und Füße mußte das Gesinde verrichten.“

Das vielgenannte „rothe Buch“, dessen Herausgabe im Frühling 1790 Ludwig XVI. abgerungen wurde, warf ein grelles Licht auf die Spenden der Krone an die Edelsten und Besten des alten Frankreichs. Es stellte sich heraus, daß von 1774 bis 1789 — als Geschenke und Trinkgelder — an besonders werthvolle und ergebene Personen 227 Millionen Francs verabfolgt worden waren. Für die königlichen Brüder allein hatte man Schulden im Betrage von 28 Millionen bezahlt. Die Familie Noailles bezog jährlich 2 Millionen, der Herzog von Polignac als Gatte der Freundin der Königin jährlich 120 000 Francs. Der Marschall Broglie bekam seine 90 000 Francs, der Marschall von Segur 83 000 Francs für sich und zehn Pensionen für Angehörige seiner Sippe, die als „verdiente ehemalige Militärs“ eingetragen waren. Bei der Untersuchung ergab sich das verblüffende Faktum, daß hinter vier dieser tapferen ehemaligen Soldaten vier junge Fräulein von Segur sich verbargen. Der Schmarotzer gab es eine Legion. Als es sich darum handelte, dem einen Monat alten Töchterchen Ludwigs XVI. einen besonderen Hofstaat zu bilden, berichtete der österreichische Gesandte nach Wien, daß die Königin Marie Antoinette „jede schädliche Verzärtelung, jede unnütze Anhäufung von Dienerschaft vermeiden wolle und das Personal für den ausschließlichen Dienst des Prinzeßchens auf 80 Köpfe vermindert habe...“

Die Edelsten und Besten wollten gut gelebt haben und sie wußten sich die Mittel zu beschaffen. Beaumarchais „Figaro“ charakterisirt ihr Wirken prächtig in dem berühmten Zwiegespräch: „Ich war zum Höfling geboren.“ Susanne: „Man sagt, es sei dies ein schwieriger Beruf.“ — Figaro: „Empfangen, nehmen, heischen, da hast du das Geheimniß in drei Worten.“

Man witterte in den Adelskreisen die Aspirationen der Bourgeoisie und haßte sie grimmig; da aber die Schulden bezahlt und neue gemacht werden mußten, geruhten die Herren auch, die Töchter reicher Financiers heimzuführen und das verwaschene Wappen mit dem Golde der Rotüre aufzufrischen. Liebesheirathen waren ja ohnehin sehr selten, die ökonomischen Interessen hatten das erste Wort. Die Eltern erledigten meist das Heirathsgeschäft, wenn die Mädchen noch als harmlose Täubchen in den Hallen eines Modeklosters trippelten. Dann gab es ferner Bastardtöchter der Monarchen, die von dem allerchristlichsten Sultan glänzende Aussteuern empfingen. Seinen eigenen Neffen verheirathete Ludwig XIV. mit der Tochter einer seiner Kebsinnen, was dessen Mutter, die resolute Pfälzerin „Liselotte“ so aufbrachte, daß sie ihren Sohn ohrfeigte. Das hinderte den „Bund der Seelen“ nicht, und als Trost für diese Züchtigung erhielt der Glückliche das Palais Royal, 2 Millionen Baargeld, 150 000 Francs Pension und für 600 000 Francs Juwelen. Andere verbanden sich mit den abgelegten Maitressen der königlichen Prinzen, die den Umständen angemessen dotirt wurden.

Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts war es auch ein hehres Privilegium des französischen Adels gewesen, dem König die oberste Beischläferin, die

Digitized by Google

maîtresse en titre, zu liefern. Das änderte sich, als die Pompadour in diese Würde aufrückte; von nun an partizipirte auch das Bürgerthum an dieser Auszeichnung und mit der kleinen Dubarry endlich wurde auch die unterste Schichte der Nation, gewissermaßen die Straße, zum Wettbewerb auf diesem Felde zugelassen. Der Adel war empört durch diesen Eingriff in sein erhabenes Vorrecht, machte aber weislich süße Miene zum bösen Spiele, und erwies auch den Damen dunklerer Provenienz die gebührende Verehrung; er sicherte sich dadurch immer eine werthvolle Protektion!

Herbe Dinge sind während der Revolution dem Adel vorgehalten worden, das Grausamste bekam er jedoch erst später — unter der Restauration — aus dem Munde des genialen Pamphletisten Paul Louis Courier's zu vernehmen.

Sieben Monate nach der Ermordung des bourbonischen Stammhalters, des Herzogs von Berry, kam dessen Witwe im September 1820 mit einem Prinzen nieder, der den Titel eines Grafen von Chambord führte, später der legitimistische Thronkandidat wurde und nach 1870 nahe daran war, als Heinrich V. gesalbt zu werden; die Partei der moralischen Ordnung hatte den Krönungswagen bereits gekauft!

Unendlich war der Jubel unter den Royalisten, als dieses Wunderkind zum Vorschein kam. Der Hof, seinem Entzücken billigsten Ausdruck verleihend, setzte eine Nationalsubskription ins Werk, um ein früheres Besitzthum der bourbonischen Familie, das an der Loire gelegene Schloß Chambord zu erwerben und dem Kinde als Angebinde „in die Wiege zu legen". Da erwachte der Grimm in Courier. „Wäre der Prinz ein Bauer", schrieb er in einer seiner schärfsten Flugschriften, „dann könnten ihm zwölfhundert Jucharten fruchtbaren Ackerlandes allerdings Noth thun; aber er ist doch kein Bauer; er soll ja eines Tages das Land regieren und dazu braucht man keine Schlösser, sondern nur die Achtung des Volkes. Die Junker am Hofe sagen ihm zwar, je mehr wir zahlen, um so größer werde unsere Liebe sein; sie sagen ihm, mit einem stärkeren Budget werde unsere Liebe wachsen. Wir Bauern denken anders. Wenn der Junker seinen König nach Maßgabe dessen liebt, was dieser ihm schenkt, so liebt das Volk seinen Fürsten nach Maßgabe dessen, was dieser ihm in der Tasche läßt. Man hat die Idee, das Schloß Chambord durch die Gemeinden Frankreichs zurückkaufen zu lassen. Hat ein Minister diesen Plan ausgeheckt oder ein simpler Edelmann oder etwa eine Gemeinde? Bei uns an der Loire existirt diese Gemeinde jedenfalls nicht, aber vielleicht im Norden, wo sie die Kosaken und die Preußen zwei Mal im Quartier hatten.

„Und welche Lektionen könnte dem Prinzen das Schloß seiner Ahnen ertheilen, welche Erinnerungen ihm zurück rufen? Die Maitressenwirthschaft Franz I., die Blutschande der Regenten, die Schweinereien Ludwigs XV.? Die Handlung wäre noch zu finden, die so schlecht, so niederträchtig, so erbärmlich wäre, daß sie ein Höfling, ich sage nicht verweigerte — denn so was kommt nie vor — nein, daß sie ein Höfling nicht als einen Beweis seiner Ergebenheit anführen, mit ihr nicht prunken würde. Und ihre Weiber erst! Es giebt kein einziges adeliges Haus in Frankreich, das seinen Glanz und seinen Reichthum nicht seinen Weibern zu verdanken hätte. Ihr versteht mich schon. Sie haben's natürlich nicht mit Hemdenflicken und Kindersäugen verdient. Ein tugendhaftes Weib wäre für einen Höfling der baare Ruin, sein größtes Verderben. Rings um ihn her würde es Gold und Gnaden regnen; er allein ginge leer aus. Kurz, der Adel kennt nur eine Art des Gelderwerbes: die Prostitution seiner Weiber."

Digitized by Google

Wie ein glühendes Eisen brannten diese Sätze; die Hüter von Thron und Altar kreischten, und es fanden sich auch Richter, welche eine Verletzung des Anstandes und der guten Sitte darin erblickten. Die Gewalt untersucht nicht, sie schlägt zu: Courier wurde zu zwei Monaten Gefängniß und einer Buße von dreihundert Francs verurtheilt....

Die Edelsten und Besten Deutschlands waren schwerfälliger und plumper, als diejenigen des alten Frankreichs; aber sie strengten sich redlich an, das welsche Vorbild zu erreichen und der Liebe Müh' war nicht umsonst. Wie es mit der Gottesfurcht und guten Sitte beschaffen war, das ist zu lesen in dem Buch Karl Biedermann's über „Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert". Die Beamten oder Hofdiener, — berichtet der erzreichstreue Leipziger Professor — welche sich dem Einfluß einer fürstlichen Maitresse nicht beugen oder ihr die gebührende Ehrerbietung nicht erweisen wollten, wurden durch gefügigere ersetzt. In Württemberg zwang man selbst die Frauen der Beamten, dem Fräulein von Grävenitz förmlich die Cour zu machen und trotz der allgemeinen Empörung wagte Niemand sich diesem Befehle zu entziehen. Das Volk verlernte seine sittliche Entrüstung gegen diese allerhöchsten Buhlerinnen und jauchzte ihnen selbst zu, wenn sie an ihm im Glanze des mit seinem Schweiß bezahlten Schmuckes vorüberstolzirten oder mit verschwenderischer Hand die goldenen Gaben ausstreuten, womit die Freigebigkeit ihrer fürstlichen Buhlen sie überschüttete. Zuletzt hatte sich die öffentliche Meinung so sehr an diese Wirthschaft gewöhnt, daß eine Maitresse als nothwendiger Bestandtheil jeder fürstlichen Hofhaltung, ihre Abwesenheit als fühlbarer Mangel erschien. „Nun fehlt unserem Landesvater nichts mehr als eine schöne Maitresse!" rief tiefgerührt ein Bürger einer kleinen Residenzstadt aus, als er seinen jungen Fürsten mit seiner soeben ihm angetrauten Gemahlin vorüberfahren sah....

Es wäre schwer zu sagen, ob mehr die Fürsten den Adel, ob mehr dieser Jene verdorben habe. Gewiß ist, daß an Schamlosigkeit und Verleugnung jedes edlen Gefühles, ja sogar des elementarsten Anstandes Beide miteinander wetteiferten. Männer verkauften ihre Frauen für Geld an den Gebieter und Frauen verließen ihre Männer, wenn sie das Glück hatten, der Aufnahme in das Serail eines Sultans gewürdigt zu werden. Es gab, ist in einer Schilderung des Herrn von Wolframsdorf zu lesen, eine eigene Klasse Leute am Dresdner Hofe, die, da sie aus eigenen Mitteln nicht leben konnten, ihre Frauen dem Vergnügen des Königs opferten, und er — selber ein Adliger — rieth dem Herrscher, diese Damen mit einem Fußtritt zu entlassen, wenn er ihrer überdrüssig geworden. Mütter waren stolz auf ihre Töchter, wenn diese ein fürstliches Herz gewonnen, und andere — so eine Fürstin von Hohenzollern — schalten die ihrigen, weil sie eine solche Anziehung durch ihr „zu unschuldiges Betragen" verscherzt hatten.

Die Annalen der Höfe jener Epoche sind überreich an Geschichten und Anekdoten, welche dieses Bild weiter ausführen. Und man darf dabei nicht übersehen, daß diese Annalen fast durchweg von adeligen Persönlichkeiten stammten, bei denen nicht anzunehmen ist, daß sie auf Kosten ihres eigenen Standes dergleichen Dinge ersonnen haben sollten. „Das Blut der Könige besudelt nicht": dieser Grundsatz, welcher die Devise der Höflingsgesellschaft unter Ludwig XIV. geworden war, wurde pflichtschuldigst auch vom deutschen Adel angenommen. Weder das edle Blut der Königsmark noch der alte Stammbaum der Platen bebte vor einer solchen Selbsterniedrigung zurück; die ersten Familien der polnischen und sächsischen Aristokratie wetteiferten im Angebot ihrer Töchter, und selbst der reichsunmittelbare Adel machte in diesem Handelszweige dem Landadel Konkurrenz,

Digitized by Google

oder schaute doch ruhig zu, wie fürstliche Metzen und ihre Bastarde durch kaiserliche Freibriefe in seine Reihen eingeschwärzt wurden.

August der Starke ward in Wien von einem Grafen d'Esterle bei dessen Gattin überrascht; der Hintergangene wollte sich beim Kaiser beschweren. Man hielt ihm vor, „in alter und neuer Zeit hätten die Männer es sich zur Ehre angerechnet, ihre Frauen dem Souverän zu überlassen". Da nun der Kurfürst von Sachsen nicht sein Souverän war, half sich der Graf damit, daß er in sächsische Dienste trat, dem Kurfürsten nachträglich zusicherte, „die Frau öffentlich und förmlich wieder zu Ehren zu nehmen, sie aber nie wieder anzurühren, sie nach ihrer Neigung auf Reisen zu schicken, endlich alle die Kinder, die sie noch bekommen würde, als die seinen anzuerkennen und Namen und Wappen der d'Esterle tragen zu lassen". Dafür erhielt dieser Edelste ein Jahresgehalt von 20000 Gulden und den Titel als Oberhofmarschall.

Keine bessere Rolle spielte jener Graf Hoym, der sich durch eine Wette verleiten ließ, seine Gemahlin, die spätere Gräfin Cosel, an den Hof Augusts des Starken zu bringen; sie ward sofort zur Favoritin mit 100000 Thaler Gehalt ernannt und der Graf ergab sich ins Unvermeidliche und trug die Hörner mit Geduld. Dasselbe that ein Graf Dönhoff. Seine Gemahlin hatte sich extra nach Warschau begeben, den König in ihr Netz zu fangen, was natürlich leicht geschah. Der Gatte erhob einige schüchterne Einwendungen, welche von der trefflichen Schwiegermama mit dem Machtspruch abgetrieben wurden, „wenn es ihm nicht anstehe, daß seine Gemahlin die Maitresse des Königs sei, so möge er sich scheiden lassen". Und das wäre ja ein Skandal gewesen.

Der in der Liebe unermüdliche August der Starke verliebte sich auch einmal in ein Fräulein von Dieskau und wandte sich, da dasselbe eine gewisse Sprödigkeit zeigte, an die Mutter mit der Bitte um geneigte Fürsprache. Diese fühlte sich „sehr geehrt durch das königliche Vertrauen", versicherte, das Täubchen „sei entzückt, von einem so großen Monarchen geliebt zu werden", machte sich anheischig, dafür zu sorgen, „daß dieselbe den Wünschen Seiner Majestät entspreche", verlangte aber auch zugleich eine ansehnliche Mitgift für die Kleine. Das ward bewilligt. Ein pompöses Hoffest wurde nun veranstaltet, dessen Heldin das Fräulein von Dieskau sein sollte. An dem bestimmten Tage ward dieses von der eigenen Mutter feierlich, wie zur Hochzeit, geschmückt und in der Partie, die es zu übernehmen hatte, „gewissenhaft" unterwiesen.

Daß an der schönen blauen Donau, in dem gemüthlichen Wien, die Tugend auch nur äußerst milde gehandhabt wurde, erscheint klar. Die englische Reisende Lady Montague fand bei ihrem Aufenthalt daselbst im Jahre 1717, daß jede vornehme Dame der Sitte gemäß neben ihrem Gemahl einen Liebhaber besaß. Die Männer — „die gutherzigsten Leute in der ganzen Welt" nennt sie die Engländerin — „betrachteten diese Liebhaber mit denselben Augen, wie andere Männer ihre Bevollmächtigten ansehen, welche ihnen den mühsamen Theil ihres Geschäftes aus der Hand nahmen". Natürlich entschädigten sie sich anderwärts für diese Duldsamkeit. Es galt für geboten, „daß jede Dame von Stand zwei Männer habe: einen, der den Namen führte und einen zweiten, der die Pflichten des Gatten erfüllte", und man würde es als eine schwere Beleidigung empfunden haben, wenn Jemand eine vornehme Frau zum Diner eingeladen hätte, ohne zugleich den Liebhaber und den Mann miteinzuladen, zwischen denen die Dame dann „mit großer Ernsthaftigkeit ihren Sitz einnahm". Fünfzig Jahre später war der Brauch noch ganz derselbe. Und welchen Freuden sich die Edelsten im „Schwabenländle" hingaben, ist sattsam bekannt. Die Herren und Damen am Hofe zu

Digitized by Google

Ludwigsburg vergnügten sich massiv, und der Dichter Schubart berichtet von sehr fühlbaren Erfahrungen, die er in diesem Punkte mit seinen adeligen Klavierschülerinnen gemacht. . . .

Gewiß hat sich manche tüchtige Tradition unter den Edelsten und Besten erhalten und sie mögen sich derselben rühmen; von der Reinheit ihres Blutes und der Tugend ihrer Ahnen sollten sie nur unter sich und auch hier nur ziemlich leise sprechen.

Herr Sartorius von Waltershausen

über den modernen Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Welchen Vorwurf auch immer spätere Jahrhunderte unserer Epoche machen werden, sie können uns nicht nachsagen, daß wir mit Materialien zur Beurtheilung der Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens kargen. Wir sind ungemein fleißig in der Niederschrift der Geschichte unserer Zeit, wir verzeichnen und beschreiben sie nicht nur, sondern wir untersuchen sie auch aufs Genaueste, wir analysiren und differenziren sie, wie wir die Naturerscheinungen um uns herum analysiren und differenziren. Nicht nur in der Physiologie, sondern auch in der Geschichtschreibung treiben wir Vivisektion. Nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in der Geschichtschreibung nehmen die Spezialuntersuchungen einen immer größeren Raum ein, schwillt die Literatur der Monographien sintfluthartig an.

So ist es denn auch kein Wunder, daß trotz seiner verhältnißmäßigen Jugend der moderne Sozialismus in seinen verschiedenen Manifestationen ebenfalls bereits in erheblichem Maße der Geschichtschreibung verfallen ist. Neben der Literatur über sein Wesen und seine Lehren nimmt auch die über seine Lebensäußerungen täglich einen größeren Umfang an. Selbst die neue Welt macht davon keine Ausnahme. Den Abhandlungen, die uns das Auftreten des modernen Sozialismus in den verschiedenen Ländern Europas schildern, reihen sich immer mehr an, die über sein Auftreten in Amerika berichten.

Eine solche liegt uns heute aus der Feder des Herrn A. Sartorius Freiherr von Waltershausen vor*). Herr von Waltershausen, gegenwärtig Professor der Nationalökonomie in Straßburg, hat einige Zeit in Amerika gelebt und dort sein Urtheil über Land und Leute gewonnen. Im Uebrigen hat er sich das Material zu seinem Buch theils aus allgemein zugängigen Quellen während der letzten zehn Jahre selbst gesammelt, theils ist es ihm, wie er in einem Nachwort mittheilt, „von Männern verschiedener Parteirichtung, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, zur Verfügung gestellt worden". Das „Männer verschiedener Parteirichtung" ist ohne ein Körnchen Salz zu verstehen. Herr von Waltershausen fühlt sich veranlaßt, zwei ausgesprochenen Sozialdemokraten, den Genossen Schlüter und Sorge in New York — dem Ersteren für gestattete Einsicht in die im Parteiarchiv der deutschen Sozialdemokratie angesammelte einschlägige Literatur, dem Letzteren für Unterrichtung durch eingehende Briefe, Zusendung von Programmen und Statuten — seinen herzlichen, bezw. verbindlichen Dank auszusprechen, muthet ihnen jedoch zu, diesen Dank mit dem ersten Staatsanwalt

*) A. Sartorius, Freiherr von Waltershausen, Der moderne Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin. Hermann Bahr, XII, 422 S.

Digitized by Google

in Frankfurt a. M., Herrn Uhles, zu theilen, der ihm „vermöge seiner reichen kriminalistischen Erfahrung in der sozialistischen und anarchistischen Agitation in überaus liebenswürdiger Weise Belehrung hat zu Theil werden lassen".

Diese merkwürdige Zusammenstellung ist für das ganze Buch des Herrn von Waltershausen typisch, sie könnte ihm als Motto dienen. Wie sein bewährter Vorgänger Faust, hat der Herr Professor „zwei Seelen, ach, in seiner Brust". Allerdings ist zum Glück für seine Gemüthsruhe und die Karrière seiner Studenten keine davon sozialdemokratisch, aber die Eine bringt ihn doch oft in recht bedenkliche Nähe zur Sozialdemokratie. Da stellt sich dann stets, bevor es zum Aeußersten kommt, mit erfreulicher Regelmäßigkeit die andere Seele ein; diese dagegen ist wirklich eine echt staatsanwaltliche Seele. Sie verbietet es Herrn von Waltershausen, den von ihm im Vorwort zitirten Grundsatz Spinoza's — „die Gegenstände der Politik mit derselben Geistesfreiheit zu untersuchen wie mathematische Dinge" — zur Wahrheit zu machen. „Du bist kein obskurer, holländisch-jüdischer Brillenschleifer", ruft sie ihm zu, „sondern ein nationalliberaler deutscher Professor. Ein solcher darf selbst in der Theorie kein Zugeständniß sich entschlüpfen lassen, ohne einen Vorbehalt zu machen."

Das ganze Buch des Herrn von Waltershausen ist, wo es nicht blos Thatsächliches erzählt, vom Vorwort bis zum Schluß aus Vorbehalten zusammengesetzt. Vom Vorwort an, wo es vom Sozialismus heißt, daß er „Ausführbares und Unmögliches, wahre und verkehrte Gedanken enthält, und" — ein Vorbehalt im Vorbehalt — „falsch geleitet, zugleich eine große Gefahr für das gesammte moderne Kulturleben in sich birgt", bis zum Schlußkapitel, wo wir (S. 402) bei Besprechung der Krisentheorien auf folgenden Satz stoßen:

„Man kann immerhin von diesem Standpunkt aus mit Marx davon ausgehen, daß die moderne Spekulation, die Krise und die Geschäftsstockung in der heutigen Produktionsweise ihre Wurzel haben. Denn sie sind besonderer Art und als solche den frühern Zeiten unbekannt. Man wird aber auch zugeben müssen, daß die Geld- und Kreditverhältnisse eines Landes einen beschleunigenden oder auch intendirenden Einfluß auf die Spekulation ausüben können, und kann schließlich nicht leugnen, daß die wirthschaftliche Konkurrenz — die es zu allen Zeiten gab — bei der heutigen Form der Unternehmung eine besonders scharfe Form angenommen hat."

Das nennen wir einmal vorsichtig!

Herr von Waltershausen hat das Marx'sche „Kapital", wie überhaupt die Schriften der Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus, gelesen und er müßte kein deutscher Professor sein, wenn er nicht das Bedürfniß fühlte, sie zu widerlegen; aber er thut es — natürlich — mit Vorbehalt. Man kann heute, will man nicht als bloßer Sophist und Sykophant der herrschenden Klassen dastehen, die Marx'schen Lehren nicht rundweg als dummes Zeug verwerfen. Dazu sind sie erstens in viel zu weite Kreise gedrungen, und haben zweitens zu viel Bestätigung durch die Thatsachen gefunden. Drittens aber hat sich gezeigt, wie fruchtbar u. A. die von Marx und Engels begründete materialistische Geschichtsauffassung sich für die Erforschung und Beurtheilung gesellschaftlicher Phänomene erweist. Eine Methode anwenden und sie zugleich als falsch bezeichnen, das geht indeß nicht an. Und so bleibt nichts übrig, als sie gelten zu lassen, aber mit Wenns und Abers.

Der bequemste Weg ist dabei der: man giebt einer Theorie eine potenzirt einseitige Deutung, man unterstellt ihr Dinge, die sie durchaus nicht behauptet, und beweist dann, daß diese Dinge sich „doch nicht so einfach" verhalten, daß

Digitized by Google

in dieser Einseitigkeit die Theorie falsch sei. Damit hat man seine Ueberlegenheit festgestellt und zugleich sich das Recht erworben, so viel oder so wenig von der Theorie anzunehmen, als man für seine Zwecke geeignet hält.

„Nach Marx werden die Arbeiter in das größte Elend getrieben", schreibt Herr Waltershausen auf S. 16 seines Buches, „und sollen doch zugleich die Fähigkeit haben, den Kapitalismus zu stürzen. Ist es denkbar, daß von verkommenen, von körperlich und geistig entarteten Massen eine Revolution siegreich durchgeführt werde?"

Wer das liest, muß glauben, daß Marx diese letztere Ansicht ausgesprochen oder mindestens indirekt unterstützt hat. Wer aber die Vorrede zum „Kapital", die Abschnitte über den Kampf um den Arbeitstag und um die Fabrikgesetzgebung gelesen hat, der muß wissen, daß dies keineswegs der Fall ist. So heißt es im Schlußparagraph des 10. Kapitels im „Kapital" u. A.: „Gleichzeitig (Anfang September 1866) beschloß der „Internationale Arbeiterkongreß" zu Genf auf Vorschlag des Londoner Generalraths: „Wir erklären die Beschränkung des Arbeitstags für eine vorläufige Bedingung, ohne welche alle anderen Bestrebungen nach Emanzipation scheitern müssen".... So besiegelt die auf beiden Seiten instinktiv aus den Produktionsverhältnissen selbst erwachsene Arbeiterbewegung den Ausspruch des englischen Fabrikinspektors R. J. Saunders: „Weitere Schritte zur Reform der Gesellschaft sind niemals mit irgend einer Aussicht auf Erfolg durchzuführen, wenn nicht zuvor der Arbeitstag beschränkt und seine vorgeschriebene Schranke strikt erzwungen wird".

Man könnte einwenden, hier spricht Marx nur referirend. Aber dem steht nicht nur der Zusammenhang und die Abfassung der obigen Sätze gegenüber, sondern auch der ausdrückliche Zusatz „auf Vorschlag des Londoner Generalraths". Da Marx dieser Körperschaft angehört hat, ihr anerkannt geistiges Haupt war, so würde er schwerlich den Vorschlag in dieser Form erwähnt haben, wenn er ohne oder gegen seinen Willen erfolgt wäre.

Nehmen wir aber ein Zitat von Marx, das selbst für den ordentlichsten aller ordentlichen Professoren keinen Zweifel übrig läßt, wie es gemeint ist, und nehmen wir es aus dem entscheidenden, dem zusammenfassenden Schlußkapitel: „Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation". Dort sagt Marx: „Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse". Wenn also Herr v. Waltershausen in Fortführung des oben angeführten Satzes schließlich sagt: „daß der heutigen Produktionsweise Tendenzen gegen die Lohnarbeiter innewohnen, wie sie Marx geschildert hat, möchte ich nicht in Abrede stellen, aber die Tendenzen stoßen auf Widerstände und immer entschiedenere Widerstände, seitdem die bürgerliche Freiheit sich verwirklicht hat" — so wiederholt er nur in verklausulirter Form, was er bei Marx gelesen*). Aber, Marx hat seinen Stich — denn Hieb kann man es nicht gut nennen — weg, und das nationalliberale Gewissen ist gerettet.

Nach genau derselben Methode wird die materialistische Geschichtsauffassung

*) „Die Fabrikgesetzgebung, diese erste bewußte und planmäßige Rückwirkung der Gesellschaft auf die naturwüchsige Gestalt ihres Produktionsprozesses".... (Marx, Das Kapital, I. Band, 2. Auflage, Seite 506.)

Digitized by Google

abgethan. Erst wird sie in einseitigster Weise dargestellt, als eine roh-mechanische Gesellschaftslehre, die die Rolle geschichtlicher Ueberlieferungen, wie überhaupt des menschlichen Erkennens im Gesellschaftsleben ignorirt, alsdann wird gegen diese, in Wirklichkeit durchaus nicht vorhandene „Einseitigkeit" polemisirt, und schließlich heißt es dann wieder, nach allerhand „Zwar" und „Aber" und „Gewiß": „Ich leugne durchaus nicht die hohe Bedeutung, welche die Aenderung der Produktionsverhältnisse auf die gesammte Kulturentwicklung eines Volkes hat. Ein Nationalökonom, der soziale Geschichte schreibt, verfährt erst dann wissenschaftlich, wenn er den Zusammenhang der Güterherstellung und der Thatsachen des gesellschaftlichen Lebens untersucht". Das wäre also die „Marx'sche Methode", meint der Leser. „Nicht ganz", sagt Herr Waltershausen, „ich habe noch ein „Aber" in Petto." „Aber er darf sich in dieser Einseitigkeit nicht gefallen, wenn er die Zeit, die er darstellt, begreifen will." Da der Satz unmittelbar an den vorherzitirten anschließt, so möchte man eigentlich folgern, daß die zu vermeidende „Einseitigkeit" in der soeben für unumgänglich erklärten Untersuchung besteht. Indeß haben wir es hier nur mit einer stilistischen Absonderlichkeit des Herrn v. Waltershausen zu thun. Wahrscheinlich um die von ihm gerügte stilistische „Eckigkeit und Härte" des „Kapitals" zu vermeiden, befleißigt er sich nämlich sehr oft einer stilistischen Rundheit und Weichheit, daß wirklich sehr viel Philosophie dazu gehört, seinen Satzbau — um sein Lieblingszitat zu gebrauchen — „nicht zu belachen, noch zu beklagen, noch zu verabscheuen, sondern zu erkennen".

In der Hauptsache, in dem Thatsächlichen, das es enthält, liefert das Buch des Herrn v. Waltershausen eine Bestätigung des Marx'schen Materialismus, wie sie schlagender gar nicht gewünscht werden kann. Wir sehen den modernen Sozialismus in den Vereinigten Staaten Einzug halten und Wurzel fassen, im unmittelbaren Anschluß an das Umsichgreifen des Kapitalismus und das Entstehen eines modernen Proletariats, d. h. von dem Moment an, wo für die Arbeiterklasse Amerikas im Großen und Ganzen dieselben Lebensbedingungen bestehen, als in den industriell entwickelten Ländern der alten Welt. Wir sehen alle Versuche, der amerikanischen Arbeiterbewegung Taktiken aufzudrängen, die mit dem Stande der ökonomischen Entwicklung des Landes und den entsprechenden politisch-sozialen Verhältnissen im Widerspruch stehen, unrettbar fehlschlagen, ob es sich nun um orthodoxen Lassalleanismus oder anarchistische Revolutionsexperimente handelt, während gleichzeitig die Arbeiterbewegung mehr und mehr die Grundgedanken des Sozialismus in sich aufnimmt. Von dem Augenblick an, wo Amerika wirkliche große Klassenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit hat, wo partielle und allgemeine Industriekrisen Tausende und Abertausende von Proletariern aufs Pflaster werfen, wo die Maschine nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel in der Industrie bildet, hört der Sozialismus auf, ein importirtes Gewächs zu sein.

„Die auch heute noch weit verbreitete Abneigung des gebildeten (lies: des besitzenden) Amerikaners gegen die sozialistischen Argumente und Ziele", schreibt Herr v. Waltershausen auf S. 8 seines Buches, „hat häufig aus dem Nationalcharakter des amerikanischen Volkes eine Erklärung gefunden, die indeß den Dingen nicht auf den Grund geht. Das Gefühl für Freiheit, die Energie, die Selbstständigkeit, der rege Erfindungsgeist, der weitschauende Unternehmungssinn des Volkes, Eigenschaften, die sich unter dem Begriff der kraftvollen wirthschaftlichen Individualität zusammenfassen lassen, konnten zur Entfaltung gelangen, weil die gesammten Grundlagen der Volkswirthschaft darauf hinwiesen. Die Anlagen dazu mögen in der anglo-germanischen Einwanderung vorhanden gewesen sein,

Digitized by Google

aber die Ausbildung derselben, neben der die fortgesetzte Verstärkung durch die Vererbung sich geltend machte, ist der thatsächlichen Gestaltung des Wirthschaftslebens zuzuschreiben. Sie erklärt die Hindernisse, die früher den sozialistischen Ideen im Wege lagen, und wirkt heute noch indirekt als instinktive Abneigung fort."

Wenn Herr v. Waltershausen auf die anglo-germanische Einwanderung Bezug nimmt, weil den Anglo-Germanen, was immer er darunter versteht, ein besonderer individualistischer Trieb innewohne, so ist zu bemerken, daß bei näherer Untersuchung dieser Trieb ebensowenig sich als eine Rasseneigenthümlichkeit erweist, wie der ihm entgegenstehende Trieb der Soziabilität, beide vielmehr bei allen Völkern auf bestimmten Kulturstufen sich vorzugsweise entwickelt finden. Nur nationale Befangenheit kann heute noch den Einen oder den Andern für eine bestimmte Nationalität oder Rasse reklamiren, bezw. einer solchen zuschreiben.

Herr v. Waltershausen fährt fort:

„Die Zustände der geschilderten amerikanischen Volkswirthschaft haben nun aber einer Aenderung unterlegen, welche sich in der Mitte der sechziger Jahre in ihren ersten Anfängen beobachten läßt, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre dem ganzen Volk zum Bewußtsein kommt und in den achtziger Jahren in ihren Ursachen begriffen wird. Bald nach dem Bürgerkriege wurde Handwerk und Industrie dem großen Konflikt von Arbeit und Kapital unterworfen; während der großen Geschäftsstockung von 1873—1879, die in den Streiks von 1877 das Maximum der gesellschaftlichen Unzufriedenheit ereichte, wurde zuerst die ganze Volkswirthschaft in ihren sozialen Grundlagen erschüttert, und neun Jahre später war eine umfassende amerikanische Arbeiterbewegung entstanden, in welcher alle die Richtungen vertreten waren, die auch im westlichen Europa als Produkt einer hundertjährigen Geschichte vorhanden sind."

Mit anderen Worten, es sind nicht die Anlagen, der Nationalcharakter, sondern die ökonomischen Verhältnisse, welche über die Ausbreitung des Sozialismus das entscheidende Wort sprachen. Für die Form, welche die Bewegung annahm, wurden dann noch die besonderen politischen Verhältnisse der Union maßgebend, die aber in letzter Instanz ebenfalls auf ihre ökonomische Entwicklung zurückzuführen sind.

Man würde indeß fehl gehen, aus der Thatsache, daß Herr v. Waltershausen auf den nachgerade hoffnungslosen Versuch verzichtet, die sozialistische Bewegung als etwas Willkürliches, von einer Handvoll Agitatoren Gemachtes hinzustellen, sondern sich vielmehr bemüht, ihren Zusammenhang mit der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes nachzuweisen, man würde fehl gehen, wiederholen wir, aus dieser Adoptirung der materialistischen Forschungsmethode den Schluß zu ziehen, daß Herr v. Waltershausen dem Sozialismus mit derjenigen Geistesfreiheit gegenübersteht, die er im Vorwort als die erforderliche Eigenschaft des Forschers bezeichnet. Seine Objektivität ist nur äußerlich, sie ist, um es möglichst milde auszudrücken, erkünstelt. Er ist ein Berichterstatter, der über ein fremdes Land berichtet — nicht an eine wissenschaftliche Gesellschaft, sondern an eine Regierung, die eines Tages in die Lage kommen kann, jenes Land mit Krieg zu überziehen, und die daher genau über die Kräfte und Hilfsmittel desselben unterrichtet sein will. Auch ein derartiger Berichterstatter muß mit einer gewissen Objektivität zu Werke gehen, aber es ist nicht die vornehme Objektivität des wissenschaftlichen Forschers, sondern die Objektivität des pflichtgetreuen Spions. Herrn v. Waltershausens wirkliches Vorbild ist Herr Stanley, nicht Herr Livingstone.

Bezeichnend ist z. B., daß er jedesmal, wo er von einer Zusammenrottung von Arbeitern spricht, mag dieselbe sachlich noch so gerechtfertigt sein, den Aus-

Digitized by Google

druck „Pöbel“ gebraucht. Ob es sich um das verkommene Loaferthum der amerikanischen Großstädte handelt, oder um Arbeitslose, von denen er selbst sagt, daß die Geschäftsstockung sie „ohne ihre Schuld auf das Pflaster geworfen“ (S. 133), für Beide hat er das gleiche, wegwerfende Wort „Straßenpöbel“.

Man braucht noch kein Sozialist zu sein, man braucht nur den gesellschaftlichen Kämpfen wirklich unparteiisch gegenüberzustehen, um mit solchen Polizeiausdrücken sparsam umzugehen. Aber Herr v. Waltershausen ist eben kein unparteiischer, sondern ein echter, rechter nationalliberaler Tendenz-Geschichtschreiber.

Als solcher kann er es sich auch nicht versagen, bei der ersten Gelegenheit vor Bismarck seine tiefe Verbeugung zu machen. „Der tiefe Ernst, mit welchem sich der Begründer der deutschen Einheit den gesellschaftlichen Reformen seines Landes zugewendet hat“, schreibt er auf Seite 70, „würde allein genügt haben, ihm die Dankbarkeit Deutschlands für Generationen zu sichern. Daß aber diese Reformen nicht einseitig, sondern im steten Hinblick auf die Erhaltung der nationalen Einheit und Kraft begonnen und weitergeführt worden sind, zeigt den Reichskanzler als den wahren Meister der Realpolitik.“ „Einseitig“ wäre es wahrscheinlich gewesen, wenn die Reformen ohne politische Hintergedanken, lediglich um der Hebung der Arbeiterklasse willen begonnen und fortgeführt worden wären. Ueberhaupt muß man sich hüten, die Reformen so einzurichten, daß sie die gesellschaftliche Position der Arbeiterklasse stärken. Sie müssen vielmehr so eingerichtet werden, daß sie die Arbeiterklasse spalten und so ihre Kraft schwächen; sie dürfen in Zukunft nicht den „Gleichheitscharakter“ tragen, den die Bismarck'schen Reformen — „wegen ihres Anfangsstadiums“ — setzt der Herr Professor entschuldigend hinzu — bisher aufgewiesen. „Sie“ — die Reform, als welche zunächst der zehnstündige Arbeitstag erscheint — „sollte allerdings allein, wenn auch sukzessive, angeboten, aber nur denen gewährt werden, welche ihre Pflichten zugleich gegen das Ganze (lies: die Regierung) erfüllen“ (S. 358). Wird die Abkürzung nämlich vorerst nur einem Theil der Arbeiter gewährt, so „würde dieser schon in der Vertheidigung des Erhaltenen gegen andere begehrliche Arbeiterschichten (!) sich durch sozialpolitischen Konservatismus dem Staat gegenüber verpflichten“. (a. gl. O.) Man sieht, in der Realpolitik ist Herr v. Waltershausen sogar dem „Meister“ noch über. Es ist erstaunlich, wie viel Katheder-bismarcke die Aera Bismarck geschaffen.

Noch mehr geht die mühsam angequälte Objektivität des Herrn Professors den Sozialisten gegenüber in die Brüche. Wo er es nur mit etlichem Vorwand kann, sucht er ihnen Eins auszuwischen. Wie die Sinnlichkeit, wenn sie das Gewand der Selbstkasteiung anlegt, bald in widerliche Lüsternheit ausartet, so ist hier das Resultat der Zurückhaltung seiner feindseligen Empfindungen ein Ergehen des Verfassers in hämischen Ausfällen. Hier wird eine längst widerlegte Lüge aufgewärmt, dort eine nichtswürdige Verleumdung — der gewissenhaften Berichterstattung halber — fleißig nachkolportirt, hinterher aber schnell wieder die Miene der frommen Unparteilichkeit aufgesetzt, nach dem berühmten Rezept der „School for scandal“. Wenn der Synkretismus John Stuart Mill's geistlos war, so ist der des Herrn v. Waltershausen charakterlos.

Das zeigt sich mit klassischer Deutlichkeit bei der Besprechung des Sozialistengesetzes, dessen Schicksal zur Zeit, wo er sein Buch schrieb, noch zweifelhaft war. Da es sich überlebt, wagt er es nicht zu vertheidigen, aber er hat auch nicht den Muth, offen und ehrlich seine Abschaffung zu verlangen. Er drückt sich mit philosophischen Erklärungen um eine entschiedene Stellungnahme herum. Das Sozialistengesetz ist ihm „eine der Erscheinungsformen politischer Zentralisation“.

Digitized by Google

Eine wundervolle Definition, wie sie wirklich nur ein ordentlicher Professor an einer kaiserlichen Universität fertig bringt. Man wird aber danach begreifen, daß es eigentlich noch milde ist, wenn Herr v. Waltershausen Karl Marx blos einen „zweifelhaften Charakter" nennt, denselben Karl Marx, der schon 1844 von den Vorgängern unseres Autors sagte: „Sie hätten die deutsche Geschichte erfunden, wären sie nicht eine Erfindung der deutschen Geschichte".

Nur noch ein Beispiel, was Herr v. Waltershausen als „objektiver" Geschichtschreiber fertig bekommt. Nach dem bereits zitirten Panegyrikus auf Bismarck fährt er wörtlich fort: „Dagegen sind selbst die hervorragendsten Männer des Sozialismus in den siebziger und achtziger Jahren durchweg in der Einseitigkeit ihres sozialen Denkens stecken geblieben und haben kaum verstanden, daß die Beseitigung der deutschen Kleinstaaterei die erste vernünftige und zeitgemäße Verwirklichung des Gedankens der Internationalität gewesen ist".

Die hervorragenden Männer des Sozialismus sind allerdings nie nationalliberal gewesen. Sie haben auch nie auf der Tribüne des Reichstags erklärt, wie es das Idol des Herrn v. Waltershausen gethan, daß die kleinstaatlichen Regierungen und nicht das deutsche Volk und die gewählte Volksvertretung die Stützen der deutschen Einheit sind. Aber schon Ende August 1870 — noch vor Sedan — schrieb Karl Marx an den Braunschweiger Ausschuß der sozialdemokratischen Arbeiterpartei:

„Der jetzige Krieg eröffnet ... eine neue weltgeschichtliche Epoche.... Die kleinen Lumpereien, wie der Konflikt zwischen nationalliberalen Norddeutschen und volksparteilichen Süddeutschen werden nicht länger nutzlos im Wege stehen. Die Verhältnisse werden sich auf großem Maße entwickeln und vereinfachen."

Der Brief ist seinerzeit veröffentlicht und vom „Sozialdemokrat", den der Herr Professor doch sonst mit Frucht gelesen, wiederholt zitirt worden. Abgesehen von allen anderen, ausgesprochen antikleinstaatlerischen Erklärungen der Vertreter der deutschen Sozialdemokratie, der Haltung derselben im Reichstage, hätte also dieser eine Brief schon es Herrn v. Waltershausen verboten, die obige Behauptung aufzustellen, wenn sein nationalliberaler Fanatismus nicht stärker wäre als selbst seine wissenschaftlichen Prätensionen. So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, daß er wiederholt vom „Kokettiren der Sozialdemokratie mit dem Partikularismus" spricht. Darunter fiel bekanntlich bei den Bismarck'schen Offiziösen jeder Widerstand gegen „die Erscheinungsformen der politischen Zentralisation", deren schönste Blüthe das nunmehr abgethane Sozialistengesetz war.

Wo jedoch die nationalliberalen Marotten und sonstigen persönlichen Neigungen seines Verfassers nicht in Frage kommen, ist das Buch des Herrn v. Waltershausen, als eine auf Grund reichen Materials bewirkte Schilderung der ersten Kämpfe des modernen Sozialismus auf dem Boden der Vereinigten Staaten, als lesenswerth zu bezeichnen. Die Darstellung geht zuweilen übermäßig in die Breite, auf Minderwerthiges wird übertriebenes Gewicht gelegt, aber der Gegenstand ist so interessant, die Geschichte dieser Kämpfe so lehrreich, daß man diese Fehler allenfalls in den Kauf nimmt. E. B.

Digitized by Google

Für und wider den Alkohol.

Von Dr. **Max Bylo.**

Unser Jahrhundert ist das Zeitalter der bürgerlichen Gemeinnützigkeit: In den weltverlassensten Ecken und Flecken gründet man Unterstützungs-, Sittlichkeits-, Mäßigkeitsvereine und wie der Plunder noch heißt, der ein paar überspannten Humanastern Veranlassung giebt, die „soziale Frage" nach ihrem Rezept zu lösen. Nichts ist charakteristischer für die Anarchie der Anschauungen über diese Frage, die sich dem ängstlichen Philister als ein Ungeheuer mit tausend Füßen und tausend Armen darstellt, als die bienenemsige Thätigkeit aller bürgerlichen Kreise, durch Gründung von Jünglings- und Jungfrauenvereinen, Arbeiter- und Handwerkskorporationen Pflaster auf Pflaster der kranken Gesellschaft auf den Leib zu kleben! Nur schade, daß diese Pflästerchen so schlecht bereitet sind, daß sie, kaum aufgeklebt, auch schon wieder abfallen, und die krankhafte Stelle um so augenscheinlicher zu Tage tritt.

Zu den gemeinnützigen Bestrebungen der Jetztzeit, die sich gegenseitig in Philantropie, praktischem Christenthum ꝛc. überbieten, gehören auch die in letzter Zeit so üppig aus dem Boden geschossenen Vereine „gegen den Mißbrauch geistiger Getränke". Ihr Zweck, der Kampf gegen den Alkoholismus, d. h. den mißbräuchlichen Genuß alkoholischer Getränke, ist ein richtiger, so lange man nicht vergißt, wie es leider in den Reihen der Streiter für diese Sache zu oft geschieht, daß mit der Vernichtung des Fusels und des Elends, das er als Faktor im Gefolge hat, unsere allgemeinen sozialen Verhältnisse sich keineswegs geändert haben! Nichtsdestoweniger kann man als Sozialpolitiker wie als Hygieiniker die Bestrebungen dieser Vereine, so lange sie im Rahmen ihres Zweckes bleiben, mit gutem Gewissen unterstützen; denn der Alkoholismus ist eine Pest, die alle Parteien ohne Ausnahme mit Aufbietung ihrer Kräfte bekämpfen müssen.

Ein altes Thema mit nicht einmal neuen Variationen, wird man mir entgegenhalten: Und auch ich hätte diese Frage, die in der Tagespresse wie den fachwissenschaftlichen Journalen des Langen und Breiten fast bis zur Uebersättigung erörtert worden ist, nicht mehr aufs neue zum Gegenstand meiner Ausführungen gemacht, wäre ich nicht in allerjüngster Zeit, d. h. vor wenigen Wochen, in den Besitz eines Aufrufes zur Gründung eines neuen Vereines gegen den Alkohol gelangt.

In zwiefacher Hinsicht verdient das neue Unternehmen eine eingehende Würdigung: Einmal, weil von diesem nicht mehr der Alkoholmißbrauch, sondern jeder Alkoholgenuß bekämpft werden soll, und zweitens, weil die Unterschriften der Gründer, die er trägt, mit vollem Recht Anspruch auf eine unbefangene und vielleicht sogar sympathische Besprechung erheben können. Wenn letzteres, um es hier vorweg zu nehmen, allerdings nicht geschieht, sondern unser unten zu erörternder Standpunkt mit aller Schärfe unserer wissenschaftlichen und praktischen Ueberzeugung den Zielen des neuen Vereins entgegentritt, so hindert es uns nicht, im obigen Sinne viele der Gründer als unseren allgemeinen Weltanschauungen nahestehende Männer zu begrüßen. Es finden sich nämlich unter diesem Aufrufe Männer, die ihre Kraft im Kampfe um die Hebung des Proletariates und die Anbahnung menschenwürdiger Verhältnisse eingesetzt und bewährt haben, Vorkämpfer der sozialistischen Bewegung; neben ihnen sind Namen von wissenschaftlichem Klang und Bedeutung, Professoren der Psychiatrie und Physiologie fast sämmtlicher Universitäten der Schweiz, ferner eine größere Anzahl

Digitized by Google

jüngerer Studenten und Schriftsteller vertreten. Die meisten Unterzeichner rekrutiren sich aus der Schweiz und Oesterreich, verhältnißmäßig äußerst schwach ist Deutschland vertreten.

Der Aufruf wendet sich an das Volk mit der Aufforderung, dem neu zu begründenden „Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses“ mit dem Sitz in Zürich, beizutreten. In einem vielleicht etwas zu schwungvoll und pathetisch gehaltenen Stile werden die verderblichen Folgen des unmäßigen Genusses des Alkohols nur kurz gestreift, um dann mit aller Macht ethischer und sozialpolitischer Momente gegen den mäßigen Genuß loszuziehen.

Die Anklagen, die der Aufruf gegen den Alkoholgenuß erhebt, nöthigen uns, auf dieses Thema näher einzugehen.

Mit den neuen europäischen Temperenzlern ist auch für uns das Verderben, das der Alkoholmißbrauch nach sich zieht, evident wissenschaftlich erwiesen und praktisch erprobt. Die ungeheure Zahl der Organerkrankungen, die jährlich Kliniken, Spitäler und die Sprechzimmer des Arztes überfluthen und in letzter Reihe auf chronischen Alkoholismus zurückzuführen sind, ist so enorm, daß mit Recht einer unserer bedeutendsten Kliniker erst vor Kurzem den Satz aufstellen konnte: „Es giebt nur drei Krankheiten in der Welt, das sind Tuberkulose, Syphilis und Alkoholismus“. Mit der Zerrüttung des Organismus geht Hand in Hand eine Zerrüttung aller gesellschaftlichen und Familienverhältnisse, eine Ertödtung jedes moralischen Triebes bis zur ekelhaften Herabzerrung menschlichen Wesens! Mit meisterhafter Feder hat Zola in seinem L'Assommoir die Folgen jener Alkoholpest gezeichnet und den moralischen Abscheu auf der einen Seite, den entsetzlichen Ruin des Volkes auf der anderen in treffendster Weise vor Augen geführt. Wir brauchen zu all' diesen bekannten Thatsachen nur noch hinzufügen, daß auch in politischer und sozialer Beziehung der Alkohol ein gefährlicher Feind aller Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Klassen ist.

Das durch den Alkohol umflorte Volk wird nie im Stande sein, höheren Zielen sich anzuschließen, wird nie in der Bewegung des 19. Jahrhunderts, in den Reihen derer, die eine Veränderung der ökonomischen Verhältnisse anstreben, zu finden sein; man sehe in die Städte, in denen die Arbeiterbewegung pulsirt, sehe in die östlichen Provinzen Deutschlands, die vom „Gift“ des Sozialismus noch nicht angefressen sind, dafür aber den traurigen Ruhm genießen, den höchsten Konsum an Schnaps zu haben, und man wird finden, daß in ersteren die notorischen Alkoholtrinker weitab vom Wege der Vorwärtsstrebenden stehen, in letzteren eine Arbeiterbewegung selbst dem Namen nach kaum existirt. Der Alkohol degenerirt nicht nur die Nachkommen, er verwandelt den Menschen in eine viehische Kreatur, voll Trägheit und brutaler Gesinnung.

Wenn der neue Verein ein Mäßigkeitsverein werden sollte, wohl, auch wir würden ihm mit der ganzen Kraft unseres Wissens und Wollens im Kampfe gegen diese Pestbeule unserer modernen Gesellschaft beistehen; allein die Herren predigen nicht Mäßigkeit, sondern völlige Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken, und das verändert das Bild und unser Verhältniß zu ihnen. Den Anstoß zu jener im Entstehen begriffenen Bewegung gab eine Broschüre von Prof. Bunge in Basel über die „Alkoholfrage“, in der er mit medizinischem Radikalismus, entgegen allen anderen Forschungen und Ansichten, für völlige Enthaltung von allen alkoholischen Getränken mittelst staatlichen Zwanges plaidirt — er schlägt zu diesem Zwecke eine enorme Besteuerung des Alkohols an der Quelle, eine Fabrikatsteuer, vor. Vater dieses neuen Temperenzlerthums ist also Prof. Bunge, und da auch sein Name unter den ersten unter dem Aufruf figurirt

Digitized by Google

so kann man wohl mit Recht annehmen, daß auch dieser einer seiner jüngsten Sprößlinge auf dem in Rede stehenden Gebiet ist. Um so ernster gilt die Abwehr seiner Hypothesen und Forderungen, die beide auf so schwachen Füßen stehen, daß nur ein gewisser Fanatismus, mag er auch noch so edle Motive haben, die Schwächen und Fehler übersehen kann.

Bei der Besprechung des Alkohols, seines Werthes, resp. Unwerthes, müssen wir von drei Richtungen aus ihn betrachten: In erster Reihe von der medizinischen und hygieinischen, ferner von der sozialpolitischen und ökonomischen und drittens, soweit er in den vorherigen noch nicht berührt ist, von der allgemein gesellschaftlichen. In der Therapie innerer Krankheiten ist der Alkohol ein unschätzbares Mittel für die Behandlung zahlreicher, besonders fieberhafter Erkrankungen. Die physiologische Wirkung desselben ist folgende: Zuerst tritt bei Genuß kleiner Dosen von Alkohol eine Erweiterung der Hautgefäße ein; mit dem dadurch bedingten stärkeren Blutzufluß hängt das behagliche Wärmegefühl, das bald nachfolgt, zusammen. Fast sämmtlicher eingeführter Alkohol wird im Körper zu Kohlensäure und Wasser verbrannt, nur ein kleiner Theil kommt unverändert zur Ausscheidung. So wird also Wärme gebildet. Trotzdem führt das Mittel nicht zu Erhöhung der Körpertemperatur, sondern im Gegentheil zu einer, wenn auch geringfügigen Erniedrigung, zum Theil wohl abhängig von der vermehrten Wärmeabgabe aus den erweiterten Hautgefäßen. Alkohol ist jedenfalls ein Sparmittel für den Körper, da der Eiweißzerfall in der Regel vermindert gefunden wurde. Endlich ist der Alkohol im Stande, auch in medikamentösen Gaben die Empfindlichkeit für unangenehme Sinnes- oder Gemüthseindrücke herabzusetzen und so schmerzlindernd und sorgenbrechend zu wirken.

So finden wir seine Anwendung als ein äußerst wichtiges Hilfsmittel am Krankenbette — Auswüchse einer übertriebenen Alkoholtherapie sind natürlich zurückzuweisen — bei allen Erscheinungen einer akuten Herzschwäche. Hier ist er ein souveränes Reizmittel für die Herzthätigkeit und alle Einwürfe des Physiologen Bunge, der vielleicht durch pharmakologische Experimente diesen Einfluß nicht beobachtet hat, müssen scheitern an der praktischen Erfahrung interner Mediziner. Wer jemals einen Kranken mit irgend einer Affektion des Herzens und der im Gefolge dieser eingetretenen plötzlichen Herzschwäche mit allen Zeichen des nahenden Todes (Aufhören des Pulses, des Herzschlages, Kühle der Extremitäten ꝛc.) zu behandeln Gelegenheit hatte und nach Darreichung der kräftigsten Alkoholika, wie Champagner, alten Cognac, schwere Weine ꝛc., unter den Fingern die Wiederkehr des Lebens beobachten konnte, der wird kraft dieser in tausenden von Fällen erprobten Wirkung, trotz aller Einwendungen von physiologischer und experimenteller Seite, nie auf das Mittel verzichten. So findet der Alkohol seine Anwendung bei fast allen fieberhaften Krankheiten (Lungenentzündung, Diphtherie, Rose ꝛc.) — in erster Linie natürlich, wenn die Erkrankung Säufer befällt, da die Entziehung des gewohnten Reizmittels direkt tödtlich werden kann — bei den akuten Krankheiten alter Leute, schwächlicher Individuen, sehr fetter Personen, bei chronischen Herzkrankheiten, bei großen Blutverlusten ꝛc. ꝛc. — Als Nähr- oder Sparmittel findet er Anwendung bei langdauernden, die Kräfte konsumirenden Krankheiten, wie beim Darmtyphus, der Lungenschwindsucht; als schmerzlinderndes und schlaferregendes Mittel in allen Fällen, in denen schwere Erkrankungen die Indikation dafür abgeben. In letzter Reihe wird dem Alkohol auch eine gewisse Hebung der Verdauung beigemessen. Die Krankenbeobachtung hat auch hierin dies festgestellt; bei Rekonvaleszenten erleichtert der gleichzeitige Genuß alkoholischer Getränke eine nothwendig erhöhte Nahrungszufuhr. Erst unlängst hat Penzoldt

Digitized by Google

durch eigene Versuche an einem Gesunden gezeigt, daß kleine Mengen starken Alkohols im Stande sind, den Ablauf der Magenverdauung zu beschleunigen. Aus alledem sehen wir, daß der Alkohol ein absolut unentbehrliches Arzneimittel in der internen Medizin ist, das auch durch eventuelle entgegengesetzte theoretische Experimente nicht in Frage gestellt werden kann. Kein Arzt wird es heute entbehren können und entbehren wollen!

Der Kampf gegen den Alkohol richtet sich wohl auch vorzugsweise gegen den Genuß beim gesunden Menschen und das nöthigt uns, neben der hygieinischen die sozialpolitische Seite desselben zu betrachten. Wir wissen und sehen es stündlich vor unseren Augen, daß eine ungeheure Zahl von Menschen, ja sagen wir, die gesammte zivilisirte Menschheit, Tag für Tag bestimmte Mengen alkoholartiger Getränke genießt.

Der Fabrik- wie der Landarbeiter, der Handwerker wie der Kaufmann, der Beamte und Gelehrte, sie alle konsumiren den Alkohol, sei es als Branntwein, sei es als Bier oder Wein. Der Alkohol ist heutzutage zu einem direkten nationalen Getränke geworden. Was ist die Ursache hiervon, ist der Alkohol ein Nahrungs- oder Genußmittel? Als Nahrungsmittel haben wir ihn beim Kranken kennen gelernt und zwar als sogenanntes respiratorisches Nährmittel, d. h. ein Mittel, das durch seine rasche Verbrennung in den Geweben zu Kohlensäure und Wasser dem Organismus den Zerfall und die Verbrennung des Körpereiweißes erspart; beim Gesunden ist die Wirkung des Alkohols folgende: Der in den Magen und Darm gelangte Alkohol, natürlich in verdünnter Form, nicht rein, wird rasch aufgesaugt und entfaltet seine Wirkungen zunächst auf Herz und Gehirn. Mäßige Dosen erhöhen die Zahl der Pulse, den arteriellen Druck und die Geschmeidigkeit des Blutstromes in Folge Reizung der beschleunigenden Herznerven. Im Gehirn zeigt sich zuerst Reizung der psychischen Organe: Erhöhung der Denkthätigkeit, leichtere Reproduktion, behaglicheres Allgemeingefühl. Dazu kommt ein deutliches Gefühl vermehrter Wärme im Magen, das bald auf die ganze Haut übergeht, der subjektive Eindruck, daß die Wärme unseres Blutes erhöht sei, ist unabweisbar. Diese Momente sind es, welche diejenigen, die entweder schwer und hart, oder in rauher, kalter Temperatur zu arbeiten haben, dazu treiben, den Alkohol zu genießen. Der Arbeiter in der Fabrik wie auf dem Felde, der Soldat ꝛc. verschaffen sich den subjektiven Eindruck der Wärme im Magen und der Haut, es drückt aber auch bei ihnen der Alkohol die Oxydationen, die die Kälte und Muskelarbeit steigert, herab, während er gleich selber nachher als Brennmaterial für einen Theil Eiweiß eintritt und dieses somit dem Körper erspart. Es ist richtig, daß nach dieser Erregung auch eine gleiche Erschlaffung eintritt; ist aber unter den heutigen Lohnarbeiterverhältnissen, auch bei Kenntniß der folgenden Erschlaffung, eine Erregung nicht dutzendmal nothwendig? Der Proletarier, der 10, ja 12 und 14 Stunden unter den erbärmlichsten hygieinischen Verhältnissen, zusammengepfercht mit einer Schaar seiner Schicksalsgenossen in schlecht ventilirtem und beleuchtetem Raum, umgeben von den Ausdünstungen und dem Staube seiner Produkte, arbeiten muß; der Feldarbeiter, der im Sommer auf dem Felde von frühester Stunde bis zum späten Abend rastlos thätig sein, in glühendster Hitze schwere körperliche Anstrengungen vollführen muß, er bedarf dieses Genuß- und Erregungsmittels, weil kein Ersatz hierfür ihm diese Erholung und wenn auch kurze Erhöhung seiner Kräfte gewähren kann. Vorsichtigerweise läßt der Aufruf des Vereins diese Frage unerörtert; um so mehr wendet er sich dem Getränk als „Sorgenbrecher“ zu. Es heißt: „Und lassen wir einmal die trübe Vorahnung der Folgen, die die fortwährende Einführung dieses Giftes auf

Digitized by Google

die Nerven unserer Nachkommen haben könnte; nehmen wir einmal den Alkohol für das, wofür ihn seine besten Freunde preisen: den allezeit bereiten Verscheucher der Sorgen. Ist denn diese Verscheuchung der Sorgen nicht ein verderbliches Danaergeschenk, beruht sie nicht darauf, daß unsere geschwächte Urtheilskraft die Gefahren nicht mehr erkennt, welche dem Schifflein unseres Daseins drohen? Hat sie nicht die gleiche Quelle, wie die Abstumpfung unserer Sinne, welche es möglich macht, daß die rohe und reizlose Kost, das schmucklose, unbequeme Heim, die schmutzige Wirthsstube (und das armseligste Produkt unseres Geistes: der Bierwitz) unserem Volke genügen zu einer Zeit, wo die ökonomischen Existenzbedingungen ihm längst gestatteten, darüber hinauszustreben?" Der Standpunkt Bunge's in der Beurtheilung des Alkohol mag wohl aus medizinischen Experimenten geschöpft sein, die Praxis in der Medizin und Hygieine hat er nicht zur Quelle; diese letzten angeführten Sätze verrathen aber auch eine tiefe Unkenntniß unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. Oder gehört Herr Prof. Bunge auch zu Jenen, die unsere Welt für die beste aller Welten und unsere ökonomischen Verhältnisse für so ausgezeichnete halten, daß der Arbeiter über sie längst hinausstreben kann? Hat er nichts von den titanenhaften Kämpfen der letzten Jahrzehnte gehört, die das Loos des gedrückten und elenden Arbeiters verbessern wollen? Kennt er nicht unsere Proletarierstädte und -Armeen, wo allein die ökonomischen Verhältnisse die „rohe und reizlose Kost, das schmucklose unbequeme Heim, die schmutzige Wirthsstube" und, wollen wir hinzufügen, der Konsum von Schnaps als Nahrungsmittel (nicht als mäßiges Genußmittel, wofür wir eintreten) verschulden? Ist das nicht wieder einmal ein Beweis, wie wenig die wahren wirthschaftlichen Verhältnisse den Männern, die die Gesetze des Lebens des Körpers studiren, aber nur dies, und der Praxis gegenüber blind bleiben, bekannt sind? Damit stimmt auch ein weiterer Satz des Aufrufs: „Eine Anzahl Menschen, denen zum Theil ihre Beschäftigung mit den Gesetzen des Lebens die Bedeutung dieser Aufgabe besonders nahe gelegt hat, haben sich zusammengethan. Sie wollen allen zeigen, daß eine gleichmäßige Leistungsfähigkeit erzielt werden kann, ohne den geringsten Genuß des Alkohols." Möglich, daß der Herr Prof. A., der Dr. phil. B., der stud. med. C. und der Schriftsteller D. dies können, ohne etwas im Leben zu entbehren, wenngleich ich auch dies noch stark bezweifle: Die Herren sollen aber nicht vergessen, daß die Nation nicht blos aus Professoren, Studenten und Schöngeistern besteht, nicht blos aus „geselligen Vereinigungen", die bei ihren „frohen Lebensgenüssen" den Alkohol verbannen können, sondern der überwältigenden Mehrzahl nach aus Arbeitern, die in der Stadt wie auf dem Lande die härtesten Anstrengungen zu ertragen, die größten Entbehrungen zu erdulden haben. Für die wird und muß der Alkohol eine Lebensgewohnheit bleiben, weil er eng mit ihrer Existenz, ihrer Beschäftigung zusammenhängt.

Ein weit höheres Ziel ist es meiner Ansicht nach, dafür einzutreten, daß der Alkohol aus dem Nahrungsmittel, wie es leider heute bei den erbärmlichen sozialen Verhältnissen der Fall ist, allein ein Genußmittel im oben von mir auseinandergesetzten Sinne werde, wie es bei harten Arbeiten, in der Kälte ꝛc. nothwendig ist. Dies kann nur geschehen durch Aufbesserung der sozialen Lage der arbeitenden Klassen und dafür seine Manneskraft einzusetzen, ist des „Schweißes der Edlen werth". Den Alkohol ganz verbannen, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten.

Ueber das dritte noch zu erwähnende Attribut des Alkohols, seine gesellschaftliche oder besser gesellige Seite, können wir kurz hinweggehen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich die Vorzüge eines guten Glases Bieres oder

Digitized by Google

Weines in guter Gesellschaft hier anführen. Die Erholungsstunde, die uns nach des Tages Mühe und Arbeit, daheim oder im Wirthshaus schlägt, wird immer, so lange es Menschen giebt, freudig begrüßt werden, und nie wird der mäßige Genuß der alkoholartigen Getränke an Schaden den Nutzen, den er hier mit sich bringt, aufwiegen. Wenn die Kulturgeschichte der Völker bis in die Kneipstube eines Wirthshauses vordringen könnte, ich glaube, sie könnte manchen Anstoß zu großen Weltereignissen, der gegeben wurde im gegenseitigen Austausch der Geister bei Bier und Wein, von dort herleiten.

Wir resumiren:

Der Alkohol bildet in der Behandlung einer großen Zahl von Krankheiten einen äußerst wichtigen Faktor als Nahrungs- und Heilmittel. Er ist für den Gesunden ein Genußmittel, das bei schwerer Arbeit nicht zu entbehren ist. Kämpfen wollen wir nur gegen den Mißbrauch des Alkohols, gegen den unmäßigen Genuß desselben, der zu schweren Erschütterungen des Organismus, zur Vergiftung der Familie und der Gesellschaft führt.

Der Aufruf des Vereins schließt mit dem Wunsche der Vereinigung zur Abschaffung aller geistigen Getränke; ich möchte mit dem Wunsche schließen, daß eine Zeit komme, wo auf dem Tische jedes Arbeiters statt der Schnapsflasche und schlechten Bieres ein Glas feurigen Weines prangen möge.

Literarische Rundschau.

Die Fürther Metallschlägerei. Eine mittelfränkische Hausindustrie und ihre Arbeiter. Von Dr. Friedrich Morgenstern. Tübingen 1890. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 289 Seiten. Großoktav.

Die Zahl der Monographien über gewerbliche Verhältnisse ist durch die vorliegende um eine neue vermehrt. Wie die bisher erschienenen Schriften dieser Art sich fast ausschließlich mit hausindustriellen Zuständen befaßten, so auch die Morgenstern'sche. Die Hausindustrie bietet für sozialstatistische Untersuchungen eines Schriftstellers das geeignetste Feld; sie ist in der Regel auf einen verhältnißmäßig kleinen Flächenraum beschränkt und ermöglicht aus diesem Grunde dem Forscher die Uebersicht über das Ganze, wie den Einblick in das Einzelne. Ein anderer Vortheil ist die erleichterte Untersuchung ihrer historischen Entstehung und Entwicklung, die sich bei keinem anderen Gewerbe in so leichter Weise nachweisen und feststellen läßt; weil die Geschichte einer Hausindustrie mit der Geschichte des Orts oder des Bezirks, in dem sie ihren Sitz hat und ihre Ausbreitung erlangte, aufs Engste verknüpft und verwachsen ist. Daher erklärt sich, daß von dem Augenblicke ab, wo der Drang nach Licht und Aufklärung über die innere Natur und das wahre Wesen unserer Gesellschaftszustände immer lebhafter wurde und das Bedürfniß nach Kenntniß von Thatsachen sich geltend machte, das Studium der hausindustriellen Zustände in den Vordergrund trat.

Ein anderer Grund, der diese sozialstatistischen Untersuchungen in der Hausindustrie zu einem besonders dankbaren Felde macht, ist, daß die Hausindustrie den Uebergang vom selbständigen Handwerksbetrieb zur fabrikmäßigen Großindustrie bildet. Sie gewährt ein Untersuchungsgebiet, auf dem alle Erscheinungen unseres ökonomischen Entwicklungsprozesses in besonders klarer Weise zur Erscheinung kommen. Sie zeigt, wie der einst selbstherrliche Kleinmeister in Folge fortschreitender Arbeitstheilung und der Ausdehnung der Absatzgebiete in immer größere Unselbständigkeit und schließlich in volle Abhängigkeit vom Kapital besitzenden Kaufmann kommt; wie auf einer gewissen Stufe der Entwicklung angelangt, seine Selbstständigkeit zur reinen Farce wird und die weitere kapitalistische Entwicklung des betreffenden Gewerbes ihn zwingt, die zum Schemen gewordene Meisterstellung mit der des Lohnarbeiters in der Manufaktur oder im Fabrikbetrieb zu vertauschen. Ein Rollenwechsel, bei dem er, bei Licht betrachtet, nicht den Kürzeren zieht.

Digitized by Google

Unsere Hausindustrien sind, wie das ganze Kleingewerbe, eine sich rasch überlebende, dem Untergang zueilende Produktionsform, deren Tage bei der riesenhaft sich entwickelnden Technik unserer Großindustrie gezählt sind. In der Weberei und Wirkerei, der Uhrenfabrikation, der Spielwaaren- und Kerneisenwaarenindustrie ꝛc. ist der Umwandlungsprozeß mit Händen greifbar und vollzieht sich auf größter Stufenleiter. Auch in der hier zur Erörterung stehenden Metallschlägerei, die nur eine verhältnißmäßig geringe Ausdehnung erlangt hat und in der Hauptsache sich auf Fürth, im weiteren auf Mittelfranken sich erstreckt, macht sich die gleiche Erscheinung bemerkbar.

Die Metallschlägerei ist ein Stiefkind der Feingoldschlägerei, die von jeher in Nürnberg ihren Hauptsitz hatte; sie entstand aus dem Bedürfniß an Stelle des verhältnißmäßig theuren Goldblattes ein billigeres Metallblatt zu verwenden, das annähernd den Zwecken des erstern bei gewissen Verwendungsarten genügte. Das Ende des 17. Jahrhunderts sah diesen Fortschritt entstehen, der zuerst in Augsburg zur Geltung kam. Die Metallschlägerei konzentrirte sich aber alsdann allmälig hauptsächlich in Fürth, namentlich als die Nürnberger Feingoldschläger, aufgebracht über die ihnen drohende Konkurrenz, es durchsetzten, daß die Ausübung des Gewerbes der Metallschlägerei innerhalb des Nürnberger Stadtgebiets verboten wurde.

Der Verfasser giebt nun eine ausführliche Darlegung der geschichtlichen Entwicklung dieses Gewerbes, das zuerst 1725 als zünftiges Handwerk unter der Herrschaft der Dompropstei Bamberg, zu der damals Fürth gehörte, sich konstituirte. Dem Geiste der Zeit entsprechend, werden ausführliche Bestimmungen mit allen möglichen chikanösen Kautelen über das Lehrlings- und Gesellenwesen erlassen und die Meisterrechte unter kräftiger Erschwerung des Meisterwerdens geschützt. Es war damals auch noch die goldene Zeit, wo die Gesellen durch zunftordnungsmäßige Festsetzung eines Minimallohnes, der in dem hier in Frage kommenden Gewerbe nicht unter drei Gulden wöchentlich betragen durfte, vor all zu großem Lohndruck der Meister geschützt wurden und diese letzteren selbst dadurch die Unterbietung der fertigen Arbeiten unter ein gewisses Niveau verhüteten. Allein die Metallschlägerei war mehr als viele andere Gewerbe ein solches, dessen Produkte für ihren Absatz den Weltmarkt bedurften. Damit war die leichte Möglichkeit gegeben, daß die Kaufleute und Kapitalisten, die sich mit dem Vertrieb der Erzeugnisse der Metallschlägerei beschäftigten, durch Vorschüsse und daraus hervorgehende kontraktliche Bestimmungen die Kleinmeister in Abhängigkeit von sich brachten und sie allmälig ganz in die Hände bekamen. Das geschah auch namentlich dadurch, daß sie sowohl zu Lieferanten des Rohmaterials als auch der Werkzeuge, namentlich der theuren „Formen", sich aufwarfen, andererseits die Kleinmeister zwangen, ihre ganze Produktion zu den von ihnen, den Händlern (Verlegern), diktirten Preisen an sie abzutreten. Eine Ausnahme von dieser sozial und ökonomisch vollständig abhängigen Stellung hatten die wenigen Großmeister, die nicht nur mit eigenen Mitteln ihr Gewerbe in größerem Maßstabe betrieben, sondern auch ähnlich wie die Händler einen Theil der Kleinmeister in ihre Gewalt zu bringen und sie sich tributpflichtig zu erhalten wußten. Uns scheint, daß der Verfasser in dieser seiner Darlegung der geschichtlichen Entwicklung der Metallschlägerei etwas zu einseitig den Einfluß schildert, den die kapitalistisch produzirenden Großmeister auf ihre schwächeren Kollegen ausübten, und zu wenig Beachtung dem Einfluß widmet, den das kaufmännische Kapitalistenthum auf die ökonomische Knechtung der großen Mehrzahl der Meister ausübte. Die fortgesetzten Beschwerden in den Innungsverhandlungen und in Eingaben an die Behörden über das wucherische Verhalten der Spekulanten und Händler zeigen, daß von dieser Seite in mindestens ebenso hohem Grade wie von Seiten der Großmeister die Ausbeutung und Unterdrückung der Kleinmeister und ihres Arbeitspersonals betrieben wurde.

Der Druck dieser Umstände, die den materiellen Niedergang des Gewerbes zur Folge hatten, der durch zeitweilige wirthschaftliche Krisen und daraus hervorgehende Absatzstockungen noch verschärft wurde, rief, wie das sich überall in dem Niedergang des zünftlerisch organisirten Gewerbes in den letzten Jahrhunderten zeigte, nur eine noch schärfere Abschließung der „Meister" gegen neue Eindringlinge hervor. Die Zunftbestimmungen über die Meisterzulassung wurden immer härter und unerfüllbarer und erzeugten insofern eine Reaktion, als ein Theil der sich benachtheiligt fühlenden Zunftgenossen eine Sezession unternahm, Fürth verließ und sich im benachbarten Ansbach-Bayreuther Gebiet niederließ, um dort eine neue Zunft ins Leben zu rufen.

Digitized by Google

Mit der Entwicklung des kapitalistischen, großmanufakturellen Betriebs in den Händen der Großmeister und Verleger wurde die alte Zunft-Verfassung gesprengt. Diese Periode beginnt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das maßgebend gewordene kapitalistische Element hatte kein Interesse mehr an den hemmenden Vorschriften über die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, die der Meister beschäftigen durfte, über die lange Dauer der Lehrzeit der Lehrlinge ꝛc.; sie suchten eine dieser Bestimmungen nach der anderen zu beseitigen und drückten durch die steigende Konkurrenz und die rücksichtslose Ausnützung ihrer ökonomischen Macht das Kleinmeisterthum mehr und mehr in die Stellung von Heimarbeitern herunter. Schließlich wurde die Schuldknechtschaft der Kleinmeister noch dadurch verschlimmert, daß die kapitalistisch produzirenden Großmeister die früher von den Kleinmeistern ausgeführten Vorarbeiten eine nach der anderen in die Hand nahmen und so den Wirkungskreis der Kleinmeister immer mehr beschränkten.

Interessant ist aus den Darlegungen des Verfassers zu entnehmen, daß bereits im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein von Nördlingen nach Nürnberg übersiedelter Metallschlägermeister, mit dessen Niederlassung das bis dahin verpönte Gewerbe auch in Nürnberg Boden faßte, in einer Denkschrift an den Rath den Vortheil der Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte auseinandersetzte. Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis dieselbe in größerem Maßstabe Boden fand, was erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts geschah. Von da ab nahm aber die Zahl der beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte erheblich zu. Im Herbst 1888 kamen in Fürth auf 250—260 Gesellen und 25—30 Lehrlinge 340—350 Einlegerinnen, die bei 90—95 Meistern beschäftigt wurden.

Obgleich die Zahl dieses Hilfspersonals im Vergleich zu der Zahl der Meister erheblich genannt werden muß, zeigen doch die zahlenmäßigen Ausführungen des Verfassers, daß die Meisterschaft nicht nur sozial und ökonomisch in einer außerordentlich traurigen Lage sich befindet, sondern, daß thatsächlich ihre materielle Lage schlechter ist wie diejenige ihrer männlichen Arbeiter. Vielfach ist dieses auch von anderen Gewerben in Bezug auf die kleinen Betriebsunternehmer behauptet worden, und zwar gestützt auf allgemeine Wahrnehmungen. Der zahlenmäßige Nachweis dafür ist aber bisher unseres Wissens nach nirgends geführt worden. Morgenstern hat ihn für die Fürther Metallschlägerei in unwiderleglicher Weise erbracht.

Eine andere aus den Darlegungen des Verfassers scharf hervortretende Thatsache ist die vollständige Erfolglosigkeit der Bemühungen der Meister, sich aus den Fesseln der kapitalistischen Verleger, selbst mit Hilfe von Staatsunterstützung, zu befreien. Die Verhältnisse waren zeitweilig so erbärmliche, daß der Nothschrei der kleinen Meister die Intervention der Staatsgewalt erzwang. Allein Alles war vergeblich. Die gewährte Staatshilfe diente schließlich nur dazu, die „nothleidenden" Großmeister, die sich ihrer armen Kollegen scheinbar hilfsbereit annahmen, zu bereichern. Die Staatshilfe wurde hier in kleinem Maßstabe völlig erfolglos praktizirt, noch ehe Lassalle seine Hundert-Millionenforderung zu Gunsten der Arbeiter aufgestellt hatte. Ebenso scheiterten alle Bemühungen einzelner energischer Meister, die Gesammtheit ihrer Kollegen zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen, scheiterten an der Indolenz derselben, die die Folge einer vollkommenen Hoffnungslosigkeit ist, die der Jahrzehnte lange Druck mißlicher ökonomischer Verhältnisse erzeugt.

Ganz anders die Arbeiter dieser Meister, die das Klassenbewußtsein sehr bald zusammenbringt und sie zu gemeinsamem Auftreten gegen Meister und Verleger vereinigt. Das entschiedene selbst- und zielbewußte Auftreten der Arbeiter in den siebziger und achtziger Jahren sticht seltsam ab gegen das schlappe, halt- und kraftlose Verhalten der Meister, die sogar erst durch ihre Arbeiter ein wenig Nackensteifheit erlangen, um schwache Versuche zur Verbesserung ihrer Lage zu unternehmen. Die Gegensätze zwischen dem in der Agonie liegenden Kleinmeisterthum und der jungen, aufstrebenden, ihrer Rechte und Ziele sich bewußten Arbeiterwelt kann kaum drastischer vor Augen gebracht werden, als es durch einfache Vorführung der thatsächlichen Vorkommnisse geschieht.

Dieses energievolle Auftreten der Arbeiter verdient um so höhere Anerkennung, da die Arbeits- und Lebensverhältnisse derselben höchst ungünstige sind. Eine lange, ungewöhnlich anstrengende Arbeitszeit wird verbracht in Arbeitsräumen, die allen Anforderungen an einen menschenwürdigen Aufenthaltsort Hohn sprechen. Klein, niedrig, dumpfig und lichtlos, mit

Digitized by Google

ungesunden Dünsten aus verschiedenen Manipulationen des Arbeitsprozesses geschwängert, setzen sie Meister und Arbeiter den schwersten Gefahren für ihr leibliches Befinden aus. Die Ungunst dieser Lage kommt in den hohen Sterblichkeits- und Erkrankungsziffern zum Ausdruck, die der Verfasser auf Grund amtlicher Unterlagen veröffentlicht. Namentlich ist es die Schwindsucht, die in ungewöhnlich hohem Grade ihre Opfer fordert. Und die Lage dieser Arbeiter, Meister wie Gesellen, wird immer schlimmer, da insbesondere die stetig sich entwickelnde Bronzefarben- und Brokatfabrikation, die beide im Laufe der Jahrzehnte aus der Metallschlägerei erst zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung hervorwuchsen, ihr den Markt streitig machen und die Absatzgebiete verringern.

Bezeichnend für die vollständige Hilflosigkeit und Apathie des Kleinmeisterthums in dieser Branche ist auch das Entstehen der sogenannten Weibermeister, d. h. es sind die Ehefrauen, die wie im Hause, so auch allmälig im Geschäft an Stelle ihrer zu vollständiger Energielosigkeit herabgesunkenen Ehemänner das Heft in die Hand nehmen mußten. So zeigt dieses Kleinmeisterthum ein Bild sozialer Verkommenheit, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann. Die Metallschlägerei ist eine im Absterben begriffene Produktionsform, deren Träger in aller und jeder Beziehung den Verfall ihres Gewerbes zum typischen Ausdruck bringen. Bedürfte es noch eines Beweises, daß die jeweiligen ökonomischen Zustände auch die entsprechenden Menschen schaffen, hier wäre er erbracht.

Wünschbar wäre gewesen, daß der Verfasser die Wohn- und Lebensweise der Heimarbeiter in der Metallschlägerei ausführlicher schilderte, der historische Theil seiner Darlegungen konnte alsdann ein wenig kürzer gehalten werden. Doch ist die Schrift ein dankenswerther Beitrag zu der Lehre von dem Untergang des Kleingewerbes, dem der Kapitalismus den Garaus macht, während er selbst seine Todtengräber, die moderne Arbeiterklasse, erzeugt.

A. B.

Maurice Reinhold von Stern, **Höhenrauch.** Neue Gedichte. Zürich, J. Schabelitz. 96 Seiten.

Wie in seinen früheren Gedichten äußert Herr von Stern auch in der vorliegenden Sammlung eine anerkennenswerthe Beherrschung der Form. Wer sich an bloßem Wohlklang berauschen kann, wird an der Mehrzahl der Gedichte seine Freude haben. Wer aber hinter den schönen Worten große Gedanken oder überhaupt nur Gedanken sucht, wird sehr oft enttäuscht diese Arbeit aufgeben. Was denkt sich z. B. Herr von Stern, wenn er deklamirt (S. 26):

„Auf der Alpen ew'gem Thron
„Glitzert hell der Mondenschnee. —
„Die Zone
„Der Wahrheit,
„Die Krone
„Der Klarheit
„Strahlt auf steiler Bergeshöh',
„Weit von Wonne und von Weh,
„Kalt wie Eis".

Es ist richtig, Wahrheit reimt sich auf Klarheit. Aber dieses Reimes wegen einen Gletscher „Zone der Wahrheit" nennen, heißt gedankenlose Reime fabriziren, nicht dichten.

Ebenso „geistvoll" erscheint uns das „Lerchenjubelnde Klirren", das Herr von Stern in einem Gedicht an Karl Henckell (S. 53) hört, welchem letztern er beifällig zuruft:

„Amsel im Blüthenbaume
„Unserer Zeit,
„Schluchzend rufst du im Traume
„Zu Kampf und Streit!"

Herr Henckell kann sich für die weinerliche, verschlafene Kampfesfreudigkeit bedanken, die da an ihm gepriesen wird.

Das Schluchzen und das Träumen spielt in den Gedichten des Herrn von Stern überhaupt eine große Rolle, in denen in der Mehrzahl keine kampfesfrohe, sondern eine recht katzenjämmerliche Stimmung herrscht. Todessehnsucht spricht aus ihnen, mitunter in einer höchst konfus-mystischen Weise. Herr von Stern fühlt sich sehr müde (S. 55):

„Finis! Weder Ehr' noch Geld
„Mag ich mehr erwerben;
„Laß mich, laß mich, schlimme Welt,
„Nur in Ruhe sterben!"

Zum Glück scheint Herr von Stern nach dem Druck seiner Gedichte sich eines Bessern besonnen zu haben: Sein Bändchen Gedichte ist 96 Seiten stark, davon sind blos 71 Seiten mit Gedichten bedruckt, und zwar in höchst opulenter Weise; auf mancher Seite steht blos ein Gedicht von vier Zeilen, wie z. B. folgendes, das im Munde eines „Sozialdemokraten",

Digitized by Google

als der Herr von Stern doch gelten will, sich höchst sonderbar ausnimmt, „Radikalkur“ (S. 68) betitelt:

„Mittel giebt's auf Erden — „Laßt uns besser werden,
„Gegen alle Pein. — „Gleich wird's besser sein!“

Wie wahr und neu und geistreich!

Die restlichen 25 Seiten, also mehr als ein Viertel des Buches und dazu gehörig, denn die Paginirung läuft fort, sind ausgefüllt mit enggedruckten Auszügen aus Besprechungen früherer Leistungen des Herrn von Stern — natürlich sorgfältig ausgewählt, daß der Leser nur das Lob zu Gesichte erhält. Ueber vier Seiten füllen allein Besprechungen aus der Feder des Herrn Karl Henckell. Diese Art der Reklame ist das einzig Bedeutende an dem Büchlein. Freilich, daß die guten Freunde des Herrn von Stern so schreibselig sind, nimmt uns nicht Wunder; aber sonderbar ist es doch, wenn der todessehnsüchtige Mann, dem Geld und Ehre Wurst sind, in einem unseres Wissens bisher noch nie dagewesenen Maße einen Trick zur Anwendung bringt, Käufer anzulocken und der urtheilslosen „Heerde“ zu imponiren, über die er im Text selbst hochmüthig sich hinwegsetzt (z. B. S. 47). Der Eigendünkel und die Weltverachtung im Text kontrastiren ebenso sonderbar zu der Sorgfalt, mit der hinten in der Reklame das Wort auch des unbedeutendsten Blättchens, etwa der „Bülach-Dielsdorfer Wochenzeitung“ (S. 80) als beachtenswerthes „Urtheil der Presse“ verzeichnet wird, wie die „radikale“ Verachtung, die Herr von Stern im Text für seinen Adel zur Schau trägt, kontrastirt zu der Geschicklichkeit, mit der er sein „von“ auf dem Titelblatt wie im Anhang zur Geltung zu bringen weiß.

„Froh, daß ich ein Bürger bin,
„Leg' ich mein Wappen adelsmüde
„Zu all dem andern Plunder hin“,

singt er (S. 23). Auf S. 78 aber läßt er wohlgefällig drucken: „Maurice Reinhold von Stern ist einer angesehenen baltischen Adelsfamilie entsprossen“.

Leider wird Herr von Stern in seinem Reklamenanhang auch ein Dutzendmal ein Sozialist genannt; in einem in fetten Lettern wiedergegebenen Satz der „Zofinger Tagespost“ (S. 90) figurirt er sogar als ein „sozialistischer Führer“. Dieses Kokettiren mit dem Sozialismus war es, was uns veranlaßte, den Herrn ein wenig zu charakterisiren.

K. K.

Notizen.

Die Kohlengräber in Frankreich. Das französische Ministerium der öffentlichen Arbeiten macht in einer seiner Veröffentlichungen dieses Jahres (Bulletin du ministère des travaux, Mars 1890) Angaben über die Löhne der Bergarbeiter in den Kohlengruben Frankreichs. Danach betrug in je fünfjährigen Zeiträumen

	Durchschnitts-Taglohn Frs.	Jahresprofit per Arbeiter Frs.	Jahreslohn in Prozenten des Jahreswerths (Verkaufspreises) der gewonnenen Kohle
1860—64 . . .	2,58	262	44,5 Proz.
1865—69 . . .	2,86	273	43,2 „
1870—74 . . .	3,32	277	41,3 „
1875—79 . . .	3,58	367	44,3 „
1880—84 . . .	3,80	378	46,6 „
1885—88 . . .	3,72	368	47,9 „

Um die Besserung in der Lage der Arbeiter noch mehr hervortreten zu lassen, wird noch hinzugefügt, daß der Taglohn im Kohlenbecken zu Valencienne durchschnittlich

1775 . . .	14½ Sous	1833 . . .	1,70 Francs
1784 . . .	20 „	1837 . . .	2,00 „
1791 . . .	22 „	1844 . . .	2,09 „

betragen habe.

Mit den letztern Zahlen, die sich nicht nur jeder Kontrole entziehen, sondern auch für sich allein gar nichts beweisen, wollen wir uns nicht weiter abgeben. Die obigen dagegen

Digitized by Google

verdienen einige Beleuchtung, wenn auch sie nicht allzu zuverlässig sein dürften, da sie großentheils auf Schätzungen und Berechnungen, nicht Erhebungen beruhen, und Angesichts der Haltung des opportunistischen Ministeriums zu erwarten ist, daß sie so viel als möglich zu Gunsten der Kapitalisten gefärbt sind.

Vor Allem vermissen wir Angaben über die Länge der Arbeitszeit und der Intensität der Arbeit. Bemerkenswerth ist die Thatsache, die wir in einer andern Publikation verzeichnet finden, daß in Frankreich 1880 19,4 Millionen, 1887 dagegen 21,3 Millionen Tonnen Kohlen gewonnen wurden, indeß die Zahl der in den Kohlengruben beschäftigten Arbeiter 1880 noch 107,236, 1887 nur 103,163 betrug. 1880 förderte also ein Arbeiter 180 Tonnen Kohlen, 1887 dagegen 206 Tonnen. Gleichzeitig aber sank der Taglohn; 1880—84 betrug er nach der offiziellen Statistik 3,80 Frs.; 1885—88 dagegen nur 3,72 Frs.

Im Verhältniß zum Verkaufspreis der gewonnenen Kohle ist freilich der Lohn seit 1874 im Steigen begriffen, indeß er bis dahin sank. Wenn aber die Herren Vertheidiger der bestehenden Ordnung auf solche Zahlen hinweisen, um aus ihnen darzuthun, daß die Lage der Arbeiter in der heutigen Gesellschaft in steter Besserung begriffen sei, so vergessen sie hinzuzufügen, daß, wo eine solche Besserung wirklich stattgefunden, sie nicht von selbst eingetreten ist, sondern dem Kapital in langen und harten Kämpfen und Mühen abgerungen werden mußte. Sollte die Lage der französischen Kohlengrubenarbeiter seit 1874 sich relativ wirklich gebessert haben, so ist das ihren Organisationen und ihren zahlreichen Ausständen zu danken, die nicht so resultatlos blieben, wie manche Leute gern glauben machen wollen, und daneben wohl dem Eingreifen des Staates, so geringfügig dieses in Frankreich auch bisher gewesen. Gerade 1874, das Jahr, von dem an im Verhältniß zum Verkaufspreis des Produkts der Lohn zu steigen anfängt, ist auch das Jahr der einzigen erheblichen Arbeiterschutzgesetzgebung, die Frankreich bisher aufzuweisen hat. Durch das Gesetz vom 19. Mai wurde in Bergwerken die Arbeit unter Tag für Knaben unter 12 Jahren und Mädchen und Frauen gänzlich verboten, für Knaben von 12—16 Jahren auf 8 Stunden täglich beschränkt. Diese Schranken, so gering sie sind, haben doch die Konkurrenz unreifer und widerstandsloser Arbeitskräfte zum großen Theil beseitigt und die Bestrebungen der Arbeiter nach Hebung ihrer Klassenlage erleichtert. Sind die oben gegebenen Zahlen richtig dann beweisen sie nicht, wie gut es den Arbeitern geht, sie beweisen blos, daß ihre Kämpfe auch unter den heutigen Verhältnissen schon einige Früchte tragen.

Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten haben nach Poors „Manual" eine Länge von 259 688 Kilometern erreicht; 9253 wurden im letzten Jahre gebaut. Die Zahl der beförderten Passagiere betrug in diesem Jahr eine halbe Billion; die beförderten Frachten machten 600 Millionen Tonnen aus. Die Bruttoeinnahme betrug über vier Billionen Mark; der Profit, der aus diesen Unternehmungen in die Taschen der Kapitalisten floß, belief sich auf das nette Sümmchen von rund 1300 Millionen Mark (über 318 Millionen Dollars).

Die Abnahme der Verbrechen in den letzten Jahren wird rühmend hervorgehoben als Zeichen der steten Gesundung unserer sozialen Verhältnisse. In der That weisen die letzten Jahre einige anscheinend recht erfreuliche Ziffern auf. Es betrug die Zahl der zu Zuchthausstrafe Verurtheilten im Deutschen Reich:

1882	13 429	1885	11 543
1883	12 364	1886	11 373
1884	12 026		

Wer solchen, einen kurzen Zeitraum umfassenden Ziffern eine erhebliche Bedeutung beilegt, den verweisen wir auf den Artikel von Lafargue über „Die Kriminalität in Frankreich von 1840—1886" im vergangenen Jahrgang der „Neuen Zeit", den wir überhaupt Jedem empfehlen, der mit der in Rede stehenden Frage sich befassen will. Hier seien nur noch einige Ziffern angeführt, die die oberen in ein anderes Licht setzen. Hat auch die Zahl der Verbrechen abgenommen, so ist dagegen die der Vergehen gewachsen. Es kamen auf je 100 000 Einwohner über 12 Jahre im Deutschen Reich Verurtheilte wegen Verbrechen und Vergehen:

Digitized by Google

	Gegen Reichsgesetze überhaupt	Gegen Staat, öffentl. Ordnung, Religion	Gegen die Person	Gegen das Eigenthum	Im Amte
1882	1031	161	336	529	5
1883	1023	160	348	510	5
1884	1066	173	386	502	5
1885	1046	172	390	479	5
1886	1066	183	405	474	5
1887	1068	187	413	464	4

Bemerkenswerth ist in dieser Tabelle namentlich die Zunahme der Verbrechen und Vergehen gegen die Person, die Hand in Hand geht mit der Abnahme der Eigenthumsverbrechen. Am auffallendsten tritt diese Erscheinung zu Tage, wenn man den Gang der Zahlen der Körperverletzungen und Diebstähle verfolgt. Es kamen auf je 100 000 Strafmündige Verurtheilungen wegen:

	Gefährlicher Körperletzung	Diebstahls
1882	119	322
1883	127	309
1884	148	298
1885	157	275
1886	162	268
1887	167	256
Zunahme (+) oder Abnahme (—) seit 1882	+40 Prozent	—20,5 Prozent

Während die Zahl der Diebstähle von 1882—1887 um 20 Prozent abgenommen hat, ist die der gefährlichen Körperverletzungen um nicht weniger als 40 Prozent gewachsen! Die Diebstähle verringerten sich in Folge der allmäligen Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Aber die zunehmende Verrohung weiter Kreise durch den Militarismus und andere Einflüsse des modernen gesellschaftlichen Lebens wurde dadurch nicht berührt.

Feuilleton.

Später.

(Fortsetzung.)

Soziale Studie von **Minna Kautsky.**

III.

Die Eitelkeit der Mutter schrie auf und sie war über dies schlecht bestandene Examen um so unglücklicher, als auch der Großvater den Jungen für einen Strohkopf erklärte, der ihm nur Schande mache. Papa aber wollte die Erziehung jetzt selbst in die Hand nehmen und eine strenge Disziplin einführen. Der Mißerfolg der mütterlichen Erziehung hatte ihm das ersehnte Uebergewicht gegeben, und in seinem fetten Gesicht erglänzte das selbstgefälligste Behagen, während seine großen, gepflegten Hände tätschelnd über sein Kinn fuhren.

Er wollte mit dem Jungen schon fertig werden, ihm die klassische Bildung schon eintrichtern, koste es, was es wolle, er hatte die Mittel dazu, Gott sei Dank. Uebrigens wollte er ihn ein wenig ins Bockshorn jagen. Er ließ den Knaben vor sich rufen. Dieser erschien zitternd. Sein Mißerfolg hatte ihn tief beschämt und unglücklich gemacht. Der Vater nahm die Miene eines zürnenden Gottes an, und er begann ihn mit dem Schlimmsten, dem Schrecklichsten zu bedrohen, das seine eigene Phantasie ersinnen konnte.

„Du willst also nichts lernen? gut, und Du weißt auch nicht, wer Du bist, wem Du angehörst, wie? Dann magst Du ein Handwerker werden, ein Schuster sogar, ja, ja, ein Schuster. Du schämst Dich wohl nicht dafür? nein,

Digitized by Google

Du hast keine Scham. Aber dann stecke ich Dich doch lieber gleich in die Fabrik, da kannst Du völlig verderben."

Und als der Knabe die Hände emporstreckte, um Gnade flehend vor diesem Gräßlichen, ließ er sich endlich erweichen.

Aber der Knabe mußte versprechen, Tag und Nacht zu lernen, um jenem hohen Ziele entgegen zu reifen, das sein Großvater, seine Mama und er ihm gesteckt hatten. Und der Knabe schwor es weinend zu, daß er lieber ein berühmter Mann, als ein Schuster werden wolle.

Indeß, wie das schon so geht, konnten diese energischen Vorsätze nicht sogleich zur Ausführung gebracht werden.

Die gefürchteten Kinderkrankheiten, vor denen man Othenio durch seine Isolirung geschützt glaubte, sollten ihn trotzdem in heimtückischer Weise überfallen. Er bekam die Masern.

Ein eigenes Krankenzimmer, abgelegen von den übrigen Gelassen, war für ihn eingerichtet worden. Es ging nach der kleinen abgelegenen Sackgasse, und während seiner Rekonvaleszenz saß er stundenlang am Fenster, um hinauszusehen. Dort trieb eine Anzahl Kinder ihr tolles Wesen. Lene war darunter und er wußte wohl, daß sie es war, die die Spiele erfand, die immer lauter und hitziger wurden. Othenio hatte sie lange nicht gesehen. Die Kleine hatte es in der Stille der elterlichen Wohnung nicht lange ausgehalten, sie war wieder zur Tante zurückgekehrt und kam nur hie und da zu Besuch zu den Eltern, wie eben jetzt. Sie war gewachsen und hübscher als je.

Der Knabe lehnte den heißen Kopf an die Scheibe und sah still hinaus in trüber Ergebung. Aber wenn in dem kleinen Herzen die Sehnsucht aufflackerte und der Neid, so ward er durch den Hochmuth in Schranken gehalten.

Das sind doch nur ordinäre Kinder, die so im Freien spielen, sich allein überlassen. Er mochte gar nicht zu ihnen zählen, o nein. Wenn es aber zu Kämpfen kam und Raufereien, und es fehlte nicht daran, da konnte er sehen, welche Summe von Kraft und Gewandtheit, von List und knabenhaftem Uebermuth sich da entwickelte, und als einmal die Kinderluft am lautesten tobte, schlich er vom Fenster hinweg, legte sich auf den Sopha und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Miß Eliza, mit einer Lektüre beschäftigt, sah empor und trat auf ihn zu.

„Warum weinen Sie denn?"

„Ich weiß es nicht. Ich bin so traurig."

„Aber Othenio, Sie haben doch Alles, was Sie nur wünschen können. Papa hat Ihnen erst gestern einen neuen Apparat gekauft und die vielen neuen Bücher die Ihnen Mama —"

Othenio wühlte den Kopf in die Kissen, als wolle er nichts davon hören und sehen.

„Oder wollen wir sonst etwas spielen, etwas Lustiges?" fragte die Miß, sich zu einer Lebhaftigkeit zwingend, die anregend wirken sollte.

Der Knabe fuhr auch wirklich empor und sah sie an, mit einem zornigen, durchbohrenden Blick.

„Etwas Lustiges!? Sie wollen was Lustiges spielen? das können Sie nicht, und Sie spielen ja auch nicht mit mir, weil es Ihnen Vergnügen macht, sondern nur weil Sie müssen, weil Sie dafür bezahlt werden. Ich mag aber nicht mehr mit Ihnen spielen, es ist mir zu langweilig, zu fad; die dümmsten Kinder können viel besser spielen als Sie."

„Aber ich versichere Sie, die dümmsten Kinder werden nicht so dumm sein, zu Ihnen zu kommen, während Sie krank sind", rief Miß Eliza in aufrichtiger Entrüstung, „sie werden sich nicht einer Ansteckung aussetzen, um mit Ihnen

Digitized by Google

zu spielen, das werden sie bleiben lassen; ich aber, ich habe diese Gefahr nicht gescheut und das ist nun mein Dank."

Sie führte ihr Sacktuch gegen die Augen, während Othenio in ein neuerliches Schluchzen ausbrach.

Er fühlte, daß er sich dankbar erzeigen sollte, aber ihn bedrückte diese Verpflichtung, denn er glaubte zu wissen, daß, was sie gethan, nicht aus Liebe geschehen war. Hatte er doch gehört, wie die Mama ihr ein seidenes Kleid versprochen, wenn sie auf ihn recht acht geben wolle. Aber nun folgten Tage, in denen Othenio gar demüthig und zufrieden war, daß diese bezahlte Kraft sich ihm widmete.

Er erkrankte am Scharlach, der von den Aerzten als eine Folgekrankheit der Masern bezeichnet wurde.

Während er im Delirium lag, beschäftigten seine Phantasie die Spiele der Kinder. Er befand sich mitten unter ihnen, und schrie und balgte sich mit ihnen herum, wobei er sich so wüthend geberdete, daß man ihn im Bette anbinden mußte, damit er nicht heraus fiele. Dann lag er wieder still und flüsterte vor sich hin, und es trat ein seliges Lächeln auf seine Lippen, ein Ausdruck, den man nie bei ihm gesehen, es war der eines glücklichen Kindes.

Die Krankheit nahm ihren natürlichen und guten Verlauf.

Othenio durfte das Bett verlassen und sollte viel essen und im Zimmer ein wenig Bewegung machen. So lautete die Verordnung des Arztes. Aber Othenio fühlte sich schwach und angegriffen, und was man auch versuchte, seine Apathie wollte nicht weichen. Seine Glieder blieben schlaff und die schönen, matten Augen des zehnjährigen Burschen verriethen keinen Wunsch und kein Verlangen.

Er blieb auf seinem kleinen Sopha, die Füße heraufgezogen, die Augen gegen die Decke gerichtet, als wolle er ihre Ornamente studiren und bei jedem Geräusch zusammenfahrend.

An einem Nachmittage, wo er besonders nervös war, glaubte er ein Zischeln und Kichern zu vernehmen, und als er gegen die Thüre sah, bemerkte er Lene, die auf der Schwelle stand.

Sie war sehr hübsch gekleidet, viel hübscher als auf der Straße, er bemerkte es und ein feines Roth stieg in seine Wangen, aber sie klammerte sich an den Thürpfosten an, als wolle sie nicht weitergehen, während die großen hellen Augen zaghaft und neugierig zugleich zu ihm herüber blickten.

Miß Eliza stieß sie vorwärts und sie kam nun wirklich näher.

„Was willst Du?" rief er, und es klang so rauh, daß er vor dem Ton selbst erschrak.

„Ich soll mit Ihnen spielen", sagte die Kleine nach einem tiefen Athemzug.

„Du langweilst Dich so, Othenio", sagte Mama, die nun auch hereingekommen war, „und das ist für Deinen Zustand nicht günstig."

Der Knabe starrte sie an mit weit geöffneten Augen.

„Aber Mama, wenn sie von mir den Scharlach bekäme?" — Diese fuhr ihm liebkosend über die Stirne.

„Die Kinder dieser Leute sind nicht so empfindlich. Uebrigens glaube ich nicht mehr an Ansteckung. Du bist der Gehütetste gewesen und bist ihm nicht entgangen, das kommt eben von selbst. Also mache Dir keine Gedanken und unterhalte Dich. Miß Eliza wird Euch alle Bücher herabgeben, Du kannst ihr die Bilder zeigen." Und sie neigte sich dem Knaben zu, küßte ihn zärtlich und verschwand.

Digitized by Google

Während Eliza die illustrirten Prachtwerke hervorsuchte, blickte Othenio unverwandt auf das Mädchen, ohne sich zu rühren. Auch Lene blieb, in ziemlicher Entfernung von ihm, still, mit gesenkten Augen stehen. Ihre Arme hatte sie straff herabgezogen und ihre dünnen Fingerchen rieben sich aufeinander.

Sie wußte offenbar nicht, was sie thun sollte. Als er in seiner Unbeweglichkeit verharrte, wuchs ihre Unruhe; sie blickte immer wieder nach der Thür, als wolle sie gehen und getraue sich doch nicht.

„O, Du kannst schon gehen, ich halte Dich nicht", sagte Othenio in nervöser Gereiztheit. Und als Lene hierauf auf die Thür zulief, lachte er hohnvoll auf.

„Haha, wie sie läuft, ich hab's ja gewußt, daß sie Angst hat, ich hab's ja gewußt."

An der Thür angekommen, blieb Lene stehen und sah sich nach ihm um.

„Angst hab' ich nicht, aber —"

„Aber Du bist nur deshalb gekommen, weil meine Mama es Dir befohlen hat, wie?"

„Ja."

„Sonst wärest Du nicht gekommen, gelt?"

„Hätte ich denn gedurft?"

Unwillkürlich war sie ihm einen Schritt entgegen getreten und sah ihn treuherzig an und doch ein wenig schüchtern.

„Du wärest nicht gekommen", fuhr er heftiger fort, „denn ich war krank, o, ich war sehr, sehr krank." In das junge Gesicht des Kindes trat ein Zug des Leidens, der es plötzlich alt erscheinen ließ, „ich glaubte, ich müßte sterben". Er sagte es leise, indem er sich ihr zuneigte, die ihm ganz nahe gekommen war.

„Sterben", wiederholte sie entsetzt.

Er bemerkte den Eindruck und seine Stimme wurde noch flüsternder.

„Gelt, das ist schrecklich! Aber sie wollten es nicht glauben, daß ich so krank sei, und schwätzten nur immer davon, wie herrlich es sein würde, wenn ich bald wieder gesund werde, und was sie mir alles kaufen wollten. Als ob mich das freute! Sie wollen es nie gelten lassen, daß ich leide, weil sie sich selbst nicht grämen wollen, aber wenn ich nur gestorben wäre! dann hätten sie schon geweint, o ja, auch die Eliza hätte geweint und — was würdest Du dazu gesagt haben, wenn ich nun ganz, ganz todt wäre?"

Es war eine fast wilde Neugier, mit der er seine Augen, die bisher unstät hin und her gegangen, auf sie heftete.

Sie wendete den Kopf zur Seite und sagte nichts, aber ein Beben durchrieselte den kleinen Körper des Mädchens.

Er hob seine Hand, um die ihrige zu ergreifen, er hätte ihren Kopf wenden und ihr in die Augen sehen mögen, aber er zögerte.

„Wenn ich nur wüßte, ob es Dir nicht schaden wird, wenn ich Dich anrühre!"

„O nein", sagte sie rasch und sah ihn an. Ihre Augen standen voll Thränen.

Othenio's blasse Wangen rötheten sich. Ein neues, warmes Gefühl durchzuckte ihn. Es war etwas so ungekannt Süßes, dieser theilnehmende Schmerz eines anderen Kindes.

Und die Kinder hielten sich an den Händen, während sie beide zu Boden blickten.

„Du wirst schon sehen, jetzt werde ich wieder gesund werden, Lene", sagte er tröstend, „und dann werde ich auch stark sein, so stark, wie — wie —"

Digitized by Google

„Wie der Ferdinand“, ergänzte das kleine Mädchen rasch, „der ist der stärkste von allen.“

Othenio runzelte die Stirne.

„Ich kenne ihn nicht, Deinen Ferdinand, und ich möchte ihn auch nicht kennen, ich finde es überhaupt recht unanständig, daß Du Dich mit diesen Jungen da abgiebst.“

„Aber es ist so lustig.“

„Lustig?“

Miß Eliza hatte die Bücher auf den Tisch gelegt und sie forderte die Kinder auf, sie anzusehen. Sie gehorchten.

Aber sobald Miß Eliza ihre Lektüre wieder aufgenommen, schlug Othenio das Buch zu.

„Erzähle mir doch, was Ihr spielt, wenn das so lustig ist“, bat er leise verschämt und fast vergehend vor Neugier. Und Lene erzählte rasch, lebendig; mit aller Anschaulichkeit schilderte sie die Kämpfe und Ueberfälle der wilden Stämme, aber auch wie sie sich Hütten bauten und mit Weibern und Kindern friedlicher Beschäftigung oblagen. Und dann wußte sie von dem Hoflager der Königin zu berichten, die sie selbst vorgestellt und von den Rittern, die sich um sie geschaart und vor ihr gekniet hatten. In der Lebendigkeit dieser Darstellung hatte sich Lene erhoben, und nun ging sie aus ihrer Erzählung plötzlich zur dramatischen Aktion über. Die Decke, die über dem Sopha lag, wurde zum Königsmantel, der Blumenkorb zur Krone, und wie sie nun so geschmückt vor ihm stand, war sie nicht mehr die Portierstochter, sie war eine wirkliche Königin geworden und er ihr Vasall, dem es zur Freude und zum Stolz gereichte, ihr in allem zu gehorchen.

Miß Eliza störte sie erst in ihrem Spiel, als es Zeit war, daß sie sich trennten. „Sie wird morgen wiederkommen“, sagte sie zu Othenio, um ihn gefügig zu machen und seine heitere Stimmung ihm zu erhalten.

Und sie durfte auch wiederkommen. Der Versuch, den jungen Herrn aus seiner besorgnißerregenden Apathie zu wecken, war herrlich gelungen.

Am achten Tage aber zeigte sich Lene nicht so lustig wie sonst, sie hatte einen heißen Kopf und heiße Hände, und am nächsten Tag blieb sie ganz aus.

Man sagte Othenio, sie sei wieder zu ihrer Tante zurückgekehrt, er aber erhorchte die Wahrheit: Lene war am Scharlachfieber gefährlich erkrankt.

Und nun geschah etwas, an das Niemand gedacht hatte. Das selbstisch erzogene Kind, das man gewöhnt, in allen Dingen nur an sich und seine privilegirte Stellung zu denken, begann sich um ein anderes Wesen in banger Sorge zu quälen, und zwar um ein so unbedeutendes, ihm so fernstehendes, um die Tochter des Portiers.

Othenio verlangte Nachricht von ihr, er wollte sie sehen, und als man ihm dies beharrlich verweigerte, gelang es ihm, sich nach der Wohnung des Portiers hinabzuschleichen. Aber Lene war fortgebracht worden und ihre Eltern selbst wollten ihm nicht sagen wohin. Ja, der Portier brachte ihn in seine Stube zurück, in der sich nun die heftigsten Auftritte abspielten. Noch niemals hatte Othenio Mama und Papa so aufgebracht gesehen; sie überhäuften zuerst ihn mit Vorwürfen, um dann sich gegenseitig die bittersten Dinge zu sagen, bis sich schließlich die Summe dieses entfesselten Grimmes über Miß Eliza entlud, die man beschuldigte, die Kinder schlecht beaufsichtigt und das „Verhältniß“ zwischen Othenio und diesem raffinirten Mädchen begünstigt zu haben. Sie erhielt ihren Abschied und sollte sogleich das Haus verlassen. Auch der Portier sollte gekündigt werden.

Digitized by Google

Dies alles war so brutal, es verletzte die reine Seele des Kindes auf das Tiefste, es brachte ihn zur Verzweiflung. Er stürzte fort in wahnsinniger Erregung.

Eine Minute später war das ganze Haus allarmirt. Othenio hatte einen Vergiftungsversuch gemacht. Der herbeigerufene Arzt gab allerdings die Erklärung ab, dieser Versuch sei ein höchst primitiver und kindlicher gewesen, und der Phosphor einiger Zündhölzchen, die er abgeschabt, in Wasser gelöst und getrunken hatte, werde nur eine niederschlagende Wirkung üben. Und so geschah es auch. Die Erschütterung, die dieses Ereigniß hervorgebracht, löste sich in Thränen. Othenio bat um Verzeihung und versprach, er werde es nie wieder thun, und Mama und Papa waren großmüthig, sie verziehen und sagten ihm sogar zu, er solle Nachricht von der kleinen Lene haben, ja diese solle ihm selbst schreiben dürfen, sobald sie wieder genesen sei.

Wie dankbar und glücklich war er, als dieser Brief kam, und doch so peinvoll und verlegen. Seine Eltern selbst hatten seine Reinheit vergiftet, ihm die kindliche Unbefangenheit geraubt. Er schämte sich, „eine Geliebte" zu haben und wollte alles thun, sie zu vergessen. Es sollte ihm leicht gemacht werden. Der Portier durfte seine Stelle nur unter der Bedingung behalten, wenn er seine Tochter nie bei sich aufnähme, nicht einmal zu Besuch sollte sie kommen dürfen. Der Mann war darauf eingegangen und Othenio damit jede Möglichkeit genommen, die kleine Lene wiederzusehen.

Bald nahmen die Vorbereitungen für seine spätere Karrière ihn vollständig in Anspruch. Er ward in die Schule geschickt und der Schuldisziplin eine häusliche noch strengere zugefügt.

Er bekam einen Hofmeister, dem eingeschärft wurde, sich die künftige Sonderstellung seines Zöglings vor Augen zu halten, und in jeder Minute bedacht zu sein, ihn nutzbringend für dieselbe heranzubilden.

Herr Müller brachte für seine hohe Aufgabe die entsprechende Energie mit, und verstand es meisterlich, die Gegenwart für dieses Kind so unangenehm als möglich zu machen, im Hinblick auf seine leuchtende Zukunft. Je früher es der junge Herr „zu etwas Ernstem" brachte, um so besser für Herrn Müller, der der Protektion nicht entbehren konnte.

Die geistige Dressur begann. In der Schule schon wendete man dem Enkel des berühmten Kunze erhöhte Aufmerksamkeit zu. Ein solcher Schüler gereicht einem Institut entweder zur Ehre oder zur Schande, und so waren seine Leistungen mit denen des Institutes identisch, und das eigene Interesse gebot, sie möglichst zu steigern. Kaum war der Schulunterricht zu Ende, so nahm Othenio der Hofmeister in Empfang. Der war frisch und ausgeruht, von Eifer beseelt, und es war nun seiner Energie vorbehalten, dies ermüdete Gehirn künstlich zu stacheln, es förmlich zu galvanisiren. Ein Kunstgriff unter den vielen war der Versuch, seine Habgier zu erregen. Die Fleißnoten, die der Hofmeister ertheilte, wurden von Papa mit Goldstücken belohnt. Othenio mußte sie hübsch zusammenlegen und hatte er ein Sümmchen gehäuft, übernahm es der Papa, es für ihn nutzbringend anzulegen. So würde er später einmal über ein selbsterspartes Kapital zu verfügen haben, was ihm, wie man als selbstverständlich voraussetzte, die höchste Befriedigung gewähren müßte. Aber darin verrechnete man sich. Er verstand nichts von dem Werth des Geldes, da man ihn nicht gelehrt hatte, damit umzugehen, oder es für etwas auszugeben, das ihm Freude machte. Er hatte auch keine Idee von dem Werth einer Sache und ihrem Preise. Dem praktischen Leben und seinen Sorgen war er fern geblieben. Er hatte was er brauchte und mehr, Papa sorgte für alles. Othenio's Thätigkeit und seine Gedanken sollten sich allein auf seine Studien konzentriren.

Digitized by Google

Aber auch jede Freude, das kleinste unschuldigste Vergnügen selbst, wurde als zeitraubend und zerstreuend unnachsichtig verbannt. Dieser systematische Drill brachte ihn wirklich in seinen Lehrfächern vorwärts. Mit seinem guten Fortgang wuchs der Ehrgeiz der Eltern ins Ungeheure. „Welch' eine Begabung, welch' ein Fleiß, welch' eine Universalität!" hieß es nun und jetzt begann der Streit zwischen den Eltern, was er werden solle. Mama wünschte, daß er, wie Großpapa, sich der Wissenschaft zuwenden solle, der freien Forschung, Papa wünschte eine diplomatische Karrière. Seine eigene Ernennung zum Baron stand bevor und es war zu erwarten, daß Othenio im Staatsdienst am raschesten steigen werde. „Natürlich", setzte er lachend hinzu, indem er auf seine Taschen schlug, „mit der nöthigen Unterstützung". Othenio ließ die Frage, welcher Laufbahn er sich zuwenden solle, völlig gleichgiltig. Er besaß keine selbständigen Regungen und Gedanken mehr. Er lernte, lernte Tag und Nacht, lernte weit über seine Kräfte, ohne Wißbegierde, ohne Neugier, ohne Interesse dafür zu empfinden. Er war eben kein Mensch mehr, er war etwas künstlich Gezogenes, das durch ein krankhaft Scheußliches regiert, unsäglich gemartert, und langsam vernichtet wurde.

Das bis dahin ziemlich widerstandsfähige Kind begann in der That zu kränkeln. Die Eltern bemerkten es voll Besorgniß und zogen den Arzt zu Rathe.

„Nervosität, Blutarmuth, die Krankheit der Zeit", erklärte dieser und zuckte die Achsel, wie vor einer Erscheinung, die in den modernen Verhältnissen selbst begründet, und daher unabänderlich sei, wie diese.

„Der Bursche lernt zu viel und zu angestrengt", versicherte Herr Rodenberg mit einem Seufzer, hinter dem sich sein väterlicher Stolz zu verbergen suchte.

„Alle Kinder lernen zuviel, ihre Gehirne werden übermäßig angestrengt, während ihre Lungen feiern, und so begegnen wir überall denselben Erscheinungen", fuhr der Arzt in einem dozirenden Tone fort. Herr Rodenberg nickte zustimmend mit seinem runden Kopf. „Es ist traurig, sehr traurig, aber was wollen Sie, der Kampf um's Dasein, — und wenn nun gar einer berufen ist, an der Spitze zu marschiren. Er kann nicht zurückbleiben, er kann nicht, Sie wissen ja, Herr Professor, auch für die Aristokratie des Geistes giebt es ein noblesse oblige. Othenio hat den Ruhm seiner Vorfahren zu bewahren, und seinen eigenen vorzubereiten." Und Herr Rodenberg setzte den rechten Fuß vor und schob die linke Hand in die Weste, was ihm trotz seiner Leibesfülle einen etwas geckenhaften Anstrich verlieh. „Aber", er lächelte wieder, „man stirbt nicht an seiner Gelehrsamkeit, wenn man nur sonst zu leben hat, nicht wahr Herr Doktor."

„Gewiß, gewiß!" der Arzt machte eine scherzhafte Verbeugung, „Sie können ihn nähren, und er soll genährt werden, gut genährt, es ist die Hauptsache, und auch einige Bewegung soll er machen."

Und Othenio wurde nun wie ein Mastochse gefüttert und er fuhr nicht mehr, wie bisher, im Wagen von der Schule nach Hause, sein Hofmeister holte ihn ab und er mußte zu Fuß gehen.

Gab es aber Regen oder Kälte, dann schickte Mama doch den Wagen. Othenio war ja so zart, er erkältete sich leicht, und litt beständig an Katarrhen.

Es kamen die Ferien. Für die studirende Jugend ist es die Zeit der Freiheit, der Selbständigkeit, wo die Knaben, der Schule entronnen, anfangen, sich auf sich selbst zu besinnen. Diese Zeit macht vieles gut, was die moderne Erziehung in den 300 Tagen des Schuljahres verbrochen hat.

Auch Othenio sollte Ferien haben.

Die Familie Rodenberg verließ die Stadt, um ihre Villeggiatur aufzusuchen.

Digitized by Google

Frau Pauline sehnte sich namenlos, wie sie behauptete, von dem Getriebe der Großstadt hinweg, nach diesem stilleren Winkel. „Gönnt mir nach all' den rauschenden Vergnügungen die Wonne der Einsamkeit, nur für einige Wochen völlige Einsamkeit!"

Nichtsdestoweniger hatte sie für diese „Einsamkeit" sich ein Dutzend der reizendsten Sommertoiletten anfertigen lassen; ihre Sommerfrische begann eben als Kurort in die Mode zu kommen.

Und war nicht sie selbst der Magnet gewesen, der eine Anzahl der distinguirtesten Familien nachlockte und an sich fesselte? Es giebt eben Menschen, die in der Gesellschaft eine so hervorragende Rolle spielen, daß sie sich ihr niemals und nirgends entziehen können. In ihrer hohen Begabung ziehen sie stets die Begabteren an, „und wo wir sind, da ist der Kreis der schönen Menschlichkeit geschlossen", rief Pauline, während sie sich an den Schreibtisch setzte, und in ihrer schönen englischen Schrift eine große Anzahl Einladungen zu ihrem ersten „ländlichen Abend" ergehen ließ.

Othenio sollte an diesen Sommerfesten theilnehmen.

Er war fünfzehn Jahre alt und hatte ein jünglinghaftes Aussehen. Es war Zeit, ihm einigen Schliff zu geben und so sollte ihr Haus in diesem Sommer auch der jüngeren Generation geöffnet sein.

Da waren zwei junge Mädchen vor allen, denen sie gern eine erzieherische Rolle zugetheilt hätte. Sie waren die Töchter eines Bergwerkbesitzers, enorm reich, schön, wohlerzogen und entzückend geistreich. Sie wußten gewandt über alles zu sprechen und waren dabei bescheiden genug, stets zu versichern, daß sie noch gar nichts wüßten, da sie noch viel zu jung seien und erschrecklich naiv. War das nicht reizend?

Wie geeignet erschienen sie überdies, durch ihre eleganten Manieren Othenio's Ungelenkigkeit zu verbessern.

Aber dieser mied sie, wo er nur konnte. Er fühlte sich so dumm in ihrer Nähe und unbehaglich, und seine Verwirrung stieg, als die jungen Damen anfingen, ihm förmlich den Hof zu machen und ihn mit Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten überschütteten.

Aber je spröder und innerlich abweisender der junge Mensch sich erwies, um so erpichter wurde man, ihn heranzuziehen. „Er ist schon jetzt ein eigenartiger Sonderling geworden, wie sein Großpapa", sagte die Eine. „Er ist trotzdem bezaubernd und finden Sie nicht, daß der ausgeprägte schmerzhafte Zug in seinem Gesicht ihn besonders interessant macht?" die Andere. „Er trägt bereits das Zeichen des Genies auf seiner etwas gerunzelten Stirne", behauptete eine Dritte.

Die vielbeneidete Mutter hörte, nickte und lächelte.

Und sie fuhr fort, stets neue Unterhaltungen zu ersinnen, neue Gelegenheiten, sich in ihrem Sohne bewundern zu lassen. Lebende Bilder wurden gestellt; er machte den Tasso, und sie suchte selbst sein Kostüm zu bestimmen, in Schnitt und Farbe. Wie schön und vornehm würde der schwarze Sammt zu seinem bleichen Gesichte stimmen.

An den musikalischen Abenden mußte Othenio gleichfalls mitwirken. Er war ein schlechter Musiker und es machte ihm unsägliche Mühe, sich unter den andern zu behaupten.

Aber Mama konnte auch böse werden und verstand den trägen Sohn zu schelten:

„Wie, willst Du nicht liebenswürdig sein, willst Du die gute Meinung, die unsere Freunde von Dir haben, erschüttern? Das darf nicht sein, es sind

Digitized by Google

einflußreiche Persönlichkeiten darunter, Du wirst sie alle später einmal brauchen. Und wenn Dir die Finger bluteten, Du wirst so lange üben, bis es geht. Laß mich nur machen, Du sollst Erfolg haben, laß mich Deines Schicksals Meister sein, Du wirst mir's später danken."

Und so wurde in diesem Falle die Mutter zum unerbittlichsten, grausamsten Antreiber und Othenio hatte sich dem Zwange zu fügen, der ihm selbst die Stunden vergällte, die der Freude und der Erholung gewidmet waren, und ihm die Zeit der Rast zu der rastlosesten und erschöpfendsten machten. (Schluß folgt.)

Die Schwelle.

Von I. S. Turgenjew.

Ich sehe ein großes Gebäude. An der Vorderseite befindet sich eine schmale Thür, die weit offen steht; hinter der Thür düstere Finsterniß. Vor der hohen Schwelle steht ein Mädchen ... ein russisches Mädchen.

Ein Kältehauch schlägt aus dieser undurchdringlichen Finsterniß. Und mit dem eisigen Luftzug dringt aus der Tiefe des Gebäudes eine langsame dumpfe Stimme.

„O, du, welche du diese Schwelle überschreiten willst, weißt du denn, was dich erwartet?"

„Ich weiß", antwortet das Mädchen.

„Kälte, Hunger, Haß, Hohnlachen, Verachtung, Beschimpfung, Gefängniß, Krankheit, der Tod selbst?"

„Ich weiß es."

„Völlige Entfremdung, Einsamkeit?"

„Ich weiß. Ich bin bereit. Ich will alle Leiden, alle Schläge ertragen."

„Nicht nur von Feinden, auch von Verwandten und Freunden?"

„Ja ... auch von ihnen."

„Gut, bist du bereit, dich aufzuopfern?"

„Ja."

„Ruhmlos dich aufzuopfern? Du wirst zu Grund gehen — und Niemand ... Niemand wird wissen, wessen Andenken er ehren soll."

„Ich brauche weder Dank noch Mitleid. Ich brauche keinen Ruhm."

„Bist du bereit zu einem ... Verbrechen?"

Das Mädchen ließ das Haupt bestürzt sinken.

„Auch zu einem Verbrechen. ..."

Die Stimme wiederholte ihre Fragen nicht sofort wieder.

„Weißt du denn", ertönte sie endlich, „daß du den Glauben verlieren kannst, der dich jetzt erfüllt? Du lernst vielleicht einsehen, daß du dich getäuscht, und daß du vergeblich dein junges Leben geopfert hast."

„Auch dies weiß ich. Und dennoch will ich hinein."

„So gehe!"

Das Mädchen überschritt die Schwelle — und ein schwerer Vorhang fiel hinter ihr zu.

„Thörin!" knirschte Jemand durch die Zähne.

„Heilige!" scholl es von irgendwo als Antwort.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 4. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Wie die Bourgeoisie ihrer Revolution gedenkt.

Von G. Plechanow. Deutsch von S. Kritschewsky.

Im vorigen Jahre wurde in Frankreich, wie auch in der übrigen zivilisirten Welt, der hundertjährige Gedenktag jener Revolution gefeiert, die mit Recht „die Große“ genannt wird, denn sie bildet den Ausgangspunkt einer neuen geschichtlichen Periode. Manche Wohlthat hatte dies Ereigniß zur Folge — für die gesammte zivilisirte Menschheit überhaupt, ganz besonders aber für die Bourgeoisie, vor Allem für die französische. Diese Revolution hat der Herrschaft des Adels ein Ende gemacht und der Bourgeoisie den Vorrang auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens gesichert. Alle Versuche der Restauration, den von der Revolution geschaffenen Zustand der Dinge umzuändern, blieben erfolglos, zumal die Reaktionäre nicht einmal versuchten, die wichtigsten, d. h. die sozialen Folgen der großen Revolution aus der Welt zu schaffen. Niemand konnte sich schon damals der Einsicht verschließen, daß in dieser Beziehung nichts mehr geändert werden kann, — daß, trotz allen noch so weitgehenden „Entschädigungen“ des feudalen Adels dessen leitende Rolle im sozialen Leben auf immerdar ausgespielt ist. Mit der großen Revolution beginnt die unbestrittene Herrschaft der Bourgeoisie.

Was Wunder, wenn die Bourgeoisie dieses wichtigen Ereignisses auch gedachte, wenn sie dessen Gedenktag feierte. Schon einige Jahre vor dem hundertjährigen Gedenktage der Revolution posaunte die bürgerliche Presse in allen möglichen Tonarten die herannahende große Feier aus. Sehen wir aber einmal zu, wie denn eigentlich die Bourgeoisie ihrer Revolution gedachte. — Wie malte sie sich dieses bedeutungsvolle Ereigniß in ihrem Kopfe aus?

Uns liegt jetzt die Schrift eines patentirten Gelehrten der französischen Bourgeoisie, Paul Janet's, vor*), der mitunter — und er selbst scheint nichts dagegen zu haben — zu den Philosophen gezählt wird. Der Umstand, daß Paul Janet nämlich in irgend einem uns übrigens ganz unbegreiflichen Verhältniß zur Philosophie steht, kommt uns in diesem Falle sehr gelegen, denn ein bürgerlicher

*) Centenaire de 1789. Histoire de la Révolution Française par Paul Janet. Paris.

Digitized by Google

Philosoph vermag natürlich besser als irgend Jemand uns über die bürgerliche Philosophie der großen Revolution Aufschluß zu geben. Suchen wir also, an der Hand der oben angeführten Schrift, nach dieser Philosophie.

Zunächst aber eine kurze Vorbemerkung. England hat bekanntlich seine Revolutionsstürme im 17. Jahrhundert durchgemacht, und zwar fanden daselbst zwei Revolutionen statt: die erste führte u. A. zur Hinrichtung Karl I., die zweite endete mit einem „lustigen Schmäuschen" und mit dem Aufkommen einer neuen Dynastie. Die englische Bourgeoisie bekundet nun in der Würdigung dieser Revolutionen weit auseinandergehende Ansichten: während die erste in ihren Augen nicht einmal den Namen „Revolution" verdient, sondern schlechthin „die große Rebellion" genannt wird („The Great Rebellion"), wird der zweiten der schönklingende Name „die glorreiche Revolution" („The Glorious Revolution") beigelegt. Das Geheimniß dieser Verschiedenheit in der respektiven Würdigung beider Revolutionen ist schon von Augustin Thierry in seinen Aufsätzen über die englischen Revolutionen enthüllt worden. In der ersten Revolution spielte das Volk eine wichtige Rolle, während es an der zweiten so gut wie ganz unbetheiligt war. Besteigt aber das Volk die geschichtliche Bühne und fängt an, nach Kräften und Verständniß über die Geschicke seines Landes zu entscheiden, dann werden bekanntlich die höheren Klassen (in unserem Falle die Bourgeoisie) ganz verstimmt. Ist doch das Volk immer „roh", und fährt ihm vollends der revolutionäre Teufel in die Glieder, wird es noch dazu gar grob; die höheren Klassen halten nun aber stets auf Höflichkeit und feine Manieren, — wenigstens verlangen sie solche vom Volke. Dies der Grund, weshalb die höheren Klassen immer geneigt sind, jene revolutionären Bewegungen, an welchen das Volk sich in hervorragendem Maße betheiligt, zu „Rebellionen" zu stempeln.

Die Geschichte Frankreichs ist besonders reich sowohl an „großen Rebellionen", als an „glorreichen Revolutionen". Nur daß in Frankreich, was die Aufeinanderfolge dieser Erscheinungen betrifft, die Sache sich umgekehrt, wie im England des 17. Jahrhunderts, abzuwickeln pflegte. In England nämlich ging die „große Rebellion" der „glorreichen Revolution" voraus, während in Frankreich die „glorreichen Revolutionen" gewöhnlich den „großen Rebellionen" Platz machen mußten. Diese Thatsache wiederholt sich im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts. Auf die „glorreiche Revolution" von 1830 in Paris folgte 1831 die ziemlich „große Rebellion" der Weber in Lyon, welche der gesammten Bourgeoisie einen Schrecken eingejagt hat; auf die selbst von Lamartine verherrlichte „glorreiche" Februar-Revolution von 1848 folgte die „große Juni-Rebellion", die die Bourgeoisie veranlaßt hat, sich in die Arme einer militärischen Diktatur zu stürzen; auf die „allerglorreichste" September-Revolution von 1870 folgte endlich im März des folgenden Jahres die „allergrößte" französische Rebellion. Die Bourgeois behaupten nun, daß die „großen Rebellionen" noch immer der Sache der „glorreichen Revolutionen" geschadet haben. Wir können indeß die Richtigkeit dieser Behauptung in Anwendung auf das 19. Jahrhundert hier nicht erörtern und müssen vielmehr den bürgerlichen Philosophen über die Ereignisse des 18. Jahrhunderts zum Wort kommen lassen.

Auch am Ende des vorigen Jahrhunderts fanden in Frankreich eine „große Rebellion" und eine „glorreiche Revolution" statt. Wir meinen die „glorreiche Revolution" von 1789 und die „große Rebellion", die sich hauptsächlich 1793 abspielte. Nach dem Vorhergehenden wird nun der Leser mit Bestimmtheit voraussagen können, wie der bürgerliche Philosoph, Paul Janet, über diese revolutionären Bewegungen denkt.

Digitized by Google

„Um zu einem objektiven Urtheil über die französische Revolution zu gelangen", bemerkt Janet im Schlußkapitel seiner Schrift, „muß man in derselben drei Momente zu unterscheiden wissen: den Zweck, die Mittel und die erreichten Resultate. Der Zweck der Revolution . . . die Erringung bürgerlicher Gleichheit und politischer Freiheit . . . war der erhabenste, der legitimste, den ein Volk je zu erreichen bestrebt war." Aber die Mittel waren schlecht: „allzu häufig waren sie gewaltthätig, schrecklich".

Was nun die Resultate angeht, so ist die bürgerliche Gleichheit, Janet's Ansicht nach, völlig erreicht und läßt nichts zu wünschen übrig; „die politische Freiheit" dagegen „herrschte in Frankreich seit der Revolution blos sporadisch und schwebt noch bis auf den heutigen Tag in Gefahr". Sie werde nur dann gesichert sein, wenn die Franzosen sich alle gewaltthätigen, ungesetzlichen Mittel abgewöhnt und ihre Revolution als ein für allemal beendigt anzusehen gelernt haben, — wenn endlich die Revolution selbst in die geschichtliche Vergangenheit ebenso unwiderruflich übergegangen ist, wie dies mit den Revolutionen in England und in den Vereinigten Staaten bereits geschehen. Man solle zwar an den Errungenschaften der Revolution festhalten, zugleich aber auf den revolutionären Geist, auf gewaltthätige ungesetzliche Mittel Verzicht leisten.

Schön. Vergessen wir aber nicht, daß revolutionäre Mittel schon seit 1789, d. h. nicht nur zur Zeit der „großen Rebellion", sondern auch während der „glorreichen Revolution" angewendet wurden. Wird etwa die „glorreiche Revolution" selbst von Paul Janet ob deren gewaltthätiger Mittel verurtheilt? Nicht doch; im Gegentheil. In seiner Schilderung stellen sich die während der „glorreichen Revolution" verübten Gewaltthaten als durchaus berechtigt, höchst nützlich, ganz zweckmäßig, heraus. Er spricht sich mit großem Beifall über alle gegen das Königthum gerichteten Volksaufstände aus; ja, er sucht nachzuweisen, daß ohne diese Aufstände die Regierung alle Reformen der Nationalversammlung schon im Keime erstickt hätte, — und die großen Ziele der Revolution hätten dann unerreicht bleiben müssen. Die Erstürmung der Bastille begrüßt er als „das erste siegreiche Auftreten des Pariser Volkes auf der Revolutionsbühne"; ebenso beifällig äußert er sich über dessen zweites Auftreten auf dieser Bühne, über die Ereignisse vom 5. und 6. Oktober, sowie auch über die Erstürmung der Tuilerien. Erst hier angelangt, nachdem also Janet die unbedingte Nothwendigkeit, den mit den Feinden unterhandelnden König gleich am Anfang des Krieges zu beseitigen, bewiesen hat, fügt er melancholisch hinzu: „Frankreich gewöhnte sich allmälig, politische Aufgaben mit solch traurigen Mitteln zu lösen". (S. 102.) Er sagt uns jedoch nicht, mit was für andern Mitteln die gegebene unaufschiebbare Aufgabe hätte gelöst werden können.

Erst nach der Erstürmung der Tuilerien, erst also nach diesem, Janet's Ansicht nach, letzten nothwendigen Aufstand, verwandelt sich das Pariser Volk, unter der Feder unseres Geschichtschreibers, allmälig in einen von gemeinen Leidenschaften beherrschten — Pöbel. Nunmehr sind wir im Klaren: eine „Rebellion" ist durchaus zulässig, nur muß man sich dabei von gemeinen Leidenschaften nicht irreführen lassen — will der bürgerliche Geschichtschreiber etwa so verstanden werden? — Keineswegs. Wir werden sofort belehrt, daß nunmehr, nachdem nämlich die „glorreiche Revolution" vorüber, Aufstände überhaupt jedweden Sinnes, jedweder Berechtigung entbehren. Da haben wir es endlich. Der König ist gestürzt, der Adel vernichtet, die Bourgeoisie auf den Schild gehoben. — „Herz, was willst Du noch mehr?" — Bleibet jetzt ruhig, nachdem Ihr auf Erden alles Irdische besorgt. Wer wird noch da, außer einem gemeinen Pöbel, an Aufstände denken?

Digitized by Google

Weiter. Wie nicht anders zu erwarten war, zollt Paul Janet seine Sympathie allen nacheinander an der Spitze der Bewegung gestandenen Parteien, mit Ausnahme der Bergpartei. Ueber die letztere schüttet er die ganze Schale seines Zornes aus, für diese Partei spart er alle Kraft- und Schimpfworte auf.

Zwischen diesen Bösewichtern und der „mannhaften, großmüthigen" Gironde zieht Janet folgende interessante Parallele: „Sowohl die Einen, als die Anderen wollten die Republik . . ." Während aber „die Girondisten eine freie, gesetzliche, milde Republik wollten, erstrebten die Montagnards eine despotische, grausame Republik. Ohne auf die Freiheit zu achten, schätzten die Letzteren nur die Gleichheit. Zwar befürworteten beide Parteien die Souveränetät des Volkes, allein mit dem Unterschiede, daß die Girondisten mit Fug und Recht unter dem Volke sämmtliche Bürger verstanden wissen wollten, während für die Montagnards, nach der bis auf den heutigen Tag giltigen Verkehrtheit, das Volk ausschließlich aus der arbeitenden Klasse, aus den von eigener Arbeit lebenden Personen, bestand. Folglich sollte eben, nach den Montagnards, die Herrschaft dieser Klasse allein zu Theil werden."

Das politische Programm der Girondisten unterschied sich also wesentlich von demjenigen der Montagnards. Woher nun dieser Unterschied? Paul Janet selbst giebt uns darüber genügenden Aufschluß. Der Unterschied rührte davon her, daß die Bergpartei, wie wir gesehen haben, das gegenseitige Verhältniß der damaligen Gesellschaftsklassen anders auffaßte als die Gironde: Letztere „wollte unter dem Volke sämmtliche Bürger verstanden wissen", die Erstere dagegen betrachtete nur die arbeitende Klasse als „das Volk", die übrigen Klassen gehörten somit, nach den Montagnards, zum „Volke" nicht, und zwar deshalb nicht, weil sie glaubten, die Interessen jener Klassen befänden sich in einem Gegensatz zu denjenigen der arbeitenden Klasse. Und genau genommen, verstanden doch auch die Girondisten selbst unter „dem Volke" nicht „sämmtliche Bürger", d. h. die ganze damalige französische Nation, sondern blos — den dritten Stand. Zählten sie etwa zum Volke auch die Aristokratie, den hohen Klerus? Keineswegs! — Setzt doch selbst der Abbé Sieyès, der nie so weit ging, wie die Girondisten, in seiner Broschüre „Qu'est-ce que le tiers-état?", „das Volk", d. h. den dritten Stand, dem Häuflein „der Bevorrechteten", d. h. dem Adel sammt dem hohen Klerus, unbedenklich entgegen. Die Girondisten, die noch viel entschiedener „die Bevorrechteten" bekämpften, stimmten zweifelsohne darin mit Sieyès überein. Wenn nun trotzdem ihre Vorstellungen „vom Volke" so verschieden von den Montagnard'schen waren, so ist es nur daraus zu erklären, daß die Bergpartei einen Schritt weiter gethan, indem sie als Vorrechte auch solche gesellschaftliche Einrichtungen betrachtete, die den Girondisten heilig und nothwendig schienen, und eben deshalb mußten sie die von solchen Einrichtungen Nutzen ziehenden Klassen, als nicht zum „Volke" angehörend, betrachten, denn keiner der damaligen Revolutionäre zählte zum Volke „die Privilegirten". Es ließ sich eben nur darüber streiten, welche Klassen denn eigentlich als „privilegirt" anzusehen seien. Daraus aber geht schon hervor, — und Paul Janet's Ausführungen lassen gar nichts Anderes annehmen — daß nach der Montagnard'schen Auffassung alle diejenigen Personen und Klassen, welche zwar von „Arbeit", aber von fremder, nicht von eigener Arbeit leben, in die Kategorie der „Privilegirten" gehören.

Nunmehr müssen wir uns darüber klar zu werden suchen, warum denn die Vertheidiger der Sache der arbeitenden Klasse sich zu einer „despotischen und grausamen" Republik hinneigten. Warum denn traten sie nicht vielmehr als Anhänger einer „gesetzlichen, freien, milden" Republik auf? — Dieser Umstand

Digitized by Google

ist auf zweierlei Ursachen — äußerer und innerer Natur — zurückzuführen. Wenden wir uns zunächst den äußeren Ursachen zu, d. h. den damaligen Beziehungen des revolutionären Frankreichs zu den übrigen europäischen Staaten.

Die Lage Frankreichs zur Zeit, als der Berg sich der Diktatur bemächtigt, war eine verzweifelte, ja hoffnungslose. „Die feindlichen Truppen fielen von vier Seiten her in das französische Gebiet ein: vom Norden her die Engländer und Oesterreicher, im Elsaß — die Preußen, in der Dauphiné, bis zur Stadt Lyon vordringend — die Piemontesen, in Roussillon — die Spanier; und dies zu einer Zeit, als der Bürgerkrieg auf vier verschiedenen Seiten zugleich tobte: in der Normandie, in der Vendee, in Lyon und in Toulon." (S. 176.) Außer den offenen Feinden müssen noch die über ganz Frankreich zerstreuten geheimen Anhänger des alten Regimes in Betracht gezogen werden, die dem Feinde insgeheim Vorschub zu leisten bereit waren.

Die Regierung, die den Kampf gegen die unzähligen äußeren und inneren Feinde aufgenommen hatte, verfügte nun weder über Geld, noch über hinreichende Truppen, — über nichts Weiteres, als eine grenzenlose Energie, eine eifrige Unterstützung seitens der revolutionären Elemente des Landes, und den kolossalen Muth, vor keiner noch so willkürlichen, ungesetzlichen, harten, aber für die Landesvertheidigung nothwendigen Maßregel zurückzuschrecken. Nachdem die Montagnards die ganze französische Jugend zum Waffendienst aufgeboten, ohne die neugeschaffenen Armeen mit den geringen aus den Steuereinnahmen zufließenden Mitteln auch nur nothdürftig bewaffnen und verproviantiren zu können, griffen sie zu den Requisitionen, Konfiskationen, Zwangsanleihen, dekretirten sie Zwangskurse der Assignaten — kurz und gut, sie zwangen den eingeschüchterten besitzenden Klassen Geldopfer auf, im Interesse des in Gefahr schwebenden Vaterlandes, für welches das Volk sein Blut opferte. Diese gewaltthätigen Maßregeln waren unbedingt nothwendig, wenn anders Frankreich gerettet werden sollte. Auf bedeutende freiwillige Geldspenden war nicht zu rechnen, — dies giebt selbst Janet zu. Auch die alle frischen Kräfte Frankreichs bis aufs äußerste Maß anstrengende, eherne Energie der Regierung war — und dies giebt Janet wiederum zu — nothwendig. Allein er, Paul Janet, hätte lieber die Diktatur in den Händen der edlen, großmüthigen Gironde, nicht in denen der abscheulichen Jakobiner gesehen. Wären die Girondisten aus dem Kampfe mit dem Berge siegreich hervorgegangen, so hätten zwar, nach unserem Verfasser, „auch sie sich in genau dieselbe Lage versetzt gesehen, wie es mit den Montagnards der Fall war: auch sie hätten dann die royalistischen Aufstände unterdrücken, die gegnerische Partei niederwerfen, die Invasion zurückschlagen müssen, und es ist zu bezweifeln, ob sie ohne die Diktatur mit all diesen Uebeln hätten fertig werden können. Diese Diktatur aber wäre eine minder blutdürstige gewesen und hätte mehr dem Rechte und der Freiheit Rechnung getragen". (S. 144.)

Auf welche Bevölkerungsschichten hätten sich aber die fein gearteten Girondisten stützen können? Als sie nach ihrer Niederlage in Paris in den Departements Rettung suchten, fanden sie da eine blos passive Theilnahme seitens des — um Janet's Ausdruck zu gebrauchen — „saumseligen und lauen" Mittelstandes und die von ihnen selbst verschmähte, tückische Unterstützung seitens der Royalisten. Und durften sie etwa auf eine wirksamere Unterstützung seitens ihrer Anhänger im Kampfe gegen die äußeren Feinde rechnen? Hat doch die Gironde gerade bei der untersten, revolutionärsten Bevölkerungsschicht — insbesondere in Paris — nie Anklang gefunden, noch finden können. Dieser Theil der Bevölkerung hatte offenbar über „das Volk" und dessen Interessen ganz andere Ansichten, als die

Digitized by Google

von Janet ob ihrer Weitherzigkeit bewunderten Girondisten. Dieser Umstand war es eben, der den Sturz der Gironde und den Sieg des Berges herbeiführte. Die Erstere war somit fast ausschließlich auf die Kräfte des „saumseligen und lauen" Mittelstandes angewiesen. Ließ sich nun aber etwas Ordentliches mit einem solchen Bundesgenossen ausrichten? Nein, die gemäßigte und liberale Gironde wäre nie im Stande gewesen, Frankreich aus der kritischen Lage zu retten, in die es 1793 hineingerathen war.

Die äußere Lage Frankreichs machte also die Diktatur, und zwar die der Montagnards zur Nothwendigkeit. Handelt es sich aber einmal um die Diktatur, so wird alles Gerede von einer „freien, gesetzlichen, milden" Republik — einfach lächerlich. Die revolutionäre Diktatur mußte nothwendigerweise ebenso streng, ebenso unbarmherzig sein, wie es die äußeren Feinde, die dieselbe erst ins Leben gerufen, wie es das Manifest des Herzogs von Braunschweig, wie es die Drohungen des reaktionären Europas gegenüber Frankreich waren. (Schluß folgt.)

Briefe aus England.

London, den 14. Oktober 1890.

Noch vor kaum einem Dezennium konnte man in England einen eingeborenen Sozialisten mit der Laterne suchen. Nicht nur in den Kreisen der bürgerlichen Ideologen, sondern auch in der Arbeiterklasse schien der Sozialismus ausgestorben. Die Arbeiterbewegung drehte sich nur im engen Zirkel von Strikes um Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit ohne alle weitergehenden Ziele. Von einer politischen Bethätigung der Arbeiter als Klasse war keine Rede, sie begnügten sich damit, politisch hinter den großen bürgerlichen Parteien einherzulaufen. In Bezug auf den Sozialismus erschien ganz England als ein einziger großer Mr. Podsnap — dieser von Dickens unsterblich gemachte Vertreter des bornirten Insulanerthums —, der für die auf dem Festland sich bereits so kräftig regende sozialistische Bewegung nur die stereotype Redensart hatte: „Ist nicht englisch."

Wie hat sich das Alles im Laufe weniger Jahre geändert! Der Sozialismus hat in England seinen Einzug gehalten, er hat die Arbeiterbewegung mit einem neuen Geist erfüllt, die Staatsmänner und Politiker beschäftigen sich mit ihm, er ist zum stehenden Gegenstand der öffentlichen Diskussionen geworden und der Podsnap muß es erleben, daß ein ehemaliger Minister und voraussichtlicher Erbe des gegenwärtigen Ministers für die inneren Angelegenheiten, Sir William Harcourt, halb witzelnd, halb verdrießlich erklärt: „Wir sind heute Alle Sozialisten".

Welcher Umstand hat diesen schnellen Wechsel hervorgebracht? Hat ein Zauberer mit seinem Wunderstabe die kaltblütigen Briten über Nacht in heißblütige Südländer verwandelt, daß sie sich plötzlich mit Leidenschaft einer Idee hingeben, gegen die sie sich bisher so spröde verhalten? Oder welche überirdische Macht sonst hat dieses Wunder bewirkt? Eine solche rapide Veränderung kann ja nicht mit rechten Dingen zugehen.

Aber sie ist mit rechten Dingen vor sich gegangen. Die Geschichte kennt keine Wunder und keine überirdischen Eingriffe. Es vollzieht sich Alles nach natürlichen Gesetzen, Ursache und Wirkung stehen in einem naturgesetzlichen Zusammenhang. Gesellschaftliche Erscheinungen mögen eine zufällige Veranlassung haben, ihre Ursachen aber sind in den gesellschaftlichen, in letzter Instanz den ökonomischen Verhältnissen zu suchen.

Ich habe die Ursachen, welche dem Sozialismus in England so schnellen

Digitized by Google

Eingang verschafft haben, bereits in meinem vorigen Briefe angedeutet. Sie bestehen in der Erschütterung von Englands Herrschaftsstellung auf dem Weltmarkte und in der zu gleicher Zeit, da diese ökonomische Bewegung vor sich geht, erfolgten Ausdehnung des Wahlrechts der englischen Arbeiter.

Daß von dem Augenblick an, wo England aufhörte, den industriellen Weltmarkt zu beherrschen, wo die Schattenseiten der kapitalistischen Produktion wieder mit ihrer vollen Wucht sich den englischen Arbeitern fühlbar machten, diese einer grundsätzlichen Kritik der bürgerlichen Gesellschaft zugänglicher werden mußten, ist unschwer einzusehen. Die technischen Voraussetzungen gegeben, mußte der Sozialismus sich in den Köpfen der Arbeiter Bahn brechen, sobald sie die sozialen Rückwirkungen der bürgerlichen Konkurrenzgesetze nachdrücklich an sich selbst zu empfinden hatten. Bei ihrer langjährigen Gewöhnung, nur nach Mitteln augenblicklicher Abhilfe auszuschauen, würde der Prozeß jedoch sich vielleicht etwas langsamer vollzogen haben, als er augenscheinlich jetzt vor sich geht, und jedenfalls die Oeffentlichkeit weniger beschäftigt haben, als es thatsächlich der Fall, wäre nicht die Parlamentsreform von 1884 hinzugekommen, die zwar noch nicht das allgemeine Wahlrecht gebracht hat, aber doch den Schwerpunkt der Wahlen von den „Klassen" auf die „Massen" — Kleinbürger und Arbeiter — verschoben hat.

Es scheint bei einzelnen Leuten heute wieder Mode zu werden, mit vornehmer Geringschätzung vom allgemeinen Wahlrecht und dem, was sie Parlamentarismus nennen, d. h. der parlamentarischen Aktion der Arbeiterparteien, zu sprechen. Die Deklamationen der enttäuschten Republikaner und Revolutionäre Frankreichs nach 1848 werden den deutschen Arbeitern als allerneueste Weisheit aufgetischt, dabei wird aber ganz übersehen, daß die Deklamationen der Franzosen nur der sehr natürliche Rückschlag waren einer kolossalen Ueberschätzung, theils des allgemeinen Wahlrechts selbst, theils der Sympathie der Volksmasse mit den politischen und sozialen Theorien der Revolutionsparteien. Bekam doch ein Proudhon es 1845 fertig, in seiner „Philosophie des Elends" zu schreiben, daß derjenige, der leugnen wollte, daß Frankreich sich weder in seinen Wünschen, noch in seinen Erwartungen getäuscht habe, als es 1789 für die industrielle Freiheit Revolution machte, in seinen Augen jedes Recht zur Kritik verliere, denn „ich werde nie mit einem Gegner disputiren, der im Prinzip von einem gleichzeitig begangenen Irrthum von fünfundzwanzig Millionen Menschen spricht". Nicht das Bürgerthum hatte danach 1789 für die industrielle Freiheit rebellirt, sondern „ganz Frankreich". Adel und Geistlichkeit, Vendeer und Südfranzosen, die Frauen, die Kinder, die Säuglinge — sie alle gehören zu den „fünfundzwanzig Millionen", die die Unantastbarkeit der freien bürgerlichen Konkurrenz proklamirten, die die Revolution von 1789 gemacht. Bei dieser Gewohnheit, alle konkreten Verhältnisse außer Augen zu setzen, sobald man vom „Volk" und von der Revolution sprach, mußte natürlich sich eine arge Enttäuschung herausstellen, als das Volk eines Tages wirklich an die Wahlurnen schritt und, mit Ausnahme einer Minderheit, seine politische Rückständigkeit durch die Wahl von allerhand reaktionären Bourgeois dokumentirte. Nun war mit einem Mal das allgemeine Wahlrecht die „ungeheure Düperie", wobei man sich jedoch verschwieg, daß die am meisten Düpirten nicht die Wähler, sondern die „Volks"-Parteien selbst waren. Man tröstete sich vielmehr damit, daß wenn das „Volk" erst erkannt haben werde, wie sehr es bei dem allgemeinen Wahlrecht betrogen wird, es von selbst zu dem kräftigen Mittel der Revolution greifen werde.

Die Franzosen hatten jedoch immerhin eine Entschuldigung. Die eigenartige geschichtliche Entwicklung Frankreichs hat zur Folge gehabt, daß nicht nur die radikalen Parteien, sondern alle Parteien, wenn in der Opposition, mit der

Digitized by Google

Revolution rechnen. Dieselbe hat sich in dem Maße Bürgerrecht erworben, daß man sagen kann, es giebt in Frankreich keinen legitimeren Faktor, als die Revolution. Um den Franzosen die Erkenntniß beizubringen, daß es mit der Revolution allein nicht geht, hat es erst der Verwirklichung und Sicherstellung der bürgerlichen Republik bedurft. So lange sich die bürgerliche Gesellschaft in irgend einer monarchischen Regierung verkörperte, konnte man hoffen, durch einen kühnen Handstreich eines Tages mit dieser auch den Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu stürzen; die Republik läßt das Utopische dieser Idee auf den ersten Blick erkennen.

England, um nach dieser Abschweifung, die mir der Leser hoffentlich verzeihen wird, zur Sache zurückzukehren, ist zwar keine eigentliche Republik, aber die monarchische Regierung ist so augenfällig nur der Zierrath der Bourgeoisieherrschaft, daß die Arbeiter nicht das geringste Bedürfniß fühlen, sich mit ihr herumzubalgen. Die Aufrechterhaltung der Monarchie ist im Grunde blos eine Frage des Budgets; man diskutirt sie, wie jeden anderen Budgetposten, aber man erhitzt sich nicht darüber. Jedermann weiß, daß wenn morgen die „gracious queen" einem Präsidenten Platz machte, damit in Staat und Gesellschaft nicht das Geringste geändert wäre.

Sehr viel aber wurde geändert, als die Wahlreform von 1884 die Zahl der Wähler, die 1868 rund zweiundeinehalbe Million betragen hatte, auf gegen sechs Millionen erhöhte.*) Die Parteien waren plötzlich gezwungen, mit ganz anderen Programmen, zum Theil sogar außerdem mit ganz anderen Kandidaten vor die Wähler zu treten. Obwohl sich die Rückwirkung nicht im Laufe von wenigen Jahren geltend machen kann, hat die Wahlreform doch bereits folgende Verschiebung in der Zusammensetzung des Unterhauses zur Folge gehabt:

	1880	1885	1886	
Grundbesitz von Parlamentsmitgliedern	2 629 427	1 466 601	1 063 823	Acres,
Grundbesitz der Peers, die Söhne oder Erben im Parlament sitzen haben .	4 948 547	3 410 690	2 342 580	Acres.
	7 577 974	4 877 291	3 406 403	Acres.

Mit anderen Worten: Der Grundbesitz ist im Verhältniß von 45 : 100 jetzt weniger im Haus vertreten als vor der Wahlreform. Da die Zahl der Abgeordneten, welche das Grundbesitzerinteresse vertreten, nicht im gleichen Verhältniß gefallen ist — sie betrug in den entsprechenden Jahren 277, 190, 209 —, so geht daraus hervor, daß gerade der große Latifundienbesitz aus dem Unterhaus immer mehr verdrängt wird.

Ferner zählte das Unterhaus (wobei jedoch zu bemerken ist, daß hier vielfach dieselben Abgeordneten in verschiedenen Eigenschaften aufgeführt werden):

	1880	1885	1886
Abgeordnete, die Kirchenstellen bekleideten	266	127	149
" " militär. Stellen innehatten od. gehabt hatten	168	118	128
" " Verwaltungsstellen bekleideten	113	77	91
" " das Interesse von Eisenbahngesellschaften vertraten	113	57	62
Dagegen:			
Vertreter der freien juristischen Berufe (Advokaten) . . .	122	128	135
" " Finanzwelt	25	36	33
" von Handel und Industrie	155	167	186
Arbeitervertreter	2	12	8

*) Die genauen Zahlen sind: 1868: 2 469 968, 1885: 5 731 841. Davon betheiligten sich an den Wahlen: 1868: 2 333 113, 1885: 4 634 602 Wähler.

Digitized by Google

Alle von der eigentlichen bürgerlichen Geschäftswelt getrennten Interessen weisen eine Abnahme ihrer Vertretung auf, jene selbst aber eine Zunahme.

Die Arbeiterklasse ist durch eigene Abgeordnete nur schwach vertreten. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß erstens das Wahlrecht auch in seiner jetzigen Form den Arbeitern die Aufstellung eigener Kandidaten ungemein erschwert, und daß zweitens das Bedürfniß nach Aufstellung eigener Kandidaten nicht besonders stark empfunden werden konnte zu einer Zeit, wo die Liberalen und Radikalen gerade einen sehr energischen Kampf für die Erweiterung der politischen Rechte der Arbeiter geführt hatten, und obendrein siegreich geführt hatten. Selbst die wenigen Arbeitervertreter sind fast alle als Verbündete der Liberalen, nicht gegen dieselben ins Parlament gewählt worden.

Dieser Umstand erklärt auch den Rückgang von 1886 gegen 1885. Die Verhältnisse lagen bei der 1886er Wahl in England ähnlich wie in Deutschland bei den Februarwahlen von 1887. Was dort die Franzosenfurcht, that hier die Antipathie gegen die Irländer.

Indeß ob die Arbeiter acht oder zwölf Vertreter im Parlament haben, ist von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung gegenüber der allgemeinen erzieherischen Wirkung des erweiterten Wahlrechts. Und diese äußerte sich bald nach zwei Seiten hin. Einmal wurde das Selbstgefühl der Arbeiter bedeutend gehoben. Sie waren jetzt ein Faktor geworden, der bei den Wahlen ein großes Wort mitzusprechen hatte. Sie wurden von beiden Parteien umworben und geradezu herausgefordert, ihre Beschwerden vorzubringen. Die Arbeiterfrage wurde wieder ein Gegenstand der großen Politik. Zu einer Zeit, wo die ökonomischen Verhältnisse sich in der oben geschilderten Weise zuspitzten, mußte das Ergebniß eine Unterstützung der bereits aufkommenden sozialistischen Agitation sein. Zu deutlich zeigte es sich, daß die vielgepriesenen Gewerkvereine nur einer verhältnißmäßig geringen Minderheit der englischen Arbeiter zu Gute gekommen waren, die große Masse aber fast unberührt ließen. Jedoch nicht nur bei den Arbeitern, sondern auch bei den bürgerlichen Politikern brach sich eine neue Auffassung Bahn. Durch die veränderte Konstellation der europäischen Politik waren die Parteiführer ohnehin dazu genöthigt worden, die Bewegungen auf dem Festlande aufmerksamer zu verfolgen, nicht zum mindesten die Deutschlands, dessen wachsende Konkurrenz auf dem Weltmarkt sich so empfindlich geltend machte. Das phänomenale Wachsthum der deutschen Sozialdemokratie und damit der moderne Sozialismus einerseits, der Staatssozialismus und die sogenannte Bismarck'sche Sozialreform anderseits wurden der Gegenstand genaueren Studiums. England bekam wieder eine sozialökonomische Literatur.

Alles das hat sich natürlich nicht in einem Tage vollzogen, noch bereits das ganze Land erfaßt. Wir sind immer noch in dem Anfangsstadium der Bewegung. So interessant es auch wäre, diese in ihren Einzelheiten zu untersuchen und zu zeigen, wie die beiden hier gekennzeichneten Strömungen rückwirkend einander beeinflußt, wie die sozialistische Agitation unter den Arbeitern die Politiker immer weiter getrieben, und wie anderseits die Parteikonkurrenz und Parteidemagogie der bürgerlichen Kampfhähne die sozialistische Agitation gefördert haben, so muß ich doch hier darauf verzichten, um mich nicht zu weit vom Aktuellen zu entfernen. Zwei charakteristische Erscheinungen dieser fast parallel sich vollziehenden Bewegung sind aber doch noch hervorzuheben.

Die Erste besteht darin, daß, während es in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts die Konservativen waren, welche mit sozialistischen Schlagworten operirten und den Industriearbeitern gesetzgeberisch sekundirten, es jetzt vorzugs-

Digitized by Google

weise die Liberalen sind, welche als Anwälte der sozialen Reformen auftreten, natürlich soweit dieselben sich mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung vertragen. Es hat sich im Laufe der Zeit eine völlige Verschiebung der Parteien vollzogen. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, von denen hier nur der bekannte Lord Randolph Churchill genannt sei, vertreten gegenwärtig die Konservativen das, was man in Deutschland als Manchesterthum zu bezeichnen liebt. Die Verschmelzung der Tories mit den Whigs zur unionistischen Partei hat die Wirkung gehabt, daß die Ersteren der rechte Flügel einer reinen Bourgeoispartei wurden, während die Liberalen nothgedrungen ihre Politik den Interessen der Arbeiter anpassen müssen. Abgesehen vom eigentlichen Freihandel, der ein noli me tangere für sie ist, hat das Prinzip der Nichtintervention schon seit längerer Zeit aufgehört, ihr Parteidogma zu bilden.

Die zweite Erscheinung steht mit der vorhergehenden im Zusammenhang. Der Umstand, daß der Sozialismus in England zu einer Zeit von neuem Boden faßt, wo das Bürgerthum selbst an seinen Dogmen irre zu werden beginnt, hat zur Folge gehabt, daß er hier eine unverhältnißmäßig große Anhängerschaft in den Reihen der sogenannten Gebildeten besitzt. Er ist salonfähig geworden, noch ehe er die Massen in erheblichem Maße gewonnen. Während die auf das Arbeiterpublikum reflektirenden sozialistischen Organisationen sämmtlich ein ziemlich prekäres Dasein führen, florirt der Sozialismus im Salon, und dieser Salonsozialismus hat sich eine spezifische Verbindung geschaffen, die unter dem Namen „Fabian-Society" — Gesellschaft der Fabianer — ziemlich viel von sich reden macht.

Man muß indeß nicht glauben, daß die Fabianer ihre Agitation auf den Salon beschränken. Im Gegentheil, sie entfalten eine ganz anerkennenswerthe propagandistische Thätigkeit in den Arbeitervereinen, geben populäre Flugschriften heraus, und einzelne ihrer Mitglieder haben sich auch um die Organisirung der unqualifizirten Arbeiter verdient gemacht. Aber der Fabiangesellschaft als Ganzes haften doch alle die charakteristischen Eigenschaften an, die den Salonsozialismus auszeichnen. Man liebt es, zu imponiren, unter Umständen zu verblüffen, wünscht aber auch andererseits Niemand abzustoßen, und hat sich daher eine Theorie ad usum delphini zurechtgeschnitten, einen Sozialismus, dem alle Ecken abgeschliffen sind, und der sich wunderschön drehen läßt. Doch darüber ein andermal bei Besprechung der Publikationen dieser Gesellschaft.

Die bürgerliche Presse nimmt unter diesen Umständen dem Sozialismus gegenüber ebenfalls eine ganz andere Haltung ein, als seiner Zeit die bürgerliche Presse Deutschlands. Von einigen reaktionären Hetzblättern abgesehen, gefällt sie sich in einer gewissen Objektivität, die ja überhaupt zum guten Ton in England gehört. Man geht sogar so weit, die Sozialisten selbst zum Wort kommen zu lassen. Der radikale „Star" zählt solche zu seinen Mitarbeitern, ebenso das bisher unionistische, seit einiger Zeit aber unabhängig liberale „Daily-Chronicle". Auch die Revuen und Magazine bringen nicht selten Artikel von Sozialisten.

Desgleichen lassen sich Vereine und Gesellschaften aller Art von Sozialisten Vorträge halten, wobei selbst die Hochkirche keine Ausnahme macht. Auf ihrem vor zwei Jahren abgehaltenen Kongreß sprach der Sozialist H. H. Champion und auf dem diesjährigen Kongreß sollte der Leiter der Dockerbewegung, Ben Tillett, sprechen und hätte auch gesprochen, wenn nicht einige verbissene Rechtgläubige in letzter Stunde entdeckt hätten, daß Tillett nicht der Hochkirche angehört.

Nach alledem wird man es nicht wunderbar finden, daß die Resolutionen des Liverpooler Kongresses in der bürgerlichen Presse im Großen und Ganzen viel ruhiger aufgenommen worden sind, als von Seiten der besiegten Vertreter

Digitized by Google

des alten Trades-Unionismus. Selbst die ärgsten Hetzorgane der Tories sind im Schimpfen auf die Kongreßmehrheit nicht über das hinausgegangen, was einer der alten Gewerkvereinsführer, G. Howell, im Oktoberheft der „New Review", in dieser Hinsicht leistet. Noch 1878 schrieb Herr Howell in seinem Buch „The Conflicts of Capital and Labour" von den Gewerkvereinlern:

„Die größere Gefahr ist, daß sie den Warnungen und Ermahnungen der Theoretiker zu geringe Beachtung widmen, als daß sie sich durch deren sozialistische Doktrinen willig verführen ließen".

Jetzt speit er in seinem Artikel „Die Sozialdemokratie und der Gewerkvereinskongreß" Gift und Galle gegen die Delegirten, die das kleinere Uebel erwählt haben: den Ermahnungen und Warnungen der Theoretiker Gehör zu schenken.

Um den Sieg der Sozialisten, den in der Sache selbst Herr Howell in seiner Wuth noch viel größer darstellt, als er wirklich war, möglichst geringfügig erscheinen zu lassen, weist Herr Howell u. A. darauf hin, daß die Zahl der am Kongreß vertretenen Arbeiter bedeutend übertrieben dargestellt sei. In mehreren Fällen figurirte ein und dieselbe Organisation zwei Mal, manchmal sogar drei Mal. Nämlich erstens als selbständige Zweigsektion einer Gewerkschaft, zweitens in der Zahl der Mitglieder der betreffenden Gewerkschaft als Ganzes und drittens als Sektion des lokalen Gewerkschaftsverbandes (Trades Council). Das ist unleugbar richtig, und gerade deshalb will ich es hier erwähnen, um übertriebenen Vorstellungen über die Stärke der hiesigen Gewerkschaften vorzubeugen; aber für die Sache des Herrn Howell beweist es nicht das Geringste. Denn diese doppelte, bezw. dreifache Vertretung ist auf allen Gewerkschaftskongressen praktizirt worden; zu keiner Zeit hat man die Zahlen der auf den Kongressen vertretenen Einzelsektionen von den Zahlen der Zentralkörper in Abzug gebracht. So bleibt die Thatsache unangefochten, daß der Liverpooler Kongreß der stärkste aller bisherigen Gewerkschaftskongresse war. Ja, mit allen, von Herrn Howell vorgenommenen Abzügen, die zum Theil geradezu lächerlich übertrieben sind, bleibt noch immer eine Zahl übrig (824 269), die, mit einer einzigen Ausnahme, selbst die Bruttozahlen aller in den letzten 15 Jahren abgehaltenen Kongresse hinter sich läßt.

Zu den Beschlüssen des Kongresses nimmt Herr Howell eine Stellung ein, die von einem Erzbourgeois allenfalls verständlich wäre, dem ehemaligen Maurergesellen aber sehr schlecht ansteht. Hier nur eine Probe:

„Der Beschluß (betreffend die Arbeitszeit) lautete auf acht Stunden „in allen Berufen durch Parlamentsverfügung". Der Bäcker, der Metzger und der Grünkrämer, das Schenkmädchen, das Küchenmädchen und die Nähterin, der Matrose, der Eisenbahnbeamte und der Lackai — warum auch nicht?... Alle Abmachungen auf Extrabezahlung für Ueberstunden können annullirt werden. Es wird den Leuten Muße gegeben werden, ihre verringerten Einnahmen nachzuzählen, und es wird Unterhaltung in den Mußestunden für sie beschafft werden müssen, um sie von Unfug abzuhalten. Sie werden sich sicherlich nicht, gleich ungezogenen Jungen, auf der Straße herumtreiben, oder die Konsequenzen könnten bedenklich werden. Wem viel gegeben wird, für den wird viel verlangt werden."

Sehr vortheilhaft sticht von diesem wüsten Geschimpfe die ruhige Art ab, in der im „Nineteenth Century" J. K. Threlfall über den Kongreß und „die neue Richtung im Trades Unionismus" referirt. Threlfall, von Beruf Schriftsetzer, ist durchaus kein Umstürzler, man kann ihn nicht einmal als Sozialist bezeichnen; er steht vielmehr in der Mitte zwischen den Sozialisten und den Ver-

Digitized by Google

tretern des alten Trades Unionismus. Mit gutem Humor erinnert er daran, daß dieselben Organe der besitzenden Klassen, die jetzt über den drohenden Zusammenbruch des Tradesunionskongresses jammern, vor noch nicht zwanzig Jahren eben diese Institution verspotteten, die Delegirten als falsche Propheten und Vernichter des Eigenthums denunzirten und ihre Grundsätze als umstürzlerisch gebrandmarkt hätten. Mit Bezug auf die Ausführung des Achtstundenbeschlusses meint er, daß dem Parlamentarischen Komité jetzt zwei Wege offen stünden. Es könne erklären, daß es denselben im Sinne der Befürwortung einer Plebiszit-Politik verstehe (nämlich daß die gesetzliche Beschränkung des Arbeitstages in allen Berufen einzuführen sei, deren Angehörige in Urabstimmung sich mit Majorität dafür erklärten); es könne aber auch noch einmal bei den Delegirten anfragen, ob die gesetzliche Beschränkung des Arbeitstags auf acht Stunden als allgemeine Maßregel oder nur für diejenigen Berufe verlangt werden solle, deren Angehörige sie mit Mehrheit beantragen.

Thatsächlich ist der Liverpooler Beschluß zunächst nur als eine prinzipielle Erklärung für den gesetzlichen Achtstundentag aufzufassen. Er lautet wörtlich:

„Der Kongreß ist der Meinung, daß die Zeit gekommen ist, Schritte zu thun, die Arbeitszeit in allen Berufen auf acht Stunden pro Tag oder ein Maximum von achtundvierzig Stunden pro Woche zu reduziren, und obwohl er die Macht und den Einfluß der gewerkschaftlichen Organisation anerkennt, ist er der Meinung, daß die schnellste und beste Methode, diese Verkürzung der Arbeitszeit für alle Arbeiter zu erlangen, gesetzliche Durchführung durch Parlamentsbeschluß ist. Der Kongreß beauftragt daher das Parlamentarische Komité, unverzüglich Schritte zur Förderung dieses Ziels zu unternehmen."

Es ist nicht zu bestreiten, daß dieser Wortlaut verschiedene Auslegungen in Bezug auf den Durchführungsmodus zuläßt. Wahrscheinlich wird indeß die Ansicht die Oberhand gewinnen, daß man zunächst schrittweise nach Berufen vorgeht, und als günstigsten zur Breschelegung den der Bergarbeiter ins Vordertreffen schickt. Die Aussichten der Letzteren auf Erlangung des gesetzlichen Achtstundentages steigen mit jedem Tag. Bei allen Wahlen, wo Bergarbeiter in Betracht kommen, giebt die Stellung der Kandidaten zu dieser Frage den Entscheid. So hat sich denn auch in diesen Tagen der liberale Kandidat für den Wahlkreis Eccles in Lancashire, wo eine Nachwahl stattzufinden hat, zu ihr im bejahenden Sinne ausgesprochen, und die Presse ist darüber einig, daß, wenn er dies nicht gethan hätte, nicht die mindeste Aussicht vorhanden wäre, den Wahlkreis den Konservativen zu entreißen.

Die Führer der Liberalen haben sich überzeugt, daß Homerule für Irland allein nicht genügt, sie wieder an die Regierung zu bringen. Selbst Herr John Morley, der „ehrliche John", der noch vor einem Jahr den Gedanken einer Beschränkung der Arbeitszeit erwachsener Männer als „unannehmbar" zurückwies, soll jetzt schwankend geworden sein und sich privatim für den Achtstundentag für Bergarbeiter ausgesprochen haben. Ce n'est que le premier pas qui coûte. Ein anderer hervorragender Liberaler, Dr. Hunter, Vertreter für Aberdeen, hat bereits öffentlich den Weg nach Damaskus eingeschlagen und erklärt, daß er von seinen früheren Ansichten, die sich mit denen Morley's deckten, bekehrt ist. Herr Hunter, Herausgeber des sehr verbreiteten „Weekly Dispatch" hat außerdem einen Entwurf eines allgemeinen Arbeiterversicherungsgesetzes ausgearbeitet und zur öffentlichen Diskussion gestellt, der sich von den deutschen Versicherungsgesetzen in verschiedenen Punkten vortheilhaft unterscheidet. Ich komme vielleicht später eingehender darauf zurück, hier sei der Sache lediglich als Symptom erwähnt.

Digitized by Google

Von einer ganzen Reihe ähnlicher Erscheinungen nur noch eine: Letzten Sonnabend ist die Londoner „Metropolitan Radical Federation" mit ihrem Arbeiterprogramm vor die Oeffentlichkeit getreten, das „nach dreimonatlicher sorgfältiger Berathung von 56 der 60 radikalen Klubs, aus denen die Federation besteht, beschlossen worden ist", und im ökonomischen Theil desselben figurirt die Einführung des gesetzlichen Achtstundentages, sobald ihn die Berufsangehörigen wünschen, als Minimalforderung.

Dem gegenüber macht es wirklich einen sonderbaren Eindruck, daß jetzt auch die Delegirten der Spinnereiarbeiter in Nord-England beschlossen haben, auf ihre Vertretung im Parlamentarischen Komité zu verzichten, weil der Achtstundenbeschluß ihre Industrie bedrohe. Sie waren aber wenigstens so vernünftig, nicht zugleich den Austritt aus der Organisation des Trade Unions-Kongresses zu erklären, sondern lehnten einen dahingehenden Antrag mit großer Mehrheit ab. Sie wollen vorläufig abwarten. Nur einem obskuren Zimmererverein, der aber nicht mit dem Zimmererverband zu verwechseln ist, blieb es vorbehalten, die Reaktionäre aller Schattirungen durch eine feierliche Lossagung von dem, dem Gottseibeiuns verfallenen Kongreß zu erfreuen. Ein Trost, der den guten Leuten wohl zu gönnen ist. Denn daß sie nur mit diesem einen Verein aufwarten können, der obendrein wahrscheinlich nur eine Unterstützungskasse ist, zeigt aufs Deutlichste, wie schwach es um die Hoffnung bestellt ist, dem Vorwärtsdrängen des neuen Geistes in der Arbeiterbewegung einen Keil entgegenzutreiben.

E. B.

Die Sachsengängerei.

Von **Max Schippel.**

Mit der Ausbreitung der modernen Verkehrsmittel und dem Wachsthum der kapitalistischen Produktion ist auch in die Waare Arbeitskraft eine ganz eigene Beweglichkeit gefahren. An keine Scholle und keinen lokalen Arbeitsmarkt mehr gebunden, fließt sie in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz, strömt sie über die vaterländischen Grenzen und das Weltmeer hinüber, wie jede andere Waare der Anziehungskraft günstigerer Marktverhältnisse, besseren Absatzes und höherer Preise, folgend.

Freilich behält sie darum ihren Kopf für sich und in diesem Kopf stecken eine Menge von Erwägungen und Schrullen, Rücksichten und Abneigungen, die nicht auf jede Preisverschiebung von Markt zu Markt auch gleich eine entsprechende Bevölkerungsverschiebung folgen lassen; aber die hemmenden und verzögernden Kräfte werden doch mit der Zeit schwächer und schwächer, und so spielt die wechselnde Konjunktur denn auch dieser sich selbst bewegenden zweibeinigen Waare zu immer flinkerem Tanze auf.

Soweit der Ortswechsel der Arbeitskraft sich zu bestimmten Arten von dauernden, großen Massenströmungen verdichtet — wie in der Auswanderung oder in dem Zuzug nach den großen Industriezentren, den Orten der größten Arbeitsnachfrage — ist er seit langem schon eingehend wirthschaftlich und statistisch behandelt worden. Eine andere Art: die Sachsengängerei finden wir soeben in einem trotz aller unangenehmen konservativen Zuthaten ungemein lehrreichen Werk von Dr. Karl Kärger dargestellt und es verlohnt sich wohl, an der Hand des hier gebotenen reichen Thatsachenmateriales diese so seltsame und doch so natürliche

Digitized by Google

Massenerscheinung in ihrer wirthschaftlichen und kulturellen Bedeutung kurz zu kennzeichnen.*)

Von ihrem Umfange machte man sich bisher selten eine genügende Vorstellung. Daß es viele Tausende waren, die den sächsischen und anhaltischen Rübengegenden aus dem Osten des Königreiches Preußen zuströmten, das fühlte wohl jeder, der im Beginn des Frühjahrs die armen Teufel mit ihren paar Küchengeräthen, ihren Truhen und ihrem Bettzeug die Berliner Bahnhöfe passiren sah, oder wer in den Zeitungen die Schilderungen las, wie man sie in Berlin gleich einer Fuhre Möbel von einem Bahnhof zum andern transportirte und sie, die oft kein Wort Deutsch verstanden, unter beständiger Aufsicht ihres Werbers, an ihrem schließlichen Bestimmungsorte ablieferte, wo sie von April bis November weilen, um dann die Rückreise unter denselben Umständen wieder anzutreten. Daß diese periodische Abwanderung aus einem Theile Preußens aber so ausgedehnt ist, daß sie gar nicht so weit hinter der gesammten Auswanderung Deutschlands zurücksteht, ja daß sie die preußische Auswanderung weit überholt, das hat man wohl kaum auf irgend einer Seite erwartet. Und doch zeigen das die Zahlen auf das Deutlichste.

Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" gingen von deutschen Einwohnern über See:

	Nach den Vereinigten Staaten:	Ueberhaupt:
1886	75 591	79 875
1887	95 976	99 712
1888	94 364	98 515
1889	84 424	90 259

Davon kamen auf das Königreich Preußen:

1886	50 461	Auswanderer.
1887	63 036	„
1888	63 103	„
1889	57 957	„

Die Zahl der Sachsengänger wird man auf mindestens 75 000 zu schätzen haben — und wenn man die wandernden Lippe'schen Ziegler, die Torfstecher, die Hollandsgänger und Eichsfelder noch hinzunehmen wollte, so bekäme man für Norddeutschland sicherlich mehr als 100 000 auf dem Lande thätige Wanderarbeiter. Die Auswanderung aus ganz Deutschland hat seit langen Jahren eine solche Höhe nicht erreicht und speziell für Preußen ist diese periodische „Abwanderung" beständig stärker wie der doch auch ganz kolossale Auswandererstrom.

Von den 75 000 Sachsengängern kommen etwa 26 000 aus der Provinz Schlesien; etwa 5000 davon aus dem Breslauer Regierungsbezirk, besonders aus dem Kreise Groß-Wartenberg; über 20 000 aus dem Regierungsbezirk Oppeln, besonders aus den Kreisen Oppeln (1889: 5753 Abwanderer), Rosenberg (3198), Neustadt (3045), Ratibor (1680), Rybnik (1526), Kreuzburg (1365) und Kosel (1160).

Die Provinz Westpreußen steht nach der Zahl der Sachsengänger in zweiter Linie; etwa 16 500 Personen dürften hier vom Frühjahr bis Herbst fortziehen. Die Kreise Stargard (1888: 3647 Abwanderer), Schlochau (2249),

*) Die Sachsengängerei. Auf Grund persönlicher Ermittelungen und statistischer Erhebungen dargestellt von Dr. Karl Kärger. Berlin, Paul Parey 1890. 284 Seiten. Preis 5 Mk.

Digitized by Google

Konitz (1650), Marienwerder (1270), Karthaus (1248) sind hier am stärksten betheiligt.

Die Provinz Posen verlassen etwa 15 000 Personen jährlich im April; besonders im Norden, in den Höhegegenden des Netzethales und im südöstlichen Zipfel ist die Abwanderung eine sehr lebhafte.

Die Provinz Brandenburg steht Posen nicht viel nach, sie giebt etwa 14 500 Wanderarbeiter an den Westen ab, besonders der Landsberger und Ost-Sternberger Kreis werden hiervon (mit etwa 7000 und 5000 Personen) betroffen. Die Landsberger Gegend ist schon lange ein Hauptsitz der Werber und Agenten, die von da weit über die Neumark hinausdringen.

Die Provinz Pommern reiht sich hieran mit etwa 3000 Personen, die fast ausschließlich aus dem Regierungsbezirk Köslin kommen.

Die Bewohner des im Regierungsbezirk Erfurt gelegenen Eichsfeldes wanderten seit Jahrzehnten schon vielfach als Hausirer, Bauhandwerker und landwirthschaftliche Arbeiter; als „Rübengänger" sind sie jedoch mehr und mehr durch die anspruchsloseren Zuzügler aus dem Osten Preußens ersetzt worden, besonders in der Provinz Sachsen; auf den Rübenfeldern Hannovers und Braunschweigs trifft man sie auch nicht mehr in der alten Stärke.

Alle diese Abwanderungsgegenden sind von der Natur kärglich bedacht und in der Kultur kläglich zurückgeblieben.

Das Eichsfeld zeigt einen ungemein parzellirten Grundbesitz, Güter von 20—30 Morgen sind die Regel, und in den ärmsten Orten, den Weberdörfern, haben die Grundstücke sogar gewöhnlich nur einen Umfang von 2—3 Morgen, stellen also die ärmlichsten Zwergwirthschaften dar; der Boden ist zudem von nicht besonders guter Beschaffenheit, die Aecker liegen zum großen Theil noch in Gemengelage und hindern schon hierdurch jeden rationellen Betrieb, das kühle Klima schädigt die Erträge.

In der Neumark haben wir auf dem Lande ein zahlreiches Einlieger-Proletariat, das auf die kümmerlichste Weise sein Leben fristet und gern nach jeder günstigeren Arbeitsgelegenheit greift; auch der Kleinbesitzer muß seine Kinder bei Fremden unterzubringen suchen, wohl auch selber wandern und sein bischen Wirthschaft der Frau oder dem Nachbar überlassen, da sein Kleinbetrieb verrotteter ist, wie der irgend eines Handwerkers in der Stadt. In den Höhengegenden südlich der Warthe und Netze ist der Boden mager und bei der heutigen Bewirthschaftung von geringem Ertrag; es giebt dort Aecker, die noch vor kurzem nur alle fünf Jahre mit spärlich wachsendem Getreide bestellt waren, in der Zwischenzeit aber brach lagen; geringe Viehhaltung und damit eine erbärmliche Düngung des Feldes brachte der Kleinbetrieb mit sich. In den Niederungen ist der Boden besser; der Kleinwirth hält sich wenigstens eine Kuh, was ihm der dortige Wiesenreichthum erleichtert, wenn er zu deren Fütterung freilich auch oft noch Wiesenland zu seinem Zwergeigenthum hinzupachten muß; aber mit der einzigen Kuh kann oder will er nicht pflügen, und so ist er denn entweder auf die Hacke oder für das Getreide auf den Pflug des besser situirten Nachbars angewiesen, welchem er pro Morgen 3—4 Mark für die Pflugarbeit zu zahlen hat; das Eggen geschieht entweder mit dem Rechen oder aber mit der Pferdeegge, wobei jedoch viele der Ersparniß halber sich selbst als Zugthier vorspannen. Die Torfstecherei wird, wo sie vorkommt, von den Kleingütlern in der regellosesten und unvernünftigsten Weise betrieben; ohne Gräben und ohne Verbindung untereinander, sind die abflußlosen Flächen nach ihrer Austorfung für jede Kultur verloren. Dabei ist die Bevölkerung auf der Höhe wie in der Niederung eine ziemlich zahlreiche. Man kann sich ihre Lebenshaltung danach vorstellen.

Digitized by Google

Der Regierungsbezirk Köslin in Pommern ist durch kühles Klima, schlechten Boden, durch ein hügeliges, oft gebirgig zu nennendes Gelände an sich schon in eine ungünstige Lage versetzt, die Entwicklung des Fluß-, Straßen- und Eisenbahnnetzes ist kaum in einer anderen deutschen Gegend so zurückgeblieben — der hinterpommerische Kreis Bublitz dürfte wohl der einzige preußische Kreis sein, den noch keine Schiene gedrückt hat — der ganze landwirthschaftliche Betrieb steht auf einer äußerst extensiven Stufe, ohne drei- oder doch mindestens zweijährige Brache kommt er nicht aus.

Die fruchtbarste Gegend Westpreußens, die Weichselniederung mit ihrem Rübenbau, zieht noch Arbeiter an; dagegen ähneln die Gebiete des uralisch-baltischen Landrückens den hinterpommer'schen Distrikten sehr, und die Tucheler Haide und die Kassubei haben einen so unfruchtbaren Boden, daß die Erträge der Landwirthschaft wahrhaft klägliche sind. Die kleineren Eigenthümer wandern hier in großer Zahl ab, ebenso die Kinder von Eigenthümern mit mittlerem Besitz.

Auch Posen hat seine Distrikte, welche noch immer Zuwanderer beanspruchen; es sind dies die zwischen Warthe und Netze gelegenen, bei vortrefflichem Boden ziemlich ausgedehnt rübenbauenden Gegenden des Regierungsbezirks Bromberg. Reine Abwanderungsgebiete sind die Kreise mit unfruchtbarem Sandboden, mit ganz zersplittertem Grundbesitz und zahlreichen kleinen Häuslern, Tagelöhnern und Schiffern. Die besonders in den ehemals polnischen Theilen herrschende Gewohnheit der realen Erbtheilung hat zu einer solchen Zersplitterung des Bodens geführt, daß die kleinen „Besitzer" sich gierig auf jede Arbeitsgelegenheit stürzen, mag es nun ein Chausseebau oder irgendwelche landwirthschaftliche Thätigkeit sein.

Mittel- und Oberschlesien endlich sind durch ihr verhungertes Proletariat schon lange bekannt. Es nährt sich von Kartoffeln und schlechtem Schnaps, kennt das Fleisch und selbst die Hülsenfrüchte kaum und wächst trotz aller Kindersterblichkeit rasch an. Hier findet der Werbeagent natürlich ein williges und billiges Menschenmaterial in Masse.

Man sieht, es sind gar anspruchslose Leute, die der Osten Preußens produzirt: Arbeiter ohne Arbeit, Besitzer ohne Besitz und Arbeit, verkommend und verhungernd, und doch aus dem unerschöpflichen Lebenstrieb der Menschen immer von neuem geschaffen und sich vermehrend. Welch' eine unschätzbare Fundgrube für den Kapitalisten, der billige Arbeitskraft sucht! Welch' ein Goldland besonders für die reichen Rübenbauer des Westens, die gerade landwirthschaftliche Arbeiter brauchen und sie zu Hause — wegen der viel höher entwickelten Kultur und wegen der Konkurrenz der benachbarten Großindustrie — viel höher bezahlen müßten!

In der Provinz Sachsen hat die Einführung der Zuckerrübe die ganze Landwirthschaft umgewälzt. Sie hat den Betrieb intensiver gemacht und eine bessere Bearbeitung und Düngung des Bodens erzwungen; wo die Rübenkultur hindrang, folgte auch die Drillmaschine bald, die Dampfdreschmaschine fehlt fast nirgends zur Bewältigung der reichen Ernten, welche die Rübenwirthschaften liefern, der Dampfpflug ist hier viel verbreiteter als anderswo. Dazu ist die Verbindung von Landwirthschaft und Fabrikation die denkbar engste, die meisten Rübenbauer sind zugleich Aktionäre und Miteigenthümer einer benachbarten Zuckerfabrik. Aber die kapitalistische Rührigkeit und Findigkeit hat zugleich den kleinen Besitz konkurrenzunfähig gemacht und hat auch mit allen Landzuweisungen an die Arbeiter rasch aufgeräumt: der Boden ist hier viel zu werthvoll für den Großbesitzer, als daß er ihn in kleinen Fetzen an den Knecht und Taglöhner wegschenken könnte, damit der seine Kartoffeln oder sein Gemüse darauf baut oder

Digitized by Google

gar des Spaßes halber ein paar Blumen oder Ranken sich zieht. Auch Vieh dürfen sich die Arbeiter hier meist nicht halten, denn es fehlen die Wiesen und Weiden: der sächsische Grundbesitzer betreibt hauptsächlich die Stallmast aufgekaufter Zuchtthiere. „Selbst für Ziegen ist in einem Lande, wo jedes nur irgendwie zu verwerthende Stück Land in Kultur genommen ist, wo man meilenweit gehen kann, ohne auch nur ein Fleckchen Urland oder sonstige Hütung zu entdecken, nur in seltenen Fällen die Existenzmöglichkeit gelassen und ihre Haltung gestattet."

Wir haben hier also große Güter und darum und wegen des intensiven Anbaues einen ungemein starken Bedarf nach fremder Arbeitskraft. Wir haben andererseits auf dem Lande kein massenhaftes Kleinbesitzerthum, das, weil es der eigene Boden nicht ernährt, in fremden Dienst gehen müßte, wir haben hier ferner eine ländliche Arbeiterschaft, die, an ausschließliche Baarlöhnung gewöhnt und durch nichts an die alte Scholle gebunden, mehr und mehr der hochentwickelten Industrie Sachsens zuströmt, weil auch hier städtische und ländliche Erwerbsverhältnisse noch lange nicht so ausgeglichen sind, daß die Stadt und die Industrie ihren Vorsprung verloren hätten. Wir haben hier also den denkbar stärksten Anreiz für den landwirthschaftlichen Kapitalisten, billige fremde Arbeitskraft in Massen zu importiren.

Anfangs ging man im Eichsfeldischen auf den Sklavenkauf aus, doch war diese Bezugsquelle bald erschöpft und man schritt zunächst dazu, die Bewohner der Landsberger Gegend, die sogenannten Warthebrücher, anzuwerben. Dort bildete sich daher auch das ganze Werbewesen zuerst zu einem richtigen System mit Agenten und Unteragenten, mit Schleppern und Vertrauensmännern, mit öffentlichen Werbetagen im Wirthshause oder der Gemeindestube, mit Massenkontrakten und Massentransporten, aus. Aber auch diese Welt war für den Arbeitshunger der westelbischen Rübenkönige bald zu klein; in Schlesien, Westpreußen, Posen, Pommern lassen sie die Werbetrommel rühren und überall finden sie Tausende, die sich gerne von ihnen verwenden und ausbeuten lassen, weil sie sich immer noch besser dabei stehen, wie in der Heimat, in der sie dem Hungertode nahe waren. Sie kommen darum eine Reihe von Jahren Frühjahr um Frühjahr, arbeiten, als ob sie den Teufel im Leibe hätten, weil sie in der fremden Gegend, deren Sprache sie oft nicht einmal verstehen, nur zum Arbeiten da sind; wohnen in Kasernen, schlecht genug, aber oft noch besser und reinlicher wie zu Hause; sie essen schlecht und werden in Massen mit Kartoffeln, Erbsen und Bohnen abgefüttert, aber zu Hause hatten sie nicht einmal Erbsen und Bohnen; im November kehren sie dann in die Heimat zurück, mit einer kleinen ersparten Summe — Kärger schätzt sie im Durchschnitt auf 150 Mark — von der sie dann im Winter zehren; diese und jene Sachsengängerin wohl auch mit der Aussicht, Mutter zu werden, aber das ist bei den Zurückgebliebenen auch nicht anders, und der Schatz, der trotz aller vom Regierungspräsidenten von Magdeburg angeordneten obligatorischen Trennung beider Geschlechter zu ihr zu gelangen wußte, „legitimirt die Vorwegnahme der ehelichen Genüsse, allerdings nicht immer, aber doch häufig, durch nachfolgenden Ehebund".

Der sächsische Grundbesitzer versteht sich übrigens, was den Einkauf und die Ausnutzung der Arbeitskraft anbelangt, trefflich auf alle Vortheile für seinen Beutel. Während seine unerfahreneren deutschen Kollegen zuweilen noch den hehren Hausfrauenberuf des Weibes feiern und mitunter gar gesetzlichen Schutz der Frauen und Unerwachsenen gegen Ueberarbeit predigen, holt sich unser praktischer Landwirth hauptsächlich Weiber und auch eine ganze Menge Unerwachsener heran. Auch Kärger schätzt, daß zwei Drittel der Abwanderer dem weiblichen Geschlecht angehören und zwar im Alter von 16—30 Jahren, und daß von

Digitized by Google

dem auf die Männer entfallenden Dritttheil die Hälfte Burschen von 15 bis 19 Jahren sind. Wie schamlos auch Kinder beim Jäten und Rübenziehen ausgebeutet werden, ist aus neueren Beschwerden der Lehrer bekannt geworden; Kärger schweigt sich darüber fast ganz aus, und allerdings werden die Kinder meist aus der Nachbarschaft dazu verwendet; die „Rübenferien" sind für Schaaren von ihnen Tage der unbarmherzigsten Arbeitsqual. Die Arbeitszeit ist fast überall von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, mit einstündiger Mittags- und halbstündiger Frühstücks- und Vesperpause. In der Erntezeit giebt es jedoch Ueberstunden in Hülle und Fülle. Dabei dürften die Männer im Tagelohn durchschnittlich 1,50 Mark und die Weiber 1 Mark täglich verdienen. Zur schärferen Arbeitsanpeitschung hat man meistens den Akkordlohn eingeführt, bei dem sich das Einkommen etwas erhöhen soll. Dazu werden die armen Wesen beim Einkauf ihres kümmerlichen Bedarfes oft noch von den Aufseher-Agenten und von mit diesen verbündeten Schmarotzern schamlos ausgebeutet: sie müssen bei bestimmten Hökern, Krämern und Budikern kaufen, welche dem Aufseher eine Provision — meist 25 Pfennige vom Thaler — zahlen und diese natürlich ihren Kunden mit Zins und Zinseszins wieder abnehmen.

Und doch — so unmöglich es scheint — gewöhnen sich diese Leute hier vielfach eine bessere Lebenshaltung an und sie wecken nach ihrer Rückkehr auch in der Heimat manche Bedürfnisse, so daß Herr Dr. Kärger sie fast wie die Missionäre einer höheren Kultur feiert. „Es kann keinem Zweifel unterliegen — schreibt er, entgegen dem interessirten Gezeter der ostelbischen Junker — daß der alljährliche Aufenthalt der Bewohner des Ostens in jenen Ländern des Westens das Niveau ihrer geistigen Bildung ganz bedeutend erhöht . . . . daß zunächst der Gesichtskreis dieser Leute sich bedeutend erweitert . . . . Außer diesen allgemeinen lassen sich aber auch ganz spezielle kulturelle Einflüsse der Sachsengängerei verfolgen. Als solcher muß auch die Thatsache gelten, daß die Sachsengänger sich durchgängig besser kleiden, als die Daheimgebliebenen. Denn dieselbe ist nicht nur auf die höheren Einnahmen der ersteren zurückzuführen, sondern auch darauf, daß das Beispiel einer besseren Kleidung, das sie in den Ländern mit höherer Kultur vor Augen haben, ansteckend auf sie wirkt. Ganz besonders ist mir diese Einwirkung bezüglich der Fußbekleidung als vorhanden versichert worden. Viele Mädchen, besonders die aus Oberschlesien und anderen polnischen Sprachgebieten stammenden, gehen in den ersten Jahren stets barfuß; allmälig aber fangen sie an, sich unter lauter beschuhten Leuten ihrer blanken Füße zu schämen, und sie schaffen sich Schuhwerk an. Auch in anderer Beziehung wirkt der Aufenthalt in den sächsischen Kasernen, besonders auf die Mädchen, kultivirend. Denn erstens werden sie hier von dem Aufseher und seiner Frau, gemäß der vom Gutsherrn den letzteren eingeschärften Verhaltungsmaßregeln, in den meisten Fällen zu Ordnung und Sauberkeit angehalten und gewöhnen sich diese allmälig immer mehr an. Wenn das Tugenden sind, die einer großen Anzahl der Mädchen aus allen Gegenden des Ostens, besonders aber den polnisch redenden Landestheilen recht nöthig sind, so macht sich eine andere Kulturwirkung wiederum in besonders hohem Grade bei den Oberschlesiern geltend. Es ist das eine Erhöhung der Lebenshaltung, insbesondere eine Angewöhnung einer nahrhafteren Kost auf den Gütern, auf welchen die Verabreichung der fertig zubereiteten Kost an die Sachsengänger Sitte ist. Wenn auch nicht gerade an eine starke Fleischnahrung, so können sie sich doch wenigstens hier an den Genuß der Hülsenfrüchte, und damit an eine weit nahrhaftere, weil stickstoffreichere und wasserärmere Kost gewöhnen, als sie ihnen die altgewohnten Kartoffeln bieten."

Digitized by Google

Diese Gewöhnung ist freilich dem schlesischen und ostpreußischen Ausbeuter ein Dorn im Auge, denn sie macht die Leute auch ihm gegenüber anspruchsvoller und unzufriedener, und da ihm die Sachsengängerei überhaupt Arbeitskräfte entzieht und ihn zwingt, Konzessionen an die anderen Arbeiter zu machen, die ihm sonst auch noch davonlaufen, so ist er ein geschworener, weil in allen seinen heiligsten Gefühlen beleidigter Gegner der ganzen Abwanderung. Er verlangt die Einführung von Abzugsatteſten, die Aufhebung der billigen vierten Klasse auf der Eisenbahn, oder doch wenigstens die Beseitigung der Fahrvergünstigung für größere Transporte — bei gemeinsamer Beförderung von mehr als dreißig Personen erfolgt bekanntlich eine Tarifherabsetzung —; er will wenigstens die Kontraktbrecher hinter Schloß und Riegel gesperrt oder von der Polizei zurückgeschleppt haben, er will Wanderprediger für Sachsen, damit die Leute die Religion oder Entsagung nicht ganz dort lassen, er will hinter jeden Abwanderer einen Gensdarmen zur Kontrole setzen, er will — ja er will alles, was der Himmel und eine hohe Regierung gegen die Sachsengängerei thun können, nur höhere Löhne will er nicht zahlen. Lieber geht auch er Wanderarbeiter suchen, nach dem Oberbruch, nach Rußland, nach allen Gegenden, wo es noch gute Menschen giebt, die nicht wissen, was Fleisch und was Hülsenfrucht ist und die keinen Schuster und keinen Schneider reich machen, sondern alles dem gnädigen Herrn belassen, was ihm von Natur und Rechts wegen gebührt.

So ist durch die sächsischen Rübenbauer ein ganz unheimliches Leben in die Hauptgebiete der junkerlich-patriarchalischen Wirthschaft gekommen. Die „Leute“ laufen selbst dem altangestammten Herrn in lichten Schaaren davon, als wenn er auch erst von heute und gestern wäre; und der gnädige Herr muß sogar Konzessionen machen an Leute, die sich früher für jeden Fußtritt bedankten. Aber so lange es geht, erhöht er doch den Lohn nicht; und so holt sich der Rübenbauer in der Gegend von Bromberg Arbeiter aus weiter Umgegend, weil die aus der Nachbarschaft nach Westen ziehen, wo sie mehr bekommen; im Kreise Ostrowo wandern die Leute massenhaft weg (1889 1556 Personen oder 4,8 Prozent der gesammten Bevölkerung), dafür holen sich die Besitzer russische Arbeiter, die sich mit der Kost und die Männer mit 40, die Weiber mit 30 Pfennigen täglich begnügen; in Mittelschlesien holen die Herren Ersatz für ihre Untergebenen aus einigen Theilen Posens, die noch nicht verdorben sind; nach Oberschlesien werden wieder „russische Polen in ziemlichen Mengen als Arbeiter eingeführt, welche eher gewillt sind, sich mit den niedrigen Lohnsätzen zu begnügen, als die Oberschlesier selbst“. Die Regierung war hier, wo es den Profit der Besitzer galt, sofort für Erleichterungen des Grenzverkehrs und ließ sogar alle Polenbekämpfung fallen, als an den Polen mehr zu verdienen war.

Aber am Ende gewöhnen sich auch diese Russen und Polen noch ein Lotterleben an und dann — nun dann wäre ja noch Herr v. Puttkamer-Plauth mit seinen Kulis zur Hand.

Doch das sind Sorgen einer so fernen Zukunft, daß leicht ganz andere Interessen wie heute für sie maßgebend sein können. Vorläufig haben wir es mit der Gegenwart zu thun, und da müssen wir offen zugestehen, daß die Sachsengängerei gewaltig mit den alten ostelbischen Zuständen aufräumt. Was hier fest und unbeweglich schien, kommt mit einem Male in Fluß, und wenn es zunächst auch recht unscheinbare Veränderungen sind, die hier im Verhältniß zwischen Besitz und Arbeit vor sich gehen, so sind sie doch ein Anfang, der das fröhliche Ziel näher rückt, das in diesen Gegenden für unsere Bestrebungen in so weiter Ferne zu stehen schien.

Digitized by Google

Der sozialdemokratische Parteitag.

Der Parteitag zu Halle ist nach sechstägigen Berathungen am Sonnabend geschlossen worden und sein Verlauf wird wohl am besten durch die Thatsache gekennzeichnet, daß er, wie wir voraussagten, alle Erwartungen der Freunde erfüllt und alle Hoffnungen der Gegner enttäuscht hat.

Schon äußerlich verrieth sich das ganz ungewöhnliche Interesse, das die zielbewußten deutschen Arbeiter an dem ersten Kongreß nahmen, der nach langen Jahren schwerer Verfolgungen wieder auf deutschem Boden stattfinden konnte. Man hatte auf etwa 300 Delegirte gerechnet, es waren weit über 400 erschienen. Noch kein deutscher Kongreß hat eine solche Theilnehmerzahl aufzuweisen gehabt. Täglich trafen Genossen aus allen Gegenden des Reiches ein, um wenigstens als Zuhörer den Verhandlungen beizuwohnen. Die Zahl der ununterbrochen eingehenden Grüße und Adressen war eine ungeheure.

Und obwohl es sich diesmal mehr wie je um innere Angelegenheiten der deutschen Genossen handelte, so trat doch die internationale Solidarität der proletarischen Bewegung in vielfachen Kundgebungen hervor. Schweizerische, französische, belgische, holländische, polnische, dänische, schwedische Gäste, deren Namen weit über ihr Vaterland hinaus bei allen Arbeitern einen vortrefflichen Klang haben, wohnten dem Kongresse bei und wenige Reden machten einen so tiefen Eindruck wie gerade ihre Ansprachen. Jeder Parteitag hat, das versteht sich von selbst, viel Werkeltagsarbeit zu verrichten und in allen, einzelne Details und einzelne Punkte der Tagesordnung behandelnden Reden wird immer die nüchterne Alltagsstimmung vorwiegen und vorwiegen müssen. Die Reden der ausländischen Genossen wenden sich naturgemäß von allen Spezialfragen ab, sie schildern in großen Zügen die gemeinsamen Kämpfe und die gemeinsamen Leiden der Proletarier aller Länder und immer überkommt es die Hörer dabei wie eine weihevolle Festtagsstimmung, wie eine Mahnung, die wie ferner Glockenton uns erinnert an alles das, was für Aufgaben unserer noch harren, über die im nationalen Rahmen sich bewegenden Klassenkämpfe hinaus und Niemand möchte wohl diese Reden, die an sich ja den Gang der Verhandlungen oft durchbrechen und aufhalten, missen oder beschnitten sehen. Hat doch die Anwesenheit der ausländischen Gäste auch den praktischen Erfolg gehabt, daß man sich über den Ort des nächstjährigen internationalen Arbeiterkongresses — Brüssel — verständigen konnte.

Was die eigentlichen Verhandlungen anbelangt, so konnten sie sich — wie wir in Heft 2 schon betonten — diesmal fast nur bewegen um die Erledigung einer Reihe praktischer Fragen, Fragen der Organisation der Partei, besonders der Zusammensetzung der Parteileitung, der Förderung und Kontrole der Presse, der Formen und Aussichten des gewerkschaftlichen Kampfes. Eine Partei, die in Folge des Falles des Sozialistengesetzes mit einem Male vor, wenn vielleicht auch nicht günstigeren, so doch ganz andersartigen Verhältnissen des Vereins- und Preßrechtes steht, hat vor Allem die Aufgabe, ihre Organisation und Kampfesweise den veränderten äußeren Umständen anzupassen; die Fragen, die unter wie nach dem Sozialistengesetz in gleicher Weise zu entscheiden sind, deren Beantwortung daher angesichts der letzten Vorkommnisse weniger aktuell ist, mußten naturgemäß zurücktreten. Wenn daher auch das Parteiprogramm zur Debatte stand, so war doch von vornherein anzunehmen, daß im Augenblicke die Debatte über den Rahmen bloßer Anregungen und Andeutungen nicht hinausgehen würde.

Digitized by Google

In erster Linie handelte es sich um die neue Organisation der Partei und es waren dabei besonders zwei Punkte strittig: die Zusammensetzung und Kontrolirung des Parteivorstandes und die Wahl des Zentralorgans.

Der Entwurf der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion forderte bekanntlich, daß der Parteivorstand aus fünf Personen — einem Vorsitzenden, zwei Schriftführern, einem Kassirer und einem Beisitzer — bestehen und daß die Ueberwachung der Geschäftsleitung des Parteivorstandes durch die Reichstagsfraktion, bez. durch einen Fünfer-Ausschuß derselben erfolgen solle. Eine andere, besonders zu bildende Kontrolinstanz hielt man Anfangs wegen der Vereinsgesetze für unmöglich, welche es verbieten, daß politische „Vereine" miteinander in Verbindung treten — und als einen politischen Verein würde man, nach den Erfahrungen der Gewerkschaften, eine besondere Kontrolbehörde zweifellos angesehen haben. Das definitive Organisationsgesetz vermeidet unseres Erachtens diese Klippe in sehr glücklicher Weise, indem es Vorstand und Kontrolkommission nicht als verschiedene und gesondert gewählte „Vereine" erscheinen läßt. Der Parteitag ernennt danach vielmehr eine einheitliche Parteileitung, die aus 12 Personen besteht, und zwar aus 2 Vorsitzenden, 2 Schriftführern, 1 Kassirer und 7 Kontroleuren. Ein „Inverbindungtreten" zweier verschiedener Körperschaften wird daher auch der findigste Staatsanwalt nicht mehr entdecken können.

Was das Parteiorgan anbelangt, so war Anfangs vielfach die Befürchtung vorherrschend, das „Berliner Volksblatt" werde als Zentralorgan den anderen sozialdemokratischen Tagesblättern eine zu große Konkurrenz bereiten und es werde als Berliner Lokalblatt zu wenig den Ansprüchen der Genossen der Provinz genügen können. Beide Befürchtungen sind wohl falsch und wir halten es für durchaus richtig, daß auch nach der neuen „Organisation der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" das „Berliner Volksblatt" zum offiziellen Parteiorgan bestimmt wird. Es soll vom 1. Januar 1891 ab den Titel führen „Vorwärts, Berliner Volksblatt, Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" und an hervorragender Stelle des redaktionellen Theiles alle offiziellen Bekanntmachungen veröffentlichen. Die Bestimmung über die Beaufsichtigung der Presse lautet jetzt so, daß die Parteileitung „die prinzipielle Haltung der Parteiorgane zu kontroliren" habe. Wir glauben, daß auch diese Bestimmung durchaus das Richtige trifft.

Der Rechenschaftsbericht von Bebel ergab ein geradezu glänzendes Bild der Opferwilligkeit der deutschen Genossen. Die im August 1880 auf dem Wydener Kongreß verrechneten Einnahmen betrugen für die Zeit vom November 1878 bis 1. August 1880 rund 37000 Mark; auf dem Kopenhagener Kongreß wurden Anfang April 1883 als Einnahme rund 95000 Mark verrechnet. Auf dem Parteitag in St. Gallen Anfang Oktober 1887 rund 188600 Mark. Seit dieser Abrechnung sind eingegangen 324322 Mark, die Ausgaben betrugen nur 192000 Mark, so daß — mit Hinzurechnung der Zinsen und des Kassenbestandes — augenblicklich ein Vermögensbestand von 171829 Mark vorhanden ist. Außer den hier angeführten Einnahmen sind durch die Partei aufgebracht worden: über 15000 Mark für den Hasenclevefond, über 4000 Mark für den Kayser- und Kräckerfond, nahezu 6000 Mark für die gemaßregelten Bergleute. Diese zusammen mit den übrigen von der Partei aufgebrachten Beiträgen von 324322 Mark ergeben 349729 Mark, welchen eine Ausgabe von 217399 Mark gegenübersteht. Welche andere Partei hätte eine ähnliche Opferwilligkeit aufzuweisen!

Ueber die Parteipresse referirte der Abgeordnete Auer und man wird auch der von ihm vorgeschlagenen Resolution zustimmen müssen.

Digitized by Google

Dieselbe lautet:

Der Parteitag beschließt:

In Erwägung: daß die Presse das beste und wirksamste Agitations- und Kampfesmittel ist,

in weiterer Erwägung: daß unsere Parteipresse dieser ihrer Aufgabe nur entsprechen kann, wenn ihre Existenz genügend gesichert ist und jeder maßgebende nicht parteigenössische Einfluß von ihr ferne gehalten wird,

spricht der Parteitag die Erwartung aus: daß die Genossen überall, neben der Agitation für die Verbreitung des Zentralorgans und der nichtperiodischen Parteiliteratur sich vor allem die Unterstützung und Verbreitung unserer bereits existirenden Lokalpresse angelegen sein lassen,

daß sie ferner überall strenge darauf achten, daß unsere Presse nicht Gegenstand von Privatspekulationen werde, die mit dem Parteizweck nichts gemein haben,

daß die erste und oberste Aufgabe unserer Presse: die Arbeiter aufzuklären und zum Klassenbewußtsein zu erziehen, nicht unter Rücksichten auf irgend welche Privatinteressen leide.

Insbesondere empfiehlt der Parteitag den Genossen: bei der Gründung von neuen Parteiblättern möglichst Vorsicht walten zu lassen und solche Unternehmungen unter keinen Umständen zu gründen, bevor sie nicht genau erwogen und sich überzeugt haben, daß die Möglichkeit der Existenz des Unternehmens aus eigenen Mitteln gegeben und daß vor allem auch die nothwendigen geistigen, technischen und administrativen Kräfte zur Leitung eines Blattes vorhanden sind.

Auch die Stellung zu den Strikes und Boykotts gab zu Meinungsdifferenzen kaum Anlaß. Die Bedeutung der Gewerkschaften ist in Deutschland trotz aller rechtlichen und thatsächlichen Hemmnisse eine immer größere geworden; auch die Waffe des Boykotts hat die deutsche Arbeiterklasse in einer Weise gebrauchen gelernt, wie man sie noch vor kurzem kaum für möglich halten konnte. Es gilt jetzt, den Werth dieser Kampfmittel immer allgemeiner zum Bewußtsein zu bringen; aber der Kongreß mußte andererseits auch auf die Zweischneidigkeit dieser Waffen aufmerksam machen, deren voreiliger Gebrauch und deren Verwendung am unrechten Platze den Arbeitern vielfach nichts gebracht hat, wie ungeheure Opfer und Niederlagen, die auf lange Zeit hinaus die ganze gewerkschaftliche und politische Bewegung lähmten. Der Parteitag empfahl darum bei allen Strikes und Boykotts „sorgfältige Erwägung der Umstände", protestirte aber zugleich gegen die Versuche von oben, Strikes im Interesse des Kapitals zu erschweren und forderte diesen gegenüber „volle Koalitions- und Vereinigungsfreiheit", diese Grundlage für die Kämpfe der Arbeiterklasse zur Erreichung besserer Existenzbedingungen. Der Abgeordnete Grillenberger wies besonders noch auf die Nothwendigkeit der Bildung größerer Verbände hin, um den gewaltigen Koalitionen des Unternehmerthums gewachsen zu sein, und auf die nothwendige Heranziehung der kleineren Orte und der Landbevölkerung zu gewerkschaftlichen Bestrebungen, um den Lohndruck, den diese Elemente oft auf die Arbeiter der Industriezentren üben, nach Möglichkeit zu mildern und um die Lage auch dieser Bevölkerungsschichten zu heben.

Den Höhepunkt der Verhandlungen in Halle bildete wohl die Rede unseres ewig jungen Parteiveteranen Liebknecht zum Parteiprogramm. Es ist hier nicht der Ort, diese Rede und die darauf folgende Debatte auch nur flüchtig zu skizziren. Die Aenderungsbedürftigkeit des Programms wurde allgemein zugestanden: es ist weder in seinem Aufbau besonders logisch, noch lassen sich einzelne Bestimmungen, wie die über die Produktivassoziationen und die Frauenarbeit, heute noch aufrecht erhalten. Dagegen zeigte sich auf keiner Seite Neigung, etwa den

Digitized by Google

Bruch mit den alten religiösen Organisationen für Parteigenossen obligatorisch zu machen; der Parteivorstand wurde beauftragt, dem nächsten Parteitage den Entwurf eines revidirten Programms vorzulegen und ihn mindestens drei Monate vor Zusammentritt des Parteitages zu veröffentlichen, damit die Partei hinreichende Zeit zur Prüfung habe.

Von sonstigen Beschlüssen wäre hier wohl noch hervorzuheben, daß der Parteitag die Stellung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zur Feier des 1. Mai, sowie die Haltung des Zentralwahlkomités in der Frage der Stichwahlunterstützung für freisinnige Kandidaten durchaus billigte. Dagegen soll nach einer von Liebknecht gestellten und vom Parteitag einstimmig angenommenen Resolution der 1. Mai in Zukunft als Arbeiterfeiertag womöglich durch Ruhenlassen der Arbeit begangen werden; wenn sich der Arbeitsruhe an diesem Tage Hindernisse in den Weg stellen, so haben die Umzüge, Feste im Freien u. s. w. am 1. Sonntag im Mai stattzufinden.

Natürlich wurde der Parteitag auch mit einer wahren Fluth von Anträgen überschwemmt, die sich auf alles Denkbare, auf die ländliche Agitation, auf die Herausgabe bestimmter Schriften, auf die Errichtung einer Zentralbibliothek, auf die Herstellung einer gemeinsamen parlamentarischen Beilage für die verschiedenen Parteiblätter, auf die Seemannsordnung und das Auswanderungswesen, auf Elsaß-Lothringen und Polen, auf den Kampf gegen den Antisemitismus und ähnliches bezogen. Es kann nicht anders sein, daß sich hier viel Spreu neben dem Weizen findet, aber alle diese Forderungen bekunden doch den Schwung und den Eifer, mit dem die Genossen allerorts in Aktion treten.

Und von diesem Schwung und Eifer werden wir auch noch viel gebrauchen können, denn die nächsten Jahre werden uns zwar vor andersartige, aber durchaus nicht vor leichtere Kämpfe stellen. Die Koalitionen des Unternehmerthums werden dem Kapital überreichlich manche polizeiliche Vollmacht ersetzen, die ihm verloren gegangen ist; das gemeine Recht wird nicht weniger Opfer verschlingen wie der alte Ausnahmezustand; die Agitation auf dem Lande, unter den Bergarbeitern, in den eigentlichen Herrschaftsgebieten des katholischen Klerus wird uns ganz neue Aufgaben auferlegen, deren Schwierigkeiten gar nicht abzusehen sind. Aber welche Hindernisse könnte eine Partei nicht spielend nehmen, die von solchem Feuereifer, von solchem Opfermuth in allen ihren einzelnen Gliedern beseelt ist und für die alle ökonomischen und politischen Verhältnisse in gleicher Weise arbeiten!

Alle Theilnehmer werden den Parteitag mit den frohesten Hoffnungen verlassen haben, und wenn die Gegner enttäuscht sind, daß auch nicht ein Anzeichen einer beginnenden Spaltung zu gewahren war — denn einzelne persönliche Differenzen können nicht so gedeutet werden — so ist das ein Grund mehr für uns, mit dem Verlaufe des Halle'schen Kongresses zufrieden zu sein.

Notizen.

Ueber künstliche Befruchtung. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart hat die Unfruchtbarkeit der Ehe die Aufmerksamkeit der Aerzte wie der Laien auf sich gezogen. Nicht weil durch sie unmittelbar der Staat berührt wird, denn ihr Einfluß auf die Bevölkerungsbewegung der Nationen ist höchst wahrscheinlich irrelevant, sondern weil sie von tief einschneidenden Folgen für das Familienleben, für die Ehe selbst begleitet ist. Mit der Zunahme der Kultur, mit den erhöhten Fortschritten in der Wirthschafts- und Lebensweise der

Digitized by Google

Nationen sind bekanntlich eine Legion von Uebeln und Schäden eingezogen, die den Organismus aller lebenden Wesen nach den veränderten Verhältnissen umgestaltet haben. Geisteskrankheiten und Tuberkulose ist das Zeichen, unter dem unser Jahrhundert immer weitere Kreise ins Verderben zieht. Zu jenen immer mehr sich ausbreitenden Schäden gehört auch die Sterilität der Ehe, die dem Laien in ihrer Gesammtheit unbekannt, dem Arzte ein erschreckendes Bild entwirft von jenem unheilvollen Zustand, der die wichtigste Funktion unseres Lebens und Seins, die Fortpflanzung des Geschlechtes, aufhebt. Hervorragende Forscher haben, gestützt auf ein reiches Material, bereits ein Verhältniß der unfruchtbaren zu den fruchtbaren Ehen wie 1 : 8,5 gefunden und damit zugleich die Hebung der Sterilität zu einer der brennendsten Fragen der Frauenheilkunde gemacht.

Während das Wesen der Sterilität noch vor Jahrzehnten hinter einem mysteriösen Schleier verborgen war, den Niemand lüften durfte, wissen wir heute nach Erkenntniß der Entstehungsvorgänge des Individuums, daß überall da eine Ehe unfruchtbar bleibt, wo Verhältnisse irgend welcher Art — seien es nun angeborene organische Fehler oder durch Krankheiten erworbene Veränderungen eines Theiles der Ehe — eine Vereinigung des Samens mit dem Eie verhindern. Wie überall in der Entwicklung der Wissenschaft vom Menschen, seinem Körper und seinen physiologischen Funktionen, hat auch hier das Thierexperiment die ersten Kenntnisse und Erfahrungen uns über die Hebung der Sterilität verschafft. Die Befruchtung des Fischlaichs durch bloßes willkürliches Ueberziehen mit dem Samenschleim, die jetzt allgemein gehandhabte künstliche Fischzucht, ließ den Gedanken erstehen, ob es nicht möglich sei, ähnlich dieser Prozedur den menschlichen Zeugungsstoff in die Gebärmutterhöhle einzuführen und damit eine Frage zu lösen, die wohl mit Fug eine der interessantesten der menschlichen Fortpflanzung genannt werden kann. Der Italiener Spallanzani war es, welcher zum ersten Male die künstliche Befruchtung ausführte. Er spritzte in die Gebärmutter einer läufigen Hündin mittelst einer auf 30° R erwärmten Spritze die Samenflüssigkeit eines Hundes mit dem Erfolge, daß Imprägnation eintrat und nach Verlauf von 62 Tagen von der belegten Hündin drei lebende Junge geworfen wurden. Zwei andere italienische Forscher, Rossi und Bianchi, wiederholten das Experiment mit dem gleichen Erfolge.

Trotz dieser ermuthigenden Ergebnisse wagten weder Spallanzani noch seine Nachfolger, vermuthlich von religiösen Bedenken erfüllt, ihre Versuche auf Menschen auszudehnen. Nach langer Zeit der Ruhe wurde diese Frage von Neuem in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts von französischen und englischen Forschern aufgenommen und von Mantegazza, dem italienischen Anthropologen und Physiologen, in weitere Kreise in der allerjüngsten Zeit getragen. Leider sind mit dem Studium der Frage und ihrer theoretischen Lösung durch unanfechtbare wissenschaftliche Grundsätze praktische günstige Resultate, die ohne jeden Zweifel als Folge des Verfahrens abzuleiten wären, nicht mehr erzielt worden, so daß wir auch heute eine endgiltige Lösung der Aufgabe erst in der Zukunft erwarten müssen. Zweifelsohne machen in unserer Zeit nicht minder als zur Zeit des ersten Bekanntwerdens der künstlichen Befruchtung unüberwindlicher Widerwille der betheiligten Gatten, religiöse und moralische Vorurtheile dem die Operation vorschlagenden Arzte die Ausführung seiner Absicht oft unmöglich und unter solchen oft unüberwindlichen Bedenken ist natürlich ein empirisches Fortschreiten der Erkenntniß äußerst erschwert.

Die heute allein gangbare Methode der künstlichen Befruchtung ist die der Einspritzung von unter Körpertemperatur befindlicher Samenflüssigkeit mittelst eigen konstruirter Glasspritzen in die Gebärmutterhöhle. Der Samen selbst wird entweder vorher, oder im Augenblicke der Kohabitation gewonnen, in einem Gefäße in ein Wasserbad, das die Temperatur von 38—40° hat, gebracht und nach einigen Minuten injizirt. Selbstverständlich sind im Verlaufe der ganzen Prozedur alle Kautelen vor Verunreinigungen ꝛc. zu beachten.

23 Fälle der Ausführung der künstlichen Befruchtung sind uns bekannt; diesen Frauen sind im Ganzen 83 Einspritzungen gemacht worden; bei mehr als der Hälfte, 12, mit dem Erfolg, daß Schwangerschaft eintrat. Dieses Resultat müßte alle Bedenken gegen die Ausführung der künstlichen Befruchtung im Keime ersticken, wenn uns der Beweis erbracht würde, daß durch die Injektion der Samenflüssigkeit, aber ausschließlich durch diese, Schwangerschaft erfolgte und nicht etwa durch der Operation voraufgehende Manipulationen, welche vermuthlich auch die natürliche Befruchtung ermöglicht hätten. Diesen exakten Beweis zu erbringen,

Digitized by Google

ist natürlich bei der ganzen Sachlage der Vornahme der Operation äußerst schwer, durchaus erforderlich aber zu der wissenschaftlichen Beurtheilung von dem Werthe des Verfahrens. Der glücklichste aller Operateure war der Franzose Girault. Er führte in einem Zeitraum von 24 Jahren an 10 Frauen die künstliche Befruchtung aus und zwar acht Mal mit Erfolg. Bei diesen acht günstigen Resultaten wurde in je einem Falle fünf, vier und drei Mal, in zwei Fällen je zwei Mal und in den restirenden drei Fällen sogar nur je ein Mal injizirt, bis Konzeption erfolgte.

Alle Versuche, selbst die zuletzt angeführten, legen trotzdem den Gedanken nahe, die künstliche Befruchtung am Menschen noch so lange ruhen lassen, bis sie an Säugethieren der eingehendsten experimentellen Prüfung unterzogen ist. Nur auf diesem Wege ist es möglich, zu einer Methode zu gelangen, die bei dem immerhin delikaten Eingriff in die Geschlechtssphäre der Frau wie des Gatten zu untrüglichen Resultaten und zur sicheren Möglichkeit, aus einer unfruchtbaren eine fruchtbare Ehe zu machen, führt. Ist dies möglich, dann werden auch die sozialen und ethischen Bedenken hinfällig und der therapeutische Werth allein maßgebend für die Beurtheilung dieses Problems. Dr. Max Bylo.

Die Auswanderung. Von vielen Sozialquacksalbern wird bekanntlich die Auswanderung als souveränes Mittel zur Heilung unserer sozialen Schäden empfohlen, die nach ihrer Behauptung nur von der „Uebervölkerung" herrühren, davon, daß es zu viel Mäuler zu ernähren giebt. Wie die Auswanderung wirklich wirkt, zeigen folgende Zahlen, die wir einem sehr instruktiven Artikel über Auswanderung von v. Philippovich in dem jetzt in Lieferungen erscheinenden Handwörterbuch der Staatswissenschaften entnehmen. Die Tabelle zeigt die Gliederung der Auswanderer aus Deutschland, respektive der Gesammtbevölkerung des Reichs nach Alter und Geschlecht:

Im Alter von	Von je 1000 Mehrauswanderern waren 1875—1880		Von je 1000 Einwohnern waren 1880		Im Alter von	Von je 1000 Mehrauswanderern waren 1875—1880		Von je 1000 Einwohnern waren 1880	
Jahren	männlich	weiblich	männlich	weiblich	Jahren	männlich	weiblich	männlich	weiblich
0—10	27	27	126	126	35—40	38	35	30	32
10—14	25	11	41	41	40—50	47	41	50	53
14—17	81	12	30	30	50—60	20	16	38	42
17—20	129	25	27	28	60—70	3	1	25	28
20—25	102	94	42	44	70—80	—8	—7	10	12
25—30	73	101	36	37	80—90	—11	—8	2	2
30—35	54	74	33	35	90 u. älter	—1	—1	0	0

Die Tabelle giebt nur die Mehrauswanderer, nicht die Auswanderer überhaupt an, da sie den theilweisen Ersatz berücksichtigt, den die Auswanderer durch Einwanderer finden. Es scheint jedoch, daß die Einwanderung die Schäden der Auswanderung nicht mildert, sondern verschärft. In den Altersklassen über 70 Jahre überwiegt die Zahl der Einwandernden, wie durch die Minuszeichen angedeutet, die der Auswandernden. Die Zahl der Hilflosesten, der Unterstützungsbedürftigsten wird durch die Auswanderung nicht nur nicht erheblich vermindert, sie wird vielmehr im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung vermehrt. Bei Kindern bis zum 14. Jahre und bei älteren Leuten über 40 Jahre ist der Antheil an der Auswanderung geringer als ihrer verhältnißmäßigen Zahl in der Gesammtbevölkerung entspricht. Dagegen ist der Antheil an der Auswanderung besonders unverhältnißmäßig groß bei Männern im Alter von 14—35, bei Frauen im Alter von 20—35 Jahren. Gerade die produktivsten Altersklassen wandern aus, diejenigen, die sich am leichtesten fortbringen können. Die Auswanderung vermehrt relativ die Zahl der Kinder und Greise in der Bevölkerung: das nennt man Lösung der sozialen Frage!

Wie die Zahl der Kinder und Greise, vermehrt sie auch die verhältnißmäßige Zahl der Frauen in der Bevölkerung. Von je 1000 Mehrauswanderern waren 579 männlich und 421 weiblich. In der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reichs verhält sich dagegen die Zahl der männlichen Einwohner zu der der weiblichen wie 490 zu 510: Bei den Auswanderern überwiegen die Männer, bei den Einwohnern Deutschlands die Frauen. Beide Erscheinungen stehen in engem Zusammenhang mit einander. Bis zum 17. Jahr ist in der

Digitized by Google

Bevölkerung die Zahl der männlichen Mitglieder der der weiblichen gleich; erst von da an beginnt der Frauenüberschuß; er trifft also gerade den heirathsfähigen Theil der weiblichen Bevölkerung. Dieser Ueberschuß wird wohl nicht durch die Auswanderung allein geschaffen, indessen jedenfalls durch sie bedeutend erhöht. Dieser Frauenüberschuß ist aber eine der hervorragendsten Ursachen dessen, was man die Frauenfrage nennt.

Die Versuche, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, die soziale Frage zu lösen ohne Eingriffe in die Organisation der heutigen Gesellschaft, haben bisher, soweit sie überhaupt Erfolg hatten, nur dahin geführt, die bestehenden sozialen Gegensätze und Mißstände zu verschärfen. Die von Brentano und Konsorten so vielgerühmten englischen Gewerkschaften haben die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit nicht begründet; die einst so hochgehobenen Konsumvereine werden jetzt von den Kleinhändlern als ein kräftiges Mittel, sie ins Proletariat zu schleudern, denunzirt, und die Auswanderung führt zu einer Vergrößerung der Armenlast und zu einer Verschärfung der Frauenfrage! So arbeiten alle Jene, die durch ihre Quacksalbereien die Entwicklung der Gesellschaft in der Richtung des Sozialismus hemmen wollen, nur dahin, sie zu beschleunigen.

Literarische Rundschau

Wir werden um Aufnahme folgender Anzeige ersucht:

Im Monat Oktober dieses Jahres wird erscheinen: **„Almanach de la Question Sociale".** (Jahrbuch des internationalen Sozialismus.) Herausgegeben von P. Argyriadès.

Dieser Kalender ist auf ganz neuer Grundlage verfaßt und wird folgende Abschnitte enthalten: 1) Eine Studie über die Abänderungen des Kalenders. 2) Berichte über alle sozialistischen Parteien Europas und anderer Welttheile. 3) Aeußerst interessante statistische Notizen. 4) Eine ausführliche Arbeit über den wissenschaftlichen Sozialismus. 5) Urtheil über verschiedene ökonomische Gegenstände. 6) Noch ungedruckte Dichtungen von E. Pottier, Luise Michel u. A. 7) Anekdoten, Wahrsprüche, geflügelte Worte ꝛc. 8) Eine methodische Zusammenstellung aller Zeitungen und Zeitschriften, welche sich mit Sozial-Oekonomie beschäftigen.

Das ganze wird einen stattlichen Oktavband bilden. Preis für Frankreich 1 Fr. 25 Ct., für das Ausland 1 Fr. 50 Ct.

Damit der Herausgeber im Vornherein die Anzahl der Druckexemplare bestimmen kann, bittet er, die Zahl der gewünschten Exemplare sofort dem Administrator: 5 Boulevard St. Michel, Paris, bekannt machen zu wollen.

Alle Subskribenten erhalten als Prämie zu gleicher Zeit mit dem Kalender eine interessante Broschüre, den sozialistischen Dichter E. Pottier betreffend.

Der Subskriptionspreis wird erst nach dem Empfange des Kalenders entrichtet.

Feuilleton.

Später.

Soziale Studie von **Minna Kautsky.** (Schluß.)

IV.

Nach den Ferien nahm er seine Studien mit verdoppeltem Ernst und Eifer wieder auf.

Aber im November stellten sich Schwächezustände und Ohnmachten ein. Er ward aus der Schule genommen und hatte sich einer strengen Kur zu unterziehen. Man brachte ihn nach Davos. Die kräftige Bergluft sollte seinen

Digitized by Google

Organismus stärken und neubeleben. Sein Zustand verschlimmerte sich aber durch eine hinzutretende katarrhalische Affektion. Nun wurden in rascher Folge die Orte und die Kuren gewechselt, bis man im Februar nach Nizza gelangte.

Mama, die ihn begleitete, hatte sich auf diesen Stationen höchst unbehaglich gefühlt. Den Komfort eines luxuriös eingerichteten Hauses hatte sie aufgeben müssen, überhaupt Alles, was das Leben verschönt. Dem kranken Sohne zu Liebe hatte sie diese Opfer gebracht, die sie heroische nannte, aber nun war sie auch am Ende ihrer Kraft.

Die Saison in Nizza sollte sie einigermaßen entschädigen. Sie hatte daselbst eine herrliche Villa gemiethet, mit Equipagen und Dienerschaft. Und wenn sie selbst auch nur selten empfing, Othenio's wegen, so spielte sie doch in den vornehmsten Zirkeln eine erste, eine belebende Rolle.

Der Weltruf ihres Papas ward ihr in der Fremde erst recht zur Gloriole, und Alles bemühte sich um die berühmte Deutsche. Sie empfand mit Vergnügen, daß sie unendlich gewann, wenn sie den fetten, prosaischen Gatten nicht an ihrer Seite hatte. Sie gab sich freier und sogar kokett. Der Erfolg bestärkte sie darin. Aber auch ihre schöngeistigen Versuche fanden hier ein dankbares Publikum, das ihren deutschen Rezitationen mit um so größerer Neugier lauschte, als es dieselben nicht verstand. Zur Uebung für Othenio, der sich während seines Aufenthaltes in Nizza im Französischen vervollkommnen sollte, hatte sie eine junge Französin als Gesellschafterin aufgenommen. Aber die leichtfertige Französin war mit einem Russen durchgegangen, und Pauline war nun um einen Ersatz verlegen.

Bis ein solcher sich fand, blieb sie selbst bei ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten.

„Meine Mutterliebe feiert Triumphe", schrieb sie an ihren Mann, „man bewundert und beklagt mich, denn Othenio's Genesung macht nur langsame Fortschritte."

Sie zweifelte indeß nicht einen Augenblick an derselben, und sie ward erst stutzig, als der Arzt, dem sie von ihren Bemühungen, eine passende Gesellschafterin zu finden, erzählte, fast unwirsch entgegnete:

„Verschonen Sie ihn damit, Madame, er soll nicht mehr gequält werden."

Sie sah überrascht auf und entgegnete dann empfindlich:

„Gequält? Sie wissen doch, daß ich nur sein Bestes bezwecke, und seine Zukunft vor Augen habe. Oder glauben Sie, daß sich sein Zustand verschlimmert habe? Sprechen Sie, theuerster Professor, Sie wissen ja, wir haben keine Mühe und keine Kosten zu scheuen, es kann, es soll Alles geschehen, was seine Genesung verbürgt." Wirkliche Besorgniß war in ihrem Gesichte zu lesen, und ihre Stimme zitterte.

Der Arzt aber entgegnete trocken und kalt:

„Er braucht nichts als Ruhe, gönnen Sie ihm dieselbe, Madame." Er machte eine kurze Verbeugung und ging.

Am nächsten Tag schrieb Pauline an ihren Gatten.

„Schicke unseren theuren Professor Br.... sofort nach Nizza. Ach, diese italienischen und französischen Aerzte! Sie verstehen gar nichts. Ich habe kein Vertrauen zu ihnen; Othenio wird ersichtlich schlechter, und was thut unser Professor? Er schreibt keine Rezepte, giebt keine Verordnungen mehr, und meint, wir sollen den Kranken thun und meiden lassen, was ihm gefalle. Aber das ist doch keine Behandlung! Es ist empörend! Auch den ärmsten Schlucker kann man schließlich der Natur und sich selbst überlassen, aber wenn man, um eine Krankheit zu besiegen, ein Vermögen opfert, dann kann man doch verlangen, daß

Digitized by Google

alle die unerschöpflichen Hilfsmittel der modernen Wissenschaft und ärztlichen Kunst in Anwendung kommen."

Der Brief ging ab; aber immerhin mußten einige Tage vergehen, ehe der Gerufene hieherkam, um eine neue Behandlung über ihn zu verhängen. Othenio hatte einstweilen Ruhe.

Es war Anfang März. Die Tage waren hell, von durchsichtiger Klarheit. Der blaue, sonnendurchleuchtete Himmel brannte über der sproßenden Erde und spiegelte sich in dem Blau des Meeres wieder, dieses noch tiefer färbend.

Alle Blumen des Frühlings, der Reichthum einer fast tropischen Vegetation begann sich in märchenhafter Pracht zu entwickeln. Die Villa stand auf der Höhe, inmitten eines kunstvoll angelegten Parkes, über dessen Lorbeer- und Palmengruppen hinweg man den Ausblick über das Meer hatte.

Auf der breiten weit vorspringenden Terrasse, wo roth und weißblühende Rhododendren und Azaleen, Kamelien und Rosen, in allen Nuancen vertreten, in üppigster Blüthe standen, ruhte Othenio in einem tiefen Rollstuhl, in seidene Kissen gebettet. Sein Athem war kurz, aber die milde, duftgeschwängerte Luft that ihm wohl, und seine Augen irrten schauend umher über diese Welt von unsagbarer Schönheit.

Und diesem Frühlingswunder um ihn, mit seinen webenden, treibenden Kräften, entsprach das Klopfen seines eigenen jungen Herzens.

Es war ein Strom der reinsten Glückseligkeit, der seinen armen Körper durchzitterte, es war die Freude selbst, die Freude am Dasein, an dieser Minute, die in dem Frieden, der ihn umgab, durch nichts gestört ward. Das Meer scheint zu schlafen. Gleichmäßig in dumpfen Tönen schlägt die Brandung ans Ufer, und man sieht den weißen aufspritzenden Gischt gegen die Quaimauer herauf lecken. Und jetzt huscht eine aufspringende Brise, gleich einem bewegenden Hauch, über die Wasserfläche, Ströme von Licht entfesselnd, die in Funken darauf tanzen; und in das Blau des Wassers mengen sich grau-violette Töne, die wieder verschwinden. Die Fischer haben auf diesen Moment gewartet, und da und dort tauchen die Barken auf, deren weiße Segel sich zu blähen beginnen. Und jetzt hat der Luftstrom, vom Süden her wehend, auch den Knaben erreicht, er umkost und umschmeichelt ihn und kühlt ihm die Wangen, auf denen das kranke Roth der Phthise entzündet ist.

Seine Lippen öffnen sich, seine Brust athmet tiefer unter dem belebenden Einfluß. Wie schön doch das Leben ist!

Warum lernt er es erst jetzt kennen? Warum gewährt man ihm jetzt erst sein Kinderrecht, es sorgenlos zu genießen? Er will nicht fragen, nicht deuteln, nur in sich aufnehmen. Und die Luft, der Sonnenschein, die Blumen, all die Pracht, die ihn umgiebt, heute gehört sie ihm, heute noch — aber morgen —?

Er bewegt langsam die kleine abgezehrte Hand, als wolle er etwas verscheuchen, das sich ihm heimtückisch naht. Ein Schauder durchfährt ihn und er schließt seine Augen. Gleich darauf reißt er sie wieder auf und er lächelt, als die Welt noch immer so heiter und sonnendurchleuchtet vor ihm liegt.

Und jetzt greift er in die Brusttasche seiner Blouse; er zieht einen Gegenstand daraus hervor, den er mit einem zärtlichen Ausdruck betrachtet.

Es ist die Photographie der kleinen Lene.

Sechzehnjährig ist sie, wie er, eine schön und frischaufblühende Blume. Sie lebt nun ganz in der Familie ihrer Tante am Lande, in gesunder Umgebung; von Allen geliebt, von Niemand verhätschelt. Sie hatte von ihren Eltern gehört, daß Othenio krank sei, und ihm hierauf geschrieben. Gute, schlichte Worte waren es, die ihre warme Theilnahme verriethen. Das that ihm so wohl, wie damals,

Digitized by Google

wo sie zu dem scharlachkranken Knaben gekommen war, sich selbst vergessend, um ihn zu erfreuen.

Er war ihrer und ihres Opfers nicht werth gewesen, hatte er sich doch für sie geschämt. Und doch hatte er an ihr mit seinem ganzen Herzen gehangen und er erinnert sich der Schmerzen, die er empfunden, der aufschreienden Verzweiflung, als er sie krank wußte, und man ihm sagte, daß sie getrennt bleiben sollten für immer, für immer! Das war also ein Unabänderliches, ein Muß? Und doch war sie schöner, besser, wahrhaftiger, als alle die Mädchen, die er später kennen gelernt, o ja, o ja! aber sie gehörte einer niedern Klasse an und man hatte ihn gelehrt, die gesellschaftlichen Unterschiede wie ein Naturgesetz zu betrachten. Aber das kranke, vergehende Kind hatte den Irrthum erkannt, und zugleich mit seiner eigenen Unfähigkeit hatte er den Dünkel, die Ungerechtigkeit empfunden, die darin liegt, daß Jeder, der auf dieser unendlichen Stufenleiter, die die Gesellschaft errichtet, auch nur um eine Sprosse höher geklommen, auf den Tieferstehenden schon mit Verachtung herabsieht.

Und deshalb diese Jagd, die alle Glückseligkeit vernichtet, deshalb dies wahnsinnige Drängen und Streben, sich eine höhere Stufe zu sichern, womöglich die höchste. Auch er war dazu aufgestachelt worden und er erlag nun dem entsetzlichen Wettstreit.

Er lehnt sich in Ermattung zurück, und schönere Bilder treten vor seine Seele. Er sieht die Lene von einst und die Helene von jetzt ... sie hat immer die gleich guten und treuherzigen Augen. Wie leicht wäre es doch gewesen, ihn glücklich zu machen, ein Kind verlangt ja nicht viel, hätte man ihn nur mit ihr spielen lassen.

Und er gedenkt dieser Spiele mit Wonne, sie waren die Poesie seines Lebens. O, wenn sie ihm wiederkehrte! Nur für einen Tag, für eine Stunde! Eine heiße, unbezwingliche Sehnsucht wallt in ihm auf. Und sollte es denn ganz unmöglich sein, sie zu befriedigen? Er möchte sie wiedersehen — könnte man ihm, dem Kranken, diese Bitte versagen?

„Es wird Deine letzte sein", raunte es ihm zu. Aber nein, nein — wenn nur die Lene erst da ist, dann wird er wieder gesund werden, die Freude wird als ein neuer Lebenserreger ihm neue Kräfte zuführen, die Alles heilen, was krank ist. Und nun knüpfen sich Gedanken an Gedanken, Plan an Plan. Er hofft, er will, das allein schon ist Leben, ist Glück! Und schon geht seine Phantasie daran, den süßen Traum weiter auszuspinnen, ihr Kommen, ihr Mitleid und sein Erröthen, weil sie so schön ist und er davon so beseligt. Er ergreift ihre Hand, um sie festzuhalten, er glaubt einen sanften Gegendruck zu empfinden; aber bald verwirrt sich ihm Alles, eine süße Schlaffheit bemächtigt sich seiner, er schläft ein.

Und umschmeichelt von den milden Lüften des Südens, inmitten von Frühlingsblumen und schwellenden Knospen, die sich leise zu öffnen beginnen, träumt er seinen ersten entzückenden Jünglingstraum.

Da knarrt die Thür, ein schweres seidenes Gewand rauscht über die Schwelle.

Es ist die Mutter.

Der Kranke erwacht mit einem Ausruf der Freude und blickt sie an, erstaunt und befremdet.

„Kennst Du mich nicht, Othenio?"

„Mama."

„Wie geht es Dir heute?"

Digitized by Google

„O gut, sehr gut, ich athme so leicht."

„Das beruhigt mich." Sie zog ein Tabouret heran und setzte sich neben ihm.

Sie war zu einem five o'clok tea auf der Yacht des Fürsten Valeni geladen und hatte bereits große Toilette gemacht. Ganz in leichte Seide gehüllt, mit Blumen geschmückt, trat ihre Absicht, zu gefallen, unverkennbar hervor.

Sie erröthete ein wenig, als sie dem ernst prüfenden Blick ihres Sohnes begegnete. Sie nahm seine Hand und streichelte sie.

„Du hast ein wenig geschlafen, wie? aber weißt Du, daß es hier ziemlich stark vom Meere her weht." Sie hielt den Fächer schützend über ihre Löckchen, „ich werde Dich in Dein Zimmer zurückrollen lassen".

„Bitte, lasse mich hier, der Ausblick ist hier so weit, so unendlich, und mit den Augen schweifen auch meine Gedanken in die Ferne."

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend", deklamirte sie und dann ihn leicht und scherzhaft mit dem Fächer berührend: „Du Träumer, da entbehrst Du mich leicht. Adieu, ich gehe, um bald wieder zu kommen. Oder willst Du es nicht? sag' nur ein Wort und ich bleibe."

Er machte eine Bewegung, als wollte er sich ihr in die Arme werfen, er wollte rufen: „Mutter, bleibe bei mir, halte mich fest, schau, wer weiß, wie lange Du mich noch haben wirst." Es war ihm plötzlich so schwer um's Herz und es hätte ihn erleichtert, an ihrem Halse sich auszuweinen. Aber wie er sich in flehendem Liebesbedürfniß ihr zuwandte, traf ihn der Schimmer ihrer Brillanten.

Wie ihn das erkältete. Er hätte wohl auch eine dieser sorgfältig geknüpften Schleifen verdrücken können.

Er ließ die Arme sinken und schmiegte den Kopf tiefer in seine Kissen.

„Geh' nur", sagte er leise, „geh'."

Pauline erhob sich, als sie ihm aber nochmals die Hand reichte, hielt er sie fest:

„Mama, eine Bitte."

„Was wünschest Du?"

„Schenke mir —" er machte eine Pause, er schwankte in der Ziffer, die er begehren wollte, zwischen Hundert und Tausend, die ihm fast ein Gleiches bedeuteten und entschied sich bescheiden für die erstere, — „schenke mir hundert Mark."

„Du verlangst Geld, zu welchem Zweck?"

„Ich möchte darüber frei verfügen dürfen."

„Eine solche Summe —"

„Wir sind doch reich."

„Aber wir müssen doch prüfen, ob das Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen wäre."

Er senkte den Kopf noch tiefer und leise, während seine Finger an der seine Beine verhüllenden Decke zupften:

„Ich möchte mir damit eine Freude verschaffen."

„O, dann — sprich."

„Also Du giebst sie mir."

„Nicht bevor Du mir sagst."

Da erhob er die Augen und es lag in ihnen ein schöner, fester, fast männlicher Ausdruck:

„Ich möchte Lene wiedersehen."

Die Mutter starrte ihn sprachlos an. Othenio fuhr fort:

„Weißt Du noch, wie Du sie damals mir brachtest, ich fühlte mich krank

Digitized by Google

und elend wie heute, und war dann mit einem Male froh und getröstet, denn sie war so gut, so vom Herzen gut, und ich — ich hab' sie damals so lieb gehabt, Mutter! Ich mußte sie vergessen und hab' sie vergessen, aber heut' kommt mir das Alles wieder ... ich sehne mich nach ihr. Schicke ihr das Reisegeld und laß sie kommen."

„Schweig', Othenio, schweig'", rief die Mutter fast bräuend, „welch eine Laune! Was damals war, kann nicht jetzt sein, sie ist kein Kind mehr."

„O nein, sie ist ein Mädchen geworden, groß und schön."

„Du hast sie gesehen?"

„Nur ihr Bild, da ist es, sieh es doch an, Mama."

„Ach, nun begreife ich Alles. Sie hat Dir diese Photographie geschickt?"

„Ich habe sie darum gebeten, Mama."

„Du hast Dir das hinter meinem Rücken erlaubt? wie schlecht von Dir. Aber es soll nicht wieder vorkommen. Ich werde zu verhindern wissen, daß diese freche —"

„Mama!"

„Ich will Dich nicht aufregen; aber was glaubst Du, daß Papa dazu sagen würde; und siehst Du nicht selbst ein, daß es durchaus nicht angeht, daß Du in störrischem Eigensinn Dein Herz an ein Mädchen hängst, für das in Deinem künftigen Leben kein Platz ist."

„In meinem künftigen Leben, Mutter? Sieh mich an, sieh mich gut an, und frage Dich dann nochmals, was ich für diese Zukunft noch hingeben soll. Habe ich denn ihr nicht schon Alles zum Opfer gebracht? mein Jugendglück, jede Freude der Gegenwart, meine Gesundheit, mein Leben selbst! Aber diese Freude soll sie mir nicht mehr rauben, denn es wird — meine letzte sein, Mutter."

Um Gotteswillen, Othenio, sprich nicht so; beruhige Dich, Du weißt, jede Aufregung ist Dir verboten. Und will ich denn nicht dein Bestes? Dein Glück will ich sichern, Dein Leben —"

Othenio lachte heiter auf.

„Sichern, ja sichern, das ist die beständige Sorge und dabei geht das, was Ihr sichern wollt, selbst zu Grunde!"

„Genug, laß uns abbrechen, Du bist zu aufgeregt in diesem Augenblick, aber später —"

„Ich habe kein Später, ich habe nur diesen Augenblick, und ich will ihn nützen."

Er warf die Decke beiseite und suchte sich zu erheben.

„Othenio, was willst Du thun?"

„Thun?! Was kann ich thun, nichts! Ja, wenn ich gesund wäre, wenn ich arbeiten könnte! Aber so kann ich nur bitten, Mutter, gieb mir das Geld, gieb mir mehr, gieb mir das Zehnfache, schicke es dem Mädchen, das mir theuer ist — sie soll kommen — thu's — ich will's — sofort oder ich müßte den Reichthum verfluchen, den ihr so sorgsam für mich gehäuft und der mir bisher nicht eine Freude gegeben, nicht einen Wunsch noch erfüllt hat. Jetzt soll er es thun — gieb mir das Geld, Mutter!"

Seine wahnsinnige Erregung hatte ihn emporgerissen, er stand aufrecht vor ihr und ergriff ihre Hand, um sie mit sich fort zu ziehen in die Stube.

Sie gehorchte, erschreckt sich beugend vor dieser Energie, die fast etwas Dämonisches hatte.

Sie waren von der Terrasse in das Zimmer getreten. Othenio ging so rasch, daß sie kaum ihm zu folgen vermochte, in dieser Ueberreiztheit der Nerven

Digitized by Google

war seine Schwäche geschwunden, er schien neubelebt. Da blieb er stehen und griff nach der Brust; ein kurzes, eigenthümlich metallisches Husten ertönte, er brachte das Tuch zum Munde.

„Blut!“ röchelte er.

„Blut!“ Die Mutter wiederholte es in gellendem Aufschrei, indem sie den Wankenden stützte.

„Hilfe, Hilfe, er stirbt!“

Es war Nacht geworden. Ein starker Südwest hatte das Meer in Aufruhr gebracht und durch die ringsum herrschende Stille ward der Donner der Brandung weithin vernehmbar.

In Othenio's Zimmer standen die Fenster offen. Er selbst lag ruhig und regungslos in seinem Bette, über das die flackernden Lichter einer vielarmigen Girandole ihre mit Schatten wechselnde Lichter warf. Sein Gesicht war durch einen Vorhang geschützt, ein sanfter Zug der Ergebung ließ es so licht und verklärt erscheinen. War er schon dahingegangen? Nein, er athmete noch, aber kurz und vorsichtig. Eine silberne Glocke lag auf der Decke im Bereich seiner Hände. Er hatte alle hinausgeschickt, auch die Mutter, die entsetzlich litt und sich nicht zu fassen vermochte, auch den Arzt. Er lauscht den Tönen, die ihm von außen kamen, dem vielstimmigen Gesang der empörten Wogen. Und je wilder sie sangen, um so stiller wurde es in ihm selbst. Da war kein Wunsch mehr und kein Verlangen, nur Friede.

Da öffnet sich leise die Thür und in derselben erscheinen Gestalten, sie flüstern und deuten.

Othenio öffnet die Augen und blickt hinüber.

Die Mutter ist die Eine, und die Andere? Diese scheint in ein weißes Gewand gehüllt, sie hält etwas vor ihr. . . .

Wie sein Herz plötzlich zu schlagen beginnt, aber was ihm da durch den Kopf fährt, er wagt's nicht zu hoffen.

Sie kommen näher.

„Othenio“, sagte die Mutter, an sein Bett tretend, „Du darfst nicht erschrecken, ich hoffe es soll Dich beruhigen und auch mich, wenn Du das heilige Sakrament empfangen hast.“

Ein Beben durchschütterte den Körper des Kranken.

„Das Sakrament des Sterbenden!“ rief er und seine Augen aufreißend sah er auf den Priester, der im Ornate vor ihm stand, schrecklicher als der Tod selbst, denn er brachte ihm die sich sträubende Angst vor demselben, das Entsetzen, rettungslos ihm verfallen zu sein.

Der Priester bemerkte den Eindruck, den sein Erscheinen verursachte.

„Ich bringe Ihnen Trost, junger Mann, den süßesten in Ihrer Lage, die Sicherung Ihres Lebens im Jenseits“, sagte er milde.

Da fuhr der Knabe empor; es war wie ein Krampf, der ihn anfiel, die morschen Gefäße rissen, ein Blutstrom quoll aus dem Munde. In der nächsten Minute war Alles vorüber.

* * *

Othenio wurde in Nizza begraben. Später, wenn das Mausoleum erbaut und mit dem Wappen geschmückt sein würde, das Baron Rodenberg von Hohenritt und seine Gattin nach ihrer Adelserhebung sich ausgesucht hatten, später sollte er in dieser Gruft seiner Väter feierlichst bestattet werden.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 5. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Arbeiterausschüsse.

Bei dem Strike der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter im vorigen Jahre zeigte es sich, daß die Bergwerksbesitzer und ihre Beamten jegliche engere Fühlung mit ihren Arbeitern verloren hatten, selbst da, wo sie zur Stütze der eigenen Herrschaft und um gegen unangenehme Ueberraschungen geschützt zu sein, auf eine gewisse Kenntniß der Stimmungen und Bestrebungen unter ihren Arbeitern angewiesen waren.

In anderen Großbetrieben hatte sich schon längst die Unmöglichkeit herausgestellt, ohne Zuziehung von Arbeitern manche Anordnung durchzuführen und manche Einrichtung mit der vom Unternehmer gewünschten Wirkung zu schaffen, und so waren hier schon längst Arbeiterräthe, Aeltestenkollegien, Fabrikausschüsse und Aehnliches gebildet worden. Für die preußischen staatlichen Gruben und Werkstätten empfahl sie bekanntlich die Rede des Kaisers vor dem preußischen Staatsrath. Herr Stumm, die „Kölnische Zeitung“ und andere Organe der rheinischen Bourgeoisie, traten mehr oder weniger offen gegen diese Neuerung auf. Andere Großindustrielle, wie Herr Oechelhäuser, priesen sie als Universalheilmittel. Und wie es so geht, wenn man sich um etwas streitet: die Arbeiterausschüsse, von denen man sonst wenig Aufhebens gemacht haben würde, erschienen mit einem Male als etwas ungemein Bedeutungsvolles, so daß der Verein für Sozialpolitik es sogar für geboten hielt, ihnen einen eigenen Band seiner Schriften mit „Gutachten, Berichten und Statuten“ zu widmen*).

Man ersieht aus diesem, daß die gewünschte Einrichtung in einer ganzen Reihe deutscher Fabriken schon funktionirt, und zwar fast immer zur vollen Zufriedenheit der Unternehmer. Schon das ist geeignet, etwas stutzig zu machen, und wenn man näher zusieht, so zeigen die bereits geschaffenen Arbeitervertretungen in der That ein recht Bedenken erregendes Aussehen.

Zunächst dürfen in ihnen meistens nur Arbeiter sitzen, die viele Jahre, ja oft mindestens zehn Jahre der betreffenden Unternehmung angehörten. Es ist unsern Lesern bekannt, daß ein so langes Bleiben in derselben Stellung weniger

*) Arbeiterausschüsse in der deutschen Industrie. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Prof. Dr. Max Sering. Leipzig 1890. 176 Seiten.

Digitized by Google

auf Tüchtigkeit in der Vertretung der Arbeiterinteressen wie auf fügsames Schmiegen in alle Launen des Unternehmers schließen läßt. Schon hierdurch wird der Werth dieser Vertretung für die Arbeiter wesentlich geschmälert.

Ferner sind ihre Verhandlungen fast immer dem übermächtigen Einfluß des Unternehmers preisgegeben. Der Fabrikleiter oder der Grubenbesitzer hat entweder den Vorsitz oder er betraut einen seiner Beamten damit, vielfach ernennt er auch aus eigener Machtvollkommenheit einen Theil des Ausschusses. Die vielerwähnte Firma D. Peters in Neviges-Elberfeld ernennt bescheidener Weise die Hälfte der Mitglieder des „Aeltestenraths", stellt auch noch den Vorsitzenden und läßt dann großmüthig die absolute Majorität und bei Stimmengleichheit den Vorsitzenden entscheiden; die Liegnitzer Firma Beer und Co. läßt drei Mitglieder des „Einigungsamtes" von den Arbeitern wählen, dazu treten dann die Chefs der Firma, von denen einer den Vorsitz führt, und der erste Werkführer — so daß vollends jede Selbständigkeit der Entscheidungen solcher Körperschaften aufhört.

Weiter gehen die Befugnisse der letzteren vielfach über bloße Begutachtungen nicht hinaus. Der verehrte Herr Chef weiß in den eigentlichen Arbeitsverhältnissen oft so wenig Bescheid, er ist als Großkapitalist so losgelöst von dem ganzen sachlich-persönlichen Produktionsapparat, daß er geradezu gezwungen ist, über viele Maßnahmen die direkt Betheiligten erst zu hören, wenn nicht die unpraktischesten und undurchführbarsten Vorschriften herauskommen sollen. Wo die Ausschüsse aus eigener Initiative etwas verhandeln, haben ihre Beschlüsse nur die Bedeutung von unmaßgeblichen Vorschlägen, deren Annahme oder Ablehnung in der Hand des Chefs liegt. Natürlich ersparen ihm auch diese Vorschläge manche Dummheit, die er sonst vielleicht in seiner Isolirung begangen hätte. „Die Repräsentationsverfassung" — schreibt Herr Kommerzienrath Peters — „führt nicht zu einer Erschwerniß der Stellung eines Fabrikbesitzers, sondern eher zur Erleichterung. Der Vorstand erspart ihm viel Aerger und viel Anträgerei; er überhebt ihn eines großen Theiles seiner Verantwortlichkeit, der Mühe langer Untersuchungen."

Nur auf verhältnißmäßig neutralen Gebieten, oder auch, wo sie geradezu *gegen* die Arbeiter verwendbar wird, ist der Arbeitervertretung mitunter ein größerer Spielraum eingeräumt.

So hat sie in einigen Etablissements die Lehrlinge freizusprechen und den Meistertitel zu verleihen. Das ist im Allgemeinen ein recht harmloser Spaß, der, aus guter alter Zeit vererbt, mit den Fortschritten der Technik von selber verschwindet.

Weniger angenehm ist es schon, wenn der Ausschuß die Lehrlinge auch in ihrer „sittlichen Führung" überwachen soll, sie wegen Kneiperei und Tanzvergnügen bestrafen und ihnen unter bestimmten Voraussetzungen den Lohn kürzen oder — wenn auch zu Gunsten ihrer Eltern — ganz entziehen soll. Derartige Befugnisse werden immer zu Uebergriffen führen und ihre Ausübung im Dienste und im Interesse der Unternehmer verleiht ihnen vollends einen gehässigen Charakter.

Derselbe tritt besonders dann hervor, wenn — wie in der schlesischen Marienhütte — „Ungehörigkeiten und Ungebührlichkeiten" der Lehrlinge vom Aeltestenkollegium gar mit Verlängerung der Lehrzeit bestraft werden sollen. Man denke, eine Arbeitervertretung, die dafür Sorge trägt, daß dem Unternehmer mehr unbezahlte Arbeit wie früher zur Verfügung gestellt wird.

Aber es kommt noch besser: die Arbeitervertreter haben auch den erwachsenen Kollegen gegenüber Wohlfahrts- und Sittenpolizei — im Sinne des Unternehmers natürlich — zu spielen.

So hat man sie in vielen Fällen seitens der Arbeiter um den Heiraths-

Digitized by Google

konsens zu bitten und sie haben ihn im Falle der Mittellosigkeit beider Theile zu verweigern, „damit leichtsinnige Ehen vermieden werden". Nur Meister dürfen in der Wächtersbacher Steingutfabrik ohne Genehmigung des Ausschusses eine Ehe eingehen. „Mit dem Freisprechen zum Meister wird das Anerkenntniß der Kameraden ausgedrückt, daß Jemand reif sei, für sich selbst und für die Anderen als Mann einzustehen. Wenn nun zu irgend einer Handlung die Reife gehört, so ist es zur Begründung einer Familie. Die Aeltesten haben daher beschlossen, daß als Fabrikangehöriger keiner heirathen dürfe, der nicht zum Meister gesprochen sei. Will sich Jemand an diese vorsorgliche Bestimmung nicht kehren, sondern einen Hausstand gründen, bevor die Aeltesten seiner Abtheilung ihn durch die Freisprechung dazu nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten, sowie seines Verdienstes, für fertig und geeignet erkannt haben, so muß er eben aus unserer Arbeitsgenossenschaft ausscheiden. In einer Arbeitsgenossenschaft, welche sich gegenseitig die wesentlichsten Dienste fortgesetzt zu leisten hat, namentlich auch in Fällen der Noth, ist die Aufrichtung fester Schranken durch freie Vereinbarung nöthig. Die Gestattung, daß jeder schon im jugendlichen Alter außerhalb der Werkstatt thue und treibe, was er wolle, die schwerwiegendsten Verpflichtungen eingehe, den Ruf der Arbeitsgenossenschaft schädige oder ihre Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft nach Belieben belaste, halten wir nicht für Freiheit, sondern für Zügellosigkeit".

Aehnlich schreibt Herr Direktor Schlittgen von der Schlesischen Marienhütte: „Wie leichtsinnig werden oft Ehen geschlossen. Der Mann, kaum mehr als zwanzig Jahre alt, unerfahren, in völliger Unkenntniß der Ehe, der Pflichten, die er durch sie übernommen, nun auch Ernährer einer Familie zu sein; das Mädchen, mangelhaft im Haus erzogen, im Fabrikbetrieb beschäftigt gewesen, ohne Kenntniß dessen, was zur Führung eines Hauswesens gehört; beide nicht nur ohne einen Pfennig, der Mann auch noch verschuldet, so daß er, um die Kosten der Trauung und einer, wenn auch bescheidenen, Hochzeitsfeier zu bestreiten, erneut Schulden machen muß; — da ist es eine ernste Pflicht des Arbeitgebers, dem jungen Mann, nach genauer sachlicher Prüfung seiner Verhältnisse durch die Aeltesten, in geeigneter Weise zu bedeuten, daß der beabsichtigte Schritt besser etwas später geschehe. Ohne die Verweigerung des Konsenses für jetzt als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit aufzufassen, hat mancher junge Mann willig das „Später" angenommen und dankbar des Einspruchs gedacht."

Doch ist den arbeiterfreundlichen Chefs mit diesem Erfolg noch nicht genügt. Vielfach haben die Ausschüsse wahre Spitzeldienste zu leisten. So heißt es in dem Statut der Marienhütte:

„Das Aeltestenkollegium hat die Pflicht, über die Ordnung innerhalb und außerhalb der Hütte zu wachen. . . .

„Jeder Arbeiter, welcher der Hütte angehört, soll sich eines unbescholtenen Rufes erfreuen; neue Mitglieder, welche sich vorher irgend eines Vergehens schuldig gemacht haben, sollen nur nach vorheriger Beschlußfassung des Aeltestenkollegiums aufgenommen werden.

„Jeder Arbeiter ist berechtigt und verpflichtet, innerhalb oder außerhalb des Werkes vorgekommene Unzuträglichkeiten, welche dem guten Rufe der Gemeinsamkeit nachtheilig werden könnten, dem Aeltestenkollegium zur Anzeige zu bringen und Beschlußfassung darüber zu verlangen."

Die Norder Eisenhütte (Provinz Hannover) hat ähnliche Bestimmungen; die Aeltesten haben über die Ordnung innerhalb und außerhalb des Werkes zu wachen und Ungehörigkeiten bei der Werkverwaltung „zur Bestrafung anzumelden";

Digitized by Google

die Arbeiter wiederum sind verpflichtet, „Verstöße gegen die Ordnung innerhalb und außerhalb des Werkes, die dem Ansehen des Werkes und seiner Angehörigen nachtheilig sein können, dem Aeltestenausschuß anzuzeigen." Der Aeltestenrath von Peters-Neviges hat die Aufgabe, die Veruntreuung und Vergeudung von Rohstoffen zu verhindern. In der mechanischen Weberei von F. Brandts in München-Gladbach ist diese Art „sittlicher Erziehung in der Fabrik" in ein förmliches System gebracht. „Unsere Arbeiter im Großen und Ganzen" — schreibt Herr Hitze im „Arbeiterwohl" in einer Lobpreisung des Herrn Brandts — „unsere Arbeiter im Großen und Ganzen besitzen noch sittlichen Ernst. Der verderbliche Einfluß geht immer von Einzelnen aus, die es dann aber auch oft zu einer Virtuosität der Korruption gebracht haben, die furchtbar, wahrhaft teuflisch ist . . . und leider ist es ja auch Erfahrungsgesetz, daß die Guten, die Konservativen, nie die Energie und Thätigkeit entwickeln, als die Bösen. Demgegenüber kann man sagen, daß die Schaffung und Heranziehung eines Arbeitervorstandes („Aeltestenkollegium") eine „Mobilmachung", eine „Organisirung der Guten" bedeutet. . . . Eine Organisirung der guten, eine Isolirung der schlechten Elemente: das ist ja doch die ganze Aufgabe zu einer sittlichen Regenerirung der Fabrik. . . . Es wäre ja nicht zum ersten Male, daß ein Revolutionär in Amt und Würde konservativ geworden wäre, und zwar von ganzer Seele. . . . Andererseits wirkt eine Vorschrift oder Rüge, die von selbstgewählten Standesgenossen, vom Arbeitervorstand oder einem seiner Mitglieder ausgeht, viel tiefer und nachhaltiger, als eine solche vom Herrn oder gar Beamten. . . . Ethische Forderungen (!), die andere Fabriken kaum zu stellen wagen, gelten hier als selbstverständlich, werden ohne die geringste Schwierigkeit stets exekutirt, ohne auf Opposition zu stoßen — Dank dem Arbeitervorstand." In der Porzellanfabrik von Hutschenreuther in Selb in Bayern hat der „Personalausschuß" sogar darüber zu wachen, daß die Arbeiter in den Arbeitslokalitäten keine Bücher oder Zeitungen lesen und andern „ungeeigneten" Beschäftigungen sich einen Augenblick hingeben. Die Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Aktiengesellschaft in Dessau und Berlin theilt durch ihren Direktor Blum schmunzelnd mit, daß sie mit dem Arbeiterausschuß einen großen Erfolg erzielt habe: „Wir machten die besten Erfahrungen bei der drohenden Gelegenheit des 1. Mai. Es sind Agitatoren auf Wunsch des Arbeiterausschusses schon vor längerer Zeit entfernt worden, und wir können konstatiren, daß solche Arbeiter, die nicht erschienen waren und sich krank meldeten, auf Wunsch des Arbeiterausschusses nachträglich entlassen werden mußten, nachdem sich herausgestellt hatte, daß sie diese Krankheit nur vorgeschützt. Wir haben auf die sittliche Hebung des ganzen Arbeiterstandes eine vorzügliche Einwirkung konstatiren können."

Ueberhaupt rühmen die meisten Berichte an den Verein für Sozialpolitik den Arbeiterausschüssen nach, daß sie die Disziplin erleichtern, den Arbeiter williger und unterwürfiger machen. Die Verwaltung der schlesischen Marienhütte hat „einen großen Theil der ihr zustehenden Gerichtsbarkeit an das Aeltestenkollegium abgetreten, aber dies hat keineswegs die Disziplin zu lockern vermocht, es hat im Gegentheil offen erkennbar Disziplin und Ordnung gefestigt". Auch Herr Brandts-M.-Gladbach schreibt, daß ohne das Aeltestenkollegium manche Einrichtung, „speziell auch im Interesse der Disziplin", nur mit viel größeren Schwierigkeiten hätte durchgeführt werden können. Herr Kommerzienrath Peter Busch, Inhaber der Firma J. A. Lindgens Erben, Hochneukirch bei M.-Gladbach, meldet ebenfalls: „Dem Urtheil des Arbeitervorstandes unterwerfen sich die Arbeiter stets durchaus bereitwillig, selbst diejenigen, welche früher gegen Strafen

Digitized by Google

— durch mich oder meine Beamten ausgesprochen — die heftigste Opposition machten." Der Direktor der Fürstlich Isenburg-Wuchtersbacher Steingutfabrik zu Schlierbach (Hessen-Nassau) referirt: „Der Fabrikleiter ist nicht mehr absoluter, sondern konstitutioneller Monarch in allen Dingen. Wissend, daß anständige Arbeiter auch die besten sind oder wenigstens die zuverlässigsten, überträgt er solchen Leuten selbst die Polizei über ihre Kameraden. Sobald die Leute mitregieren, sind sie erfahrungsgemäß konservativer und strenger wie wir selbst, sie sind mißtrauisch gegen Neuerer und Schwätzer, sie lassen Stänker und Hetzer nicht aufkommen." Nach dem dortigen Statut ist es die Aufgabe der Aeltesten insbesondere, jede Benachtheiligung und Störung des Betriebes zu verhindern, den Ehrgeiz bester Arbeitsleistungen und besten Rufes zu wecken, sowie die Erhaltung und Hebung religiösen und patriotischen Sinnes zu fördern. Auch Herr Rössler von der Wächtersbacher Steingutfabrik gesteht zu, daß das Urtheil der Aeltesten in Straffällen meist ein strengeres sei, als er es gefällt haben würde.

Neben der Aufgabe, die Polizei für den Unternehmer auszuüben und das Odium einer harten Herrschaft von ihm abzulenken, haben die Arbeitervertreter schließlich noch mancherlei Kassen zu verwalten, wie sie heute mit vielen Betrieben verbunden sind: Krankengelder, Invalidenunterstützungen, Darlehen oder Geschenke aus Nothstandskassen zu bestimmen; für Fabrikküchen und -Kantinen einzukaufen und Rechnung zu führen, Konsumvereine und Sparkassen zu leiten und was man ihnen sonst noch an Arbeiten aufhalst, die andernfalls dem Besitzer oder seinen Beamten zufallen würden und die, wie man weiß, sammt und sonders den Zweck haben, die Arbeiter an das Etablissement zu fesseln oder die Kosten für den Lebensunterhalt und schließlich die Löhne herabzudrücken.

Wir haben damit ein Bild dessen erhalten, was die Arbeiterausschüsse heute sind. Sie sind theils harmlose berathende Körperschaften, wo ohne ihren Beistand der Unternehmer vielleicht oftmals rathlos sein würde; und sie sind andererseits eine Beihilfe, um dem Kapital gefügige und billige Arbeitskräfte zu sichern — Arbeitskräfte, die in Folge der Konsumvereine, Fabrikkantinen und Zwangssparkassen möglichst wenig kosten und die in Folge strengerer Durchführung der Fabrikordnung, in Folge geringerer Rohstoffvergeudung u. s. w. möglichst viel leisten. Diese Liebesdienste für das Kapital müssen aber die Arbeiter auch noch bezahlen mit einer Verkümmerung ihres Selbstgefühls, mit einer moralischen Prostitution, die Arbeiter gegen Arbeiter auszuspielen ermöglicht und die dem Auserwählten als Ehrenamt erscheinen läßt, was in Amerika nur der verrufenste Pinkerton*) gegen baare Zahlung übernimmt.

Das ist auch eine Philanthropie, die sich bezahlt macht — d. h. für das Kapital bezahlt macht.

Was könnten nun aber Arbeiterausschüsse in den Fabriken vielleicht sein? Es ist das schwerer zu sagen wie das, was sie niemals werden können.

Offenbar können sie niemals eine wirklich unabhängige Vertretung der Interessen der Arbeit gegenüber den vollständig entgegengesetzten Interessen des Kapitals sein. Die Arbeitervertretung, die hier — und wenn wir das demokratischeste Verfahren bei den Wahlen voraussetzen und jede Ernennung seitens des Unternehmers und jedes weitere Eingreifen von oben her hinwegdenken — besten Falles zu Stande kommen kann, ist immer nur gleichsam eine Volksvertretung, die aus lauter Beamten der Regierung zusammengesetzt ist, eine Opposition,

*) Pinkertons heißen in den Vereinigten Staaten die Privat-Detektives, die man zur geheimen Ueberwachung der Arbeiter, besonders bei Strikes, vielfach verwendet.

Digitized by Google

der jederzeit der Brotkorb höher gehängt und die ganze wirthschaftliche Existenz vernichtet werden kann.

Fabrikausschüsse können also in ihrem Thätigkeitskreis niemals unabhängig sein, aber überdies wird der Kreis ihrer zahmen und lahmen Thätigkeit auch noch ein ganz eng begrenzter sein und an sich schon für die Klassenbewegung der Arbeiter ein ganz bedeutungsloser bleiben müssen.

Einmal können die Arbeiter zur Führung des Unternehmens nach außen hin niemals herangezogen werden. Hier steht jedes kapitalistische Unternehmen im Konkurrenzkampf mitten drin und es kann nur kapitalistisch geleitet werden, wenn es gedeihen und nicht unterliegen will. Es lebt und wächst von der Ausbeutung der Arbeit — wie kann es da der Arbeit das Recht einräumen, in ihrem, das heißt gegen die Arbeitsausbeutung gerichteten Sinne die Leitung zu beeinflussen? Es unterliegt, wenn es sich nicht auf alle Kniffe der Arbeitsausbeutung versteht und es soll dem Ausgebeuteten einräumen, daß er, wo die Leitung seinem Interesse nicht entspricht, nach Belieben sein Veto einlegen und alle Maßnahmen ändern könne? Es ist, wie man sieht, ein Ding der Unmöglichkeit, auf die kaufmännisch-wirthschaftliche Leitung des Unternehmens den Arbeitern einen wesentlichen Einfluß zuzugestehen.

Soweit innerhalb des Konkurrenzkrieges eine Besserstellung der Arbeiter möglich ist, kann sie nur erzielt werden durch ein gleichmäßiges Vorgehen für die Gesammtheit der konkurrirenden Unternehmungen desselben Gewerbszweiges, d. h. also nicht durch die isolirten Arbeiterausschüsse desselben Etablissements, sondern einzig und allein durch organisirte Gewerkschaften, welche die Arbeiter aller konkurrirenden Unternehmungen zusammenfassen, natürlich nicht zu Liebesdiensten für das Kapital, sondern zum Widerstande gegen dasselbe. Was an Zugeständnissen für die Arbeit der Einzelunternehmung unmöglich ist, weil sie die ungleiche Konkurrenz fürchten muß, das kann die Gesammtheit der Konkurrirenden oft leicht zugestehen, wenn die Gewerkschaften dafür sorgen, daß jeder Betheiligte beim Einkauf und bei der Ausnutzung der Arbeitskraft, in der Lohnhöhe und der Arbeitszeit, dieselben Zugeständnisse machen muß. Die Gewerkschaften sind daher die wahren Arbeitervertretungen, sowohl was die Unabhängigkeit ihrer Stellung und Gesinnung, als auch die Möglichkeit, praktische Erfolge zu erzielen, anbelangt.

Und gerade weil die Arbeiter Deutschlands das mehr und mehr einsehen und weil die Gewerkschaften mehr und mehr eine Macht zu werden drohen, darum begünstigt man jetzt die abhängigen Arbeiterausschüsse, um sie gegen die unabhängigen Gewerkschaften ausspielen zu können. Man verheimlicht das zwar gerne, aber man plaudert das doch zuweilen offen aus. So meint auch der Generalberichterstatter des Vereins für Sozialpolitik, Herr Prof. Sering, viele Arbeiterausschüsse seien 1889 und 1890 entstanden, „um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, mit Leuten zu verhandeln, welche sich in Zeiten allgemeiner Erregung, ohne ein Mandat von der Mehrheit der Arbeiterschaft zu besitzen, zu deren Wortführern aufwerfen". „Der Ausschuß" — meint der Vertreter des Fürsten Pleß — „giebt dem Arbeitgeber eine Vertretung in die Hand, um nach Kräften die Verhetzung der Arbeiter durch die Sozialdemokratie zu bekämpfen. . . . Gerade diese Legalität der Vertretung ist gegenüber etwaigen künftigen Strikebewegungen von großer Wichtigkeit und für uns das Hauptmotiv der Einführung der Ausschüsse gewesen. Während nämlich bei der vorjährigen Strikebewegung die Arbeitgeber gezwungen wurden, mit den illegalen Rabulisten, die sich die Führung der Arbeiter anmaßten und Namens der Arbeiter

Digitized by Google

sprachen, ohne hierzu ein Mandat zu haben, zu verhandeln, werden in Zukunft die Arbeitgeber alle derartigen Versuche zurückweisen können und nur mit den Ausschüssen verhandeln." Herr Dr. Ritter, der Generaldirektor des Fürsten, zugleich auch Mitglied des preußischen Staatsrathes und Landtages, fügt noch triumphirend hinzu, als „einige Schreier und Knappenvereinsführer" die Einführung der achtstündigen Schicht verlangten, hätten die Vertrauensmänner der Ausschüsse die Bewegung zu Falle gebracht. Auch der Hüttendirektor Schlittgen von der Marienhütte bei Kotzenau und Wallmitz (Regierungsbezirk Liegnitz) schreibt: „Es dürfte sich immer besser und ersprießlicher mit derartig gewählten, ihrer Aufgabe (!) bewußten Vertretern der Arbeiter, als mit ad hoc in Aufregung und Unruhe von den letzteren ernannten Agitatoren — denn erfahrungsmäßig bilden diese die Sprecher — verhandeln lassen." Und gerade wie wir dies niederschreiben, polemisirt das Preßbureau des preußischen Ministeriums in einem Artikel „Gewerkvereine und Arbeiterausschüsse" gegen die Bildung von Gewerkschaften; man solle in Uebereinstimmung mit der deutschen Gewerbenovelle und dem Verein für Sozialpolitik Arbeiterausschüsse gründen und „die Jagd nach einer künstlichen Gewerkvereinsorganisation aufgeben".

Der Plan ist gar nicht so übel — für das Kapital. Keine Gewerkschaften, die unabhängig dastehen und die vernünftigerweise allein an eine Besserung des Arbeitsvertrages denken können, weil sie bei ihrem allgemeinen Vorgehen nicht die Konkurrenzfähigkeit des Einzeletablissements antasten — keine Gewerkschaften, welche die Macht heranbilden, um auch etwas durchführen zu können, welche aus den Beiträgen der Arbeiter eine Kriegskasse füllen — sondern Arbeiterausschüsse, die in ihrer Abhängigkeit hilflos gegen den Unternehmer sind, die in ihrer Vereinzelung gar keinen Lohnkampf in Aussicht nehmen können, die auch gar nicht die Macht haben, ihn durchzuführen, weil jeder vom Lohne erübrigte Pfennig sofort unter Kontrole des Chefs Zwangssparkassen und ähnlichen Schöpfungen der Fabrikanten zufließen mußte.

Die Arbeiter werden gerade die entgegengesetzte Forderung zu stellen haben: starke Gewerkschaften, welche die Interessen der Arbeit vertreten und die Kräfte derselben zusammenfassen — und Arbeiterausschüsse, natürlich möglichst unabhängiger Art, nur für den kleinen Kreis von Fragen, welcher die Arbeiter eines Etablissements, ausschließlich ohne Rückwirkung auf die allgemeinen Arbeiterinteressen, berührt.

Wir heißen jedes Stück Selbstverwaltung für die Arbeiter willkommen, aber wir müssen es zurückweisen, daß die Arbeiter unter dem Scheine „konstitutioneller Rechte" dem Kapital die Polizei besorgen, korrumpirt und gar noch gegen die Klasseninteressen des Proletariates ausgespielt werden. ms.

Wie die Bourgeoisie ihrer Revolution gedenkt.

Von **G. Plechanow.** Deutsch von G. Kritschewsky.

(Schluß.)

Gehen wir nun zu den inneren Ursachen über, welche die Montagnards keinen Geschmack an einer „freien, gesetzlichen und milden" Republik haben finden lassen. Hier müssen wir vor Allem die Aufmerksamkeit des Lesers auf die berühmten Menschen- und Bürgerrechte lenken. Unter diesen finden wir manche Rechte, die den Interessen der untersten Bevölkerungsklasse vollständig entsprechen; wir finden

Digitized by Google

aber darunter eines, dem gegenüber diese Klasse von Anfang an eine sonderbare, widerspruchsvolle Haltung hat einnehmen müssen. Wir meinen das Recht auf Eigenthum. Wie sollte doch dieses Recht, z. B. ein Pariser Sanskülotte auffassen, dessen bloßer Name davon zeugt, daß er absolut alles Eigenthums bar ist? Wie hätte er zur Ausübung dieses ihm dennoch zustehenden, vortrefflichen Rechtes gelangen können? An naheliegenden Beispielen fehlte es ihm nun nicht. Die Bourgeoisie hatte gar manches Stück Adels- und Kirchengut an sich gerissen, — warum sollte er nunmehr nicht eben dasselbe an den Bourgeoisgütern vornehmen dürfen? Der Sanskülotte hatte dazumal gar böse, wenn auch lustige Tage zu erleben. Oefters mußte er im buchstäblichsten Sinne des Wortes Hunger leiden, und der Hunger ist bekanntlich ein gar zu schlimmer Rathgeber. Wohlan, unser Habenichts beginnt, eine große Ungenirtheit gegenüber den Bourgeoisgütern an den Tag zu legen. Die Bourgeoisie wehrt sich dagegen, so gut es geht. Wie nun dieser soziale Kampf auf das politische Leben einwirken mußte, liegt auf der Hand. Der „Pöbel" schließt sich zu einer besonderen Partei zusammen und hebt die Montagnards auf den Schild. Der damalige „Pöbel" wußte nämlich sich zu wehren und gelangte alsbald zur Herrschaft. Nunmehr blieb ihm offenbar nichts Anderes übrig, als auf die errungene politische Macht gestützt, solche soziale Einrichtungen ins Leben zu rufen, unter welchen das Recht auf Eigenthum ihm gegenüber nicht mehr wie bitterer Hohn klingen mußte. Allein für das damalige ebensowohl wie für das moderne Proletariat war dies nur unter einer einzigen Bedingung möglich, — unter gänzlicher Abschaffung des Privateigenthums auf die Produktionsmittel und gesellschaftlicher Organisation der Produktion. Letzteres war aber unter den damaligen Verhältnissen aus zweierlei, übrigens in engem Zusammenhange stehenden Gründen, einfach undenkbar: weder das Proletariat selbst besaß die dazu erforderliche Befähigung, noch entsprachen die damaligen Produktionsmittel den elementarsten Bedingungen einer Vergesellschaftung derselben. Deshalb haben weder das damalige Proletariat noch dessen gebildete Vertreter je auf diesen Gedanken kommen können. Wir finden zwar noch in der vorrevolutionären französischen Literatur ein paar kommunistische Utopien vor, die aber aus den eben angeführten Gründen weder selbst innere Giltigkeit besitzen, noch irgend welchen Anklang haben finden können. Was blieb nun dem augenblicklich siegreichen „Pöbel" unter diesen Umständen zu thun übrig? War an eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht zu denken, so mußte das Privateigenthum nothwendigerweise fortbestehen bleiben, und das darbende Volk war somit auf blos vorübergehende gewaltsame Eingriffe in dessen Gebiet angewiesen. Ob dieser Eingriffe wird es bis auf den heutigen Tag von allen bürgerlichen Geschichtsschreibern getadelt. Diese gewaltsamen Eingriffe in das Gebiet des Privateigenthums machten eine „gesetzliche" Republik zur Unmöglichkeit, denn das Gesetz sollte eben dieses Eigenthum beschützen. Ebensowenig konnte die Republik „mild" sein, denn die besitzenden Klassen sahen doch einem derartigen Verfahren mit ihrem Eigenthum nicht mit in den Schoß gelegten Händen zu: sie haschten vielmehr nach einer Gelegenheit, der ungenirten „Pöbelherrschaft" ein Ende zu machen. — Der Kampf zwischen dem damaligen Proletariat und der besitzenden Klasse mußte aus einer fatalen unabweisbaren Nothwendigkeit mit terroristischen Waffen ausgefochten werden. Durch Terrorismus allein war das Proletariat von damals im Stande, in seiner von den unlösbarsten ökonomischen Widersprüchen erfüllten Lage, seine Herrschaft aufrecht zu erhalten. Hätte das Proletariat eine höhere Entwicklungsstufe erreicht, wären andererseits die damaligen ökonomischen Verhältnisse entwickelt genug gewesen, um ihm Wohlstand sichern zu

Digitized by Google

können, so hätte es auch terroristische Maßregeln gar nicht nöthig gehabt. Sehen wir uns doch einmal die Bourgeoisie an, die ob ihres Hanges zur „Gesetzlichkeit" von den Geschichtsschreibern so sehr gepriesen wird. Auch sie ließ ihre Feinde keineswegs ungeschoren, auch sie wich in kritischen Momenten vor entschiedenen Maßregeln nicht zurück; allein ihre Sache stand damals auf so festen Füßen, daß sie durchaus keinen Gegner zu fürchten brauchte. Während ihrer „glorreichen" Revolution zur Herrschaft gelangt, führte die Bourgeoisie die ihr förderliche gesellschaftliche Ordnung ein, und zwar mit solcher Gründlichkeit, daß die verbohrtesten Reaktionäre später kaum ernstlich haben daran denken können, dieselbe wieder abzuschaffen; und hätten sie es auf einen Versuch nach dieser Richtung hin ankommen lassen, so hätten sie sich sofort von der Undurchführbarkeit ihres Vorhabens überzeugen müssen. Unter solchen Umständen hatte die Bourgeoisie gut von „Gesetzlichkeit" sprechen: hat Eure Sache gesiegt und die Eurer Feinde eine gänzliche Niederlage erlitten, ist die Euren Interessen förderlichste Ordnung zur „gesetzlichen" geworden, — werdet Ihr da noch zu ungesetzlichen Mitteln greifen wollen? Seid Ihr doch dessen gewiß, daß Eure Vorrechte nunmehr vom Gesetze hinreichend geschützt sind. Die Bourgeoisie strebte nach Gesetzlichkeit in der Politik, weil eben die geschichtliche Entwicklung ihren Triumph in der Oekonomie vollständig gesichert hatte. An ihrer Stelle würde das Proletariat gar nicht anders haben handeln wollen. Daß die Wortführer des „Pöbels", die Montagnards, nicht weniger wie die Girondisten, Freiheit und Gesetzlichkeit im Prinzipe hochhielten, beweist die von ihnen ausgearbeitete Verfassung, die allerfreieste, die je in Frankreich geschrieben worden. Diese Verfassung führte die direkte Volksgesetzgebung ein und beschränkte die Befugnisse der Exekutivgewalt auf ein Minimum, — nur daß es den Montagnards, infolge der ganzen äußeren und inneren Lage Frankreichs, unmöglich war, diese Verfassung in Anwendung zu bringen.

Es kann im Allgemeinen als eine keine Ausnahmen zulassende Regel gelten, daß, je weniger eine gegebene Gesellschaftsklasse oder Bevölkerungsschicht Aussichten hat, sich in der Herrschaft zu behaupten, desto eher sie geneigt sein wird, zu terroristischen Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Im 19. Jahrhundert hat die Bourgeoisie zum klaren Bewußtsein kommen müssen, daß ihre Herrschaft über das Proletariat mit jedem Tage immer schwankender wird, — und nun trachtet sie immer mehr nach terroristischer Vergewaltigung des Proletariats. Gegen die Juni-Insurgenten ging sie weit wüthender vor, als 1831 gegen die Lyoner Weber, und bei der Unterdrückung der „Kommunards" von 1871 geberdete sie sich noch rasender, als im Juni 1848. Der von der Bourgeoisie dem Proletariat gegenüber ausgeübte Terrorismus stellt alle (von den Reaktionären übrigens stark übertriebenen) Greuel des Jakobinischen Terrorismus in Schatten. Robespierre, wenn mit Thiers verglichen, scheint ein wahrer Engel, und Marat, wenn den bürgerlichen Preßkosaken aus der Zeit der blutigen Maiwoche gegenüber gestellt, ein mildes, sanftmüthiges Wesen zu sein. Wer einen tieferen Blick in die französische Geschichte unseres Jahrhunderts wirft, der wird dem russischen Schriftsteller Herzen vollkommen beistimmen müssen, wenn dieser nach den Junitagen sich dahin äußerte, es gebe keine wüthendere Regierung, noch könne es eine wüthendere geben, als die wild gewordenen Krämer.

Gerade diese Krämerwuth war es, die eine dauernde Befestigung der politischen Freiheit in Frankreich unmöglich machte. Die Bourgeoisie ist einzig und allein für alle jene, die französische Geschichte unseres Jahrhunderts kennzeichnenden, häufigen reaktionären Rückfälle verantwortlich zu machen. Selbst zur Zeit der

Digitized by Google

Restauration war der Sieg der Reaktionäre dadurch wesentlich erleichtert, daß die Bourgeoisie aus Angst vor den Arbeitern lange Zeit hindurch dieselben in den Kampf nicht hatte hineinziehen wollen.

Und nun wollen wir zur Beruhigung der beim bloßen Gedanken an die Schreckensherrschaft der Jakobiner zusammenschaudernden bürgerlichen Schriftsteller folgende, wie uns scheint, unbestreitbare Wahrheit vorbringen.

Der nunmehr in allen zivilisirten Ländern bevorstehende Sieg der Arbeiterklasse wird sicherlich kein grausamer sein. Denn der Sieg der Arbeitersache ist von der Geschichte selbst so sehr gesichert, daß sie keinen Terrorismus nöthig haben wird. Die bürgerlichen Reaktionäre werden freilich gut daran thun, wenn sie nicht versuchen, dem siegreichen Proletariat ein Bein zu stellen, und es wird von ihnen klug sein, die royalistischen Verschwörer der großen Revolution nicht nachahmen zu wollen .... „A la guerre comme à la guerre", heißt es mit Recht, und im heißen Kampfgewühl könnte es den Verschwörern schlimm ergehen. Allein, wir wiederholen es, für den Erfolg des Proletariats bürgt die ganze bisherige geschichtliche Entwicklung.

Bei der festlichen Begehung des hundertjährigen Gedenktages der großen Revolution hat es die französische Bourgeoisie gleichsam absichtlich darauf angelegt, dem Proletariat die ökonomische Möglichkeit und Nothwendigkeit einer sozialen Umwälzung ad oculos zu beweisen. Die Weltausstellung gab ihm einen ausgezeichneten Begriff von der unerhörten, in allen zivilisirten Ländern erreichten Entwicklungsstufe der Produktionsmittel, die die kühnsten Phantasien der Utopisten des vorigen Jahrhunderts weit überflügelt hat. Demgemäß ist nunmehr die Befreiung des Proletariats aus einer edlen Träumerei, wie dies z. B. zur Zeit Babeuf's der Fall gewesen, zur geschichtlichen Nothwendigkeit geworden. Dieselbe Ausstellung hat ferner gezeigt, daß die moderne Entwicklung der Produktivkräfte unter der gegenwärtig in der Produktion herrschenden Anarchie zu immer intensiveren und folglich zu immer zerstörender auf den Gang der Weltwirthschaft einwirkenden, industriellen Krisen mit Nothwendigkeit führen muß. Um nun den gefährlichen Folgen dieser Krisen entgehen zu können, bleibt dem europäischen Proletariat nichts Anderes übrig, als den Grundstein zu jener planmäßigen Organisation der gesellschaftlichen Produktion zu legen, welche für die französischen Sanskülotten des vorigen Jahrhunderts ein Ding der Unmöglichkeit gewesen war. Nicht nur machen die modernen Produktivkräfte eine solche Organisation möglich, sondern sie drängen selbst darauf hin. Ohne diese Organisation ist an eine volle Ausnützung jener Kräfte gar nicht zu denken. In den modernen mechanischen Werkstätten hat die Produktion bereits einen gesellschaftlichen Charakter angenommen: man braucht somit nur die verschiedenen produktiven Funktionen solcher Werkstätten unter einander in Einklang zu bringen und demgemäß auch die Aneignungsweise der Produkte umzugestalten, d. h. aus einer privaten zu einer gesellschaftlichen zu machen. Dieses Ziel zu erreichen, wird die Aufgabe des europäischen Proletariats sein. Der im Juli 1889 in Paris tagende internationale sozialistische Kongreß hat nicht verfehlt, dem Proletariat diese große Aufgabe in Erinnerung zu bringen.

Und nun wieder zu unserem Philosophen, Paul Janet, den wir eine Zeit lang gänzlich außer acht gelassen haben. Da tritt er uns gerade mit der Versicherung entgegen, daß man „dem Geiste der Revolution zwar treu bleiben, den revolutionären Geist aber verwerfen" müsse (S. 272). Mit anderen Worten, die Menschheit soll sich mit den von der Bourgeoisie Dank der großen Revolution erreichten Resultaten begnügen und keinen Schritt weiter thun. Wir aber meinen,

Digitized by Google

gerade das Gegentheil davon sei das Richtige. Die Ziele der Bourgeoisie können unmöglich die der Arbeiterklasse sein, die von der Ersteren erreichten Resultate können nicht die Letztere befriedigen. Und deshalb gehen die Arbeiter einen Schritt weiter, indem sie den bürgerlichen Geist der großen Revolution verwerfen, dagegen dem revolutionären Geiste derselben treu bleiben. Denn diesem treu bleiben heißt unermüdlich und unerschrocken für eine bessere Zukunft kämpfen, gegen alles Veraltete und Abgelebte einen unversöhnlichen Krieg führen.

Die Bourgeoisie möchte wohl den Arbeitern die Ueberzeugung beibringen, daß die moderne Gesellschaft keine Klassenunterschiede kenne, weil der moderne Staat die Gleichheit Aller vor dem Gesetze zur Grundlage habe. Allein diese formelle Gleichheit vermag ebensowenig die Arbeiter zu trösten, wie es unter dem alten Regime die vom Christenthum proklamirte Gleichheit Aller — vor Gott der Bourgeoisie gegenüber vermocht hat. Mit dieser phantastischen Gleichheit nicht zufriedengestellt, beruhigte sich die Bourgeoisie nicht eher, als bis sie in den Besitz aller möglichen irdischen Güter gekommen. Was Wunder, wenn auch das Proletariat sich mit juristischen Fiktionen nicht abspeisen lassen will, in der Ueberzeugung, daß die ökonomische Ungleichheit alle Gleichheit im wirklichen Leben illusorisch machen müsse.

Desgleichen möchte die Bourgeoisie den Arbeitern weiß machen, daß heutzutage auf dem Gebiet der Oekonomie nichts mehr zu thun sei, daß man sich deshalb nur noch mit den Spielereien der „reinen" Politik zu befassen habe. Nun bedeutet aber die „reine Politik" für die Arbeiter nichts Anderes als Schwanzpolitik im Dienste der Bourgeoisparteien, und ist die Bourgeoisie selbst sich dieser Bedeutung der „reinen Politik" durchaus bewußt, — wenigstens war dies früher der Fall, als sie noch mit dem Adel und dem Klerus im Kampfe lag. In der bereits angeführten Broschüre: „Qu'est-ce que le Tiers-Etat?", die als das Programm der Bourgeoisie von 1789 gelten darf, sind die Sophismen der „reinen Politiker", welche zu jener Zeit in den Kreisen der oberen zwei Stände zu suchen waren, mit großem Talent widerlegt worden. Der Abbé Sieyès behauptete nämlich, die Nation sei faktisch in zwei Lager getrennt: in das der Bevorrechteten und in das der Bedrückten. Diese thatsächliche Trennung müsse sich dann auch in der Politik wiederspiegeln. Mögen daher die Bevorrechteten durch politische Maßnahmen ihre Vorrechte zu erhalten suchen, das sei natürlich und begreiflich; mögen aber auch die Bedrückten ihre Interessen nicht vernachlässigen, mögen auch diese auf dem nunmehr eröffneten politischen Schauplatze als geschlossene Partei hervortreten. Diese Lehre hat noch bis auf den heutigen Tag nichts an Sinn und Bedeutung eingebüßt. Die Verhältnisse haben sich nur insofern geändert, als heute die Bourgeoisie eine bevorrechtete Stelle einnimmt. Was bleibt nun wohl den Arbeitern Anderes übrig, als sich zu einer besonderen, der bevorrechteten Bourgeoisie feindlich gegenüberstehenden Partei der Bedrückten zusammenzuschließen?

Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der „großen Rebellion" des französischen „Pöbels", war der Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat erst im Keime enthalten. Daher mußte auch das Klassenbewußtsein der Proletarier noch ein sehr unklares sein. Indem wir oben die Ausführungen Paul Janet's über die Jakobinische Auffassung vom „Volke" zu erläutern suchten, schrieben wir den Jakobinern eine feindliche Haltung gegenüber allen von fremder Arbeit lebenden Klassen zu. Dies war auch der einzig mögliche Sinn der Ausführungen unseres Verfassers. Indeß ist es nur insofern richtig, als die Montagnards in Wirklichkeit und instinktmäßig stets die Interessen der ärmsten

Digitized by Google

Bevölkerungsklasse zu vertheidigen bestrebt waren. Denn in ihren Anschauungen war eine Seite vorhanden, welche denselben bei weiterer Entwicklung einen völlig bürgerlichen Charakter hätte verleihen müssen. Diese Seite tritt in den Reden Robespierre's sehr deutlich hervor. Daraus ist auch der Kampf der Jakobiner gegen die Hebertisten, wie überhaupt gegen die Anhänger der sogenannten Agrargesetze zu erklären. Aber auch die „Agrargesetze", wie deren Anhänger sich diese ausmalten, enthielten nichts Kommunistisches. Das Privateigenthum und die damit in nothwendigem Zusammenhange stehenden kleinbürgerlichen Bestrebungen drangen geradezu gewaltsam in die Programme auch der extremsten Revolutionäre jener Zeit ein. Einzig Babeuf nimmt einen anderen Standpunkt ein, er tritt aber erst im letzten Akte der großen Tragödie auf, als die Kräfte des Proletariates durch die vorhergehenden Kämpfe bereits völlig erschöpft waren. — Die Bergpartei scheiterte gerade an jenem inneren Widerspruch zwischen ihren kleinbürgerlichen Anschauungen und ihrem Bestreben, eine Vertreterin der Proletarier-Interessen zu sein.

Den heutigen Vertretern der Arbeiterklasse sind derartige Widersprüche durchaus fremd. Denn der moderne wissenschaftliche Sozialismus ist eben nichts Anderes, als der theoretische Ausdruck des unversöhnlichen Interessengegensatzes zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Der unter dem sozialistischen Banner bevorstehende Sieg der Arbeiterklasse wird bei Weitem glorreicher sein, als alle „glorreichen" Revolutionen der Bourgeoisie zusammen.

Die Gewalt, die nackte, auf Bajonette und Kanonen gestützte Gewalt, wird immer mehr die einzige Stütze der Bourgeoisherrschaft. Es treten da offenherzige „Theoretiker" auf, welche ohne Weiteres zugestehen, daß die gegenwärtige bürgerliche Ordnung theoretisch nicht zu rechtfertigen sei, aber auch keiner solchen Rechtfertigung bedürfe, weil — der Bourgeoisie die Gewalt zu Gebote stehe. So z. B. spricht sich ein österreichischer Professor, Gumplowicz, in seiner Schrift, „Rechtsstaat und Sozialismus", aus.

Als die Vertreter des Adels und des Klerus, in einer der ersten Sitzungen der Reichsstände, sich auf die Grundlage ihrer Vorrechte — auf das historische Eroberungsrecht, berufen hatten, erwiderte ihnen der Theoretiker der Bourgeoisie, der Abbé Sieyès, mit Stolz: „Rien que cela, messieurs? Nous serons conquérants à notre tour!" („Nichts Weiteres, meine Herren? Nun auch wir werden einmal Eroberer sein!").

Genau dasselbe darf die Arbeiterklasse den Verkündigern der Bourgeoisgewalt entgegenhalten.

Zum hundertsten Geburtstage Adolf Diesterweg's.

Ein Gedenkblatt von **Rolf Jordson.**

„Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seinesgleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das wahre Wort,
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte."
(Goethe.)

Für den 29. Oktober d. J. rüstet man sich in allen Gauen Deutschlands, ja weit darüber hinaus, das Gedächtniß eines Mannes in würdiger Weise zu feiern, der sein arbeitsvolles und kampfreiches Leben unter bitterer Kränkung und

Digitized by Google

aufregender Verfolgung dem Wohle der Menschheit widmete, indem er mit der ganzen Wucht seines Geistes für eine zeitgemäße Gestaltung der Erziehung und des Unterrichtes eintrat. Adolf Diesterweg, dessen hundertsten Geburtstag wir am 29. Oktober begehen, ist durch ein kampfbewegtes Leben, dessen Kraft er gänzlich in den Dienst der Volksschule stellte, schon jetzt einer der größten Wohlthäter des Volkes geworden, und er wäre es noch in unendlich höherem Maße, wenn nicht der größte Theil seiner Ideen von dem nimmersatten Wolf „Reaktion" verschlungen worden wäre. Er, der mit echtem Mannesmuth den Kampf mit einem ränkevollen und übermächtigen Gegner aufnahm, um dem Volke das hohe Gut einer gediegenen Schulung zu retten, verdient es, daß auch wir seiner in dankbarer Anerkennung gedenken.

Es wird kaum möglich sein, auf dem engzugemessenen Raum in dieser Zeitschrift auch nur ein annähernd erschöpfendes Bild von Diesterweg's Leben, Wirken und Bedeutung zu entrollen, dazu hat dieser Mann zu Großes erstrebt und erwirkt. Nur ein ganz kurzes Streiflicht kann auf seinen Lebens- und Leidensgang geworfen werden.

Adolf Diesterweg wurde am 29. Oktober 1790 zu Siegen geboren und studirte auf den Universitäten Herborn und Tübingen Mathematik, Philosophie und Geschichte. „Ich hätte eher an des Himmels Einsturz gedacht, als daß ich einst einmal Volksschullehrer werden würde", schrieb er später über jene Zeit. Bald aber erwachte in dem idealen Jüngling der unbezwingbare Drang, mit allen ihm gegebenen Kräften die Noth des Volkes, und zwar besonders die geistige, lindern zu helfen. Dieser Wunsch führte ihn dem Lehrfach zu. Anfangs war er Hauslehrer in Mannheim (1811), dann nacheinander öffentlicher Lehrer in Worms, Frankfurt a. M. und Elberfeld. Der Feuereifer, mit welchem er sich seinem Berufe hingab, seine geniale Begabung für denselben und die großen Erfolge, welche er erzielte, lenkten bald die Augen der Behörden auf ihn, und 1820 wurde der nunmehr dreißigjährige Mann als Seminardirektor von der preußischen Regierung nach Mörs berufen.

Durch diese Berufung war Diesterweg in sein rechtes Element versetzt worden, wie sich bald zeigte. In kurzer Zeit gelang es ihm, die Anstalt zu einem Musterinstitut zu erheben, das europäischen Ruf erhielt und zu welchem die Pädagogen aus aller Herren Länder pilgerten, wie einst zu Pestalozzi, um Diesterweg zu hören und von ihm zu lernen. Bald erhielt er auch den Ehrentitel eines „deutschen Pestalozzi" und zwar mit Recht; denn Diesterweg wurzelte in Pestalozzi's Gedanken. Hatte es dem großen Schweizer aber an praktischem Geschick gefehlt, seine Ideen für das Lehrverfahren zu verwerthen, so war gerade hierin Diesterweg ein Meister. Er besaß die seltene Gabe, „das Schwerste klar und Allen faßlich" darzubieten. Aber seinem regen, unermüdlichen Geiste genügte es nicht, seine Ideen allein seinen unmittelbaren Schülern mitzutheilen. Von der Wahrheit und Wichtigkeit derselben durchglüht, griff er zur Feder, um aus dem engen Kreise hinauszutreten vor die weiteste Oeffentlichkeit und ein Führer und Lehrer für Tausende und Abertausende zu werden. Er begründete zunächst 1827 die „Rheinischen Blätter", eine pädagogische Zeitschrift, welche trotz aller Anfeindungen zu Lebzeiten Diesterweg's das erste pädagogische Journal Deutschlands war und noch jetzt eine der hervorragendsten pädagogischen Zeitschriften freier Richtung ist. Dieses Blatt, für welches er selbst unermüdlich thätig war, diente vor Allem zur weitesten Verbreitung seiner Ideen, seiner Vorschläge und Wünsche. Daneben aber entwickelte er von nun an eine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, welche sich über fast alle Gebiete der Erziehung und des

Digitized by Google

Unterrichts erstreckte; manche seiner Schriften haben noch heute volle, ungeschwächte Bedeutung behalten. Da Diesterweg eine sehr scharfe Feder führte und mit seiner Meinung durchaus nicht zurückhielt, so wurde er bald in heftige Fehden verwickelt, von denen er bis an sein Lebensende nicht frei geworden ist. Dies aber war ihm gerade angenehm. Er war eine kampfesfreudige Natur, die zwar nicht aus bloßem Uebermuth Händel suchte, aber gern einen zugeworfenen Fehdehandschuh aufhob oder denselben auch wohl selber hinwarf; denn ein frischer, fröhlicher Streit stärkte ihn und trug vor allen Dingen zur weiteren Erkenntniß der Wahrheit bei. Nichts war ihm verhaßter, als das gläubige Nachbeten irgend einer Ansicht. Fordert er doch in seinem so berühmt gewordenen „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer" ausdrücklich von jedem Lehrer die Kunst des Verlernens, damit er Vorurtheile und schiefe Ansichten, welche er aus früheren Zeiten mit hinübergenommen habe, im Mannesalter nicht beibehalte. Auch von seinen Schülern wünschte er durchaus kein Nachplappern seiner Ideen, sondern sah es lieber, wenn sie ihren Geist an denselben übten.

Die großartigen Erfolge, welche Diesterweg in Mörs errungen hatte, bewogen die preußische Regierung, den tüchtigen Pädagogen 1832 als Direktor an das Seminar für Stadtschulen zu Berlin zu berufen. Zu seinem Unheil leistete Diesterweg diesem Rufe Folge. Von nun an begann sein Leben eine Kette der Enttäuschungen, Verdächtigungen und Verfolgungen zu werden.

Gleich bei seinem Eintreffen mußte ihm der Unterschied zwischen Mörs und Berlin auffallen; denn zu der Begrüßung des weit und breit berühmten Pädagogen hatte sich außer zwei Seminaristen nur noch der Schuldiener eingefunden. Kurz und förmlich, steif und kalt vollzog sich seine Einführung. Trotzdem ihn dieser frostige Empfang tief schmerzte, ging er mit frischem Muthe an sein neues Werk, und die Arbeit gedieh, „sie ging zu meiner Freude", wie er selbst schrieb.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier Diesterweg's engere Lehrthätigkeit an dem Berliner Seminar schildern. Es mag genügen, zu sagen, daß auch diese Anstalt bald ein Musterinstitut wurde, so daß selbst die erbittertsten Gegner des bald vielgehaßten Direktors trotz mehrfacher eingehender Revisionen nicht allein keinen Anlaß zum Einschreiten gegen ihn vorfanden, sondern seine Lehrthätigkeit und deren Erfolge sogar anzuerkennen gezwungen waren. Seine Schüler hingen fast ohne Ausnahme mit schwärmerischer Verehrung an dem Manne, der zwar sehr hohe Anforderungen an ihren Fleiß stellte, sie dafür aber auch echt human behandelte und aus dem Seminar keinen Kerker machte.

War schon in Mörs Diesterweg's Thätigkeit eine sehr vielseitige gewesen, so wurde sie es in Berlin noch mehr. Ausgehend von dem Grundsatze: „Ohne Zusammenhalten kein Heil, weil kein Fortschritt", machte er seinen ganzen Einfluß zur Hebung des Lehrervereinslebens geltend. Er betheiligte sich nicht allein sehr lebhaft an dem schon seit 1813 bestehenden „Berliner Schulverein für deutsches Volksschulwesen", sondern gründete auch selbst bald nach seiner Ankunft in Berlin die „Pädagogische Gesellschaft" und 1840 den „Berliner Lehrerverein". Mehrmals auch vereinigte Diesterweg die Lehrer Berlins zu größeren Festen. Er selbst war überall der anregende, belebende, spornende Mittelpunkt, auf den sich trotz seiner persönlichen Bescheidenheit alle Augen richteten. Der Glanzpunkt seiner diesbezüglichen Thätigkeit war die große Feier, welche am 12. Januar 1846 von 400 Personen auf Diesterweg's Anregung zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Pestalozzi's auf Tivoli veranstaltet wurde. Die Frucht dieser Feier war die Gründung einer „deutschen Pestalozzi-Stiftung", welche seit 1850 schon so großen Segen gestiftet hat.

Digitized by Google

Hatte Diesterweg durch dieses öffentliche Auftreten, bei dem auch manch' freies Wort fiel, schon die Augen der Regierung in unliebsamer Weise auf sich gelenkt, so geschah dies noch mehr durch seine nur noch erhöhte schriftstellerische Thätigkeit, in welcher er sich ganz als unabhängiger Mann fühlte, und bald stellten sich ernste Verwicklungen für ihn ein.

Wir müssen hier zum Verständniß des Folgenden einen kurzen Blick auf die Veränderungen werfen, welche in jener Zeit mit der preußischen Regierung vorgegangen waren.

Das Jahr 1840 war von dem preußischen Volke mit großem Jubel begrüßt worden; denn man nahm an, daß die „neue Aera" mit einem hochbegabten Herrscher an der Spitze einen ungeahnten Fortschritt bringen würde, daß nun endlich auch „oben" die neuen Ideen ein Verständniß finden würden. Nun, wir wissen, wie schwer man sich getäuscht hatte. Der Romantiker auf dem Königsthron hatte für alles andere eher Verständniß, als für die Forderungen der Gegenwart, war doch sein Auge unausgesetzt auf die Vergangenheit gerichtet, deren Wiedererweckung er herbeisehnte.

Kurze Zeit vor König Friedrich Wilhelm III. war der Kultusminister v. Altenstein gestorben, dem wenigstens das Verdienst zuzuerkennen ist, daß unter ihm die Reaktion nicht zur Herrschaft gelangen konnte. An seine Stelle trat ein Mann, welcher sich schon manche Verdienste auf dem Gebiet des Schulwesens erworben hatte, Johann Albrecht Eichhorn. Da aber der König in Schulsachen selber regieren wollte, so waren ihm von Anfang an die Hände gebunden, er wurde zum willenlosen Werkzeuge in den Händen des Monarchen. Dieser gab die strenge Anordnung, das Schulwesen zurückzuführen. Eichhorn machte sich mit Eifer an die Ausführung des königlichen Willens und fand in Gerd Eilers und Ferdinand Stiehl willige Helfershelfer, aus deren Händen später (am 1., 2. und 3. Oktober 1854) unter dem reaktionären Minister v. Raumer die berüchtigten drei preußischen Regulative hervorgingen, durch welche dem fortschreitenden Schulwesen in Preußen der Todesstoß gegeben wurde. Es war eine Zeit, an welcher der waschechteste Reaktionär seine helle Freude haben mußte.

Diesterweg sah die Gefahr und nahm den Kampf mit den finsteren Geistern auf. Da er in der besonders stark betonten streng konfessionellen Schule eine Gefahr für den nationalen Frieden und zugleich eine Schädigung der Religion sah, so bekämpfte er dieselbe energisch durch Wort und Schrift, und da an eine Beseitigung dieses Mißstandes gar nicht zu denken war, so lange die geistliche Schulaufsicht und die Abhängigkeit der Schule von der Kirche bestand, so trat er auch in diesen Punkten nachdrücklich und mit Glück als der Hauptgegner der Regierung auf. „Wer auf orthodoxem Standpunkte steht, kann weder das Prinzip der freien Entwicklung nach Naturgesetz, noch auch den Grundsatz, auf welchem der Anschauungsunterricht beruht, adoptiren. Wer das eine will, kann das andere nicht wollen. Geschieht es dennoch, so geschieht es den Worten, nicht dem Wesen nach. Wer dieses hat, läßt sich nicht täuschen. Kurz, nach meiner Meinung steht das fest: „Die kirchliche Pflege der Volksschule", wenn darunter mehr verstanden wird, als die äußere Inspektion derselben durch die Diener der Kirche, wenn darunter verstanden wird, daß Alles kirchlich gerichtet werden soll, verballhornt den Unterricht und das Wesen der modernen Schule."

Es läßt sich denken, wie unbequem ein so einflußreicher Mann wie Diesterweg mit solchen Ideen, die er frei und unumwunden überall in Wort und Schrift aussprach, den frommen Herren im Ministerium werden mußte. Um

Digitized by Google

sich desselben zu entledigen, wurde nun eine förmliche Diesterweg-Hetze in Szene gesetzt. Da mehrfache Revisionen im Seminar zur Betrübniß der Revisoren für Diesterweg nur glänzendes Zeugniß ablegten — obgleich man die Seminaristen u. a. auch darüber aushorchte, ob sie auch zum Erdulden von Unrecht angehalten würden — so mußte man auf andere Mittel und Wege sinnen. Man forschte jeder freieren Aeußerung nach, welche er in engen oder weiteren Kreisen that und stellte ihn über dieselbe zur Rede, der Oberpräsident mußte ihm im Auftrage der Königl. Regierung „sein ernstliches Mißfallen" darüber aussprechen, daß er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit „durch unbedachtsame Einmischung in Dinge, die nicht seines Amtes seien, durch ungeziemende Polemik und Mißverständniß veranlassende Urtheile über das Verhältniß der Kirche zur Schule und der Schullehrer zu den ihnen vorgesetzten Geistlichen" dargethan habe, daß er „seine Stellung als Vorsteher einer Schullehrer-Bildungsanstalt nicht gehörig würdige und sich nicht angelegen sein lasse, dem Vertrauen, in welchem ihm sein „Amt übertragen sei, in jeder Beziehung, wie er sollte, zu entsprechen". Schlag folgte auf Schlag, und es muß jeden ehrlichen Menschen empören, wenn er die niederträchtigen Ministerialreskripte liest, mit denen Diesterweg, der trotzdem in altgewohnter Treue seines Amtes waltete, in regelmäßigen Zeitabschnitten gekränkt wurde. Schärfer und immer schärfer wurden die Zurechtweisungen, immer deutlicher der Hinweis auf den erwünschten Amtsabgang. „Ich gerieth in größere Gefahr als früher, Heiterkeit und Frohsinn, diese zum Bildungsgeschäft unentbehrlichen Eigenschaften, einzubüßen", schreibt Diesterweg; aber er that seinen Feinden nicht den Gefallen, den Platz zu räumen: er blieb.

Als sich auch diese Mittel erfolglos erwiesen, griff man zu einem neuen. Man ordnete eine neue peinliche Revision des Seminars an, die zwar ohne das gewünschte Resultat blieb, die aber Diesterweg, der schon halb zu Tode gehetzt war, so ermüdete, daß er zu Protokoll gab: wenn seine Art, die Anstalt zu leiten, den Behörden zum Anstoß gereiche, sei er bereit, die Leitung niederzulegen und als bloßer Lehrer am Seminar zu wirken.

Mit Begierde griffen seine Feinde diese Erklärung auf. Nach weiteren Hetzereien wurde er endlich auf sein Ansuchen vom Minister empfangen, der ihm zu seinem eigenen Bedauern eröffnete, daß seine Entfernung aus dem Amte unwiderruflich beschlossen sei.

Mit vollem Gehalt trat Diesterweg 1847 aus seinem Amte in den Ruhestand. Die Reaktion jubelte; denn sie hatte ihr Ziel endlich erreicht, Diesterweg selbst aber war zum Tode verwundet; denn er war aus seinem Amt auf ungerechte, geradezu barbarische Weise entfernt, das ihm ans Herz gewachsen, das für ihn fast Lebensbedingung geworden war. Bald aber raffte er seine volle Kraft wieder zusammen und wirkte nun nachdrücklicher schriftstellerisch da, wo er durch sein Wort nicht mehr wirken konnte. In der Zeit des häufigen Ministerwechsels wurden ihm noch mehrmals von den Eintagsministern ehrenvolle Aufgaben und Anträge zu theil, die aber alle ohne Resultat blieben. Als aber die drei preußischen Regulative das Licht der Welt erblickten, da sahen die Reaktionären zu ihrem Schreck, daß der Gestürzte noch lange kein todter Mann sei. Mit flammenden Worten bekämpfte er sowohl in der Kammer, deren Mitglied er geworden war, als auch durch eine geharnischte Schrift diesen Hexenbrei der Reaktion, und wenn sein Wort auch die Regulative nicht vernichtete, so öffnete es doch der Welt die Augen über den Werth derselben und über die Folgen, welche von denselben zu erwarten seien.

Wenn sich auch ein großer Theil seiner früheren Anhänger von dem Ge-

Digitized by Google

stürzten lossagte, so hatte er doch die Freude, zu sehen, wie die Mehrzahl der Lehrer auch jetzt noch treu zu ihm hielt, und er hat die Treue mit Treue vergolten; denn bis an sein Lebensende hat er mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft für eine zeitgemäße Schule, für eine zeitgemäße Bildung des Lehrerstandes und für die Hebung der sozialen Stellung derselben. Ohne Diesterweg wäre der deutsche Lehrerstand heute nicht das, was er ist. Darum war es nur ein Akt der Dankbarkeit, dem Altmeister der Pädagogik zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag eine so imposante Feier zu bereiten, wie es auf dem achten deutschen Lehrertage zu Berlin in den Pfingsttagen dieses Jahres geschehen ist.

Am 7. Juli 1866 in früher Morgenstunde entschlief Adolf Diesterweg in Berlin. Der Donner der Geschütze bei Königgrätz hatte dem greisen Kämpfer die letzten Grüße zugetragen. „Der preußische Schulmeister hat die Schlacht von Königgrätz gewonnen", hieß es, und dieser Schulmeister war Diesterweg's Werk.

Ein Leben voll Arbeit und Aufopferung, voll Kampf und Entsagung haben wir an unserer Seele vorübergleiten lassen; der Lohn war Verfolgung und schnöder Undank. „Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neusten Zeit." Wir aber, die wir um ähnliche Ideale ringen, wie jener edle Volkserzieher, wollen nicht versäumen, ihm an seinem hundertsten Geburtstage die Palme der Erinnerung und den Lorbeer des Dankes auf seine Gruft zu legen. Groß war er an Geist, noch größer an Charakter und Gesinnung. Sein Werk wird nicht untergehen, so lange freies Wort und freier Geist auf Erden wohnen.

Der boulangistische Zusammenbruch.

Von **Paul Lafargue.**

Paris, den 7. Oktober 1890.*)

Nachdem die Boulangisten alle Hoffnung verloren, trösten sie sich dadurch, daß sie die geheime Geschichte ihrer Partei ausplaudern. Das ist nicht eben sauber, aber das kommt gerade gelegen, um die parlamentarischen Ferien auszufüllen, und außerdem enthüllen sie uns gar seltsame Details über das politische Abenteuer, das der Boulangismus gewesen, und das so recht eigentlich „fin de siècle" ist**).

Wenn Boulanger auf das Haupt der Dummköpfe, die ihm ihr Geld und ihre Stimme gegeben, mit gutem Gewissen schwören kann, daß er Nichts, aber auch gar Nichts gesagt oder gethan hat, wodurch er seine verblüffende Popularität verdienen konnte, so vermag er mit ebenso viel Fug und Recht zu behaupten, daß er allein sein Prestige zerstört hat, und daß es vielgetreue Boulangisten sind, welche ihn jetzt in den Koth ziehen.

Der „tapfere General", dieser unvergleichliche Kriegsheld, welcher nach den Behauptungen der Deroulèdes des Chauvinismus nur seinen großen Säbel aus der Scheide zu ziehen brauchte, um die deutschen Truppen in die Flucht zu jagen und Elsaß-Lothringen, ja so nebenbei sogar „Unter den Linden" in Berlin zu erobern, hat sich während seiner politischen Laufbahn drei Mal geschlagen, und drei Mal ist er besiegt worden.

---

*) Wegen Raummangels verspätet. Die Redaktion.

**) Fin de siècle = Ende des Jahrhunderts, ein Ausdruck, der im letzten Jahre Mode geworden, um Thatsachen und Erscheinungen zu bezeichnen, welche dafür sprechen, daß eine ganze Geschichtsperiode ihrem Ende entgegengeht. Anmerkung des Uebersetzers.

Digitized by Google

Das erste Mal trat er gegen Herrn de Lareinty, ein legitimistisches Fossil, in die Schranken. Es dauerte hübsch lange, ehe seine Pistole losging und — ihr Ziel verfehlte. Die Sekundanten erklärten, daß durch diese Waffenthat der Ehre genüge geschehen sei, und man ging in corpore frühstücken. Die Fresserei ist stets eine Kardinalfrage des Boulangismus gewesen.

Bei dem zweiten Duell rennt ein dickbäuchiger, kurzathmiger Advokat, Herr Floquet, seinen Degen in den Hals des „braven Generals". Einen Zentimeter tiefer, und er hätte ihm die Halspulsader durchschnitten und unseren hitzigen Achilles wie ein simples Huhn abgethan. Das hieß unglücklich spielen. Zum Glück konnte Boulanger bei seinem dritten Duell Revanche nehmen und alle Eigenschaften seines tapferen Charakters voll und ganz entfalten. Wenn einmal die komische Geschichte unserer traurigen Epoche geschrieben wird, wird dieser denkwürdige Kampf „das Auskneifeduell" benannt werden. Der Minister Constans, Boulanger's Gegner bei diesem Strauß, beauftragte einen der Spitzel, welche er in nächster Nähe und in intimstem Verkehr mit dem General unterhielt, diesen von seiner beabsichtigten Verhaftung in Kenntniß zu setzen. Bei dieser Nachricht rafft Held Boulanger all seinen Muth zusammen, besteigt den Zug und dampft nach Brüssel auf und davon. Seine ergebensten Anhänger, von dieser Eskamotirung ganz außer Fassung gebracht, setzen ihm nach, erwischen ihn, kanzeln ihn gehörig ab, reden ihm ein, sich nur nicht zu fürchten und bringen ihn nach Paris zurück. Allein Held Boulanger war bei Leibe nicht beruhigt. Wohl ließ er es sich gern gefallen, das Idol der Herzoginnen und des Volkes zu sein, von allen Seiten Geld zu nehmen, mit allen Parteien zu bankettiren und sich mit leichten Schönen zu amüsiren. Aber seine Hingabe für seine Partei und seinen eigenen Ruhm ging nicht so weit, sich hinter Schloß und Riegel setzen zu lassen. Kaum hatten Naquet und Laguerre den Rücken gedreht, so stieg er abermals in den Zug nach Brüssel, und diesmal kam er nicht wieder. Er verschwor sich hoch und theuer, nicht eher den Fuß nach Frankreich zu setzen, als bis Constans nicht mehr Minister sein würde, um ihn verhaften lassen zu können.

Die ganze Welt wußte um diese Heldenthat. Herr Mermeix hat jedoch gemeint, daß man auch die übrigen glänzenden Thaten des Generals nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen dürfte, und so hat er sich entschlossen, dieselben im „Figaro" zu erzählen. Nun kann man sagen, daß wir anfangen, den Mann voll und ganz kennen zu lernen, den wir bis dahin in Boulanger nur geahnt hatten.

Wenig Männer haben würdiger als er die noblen Bestrebungen der Bourgeoisklasse verkörpert. Er hat im höchsten Grad die den Spießbürger beherrschende Leidenschaft besessen: die Leidenschaft für das Gold. Um sich Gold zu verschaffen, nahm er zu jeder möglichen List seine Zuflucht, er bettelte bei den dicken und den magern Börsen, und mit gleicher Raubgier säckelte er die Sous der Armen, wie die Banknoten der Reichen ein. Um „Geld zu machen" hat er alle Talente eines Börsenjobbers spielen lassen, hat seine Persönlichkeit prostituirt, alle nur möglichen Schritte und Manöver unternommen, ist er klein und demüthig den Einen, liebenswürdig und voller Versprechungen den Andern gegenüber aufgetreten. Verkleidet und unter einem falschen Namen hat er sich nach der Schweiz zum Prinzen Napoleon begeben. „Für eine Million erobere ich Ihnen Frankreich", sagte er zu diesem. Herr Bonaparte versprach ihm die Million, aber er bewies ihm, daß Versprechen und Halten zweierlei ist: nie hat der General auch nur einen elenden Sou von der versprochenen Million gesehen.

Digitized by Google

Darauf bohrte er die Orleans an. Allein die Orleans haben die Gepflogenheit, stets zu nehmen und nie zu geben. Nun wendete sich der schöne General, der Herzensbezwinger, an die Frauen. Eine Herzogin, welche die Vierzig stark bergab geht, ein wenig verrückt, Tochter einer Champagnerhändlerin*), aber millionenreich ist, und die sich bereits einen Herzog gekauft, welcher die Güte gehabt, diese Welt zu verlassen, nachdem er ihr seinen Titel geschenkt, träumte davon, Boulanger zu erwerben, zu heirathen und Diktatorin von Frankreich zu werden. Die Präsidentschaft der Republik verdreht den Frauen so gut wie den Männern den Kopf: man erzählt, Frau Carnot bilde sich allen Ernstes ein, Königin zu sein und erscheine bei offiziellen Festlichkeiten nie anders, als das Haupt mit einem Diadem geschmückt. Die Herzogin von Uzès, welche die Leidenschaft des Generals kannte, öffnete ihm ihre Börse, und wie sie erzählt, schöpfte er aus ihr, ohne sich im geringsten zu geniren, drei und eine halbe Million. Wie glücklich war nicht die Herzogin, zu den Füßen ihres Idols Millionen niederlegen zu dürfen, die sie so wenig kosteten!

Unsere Bourgeois, welche für die nämliche Summe zehn Mal Vaterland und Kinder verkaufen würden, sind voll tiefer Bewunderung für die so hochherzige Herzogin erfüllt; sie machen eine Heldin aus ihr und würden ihr gern Statuen errichten, sie als Beispiel für Millionärinnen kanonisiren lassen.

Der General, überzeugt, daß ihm das Geld lediglich seiner schönen Person halber und für seine schöne Person gespendet sei, verausgabte einen Theil davon für seine Vergnügungen. So gab er auf einmal 200 000 Francs einer seiner Maitressen, damit diese ihre Schulden bezahlen konnte. Die Herzogin schloß die Augen gegen die Schwächen ihres „großen Mannes". Allein als sie seine Flucht erfuhr, und als sie damit ihren Traum von Ruhm und Ehrgeiz zerrinnen, in alle Winde zerstieben sah, bedauerte sie ihre verzettelten Millionen. Da sie daran verzweifeln mußte, ihr Geld je wieder zurück zu erhalten, so ward sie von Wuth erfaßt und beschloß, sich zu rächen. Sie und ihr Freund Laguerre, die nimmer ruhende, nimmer rastende Zunge des Boulangismus, sind es, die jetzt unter dem Namen Mermeix die gar anmuthigen Streiche der Boulangisten aufdecken.

Allein die Enthüllungen, welche nur den Zweck verfolgten, den Götzen zu besudeln, kompromittiren die konservativen Parteien und eine große Anzahl politischer Persönlichkeiten, die augenblicklich eine große Rolle spielen. In der That, wenn sich Boulanger, um zu seinem Ziele zu gelangen, ohne Unterschied Jedermanns bedient hat, der Republikaner und der Monarchisten ebenso gut wie der Anarchisten und Klerikalen, so hat sich auch wiederum Jedermann Boulanger's bedienen wollen, um seine eigenen, persönlichen Interessen zu fördern. Orleanisten und Bonapartisten haben gewähnt, daß sie sich nur hinter dem General aufzupflanzen brauchten, um zur Macht zu gelangen, und sie haben mit dieser ihrer Taktik den schönen Erfolg gehabt, die Mißachtung, der sie sich erfreuen, um ein Beträchtliches zu steigern.

Die Herren Clémenceau, Floquet und Freycinet, um weiter keine anderen Namen zu nennen, die heutzutage ganz rasende Antiboulangisten sind, haben seinerzeit gar lustig mit Boulanger komplottirt, um Ferry den Weg zum Elysée zu versperren, und sie haben sogar den General an sich fesseln wollen, um nur ins Ministerium oder zur Präsidentschaft der Republik zu gelangen. Die betreffenden Enthüllungen sind so kompromittirend für Floquet und Freycinet, daß man

*) Die Herzogin von Uzès ist die Tochter der Witwe Cliquot, Inhaberin der bedeutendsten Champagnerfirma.

Digitized by Google

annehmen muß, Constans habe sie bezahlt. Er ist ganz der Mann, seinen theuren Kollegen diesen Streich zu spielen, und Herr Mermeix ist ganz der Mann, sich zu einem solchen Streich herzugeben: das Geld eines Constans ist wohl ebenso viel werth wie das einer Herzogin von Uzès.

Diese Annahme ist um so glaubhafter, als Constans die einzige politische Persönlichkeit ist, welche aus den Enthüllungen Nutzen zieht. Als er den General in die Flucht geschlagen hatte, wurde er im Triumph emporgehoben: er hatte die Republik gerettet! er war einer der Väter des Vaterlands! Auch Thiers war seinerzeit ein Vater des Vaterlands gewesen. Man gestand wohl zu, daß der Mann durchaus nicht ohne Makel, daß es in seiner Vergangenheit recht unsaubere Geschichten gäbe, daß er ein Spitzbube erster Güte und zu Allem entschlossen sei, vorausgesetzt nur, daß er dadurch vorwärts komme und Erfolg habe. Allein man vergaß diese schlimmen Eigenschaften und man sagte: „Constans ist gerieben! ein schneidiger Kerl.“ „Er hat uns Boulanger vom Halse geschafft und uns am 1. Mai vor einer Revolution gerettet.“ Denn Constans hatte die Spießbürger glauben machen, daß die Sozialisten am 1. Mai Alles plündern, sengen und brennen und massakriren würden. Die Dummheit der bürgerlichen Klassen ist ja die Hauptgrundlage der Größe unserer modernen Politiker.

Aber Alles nutzt sich ab: man fing an, sich zu fragen, ob Constans wirklich der große Mann sei, für den man ihn hielt; man sagte sich, daß er mit Boulanger, der nichts mehr und nichts weniger als ein Schafskopf sei, leichtes Spiel gehabt habe. Im Ministerium kam es zu Reibereien. Constans, überzeugt davon, daß ein dunkler Ehrenmann seines Schlags als Zierde eines bürgerlichen Ministeriums genügt, ging damit um, Rouvier, der seiner würdig ist, aus dem Ministerium zu drängeln. Allein Rouvier ist der Mann der Rothschild's, die gewöhnt sind, einen ihrer Kommis in den Ministerien der Republik unterzubringen. So hat Say lange diesen einträglichen Bedientenposten bekleidet. Die Rothschild's sind reich, und die Deputirten und Senatoren sind feil. Wie es scheint, hatte sich bereits im Senat eine Gruppe gebildet, welche bereit war, Rouvier zu vertheidigen und Constans daran zu hindern, ins Ministerium des Aeußern einzuziehen, wonach ihm schon längst gelüstet, um Bismarck parodiren und sich als Mann aufspielen zu können, der die europäische Politik lenkt. Um sich auf diese Rolle vorzubereiten, beschloß Constans, die Gunst des Zaren zu gewinnen, und so ließ er auf Befehl der russischen Polizei arme russische Emigranten verhaften und zu drei Jahren Gefängniß wegen eines Komplotts verurtheilen, das anerkanntermaßen von einem agent provocateur, welcher Bomben und Dynamit geliefert hatte, organisirt worden.

Aber der Lärm, welcher sich neuerdings um den Boulangismus und die Enthüllungen erhoben, die für die monarchistischen Parteien und deren politische Persönlichkeiten so kompromittirend sind, verleiht dem Ministerium Constans neues Leben, und wenn am 20. Oktober Kammer und Senat wieder zusammentreten, so wird er mächtiger als je zuvor sein.

Wie lange das dauern wird? — Constans wird nicht das Glück haben, einen zweiten Boulanger zu finden.

Denn Boulanger ist für gar viele Leute ein Geschenk des Himmels gewesen. Die Brousse und Lavy haben im Boulangismus einen Vorwand gefunden, um auf Kosten des Reptilienfonds reichlich zu leben. Die Opportunisten, welche durch die allgemeine Entrüstung von der Macht vertrieben wurden, haben wieder zu ihr emporklettern können, um die Republik zu retten, welche von dem General der Tingeltangel bedroht gewesen war.

Digitized by Google

Wenn die Spießbürger nicht die undankbarsten Thiere auf Gottes Erdboden wären, so müßten sie, anstatt Boulanger zu verhöhnen, ihm Renten stiften, denn der General hat die sozialistische Bewegung gelähmt und Zwietracht in ihre Reihen gesäet.

Zum Glück ist es damit vorbei und zwar für lange. Die Arbeiter, welche in Boulanger einen Retter zu erblicken gewähnt, sind von ihrem blinden Enthusiasmus zurückgekommen, und sie werden sich nicht so leicht noch einmal anführen lassen. Sie haben begriffen, daß die Bourgeoisie, die die Fälschung auf allen Gebieten großgezogen hat, auch nur einen steifleinenen Helden, einen Götzen aus Talmigold hervorbringen konnte. Wir leben nun einmal im Zeitalter der Schundwaare! Jetzt, wo das Terrain vom Boulangismus befreit ist, wird der Sozialismus wieder auf der Bühne erscheinen und mit neuer Kraft den einen Moment lang unterbrochenen Marsch aufnehmen.

Zum „Jubiläum" eines vergessenen Liedes.

Von **Reinhold Rüegg.**

Das rheinische Jahrbuch für 1841 enthielt eine bizarre Novelle von Eichendorff, eine Skizze von Levin Schücking, Fragmente aus Simrock's Uebersetzung des „Parzival", Romanzen aus Immermann's „Tristan und Isolde", Lieder von Wolfgang Müller, Gottfried Kinkel, Karl Mayer, Zedlitz, Freiligrath, und Sallet hatte die herrliche Strophe beigesteuert:

Und wollen sie mein Aug' auch blenden,
Verfinstert drum die Sonne sich?
Und wenn sie mich zum Kerker senden —
Die Freiheit siegt auch ohne mich!

Neben den Namen von hohem, hellen Klange weist das Register auch diejenigen poetischer Kleinmeister auf, denen die Schwingen zu kurz gerathen waren. Nur einer der Letztern wird heute zuweilen noch genannt und in der Literargeschichte mit einigen freundlichen Worten abgewandelt, Nikolaus Becker, der Dichter des „An Alphons von Lamartine" gerichteten Liedes:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n,

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen steh'n,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel seh'n.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n.

So lang die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein!

Der junge, gänzlich unbekannte Poet erzielte eine wunderbare Wirkung. Das ehrenwerthe, doch nichts weniger als gewaltige und die Schranken der

Digitized by Google

Loyalität nirgends durchbrechende Pathos rief einen Enthusiasmus wach, wie er den erlauchtesten Geistern der deutschen Literatur niemals entgegengebracht worden; man schwärmte für den Verfasser, „dramatisirte" sein Werk, komponirte es unzählige Male, übte es den Schulkindern ein, machte es drehorgelfähig und Nachahmungen wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Als im März 1841 die Kunde von der Erfindung einer Setzmaschine die Jünger Gutenberg's erschreckte, protestirte gar einer derselben in der „Rheinlied-Weis":

Sie sollen sie nicht weben,
Die Schrift, geformt aus Blei,
So lang noch Setzer heben
Die Hände flink und frei,

So lang noch jed' Sekunde
Man eine Letter greift,
So lange jede Stunde
In Fülle Formen reift....

Die Frankfurter „Didaskalia" gab schließlich bekannt: „Da die Einsendung von Gedichten à la Becker noch immer nicht aufhören will und wir bereits im Besitz von 70—80 Stück sind — neulich erhielten wir deren 13 an einem Tage — so finden wir uns zu der ausdrücklichen Erklärung veranlaßt, daß wir zur Aufnahme keinen Raum haben und für weitere Beiträge ein für allemal bestens danken...."

Alle Blätter druckten die „deutsche Marseillaise" nach und in dem höflichen Sachsen ward allen Ernstes vorgeschlagen, das Lied, im Gegensatz zu der französischen Hymne, „Colognaise" zu betiteln, wozu dann freilich ein rheinisches Journal meinte, um „echt deutsch" zu verfahren, müßte man „Geilenkirchaise" schreiben, da der Dichter nicht in Köln, sondern in Geilenkirchen geboren sei, auch daselbst wohne. Becker, der anspruchslose Insasse einer amtlichen Schreiberstube am Ufer des Rheins, nach welchem die Franzosen damals eben sehr begehrliche Blicke warfen, „hatte in seinem still nationalen Innern ein Flämmchen angezündet, womit er den Abend eines freundschaftlichen Zirkels zu illuminiren gedacht; plötzlich fing das nationale Stroh Feuer und in wenigen Wochen standen Millionen Köpfe in Flammen". Auch in dem Haupt des „teutschen" Königs Ludwig von Bayern brannte die Begeisterung lichterloh; sie verleitete ihn sogar zum Dichten. Ein Dr. Ernst in München wollte eine Nationalsubskription für Becker eröffnen, und Adressen liefen garbenweise bei diesem ein.

Es war ein vormärzlicher, der „frommen Kinderstube Deutschland" angemessener Jubel.

Der deutsche Michel trank im Schatten deutscher Eichen Bier, verehrte Gott und seinen angestammten Landesherrn, ergab sich willig in die Fügungen der Polizei, las die obrigkeitlich überwachte Zeitung und rauchte seine „Pfeif' Tobak". Der Berliner „Vossischen Zeitung" wurde es als eine Mannesthat angerechnet, als sie den Beweis führte, daß das Verbot gegen das Rauchen auf der Straße sich nicht auf das Gebiet des Thiergartens erstrecke. Der Volksschriftsteller Heinrich Smidt leitete eine Novelle mit einer Szene ein, worin der Postwagen bei nächtlichem Unwetter vor den Stadtthoren umstürzte; gleich war die Zensur da mit dem Verlangen nach einer Aenderung, damit nicht etwa Seine Exzellenz der Generalpostmeister von Nagler in seiner Würde gekränkt werde....

So rasch es gestiegen, so rasch sank auch das Becker-Fieber. In denselben Kneipen und Barbierstuben, wo die Philister wie besessen versichert hatten, daß die Nachbarn „ihn nicht haben" sollten, schlug die Stimmung urplötzlich um und in der Presse erfolgte derselbe Wandel.

„Sie sollen ihn nicht haben!"
Nein, nein! — Doch jetzt ist's gut,

Sonst werden wir begraben
In rhein'scher Liederfluth

jammerte die „Kölnische Zeitung" und ein anderes Blatt spottete grausam des genügsamen Patriotismus:

Digitized by Google

Wie wunderbar bescheiden
Spricht nicht das Lied uns an!
Mehr wollen wir nicht leiden, —
Als was man uns gethan.

Boshafte Federn deuteten an, wo die Raben schreien, sei gewöhnlich Aas vorhanden und Dingelstedt witzelte von „Eau de Cologne", weil Poesie rasch zu verdunsten pflege. „Aus dem Lorbeerkranz, der dem Rheinlied-Sänger von seinen Mitbürgern aufgesetzt worden, schrieb die „Dorfzeitung", wird ein Blatt nach dem andern ausgerissen und bald nur noch der eiserne Reifen auf dem Haupte sein. Auch der Vater Rhein protestirt und behauptet, er sei weder frei noch deutsch, was er allerdings am besten selbst wissen muß."

Lamartine antwortete mit einem süßen Schwall von Phrasen: der Franken und der Germanen Blut sollen fürder nicht des Stromes Wellen färben, „der Schlachten Regenbogen" nicht mehr leuchten an seinem Gestade, das Banner des Krieges in Fetzen gehen, verhieß der optimistische Franzose. Aber Becker's Lied blieb vergessen, ihm ward das Schicksal des Rheins, indem es sachte verlief, und die ganze Geschichte sah, wenn man das dünne Ende mit dem mächtigen Anfang vergleicht, einer Ironie nicht unähnlich.

Rouget de l'Isle's Sturmgesang wird nie ganz seinen Zauber verlieren, Luther's machtvoller Choral „Eine feste Burg ist unser Gott" immer ein Denkmal aus den Tagen der Reformationsbewegung bleiben; Lieder wie diejenigen Becker's und Max Schneckenburger's, dessen matter „Wacht am Rhein" nur die gewaltigen Ereignisse von 1870 flüchtigen Odem einzuhauchen vermochten, — sie eilen von dannen mit der Stunde; es fehlt ihnen der echte Pulsschlag, die Wucht des Gedankens, die heiße Leidenschaft.

Gedrängt vom Verehrerschwarm, ließ Becker ein Bändchen Gedichte erscheinen, die vollends dokumentirten, daß kein wirklich poetisches Naturell ihm innewohnte. Karl Heinzen wehrte 1845 von dem kurz zuvor entschlafenen Freunde die übergroße Unbill tapfer ab. „In der Rheinlied-Periode", schrieb er in einem nun auch verschollenen Büchlein, „hatte die Wuth für Becker einen solchen Grad erreicht, daß ihm Alles zu Gebote stand, was er nur wünschen mochte. Es bedurfte nur seiner Einwilligung, um ihn, den Armen, binnen wenigen Wochen zum Reichen zu machen; er aber schlug aus wackeren Gründen das Anerbieten ab und blieb arm. Alle Zirkel standen ihm offen, die Reichen und Vornehmen drängten sich in Massen um ihn und wenig Frauen seiner Umgebung würden seine Hand ausgeschlagen haben; er aber hielt die Hand zurück. Die Gunst der Großen warf alle ihre Strahlen auf ihn herab und eine dreiste Bewerbung hätte ihm Stellen eröffnet, um die ihn Hunderte beneidet haben würden; er aber dachte nicht daran, einen unverdienten Ruhm durch unverdiente Vortheile zu krönen und sein Ehrgeiz begnügte sich mit dem bescheidenen Posten eines Schreibers beim Friedensgerichte. Man frage die industriellen Naturen unserer literarischen Spekulanten, welche auf einen Becker mit höhnischem Bedauern blicken, wie *sie* sich an seinem Orte benommen, ob sie den gleichen Anstand bewahrt haben würden. Sie hätten den schnell erworbenen Ruhm ausgebeutet, zuerst an sich, an die Ehre zuletzt gedacht. Becker ist trotz dem beispiellosen Erfolg in jeder Beziehung geblieben, wie er war, ein schlichter, gemüthvoller, edelgesinnter, wenn auch in mancher Beziehung schwacher Mensch. Nicht was er geworden, sondern was er geblieben, muß den Maßstab für seine Beurtheilung abgeben und die Anwendung dieses Maßstabes ehrt ihn, wie er es verdient. Man hat ihm nach seinem Tode ein Monument setzen wollen. Ein Monument — angenommen, es habe einen Werth — kommt ihm nicht zu; die Anerkennung seiner Charaktereigenschaften aber dürfte ihm nicht entgehen und ich bringe sie ihm dar, wie lächerlich mir auch die Rolle gewesen, die er als Rheinlied-Dichter hat spielen müssen."

Digitized by Google

Ein halbes Jahrhundert liegt zwischen uns und jenen Tagen: ein halbes Jahrhundert ist es auch her, daß ein anderer Jüngling — am schweizerischen Ufer des schwäbischen Meeres — seinen ersten Liederstrauß wand: Georg Herwegh. Das war ein ganzer Poet, der nicht mit Wasser, sondern mit Feuer taufte. Wie sagte doch Justus Moser? „Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein Einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergiebt, was sie hergeben kann."

In eigener Sache.

Im Oktober 1889 erschien in der „Neuen Zeit" ein Referat des Dr. Konrad Schmidt über seine Broschüre: „Die Durchschnittsprofitrate auf Grundlage des Marx'schen Werthgesetzes". Aus diesem Artikel nahm Dr. Stiebeling in New York Veranlassung, das darin behandelte Problem seiner Ansicht nach besser zu lösen und leichter begreiflich darzustellen, und sandte das Ergebniß seiner Studien schon am 18. Oktober an die Redaktion der „Neuen Zeit" zur Veröffentlichung in einem etwa zwanzig Zeilen langen Aufsatz.

Dieses Manuskript gelangte leider nicht in meine Hände.

Beunruhigt durch mein Schweigen, sandte Dr. Stiebeling am 12. Dezember eine Postkarte nach Stuttgart, worin er mich benachrichtigte, er habe mir einen Aufsatz geschickt, und mich bat, ihm mitzutheilen, ob ich ihn erhalten. Diese Karte wurde mir mit anderen Einläufen von Stuttgart nach London zugeschickt, von wo ich damals die „Neue Zeit" redigirte. Zufälligerweise riefen mich gerade um diese Zeit Familienangelegenheiten nach Wien, wo ich sofort nach meinem Eintreffen von der im letzten Winter grassirenden Influenza befallen wurde. Ich kam daher erst am 10. Januar 1890 dazu, die Karte zu beantworten und Herrn Dr. Stiebeling zu ersuchen, mir mitzutheilen, ob er das Manuskript an mich persönlich nach London oder an die Redaktion nach Stuttgart adressirt habe, damit ich wisse, bei welchem Postamt ich Nachfrage halten solle.

Das ist Alles sicher sehr uninteressant und bedeutungslos, umsomehr, da Dr. Stiebeling eine Abschrift seiner zwanzig Zeilen besaß, diese also der Welt nicht verloren gegangen waren, und unsere Leser haben ein Recht, zu fragen, warum ich sie mit dieser Affaire behellige.

Die Antwort darauf müssen sie eigentlich bei Dr. Stiebeling suchen, dem die Sache so wichtig erscheint, daß er seit bald einem Jahr immer und immer wieder in verschiedenen Publikationen darauf zu sprechen kommt und immer schwerere Anklagen gegen mich erhebt.

Bereits damals, als er anfragte, ob ich sein Manuskript erhalten, „hatte" er, wie er in einer jüngst erschienenen Broschüre schreibt, „Grund, zu vermuthen, daß man mich (Stiebeling) in dieser Sache todtzuschweigen suche". Worin dieser „Grund" bestand, erfahren wir leider nicht, obwohl er Herrn Dr. Stiebeling höchst schwerwiegend erschienen sein muß; denn er ließ sich dadurch bewegen, zu derselben Zeit (vielleicht noch vorher) als er seine Karte an mich absandte, den mir darin angebotenen Artikel dem New Yorker „Sozialist" zur Veröffentlichung zu übergeben — ein Manöver, das seine Entschuldigung nur in der tödtlichen Angst findet, die Herr Dr. Stiebeling bei dem Gedanken empfand, seine zwanzig Zeilen könnten noch einige Wochen länger „todtgeschwiegen" werden.

Als er aber Anfangs Januar auf seine Karte, die am 12. Dezember von New York nach Deutschland abgegangen war, noch immer keine Antwort hatte, wurde seine Vermuthung mit der anonymen Grundlage zur Gewißheit und er beeilte sich, sofort durch eine Zuschrift an den New Yorker „Sozialist" vom 13. Januar die Welt davon in Kenntniß zu setzen, daß die Redaktion der „Neuen Zeit" seine Arbeit über „das Werthgesetz und die Profitrate" böswillig ignorire und todtschweige.

Die Nummer 4 des „Sozialist", in der diese Klage des Dr. Stiebeling erschien, kam mir Anfangs Februar in London zu Gesicht, wohin ich Ende Januar zurückgekehrt war, und ich sandte sofort an die Redaktion des „Sozialist" eine Berichtigung, in der ich den oben auseinandergesetzten Sachverhalt darlegte, und darauf hinwies, daß das, was Herrn Dr. Stiebeling als „unerhörtes Verfahren" erscheine, sich auf leider nicht unerhörtes Pech reduzire. Ich fuhr dann fort: „Aber selbst wenn diese Zwischenfälle nicht eingetreten wären,

Digitized by Google

hatte Dr. Stiebeling kein Recht, aus der Thatsache, daß auf seinen Brief aus Amerika vom 12. Dezember am 13. Januar die Antwort noch nicht eingetroffen war, auf eine mala fides unsererseits zu schließen und uns Todtschweigungsgelüste unterzuschieben.

„Und welchen Grund sollten wir haben, ihn todtzuschweigen! Wir glauben kaum, daß Jemand die Absicht hat, ihm seine Lösung des Problems der Profitrate vorwegzunehmen. Wir sind heute noch bereit, wenn Dr. Stiebeling es wünscht, seinen Artikel in der „Neuen Zeit" abzudrucken. [Allerdings wird er gut thun, ihn vordem noch einmal einer genauen Durchsicht zu unterziehen; er wird dann vielleicht finden, daß seine Lösung keine Lösung ist, da er das, was bewiesen werden soll, bereits voraussetzt, und daß das „todtgeschwiegen werden" vielleicht so übel nicht gewesen wäre.]

„Indeß, wie immer es sich damit verhalten mag, einem so verdienstvollen Vertreter unserer Sache, wie Dr. Stiebeling, stehen die Spalten der „Neuen Zeit" gerne offen."

Ich drucke diesen Theil des Briefes hier wieder ab, weil die Redaktion des „Sozialist" leider so höflich gegen Dr. Stiebeling war, den in Klammern stehenden Passus zu streichen, fast hätte ich gesagt, todtzuschweigen.

Mit dieser Erklärung meinerseits hielt ich die Sache für abgethan.

Wie groß war nun mein Erstaunen, als mir vor einigen Tagen durch Zufall eine in New York verlegte Broschüre von Dr. Stiebeling in die Hände gerieth, betitelt „Das Werthgesetz und die Profitrate, mit einem polemischen Vorwort", welches Vorwort einzig dem Zweck dient, die Geschichte der zwanzig Zeilen noch einmal ausführlich auf sechs Seiten Großoktav zu behandeln. Und wie zu behandeln!

In dieser jüngsten Darstellung handelt es sich nicht mehr um bloßes „Todtschweigen". Herr Dr. Stiebeling insinuirt mir jetzt nichts geringeres, als die Unterschlagung seines Manuskripts. Seiner „Postkarte vom 12. Dezember 1889 wäre es vermuthlich ebenso gegangen", meint er, wie seinem „Originalmanuskript", wenn er „nicht die Vorsicht gebraucht hätte", eine Abschrift desselben im „Sozialist" zu veröffentlichen. Dies machte meinem „Versteckspiel ein Ende". Das heißt mit anderen Worten, ich hätte mein Unterschlagungssystem fortgesetzt, wenn Dr. Stiebeling nicht meine Machinationen durchkreuzt und mich gezwungen hätte, „Farbe zu bekennen". Meine dem „Sozialist" zugesandte Berichtigung wäre danach eine Lüge gewesen.

Und alle diese Imputationen bringt Herr Dr. Stiebeling vor, nicht nur ohne den Schatten eines Beweises ihrer Glaubwürdigkeit, sondern auch ohne eine einzige Thatsache aufzuführen, die auf die Unglaubwürdigkeit meiner eigenen Darstellung schließen ließe, ja ohne auch nur ein Motiv zu nennen, das das mir imputirte Vorgehen wenigstens erklärlich erscheinen ließe. Warum in aller Welt sollte ich Dr. Stiebeling's kostbare zwanzig Zeilen unterschlagen? Wünschte ich ihre Veröffentlichung nicht, dann konnte ich sie ja ablehnen, wie ich schon mit anderen Arbeiten des Dr. Stiebeling gethan. Und wenn ich das nicht „wagte", durfte ich im Ernst erwarten, seine „Lösung" durch meine Unterschlagung der Oeffentlichkeit vorenthalten zu können? Gebietet die Redaktion der „Neuen Zeit" über die gesammte sozialistische Presse? Dr. Stiebeling scheint wirklich zu glauben, sein Artikel habe so niederschmetternd auf mich gewirkt, daß ich darüber nicht nur jedes Ehrgefühl, sondern auch meinen Verstand verloren habe.

Doch halt! Dr. Stiebeling besitzt schon längst den Schlüssel zu meinem Verhalten: „Es ist nicht das erste Mal, daß Herr Karl Kautsky mich todtzuschweigen suchte", klagt er. Im Jahre 1886 habe er zwei Broschüren veröffentlicht, von denen keine in der „Neuen Zeit" besprochen wurde. „Was war die Ursache seines (Kautsky's) eigenthümlichen Verhaltens? Offenbar mußten die beiden Schriftchen ketzerische Ansichten verkündigen, mit welchen er nicht übereinstimmte, die er jedoch auch nicht gut widerlegen konnte. Deshalb dachte er, es sei das Beste für ihn, sie unbeachtet zu lassen. Und gewiß, die Sache verhielt sich so." Bisher haben nämlich die Sozialisten aus der Marx'schen Werthlehre den Schluß gezogen, „daß die fortschreitende Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise sinkende Löhne und steigende Ausbeutungsraten zur unausbleiblichen Folge habe". Herr Dr. Stiebeling hat dagegen entdeckt, daß dies Gesetz falsch ist, daß die Ausbeutung der Arbeiter im Verlauf der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise abnimmt. In den erwähnten Broschüren hatte er diese Behauptung „durch zahlenmäßige Thatsachen der Wirk-

Digitized by Google

lichkeit gestützt, und dagegen konnte er (Kautsky) nicht aufkommen. Also ging er ihnen aus dem Wege".

Ich traute nicht meinen Augen, als ich Vorstehendes las, trotzdem ich durch die früheren Auslassungen des Herrn Dr. Stiebeling an starke Zumuthungen gewöhnt worden. Die Broschüren, in denen er die erwähnten Ansichten entwickelte, erschienen im April und Mai 1886. Im Novemberheft der „Neuen Zeit" desselben Jahres erschien ein Artikel aus der Feder des Dr. Stiebeling, der in ausführlicher Weise ausschließlich gerade diese „ketzerischen Ansichten" behandelte, unter dem Titel: „Ueber den Einfluß der Verdichtung des Kapitals auf den Lohn und die Ausbeutung der Arbeit". Ich forderte in einer redaktionellen Note zur Diskussion dieser Ansicht auf, deren Formulirung, jedenfalls behufs nachdrücklicherer Todtschweigung in der „Neuen Zeit", mit gesperrter Schrift besonders hervorgehoben war, und veröffentlichte im Märzheft 1887 eine Kritik derselben von Lxbg., sowie einige Bemerkungen aus meiner Feder, die meines Erachtens den Werth der „zahlenmäßigen Thatsachen", deren Unwiderleglichkeit angeblich der Grund meiner Todtschweigungspolitik gewesen, sehr problematisch erscheinen ließen.

Ob ich mit dieser Auffassung Recht habe, steht mir nicht zu, zu entscheiden; darum handelt es sich hier auch gar nicht. Aber welche Stirn gehört dazu, angesichts dieser Thatsachen zu erklären, ich habe Stiebeling's Schriften „todtgeschwiegen" und zwar deswegen, weil sie „ketzerische Ansichten verkündigten", die ich „nicht gut widerlegen konnte"?

Nach dieser Leistung kann es kaum noch Verwunderung erregen, wenn Dr. Stiebeling zum weiteren Beweis, welche Verfolgungen er seiner ketzerischen Ansichten wegen schon habe erdulden müssen, einen Setzerlapsus ausgräbt, der bei der Veröffentlichung seines Artikels über „die Exploitation der Arbeit in Amerika" in der Berliner „Zukunft" vor zwölf Jahren passirt ist, im letzten Heft dieser Zeitschrift, das in Abwesenheit des Redakteurs, der in der Schweiz weilte, schon unter dem Schrecken des Ausnahmegesetzes fertig gestellt wurde. Dieses Lapsus halber, der unter solchen Umständen zu Stande gekommen und der Niemanden irreführen konnte, der den Artikel im Zusammenhang gelesen, bricht Dr. Stiebeling in edler Entrüstung in die Worte aus: „Fanatischer Glaubenseifer hatte durch Fälschung das ketzerische Untersuchungsresultat mit seinem Dogma in Uebereinstimmung gebracht!"

Mit diesen vernichtenden Worten schließt Herr Dr. Stiebeling sein „polemisches Vorwort", jedenfalls zu sehr übermannt von sittlicher Entrüstung, um den Namen des „Fälschers" der Oeffentlichkeit preisgeben zu können. Und doch weiß nicht Jedermann, daß der Redakteur der „Zukunft" der leider zu früh verstorbene Karl Höchberg war. So lange dieser lebte, schwieg Dr. Stiebeling still. Warum kommt er jetzt plötzlich mit einer Anklage aus dem Jahre 1878 gegen einen Mann, der sich nicht mehr vertheidigen kann? Warum besudelt er unter einem nichtigen Vorwand sein Grab?

Doch ich will mich über Herrn Dr. Stiebeling nicht entrüsten, nicht einmal um des todten Freundes willen. Der „Fall Stiebeling" ist ja kein ungewöhnlicher, er passirt so ziemlich mit jedem verkannten Erfinder. Dr. Stiebeling hat schon vor einem Dutzend Jahren eine Theorie erfunden, die, wenn sie wahr wäre, epochemachend wirken müßte, da sie den Sozialismus auf den Kopf stellt. Seit zwölf Jahren sucht er die Welt auf diese Erfindung aufmerksam zu machen und noch immer kümmert sich kein Mensch darum. Daß der verkannte Erfinder diesen Mißerfolg blos auf Neid und Mißgunst zurückführt, daß er sich schließlich verfolgt und unterdrückt wähnt, in jedem Druckfehler eine Fälschung sieht, begangen, seine Ansichten zu verschleiern; in jedem Verlust eines Briefes das Resultat einer Verschwörung zur Schmälerung seines Ruhmes; daß er seine Wahnideen der Wahrheit gleich hält, daß sie sogar in ihm stärker werden als diese und sie beugen, daß ihm endlich jedes Mittel recht ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — das ist nichts Ungewöhnliches. Nur daß Herr Dr. Stiebeling aus diesen Gründen für nöthig hält, gerade die Redaktion der „Neuen Zeit" anzurempeln, der einzigen Zeitschrift, in der meines Wissens seine Ansichten nicht nur zur Darstellung durch ihn selbst, sondern auch zur Diskussion gekommen — das ist mir ein psychiatrisches Räthsel.

Karl Kautsky.

Digitized by Google

Notizen.

e. **Krankheit — ein Luxus.** Auf dem im Monat September in Brighton abgehaltenen Kongreß des Sanitäts-Instituts von England gab der Vorsitzende, Sir Thomas Crawford, einige interessante Zahlen über das Thema der „verhütbaren Krankheiten" zum Besten. Herr Crawford, der lange als Militärarzt daheim und in den Kolonien thätig war, zeigte zunächst, was durch zweckentsprechende hygieinische Maßregeln erreicht werden kann, resp. was früher durch Vernachlässigung derselben gesündigt wurde. In Indien betrug die Sterberate der dort stationirten europäischen Soldaten bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts 60 pro Tausend, das heißt 17 Jahre Dienst genügten, einen Soldaten umzubringen. Jetzt ist, unter der Wirkung besserer hygieinischer Vorkehrungen, die Sterberate auf 15,20 pro Tausend gefallen, also gerade auf den vierten Theil. In England selbst war die Sterberate in der Armee früher 17 pro Tausend, während sie jetzt 5,52 pro Tausend beträgt. „Und doch", fügte Herr Crawford hinzu, „stehen wir erst am Anfang der sanitären Umgestaltung unserer Kasernen". Die vorgeschlagene Ausgabe für Kasernenbauten, bezw. Umbauten und Neueinrichtungen, meinte er weiter, sei eine schwere Last für das Land, aber der Verlust, den es durch schlechte Kasernen und die unter dem Einfluß derselben bewirkte Untergrabung der Gesundheit der Soldaten erleide, sei noch größer. Wer sich also durch die menschlichen Rücksichten auf dieselben nicht leiten läßt, den muß der rechnerische Kalkül dazu bewegen, die Summen für die geforderten Verbesserungen zu bewilligen.

Was die Zivilbevölkerung anbetrifft, so hat James Paget den Verlust an Arbeitsleistungen, den England jährlich durch Krankheiten erleidet, auf $2^1/_2$ Prozent des von der gesammten arbeitsfähigen Bevölkerung des Landes geschaffenen Werthes geschätzt, nämlich auf einen Durchschnitt von zwanzig Millionen Arbeitswochen im Jahr. Ein anderer Fachmann, Sir Edwin Chadwick, hat ausgerechnet, daß die Beeinträchtigung der Produktivkraft in Folge von verhütbaren Erkrankungen allein in London einer Steuerlast von 700000 Pfd. Sterling im Jahre gleichkommt. Diese Verschwendung, dieser Luxus in den Augen der Oekonomen, muß aufhören, und die bürgerliche Philanthropie findet das Heilmittel dagegen in der Hygieine.

Nun, die Hygieine kann Vieles, aber sie kann nicht Alles; sie kann eine Menge, aber sie kann nicht alle verhütbaren Krankheiten ausrotten. Oder aber sie muß aus dem Rahmen der blos technischen Reformen heraustreten und zugleich soziale Hygieine werden, wie das auch einzelne ihrer berufensten Vertreter bereits erkannt haben. Und das letzte Wort der sozialen Hygieine ist der Sozialismus.

Seit den letzten 20 Jahren ist die Sterblichkeits-Rate London's von 22 pro Tausend stetig bis auf 17,3 pro Tausend gefallen, d. h. die mittlere Lebensdauer von 45 Jahren auf 57 Jahre gestiegen. Wie viel davon auf die rein hygieinischen Maßregeln (Niederreißen der berüchtigtsten „Slums", Verbesserungen in der Wasserversorgung und der Kanalisirung ꝛc.) zu setzen ist und wie viel auf die von den Arbeitern erkämpften ökonomischen Verbesserungen entfällt, läßt sich schwer feststellen, es geht aber jedenfalls aus diesen Zahlen hervor, daß die Gesellschaft, je mehr sie ihrer Pflichten gegen ihre einzelnen Glieder sich bewußt wird, um so mehr zur Verhütung von Krankheit und frühzeitigem Tod auszurichten vermag. Und Uebel dulden, die man verhüten kann, ist ein Verbrechen.

In Irland ist im vergangenen Jahre wieder die dem Ackerbau gewidmete Fläche zurückgegangen. Es waren daselbst

	1889	1890	
mit Feldfrüchten bebaut	5 054 875	4 918 965	Acres
natürliche Wiesen und Weiden . . .	9 994 785	10 211 174	"

Der Ackerbau wird verdrängt durch die Weidewirthschaft, das zeigen auch folgende Zahlen. Man zählte in Irland:

	1886	1889	1890
Rinder	4 183 924	4 094 174	4 240 753
Schafe	3 366 043	3 789 187	4 323 805.

Die Bevölkerung nimmt immer mehr ab; durch die brutalsten Mittel werden die Menschen von Haus und Hof vertrieben; das theure Vaterland hat keinen Platz mehr für sie, es ist „übervölkert", es hat nur noch Platz für Schafe, die sich nicht organisiren und keine Geheimbünde stiften und noch leichter zu schinden sind, als die irischen Pächter. Den deutschen Arbeiter verdrängt der Pole und Italiener, bald vielleicht der Kuli. Den irischen Arbeiter verdrängt das Schaf. Die niedriger stehenden Organismen überwinden die höher stehenden. Das ist das Gesetz des „Kampfes ums Dasein" in der kapitalistischen Gesellschaft.

Digitized by Google

Feuilleton.

Der große Kritiker.

Novelle von **Herbert Clarke.** Aus dem Englischen von Regina Bernstein.

Erstes Kapitel.

Behaglich seinen Kaffee schlürfend, saß Herr Robert Crichton, über seine Briefe gebückt, vor seinem Schreibtisch.

Er hatte eine große Korrespondenz und verfuhr mit ihr nach einer höchst sinnreichen Methode. Neben seinem Sessel standen auf dem Fußboden zwei Schachteln und ein mächtiger Papierkorb. In die eine Schachtel ließ er die Briefe, die eine Antwort erheischten, fallen, in die andere diejenigen, die zwar aufbewahrt zu werden verdienten, aber nicht beantwortet zu werden brauchten. Der Rest, mit Ausnahme der Bücher, wanderte in den Papierkorb.

Herr Crichton war ein sehr geschätzter literarischer Kritiker, ja die vornehmste Kraft des „Unparteiischen" und bekannte und unbekannte Schriftsteller sandten ihm ihre Werke ein in der Hoffnung, ihn dadurch zu veranlassen, dieselben zu besprechen.

An diesem besonderen Morgen lagen nur zwei Bände vor, ein größerer und ein kleiner, und als Herr Crichton mit dem Lesen der Briefe fertig war, schlug er die Einbanddecken der Bücher auf und blickte auf die Titelblätter. Das größere Buch führte den Titel „Eine Synthesis aller Religionen" und hatte zum Verfasser den Prediger Warner Bassompierre, Doktor beider Rechte.

Herr Crichton durchblätterte es ärgerlich. „Zum Teufel mit dem alten Narren", murmelte er, „ich fürchte, ich muß etwas über das Ding bringen. Ich wünschte, er behielte seinen Unsinn für sich." Mit einem Seufzer stellte er das Buch, behufs weiterer Besichtigung, auf ein Bücherbrett an seiner Seite. Mit dem andern kleineren Band war er bald fertig. „Ein Kampf um Ruhm" von Eugen Middleton.

Herr Crichton las nicht über das Titelblatt hinaus. Warum sollte er auch? Er kannte den Namen Middleton nicht; hier galt es weder einen Freund zu verpflichten, noch einen Feind zu verletzen. War es doch kein wohlbekannter Schriftsteller, dessen Werke, ob gut oder schlecht, sorgsam beachtet werden mußten.

Auf dem Fußboden, unter dem Bücherbrett, stand eine große deckellose Schachtel mit grünem Stoff ausgeschlagen. In diese hinein ließ Herr Crichton, ohne aufzublicken, mit einer durch lange Uebung geschulten Sicherheit des Buch fallen. Dann wandte er sich seinen Zeitungen zu — seine Pflicht war bis auf Weiteres erfüllt.

Barnes, Herrn Crichton's Diener, hatte diese große Schachtel mindestens ein Mal wöchentlich zu leeren, und er entledigte sich dieses Amtes, indem er den Inhalt dem Antiquar, gerade um die Ecke herum, verkaufte, von dem er pro Dutzend vier Schillinge erhielt. Diese bildeten eine seiner Sporteln.

Sobald er das Buch los geworden, dachte Herr Crichton auch nicht mehr daran. Thatsächlich waren alle die geschilderten Manipulationen — Umschlag öffnen — aufs Titelblatt schauen — den Band fallen lassen — rein automatisch gewesen, oft genug pflegte er dasselbe zu thun. Damit war, nach seiner

Digitized by Google

Meinung, dem Buch und dem Autor, so weit dieser in Betracht kam, genug geschehen.

Doch dieses Mal, so wenig es sich der berühmte Kritiker träumen ließ, war es noch nicht genug — es sollte erst beginnen.

Hätte er nur eine leise Ahnung gehabt, welchen Verdruß dieses Buch ihm noch bereiten würde, so würde er wohl geringen Appetit bei seinem Frühstück gehabt haben. Doch nichts lag seinen Gedanken ferner, und so fuhr er fort, seinen Kaffee zu nippen, sein Toastbrot zu essen und mit der gleichen Selbstbefriedigung wie gewöhnlich die „Times" zu lesen.

Zwei oder drei Tage verstrichen, ohne daß sich etwas ereignete. Da erhielt er ein zweites Exemplar des Buches durch seine Freundin, Frau Glynn, begleitet von einem Brief, worin sie ihn bat, das Buch zu lesen und sie sein Urtheil darüber wissen zu lassen.

Frau Glynn war vielleicht die einzige Person in der ganzen Welt, die Crichton fürchtete; sie war ohne Zweifel die einzige Person, die dem großen Kritiker ins Gesicht zu lachen und zu widersprechen wagte.

Ihr literarischer Ruf war bedeutend, doch das konnte ihm keinen Respekt einflößen; er machte und zerstörte Rufe. Sie war hilfsbereit ihm gegenüber gewesen — wie sie es gegen Tausende war — als er der Hilfe bedurfte; ja, er zweifelte sogar, ob es ihm ohne ihre Sympathie und ihren Beistand gelungen wäre, zu reüssiren. Doch es war nicht der Gedanke, daß er ihr verpflichtet sei, der ihn in ihrer Gegenwart zittern machte. Nein — es war das beschämende Gefühl, daß sie seinen Charakter besser wie er selbst erkannt hatte — und nicht die gleiche Hochachtung, wie er selbst, für denselben empfand. Sie lachte ihn manchmal aus! Obzwar nun der Humor nicht zu seinen starken Seiten gehörte, so konnte er doch, wenn es galt, jemand Andern zu verspotten, den Spaß mit einer gewissen Grazie aufnehmen, ja eines Freundes Niederlage sogar herzlich belachen. Doch es war ihm durchaus unmöglich zu begreifen, wie man an ihm selbst oder an irgend etwas, das mit ihm, wenn auch nur entfernt im Zusammenhang stand, etwas zu verspotten finden konnte. Man müsse doch irgendwo eine Grenze zu ziehen verstehen, meinte er. Und wenn Frau Glynn sich über ihn lustig machte, fühlte er sich verletzt und geärgert wie ein Frommer, der eine grobe Gotteslästerung hört — und wie seine Feinde behaupteten — aus demselben Grunde. Er konnte es nicht vertragen, seine Gottheit beschimpft zu sehen.

In diesem Falle war er jedoch gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, denn er hatte nicht den Muth, sich mit Frau Glynn zu überwerfen.

So begann er denn, unmittelbar nach Empfang ihres Briefes, so geduldig als möglich, den „Kampf um Ruhm" zu lesen, und wurde, zu seiner großen Ueberraschung, so gefesselt davon, daß er weiter las, bis er am Ende war. Seine Dankbarkeit gegen den Autor drückte sich äußerst charakteristisch aus. „Zum Henker mit dem Burschen", rief er in einem verdrießlichen Ton aus, als er auf seine Uhr blickte. „Drei volle Stunden hat er mich gekostet."

Ein oder zwei Tage nachher suchte er Frau Glynn auf. Er gehörte zu den wenigen Personen, denen es gestattet war, ihr Arbeitszimmer zu betreten, und er fand sie, wie gewöhnlich, bei der Arbeit an ihrem Schreibtisch. Frau Glynn hatte in ihrer Erscheinung nicht das Geringste von einer literarisch thätigen Dame; sie war eine etwas starke, behäbige Frau von zwei- oder dreiundfünfzig Jahren, mit gesunder Farbe, leuchtenden Augen und einer gewissen Kraft und Entschiedenheit in ihren Bewegungen. Sie nickte Crichton, als er ins Zimmer trat, familiär zu, zeigte auf einen Stuhl und fuhr mit der Bemerkung „Ent-

Digitized by Google

schuldigen Sie mich für einen Moment", in ihrem Schreiben fort. Crichton war an diesen Empfang gewöhnt und ergriff eine Zeitung.

Nach ungefähr fünf Minuten legte Frau Glynn die Feder weg und wendete ihren Stuhl so, daß sie ihrem Besucher ins Antlitz sah.

„Nun bin ich fertig, Robert", begann sie — sie nannte ihn stets bei seinem Vornamen, was kein Anderer zu thun wagte. „Nun bin ich bereit, und ich hoffe, Sie haben meinen Wunsch erfüllt."

„Ich habe das Buch, das Sie mir gesandt, gelesen — wenn es das ist, was Sie meinen."

„Natürlich ist es das. Nun?"

„Nun wohl, es gefiel mir. Es ist in der That sehr gut. Es verspricht ungemein viel, ja es ist sogar von hervorragendem Werth."

Frau Glynn sah sehr befriedigt aus. „Nun, das ist schön" sagte sie, „ich bin entzückt, daß Sie meine Meinung theilen. Das macht mir es viel leichter, das zu sagen, was ich zu sagen habe. Sie haben sich oftmals beklagt und ich denke, es war Ihnen Ernst, daß ich die Einzige unter Ihren Freunden bin, die niemals einen Gefallen von Ihnen verlangt hat, Robert. Nun wohl, ich bin dabei, Sie um einen solchen zu ersuchen. Wollen Sie das, was Sie über das Buch denken, in dieser Wochennummer des „Unparteiischen" sagen?"

Das Verlangen war vollständig unerwartet; doch Jeder, der nur etwas Takt besessen, würde mindestens ausweichend geantwortet haben.

Crichton jedoch besaß ebenso wenig Takt wie Witz, und obgleich er wußte, daß Frau Glynn — gleich vielen weniger gescheiten Frauen — keinen Widerspruch vertragen konnte, platzte er doch mit den Worten heraus: „es ist ganz unmöglich!"

Frau Glynn war augenblicklich und unerschütterlich entschlossen, daß es geschehen müsse.

„Unmöglich?" wiederholte sie heftig. „Wieso und warum?"

„O, aus tausend Gründen", erwiderte Crichton, und machte verzweifelte Versuche, sich auf einen zu besinnen. „Da ist — nun ja, natürlich, da ist dieser Honeyball, wie Sie wissen, unser Redakteur — kein Wort würde er davon hören wollen."

„Und warum nicht?"

„Der Mann ist unbekannt. Eugen Middleton! Niemand hat je zuvor den Namen gehört."

„Was, um des Himmelswillen, hat das damit zu thun?"

Wie wünschte Crichton, er hätte dieses Buch nie gesehen!

„Wir müssen äußerst vorsichtig im „Unparteiischen" sein, wie Sie ja wissen", sagte er ungeduldig. „Wir haben unseren Ruf aufrecht zu halten. Es würde unserem Ansehen schaden, wenn wir einen Irrthum begingen."

„Gewiß", unterbrach ihn Frau Glynn, „da bin ich ganz Ihrer Ansicht. Nachdem Sie Conway's letzten Roman im Laufe von sechs Monaten zweimal besprochen haben — einmal günstig und das andere Mal ungünstig, — nachdem Sie Barber's anonym erschienenes Werk zwei Spalten lang gelobhudelt haben, während es kaum ein Jahr her ist, daß „Herr Barber vollständig unfähig war, etwas Vernünftiges, ja selbst nur ordentlich englisch zu schreiben" — denke ich auch, haben Sie nachgerade für eine Weile genug Irrthümer begangen."

In Crichton kochte es, doch er blieb ruhig. Selbst der „Unparteiische" konnte irren.

„Ich möchte den wirklichen Grund wissen, weshalb Sie mir diese kleine Gefälligkeit verweigern, Robert", fügte Frau Glynn nach einer Pause in einem versöhnlicheren Ton hinzu.

Digitized by Google

„Herr Honeyball" — begann der ergebene Crichton, doch er kam nicht weiter.

„Honeyballen Sie mich nicht", unterbrach ihn die Dame mit erschreckender Heftigkeit. „Ich kenne Honeyball. Wenn man zu ihm kommt, schüttelt er den leeren Kopf und sagt: „Crichton". Kommt man jedoch zu Ihnen, fließt Ihr Mund von Honeyball über. Ich habe keine Lust, mich zum Narren halten zu lassen."

„Meine verehrte Frau Glynn", protestirte der unglückliche Kritiker. „Sie sind ungerecht; niemals hatte ich auch nur im geringsten die Absicht —"

„Gut, gut, lassen Sie das gut sein", unterbrach ihn die Dame, „und sagen Sie mir den wirklichen Grund Ihrer Weigerung."

Nun fand sich Crichton in einem ganzen Sumpf von Verlegenheiten. Sein „wahrer Grund" war viel zu komplizirt, um ihn zu erklären, selbst wenn er ihm zur Ehre gereicht hätte, was übrigens durchaus nicht der Fall war, da er zusammengesetzt war aus ganz gewöhnlicher Trägheit und einem großen Theil Arroganz. Und so erwiderte Crichton denn:

„Thatsächlich habe ich's gar nicht verweigert."

„Wollen Sie also thun, um was ich Sie ersucht habe?"

„Ich will Honeyball aufsuchen. Nun, seien Sie nicht gleich böse. Ich muß Honeyball aufsuchen, und ich werde Sie wissen lassen, was er sagt."

„Was, mit einfachen Worten gesagt, bedeutet, daß Sie es für leichter halten, eine Absage schriftlich als mündlich zu ertheilen", gab Frau Glynn ihm zurück. „Ich gestehe, ich begreife Sie nicht, Robert. Sie geben zu, daß Ihnen das Buch gefällt; nun weiß ich ganz genau, daß, wenn Sie zu Honeyball gehen und ihm sagen, Sie schreiben für die in dieser Woche herauskommende Nummer eine Kritik über das Buch, er gezwungen ist, dafür Raum zu schaffen. Warum also so viel Lärm darüber machen?"

„Der Mann ist unbekannt", wiederholte Crichton ärgerlich. „Er wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, nie mehr etwas Besonderes schreiben. Honeyball haßt es, neue Schriftsteller zu besprechen, er sagt, man verursacht sich dadurch nur nutzlose Verantwortlichkeit."

„Nun gut", fuhr Frau Glynn nach einer Pause mit ausgesprochen feindlicher Betonung fort; „ich habe nichts mehr zu sagen. Das ist die erste Gefälligkeit, die ich jemals von Ihnen oder einem andern Kritiker verlangt habe — und sie wird die letzte sein."

Das ging nicht an; der Gedanke, Frau Glynn könne wegen der Sache ernstlich böse mit ihm werden, war ihm niemals in den Sinn gekommen. Frau Glynn und er in Feindschaft! Frau Glynn, die im Stande war, ihn zum Gespött ganzer Salons zu machen. Gerade das, was er am wenigsten vertragen konnte — das war ganz undenkbar.

„Meine liebe Frau Glynn", rief er mit übertriebener Liebenswürdigkeit aus, „wenn Sie die Sache in diesem Lichte sehen, dann muß das Ding gemacht werden, und sollten sich hundert Honeyballs dagegen auflehnen. Hätte ich gewußt, Sie legen der Sache wirkliche Wichtigkeit bei, so würde ich gar keine Einwendung erhoben haben. Ich will in das Redaktionszimmer des „Unparteiischen" gehen und gleich eine Besprechung schreiben."

„Uebrigens — kennen Sie den Autor?" fragte Crichton und stand auf, sich zu verabschieden. Die Frage war durchaus nicht so unschuldig, wie sie aussah, doch Frau Glynn war der Situation gewachsen.

„Sie verstehen es nicht, wie Jemandem daran gelegen sein kann, daß auch einem Fremden Gerechtigkeit geschieht", sagte sie mit beinahe grausamer Schärfe.

Digitized by Google

„Nein, ich habe Herrn Middleton nie gesehen. Das Einzige was ich weiß, ist, daß er ein junger, mühsam kämpfender Journalist ist, der eine kranke Mutter ernährt. Doch dies würde mich nicht veranlaßt haben, mich seinetwegen zu bemühen, hätte er nicht das bedeutendste Buch der Saison geschrieben."

Wüthend ging Crichton ins Redaktionszimmer. Honeyball saß in seinem Allerheiligsten und spielte Kopf und Schrift mit sich selber. Er verbarg die Kupfermünzen schleunigst in seiner Tasche, als er den Kritiker bemerkte, vor dem er einen großen Respekt hatte.

„Ich brauche zweiundeinhalb Spalten an erster Stelle", sagte Crichton aufgeregt.

„Aber nicht diese Woche", erwiderte Honeyball und schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich; das Blatt ist schon ganz voll —"

„Ich kann es nicht ändern", brummte Chrichton. „Veasey's Artikel über das neu entdeckte Stück von Shakespeare muß warten."

„Veasey's Artikel!" rief der Redakteur die Hände ringend, aus; „aber so bedenken Sie doch nur, Crichton, wir sind ja schon zwei Wochen damit zurück und die Sache ist von der äußersten Wichtigkeit."

„Ich weiß — ich weiß das Alles", erwiderte Crichton unerbittlich und setzte sich hin, um zu schreiben. „Es nützt nichts, Honeyball, die Sache muß eingerichtet werden. Ich habe soeben eine sehr unangenehme Unterredung mit Frau Glynn gehabt, die uns grober Parteilichkeit beschuldigt —"

„Frau Glynn", rief der Redakteur in höchstem Erstaunen aus. „Was für ein undankbares Weib! Wir kritisiren sie doch immer gut, so schlecht ihre Bücher sein mögen."

„Sie stöberte all' die unglückseligen Böcke auf, die Sie im letzten Jahre geschossen haben, — Sie wissen, Conway und Barber!"

„Verflucht", stöhnte Honeyball. „Soll ich das ewig zu hören bekommen?"

„Ich fürchte, ja", erwiderte Crichton. „Die Leute machen mich noch krank damit. Um wenigstens einen Mund zu schließen und mehr Ihretwegen als meinetwegen, Honeyball, habe ich ihr versprochen, einem theuren Protegé noch diese Woche ein paar Spalten zu widmen."

„Aber es ist unmöglich", rief Honeyball nochmals aus, „vollständig unmöglich."

„Das sagte ich ihr auch", gab Crichton zurück. „Und das machte sie nur noch eigensinniger."

„Ich hätte wirklich Lust", meinte Honeyball beinahe weinend, „die ganze Geschichte an den Nagel zu hängen."

Am folgenden Sonnabend jedoch erschien im „Unparteiischen" eine Besprechung, die Eugen Middleton zum literarischen Löwen der Saison machte und die Ursache war, daß binnen drei Wochen ebenso viele Auflagen seines Buches verkauft wurden, ohne daß Honeyball seinen Posten aufgegeben hätte.

„Sie haben aber auch geschrieben, als glaubten Sie wirklich ein Genie entdeckt zu haben", sagte Honeyball vorwurfsvoll zu Crichton.

„Und habe mich damit aus einer faulen Affaire noch glimpflich herausgezogen. Weshalb hätten wir Ursache, von unsern Grundsätzen abzuweichen und uns mit dem Menschen zu befassen, wenn er kein Genie wäre? Uebrigens würde dieses Weib auch mit weniger gar nicht zufrieden gewesen sein."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 6. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Deutsche und amerikanische Zollpolitik.

Von Karl Kautsky.

I.

Als 1860 der Handelsvertrag zwischen Frankreich und England abgeschlossen wurde, wodurch ein bedeutender Schritt zum Freihandel geschah, und die meisten europäischen Staaten diesem Beispiele folgten, da schien es, als sei das Reich des allgemeinen Freihandels nicht mehr fern. Hatten doch selbst die verbohrtesten Schutzzöllner den Freihandel für ihr Ideal und den Schutzzoll nur als vorübergehendes Mittel erklärt, zu diesem Ideal zu gelangen. Durch den Schutz sollte eben die Industrie eines ökonomisch rückständigen Landes gereift werden, auf daß sie soweit erstarke, um die Konkurrenz auf dem Weltmarkt mit den Industrien der weiter vorgeschritteneren Länder aufnehmen zu können. Waren die Industrien der Kontinentalstaaten Europas schon in den sechziger Jahren so weit, nur noch eines geringen Schutzes vor der englischen, ihnen allen überlegenen Industrie zu bedürfen, so mußte angesichts der rapiden ökonomischen Entwicklung des Kontinents in den siebziger Jahren dieser Schutz vollends entbehrlich werden. Statt dessen sehen wir vom Ende des vorletzten Jahrzehnts an einen neuen Aufschwung der schutzzöllnerischen Richtung, der seinen Ausgangspunkt in Deutschland nahm, wie ein Lauffeuer die ganze zivilisirte Welt ergriff, selbst England nicht verschont ließ und jetzt in der Mac Kinley-Bill wohl seinen Höhepunkt erreicht hat.

Dieser Rückschlag ist unerklärlich, wenn man, wie Schutzzöllner und Freihändler in gleicher Weise thun, eine jede Nation als eine einheitliche Masse mit einheitlichen Interessen betrachtet, eine Masse, die, soweit die ökonomisch selbständigen Individuen in Betracht kommen, nur aus „Arbeitern“ besteht, die alle ein gleiches Interesse an dem Schutz oder der Freiheit ihrer Arbeit haben. In Wirklichkeit besteht aber jede Nation aus den verschiedensten Klassen, von denen jede an der Frage, ob Freihandel, ob Schutzzoll, wie überhaupt an ökonomischen Fragen, in anderer Weise — und auf verschiedenen Punkten ihrer Entwicklung in verschiedener Weise — interessirt ist. Und so verschieden und wechselnd, wie die Interessen, sind auch die Machtverhältnisse dieser Klassen, sind die politischen und ökonomischen Situationen, in denen sie sich geltend machen können, sind die

Digitized by Google

Grade der Einsicht jeder einzelnen Klasse in die thatsächlichen Verhältnisse und ihre Fähigkeit, ihre augenblicklichen von ihren dauernden Interessen zu unterscheiden.

Alle diese Einflüsse klarzustellen, haben unsere bürgerlichen Oekonomen jedoch gar keine Lust, und zwar die schutzzöllnerischen noch weniger als die freihändlerischen. Im Gegentheil, je größere Unklarheit sie über das, worauf es in der Frage, ob Freihandel, ob Schutzzoll, ankommt, verbreiten können, desto lieber ist es ihnen. Die Einführung von ein bischen Ethik in die Oekonomie thut da Wunder; aus der Schutzzöllnerei wird unvermerkt ein moralischer Kampf gegen das „unsittliche" laissez faire und den „heidnischen Individualismus", der ersetzt werden soll durch die Fürsorge des christlich-germanischen Staates für die Schwachen, durch das praktische Christenthum ꝛc. Die Herren Schutzzöllner durften es bei uns wagen, mit solchen Mystifikationen vor gewisse Kreise zu treten, denn von den Freihändlern hatten sie nichts zu fürchten.

In England, dem Mutterlande der kapitalistischen Produktionsweise, hat auch deren Analyse vom bürgerlichen Standpunkt ihren klassischsten Ausdruck gefunden. Die deutsche Nationalökonomie ist eine Schülerin der englischen. Aber zu der Zeit, wo sie anfing, von dieser zu lernen, war die klassische Periode der letztern schon vorbei. Die Theorie war in den Dienst bornirter Augenblicksinteressen getreten. Sie proklamirt den Freihandel jetzt nicht mehr blos als eine der Bedingungen einer normalen kapitalistischen Produktion von einer gewissen Entwicklungshöhe an, wie ihn die klassische Oekonomie aufgefaßt, sondern als eine Panacee, um alle Leiden der Gesellschaft zu heilen. Die Theorie des Freihandels sollte ein Mittel werden, die Gehirne der Arbeiter zu verkleistern und dem Sozialismus unzugänglich zu machen. Statt klarer Einsicht zu entspringen und dieselbe zu fördern, sollte sie vielmehr verwirren und den Thatbestand fälschen. Sie wurde also das Gegentheil einer wissenschaftlichen Theorie.

In dieser Form bürgerte sich die Freihandelsdoktrin in Deutschland ein, dessen bürgerliche Oekonomen gewöhnt waren, die englischen Theorien unbesehen und kritiklos zu übernehmen. Daß die mit solcher geistigen Kost großgezogenen deutschen Freihändler, deren Arsenal nur in Worten bestand, nicht im Stande waren, sobald sich eine starke schutzzöllnerische Bewegung erhob, derselben die Spitze zu bieten und die Argumente der Vertreter des „Schutzes der nationalen Arbeit" ad absurdum zu führen, ist klar. Die Letzteren brauchen aber auf ihren geistigen Sieg auch nicht allzu stolz zu sein. Denn was in ihren Ausführungen Triftiges war, hatten sie den Theoretikern der Sozialdemokratie entnommen.

Indessen hätte der Freihandel noch viel schlechter vertheidigt werden können, er wäre nicht unterlegen, wenn nicht die Verhältnisse, die so lange zu seinen Gunsten in Deutschland gewirkt, sich gegen ihn verschworen hätten.

Die Großindustrie Deutschlands war gezwungen, in ihren Anfängen sich mit einem kaum nennenswerthen Zollschutz zu begnügen, der sich vom förmlichen Freihandel nur wenig unterschied*). Die Ursache davon lag hauptsächlich in der Kleinstaaterei. Die Interessen der einzelnen Staaten und Stäätchen waren zu verschieden, als daß sie über eine energische gemeinsame Zollpolitik sich hätten verständigen können. Man mußte froh sein, daß es durch die Bildung und Ausdehnung des Zollvereins von 1828 an gelang, nach und nach für die erwachsende Großindustrie wenigstens die Hemmnisse des Verkehrs zwischen den einzelnen Staaten und Enklaven zu beseitigen und ihr so einen größeren inneren

*) Vergleiche überdies und das Folgende u. A. Engels, Schutzzoll und Freihandel, „Neue Zeit", 1888, S. 289 ff.

Digitized by Google

Markt zu schaffen. Das größte Gebiet in dem Verein besaß Preußen; aber auch dieses war, abgesehen von seinem östlichen Kern, sehr zersplittert, so daß es eine Schutzzollpolitik auf eigene Faust nur schwer hätte durchführen können. Ueberdies aber war in Preußen die maßgebende Klasse der Großgrundbesitz, und der hatte nicht den mindesten Grund, nach Schutzzöllen zu verlangen, da Preußen einen Ueberschuß von Getreide und überhaupt von landwirthschaftlichen Produkten erzeugte. Die Großgrundbesitzer bedurften des Schutzes nicht. Eine entschiedene Schutzzollpolitik hätte ihnen blos die Produkte der Industrie vertheuert, deren sie bedurften, und den Absatz ihrer eigenen Produkte im Ausland erschwert.

Die Gründung des Norddeutschen Bundes und noch mehr die des Deutschen Reiches schuf erst die Möglichkeit einer energischen deutschen Schutzzollpolitik. Man machte jedoch Anfangs von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch. In der That, die deutsche Großindustrie bedurfte eines Schutzes nicht mehr; hatte sie ihre Anfänge ohne ihn überstanden, so konnte sie ihn noch eher entbehren, nachdem sie gereift war, welchen Prozeß namentlich der Milliardenregen enorm beschleunigt hatte. Die deutsche Industrie fing bereits an, der englischen Industrie Konkurrenz zu machen. Sie entwickelte sich schneller als diese; der innere Markt wurde ihr immer enger, immer mehr wurde sie auf den Weltmarkt angewiesen: hätte sie bis in die siebziger Jahre in Deutschland eines wirklichen Zollschutzes sich erfreut, so wäre damals die Zeit gekommen gewesen, denselben zu beseitigen. Statt dessen wurde gerade in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre der Freihandel durch den Schutzzoll verdrängt.

Und das geschah gerade in Folge des großen industriellen Aufschwungs. Er vermehrte die industrielle Bevölkerung relativ auf Kosten der landwirthschaftlichen und vermehrte in der Landwirthschaft die Produktion von Genußmitteln und Rohstoffen für die Industrie auf Kosten der Produktion von Nahrungsmitteln; der Konsum von Nahrungsmitteln stieg rascher als deren Produktion im Inland. Aus einem Getreide und andere Landwirthschaftsprodukte exportirenden wurde Deutschland ein diese Waaren importirendes Land. Die Herren Grundbesitzer hatten es nun nicht mehr nothwendig, sich den äußeren Markt zu erhalten. Der innere genügte ihnen völlig. Aber es verdroß sie, daß ihre Profite nicht in demselben Maße wuchsen, in dem die Nachfrage nach Nahrungsmitteln in Deutschland stieg. Daran waren die bösen Amerikaner Schuld, deren Landwirthschaft gerade in den siebziger Jahren zu einer Exportindustrie wurde, die sich rapid entwickelte und die europäischen Märkte mit Weizen, Vieh, Fleischkonserven, Butter, Käse ꝛc. in immer wachsenden Mengen überfluthete.

Es betrug der Werth der Mehreinfuhr von Zerealien, Mehl und Mahlfabrikaten nach Deutschland 1872 58,63 Millionen, 1873 158,13, 1874 229,28 und 1876 gar schon 365,91 Millionen Mark. Von da an blieb der Betrag der Mehreinfuhr bis 1879 so ziemlich auf gleicher Höhe.

Die Ausfuhr von Getreide und Mehl aus den Vereinigten Staaten betrug dagegen (Alles auf Getreide reduzirt):

1868/69 . . .	39475000 Bushels	1874/75 . . .	104638000 Bushels
1869/70 . . .	57726000 „	1875/76 . . .	128380000 „
1870/71 . . .	64706000 „	1876/77 . . .	136410000 „
1871/72 . . .	77354000 „	1877/78 . . .	191645000 „
1872/73 . . .	95200000 „	1878/79 . . .	249825000 „
1873/74 . . .	132123000 „	1879/80 . . .	288066000 „

Die Zerealienausfuhr aus den Vereinigten Staaten verfünffachte sich also innerhalb eines Jahrzehnts.

Digitized by Google

Daß bei diesem rapiden Anwachsen der überseeischen Konkurrenten den deutschen Agrariern Angst und Bange wurde, daß sie mit „affenartiger Geschwindigkeit“ aus glühenden Freihändlern zu ebenso glühenden Schutzzöllnern wurden, und daß das ihnen so nahestehende Bismarck'sche Regime sich zum Anwalt ihrer Schmerzen aufwarf, ist leicht zu verstehen.*) Schwerer erklärlich ist es aber, daß die Agrarier für ihre Sonderinteressen eine Majorität im Reichstag erhalten konnten. Auch in England machte sich die amerikanische Konkurrenz fühlbar, und zwar in ganz anderer Weise, als in Deutschland; der englische Großgrundbesitz hat vielfach positive Verluste erlitten. Aber das genügte denn doch nicht, nicht einmal zur Zeit des Höhepunktes der Macht der Konservativen und des Kabinets Salisbury, um auch nur eine ernsthafte Schutzzolldebatte zu ermöglichen.

Wohl ist im deutschen Reich die Regierung mächtiger und der Einfluß der agrarischen Interessen stärker als in England, aber die tiefgehende schutzzöllnerische Bewegung, die von 1878 an plötzlich Deutschland erfaßte, ist dadurch allein nicht erklärlich.

Vor Allem hätte man erwarten sollen, daß die Großindustriellen dem Verlangen nach neuen Zöllen auf Lebensmittel und Rohmaterialien energisch entgegentraten. Sobald die Industrie eines Landes für den Weltmarkt produzirt, hat sie das größte Interesse daran, daß für sie die Produktionsbedingungen zum mindesten ebenso günstig sind, wie für die anderen Weltindustrien. Jeder Zoll auf Lebensmittel und Rohmaterialien bedeutet für sie eine Erhöhung ihrer Produktionskosten, eine Verringerung ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, ist also eine grobe Verletzung ihrer Interessen. Wie tief die englische Großindustrie — in jeder Beziehung das Muster einer kapitalistischen Industrie — das empfand, zeigte der erbitterte und rücksichtslose Kampf, den sie lange Jahre hindurch mit dem Aufgebot aller politischen und ökonomischen Kräfte gegen die Kornzölle führte.

Hätte man nicht eine Wiederholung dieses Kampfes in Deutschland erwarten sollen? Der Interessengegensatz war derselbe, aber die Kämpfer waren

---

*) Wie rasch sich die Bekehrung unserer charakterfesten, überzeugungstreuen Agrarier vom freihändlerischen Saulus in einen schutzzöllnerischen Paulus vollzog, beschreibt sehr gut der selbst schutzzöllnerische Dr. Eugen Jäger: „Unter einer freihändlerischen Erklärung, welche Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses am 15. Mai 1870 erließen, standen auch die Namen zahlreicher Landwirthe, besonders des Führers der norddeutschen Agrarier, Niendorf.... Auch sonst zeigten sich die Agrarier, so lange sie Getreide und Fleisch ausführen konnten, stets als Freihändler, und diese ihre Stellung war ebenso traditionell wie die der südfranzösischen Weinhändler. Der Kongreß deutscher Landwirthe erklärte im Jahre 1872 fast einstimmig: „Alle Zölle, welche als Schutzzölle wirken, sind, als vorzugsweise den Landbau schädigend, unbedingt verwerflich.“ Bei jeder Gelegenheit, so auch im deutschen Landwirthschaftsrath (1874) sprachen sich Niendorf und die übrigen Agrarier für den Freihandel, besonders aber gegen die Eisenzölle aus und verlangten ihre Aufhebung. So wieder auf dem 6. Kongreß deutscher Landwirthe 1875.... Damals stimmten noch die Agrarier den Protesten gegen den Schutzzoll einstimmig bei.

„Damit ihr Name nicht gefährlich klinge, nannten sich die Agrarier dann: Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer. Noch am 22. Februar 1876 erklärte diese Vereinigung: „auf der Grundlage des Freihandels stehend, sind wir Gegner der Schutzzölle.“ Im selben Jahre stimmten die Agrarier im Reichstage für Aufhebung der Eisenzölle, aber schon am 16. Februar 1877 erklärten die Steuer- und Wirthschaftsreformer den absoluten Freihandel „als durchaus undurchführbar“ ... Die Schwenkung war eingetreten und vollzog sich immer schneller.“ (Die Agrarfrage der Gegenwart, Berlin 1882, S. 104 ff.) Im Jahre 1878 waren die Agrarier bereits eingefleischte Schutzzöllner.

Digitized by Google

andere. Die englischen Freihändler durften noch wagen, nicht blos an das radikale Kleinbürgerthum, sondern sogar an das Proletariat zu appelliren, und sie waren verwegen genug, dasselbe gelegentlich sogar zur gewaltsamen Empörung aufzustacheln. Nur dadurch, daß ein erheblicher Theil der niederen Bevölkerungsschichten ihnen folgte, ein anderer Theil wenigstens in gleicher Richtung marschirte, gewannen sie den Sieg.

Der deutsche Bourgeois besaß nie die Kühnheit des englischen. Und in den siebziger Jahren war er schon gar schwächlich geworden. Anderseits waren damals in das deutsche Proletariat die Lehren des modernen wissenschaftlichen Sozialismus schon zu tief gedrungen, als daß man hätte erwarten dürfen, aus ihm eine blinde Gefolgschaft im Kampf für den Freihandel rekrutiren zu können. An die Sozialdemokratie aber als gleichberechtigte Macht in diesem Kampfe gegen die Regierung zu appelliren — ein solches Ansinnen hätte jeder gutgesinnte Bürger entrüstet von sich gewiesen. Die Angst vor der Sozialdemokratie war selbst bei den eingefleischten Freihändlern noch viel größer, als die Angst vor den Lebensmittelzöllen. Statt das Proletariat zum Kampf gegen diese Zölle aufzurufen, suchte man es zu knebeln.

Einen Kampf gegen die Regierung zu beginnen, erschien der Bourgeoisie aber nicht blos, angesichts der Sozialistengefahr, bedenklich, sondern auch höchst überflüssig, da die Regierung sich großmüthig zeigte und eine Abfindung bot in der Form von Fabrikatzöllen. Jedes Produkt der „nationalen Arbeit", ob der Landwirthschaft, ob der Industrie entstammend, sollte durch hohe Zölle geschützt werden.

Das verhieß den Industriellen in der damaligen Situation einen augenblicklichen Vortheil. In ganz Europa herrschte gerade in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die wirthschaftliche Depression besonders stark. Die deutschen Industriellen sahen sich ebenso wie ihre Konkurrenten genöthigt, um mit dem Ueberfluß aus der Zeit der Ueberproduktion aufzuräumen, ihn zu Schleuderpreisen auf den Markt zu werfen. Die Zölle beschränkten die auswärtige Konkurrenz, sie erlaubten den deutschen Fabrikanten, wenigstens in ihrem „Vaterlande" wieder die Preise zu erhöhen, und vielfach mehr zu erhöhen, als um den Betrag des Zolles. Denn der Schutzzoll erzeugt jene Atmosphäre, in der die Ringe und Kartelle gedeihen, durch die der Preis der Waaren weit über ihren Werth hinaufgeschraubt werden kann. Die Zölle erlaubten also den Fabrikanten, sich auf dem „nationalen" Markt für die Verluste zu entschädigen, die sie auf dem internationalen Markt erlitten; ja sie ermöglichten es ihnen, den Schleuderpreis im Ausland als dauernde deutsche Eigenthümlichkeit zu behaupten*).

Am meisten gilt das für jene Industrien, die schon so hoch entwickelt sind, daß sie nur aus verhältnißmäßig wenigen Riesenbetrieben in den Händen weniger Kapitalisten bestehen, so daß bei dem Fehlen der auswärtigen Konkurrenz die Bildung eines Kartells leicht möglich ist. Gerade die größten Kapitalisten hatten also den meisten Vortheil von den Schutzzöllen. Der „Schutz der Schwachen vor der Uebermacht der Starken" stellte sich bei Lichte besehen als ein wirksames Mittel heraus, die Uebermacht der Starken über die Schwachen zu vermehren.

*) Ein Beispiel für viele: Zwei große Lieferungen von Eisenbahnschienen wurden 1886 deutschen Firmen zugeschrieben. Nach Abzug der Transportkosten betrug der Preis, den der deutsche Fabrikant verlangte, in dem einen Fall 76 Mark pro Tonne, in dem anderen dagegen 120 Mark. Der erstere Preis war ebenso übertrieben niedrig wie der andere hoch, denn gleichzeitig kostete eine Tonne Schienen in England 85 Mark. Die billige Lieferung war für die australische Kolonie Victoria bestimmt, die theure dagegen für das theure Vaterland, für die preußischen Staatsbahnen. („Neue Zeit", 1887, S. 382.)

Digitized by Google

Auf die Dauer muß freilich der Zollschutz gerade für eine hochentwickelte Industrie arge Gefahren mit sich bringen. Es war von vornherein zu erwarten, daß die anderen Industriestaaten die staatliche Subventionirung des reichsdeutschen Schleuderpreises im Ausland nicht längere Zeit ruhig hinnehmen, und mit Repressalien antworten würden, mit der Aufrichtung von Zollschranken, die den auswärtigen Markt für Deutschland sehr verengten; daß ferner die Vertheuernng aller Waaren im Inlande auch zu einer Vertheuerung der Produktionskosten führen werde, die Deutschlands Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt immer ernstlicher bedrohe; daß die Fabrikatzölle auf die Dauer keine Kompensation boten für den Schaden, den die Lebensmittelzölle der deutschen Industrie zufügten — alles das können unsere Industriellen nicht gut übersehen haben. Aber es giebt keine Klasse, die mehr von der Hand in den Mund lebt, als diese. Wenn die Rücksicht auf die drohende Verfaulung der Arbeiterklasse sie nicht hindert, bei der Ausbeutung der Arbeitskraft allen Rücksichten auf Gesundheit und Sittlichkeit Hohn zu sprechen; wenn der Bankerott, zu dem Staatsschulden und Militarismus die moderne Staatswirthschaft treiben, sie nicht davon abhält, für diese beiden Institutionen zu schwärmen, weil sie ihr momentan profitabel sind; wenn der kommende Krach sie nicht abhält, zu Zeiten des Aufschwungs aufs tollste zu produziren, zu spekuliren und zu gründen, warum sollte sie wegen des dauernden Schadens, den die Schutzzollpolitik der deutschen Industrie verursachen mußte, auf den augenblicklichen Vortheil verzichten, den diese ihr gewährte? Und die Industriellen sind ja nicht die Industrie! Wenn zehn Jahre Schutzzoll Einen zum Millionär machen, dann kann man es schon riskiren, daß dadurch später die Industrie in eine recht bedenkliche Lage geräth. Den Letzten beißen die Hunde. Aber es ist ja nicht gesagt, daß man der Letzte sein muß.

Und so begannen die deutschen Großindustriellen gerade zu der Zeit am eifrigsten nach dem Schutzzoll zu rufen, als der Freihandel für die deutsche Industrie mehr geboten war, denn je vorher.

Die Handwerker und die Bauern aber? Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm. Unter der allgemeinen Noth der wirthschaftlichen Krisis seit 1873 litten die untergehenden Klassen wohl am meisten. Der Freihandel hatte ihnen nur Noth und Elend gebracht; was lag näher für Leute, die jeder Erkenntniß der modernen Produktionsweise bar sind, als anzunehmen, daß das Gegentheil des Freihandels, der Schutzzoll, die ersehnte Besserung der ökonomischen Verhältnisse bringen werde? Der Handwerker neigt ohnehin von vornherein zum Schutzzoll; er bedarf des Weltmarktes nicht, er arbeitet für den lokalen Markt; er sähe am liebsten die alten Zollschranken bei den Stadtthoren wieder aufgerichtet. Die Produkte der ausländischen Industrie, die der Freihandel ins Land bringt, sind Produkte der Großindustrie, mit der er nicht konkurriren kann. Daß der Schutzzoll eine Großindustrie schafft, wo sie noch nicht vorhanden, daß er dem Handwerker den Feind, den dieser fürchtet, ins eigene Lager bringt; daß er ihm um den Preis einer problematischen vorübergehenden Erleichterung das Uebel, an dem er leidet, schließlich noch verschärft, das sieht der Kleinbürger nicht, und wenn er es auch sähe — wie gesagt, der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm.

Freilich, daß mit den Industriezöllen auch Zölle auf Lebensmittel und Rohmaterial eingeführt wurden, das war bedenklich. Aber man suchte dem biedern Handwerksmeister über seine Bedenken hinwegzuhelfen dadurch, daß man Industrie und Landwirthschaft in einen Topf warf und schwärmte vom Schutz der „nationalen Arbeit" im Allgemeinen. Wem dann die Pille noch nicht behagte, dem suchte man sie durch das Liebäugeln mit Zunfterinnerungen zu versüßen.

Digitized by Google

Die Bauern wieder waren mürbe gemacht durch die amerikanische Konkurrenz, deren Gefahren die Agrarier möglichst übertrieben. Bei Licht betrachtet, waren und sind diese Gefahren freilich für die Mehrzahl der Kleinbauern sehr gering, denn der größere Theil der „Grundbesitzer" Deutschlands produzirt nicht mehr genug Lebensmittel für den eigenen Bedarf und ist gezwungen, Lebensmittel zu kaufen. Der kümmerliche Ertrag der Hausindustrie muß meist den Ausfall des Ertrages der Landwirthschaft decken. Für diese hausindustriellen Bauernfamilien waren die Lebensmittelzölle ein entschiedener Nachtheil. Aber auch die Mehrzahl der andern Bauern, die einen kleinen Ueberschuß von Lebensmitteln produziren, von dessen Ertrag sie Industrieprodukte kaufen und ihre Steuern bezahlen, hatte kaum einen Vortheil von den Lebensmittelzöllen, da der durch dieselben bewirkte Mehrerlös aus dem eigenen Produkt wieder verschwand in Folge der Preissteigerung der Industrieprodukte. Nur diejenigen Landwirthe, die einen so großen Ueberschuß produzirten, daß sie Kapital akkumuliren konnten, hatten einen Vortheil von den Zöllen. Wie in der Industrie kam auch in der Landwirthschaft der Schutz der nationalen Arbeit in Wirklichkeit blos den großen Kapitalisten zu Gute, verstärkte hier wie dort deren Uebergewicht über die „Kleinen".

Das Alles vorauszusehen, erforderte allerdings eine gewisse ökonomische Einsicht. Woher sollte diese den Kleinbürgern und Bauern kommen? Sie fühlten ihre Nothlage, wußten, wie sehr diese unter dem Regime des Freihandels gestiegen; sie sahen die drohende Konkurrenz der ausländischen Großbetriebe — die der inländischen wurde vor ihnen möglichst verschleiert — kein Wunder, daß sie der Schutzzollbewegung sympathisch entgegenkamen. Aber doch nicht ohne Mißtrauen. Sie mußten doch sehen, wenn sie schon nichts anderes sahen, daß die neue „Sozialreform" eine erhebliche Steuererhöhung bedeutete. Waren sie auch unfähig, aus eigener Initiative zu einer klaren Einsicht über den Werth dieser Reform und zu einer entschiedenen Opposition gegen sie zu gelangen, so wäre es doch möglich gewesen, daß die schwankende kleinbürgerliche Masse (wenigstens zum großen Theil) fortgerissen wurde von einer Partei, die es verstand, ihr Vertrauen zu erwerben und sie über ihre wahren Interessen aufzuklären, von einer Partei, die über eine geschlossene Masse überzeugungstreuer und unerschrockener Anhänger verfügte, die den Kern einer energischen und imponirenden Opposition abgaben.

Diese Partei konnten nicht die liberalen Freihändler bilden, die muthlos waren, geschwächt durch die Desertion eines großen Theils der Bourgeoisie, die aus den oben erwähnten Gründen ins schutzzöllnerische Regierungslager abschwenkte; die bei den niederen Volksschichten in Mißkredit standen in Folge der Gründerperiode und des Krachs, wofür man sie verantwortlich machte.

Anders stand es mit der Sozialdemokratie. Wohl suchte man den von sozialistischem Geist erfüllten Volksschichten einzureden, die Schutzzöllnerei sei wegen ihres Gegensatzes zum „öden Manchesterthum" und ihrer Anerkennung des Prinzips der Staatshilfe der Anfang eines praktischen Sozialismus.

Aber die Sozialdemokratie ließ sich dadurch nicht ködern. Sie mußte auftreten gegen die Schutzzollbewegung aus allgemeinen theoretischen Erwägungen, die ihr die Schäden zeigten, welche der deutschen Industrie bei ihrem damaligen Stande aus dem Schutze schließlich erwuchsen; sie mußte dagegen auftreten aus politischen Gründen, weil die Zölle eine enorme Stärkung der Regierungsgewalt gegenüber der Volksvertretung herbeiführten; sie mußte endlich dagegen auftreten zur Wahrung der Interessen des Proletariats.

Digitized by Google

Freilich sollte man meinen, die Frage, ob Freihandel, ob Schutzzoll, berühre die Lohnarbeiter direkt nur wenig. Wenn die Lebensmittel theurer würden, so steige eben der Lohn entsprechend; das gehe schon aus der Lehre vom ehernen Lohngesetz hervor.

Das Lohngesetz ist jedoch nicht so ehern, als die Schutzzöllner in diesem Falle uns glauben machen möchten. Der jeweilige Preis einer Waare hängt nicht allein ab von ihren Produktionskosten, sondern auch von anderen Umständen, vor Allem von Nachfrage und Angebot. Nun wollten die Schutzzöllner merkwürdiger Weise das Angebot aller anderen Waaren in Deutschland verringern, nur nicht das der Waare Arbeitskraft. Die Arbeit allein bleibt unter dem System des „Schutzes der nationalen Arbeit" ungeschützt, und diejenigen die am lautesten nach diesem Schutze schrieen, waren dieselben, die die Zuwanderung bedürfnißloser Arbeitskräfte aus Polen, Böhmen, Italien, Schweden ꝛc. am eifrigsten förderten.

Für Arbeiter, die mit diesen auswärtigen Proletariern zu konkurriren hatten, war eine Lohnerhöhung in Folge der allgemeinen Preissteigerung ebensowenig zu erwarten, wie für die Arbeiter untergehender Produktionsformen, z. B. der in Deutschland so verbreiteten Hausindustrie. Für die anderen war eine Lohnerhöhung wohl nicht unmöglich, aber nur unter günstigen Verhältnissen, wenn ihre Organisationen gut entwickelt, der Geschäftsgang ein flotter war und auch dann nur nach schweren Opfern und Kämpfen.

Die Sozialdemokratie mußte also entschieden gegen die Schutzzölle Stellung nehmen und ihre Opposition konnte unangenehm, ja gefährlich für die schutzzöllnerischen Regierungsparteien werden, wenn man ihr freie Hand ließ.

Wir wissen nicht, ob die Bismarck'sche Regierung weitsehend genug war, das zu erwarten oder ob sie nur instinktiv empfand, daß die Sozialdemokratie, die auch sonst unbequem geworden, das gefährlichste Hinderniß für den Fischzug im großen Teich der „nationalen Arbeit" bildete, zu dem Krautjunker und — Industrieritter, hätten wir bald geschrieben — Industriebarone sich eben anschickten. Thatsache ist, daß die Regierung erst dann mit ihren Steuerplänen sich offen hervorwagte, als der ihr so gelegene Attentatsschrecken die Sozialdemokratie momentan geächtet und ihres Einflusses auf die außerhalb der Partei stehenden Bevölkerungsschichten beraubt hatte. In dem Rausch, der dem Nobiling'schen Attentat folgte, bewilligte der deutsche Michel, was man von ihm verlangte. Er half eifrig mit, diejenigen zu knebeln, die seine Rechte vertheidigten, und legte sich hoffnungsfreudig die drückendsten Lasten auf, in denen er die Gewähr einer besseren Zukunft erblickte.

Die Sozialdemokratie hat diese Zeit der Verblendung des deutschen Volkes überstanden; nicht aber das System Bismarck sein Erwachen.

Wie tief Deutschland ökonomisch in dem ersten Jahrzehnt der Schutzzollpolitik geschädigt worden, läßt sich zahlenmäßig nicht angeben. Der Mehrprofit, den die deutschen Grundbesitzer und Fabrikanten mit Hilfe der Zölle aus den Taschen der deutschen Proletarier und Kleinbürger geholt, kann nicht einmal annähernd berechnet werden. Zahlenmäßig kann man blos nachweisen, welchen Vortheil die Reichsfinanzen von der „Wirthschaftsreform" gehabt. Folgende Tabelle veranschaulicht das Wachsen der Erträge der Verbrauchssteuern und Zölle (in Mark):

Jahr	Zölle	Tabaksteuer	Salzsteuer	Zuckersteuer	Branntweinsteuer	Braumalzsteuer	Zusammen
1872/73	122 514 000	1 496 400	33 149 100	46 654 600	42 711 900	14 185 900	260 711 900
1880/81	182 222 000	7 045 100	37 239 500	44 667 500	45 194 000	18 242 200	334 610 300
1885/86	235 002 000	10 091 300	39 416 900	23 057 500	47 996 900	20 619 100	377 183 100
1888/89	312 532 000	10 832 600	41 929 900	28 617 500	139 137 800	25 958 200	559 008 000

Digitized by Google

Es betrug der Ertrag der Zölle und Verbrauchssteuern per Kopf der Bevölkerung (in Mark):

Jahr	Zölle	Tabaksteuer	Salzsteuer	Zuckersteuer	Branntweinsteuer	Braumalzsteuer	Zusammen
1872/73	2.99	0.04	0.84	1.20	1.38	0.45	6.90
1880/81	4.08	0.15	0.63	0.99	1.26	0.53	7.84
1885/86	5.08	0.21	0.85	0.49	1.29	0.60	8 52
1888/89	6.52	0.23	0.80	0.62	2 87	0.70	11.74

Dies ungeheure Anwachsen der Lasten binnen wenigen Jahren ist schlimm genug; aber noch schlimmer dürfte der Umstand sein, daß es höchst schwierig, ja, vielleicht geradezu unmöglich ist, diese Lasten, so drückend, ja so vernichtend sie auch sein mögen, dem Volke so bald wieder abzunehmen.

Außer den Großgrundbesitzern und gewissen Kategorien von Industriellen, in deren Reihen Millionäre gezüchtet wurden, hat Niemand dauernden Vortheil von den Schutzzöllen gehabt als — der Militarismus. Dem boten sie die erwünschte Nahrung, die er brauchte, um groß und stark zu werden.

Drei Wurzeln hat das kolossale Anwachsen der Militärlasten in den letzten zwanzig Jahren. Einmal die politische Situation Europas in Folge der Annexion von Elsaß-Lothringen, dann die der modernen Produktionsweise eigenthümliche ununterbrochene technische Revolution; die stärkste Wurzel aber bilden die enormen Geldsummen, die den Kriegsministern zur Disposition gestellt worden. — Der Appetit kommt beim Essen, das gilt auch für den Militarismus. Je besser man dieses gefräßige Ungeheuer füttert, um so rascher wächst es, um so unersättlicher wird es. Zuerst der Milliardensegen und dann die Schutzzölle und Erhöhungen der Verbrauchssteuern haben unsere Kriegsminister an den Gedanken gewöhnt, daß wir „heidenmäßig" viel Geld haben; unsere Armee und im Wetteifer damit die unserer Nachbarn sind riesenhaft ausgedehnt worden, so daß, selbst wenn man von jeder ferneren Erweiterung absähe, schon die bloßen Aenderungen, die jeder Umschwung der Kriegstechnik nothwendig macht, jetzt in dem größten, kostspieligsten Maßstabe erfolgen müssen; daß z. B. jedes neue Gewehr, jede neue Equipirung jetzt in ebenso vielen Millionen von Exemplaren angeschafft werden muß, als früher in Hunderttausenden. Die enormen Geldmassen, die jahraus jahrein dem Kriegswesen zugewendet werden, haben aber auch das Großkapital und die Wissenschaft in einem ehedem unerhörten Maße der Kriegstechnik zugeführt und an deren steter Umwälzung interessirt. Die Regierungen selbst helfen noch mit. Jeder der Großstaaten des europäischen Kontinents giebt jährlich Millionen zu „Versuchen" aus, das heißt, zu Bestrebungen, das jetzt angeschaffte Material veraltet, und die Anschaffung von neuem nothwendig zu machen.

Hätten die Kriegsminister Europas nicht so viel Geld zur Verfügung gehabt, der Militarismus wäre wohl trotzdem gewachsen, aber nicht so rapid, nicht so überstürzt. Daß sie aber so viel Geld erhielten und erhalten, das wurde nur möglich durch die von Deutschland inaugurirte Schutzzollpolitik. Der Schutzzoll hat den Militarismus zu seiner heutigen Ausdehnung großgezogen.

Zurückschrauben läßt sich aber dessen Entwicklung nicht mehr. Man kann versuchen, das weitere allzurasche Wachsthum des Militärbudgets zu verhindern, aber die Aussicht auf Erfolg ist gering. Auf keinen Fall ist es möglich, dieses Budget zu verringern, es sei denn, man beseitige das ganze jetzige Militärsystem durch völligen Bruch mit den bisherigen Regierungstraditionen.

Digitized by Google

Eine Verringerung unserer Militärlast erwartet denn auch wohl Niemand bei Fortdauer der heutigen Verhältnisse. Damit ist aber auch gesagt, daß es unmöglich ist, in nächster Zeit die Lasten zu beseitigen, die das Schutzzollsystem dem deutschen Volke aufgeladen hat. Im Gegentheil, die Regierungen werden danach trachten, und von ihrem Standpunkt danach trachten müssen, sie zu steigern. Die Herren, die ebenso leichten Herzens den Lebensmittelzöllen zustimmten, wie Herr Ollivier dem Krieg Frankreichs gegen Deutschland, haben wohl wenig bedacht — und wenn sie es bedachten, sich wohl wenig darum gekümmert — daß man Zölle leichter einführt als abschafft, wenn sie auch in der Folge sich noch so verderblich erweisen sollten. Aber wie Herrn Ollivier dürfte auch ihnen bald bange werden vor den Geistern, die sie beschworen.

Denn wenn die jetzigen Steuerlasten in ihrem Betrag auch nicht mehr gut ohne eine förmliche Revolution zu verringern sind, so sind sie doch abwälzbar von denjenigen Klassen, die heute ihre Hauptträger bilden, auf andere. Das wird immer dringender nothwendig, je unhaltbarer und unerträglicher die bestehende Steuer- und Zollgesetzgebung wird. Wie weit die Empörung gegen diese Gesetzgebung schon gediehen, hat der 20. Februar gezeigt. Aber dieser Empörung tritt entgegen die Empörung der bevorrechteten und besitzenden Klassen, die sich dem Willen des Volkes, ja der Staatsgewalt selbst, nur dann freiwillig beugen, wenn dabei ein Profit für sie herausschaut. So patriotisch die Herren Bourgeois und Junker sich geberden, wenn es gilt, Bewilligungen auf anderer Leute Kosten zu machen, so energisch werden sie sich dagegen wehren, wenn man ihnen zumuthen will, ihr Theil — oder gar den Löwenantheil! — an den von ihnen geschaffenen Lasten zu tragen. Der deutsche Bourgeois ist feige, wo es gilt, ideale, d. h. nicht direkt materielle Interessen zu wahren. Aber er wird verbissen wie ein Bulldogg, wenn man seinen Geldsack antastet.

Empörung wird auf Empörung stoßen. Das Resultat kann kein anderes sein, als einerseits ein heftiger Kampf zwischen den durch diese Gesetzgebung belasteten und den durch sie bevorrechteten Klassen, anderseits aber auch Kämpfe innerhalb dieser Klassen. Die Industriellen müssen gegen die Lebensmittelzölle Front machen — ohne Lebensmittelzölle bedeuten aber die übrigen Schutzzölle eine Schädigung der Landwirthschaft. Das Kartell geht in die Brüche und der alte Kampf zwischen Industrie und Grundbesitz entbrennt heftiger denn je. Die Schöpfer des Sozialistengesetzes wiegten sich in dem Wahne, durch dasselbe allen ihnen unbequemen Klassenkämpfen ein Ende zu machen. Sie haben das nicht nur nicht erreicht, sondern obendrein noch um eines flüchtigen Profits willen in ihrer Zollpolitik eines der kräftigsten Mittel geschaffen, die bestehenden Klassengegensätze zu verschärfen und eine Periode von Klassenkämpfen herbei zu führen, mit der verglichen ihnen die schöne Zeit vor dem Sozialistengesetz als eine idyllische erscheinen dürfte.

Vielleicht gehen wir in der nächsten Zukunft einer Bewegung gegen den Schutzzoll entgegen, die ebensolche Dimensionen annimmt und ebensolche Erbitterung reift, wie die Antikornzollbewegung in dem England der vierziger Jahre. Aber wie viele Aehnlichkeiten auch die bevorstehende Bewegung mit der vor einem halben Jahrhundert durchgemachten aufweisen mag, sie wird doch eine wesentlich andere sein. Die Industriellen sind diesmal die Mitschuldigen der Agrarier. Der Angriff richtet sich gegen Beide, er führt nicht dazu, auf Kosten der Großgrundbesitzer die industriellen Unternehmer politisch und ökonomisch zu fördern. Und nicht der bürgerliche Liberalismus wird es sein, der die Führung im Kampf übernimmt, sondern die proletarische Sozialdemokratie; und es wird sich diesmal

Digitized by Google

um mehr handeln, als um den Freihandel allein. Die Sozialdemokratie wird für den Freihandel eintreten, nicht, um dadurch alle Fesseln, alle Schranken des Kapitals niederzureißen. Wenn sie jetzt den Freihandel auf ihr Panier schreibt, so deßwegen, weil der Fall der Zölle unter den heutigen Verhältnissen Deutschlands zu den Mitteln gehört, die ökonomische Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern, die ökonomische Macht ihrer Gegner zu schwächen. Der Kampf um den Freihandel ist ihr nur ein Theil ihres Strebens nach Stärkung des Proletariats, nach Schwächung seiner Ausbeuter. Sie wird ihre anderen Aufgaben darüber nicht vernachlässigen. Der Kampf gegen die Zölle ist aber das kräftigste Mittel, zu bewirken, daß sie in ihrem allgemeinen großen Kampfe nicht auf die Lohnarbeiterschaft allein angewiesen bleibt, daß sie die Bundesgenossenschaft immer weiterer Kreise von Kleinbürgern, ja selbst von Bauern erlangt.

Die „nationale" Wirthschaftspolitik sollte das Sozialistengesetz in seinen Wirkungen ergänzen. Sie thut das wirklich, wenn auch in etwas anderer Weise, als die would be Sozialistentödter ahnten: Das Ausnahmegesetz und die Art seiner Handhabung hat der Sozialdemokratie die Sympathien aller anständigen Menschen aller Parteien eingetragen. Die nationale Wirthschaftspolitik bewirkt, daß nicht blos, wie bisher, die Lohnarbeiter der Industrie, sondern alle, die von eigener Arbeit leben, die weitaus größte Masse des Volkes, dahin kommen, in der Sozialdemokratie die einzige wirkliche Vertreterin ihrer Interessen zu sehen.

Man sollte glauben, daß diese Erfolge der nationalen Wirthschaftspolitik in Deutschland dieselbe für bürgerliche Politiker nicht sehr nachahmenswerth erscheinen lassen. Aber gerade jetzt, wo der Bankerott des Schutzes der nationalen Arbeit bei uns zu Tage zu treten beginnt, hat sich Amerika daran gemacht, dasselbe Experiment in noch vergrößertem Maßstabe zu wiederholen.

(Fortsetzung folgt).

Ein Schüler Darwin's als Vertheidiger des Sozialismus.

Bisher gehörten die offiziellen Vertreter der darwinistischen Entwicklungslehre fast ausnahmslos zu den heftigsten Gegnern des Sozialismus. Die Bannflüche, welche die kirchlichen und politischen Reaktionäre gegen den Sozialismus geschleudert, gaben an Leidenschaftlichkeit und Feindseligkeit den Angriffen nichts nach, mit welchen die Häckel, die Spencer, die Schmidt ihn bedacht haben. Hieß es bei Jenen: der Sozialismus bedroht die Religion, den Staat, das Eigenthum, die Autorität, folglich ist er vom Uebel, so erklärten die meist der Religion und vielfach auch dem Staat sehr feindlichen Anhänger Darwin's kategorisch: der Sozialismus widerspricht den Gesetzen der natürlichen Auslese, folglich ist er schonungslos zu bekämpfen.

Die Ungereimtheit dieses Vorwurfs ist sozialistischerseits schon oft nachgewiesen worden. Die Sozialisten haben die Darwin'sche Erklärung der Entwicklung und Ausbildung der organischen Lebewesen, so weit sie wissenschaftlich begründet, sofort akzeptirt, aber sie haben nicht anerkennen können, daß, was einst als Naturgesetz die unbewußte, von der Natur abhängige Welt beherrschte, auch für die ihrer Stellung in der Natur bewußte, die Natur immer mehr sich unterwerfende Menschheit Gesetz sein müsse, und sie haben weiter die Richtigkeit der optimistischen Behauptungen in Bezug auf die Resultate des Kampfes ums Dasein be-

Digitized by Google

stritten. Aber die streitbaren Ritter des Darwinismus wollten sich nicht belehren lassen. Dem Sozialismus gegenüber wurde immer wieder die alte brutale Theorie des Kampfes Aller gegen Alle und des Ueberlebens, bezw. Sieges der Geeignetsten und Tüchtigsten herausgesteckt.

Vor Kurzem ist nun diesen Herren plötzlich in der Person eines der begabtesten Schüler Darwin's ein Gegner entstanden. Herr Grant Allen, ein namhafter englischer Naturforscher, Verfasser einer ganzen Reihe bemerkenswerther Abhandlungen über Fragen der Biologie, Freund und bisher auch Anhänger Herbert Spencer's, hat sich neuerdings zum Sozialismus bekehrt und nicht unterlassen, seinem Gesinnungswechsel offen Ausdruck zu geben. In einer am 17. Oktober abgehaltenen Versammlung der „Fabian Society" in London hat er einen Vortrag gehalten über das Thema: „Steht der Sozialismus im Widerspruch zur Wissenschaft, insofern er in das Gesetz der natürlichen Auslese eingreift", und wenn er in der Hauptsache auch kein Argument beigebracht hat, das nicht schon von anderer Seite ins Feld geführt worden wäre, so sind seine Ausführungen doch interessant und anregend genug, an dieser Stelle Wiedergabe zu finden. Dieselbe rechtfertigt sich um so mehr, als bereits bekannt geworden ist, daß Herr Spencer und seine Anhänger eine geharnischte Erwiderung planen. Die Debatte wird jedenfalls eine recht lehrreiche werden, und wir werden es uns zur Aufgabe machen, ihr in allen ihren Phasen zu folgen.

Dies vorausgeschickt, geben wir im Nachstehenden den Inhalt des Allenschen Vortrages.

* * *

Viele abgeschmackte und von Unwissenheit zeugende Einwände sind gegen den Sozialismus ins Feld geführt worden, aber keiner ist vielleicht abgeschmackter und ein größerer Beweis von Unwissenheit als der, derselbe greife in das Wirken der natürlichen Zuchtwahl ein. Mit dem gleichen Recht könnte man sagen, der Sozialismus greift in das Gesetz der Gravitation oder in das der Erhaltung der Kraft ein. Der Einwand ist auf eine zwiefache Unwissenheit begründet. Diejenigen, die ihn erheben, wissen weder, was der Sozialismus, noch was die natürliche Zuchtwahl bedeutet. Zum Verständniß der Sache ist jedoch eine richtige Auffassung von der natürlichen Zuchtwahl in ihrer vollen Tragweite unerläßlich. Es ist thatsächlich im Grunde eine biologische Frage, und muß von biologischen Gesichtspunkten und nach biologischen Analogien untersucht werden. Ich hoffe im Folgenden den Nachweis erbringen zu können, daß der Sozialismus, wenn man ihn von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sofort in der Geschichte der Erscheinungen der lebendigen Welt seinen richtigen Platz erhält als das letzte und geradezu nothwendige Resultat des Wirkens der evolutionären Entwicklungsgesetze auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaften. Er ist nur das letzte Glied in der großen Kette jener biologischen Prozesse, durch die von Anbeginn des organischen Lebens an jeder Fortschritt im Leben der pflanzlichen und thierischen Welt bewirkt worden ist.

Um jedoch erst das Terrain zu klären, bevor wir auf die eigentliche biologische Seite der Frage eingehen, wollen wir zunächst das gegenwärtige System des Kapitalismus und des Bodenmonopols näher betrachten und uns die Vorfrage vorlegen: beschränkt und hindert dieses System das Wirken der natürlichen Zuchtwahl oder nicht? Würde der Sozialismus in dieser Hinsicht selbst bei oberflächlicher Untersuchung einen biologischen Fortschritt oder einen ebensolchen Rückschritt bedeuten? Stoßen wir nicht in unserem gegenwärtigen, auf Zufall und Willkür begründeten Gesellschaftsorganismus auf eine Reihe künstlicher Be-

Digitized by Google

günstigungen und Hindernisse, auf ein so zu sagen regelrechtes System von Bevorzugungen und Benachtheiligungen, bei dem den Einen Hindernisse in den Weg gelegt und die Anderen künstlich vorwärts geschoben werden, welches somit jetzt das Wirken des Gesetzes vom Ueberleben des Tüchtigsten stört, während es in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, die eine größere Gleichheit der Bedingungen mit sich bringt, abgeschwächt oder aufgehoben würde? Wir haben, meine ich, die Frage nur in dieser einfachen Form aufzuwerfen, um sofort von jedem denkenden Menschen die rechte Antwort zu erhalten. Der Kapitalismus und das moderne Bodenmonopol bringen nothwendigerweise ein ganzes System von speziellen Hemmnissen und Vergünstigungen mit sich, die die Klasse der Kapitalisten und Landlords, wie unfähig, schwach oder verkommen die Einzelnen auch sein mögen, von vornherein in eine vortheilhaftere Position setzen, die arbeitenden Klassen aber, das Proletariat, benachtheiligen, wie kräftig, intelligent, hochgesinnt seine einzelnen Mitglieder auch sein mögen.

Ich brauche das nicht näher darzulegen, da es Jedermann in die Augen springt. Wir sind täglich in der Lage, zu beobachten, wie eine ganze Masse tüchtiger und brauchbarer Mitbürger, wohlgeeignet, die Interessen der Gesammtheit zu fördern und die Eltern einer gesunden Nachkommenschaft zu werden, von Hause aus durch den Mangel gleicher Bedingungen, gleicher Nahrungsmittel, gleicher Erziehung und gleicher Verfügung über Rohmaterial und Naturkräfte herabgedrückt werden; andererseits giebt es eine große Anzahl Menschen, die untauglich und unangenehm sind und, sowohl in Bezug auf Charakter wie auf Verstand zu allen höheren Funktionen im Staate unfähig, und nicht geeignet, eine brauchbare Nachkommenschaft in die Welt zu setzen; trotzdem werden sie mit künstlichen Vortheilen über ihre besser organisirten Mitmenschen ausgestattet, und während ihres ganzen Daseins voller Schwäche oder Schlimmerem geschont und verzärtelt und ermuthigt, ihr verkommenes Geschlecht zum Schaden der kommenden Gesellschaft ins Ungemessene fortzupflanzen.

Diese Ungerechtigkeit macht ihre Wirkungen nach zwei Seiten hin geltend. Sie bringt die Betreffenden in eine falsche Position, was die natürliche Zuchtwahl, und in eine noch falschere Position, was die geschlechtliche Zuchtwahl anbetrifft.

Was den ersten Punkt, die natürliche Zuchtwahl, anbetrifft, so werden die unfähigen Elemente aus der kapitalistischen und Landlordskaste durch ihre bis aufs Aeußerste getriebene Pflege künstlich am Leben erhalten und durch Familieneinfluß an Stellen geschoben, zu denen sie von Natur aus absolut ungeeignet sind. Einer derselben sagte neulich offen heraus zu mir: „Meiner Treu, es ist ein verwünscht gutes Ding für mich, daß ich mit einem Einkommen von 4—5000 Pfund auf die Welt gekommen bin, denn wenn ich zum Arbeiter geboren wäre, würde ich mein Lebtag nicht im Stande gewesen sein, meinen Lebensunterhalt zu verdienen." Und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen und gestehen, daß, als ich seine physischen und geistigen Eigenschaften Revue passiren ließ, ich ihm in Bezug auf seine Leistungsfähigkeit durchaus Recht geben mußte. Und doch war er Vater von neun kränklichen und geistig verkrüppelten Kindern. Wie die Dinge heute stehen, hat der schwächliche, idiotische Sohn eines Herzogs weit bessere Aussichten im Kampf ums Dasein, als der kräftige und intelligente Sohn eines Arbeiters, der in den Höhlen des East-End oder in den Fieberlöchern der Industriebezirke von Lancashire aufwächst. Die künstliche Beschränkung im Gebrauch des Bodens, der Luft, der Kohle, des Sonnenlichts bilden gewaltige Hindernisse für die kräftigsten, besten und vielversprechendsten Elemente der Bevölkerung im Hinblick auf die natürliche Zuchtwahl.

Digitized by Google

In Bezug auf den zweiten Punkt — die geschlechtliche Zuchtwahl — wird unter den heutigen Verhältnissen diesen unfähigen Elementen aus der Kaste der Landlords und Kapitalisten die Ehe und die Kindererzeugung künstlich erleichtert. Die Männer können unter den schönsten und kräftigsten Frauen nach Belieben wählen und sie zu Müttern ihres verkrüppelten Nachwuchses machen. Die Frauen, wenn sie Erbinnen sind, können die begabtesten und nützlichsten Männer monopolisiren und so die Gesellschaft der Vererbung der trefflichen Eigenschaften derselben berauben — sei es durch ihre eigene Unfruchtbarkeit, sei es dadurch, daß sie die Vorzüge des Vaters höchst unvollkommen auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Mit einem Wort, Reichthum, Stellung oder Titel verschaffen vielen der geistig und körperlich schwächlichsten Elemente der Gesammtheit einen ungebührlichen Vorzug in Bezug auf die geschlechtliche Zuchtwahl.

Nachdem wir so das Terrain vorläufig geebnet und an einem greifbaren Beispiel gezeigt haben, daß die bestehende monopolistische Gesellschaftsordnung in vieler Beziehung wider das Gesetz vom Ueberleben des Tüchtigsten verstößt und in Folge dessen sein Wirken mindestens beeinträchtigt, wollen wir auf die speziell biologische Seite der Frage eingehen und zu zeigen versuchen, daß in der ganzen thierischen und pflanzlichen Welt jeder Fortschritt einer natürlichen Auswahl zuzuschreiben ist, die sich in genau derselben Weise vollzieht, wie sie in einer sozialistischen Gesellschaft unserer Ansicht nach vor sich gehen würde. Denn es ist nicht wahr, daß die absolut unbeschränkte natürliche Zuchtwahl im rohen und vulgären Sinne des Worts die höchsten Resultate in der Natur gezeitigt hat. Im Gegentheil, jeder Schritt vorwärts in Bezug auf die Fortpflanzung, bezw. das Wachsthum der Horde, des Stammes oder der Nation ist zum Theil durch eine ausgesprochene Beschränkung der natürlichen Zuchtwahl — oder besser eine neue Form der natürlichen Zuchtwahl — bewirkt worden; Beschränkungen, die sich gewissermaßen von selbst aufdrängten.

Absolut unbeschränkte natürliche Zuchtwahl findet nur unter den niedrigsten Pflanzen und Thieren statt. Da produzirt jeder Organismus Unmassen kleiner und unbeschützter Sprößlinge — Samen oder Sporen, Eier oder Knospen — die auf einmal in eine kalte und mitleidlose Welt geschleudert werden, den Kampf mit einander, so gut sie können, auszufechten und dem großen Gesetz des „friß oder werde gefressen" Folge zu leisten. Bis zu einer verhältnißmäßig hohen Stufe der Lebewesen ist diese unbeschränkte Fruchtbarkeit, begleitet von einem unbeschränkten Konkurrenz- und Daseinskampf, thatsächlich die Regel in der organischen Welt. Wir Alle wissen, wie viele Millionen Eier ein einziges Stockfischweibchen jährlich in die Welt setzt, wie viele Millionen junger Stockfische aus dem Laich ausgebrütet werden, und wie viele Millionen der Brut in jedem Stadium der Entwicklung vernichtet werden, bis schließlich im Durchschnitt nur ein einziges Paar von Stockfischen zur Reife gelangt. Da haben wir die natürliche Zuchtwahl rein und unverfälscht an der Arbeit, und ihr Wirken ist absolut grausam, blind, verschwenderisch und abstoßend. Bei dem höheren Organismus dagegen beginnt die natürliche Zuchtwahl durch die Einführung von Einrichtungen und planmäßigen Vorkehrungen der Eltern zum Schutz ihrer Nachkommen sozusagen ihr eigenes Wirken zu beschränken. Die Härte des Kampfes ums Dasein wird gemildert, der Spielraum des Zufalls wird eingeschränkt oder seine Wechselfälle werden ausgeglichen, ja, innerhalb der Familie, der Herde oder des Schwarms direkt aufgehoben. Ein flüchtiger Blick auf eine oder zwei dieser auf einander folgenden Stufen in der Entwicklung werden die Analogie, die ich mit Bezug auf den Sozialismus darzulegen wünsche, verständlicher machen. Jeder junge

Digitized by Google

Stockfisch sieht sich, sobald er ausgebrütet ist, im Wasser auf sich allein angewiesen und hat für sich selbst zu kämpfen und zu sorgen. Niemand füttert ihn, Niemand kümmert sich um ihn, Niemand beschützt ihn gegen feindliche Angriffe oder läßt ihm den Vortheil seiner eigenen praktischen Erfahrungen zu Gute kommen; ein Ismael der Gewässer, hat er von Anfang an seine Zähne gegen jeden anderen Fisch zu richten und sieht die Zähne jedes anderen Fisches gegen sich gerichtet. Bei den Vögeln dagegen wird die Härte des Kampfs ums Dasein für die Jungen jeder Brut nach verschiedenen Richtungen hin gemildert und eingeschränkt. Zunächst bauen die Vogeleltern an geschützter Stelle ein warmes, weiches Nest, mit Moos und Federn gefüttert, in dem die nackten Jungen, gesichert vor den Angriffen ihrer Erbfeinde ruhen können und die nöthige Wärme von dem Leib der Mutter zugeführt erhalten. Die jungen Nestlinge werden von den Eltern während der Periode der Kindheit gefüttert; selbst später noch werden sie, wie bei unserem Huhn, mit warnendem Ruf unter die schützenden Fittige der Mutter gerufen, sobald der Schatten eines Habichts in der Ferne sich zeigt. Sie werden im Schwimmen unterrichtet, wie die jungen Enten, oder im Fliegen, wie die jungen Spatzen. Alle diese Dinge sind in ihrer Art Eingriffe in das rohe Wirken der natürlichen Zuchtwahl, aber stehen sie deshalb in Wirklichkeit im Widerspruch zu ihr? Ganz und gar nicht! Jeder Biologe findet auf den ersten Blick die Lösung dieses scheinbaren Gegensatzes. Es folgt aus dem Gesagten nur, daß die natürliche Auswahl hier bis zu einem gewissen Grade in einer höheren und humaneren Form zwischen Brut und Brut, anstatt wie bisher zwischen Individuum und Individuum stattfindet.

Wenden wir uns nunmehr den Säugethieren zu, so stoßen wir auf einen noch größeren Fortschritt. Hier wird nicht nur das Ei im Körper des einen der Eltern zurückbehalten und entwickelt, sondern selbst nach der Trennung vom elterlichen Organismus wird das Junge überwacht, erzogen und durch eine werthvolle Absonderung genährt, — die Milch — die auf Kosten des Organismus der Mutter speziell für diesen Zweck produzirt wird. Andererseits ist dagegen bei den Vögeln und noch mehr bei den Säugethieren die Gesammtzahl der produzirten Eier viel geringer, dafür aber auch die Gesammtzahl der im Prozeß der Entwicklung zu Grunde gehenden Jungen auf einen verhältnißmäßig niedrigen Prozentsatz reduzirt. Statt einer Million Junger, bringt das Pärchen jedesmal nur drei, vier, fünf oder sechs Junge hervor, von denen durchschnittlich zwei zur Reife gelangen. Die natürliche Zuchtwahl ist insoweit fast aufgehoben und ihr Wirken wird auf jeder höheren Stufe weiter eingedämmt. Doch wirkt sie trotz alledem mit vermehrter und wachsender Intensität auf die kleinere Zahl; der Fortschritt vollzieht sich am raschesten da, wo die Zahl der Geburten am geringsten ist. Mit einem Wort, die natürliche Zuchtwahl steigert in ihren höheren Formen die Wirkungsfähigkeit jedes Gliedes der Brut, Herde oder Gattung und vermindert daher die Zahl der Individuen, auf die sie selbst zu wirken hätte.

Weiter; nehmen wir den Ursprung des Menschengeschlechts und der menschlichen Gesellschaft selbst. Unzählige Erscheinungen im Leben und der Entwicklung des Menschen legen beim ersten Blick die Idee nahe, daß hier, wenn irgend wo, der natürlichen Zuchtwahl einfach die Stirn geboten und die Vernichtung Vieler zu Gunsten einiger Weniger, den Verhältnissen am Besten angepaßten, auf ein Minimum reduzirt wird. Die lange und hilflose Kindheitsepoche des jungen Menschen bedingt einen Aufwand elterlicher Sorgfalt und Pflege, der überall sonst unbekannt ist, und der der natürlichen Zuchtwahl in seiner Art geradezu ins Gesicht schlägt. Wenige Junge werden erzeugt und die meisten derselben

Digitized by Google

werden erhalten. Der Kampf ums Dasein unter dem Nachwuchs ist außerordentlich beschränkt. Andererseits fördert jedoch die natürliche Auslese gerade die Gruppen, bei denen diese Sorgfalt und Pflege im weitesten Umfange aufgewendet werden, und diejenige Rasse erhält sich schließlich am besten, die am meisten für die Auffütterung, Ausbildung, Erziehung und Ausstattung ihrer Kinder thut.

Eben dasselbe ist der Fall in Bezug auf hundert andere menschliche Eigenthümlichkeiten. Die Bekleidung greift in die Aktion derjenigen Auslese ein, die durch Kälte, Feuchtigkeit, Regen, durch Schwindsucht und andere innere Erkrankungen bewirkt wird. Aber es sind die am besten bekleideten, nicht die am wenigsten bekleideten Rassen, die im Kampf ums Dasein schließlich die Oberhand gewinnen. Ebenso greifen Gesetz und Ordnung, moralisches Empfinden ꝛc. in die einfache Aktion der natürlichen Auslese und der geschlechtlichen Zuchtwahl ein. Im Naturzustand schlägt der Stärkere den Schwächeren nieder, er raubt, wo immer er will, und eignet sich die kräftigsten und schönsten Weiber an, aber die Wilden sind weder stärker noch widerstandsfähiger, noch schöner als die Zivilisirten. Mit einem Wort, der dem Sozialismus gegenüber erhobene Einwand hätte mit genau demselben Recht gegen die Zivilisation überhaupt von Anfang an erhoben werden können. Jetzt ist es viel zu spät zum Protest. Die Befürworter der uneingeschränkten natürlichen Zuchtwahl hätten vor der Verkündigung des ganz gewaltig in dieselbe eingreifenden Gebotes: „Du sollst nicht tödten" beginnen sollen. Der Fehler, den sie begehen, liegt in dem Umstande, daß sie die natürliche Zuchtwahl in einem ganz beschränkten, rohen und unwissenschaftlichen Sinne auffassen, statt sie in ihrer weitesten biologischen Bedeutung zu begreifen; sie denken nur an das Individuum, nicht an die Gruppe oder die Gattung, während der geschulte Biologe die Rasse als eine Einheit im Kampf ums Dasein zu betrachten gewohnt ist.

Eine weitere Analogie wird dies noch klarer machen: ich meine den Vergleich mit den sozialen Insekten. Innerhalb des Schwarms ist die natürliche Auslese so gut wie aufgehoben. Jedes Ei wird sorgfältig ausgebrütet, jede Larve wird aufmerksam gewartet und genährt, unter gleichen Daseinsbedingungen auferzogen und gelehrt, seiner Zeit ihre bestimmten Funktionen innerhalb der Gemeinschaft zu erfüllen. Haben sich nun die schlechten Resultate, die unsere Schwarzseher befürchten, innerhalb der Insektenschwärme gezeigt? Sind die Honigbienen oder die weißen Ameisen in irgend einer Beziehung den einzellebenden oder räuberischen Insekten untergeordnet? Nicht im Geringsten. Thatsächlich wirkt da die natürliche Zuchtwahl, wie Darwin längst hervorgehoben, zwischen Schwarm und Schwarm, zwischen Stamm und Stamm, nicht zwischen Individuum und Individuum, und diejenigen Arten, die die vollkommenste Verfassung und die entwickeltsten Einrichtungen haben, tragen im Kampf ums Dasein über die weniger vorgeschrittenen den Sieg davon.

Aus allen diesen Analogien können wir daher den Schluß ziehen, daß, jemehr die Gesellschaft in ihren vorgeschrittenen Stadien die künstlichen Begünstigungen und Benachtheiligungen einzelner ihrer Mitglieder und Klassen beseitigt, je mehr sie für die Gesundheit, Tüchtigkeit und den Unterricht ihrer Jugend sorgt, je mehr sie darauf achtet, daß Niemand Mangel leidet, Niemand überarbeitet wird, daß Keinem unverdiente Chancen geboten werden, Keinem die Benutzung der nöthigen Arbeitsmittel und Werkzeuge vorenthalten wird, die Individuen um so besser gerathen werden. Es heißt das nicht die Wirksamkeit des Gesetzes des Ueberlebens des Tüchtigsten einschränken, sondern ihm im Gegentheil

Digitized by Google

freien Spielraum geben. Die natürliche Auslese wird auch dann noch in Form von Krankheiten ꝛc. die weniger brauchbaren innerhalb der Gemeinschaft ausmerzen, aber es werden unbedingt viel weniger unbrauchbare auszumerzen sein als heute, genau so, wie beispielweise viel weniger unter den Lerchen ausgemerzt werden als unter den Stockfischen. Denn der Sozialismus wird in jeder Gruppe danach trachten, die Fähigkeiten und Kräfte der Einzelnen zu erhöhen, und die natürliche Zuchtwahl, die nur noch zwischen Gruppen Spielraum findet, wird die Vorzüge der einen Gruppe und die Fehler der anderen deutlich genug zeigen, um die Zurückgebliebenen zu veranlassen, sich jeweilig nach dem Muster der höheren und besseren Typen zu vervollkommnen.

Mit einem Wort, es werden, wie überall im Laufe des Fortschritts, weniger Unvollkommenheiten als bisher durch die natürliche Auslese zu beseitigen sein. Aber nichtsdestoweniger werden sie beseitigt werden, wahrscheinlich ebenso sicher, wenn auch gewiß nicht auf so grausame oder schmerzhafte Weise wie bisher. Ein auf humanem Wege bewirktes allmäliges Aussterben fehlerhaft begabter Familien wird vielleicht mit der Zeit an die Stelle der gewaltsamen Vernichtung schwächlicher Individuen treten; Krüppel, Verbrecher, Idioten dürften durch Ueberredung veranlaßt werden, davon abzustehen, ihres Gleichen in die Welt zu setzen. Auf jeden Fall wird der Sozialismus, selbst wenn er die mit körperlichen oder geistigen Fehlern Behafteten persönlich schont, sicherlich nicht, wie unser gegenwärtiges System, eine Extraprämie auf die Erhaltung und Fortpflanzung herabgekommener, ungesunder und leistungsunfähiger Generationen setzen. Er wird nicht die Familien, in denen der Wahnsinn, verbrecherische Neigungen, geistige oder körperliche Mängel erblich sind — die Gichtigen, die Schwindsüchtigen, die Skrophulösen, die mit Krebs behafteten, — Familien wie die der spanischen Granden, der englischen Aristokratie, der Geldwucherer Londons ꝛc. künstlich züchten.

Es sind das nur allgemeine Gedanken, ein skizzenhafter Grundriß des großen Gegenstandes, um den es sich hier handelt. Das Leben ist kurz, die Wissenschaft unvergänglich. Ich hoffe jedoch, die Frage in ihr rechtes Licht gestellt zu haben, damit Andere sie nach allen Richtungen hin im Einzelnen weiter erforschen.

Die Verschuldung der amerikanischen Landwirthschaft.

Es ist noch nicht lange her, da bereiste der bekannte konservative Sozialpolitiker Dr. Rudolf Meyer mit einigen österreichisch-ungarischen Kavalieren die Vereinigten Staaten und aus der heitersten Touristenstimmung heraus schrieb er damals ein Buch, das die Zustände der neuen Welt in rosigster Beleuchtung erscheinen läßt; besonders die überseeische Landwirthschaft entzückte ihn und neben sonstigen Vorzügen konnte er besonders eines an ihr nicht genug rühmen: sie hatte keine Schulden, wenigstens keine eigentlichen Grundschulden. „Nirgends — schrieb er 1883 — „tritt der Hypothekarkredit auf, es sind überall nur gewisse Formen des Personalkredits. Es gab ultimo 1881: 6796 Banken und Sparkassen mit 670 Millionen Dollars Kapital und 2667 Millionen Dollars Depositen — aber keine einzige Hypothekenbank!"

Schon Sering hat (1887) darauf aufmerksam gemacht, daß diese Schilderung in keiner Weise der Wahrheit entspricht. Gerade der Realkredit ist nach Sering in den Vereinigten Staaten am höchsten entwickelt, sei es, daß der Land-

Digitized by Google

wirth Mobilien (so beim chattel mortgage), sei, daß er seine Immobilien verpfändet (mortgage). „Zum An- und Zukauf von Grundstücken, für Bauten und größere Neueinrichtungen, zu Ausführung von Drainagen, kurz für den gesammten eigentlichen Besitzkredit und größere Produktivanlagen reichen in den seltensten Fällen die deponirten Ersparnisse oder der Ertrag einer Ernte hin, und hier tritt der Hypothekarkredit in Wirksamkeit. Die hypothekarische Beleihung von ländlichen Grundstücken und Häusern ist, abgesehen von dem eigentlichen Landhandel, geradezu das wichtigste Aktivgeschäft der Banken in den Farmdistrikten, und dasselbe wird durch die einfachen, für die Eintragung einer Hypothek bestehenden Rechtsformen wesentlich erleichtert. Die auf Hypotheken leihenden Banken zählen in Nordamerika nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden. . . . Der Hypothekarkredit ist in Amerika nicht nur ebenso stark, sondern relativ stärker in Gebrauch als in Deutschland." Sering bedauert nur, daß über den Umfang dieser Verschuldung nichts festzustellen sei.

Auch das hat sich unterdeß geändert; nicht einmal das gewaltige Emporwachsen der Trusts erregt heute in Amerika die Gemüther so sehr wie der Nothstand der Farmer und da dieser in ihrer Schuldbelastung und in den zahlreichen Zwangsverkäufen ihrer Güter am faßbarsten hervortritt, so ist man auch schon seit längerer Zeit in einzelnen Staaten daran gegangen, durch die offizielle Statistik Licht über diese dunklen Partien des wirthschaftlichen Lebens zu verbreiten.

Hauptsächlich für die großen Landwirthschaftsgebiete im Westen der Union, für Michigan, Illinois, Ohio, Indiana und Nebraska hat man den Versuch dazu gemacht. Die hier zu Tage geförderten Zahlen sind in der That überraschend*), um so mehr, als durch die amerikanischen Exemtionsgesetze die Grenze der Beleihungsfähigkeit viel niedriger anzusetzen ist, wie bei uns.

Wir beginnen mit dem Staate Illinois, aus dem eine genaue Aufnahme der Hypothekeneintragungen für die Jahre 1870, 1880 und 1887 vorliegt. Die real-estate mortgages recorded wuchsen darnach, wenn man 1870 mit 1887 vergleicht, der Zahl nach von 44290 auf 63660, dem Betrage nach von 75 1/3 Millionen Dollars auf 99 4/5 Millionen. Nun könnten freilich entsprechend auch die Hypothekenlöschungen zugenommen haben — hierüber liegen Feststellungen nicht vor — aber nach dem Urtheil aller Sachkenner ist davon in Wirklichkeit gar keine Rede und alle Thatsachen machen es wahrscheinlich, daß die Zunahme, wie sie oben erscheint, als Minimalschätzung des Schuldenzuwachses angesehen werden kann. Die angeführten Zahlen beziehen sich, wie erwähnt, nur auf die jährlichen Neueintragungen, die aufgelaufene Gesammtverschuldung des Grundbesitzes von Illinois schätzt man auf 381 1/3 Millionen Dollars, wofür jährlich etwa 12,7 Millionen als Zinsen zu zahlen wären.

Viel bedenklicher erscheint die Sachlage in Michigan. Eine Enquete — deren Einzelergebnisse ziemlich zuverlässig erscheinen, deren Gesammtresultat aber wegen einiger Lücken entschieden zu niedrig ist — giebt die Grundbesitzverpfändung im Staate auf über 129 Millionen Dollars an, die dafür jährlich zu tragende Zinsenlast auf nahezu 9 1/2 Millionen. Davon entfallen 64,4 Millionen Schulden und über 4,6 Millionen jährliche Zinsen auf die landwirthschaftlichen Betriebe. 47,4 Prozent aller Farmen des Staates sind hypothekarisch belastet, die Hypothekenschuld verschlingt 46,8 Prozent des zur Steuer eingeschätzten

*) In den Angaben über Illinois, Michigan und Indiana folgen wir einem Aufsatz von J. P. Dunn in der „Political Science Quarterly", March 1890, New York.

Digitized by Google

Vermögenswerthes. 1536 Grundbesitzer verloren 1887 ihr Eigenthum durch Subhastation, so daß der Komissioner Heath wohl mit Recht erklärt, „ein sehr großer Theil der Bevölkerung scheine in einer finanziellen Krisis und unfähig, sich herauszuhelfen."

Für Indiana haben wir eine ziemlich regelmäßig fortlaufende Statistik der Hypothekeneintragungen sowohl wie Löschungen. Danach darf man für den ganzen Staat annehmen, daß die Vermehrung der Hypothekenschulden in den sieben Jahren von 1873—79 über 60⅓ Millionen Dollars betrug, und im Zeitraum von 1882—88 weitere 46½ Millionen, so daß wir in 14 Jahren eine Steigerung um nahezu 107 Millionen wahrnehmen können. Nun ist die hypothekarische Mehrbelastung seit 1873 natürlich nicht die gesammte heute erreichte Verschuldung der Grundbesitzer, Dunn schätzt letztere auf mehr als das Zweifache der ersteren; immerhin würden bei einer siebenprozentigen Verzinsung schon für obige Summen jährlich mindestens 7½ Millionen Zinsen gezahlt werden müssen, wenn nicht ein Theil des Besitzes subhastirt werden soll.

Für die aufgeführten drei Staaten kann man die jährliche Zinsenlast für Hypothekenschulden auf etwa 30 Millionen Dollars, also 120 Millionen Mark berechnen.

Nun behaupten aber die Farmer selber, daß diese Schätzungen noch lange nicht den wahren Umfang ihrer Schuldbelastung ausdrücken, und daß sie auch gar nicht die Distrikte des größten landwirthschaftlichen Nothstandes umfassen.

So brachte die „Illinois Staatszeitung" kürzlich die Mittheilung, für die 73000 Farmer von Kansas, welche der Farmers Alliance angehören, habe man folgendes vermeint feststellen zu können: Nur 7500 Mitglieder hatten gar keine Hypothek auf ihrem Besitz, dagegen hatten wohl die meisten unter ihnen durch chattel mortgages Arbeitsgeräth und Viehstand belastet. Dann kommen etwa 45000 Farmen mit 146½ Millionen Dollars Hypothekenschulden, also mit durchschnittlich 3000 Dollars pro Farm. Dann bleiben noch etwa 21700 Betriebe übrig; auf diesen wirthschaften Pächter, in den meisten Fällen die früheren Eigenthümer der Farmen, die in den Jahren schlechter Ernten ihre Zinsen nicht entrichten konnten und das Land an die Gläubiger, die Hypothekenbanken, die privaten Bankiers und Spekulanten abtreten mußten. Diese Erhebungen beziehen sich auf zwei Fünftel aller Farmen des Staates. Da die Berichte von anderer Seite kaum wesentlich anders lauten, so würde man annehmen müssen, daß von 170000 Farmern in Kansas höchstens 17000 frei von Hypotheken und gar nur höchstens 8000 frei von aller Verpfändung ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums sind.

Alle bisherigen Mittheilungen bezogen sich auf die westlichen und nordwestlichen Distrikte, also auf die eigentlichen Getreidebau- und Viehzuchtsgegenden. Man hat sich auch gewöhnt, speziell von der Noth der „westlichen" Farmer zu sprechen, selbst Dunn kommt in seiner Arbeit (The mortgage evil) nur auf die Western mortgages zu reden. Aber auch aus dem industriell hoch und höher entwickelten Osten erschallen dieselben Klagen, und wenn wir nach dem uns eben zugegangenen „Zwölften Jahresbericht des statistischen Bureaus für Arbeit und Industrie von New Jersey" *) urtheilen dürfen, so liegen dort die Verschuldungsverhältnisse ebenso schlimm und noch schlimmer wie im Westen.

In diesem kleinen, an der Küste des atlantischen Ozeans gelegenen Westen-

*) Twelfth Annual Report of the Bureau of Statistics of Labour and Industries of New Jersey. Camden, N. J., 1890. XVI, 438 S.

Digitized by Google

taschenstaate wies kürzlich schon ein Bericht des Komites des Staats-Ackerbaurathes auf die „Ursachen des Rückganges des landwirthschaftlichen Wohlstandes" und das „Hypothekenübel" hin. Das Komite berechnete bereits, daß 65 Prozent der Farmen mit Hypotheken belastet seien. Die Antwort der Farmer ging dahin, daß „es eine beklagenswerthe Thatsache ist, daß unsere Farmländereien so schwer mit Hypotheken belastet sind. Der Gesammtbetrag dieser drückenden Last ist nicht sehr von 80 Prozent des Gesammtwerthes der Farmen entfernt" (S. 308).

Das halten wir natürlich für übertrieben, aber es ist zweifellos ein Anzeichen dafür, wie schwer man in betheiligten Kreisen den Nothstand empfindet.

Doch läßt die Subhastationsstatistik unseres Berichtes an der starken Ueberschuldung gar keinen Zweifel. Im Jahre 1888 wurden in New Jersey — abgesehen von den Subhastationen gegen Korporationen, die nur wenig mehr als 1 Prozent der Gesammtsumme ausmachen — 844 Grundeigenthums-Zwangsverkaufs-Befehle (real estate foreclosure executions) gegen einzelne Hypothekenschuldner erlassen. Es handelte sich dabei um eine Schuld von über $2^2/_3$ Millionen Dollars. Im Jahre 1856 betrug die Zahl der gegen einzelne Hypothekenschuldner erlassenen Exekutionsbefehle nur 330 bei einer Gesammtsumme von noch lange nicht 500 000 Dollars an Kapitalien und Zinsen, die auf Grund der klägerischen Hypotheken zuerkannt waren. Diese Zahlen stiegen 1870 auf 592 Subhastationen und 1,7 Millionen Dollars, oder um 80 bez. 126 Prozent gegen 1856. Von 1870 bis 1888 betrug wiederum die Steigerung 42 bez. 60 Prozent. Für die zwischen 1856 und 1888 liegenden Jahre ist das Material nicht vollständig vorhanden; nimmt man aber den Durchschnitt für die zwölf Jahre, für welche das Bureau alle nöthigen Daten gesammelt hat, so muß die Gesammtzahl der Zwangsvollstreckungen gegen Hypothekengrundstücke einzelner Hypothekenschuldner seit 1855 — also in einer Periode, die noch nicht eine Generation ausmacht — 36 000 und der den Exekutionen zu Grunde liegende Schuldbetrag 150 Millionen Dollars, also 600 Millionen Mark überstiegen haben.

Nun sind diese Zahlen für unsere Zwecke nicht sofort brauchbar, weil sie sich auch auf städtischen und landwirthschaftlich nicht benutzten Grundbesitz beziehen. Nach unserer Quelle müssen wir aber die Lage des landwirthschaftlichen Grundbesitzes als die verhältnißmäßig ungünstigste ansehen. Wir lesen z. B.: „Während seit dem Jahre 1880 in allen ländlichen Distrikten zusammengenommen sich eine entschiedene Tendenz zu einem Fallen der ländlichen Taxwerthe wie zu einem Herabgehen der Bevölkerungsziffer geltend machte, zeigte sich in dem Prozentsatz der Subhastationen eine weit geringere Abnahme als in den Counties, die mehr oder weniger städtisch sind" (S. 321). Auf der anderen Seite war freilich auch die Zunahme in der Anzahl der registrirten Hypotheken in den ländlichen Distrikten geringer als in den ganz und theilweise städtischen. Dies ist jedoch „vornehmlich, wenn nicht gänzlich dem Umstand zuzuschreiben, daß die Gelegenheit zum Schuldenaufnehmen sich vermindert hatte, da die Kapitalisten nicht geneigt sind, Farmland bei dessen sinkendem Werthe zu beleihen. Man sagt auch, daß diese Entwerthung von landwirthschaftlichem Grund und Boden die Wirkung habe, die Zahl der Zwangsversteigerungen von hypothekenbelasteten Farmen zu verringern, die sonst bedeutend größer wäre, da eine erhebliche Abneigung dagegen existirt, auf sinkendem Markte einen Verkauf zu erzwingen" (S. 322). Also: die Zahl der ländlichen Subhastationen hat relativ noch stärker zugenommen, als die oben angeführten Zahlen zeigen, weil man den starken Preisausfall bei einem Zwangsverkauf fürchtet — und wenn die Hypothekenbelastung in den letzten Jahren nicht mehr so rapid zunimmt, so kommt das

Digitized by Google

daher, daß Niemand mehr auf Farmland leihen mag. Dieser Zusatz unseres Arbeitsstatistikers sagt allerdings noch mehr wie alle Zahlen.

Und doch sind in New-Jersey 1880 bis 1888, in neun Jahren, 1396 Farmer mit einem Besitz von 128476 Acker Land mittelst Subhastationen ausverkauft worden, das heißt: „nicht weniger als vier Prozent unserer gesammten Farmen und Ackerzahl, der angebauten und der unangebauten. Dieselbe (wie gesagt zu günstige D. V.) Verhältnißzahl, über eine Generation ausgedehnt, würde den Bankerott von mehr als einem Siebentel der Farmer bedeuten. Diese Zahlen sind alles andere eher als ein Zeichen für das Gedeihen der ackerbautreibenden Klasse, die einen großen Theil unserer Bevölkerung umfaßt" (S. 326).

Zum Schlusse nimmt unser Berichterstatter noch eine Gesammtschätzung der ländlichen Hypothekenlast vor und kommt dabei auf 27000 Farmhypotheken, so daß beinahe 80 Prozent unserer Farmen mit Hypotheken belastet sind — eine Schätzung, die indessen die „zweiten" Hypotheken noch gar nicht in Rechnung zieht. Bei 1100 Dollars durchschnittlicher Farmhypothek (wie man sie in Essex-County feststellen konnte) würde die gesammte hypothekarische Verschuldung von Farmländereien in New-Jersey nicht weit hinter 30 Millionen Dollars (120 Millionen Mark) zurückbleiben und eine jährliche Zinsenlast von 1,8 Millionen Dollars (7,2 Millionen Mark) verursachen. Hat seit 1879—80 eine Verminderung der Ackerlandwerthe um 40 Prozent stattgefunden — damals betrug der eingeschätzte Werth unserer Farmen 190895800 Dollars — so würde dieser gegenwärtig 115 Millionen Dollars betragen, die bis etwas über 26 Prozent mit Hypotheken belegt wären. In dieser Berechnung sind keine anderen Lasten als Grundeigenthums-Hypotheken berücksichtigt.... Eine in Betreff der sogenannten ländlichen Counties Burlington, Gloucester, Hunterdon, Salem, Somerset, Sussex und Warren gemachte Berechnung würde ergeben, daß die Farmländereien in diesen Distrikten in der Höhe von 37 Prozent ihres Werthes mit Hypotheken belastet sind" (S. 336—37). Wenn das der Durchschnitt ist, in den auch die bestgestellten Farmer einbezogen sind, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wie schwer die ungünstig situirten Landwirthe von ihrer Schuldenlast gedrückt werden — die mit der Hypothekenlast ja noch lange nicht erschöpft ist. Auch die absolute Bevölkerungsabnahme vieler ländlicher Bezirke läßt auf eine schwere wirthschaftliche Depression schließen.

Ueber die allgemeinen Ursachen derselben gehen natürlich die Meinungen weit auseinander, jeder Interessent sucht sie da, wo ihn persönlich gerade der Schuh am meisten drückt. Er mußte ein Darlehen suchen und gerieth vielleicht einem jener zahlreichen Wucherer in der nächsten Stadt oder aus dem Osten in die Scheere, die trotz aller schönen Wuchergesetze der Einzelstaaten ihre Opfer schamlos auszusaugen wissen: folglich verlangt er „billiges Geld", staatliche Vorschüsse auf seine Ackerbauerzeugnisse, die er schwer los wird, oder unbeschränkte Silberprägung, um durch eine Preissteigerung seiner Produkte das Verhältniß von Einkommen und Ausgaben für Schulden und alte Verpflichtungen zu seinen Gunsten zu ändern. Oder der Farmer mußte sich von den Elevatoren und Eisenbahnkompagnien in Bezug auf das Lagergeld und die Transportkosten maßlos schröpfen lassen: er verlangt daher Verstaatlichung des Transportes und Vorgehen gegen den Zwischenhandel. Aber warum muß er Schulden machen, warum kann er es nicht abwarten, bis durch gemeinsamen Widerstand die großen Aktiengesellschaften mürbe gemacht sind? Weil er schon vorher ökonomisch geschwächt und nicht mehr der alte, stolz unabhängige, fest auf den eigenen Füßen stehende Farmer war, wie er uns in den Büchern geschildert wird. Gläubiger

Digitized by Google

und Zwischenhändler können seine Nothlage wohl ausnützen, aber sie haben dieselbe nicht geschaffen.

Worunter leidet also die amerikanische Landwirthschaft? Unter der Ueberproduktion, welche die privatkapitalistische Produktion überall weckt und die sie nun — wer hätte derartiges noch vor zwanzig Jahren für möglich gehalten? — sogar auf dem Gebiete der Lebensmittelerzeugung hervorgerufen hat. Wir kommen bei anderer Gelegenheit auf diese Verhältnisse zurück, heute weisen wir nur auf die allseitig zugestandene Thatsache hin, daß die Absatzmöglichkeit für das amerikanische Getreide lange Jahre hindurch immer ungünstiger geworden ist, sodaß nur vorübergehende anormale Zustände, wie ungünstige Ernten, auf fast allen konkurrirenden Produktionsgebieten den Preisdruck wieder etwas zu mildern vermögen. Der amerikanische Export stößt heute auf die Konkurrenz Rußlands, Indiens, Australiens, und wenn die amerikanische Landwirthschaft heute gegen früher vielfach auch mit günstigeren Produktions- und Transportkosten rechnen kann, so ist der Preis ihrer Erzeugnisse doch noch viel rapider gesunken. Der Londoner „Economist" berechnete vor einem Jahre*), daß der Preis des Bushel Weizen in Chicago auf einen Dollar stehen müsse, wenn die Landwirthschaft für die Mehrzahl der Farmer noch rentiren solle; damals notirte man den Weizen mit 80 Cents, also 20 Prozent niedriger.

Und so entwickelt sich denn in der Landwirthschaft dieselbe Zersetzung wie in der Industrie: die kleinen Farmer gehen zurück, sie decken ihre Ausfälle zunächst mit Schulden und müssen schließlich doch erliegen, um den großen kapitalkräftigen Konkurrenten das Feld allein zu überlassen. Das Schicksal wäre ihnen auch sonst nicht erspart geblieben, aber die Ueberproduktion und der Preissturz beschleunigen es und bringen es durch den plötzlichen Kontrast zwischen der früheren und jetzigen Lage schärfer zum Bewußtsein.

So vollzieht sich auch hier — in dem Lande, das alle Gedrückten der alten Welt einst als die letzte Zufluchtsstätte der politischen und ökonomischen Unabhängigkeit betrachteten — die große wirthschaftliche Revolution, die mit der Zersetzung und Auflösung des Kleinbesitzes beginnend, mit dem Siege des Proletariates und der genossenschaftlichen Produktion enden wird. M. S.

Zur Lage.

Unsere kapitalistische Wirthschaft befindet sich einmal wieder auf der absteigenden Kurve. Trügen nicht alle Anzeichen, so gehen wir wieder einer Krise entgegen, nachdem seit dem Hochsommer des Jahres 1887 nach langem wirthschaftlichen Niedergang sich eine Periode aufsteigenden Geschäftsganges bemerklich machte, die bis zum Beginn dieses Sommers anhielt.

Der Aufschwung begann mit einer stärkeren Nachfrage nach fast allen Industrieartikeln auf dem Binnenmarkt. Die großen Aufwendungen für militärische Rüstungszwecke, und für Umwandlungen in der Ausrüstung und Bewaffnung, die starken Anforderungen, die an die Verstärkung und Erweiterung der Flotte gestellt wurden, der Aufschwung, den in ganz Deutschland die Braugewerbe nahmen, verbunden mit gesteigertem Absatz, namentlich unserer Textilindustrie, für in- und ausländischen Bedarf, Alles wirkte zusammen, um der bürgerlichen Gesellschaft den Glauben beizubringen, daß nach einer langen Dauer der mageren Jahre endlich auch die fetten Jahre sich einstellen würden.

*) Nr. vom 6. Juli 1889.

Digitized by Google

Kaum machte sich aber ein Aufathmen der industriellen Thätigkeit bemerkbar, so begann auch das Börsenkapital die in Aussicht stehenden höheren Profite zu eskomptiren, indem es einen Gründungseifer entwickelte, der an die blühendste Periode der Milliardenzeit zu Anfang der siebenziger Jahr erinnerte.

Kein Unternehmen, bei dem ein entsprechender Gründergewinn in Aussicht zu stehen schien, blieb unbehelligt. So kam es, daß die Zahl der in den letzten Jahren vorgenommenen Gründungen die jeder früheren Periode übertrifft. Nur darin unterschied sich ein großer Theil dieser neuen Gründungen von den früheren, daß er bei aller Ueberschätzung — und anders als mit Ueberschätzung kommt auch heute, ungeachtet aller Vorschriften des neuen Aktiengesetzes, keine Gründung an den Markt — Werthe repräsentirte, welchen man ehemals kaum Beachtung geschenkt hatte. Die Ursachen dafür liegen nahe.

Die Börse hat in den letzten 15 bis 20 Jahren ihrer Thätigkeit im Gründen ihre Hauptstärke bewiesen. Alle großen industriellen Unternehmungen sind, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, ihrer Gründungswuth zum Opfer gefallen. An Stelle der einzelnen Kapitalisten ist die Assoziation von Kapitalisten getreten. Und je mehr, insbesondere durch die Verstaatlichung des Eisenbahnwesens die Zahl der eigentlichen Börsenpapiere, d. h. die Zahl solcher, bei welchen es etwas zu fixen gab, abnahm, um so größer stellte sich das Bedürfniß nach Ersatz heraus, den man Mangels anderer und spekulativ werthvollerer Objekte durch die Gründung industrieller Unternehmungen zweiten und dritten Ranges zu decken suchte.

Durch die Umwandlung fast aller größeren privatkapitalistischen Unternehmungen in Gründungen hat der großkapitalistische Polyp das Erwerbsleben der Nation in immer umfangreicherem Maße in seine Saugarme geschlossen und erhält damit die Möglichkeit, immer mehr auf die Monopolisirung von Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr zuzusteuern, wie sich das in den zahlreichen Trusts und Ringen für Produktions- und Preiskoalitionen zur Aussaugung und Plünderung des Publikums offenbart.

Indem aber so das Kapital das gesammte Volk unter seine Botmäßigkeit zu bringen sucht und als Gegenstand der Ausbeutung behandelt, übersieht es freilich, daß es damit selbst die Wege zeigt, die zur Vernichtung seiner Herrschaft führen. Expropriiren die Gründer die Individuen, um die Monopolisirung der Produktionsmittel um so rascher herbeizuführen und dadurch die Gesammtheit nur um so gründlicher scheeren und schröpfen zu können, so wird schließlich die Gesammtheit zum Dank für diese Beschleunigung des kapitalistischen Akkumulationsprozesses die Expropriation dieser Gründer, d. h. ihre Enteignung im Interesse der Gesammtheit und zum gleichen Nutzen Aller dekretiren.

Die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes wird mächtig wachsen durch die Steigerung der Uebel, die diese kapitalistische Konzentration für die ungeheure Volksmehrheit im Gefolge hat. Insbesondere wird diese Erkenntniß hervorgerufen durch die immer häufiger hereinbrechenden Krisen, die trotz aller krampfhaften Versuche, die Produktion zu reguliren, eintreten werden.

Denn es ist das Gesetz der kapitalistischen Produktion, durch stetige Verbesserung und Konzentrirung der Produktionsmittel die Produktion selbst zu steigern, um größeren Mehrwerth zu erzielen. Dieses ihr innewohnende Gesetz bringt die Kapitalisten mit ihrer besseren Einsicht selbst in Widerspruch und zwingt sie wider Willen, durch Ueberproduktion die Krisen zu erzeugen, die sie durch Monopolisirung der Produktionsmittel und Vereinigung der Kapitalbesitzer zwecks Regulirung der Produktion zu verhindern suchen.

Die beginnende Krise in einer ganzen Reihe von Industriezweigen ist der beste Beweis hierfür, und diese Krise wird um so intensiver werden, als durch

Digitized by Google

die in den letzten Jahren sehr vermehrten und verbesserten Produktionsmittel jede Nachfrage nach Bedarf aufs rascheste zu befriedigen ist. Auch wird die eintretende Krise die abgeschlossenen Koalitionen für die Preissteigerung sprengen, denn wenn sich bei flott gehendem Geschäftsgang höhere Preise leicht festhalten lassen, bei Mangel an Nachfrage entscheidet das Lebensinteresse jedes einzelnen Betriebs und zwingt seine Besitzer, die Aufträge zu nehmen, wie und wo er sie findet.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß, wie das Baugeschäft des verflossenen Sommers für die meisten Großstädte ein miserables war und neben dem Rückgang der Löhne auch einen Rückgang aller Materialpreise aufzuweisen hatte, andere Gewerbe und Industriezweige in ähnlicher Lage sich befanden. In den verschiedensten Zweigen der Textilindustrie herrscht mit vereinzelten Ausnahmen Flaue und ist keine Aussicht auf Veränderung vorhanden.

Aehnliches wird aus den verschiedensten Zweigen der Werkzeug- und Maschinenfabrikation, der Eisen- und Stahlerzeugung, theilweise auch aus den Kohlenbezirken gemeldet, obgleich hier der bevorstehende Winter am wenigsten einen Rückgang im Kohlenverbrauch der Industrie fühlbar macht und der stetig steigende Verbrauch im Eisenbahnverkehr manche Lücke ausfüllt.

Nehmen dann auch die großen Aufwendungen für die militärischen und maritimen Rüstungen ab, und das wird in nicht ferner Zeit geschehen, so entstehen Ausfälle in der Produktion, für die kein Ersatz sich schaffen läßt.

Dieser ganze Zustand wird durch die Abschließungspolitik, welche die einst so weltbürgerlich denkende Kapitalistenklasse, durch ihre eigene ökonomische Entwicklung erschreckt, zwischen Nation und Nation betreibt, noch wesentlich verschärft. Nach ihrer ganzen inneren Entwicklung ist der Freihandel das Lebensprinzip der Bourgeoisie. Ohne die beständige Erweiterung der Absatzmärkte ist die Unterbringung der gesteigerten und verbilligten Produktion auf die Dauer undenkbar. Aber dabei verfolgt die Bourgeoisie jedes Landes das Bestreben, ihr Absatzgebiet im eigenen Lande gegen die Konkurrenz der Nachbarnation durch Erhöhung der Zollschranken sich zu sichern. Ein Zustand, der, wie die Geschichte der letzten 12 Jahre und insbesondere die Mac Kinley Bill bewiesen hat, mit einem Zollkrieg und einer gegenseitigen Verschließung der eigenen inneren Absatzgebiete endigt. So auf dem großen Markt auf das äußerste beschränkt, unterbietet man sich auf den wenigen noch offen gebliebenen Märkten, die nicht entfernt einen Ersatz für das verschlossene Gebiet eröffnen.

Wir erleben also, daß, während die riesige Entwicklung der Verkehrseinrichtungen und der allgemeine Kulturfortschritt im Fühlen und Denken der Nationen auf die allgemeine Verbindung und Verbrüderung Aller drängt, die ökonomischen Interessen der herrschenden Klassen der Verwirklichung dieser Ziele mit aller Macht entgegenarbeiten. So kommt die kapitalistische Entwicklung nach Innen und nach Außen mit dem Kulturfortschritt und den Kulturinteressen der Volksmehrheit in Widerspruch, sie wird positiv kulturfeindlich.

Auf diesem Punkte sind wir durch die Entwicklung der letzen zwei Jahrzehnte glücklich angelangt, und es ist nur die Frage, wann dieser klaffende Widerspruch, der hier zwischen den Interessen der großen Mehrheit und denen einer kleinen Minderheit vorhanden ist, den arbeitenden Volksmassen in den verschiedenen Nationen zum Bewußtsein kommt, womit der Sturz des Systems besiegelt ist.

Die Unnatur dieser Zustandes wird noch in anderer Weise verschärft und deutlicher zum Ausdruck gebracht. Indem das moderne Industriesystem die Krisen erzeugt, und damit Massen-Arbeitslosigkeit, Lohndruck, Verdienstlosigkeit im Gefolge hat, steigert das herrschende Absperrungssystem durch hohe Verzollung oder gänz-

Digitized by Google

liches Verbot der Einfuhr der nothwendigsten Lebensmittel diese im Preise und macht sie der darbenden Menge erst recht unerreichbar; vergrößert also ihr Elend und ihre Noth. Während Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sind, diese auf der einen Seite verdorben und verschleudert werden, leidet man auf der anderen am Allernothwendigsten bitteren Mangel, befinden sich die Massen in der Lage des Tantalus, sie können die vor ihren Augen aufgespeicherten Lebensmittel mit ihren durch das kapitalistische System gefesselten Händen nicht erreichen.

Steigende Arbeitslosigkeit, fallender Verdienst, Hand in Hand gehend mit künstlich gesteigerten Fleisch- und Brotpreisen, das ist ein Zustand, der die physische und moralische Verkümmerung der Volksmassen, aber auch ihre steigende Erbitterung über eine solch herrliche Staats- und Gesellschaftsordnung mit Nothwendigkeit erzeugen muß. Die im Anmarsch begriffene Krise öffnet neuen Millionen über den Werth unserer Zustände die Augen und ist eine entscheidende Etappe für den Untergang des bestehenden Gesellschaftssystems. A. B.

Notizen.

Daß China übervölkert sei, ist eine allgemein verbreitete Ansicht, und die gewaltige Auswanderung aus China, die neuerdings auch in Südafrika eine „Chinesenfrage" hat entstehen lassen, leistet ihr nicht geringen Vorschub. Aber ganz abgesehen davon, daß diese Uebervölkerung immer nur als eine relative, für den gegenwärtigen Stand der Produktionstechnik in China geltende zu betrachten ist, scheint sie auch keineswegs in allen Theilen dieses mächtigen Reiches zu bestehen. Wenigstens theilt ein Engländer, Herr Alexander Hosie, der neuerdings die westlichen Provinzen Chinas bereist hat, in seinen soeben erschienenen Reiseberichten*) mit, daß sowohl Jünnan wie das benachbarte Kweitschou sehr dünn bevölkert sind und mit Leichtigkeit noch Millionen aufnehmen können. Herr Hosie, Beamter im britischen Konsulatsdienst in China und auf Grund des Tschifu-Vertrages drei Jahre in Tschunking an der Grenze von Kweitschou stationirt, um den dortigen Handel Englands zu überwachen, hat von der genannten Stadt aus die benachbarten Provinzen nach allen Richtungen hin durchstreift und man darf wohl bei seiner offiziellen Stellung annehmen, daß er sein Urtheil nicht leichtfertig abgegeben hat.

Auf welch' niederen Stufe Handel und Industrie in Kweitschou, der „Schweiz Chinas", sich befinden, geht daraus hervor, daß Herr Hosie während der ganzen Zeit, wo er sich in dieser Provinz befand, keinem einzigen Frachtwagen begegnet ist. Der Waarenverkehr, soweit ein solcher stattfindet, geschieht durch Träger und Lastthiere. So begegnete Herr Hosie einem Zuge von Trägern, die Salz, das in Kweitschou nicht gefunden wird, landeinwärts trugen.

„Es war ein peinlicher Anblick", schreibt er. „Männer und Knaben — ich sollte lieber sagen Kinder, da eine große Anzahl von ihnen das achte Lebensjahr noch nicht überschritten hatten — wankten mühsam dahin, beladen mit enormen Lasten von Salzquadern. So zogen sie, immer Einer nach dem Andern, auf dem Fußpfad, der eine Landstraße vorstellte, ihres Weges, wobei sie jedoch alle paar Schritte innehielten, ihre Ladung auf eine Art Krücke, die jeder bei sich führt, stützten und jenen halb pfeifenden, halb ächzenden Ton von sich gaben, der die äußerste körperliche Erschöpfung und zugleich das Gefühl der momentanen Erleichterung ausdrückt. Dabei schaben sie mit einem Ring aus gespaltenem Bambus, der an dem Tragkorb befestigt ist, den Schweiß vom Gesicht, der buchstäblich in Strömen herunterfließt. Wer bei diesen Leuten eine außerordentliche Entwicklung der Muskeln suchen wollte, würde schwer enttäuscht werden. Wie die Leute, die den Thee in gepreßter Form nach Tibet tragen, haben sie entsetzlich dünne Beine. Und doch wiegen ihre Lasten bis zu zwei Zentner."

---

*) „Three Years in Western China". London, George Philip and Son.

Digitized by Google

Die Bezahlung für diese Abrackerei stellt sich so, daß die stärksten Leute es bis auf 6 Pence (50 Pf.) im Tag bringen.

An anderer Stelle schildert Herr Hosie einige Fabriken — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — in denen das grobe chinesische Papier bereitet wird.

„Nichts von Maschinen für das Waschen und Zerkleinern der Lumpen; keine Entfaserungsmühlen, keine Bleichstoffe, keine Ganzstoffmühlen, keine Pressen. — Bambusstiele und Stroh werden mit Kalk in tiefe Gruben geschüttet, wo sie monatelang an der Luft einweichen. Ist der Prozeß so weit vorgeschritten, daß nichts als die Fasern übrig sind, so wird die Masse herausgenommen, und mit einer schweren Steinwalze so lange gerollt, bis aller Kalk entfernt ist. Dann wird die Faser in kleinen Mengen in Steintröge voll Wasser gethan und das Ganze durchgerührt. Eine dichte Bambusform wird durch die aufgerührte Masse gezogen, und die Haut, die sich darauf festsetzt, bildet den Papierbogen, der in einem erwärmten Raum zum Trocknen gebracht wird. Diese Bögen werden alsdann zusammengethan und zum Verkauf in Bündel abgetheilt."

Ein viel günstigeres Bild bot die nördlich des Jangtsekiang gelegene, im Westen an Tibet grenzende Provinz Szetschuan. Dort fand Hosie eine lebhafte, industriell vorgeschrittene Bevölkerung. Die 1500 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Hauptstadt der Provinz, Tschingtu, erklärt Hosie für die schönste Stadt, die er in China gesehen. „Peking und Kanton können keinen Vergleich mit ihr aushalten. Die Straßen im chinesischen Theil der Stadt (ein Viertel derselben ist von Tataren bewohnt) sind ziemlich breit, mit Steinen gepflastert und einer leichten Senkung nach beiden Seiten. Sie sind rein und in ausgezeichnetem Zustande. Trotzdem es während meines Aufenthalts heftig regnete, bewegten sich stets eine Menge lebhaft gekleideter, lärmender, wohlaussehender Leute auf denselben. Ueberall sah man Sänften mit Insassen und Reiter auf Ponies.

Der hübscheste Anblick aber seien die Ladenschilder gewesen, die in China nicht über den Ladenthüren befestigt sind, sondern seitwärts derselben hängen. Sie seien „eine Masse von Gold und Farben", eine Verzierung der Straßen, während sie gleichzeitig die Namen der Läden — nicht der Ladeninhaber — und die feilgehaltenen Waaren anzeigen."

Den Mittelpunkt dieser drei Provinzen bildet die Stadt Tschung-king am Jangtsekiang, die durch einen, am 31. März dieses Jahres unterzeichneten Zusatzartikel zum Tschifu-Vertrag zu einem Vertragshafen erklärt worden ist. Da der Zugang von Birma her vorläufig und auf ziemlich lange Zeit hinaus noch für den Waarenverkehr ungemein schwerfällig und kostspielig ist, kann die Gewinnung dieser neuen Position für die Engländer als ein wirksamer Gegenschlag gegen die Besetzung Tongkins durch die Franzosen gelten. Von Tongking her (s. den Artikel „Tongking" im Jahrgang 1884 der „Neuen Zeit") führt zwar ein Flußweg ins Innere Jünnans, wenn aber Herr Hosie Recht hat, sind, abgesehen vom Opium, die Schätze dieser Provinz noch nicht gehoben, und außerdem macht den Franzosen der heimliche Widerstand der chinesischen Regierungsorgane viel zu schaffen, die ihnen die Ignorirung der Oberhoheit China's über Tongking nicht verzeihen können.

Seit einiger Zeit tauchen in der französischen Presse wiederholt Artikel über die Lage China's auf, die augenscheinlich in der russischen Gesandtschaft in Paris ihren Ursprung haben und dem französischen Publikum darlegen, wie vortheilhaft sich auch in Asien die Freundschaft Rußlands für Frankreich bald erweisen werde. Ziemlich unverblümt wird da auf die Zeit hingedeutet, wo Frankreich und Rußland sich, das Eine vom Norden, das Andre vom Süden her, eines Tages im unterworfenen China die Hand reichen und dem himmlischen Reich alle nur denkbaren Konzessionen abzwingen, den englischen Einfluß auf Null reduziren werden. Eine Perspektive, die auf leichtgläubige Gemüther wohl Eindruck machen dürfte. Daß Rußland mit großem Eifer darauf hinarbeitet, China seinem Einfluß zu unterwerfen, braucht übrigens nicht erst erwiesen zu werden. Für die transsibirische Bahn, die es jetzt bauen will, sind in erster Linie strategische Rücksichten maßgebend; sie soll die russische Regierung in den Stand setzen, in kürzester Zeit größere Truppenmassen in die Mandschurei werfen zu können, dem Stützpunkt der gegenwärtigen Dynastie in China. Wie der „Times" Ende August von ihrem Korrespondenten in Peking geschrieben wurde, beschäftigen sich der französische und der russische Militärattaché in Peking, Kapitain d'Amade und Oberst Putiata, speziell damit, sich über die strategischen Verhältnisse in der Mandschurei

Digitized by Google

und die Kriegsbereitschaft der dortigen Militärkräfte China's zu informiren, und was sie bis jetzt in dieser Beziehung festgestellt, sei höchst ungünstig für die Sache der Chinesen. Es würde zu weit führen, hier auf den Inhalt jener Korrespondenz näher einzugehen, wir erwähnen ihrer nur, um zu zeigen, wie China immer mehr in die Kämpfe und Intriguen der europäischen Mächte hineingezogen wird und seine Erforschung daher täglich größeres Interesse in Anspruch nimmt.

Das offizielle Rußland liebt es oft, sich als die Schutzwacht Europa's gegen Asien hinzustellen, welche die europäische Kultur gegen die sonst unfehlbar über Europa hereinbrechenden asiatischen Horden behütet, die Ueberfluthung Europa's durch die Chinesen abwendet. Der Bericht des Herrn Hosie, der vom rein kommerziellen Standpunkt aus geschrieben ist, zeigt, wie viel an dieser Redensart ist. Gerade die westlichen Provinzen China's sind die am dünnsten bevölkerten. Der Strom der chinesischen Auswanderer kommt aus den übervölkerten Distrikten des Ostens und Südostens, und Rußlands Politik, die darauf hinausläuft, China's Entwicklung überall lahm zu legen, ist das allerletzte Mittel, ihn aufzuhalten.

Die Eheschließungen in Preußen. Im preußischen Staate heiratheten jährlich von je 100 000 Personen durchschnittlich:

1816—20	2128	1846—50	1737	1876—80	1596
1821—25	1833	1851—55	1675	1881—85	1592
1826—30	1727	1856—60	1762	1886	1635
1831—35	1849	1861—65	1726	1887	1612
1836—40	1803	1866—70	1605	1888	1624
1841—45	1829	1871—75	1896		

Es wird heute so viel gezetert über die Nothwendigkeit, die Ehe gegen die bösen Sozialdemokraten zu vertheidigen. In Wirklichkeit ist es gerade die moderne Gesellschaft, die sie bedroht. Welche Gestalt die Ehe unter den heutigen Verhältnissen erhält, darauf brauchen wir nicht weiter einzugehen. Sie wird bekanntlich immer mehr ein bloßes Geschäft, es scheint aber, daß sie immer mehr auch ein schlechtes Geschäft wird, denn die Zahl der Eheschließungen nimmt rapid ab. Sie schwankt auf und ab mit dem Wechsel der guten und schlechten Geschäftsjahre, aber das allgemeine Niveau sinkt immer tiefer. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat die Zahl der jährlichen Eheschließungen im Verhältniß zur Bevölkerung um ein Viertel abgenommen: die moderne Produktionsweise schafft mehr Eheloſe als der Zölibatszwang der katholischen Geistlichkeit je vermocht, über den sich unsere Liberalen so gern entrüsten, wenn sie auf ungefährliche Weise radikal und human sein wollen.

Feuilleton.

Der große Kritiker.

Novelle von **Herbert Clarke.** Aus dem Englischen von Regina Bernstein.

Zweites Kapitel.

Crichton hatte also gethan, was von ihm verlangt worden; Frau Glynn war zufriedengestellt, und damit war, wie er sich einbildete, die Sache zu Ende. Doch wiederum irrte er sich.

Einige Wochen nach dem Erscheinen seiner Besprechung war er zum Diner bei Sir Lascelles Valentine geladen. Der Baron war berühmt wegen seines Koches, seines Kellers und seiner Gäste, und so verbrachte Crichton einen höchst angenehmen Abend, bis, als die Zeit zum Dessert herangekommen war, sein

Digitized by Google

Wirth von der anderen Seite der Tafel einen schlanken, etwas schüchtern aussehenden jungen Mann hervorholte, und ihn als Eugen Middleton seinem Wohlthäter wider Willen vorstellte.

„Ich habe ihn hauptsächlich darum eingeladen, damit er Sie hier trifft", flüsterte ihm der Baron zu. „Nachdem ich Ihren Artikel im „Unparteiischen" gelesen, verschaffte ich mir das Buch, war entzückt davon, und ruhte nicht eher, bis ich den jungen Menschen herausgefunden. Was für ein hochherziger Kritiker Sie sind! Wissen Sie auch, ich glaube nicht, daß es in ganz London noch einen Mann giebt, der es gewagt hätte, so zu schreiben, wie Sie es gethan."

Crichton murmelte einige abwehrende Redensarten und wandte sich höflich Eugen zu, während er dabei innerlich wünschte, daß der Boden sich öffnen und den Autor von „Ein Kampf um Ruhm" ein für allemal verschlingen möge.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen", sagte er mit ernster Förmlichkeit. („Ich glaube, zehn Minuten muß ich doch mit ihm schwatzen", dachte er, als er zu ihm sprach.) Und in dieser wenig versprechenden Art begann die Unterhaltung.

Eugen übersah die Situation sofort und nahm sich vor, Alles zu thun, dem großen Kritiker zu gefallen. Es war das eine schwere und zugleich delikate Aufgabe, besonders aber unter diesen Umständen und für einen bisher Unbekannten. Aber Eugen's Herz schlug warm für den Mann, dem er so viel verdankte; er that sein Möglichstes, und sein Möglichstes war wirklich gut.

Crichton sprach beinahe eine Stunde mit ihm und ging nach Hause mit dem wohlthuenden Gefühl der Selbstzufriedenheit, welches auf den Genuß guten Weines oder das Anhören eines aufrichtig gemeinten Kompliments oder, wie hier der Fall, auf eine Kombination Beider zu folgen pflegt. Er bereute zwar einen Augenblick, daß er sich zu der überflüssigen Großmuth verstiegen hatte, Eugen zu einem Diner in seinem Klub — um genau zu berichten, in seinen zweitbesten Klub — einzuladen, aber er fand dafür bald einen Trost. „Jedenfalls wird es auf Sir Lascelles einen guten Eindruck machen", sagte er sich, als er sich zu Bett legte.

Alles in Allem fiel das Diner auch viel besser aus, als Crichton erwartet hatte. Middleton ging ganz darin auf, die Rolle des aufmerksamen Zuhörers zu spielen, und Crichton, der unter dem Einfluß eines vorzüglichen Pommery immer wärmer wurde, entwickelte eine ganze Flut von Rathschlägen in Bezug auf alle möglichen Gegenstände. Er konnte sich hinterher sogar nicht mehr erinnern, worüber er sich alles verbreitet, aber er hegte die beruhigende Ueberzeugung, daß er sich zu keinem Versprechen gegenüber seinem Gast verstiegen hatte, und fühlte sich nunmehr jeder Verantwortung in Bezug auf denselben ledig. Er verabschiedete Eugen peremptorisch aus seinem Gedächtniß.

Drei Tage später, als er in seinem Zimmer bei der Arbeit saß, ertönte ein schüchternes Klopfen an der Thür. Er hörte es nicht, bevor es drei Mal wiederholt worden, denn er war eben dabei, das Buch eines persönlichen Feindes herunter zu reißen, und amüsirte sich dabei ungemein. Barnes war zufälligerweise ausgegangen, und so ging er selbst brummend hin und öffnete die Thür. Sein Brummen hörte indeß auf, als er inne wurde, daß sein Störenfried ein sehr hübsches Mädchen war.

Dasselbe blickte mit einem unschuldigen, halb erschreckten, halb bittenden Ausdruck im Auge in sein strenges Gesicht, der einen Wilden entwaffnet hätte. Und Crichton war doch nur ein großer Kritiker!

„Klopften Sie?" fragte er liebenswürdig.

Digitized by Google

„Ja, mein Herr", erwiderte das Mädchen mit ängstlichem Ton. Ich — ich — ich wünsche, Herrn Crichton zu sehen."

„Das ist mein Name. Treten Sie näher — wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen? — Und nun, was kann ich für Sie thun?"

Sie saß in seinem Lehnstuhl, und er stand an seinem Schreibtisch, die halb geschriebene Kritik hin und her schiebend, während er nachdachte, was dieser Besuch wohl zu bedeuten habe. Um die Wahrheit zu sagen, waren seine Empfindungen getheilt; er war ein sehr vorsichtiger Mann, der seit gewissen Streichen aus seinen jüngeren Jahren große Sorge trug, Skandal zu vermeiden.

„Ich bin eine Freundin von Herrn Middleton", sagte seine Besucherin nach einer Pause und mit einem verrätherischen Erröthen.

Der Name verdroß Crichton, und er stellte sich, ihn nicht zu kennen. „Herr Middleton?" wiederholte er zweifelnd. „Mir ist so, als hätte ich eine leise Erinnerung, und doch —"

Sie sah überrascht auf. „Er ist der Verfasser von „Ein Kampf um Ruhm", das Buch, das Sie so wohlwollend lobten", rief sie aus.

„Ja doch, jetzt erinnere ich mich", sagte Crichton. „Was kann ich für ihn thun?" Sein Interesse sank schnell dem Nullpunkt zu.

Seine Besucherin wurde immer verwirrter. „Ich komme eigentlich nicht seinetwegen — und vielleicht doch seinetwegen. Aber es ist thatsächlich mehr, um mich selbst zu überzeugen — obgleich nicht ausschließlich deshalb —"

„Ich bedaure, Sie nicht ganz verstehen zu können", bemerkte Crichton, die Sprecherin verständnißlos anstarrend.

Das junge Mädchen machte eine halberfolgreiche Anstrengung, ihre Verlegenheit zu überwinden: „Ich bin sehr kindisch", sagte sie, „aber ich — ich dachte, Sie wären älter, mein Herr. Ich wäre nicht gekommen, wenn ich geglaubt hätte —"

„Im Namen alles dessen, was unberechenbar ist —" begann Crichton, doch dann hielt er an sich. „Ich kann Ihnen demnach nur den Vorschlag machen, in zwanzig Jahren wieder zu kommen", bemerkte er.

Doch seine Besucherin hörte ihn nicht an; sie sammelte all' ihren Muth zusammen für das, was kommen sollte.

„Ich bin Eugen's Kousine", sagte sie nach einer Pause; „mein Name ist Lucy Middleton. Ich lebe mit Eugen und seiner Mutter zusammen. Als er den Abend, wo er mit Ihnen gespeist, heimkam, sah ich, daß er unglücklich war. Es dauerte lange, bis ich den Grund herausbekam."

„Ich hoffe, es war nichts, was ihm in meinem Klub passirte", bemerkte Crichton.

„Nein", sagte Lucy, ohne die Ironie zu merken. „Es war etwas, das Sie sagten."

„Ich habe keine Idee was es sein kann. Soweit ich mich erinnere, stimmten wir wunderbar überein."

„Sie hatten gesagt, daß es für jeden literarisch thätigen Mann, in welchem Alter er auch sei, stets ein großer Fehler sei, zu heirathen; daß dies aber für einen jungen Mann, der am Anfang seiner Karrière stehe, nicht mehr und nicht weniger bedeute, als literarischen Selbstmord."

„Sagte ich das?" fragte Crichton, den die Sache nun wieder zu interessiren begann. „Nun, ich erinnere mich dessen zwar nicht, doch es ist sehr leicht möglich. Ich habe schon früher einmal etwas ähnliches gesagt."

„Es war Eugen's Mutter, die es mir erzählt hat, und sie mag es in

Digitized by Google

ihre eigenen Worte gekleidet haben. Doch glauben Sie wirklich", fuhr sie mit unterdrückter Erregung fort, „daß, wenn mein Kousin jetzt heirathet, er sich damit jede Aussicht abschneidet, jemals berühmt zu werden?"

„Sicherlich thue ich das", erwiderte Crichton ohne Zögern. „Er ist ja kaum mehr als ein Knabe. Er kann nicht älter sein als höchstens fünfundzwanzig Jahre."

„Er ist noch nicht so alt", erwiderte Lucy traurig. „Er ist erst letzten Monat vierundzwanzig geworden."

Crichton zuckte die Achseln. „Ich hörte von ihm selbst, daß er kein Vermögen besitzt, und auch keine Aussicht auf ein solches hat."

Lucy stimmte mit einer Bewegung zu, die beinahe als ein Ausdruck von Verzweiflung genommen werden konnte.

„Dann wäre es Wahnsinn", sagte Crichton mit Nachdruck. „Reine Tollheit, um den schwächsten Ausdruck zu gebrauchen."

Lucy erhob sich; ihr Gesicht war sehr bleich geworden, doch es lag eine Würde in ihrem Benehmen, die Crichton überraschte.

„Ich danke Ihnen sehr", sagte sie. „Es war sehr gütig von Ihnen, mir genau zu sagen, was Sie denken. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, daß ich so ohne Umstände zu Ihnen gekommen. Ich vermuthe, es war nicht recht von mir — doch ich konnte nicht anders — es geschah meines Kousins halber. Nochmals Dank, ich weiß nun, was zu thun ist, und werde es thun."

„Gestatten Sie mir", sagte Crichton in seiner höflichsten Weise, „Sie zu versichern, daß ich sowohl für Sie wie für Ihren begabten Kousin besonderes Interesse empfinde, und wenn eines von Ihnen einer Hilfe bedarf, so weit es in meiner Macht steht, sie zu leisten, bitte ich, über mich zu verfügen."

Mit einer Verbeugung und einem geflüsterten Dank empfahl sich die Besucherin, und Crichton, wieder allein, setzte sich zu seiner Arbeit nieder. Zu seiner Ueberraschung fand er all' sein Gift verschwunden; er vermochte nichts fertig zu bekommen, seine Feder stand still, seine Gedanken waren zerstreut: „Wenn ich nicht aufpasse, werde ich ihn noch loben", dachte er. Eine Zigarre anzündend, warf er sich in seinen Lehnstuhl.

„Sie hat meine Phantasie ungewöhnlich erregt", murmelte er nach einer Weile. „Ich muß sie wieder sehen. Wo habe ich nur Middleton's Karte hingesteckt? Natürlich möchte er sie heirathen, und vielleicht habe ich das verhindert! Desto besser für sie Beide. Aber der Junge hat einen guten Geschmack. Sie ist sehr hübsch und ganz unglaublich unschuldig." Dann verfiel er in Nachdenken.

Lucy Middleton war eine Waise. Sie war beim Tode ihrer Mutter, etwa zwei Jahre vor Beginn dieser Erzählung, zu ihrer Tante gekommen, um bei ihr zu bleiben, und war seit beinahe einem Jahre mit ihrem Kousin verlobt, zur großen Mißbilligung von Frau Middleton, die für ihren Sohn hochfliegendere Pläne hegte. Doch Eugen besaß einen sehr energischen Willen, und sie wagte es nicht, ihm direkt entgegen zu treten, obgleich sie jede Gelegenheit wahrnahm, ihm bei seinen Heirathsplänen Hindernisse in den Weg zu legen. Der staunenerregende Erfolg seines Buchs und seine dadurch gesteigerten Aussichten hatten ihre Aufgabe noch erschwert. Arbeit strömte ihm zu; eine halbvollendete Novelle war ihm schon zu sehr günstigen Bedingungen abgekauft worden. Redakteure baten um die Gunst einiger Seiten über irgend ein Thema, das ihm genehm sei, und die Verleger wollten wissen, ob er nicht etwas Manuskript vorräthig habe. All' dies bestimmte Eugen, der seinen Kopf etwas darüber verlor, zu erklären, er wolle seine glänzende Laufbahn damit beginnen, daß er heirathe.

Digitized by Google

Lucy selbst hegte einige Zweifel über die Richtigkeit dieses Entschlusses und war geneigt, Frau Middleton, die noch eine Weile zu warten rieth, beizupflichten. Eugen jedoch verwarf die Verzögerung und würde seinen Willen wohl durchgesetzt haben, wenn der unerwartete Einwand Crichton's nicht dazwischen gekommen wäre. Dieser erfolgte unmittelbar nach einer feierlichen Predigt seiner Mutter und beeinflußte Eugen mehr, als er zugestehen mochte. Doch das äußerste Zugeständniß, zu dem er sich verstand, war ein Aufschub von drei Monaten, bis zu welcher Zeit seine neueste Novelle beendet sein würde.

Dieser Aufschub gab Frau Middleton Zeit, einen Angriff in einer neuen Richtung ins Werk zu setzen. Es war ihr nicht gelungen, den Entschluß ihres Sohnes zu erschüttern, sie wandte jetzt ihre Aufmerksamkeit ihrer Nichte zu, und Lucy's Besuch bei Crichton bildete das erste Resultat dieser Taktik.

Arme Lucy! Sie war noch so jung — ganz unerfahren — und absolut überzeugt, daß Eugen einer der größten Schriftsteller des Jahrhunderts sei. Sie war ihm aufs Innigste ergeben, und er und seine Mutter waren die einzigen Freunde, die sie auf der Welt besaß. Ein ganzes Jahr war sie glücklich gewesen, bis ihr der schreckliche Gedanke eingeflößt worden war, daß ihre Liebe Eugen's Ruin sein könne. In ihrer Verzweiflung beging sie den großen Irrthum und lief zu Crichton. Und nun geschah das Schlimmste. Dieser vor nichts zurückschreckende Herr faßte an ihren Reizen ungewöhnliches Gefallen.

Einige Tage lang folterte er seinen Verstand, einen Weg herauszufinden, die Bekanntschaft zu erneuern und fortzusetzen. Doch es fiel ihm nichts ein, bis der Teufel, der, wie das Sprüchwort sagt, seine Getreuen niemals im Stich läßt, ihm einen Wink gab.

Eines Abends sah er zufällig Eugen in Gesellschaft eines wohlbekannten dramatischen Kritikers in ein Theater am Strand eintreten. Wie ein Blitz kam ihm der Gedanke: „Seine Mutter ist krank, wenn ich jetzt nach ihm frage, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ich meine Madonna allein zu sehen bekomme." Er rief den nächsten Wagen an und fuhr in die schreckliche Wildniß von Camden-Town, wo die Middleton's einige möblirte Zimmer bewohnten. Und hier fand er, wie er erwartet hatte, seine Madonna allein.

Frau Middleton lag im angrenzenden Zimmer im Bett und rief im Laufe der Unterhaltung ihre Nichte ein oder zwei Mal im klagenden Tone zu sich, scheinbar, um Wasser, Medizin oder ein anderes Kissen zu verlangen, doch in Wirklichkeit, um zu fragen, was sie um Himmelswillen so lange zu sprechen hätten.

Crichton fand Lucy blaß und abgespannt aussehend. Sie hatte auch ein wenig geweint, denn Frau Middleton nahm gewöhnlich die Gelegenheit wahr, ihr über die Verwerflichkeit früher Heirathen zu predigen, wenn Eugen nicht zugegen war, ihr Einhalt zu thun. Doch all' das machte sie in Crichton's Augen nur noch reizender.

„Ach", sagte er, und reichte ihr mit der Miene eines alten Freundes die Hand, „ich hoffte Ihren Kousin zu Haus zu finden, höre jedoch, daß er ausgegangen ist. Doch es thut nichts — es ist nur eine geschäftliche Angelegenheit, die warten kann."

„Er ist mit Herrn Lomax zur ersten Vorstellung von Grant's neuem Lustspiel gegangen", erwiderte Lucy; „er wird sehr bedauern, Sie verfehlt zu haben. Darf ich einen Auftrag von Ihnen ausrichten?"

„Es ist nicht der Mühe werth", sagte Crichton, den seine Erfindungsgabe im Stich ließ; „ich treffe ihn sicherlich in einigen Tagen. Ich ging zufälliger-

Digitized by Google

weise hier vorüber und dachte, ich könne einmal vorsprechen." Plötzlich Ton und Art und Weise verändernd, fuhr er leise fort: „Es thut mir leid, Sie so niedergeschlagen zu sehen. Seien Sie versichert, ich weiß mehr von Ihren Sorgen, als Sie denken, und sympathisire herzlich mit Ihnen. Erlauben Sie mir nur, Sie zu ersuchen, keinen Schritt zu unternehmen, ohne Ihre Freunde zu befragen."

„Freunde!" sagte Lucy, „ich besitze keine, außer denen, die unter diesem Dach wohnen."

„Das erwartete ich", dachte Crichton für sich, „sonst hätte ich's nicht gesagt." Laut jedoch erwiderte er: „Ich wäre glücklich, dürfte ich nach diesem Zugeständniß mich als einen solchen Freund betrachten — wenigstens für jetzt, und ich hoffe, Sie sehen mich als solchen an. Ich versichere Sie nochmals, wie ich letzthin schon bemerkte, ich interessire mich lebhaft sowohl für Sie, wie für Ihren Kousin."

„Sie haben es bewiesen", rief Lucy warm aus. „Eugen sieht in Ihnen seinen Hauptwohlthäter, und ich denke", fügte sie in leiserem Ton hinzu, „daß es möglicherweise die Vorsehung war, die Sie heut Abend hierher gesandt und sprechen ließ, wie Sie es eben gethan; denn als Sie kamen, war ich beinahe entschlossen, heut Abend dies Haus zu verlassen."

„Und wo — wohin gehen?" fragte Crichton mit dramatischer Ueberraschung.

„Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich schon vor zwei Tagen gegangen", erwiderte Lucy.

„Es sieht in der That wie von der Vorsehung veranlaßt aus", bemerkte Crichton salbungsvoll. „Zum Theil, fürchte ich, bin ich die Ursache Ihres Unglücks. Und es ist deshalb nur Recht, daß ich auch das Mittel bin, es, wenn möglich, zu lindern. Ich habe nach verschiedenen Richtungen bedeutenden Einfluß, und wenn Sie mir vertrauen wollen, will ich Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um Ihnen zu helfen. Schreiben Sie mir — bezeichnen Sie mir Ihre Wünsche — und seien Sie versichert, ich will keinen Stein ungewendet lassen, um Ihnen beizustehen." — —

„Es ist mir ganz famos gelungen", sprach er zu sich, als er wieder im Wagen saß, „ich denke, sie schreibt mir. Das war eine großartige Idee von ihr, diese Vorsehung!"

Und sie schrieb einen Brief — einen Brief, der einen Jeden gerührt hätte — große Kritiker natürlich ausgenommen. Sie habe eingesehen, daß Crichton und ihre Tante Recht hätten, daß eine Heirath, zum wenigsten jetzt, Eugen's Aussichten schädigen würde, und sie sei deshalb entschlossen, ihm zu entsagen. Doch sie habe nicht den Muth, es ihm mitzutheilen, und selbst wenn sie ihn hätte, so wisse sie, er würde ihren Widerstand brechen und seinen Willen durchsetzen. Ihr Wunsch ginge nun dahin, eine Stellung als englische Lehrerin an einer französischen Schule zu finden; sie wolle ohne Andeutung ihrer Absicht weggehen und keine Adresse zurücklassen. Wenn Herr Crichton ihr bei Ausführung ihrer Pläne behilflich sein könne, würde sie ihm ewig verpflichtet sein.

Crichton las den Brief zwei Mal durch und dachte mit einem Ausdruck von Befriedigung lange darüber nach; ist es doch so angenehm für einen großen Kritiker, Gelegenheit zu haben, Jemandem eine Wohlthat zu erweisen.

Er trat an seinen Schreibtisch und schrieb zwei Briefe, einen an Lucy und den anderen an einen guten Freund in Paris. (Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 7. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Arbeiterbudgets

Die Art, wie der Arbeiter lebt, ist der ungeheuren Mehrheit unserer Besitzenden eine vollständige terra incognita. Was kümmert es sie, wie der Arbeiter mit einem wöchentlichen Einkommen von 12 bis 20 Mark, das in nicht vielen Fällen überschritten, aber in ungewöhnlich zahlreichen Fällen in dem angegebenen Minimalsatz nicht einmal erreicht wird, auskommt und davon häufig noch eine mehr oder weniger zahlreiche Familie ernährt. Für unsere Besitzenden ist der Arbeiter im Allgemeinen ein Fremdling, ein Wesen einer ganz anderen Rasse, von dem man nicht gerne sprechen hört. Ist man aber gezwungen, sich mit ihm zu beschäftigen, dann nur mit einer Art souveräner Verachtung, als handle es sich um Menschen, die von niederen Trieben beherrscht, keine höheren Bedürfnisse zu haben brauchen. Und was immer sie erwerben, wird als genügend angesehen, um ohne Noth und Entbehrungen durchzukommen und auch noch Ersparnisse davon machen zu können. Kein gedankenloseres Gerede als dasjenige von dem Arbeiter, der nicht nur sparen kann, sondern auch sparen soll, und der, wenn er dies nicht vermag, vielleicht gar in Noth und Schulden geräth, als ein Verschwender und Lüdrian angesehen wird. Nirgends wird ungerechter mit zweierlei Maß gemessen, als in den Ansprüchen und Urtheilen der Besitzenden dem Arbeiter gegenüber im Vergleich zu allen anderen Klassen der Gesellschaft. Wenn vermögenslose Offiziere und Beamte bis in die höchsten Stellen und dotirt mit den entsprechenden Einkommen vor Schulden sich nicht zu rühren wissen, so hat die herrschende Gesellschaft tausend Entschuldigungsgründe. Nur dem Arbeiter gegenüber nicht, von dem sie Tugenden und Eigenschaften verlangt, die, wenn er sie besäße, ihn über das menschliche Maß hinaus erheben würden.

Dieser moralische Rigorismus der Besitzenden gegenüber dem Arbeiter hat allerdings seine triftigen Gründe, wenn sie auch den so streng urtheilenden Moralisten selbst kaum zum Bewußtsein kommen. Wie wollte die bürgerliche Gesellschaft, welche ihre Welt für die Beste aller Welten hält, ihre eigene Vorrechtsstellung und das Elend der Massen rechtfertigen, wenn sie das eine nicht auf Konto ihrer Tugend und ihrer moralischen Qualifikationen, das andere nicht auf die Verderbtheit der Massen, ihrer vorgeblichen Lüderlichkeit, Faulheit und Genußsucht zurückführen würde?

Digitized by Google

Wie der Vagabund, der Bettler und der Verbrecher nur das Produkt der eigenen persönlichen Schlechtigkeit, an der die Gesellschaft und ihre Einrichtungen vollkommen unschuldig sind, so ist auch Alles, was die herrschende Klasse ist, nur das persönliche Verdienst jedes Einzelnen unter ihr. Ihre Angehörigen sind die Mustermenschen, die Tugendbolde; die Massen sind der Ausschuß, die geistig und moralisch Defekten, die zu nichts Besserem und Höherem taugen, denn, so lautet die bürgerliche Logik, sonst wären sie etwas Höheres und Besseres geworden.

Nun kommen freilich die laut redenden Thatsachen und strafen diese bürgerliche Logik immer mehr Lügen: daß mächtiger als alle Fähigkeit und Gewandtheit des Einzelnen die Macht der sozialen Vorgänge ihren Einfluß übt und die Menschen zu dem macht, was sie sind, kann bei dem mit Händen greifbaren Entwicklungsprozeß in unserer sozialen Schichtenbildung auch der Stupideste nicht mehr leugnen. Wo im Handumdrehen Vermögen erworben und verloren werden, altrenommirte Familien zu Grunde gerichtet werden und Neulinge aus dem Dunkel emporsteigen, bedingt durch Umstände, die der Einzelne weder machen, noch beherrschen kann; wo in dem rasch sich vollziehenden ökonomischen Zersetzungsprozeß vor unseren Augen alt eingewurzelte Produktionsformen mit Rapidität verschwinden, gänzlich neue entstehen, ohne daß persönliches Geschick und persönliche Ehrenhaftigkeit eine mehr als sekundäre Rolle dabei spielen, ja nicht selten als Fehler gegenüber dem gewissen- und skrupellosen Spieler sich ergeben, muß die Lehre von der Verantwortlichkeit des Einzelnen immer mehr in die Brüche gehen und muß die Anschauung von der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft gewaltig an Kredit verlieren.

Damit muß aber umgekehrt die Lehre, daß Alles, was an menschlicher Existenz besteht, das Produkt der Gesammtentwicklung ist, die nach bestimmten, ihr innewohnenden Gesetzen sich vollzieht, mächtig an Boden gewinnen. Damit entsteht dann weiter der Trieb und das Bedürfniß nach Erkenntniß und Untersuchung des Bestehenden; man beginnt dem Wesen der Dinge im Ganzen und im Einzelnen nachzuspüren und den Ursachen auf den Grund zu gehen. Hat man, wie Marx, die Gesetze erforscht, welche die Gesellschaft beherrschen, so entsteht nunmehr auch das Verlangen, zu wissen, wie der Einzelne unter den ihm auf Grund der Entwicklungsbedingungen der Gesellschaft geschaffenen Existenz sich befindet, wie er lebt und besteht und seinen Zweck als Mensch zu erfüllen vermag.

Die Einzeluntersuchung tritt in ihr Recht, und zwar um so mehr, da sie erst darthut, in welchem Mißverhältniß die Lebensbedingungen des Einzelnen sich zur Gesammtkultur befinden. Das soll nicht blos vom Arbeiter, das soll auch von seinem gesellschaftlichen Widerpart, dem Bourgeois und Kapitalisten gesagt sein. Es wäre eine hochinteressante Untersuchung und Darlegung, im Detail, d. h. an einer Reihe einzelner Individuen aus der Kapitalisten- und aus der Arbeiterklasse, nachzuweisen, wie das Einkommen sich vertheilt, mit welcher Mühe und Arbeit es erworben und wie es ausgegeben und verwendet wird. Die gesellschaftlichen Gegensätze könnten in keine grellere und lehrreichere Beleuchtung gestellt werden, als wenn eine solche Darlegung möglich wäre.

Indeß ist es stark zu bezweifeln, daß es Kapitalisten giebt, die zu einer Art sozialökonomischem Vivisektionsobjekt sich hergeben. Die Kapitalisten, die nach Kräften sich sperren, daß der Staat auf dem Wege des Zwangs zur Selbsteinschätzung ihr Einkommen feststellt und steuergesetzlich kontribuirt, sie werden um keinen Preis der Welt sich auch noch bereit erklären, wissen zu lassen, wie sie ihr Einkommen im Einzelnen verwenden. Es würden alsdann sicher häufig höchst wunderbare, auch moral-statistisch nützlich zu verwendende Thatsachen zum Vorschein

Digitized by Google

kommen. Man wird also auf Veröffentlichung exakt aufgestellter Einkommens- und Verbrauchstabellen von Kapitalisten wohl für immer verzichten müssen, so interessant sie vom kulturhistorischen und sozial-statistischen Standpunkt aus auch wären.

Anders steht es mit der Veröffentlichung von Arbeiterbudgets. Für den Arbeiter fallen eine ganze Reihe von Gründen gegen die Veröffentlichung seiner Einnahmen und Ausgaben weg, die für den Kapitalisten existiren; ja er muß sogar den Wunsch haben, dieselben veröffentlicht zu sehen, weil sie die beste Einsicht in seine nicht beneidenswerthe soziale Lage gewähren. Aus diesen Gründen spielte auch die Veröffentlichung von Arbeiterbudgets seit geraumer Zeit in der Arbeiterpresse eine nicht unwichtige Rolle. Die Frage ist nur, ob dieselben auch stets so sachkundig und vollständig aufgestellt worden sind, daß sie als absolut zuverlässig erscheinen können. Diese Frage wird für die große Mehrzahl der Fälle verneint werden müssen, weil die Veröffentlichungen sehr selten auf Grund genauer Aufzeichnungen stattfanden und weil namentlich auch die Einnahmen in der Regel zu summarisch angegeben wurden.

An sich sind aber solche Veröffentlichungen sehr nützlich. Gelten sie auch nicht für die Durchschnittsmenge der Arbeiter, so sind sie unter der Voraussetzung, daß sie gewissenhaft durchgeführt werden und nicht Ausnahmeverhältnisse betreffen, doch typisch für einen mehr oder weniger großen Theil der betreffenden Arbeiterbranche, und sie würden, wenn allgemeiner durchgeführt, allerdings sehr brauchbares Material nicht nur für die Einkommensverhältnisse, sondern weit mehr noch für die Lebensweise und Lebensverhältnisse der Arbeiterklasse liefern, und das letztere ist die Hauptsache. Von diesem Gesichtspunkte aus sollten insbesondere die Fachvereine und Gewerkschaften sich dieser Angelegenheit mehr und gründlich annehmen, und die Aufstellung von Arbeiterbudgets nach bestimmten Grundsätzen energisch betreiben. Solche Aufstellungen haben auch einen großen erzieherischen Werth; sie lehren den Arbeiter seine knappen Mittel zweckmäßig verwenden, indem er am Schluß einer Epoche eine genaue Uebersicht darüber erhält, wie er seine Einnahmen verbrauchte und in welchem Verhältniß die verschiedenen Ausgabekategorien zu einander stehen. Mangels genauer Aufzeichnungen hat die große Mehrheit nicht den geringsten Ueberblick darüber, wie viel oder wie wenig sie für die verschiedenen Bedürfnisse ausgiebt oder auszugeben vermag.

Aber der entscheidende Punkt bei solchen Aufstellungen ist, daß zahlenmäßig kund wird, wie elend die Masse lebt, wie sie die dringendsten Bedürfnisse eines kultivirten Menschen entweder vielfach gar nicht oder nur im allerbescheidensten und durchaus unzulänglichsten Maße zu befriedigen vermag, und gezeigt wird, wie ungeheuer ungleichmäßig und ungerecht unsere Kulturmittel und Kulturerrungenschaften vertheilt sind.

Von diesem Standpunkt aus begrüßen wir eine Veröffentlichung, welche die volkswirthschaftliche Sektion des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. veranlaßte, indem sie eine genaue Aufstellung dreier Frankfurter Arbeiterbudgets, und zwar das eines Arbeiters der Staatseisenbahnwerkstätte, eines Arbeiters einer chemischen Fabrik und eines Aushilfsarbeiters veranlaßte und dieselben der Oeffentlichkeit übergab.*)

*) Der genaue Titel ist: Schriften des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurter Arbeiterbudgets. Haushaltsrechnungen eines Arbeiters einer Königl. Staatseisenbahnwerkstätte, eines Arbeiters einer chemischen Fabrik und eines Aushilfsarbeiters. Veröffentlicht und erläutert von Mitgliedern der Volkswirthschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstifts. Bevorwortet im Auftrage der Sektion von Stadtrath Dr. Karl Flesch, Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Gebrüder Knauer, 1890.

Digitized by Google

Bei der Auswahl der Arbeiter, deren Budget man zu veröffentlichen gedachte, wobei man sich alsdann mit ihnen über die Art und Weise, wie sie während der Dauer eines Jahres ihre Einnahmen- und Ausgabennotirungen machen sollten, verständigt, ihnen auch eine baare Entschädigung für ihre Mühe und Arbeit in Aussicht gestellt hatte, war man davon ausgegangen, nur solche Personen zu wählen, die in Frankfurt wohnten, bei welchen also durch das Wohnen auf dem Lande billigere Wohnung und etwaige Landnutzung als besondere Vortheile nicht in Betracht kamen. Weiter sollten, wie Stadtrath Dr. Flesch in der Vorrede hervorhebt, Budget I und II solche Arbeiter schildern, die noch nie mit der öffentlichen Armenpflege in Berührung waren, in Budget III dagegen sollte die zahlreiche Klasse derer geschildert werden, „die unmittelbar an der Grenze der Armenpflege leben und stets in diese zurückfallen, sobald in ihre wirthschaftliche Existenz die geringste Störung eingreift".

Der Verfasser der Vorrede muß allerdings hinzusetzen, daß der Unterschied, wie sich gezeigt habe, kein durchgreifender gewesen sei: „auch II und III balanziren ihr Budget streng genommen nur mit schenkungsweisen Leistungen, die ihnen gemacht werden, und durch die sie sonst unbedingt nöthige Ausgaben (z. B. für Kleider) zum Theil ersparen".

Weiter müssen wir hinzusetzen, daß von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, die ungeheure Mehrzahl der Arbeiter beständig auf der Stufe steht, von der sie in die Reihe der hilfsbedürftigen Armen fällt, denn Arbeits- und Einkommensverhältnisse, wie sie während der Aufnahme der Budgets bei den Arbeitern unter I und II vorhanden waren, bilden nicht die Regel. Flesch erkennt dies auch selbst an, wie aus den Schlußfolgerungen hervorgeht, die er aus der Statistik über die steuerfreien erwachsenen Personen in Frankfurt zieht. Ihm zufolge befanden sich im Jahre 1888 in Frankfurt 35287 selbständige, erwachsene Personen, die steuerfrei waren, weil ihr Einkommen, mit dem sie sammt ihrer Familie zu leben hatten, weniger als 900 Mark betrug, während weitere 3486 mit einem Einkommen von höchstens 1050 Mark zur Klassensteuer eingeschätzt waren.

Flesch nimmt an, daß manche unter den Steuerfreien sich befanden, deren Einkommen größer als 900 Mark war, wie denn auch Arbeiter X im Budget I, obgleich er ein höheres Einkommen hatte, keine Klassensteuer zahlte. „Andererseits aber hört eben auch die Dürftigkeit nicht bei 1050 Mark Einkommen und nicht bei jenen 38733 Personen auf. Mindestens die 3766 Personen, die nach unserer Klassensteuerrolle 1887/88 zur vierten Klassensteuerstufe, also zu einem Einkommen von unter 1200 Mark geschätzt waren, gehören doch auch zu den Klassen, bei denen die Noth einzieht, sobald die Arbeit aufhört oder Krankheit oder sonst ein Unglück sie oder ihre Angehörigen betrifft", meint Flesch.

Er berechnet, daß, wenn man den Hausstand der 42499 Personen mit einem Einkommen unter 1200 Mark, in Berücksichtigung der vielen ledigen unter ihnen, mit 3 Köpfen annehme, von den 167000 Einwohnern, die Frankfurt zu Beginn des Jahres 1888 auf Grund der Steuerrollen hatte, etwa 127000 von einem Einkommen des Familienvorstandes leben mußten, das Ersparnisse, Rücklagen für Erwerbsstörungen u. s. w. so gut wie nicht gestattete.

Man wird zugeben, daß dies eine durchaus zutreffende Auffassung ist, die durch die Feststellungen in den vorliegenden Arbeiterbudgets durchaus als richtig bestätigt wird. Daraus ist aber auch weiter die Lehre zu ziehen, daß die Nothlage der großen Masse der Bevölkerung überhaupt eine weit größere ist als gemeiniglich angenommen wird, und daß neben der Lohnarbeiterklasse zahlreiche niedere Beamtenkategorien und ein nicht unerheblicher Theil des Kleingewerbe-

Digitized by Google

standes in der gleichen Nothlage sich befinden. Wäre die Möglichkeit gegeben, die Veröffentlichung von Einnahme- und Ausgabetabellen auch aus diesen Kreisen zu bewerkstelligen, es würden sehr lehrreiche Thatsachen für unsere sozialen Verhältnisse bekannt werden.

Jedenfalls ist unbestreitbar, daß die sehr große Mehrzahl der Bevölkerung in einer ökonomischen Lage sich befindet, in welcher jeder Krankheits- oder Unglücksfall von einiger Bedeutung sie in direkte Nothlage bringt. Dies ist aber auch ein sehr durchschlagender Erklärungsgrund für das Umsichgreifen der Sozialdemokratie, die in demselben Maße weiter an Anhang gewinnen muß, wie die Erkenntniß von der gänzlichen Unzulänglichkeit und dem Bedrückenden der gegenwärtigen Lebenshaltung immer weiter sich verbreitet. Und diese Erkenntniß wird wieder durch die häufig wiederkehrenden wirthschaftlichen Krisen, Lebensmittelntheuerung, ungerechte Besteuerung, mangelhafte Fürsorge und Hilfeleistung des Staats und der Gesellschaft gegen soziale und wirthschaftliche Uebelstände mächtig gefördert.

Gehen wir nun etwas näher auf die vorliegenden Budgets ein, so haben wir es zunächst unter I mit den Einnahme- und Ausgabeposten und der Lebenshaltung des in den Staatsbahnwerkstätten beschäftigten Arbeiters zu thun, der seines Zeichens ein Schreiner ist. Ungünstig fällt für den Mann ins Gewicht, daß er während seiner 14jährigen Ehe unter mißlichen häuslichen Verhältnissen lebte, die zeitweilig eine vorübergehende Trennung von seiner Frau herbeiführten, daß die letztere zehn Wochenbetten durchzumachen hatte, die erhebliche Mehrausgaben veranlaßten und aus welchen 4 Kinder zwischen 14 und ½ Jahr zur Zeit der Aufnahme am Leben waren; weiter, daß der Mann während fünf Winter arbeitslos war und aus allen diesen Ursachen in Schulden gerieth; ferner häufig die Wohnung wechseln mußte und mehrfach gepfändet wurde, wodurch ein Theil der für ihn werthvollsten Hausstandsgegenstände zu Schleuderpreisen verloren ging.

Flesch macht hier mit Recht auf die Mangelhaftigkeit unserer Exekutionsgesetzgebung aufmerksam, welche die Unvermögenden im Falle der Zahlungsunfähigkeit der härtesten und rücksichtslosesten Zwangsvollstreckung aussetze und nicht einmal vor solchen Dingen Halt mache, deren Verkaufswerth mit Nothwendigkeit und der Natur der Sache nach unendlich geringer sei, als ihr Gebrauchswerth für den Schuldner.

Daß weiter in Folge dieser unserer Exekutionsgesetzgebung zahllose Arbeiter und kleine Leute, die bei dem geringsten Nothstand in ihren Erwerbsverhältnissen der Gefahr der Pfändung ausgesetzt sind, entweder von vornherein darauf verzichten, Pfändungsobjekte für den Exekutor sich anzuschaffen, oder durch fingirte Verträge sie der Pfändung zu entziehen suchen, oder, nachdem sie einmal gepfändet wurden, nicht wieder zu Neuanschaffungen schreiten, ist allbekannt, ist aber für das soziale Wohlbefinden, die häusliche Behaglichkeit und den moralischen Halt der betreffenden Kreise von den gefährlichsten Folgen. Unsere eigenthumswüthige Gesellschaft zertümmert eben im blinden Eifer nach allen Richtungen die Grundlagen ihrer Existenz.

Günstig für den in Frage stehenden Arbeiter spricht, daß er fleißig und solid ist, jede Arbeitsgelegenheit ergriff, die sich ihm bot und schließlich so glücklich war, in einer Werkstätte unterzukommen, in welcher ihm dauernde Beschäftigung und verhältnißmäßig gute Bezahlung sicher war. Er hat einen durchschnittlichen Tagelohn von Mark 3,22 und verdiente während des Jahres 1888 Mark 1024,51, wobei allerdings die Arbeit an 25 Sonntagen eingerechnet ist. Außerdem erhielt

Digitized by Google

die Familie des X noch Unterstützungen und Geschenke von Geld, so daß sich das Baareinkommen derselben auf Mark 1056,41 belief. Weiter empfing die Familie des X Kleider und Nahrungsmittel als Geschenke, die der Berichterstatter dieses sehr instruktiv bearbeiteten Budgets, Adolph Baumann, auf Mark 73, gleich 7,1 % des Arbeitseinkommens schätzt. Einschließlich dieses Schätzungsbetrags würde also das Einnahmebudget des X auf Mark 1127,41 sich belaufen.

Fragen wir nun nach den Ausgaben, so erfahren wir, daß der Mann für eine Wohnung, die aus einem Zimmer und Küche besteht und in einem Hause außerhalb der Stadt sich befindet, monatlich Mark 14 an Miethe bezahlt. Die Wohnung, die detaillirt geschildert wird, ist äußerst dürftig, sie hat aber den Vortheil, daß sie nicht allein besser ist, als diejenigen vieler seiner Genossen, sondern sie ist auch verhältnißmäßig billig, denn sie erfordert nur den sechsten Theil seines Einkommens, während sie in der Regel den vierten oder gar den dritten Theil desselben in Anspruch nimmt. Und doch schreibt der Berichterstatter: „Wenn X die schlechteste Schnapskneipe seiner Häuslichkeit — der Wohnung entspricht die dürftige, ja ärmliche Ausstattung — vorzöge, wäre es kein Wunder; daß er es nicht thut, beweist, daß bei ihm immerhin noch Familiensinn und Opferwilligkeit in recht hohem Grade vorhanden sind."

Im Einklang mit den Wohnungsverhältnissen steht die Ernährung der Familie. Hierfür wurden im Ganzen Mark 574,61 gleich 54,85 % des Einkommens aufgewendet, per Tag und Kopf 39,2 Pf. Obgleich ein Jeder zugeben wird, der die Verhältnisse kennt, daß das Einkommen des X ein verhältnißmäßig gutes ist, ist die Ernährung, die er sich und seiner Familie angedeihen lassen kann, schlechter als diejenige im Armenhause zu Frankfurt. In diesem erfordert die Ausgabe für Nahrungsmittel per Kopf wöchentlich Mark 3,52, der Arbeiter X kann, die 3 Kinder als 2 Personen gerechnet, nur Mark 2,74 per Kopf ausgeben. Hierbei ist aber festzustellen, daß im Armenhaus meist alte und sieche Personen untergebracht sind, und daß die Armenhausverwaltung die Lebensmittel im Großen und in weit besserer Qualität beschafft, als dies dem Arbeiter möglich ist. Wie theuer der Arbeiter X kauft, dafür wird ein Beispiel an dem Preise der Kartoffeln angeführt. Das Malter Kartoffeln, im Ganzen gekauft, kostete zu jener Zeit 5 Mark; die Frau des X, die die Kartoffeln nur im Kleinen kaufen kann, zahlte dafür Mark 10,55, also mehr als doppelt so viel. Aehnlich verhält es sich mit allen übrigen Bedürfnissen; der Arbeiter zahlt einen erheblichen Prozentsatz seines Einkommens mehr für seine Bedürfnisse als der Bessergestellte, und wo er billiger kauft, ist die Qualität des Gekauften ungleich schlechter.

Wir können uns hier nicht auf weitere Vergleiche, zu welchen die ausführlichen Mittheilungen herausfordern, einlassen. Das Fazit ist, daß, obgleich X das ganze Jahr ununterbrochen mit leidlichem Verdienst beschäftigt war, äußerst nüchtern und sparsam lebte, und in seiner Familie von keinem größeren Unglücksfall, der ihm außerordentliche Kosten verursachte, betroffen wurde, er seinen Hausstand nur in der dürftigsten Weise erhalten konnte und entweder mit einem Defizit abschloß oder noch dürftiger leben mußte, wenn er nicht die Geschenke an Baargeld, an Nahrungsmitteln und Kleidern empfing.

Das zweite Arbeiterbudget, das von L. Opificius bearbeitet ist, betrifft wie schon erwähnt, die Verhältnisse eines Arbeiters in einer chemischen Fabrik. Die letztere ist unter Wissenden als eine Musteranstalt bekannt, sie hat nicht nur die kürzeste Arbeitszeit — einschließlich der Mittagspause 9 Stunden — sie zahlt auch anerkannt gute Löhne und hat eine Anzahl Einrichtungen geschaffen,

Digitized by Google

Speise- und Badeanstalt, Kranken- und Pensionskassen, aus welchen der Arbeiter und seine Familie, ohne daß er selbst Beiträge zu leisten hat, Unterstützungen empfängt, die jene ähnlicher Einrichtungen anderwärts erheblich übersteigen.

Wie im ersten Fall, so ist auch hier eine Beschreibung des Lebenslaufes des Arbeiters und seiner Familie beigefügt, eine Einrichtung, die zu begrüßen ist. Arbeiter N. N., der als Feilenhauerlehrling in Frankfurt lernte, ist nach mancherlei Wechsel- und auch Unglücksfällen mit 20 Mark Wochenlohn, die sich im Jahre 1889 auf 21 Mark erhöhten, in die erwähnte Fabrik eingetreten. Er gilt als zuverlässiger und tüchtiger Arbeiter und besitzt eine Familie, die mit dem im September 1888 Neugeborenen 8 Köpfe stark war. Neben dem Wochenlohn von 20 Mark hatte N. N. noch allerlei Nebeneinnahmen, die sich im Berichtsjahr auf rund Mark 123 beliefen, darunter ungefähr Mark 48 für Ueberstunden, Mark 20 für Weihnachts- und Neujahrsgeschenk aus dem Geschäft und Mark 21, die er geliehen hatte. Sein Gesammteinkommen belief sich auf rund 1173 Mark, wobei zu beachten ist, daß er die Krankenkassenbeiträge ersparte, die Arbeitskleider aus dem Geschäft erhielt und für sich Freibäder genoß. Auch erhielt die Familie 7 Zentner Steinkohlen und unterschiedliche Wäsche und Kleidungsstücke als Geschenk. Nach der genauen Aufstellung seiner Ausgabe ergiebt sich, daß er für die Ernährung seiner Familie und die Zehrung im Geschäft — er geht ohne zu frühstücken von Hause fort und verläßt erst Nachmittags 4 Uhr das Geschäft — im Ganzen Mark 601,27, gleich 52,34 % seines Einkommens verbraucht. Die Zahlen zeigen, daß die Ernährung der 7—8 Personen starken Familie keine üppige ist. Für Miethe verbrauchte er Mark 166,50, gleich 14,50 %, für Mobiliaranschaffung, Heizung und Beleuchtung Mark 76,48, gleich 6,667 %, Vergnügen, Wirthshauszehrung, Tabak, Vereine, Zeitungen u. s. w. erforderten Mark 71,61, gleich 6,24 % u. s. w. Das Budget schließt mit einem Baarbetrage von Mark 24,79 ab.

Also auch hier, unter für einen Arbeiter verhältnißmäßig sehr günstigen Bedingungen, ein sehr mäßiges Resultat, das erst durch außergewöhnliche Einnahmen erzielt werden konnte. Eine Arbeitslosigkeit in der Dauer von wenigen Wochen warf das Budget um.

Das dritte Budget ist das eines Aushilfsarbeiters und ist bearbeitet von S. Uhlfelder. Der betreffende Arbeiter soll, so behauptet der Berichterstatter, dem Trunke geneigt sein und hat in Folge dessen die im Laufe des Beobachtungsjahres erlangte Stelle als städtischer Nachtwächter mit Mark 36 monatlich, eine Bezahlung, die nicht gerade verlockend ist, wieder eingebüßt. Die Ausgabeposten, die für Bier angeführt werden, sind zwar im Verhältniß seines Einkommens etwas hoch, daß sie aber den Arbeiter als dem Trunke geneigt darstellten, vermögen wir nicht anzuerkennen. Die Trunkfälligkeit im Nachtdienst kam wohl von den Gratisgaben der an die Polizeistunde erinnerten Gäste und Wirthe. Die Familie bestand aus 8 Personen. Die Frau war früher Köchin und erwarb sich in dieser Stellung einen Garderobevorrath, der ihr die Anschaffungen während ihrer Ehe ersparte. Die Einnahmen des Mannes stellen sich als sehr mäßige dar; sie betrugen im ersten halben Jahre Mark 316, darunter Mark 48 für Aftermiethe und nur Mark 262 aus Arbeitslohn, im zweiten Mark 497, darunter Mark 90 für Aftermiethe und Mark 407 aus Arbeitslohn. Die durchschnittliche Einnahme im Monat stellt sich hiernach auf Mark 67,25. Dieser schwachen Einnahme stand eine für die Verhältnisse der Familie sehr hohe Wohnungsmiethe gegenüber, die im ersten halben Jahre auf nicht weniger als 52,41 %, im

Digitized by Google

zweiten auf 37,85 % des Einkommens sich belief. Das günstigere Verhältniß im zweiten Halbjahr ist, wie die angeführten Zahlen zeigen, einestheils auf den höheren Verdienst des Mannes, anderntheils auf die günstigere Vermiethung von einem Theile der Wohnung zurückzuführen. Der Familie blieb nur ein Zimmer und die Küche zur Verfügung.

Der Bierverbrauch des Mannes, der im ersten Halbjahr Mark 9,46 beanspruchte, stieg im zweiten Halbjahr auf Mark 31,49. Das letztere ist ein im Verhältniß zur Einnahme hoher Ausgabebetrag; hält man aber im Auge, daß die tägliche Durchschnittsausgabe auf 17 Pf. sich beläuft, so ist dies doch keine Summe, die die Völlerei ermöglicht.

Eine kleine Verbesserung erhielt die Lebenshaltung des Mannes durch die Verabreichung eines Theiles der Beköstigung während der Zeit seiner Beschäftigung in fremden Wohnungen, die der Berichterstatter, auf uns nicht ganz unzweifelhaft erscheinende Grundlagen hin, zu dem Werth von Mark 86,50 ansetzt. Ferner bringt er für die Verabreichung von täglich 1¼ Liter Freimilch an das Kind für das Jahr Mark 90 in Ansatz. Ohne diese Beihilfen würde das Budget der Familie mit einem erheblichen Defizit abgeschlossen haben.

Da aber Niemand einem armen Teufel borgt, wäre noch größere Einschränkung in der nothdürftigsten Lebenshaltung geboten gewesen. Wie außerordentlich mangelhaft die Ernährung sein muß, ergiebt sich daraus, daß die Ausgaben für Lebensmittel im ganzen Jahr, einschließlich der Ausgaben für Bier, Tabak, Zigarren, Petroleum, Spiritus, Seife, Soda und Stärke auf Mark 267,22 sich beliefen, das sind pro Tag 73 Pf. Da kann also von einer nur halbwegs menschenwürdigen Existenz nicht mehr gesprochen werden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn unter solchen Verhältnissen der Mann ein Säufer und die Frau gegen ihre Häuslichkeit gleichgiltig geworden wäre. Der Berichterstatter konstatirt aber, daß die Wohnung in reinlichem Zustande gehalten wurde und für die Ordnungsliebe und Häuslichkeit der Frau Zeugniß gab, und daß auch das Verhältniß der Ehegatten ein gutes war, was für Beide nur günstig spricht.

Dies in Kürze das Wesentlichste aus den drei Frankfurter Arbeiterbudgets, die zwar keineswegs — was auch die Veranstalter derselben hervorheben — ein allgemeines Bild der Lage der Frankfurter Arbeiter geben, aber für kleinere Schichten derselben maßgebend sein mögen. Im Allgemeinen dürften wenigstens die beiden ersten Budgets für die große Mehrzahl der Arbeiter eher als zu günstig gelten, und doch sehen wir an ihnen, daß die betreffenden Familien nur knapp die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen und für einen höheren Kulturgenuß keine Aufwendungen zu machen vermögen. Weder ist eine Ausgabe für einen Theater-, noch für einen Konzertbesuch, noch für Bücher, noch für einen größeren Ausflug mit der Familie ins Freie in Ansatz gebracht. Arbeiter N. N. aus der chemischen Fabrik, der von allen Dreien noch in den günstigsten Verhältnissen lebt, konstatirt sogar ausdrücklich, daß größere Spaziergänge mit der Familie in Rücksicht auf die Kosten unterbleiben mußten. Es ist also der Kampf um die nackte Existenz, den unsere Arbeiterklasse Tag für Tag, ohne Ruh und Rast zu führen hat. Jede Mehrausgabe auf der einen Seite bringt ein Defizit auf der anderen hervor, zwingt hier zu Einschränkungen. Kommen aber Zeiten längerer Krankheit oder Arbeitslosigkeit, oder werden größere Anschaffungen nothwendig, so kommt das ganze Budget aus dem Gleichgewicht, der Appell an die Hilfe Dritter und nicht selten der Ruin sind unvermeidlich.

Zu verwundern ist nur, daß bei dieser Unsicherheit der bescheidensten Existenz, bei diesem beständigen Balanziren auf der Kante, die Nervosität, die unsere

Digitized by Google

höheren Schichten in so bedeutendem Grade erfaßt hat, nicht auch in der Arbeiterklasse in weit größerem Maße vorhanden ist. Man überlege: Tag für Tag sich abrackern müssen und sorgen für den nächsten Tag, ohne Aussicht auf Verbesserung und günstige Aenderung, dafür aber jeden Augenblick der Gefahr der Arbeitslosigkeit ausgesetzt zu sein, mit der Aussicht, den liebgewordenen Aufenthaltsort verlassen, alle eingelebten Beziehungen abbrechen zu müssen, und als Perspektive für die Zukunft die fast sichere Aussicht, in vorgeschrittenerem Alter, sobald die Kräfte nachlassen, aufs Pflaster geworfen zu werden, das ist ein Zustand, den man nur zu überdenken braucht, um ihn in seiner ganzen Grauenhaftigkeit zu erfassen. Unsere Besitzenden dürfen sich beglückwünschen, daß der unerschütterliche Lebensmuth und das Vertrauen in die eigene Kraft in der Arbeiterklasse eine Art Leichtlebigkeit erzeugen, die sie über die Schrecken ihrer Existenz leichter hinweg sehen läßt, als philosophisch angelegten Naturen faßbar erscheint. An dem Tage, an dem sie zur vollen Erkenntniß ihrer Lage kommt, hat der bürgerlichen Welt ihre letzte Stunde geschlagen.

Wie Flesch in seiner Vorrede hervorhebt, beabsichtigte die Kommission, die für die Herausgabe dieses Arbeiterbudgets niedergesetzt worden war, weiter in Berathung darüber zu treten, ob und in welcher Weise sich eine umfassende Darstellung der wirthschaftlichen Verhältnisse der unteren Klassen Frankfurts veranstalten lasse, eine Arbeit, die über die alleinigen Kräfte der volkswirthschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstifts weit hinausgeht. Das Ziel ist allerdings des Schweißes der Edlen werth. Es verlohnte sich, daß durch Zusammenwirken mit den organisirten Arbeitern dasselbe verwirklicht werde, was allerdings ohne große materielle Opfer, die die Arbeiter nicht allein aufbringen können, nicht möglich ist. Indeß vermehrt schon jeder Versuch unsere Kenntniß der Arbeiterlage und zeigt die Unzulänglichkeit und die Unhaltbarkeit unserer Zustände.

Deutsche und amerikanische Zollpolitik.

Von **Karl Kautsky.**

II.

Wie in Deutschland oder früher in England ist auch in den Vereinigten Staaten von Amerika der Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll im Wesentlichen ein Kampf zwischen Industrie und Großgrundbesitz gewesen. Aber er hat die Geschicke der großen transatlantischen Republik viel tiefer beeinflußt, als die Deutschlands. Seit einem Jahrhundert bildet die Frage, ob Freihandel, ob Schutzzoll, eine der Lebensfragen der amerikanischen Politik.

Der Gegensatz zwischen den Nord- und Südstaaten, der wie ein rother Faden die ganze amerikanische Politik durchzieht, war bedingt durch die Verschiedenheit ihrer Produktionsweisen, die zum Theil durch die klimatischen Unterschiede, namentlich aber durch die verschiedene Art ihrer Besiedlung, hervorgerufen wurden.

Die südlichen Kolonien — Virginien, die beiden Karolinas, dann Georgia (in gewissem Sinne auch Maryland) — wurden besiedelt von Glücksrittern aller Art, namentlich Edelleuten, die ruinirt waren oder denen ihre Einkünfte in der Heimat nicht genügten. Sie kamen nicht, um zu arbeiten, sondern um schnell reich zu werden. Als man sich überzeugt hatte, daß in den neuen Ländern Gold nicht zu finden sei, sollten sie dazu dienen, der Feudalherrschaft, die dies-

Digitized by Google

seits des Ozeans schon bedenklich im Wanken war, unter der Obhut der Könige von England eine neue Stätte jenseits des Ozeans zu bieten.

Der Großgrundbesitz fand seine Grundlage in der Bodenkultur, die sich entwickelte: Die neuen Herren des Landes wollten keine Bauern sein, die zum Selbstgebrauch produzirten, sie waren von Anfang an Waarenproduzenten, wie ihre Kollegen im Mutterlande es geworden waren; betrieben diese die Schafzucht in immer steigendem Maße, so bauten jene Handelspflanzen, für die Klima und Boden sich trefflich eigneten und die allenthalben schnellen Absatz fanden; zuerst Tabak und Baumwolle, seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts auch Zuckerrohr. Woher aber die Arbeiter nehmen? Die Grundbesitzer Virginiens und Karolinas befanden sich nicht in der angenehmen Lage, wie die englischen Grundherren, durch Expropriirung von Bauern die Proletarier schaffen zu können, deren die neue Produktionsweise bedurfte. Die bisherigen Herren des amerikanischen Bodens, die Indianer, waren nur nach blutigen Kämpfen zu expropriiren; die Expropriation führte aber blos zu ihrer Vernichtung. Diese unbändige Rasse ließ sich zur Lohnarbeit oder Frohnarbeit nicht verwenden. Man versuchte, europäische Lohnarbeiter einzuführen, aber diese wurden nur zu bald selbständig in dem neuen Lande, dessen Boden, abgesehen von einem winzigen Bruchtheil, nach europäischen Begriffen noch ganz herrenlos war. So griff man denn zu Zwangsarbeitern, weißen und schwarzen Sklaven. Ja, weißen Sklaven: Die Besiegten in den Bürgerkriegen, die in England im 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts wütheten, schottische Kriegsgefangene und Irländer wurden in Massen nach den englischen Pflanzerkolonien geschleppt. Indeß versiegte schließlich diese Quelle, auch wurden die europäischen Sklaven mit der Zeit unbequem, sie wußten meist früher oder später ihre Freiheit zu erlangen, und so gab man schließlich den schwarzen Sklaven den Vorzug.

Und nun entwickelte sich die rührendste ökonomische Harmonie zwischen England und den südlichen Kolonien. Was diese lieferten, waren Produkte, die das Mutterland bedurfte und selbst nicht produzirte. Es war ein guter Kunde dieser Kolonien. Anderseits waren aber diese auch gute Kunden des Mutterlandes; eine nennenswerthe Industrie konnte sich unter dem System der Sklavenarbeit nicht entwickeln; die Kolonien mußten fast alle industriellen Produkte, deren sie bedurften, von England beziehen. Sie förderten aber dessen Kapitalisten auch dadurch, daß sie einen Markt für seine Sklavenhändler bildeten. Neben der Expropriation des Landvolks und der Kirche, dem Schmuggel und dem Seeraub war in England der Sklavenhandel eine der wirksamsten Methoden der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, des „Sparens", wie die Vulgärökonomen sagen würden. Auch diese Methode, wie alle andern, erfreute sich der „Staatshilfe". 1662 wurde die „königlich afrikanische Gesellschaft" zu dem Zweck des Sklavenhandels gegründet. Der Herzog von York, der Bruder des Königs, stand an ihrer Spitze; Karl II. selbst war stark daran betheiligt und die englische Regierung mußte die Gesellschaftszwecke aufs Lebhafteste fördern. Sie mußte daher auch den ökonomischen Aufschwung der südlichen Kolonien begünstigen, um deren Nachfrage nach Sklaven zu einer recht lebhaften zu gestalten. Der Sklavenhandel wurde bald ein festes Band, das die südlichen Kolonien eng ans Mutterland fesselte.

Anders stand es mit den nördlichen Kolonien, namentlich dem sogenannten Neuengland. Die Ansiedler, die sich in den unwirthlichen Wildnissen des Nordens niederließen, waren nicht Abenteurer, die sich schnell bereichern wollten; es waren fleißige Bauern und Handwerker, die sich in England der entschiedenen Opposition

Digitized by Google

gegen kirchlichen und politischen Absolutismus, gegen feudale und kommerzielle Ausbeutung angeschlossen hatten, aber genöthigt worden waren, den Kampfplatz zu räumen. Die demokratischen Kolonien dieser oft rohen, finstern und beschränkten, aber von einer unerschütterlichen Freiheitsliebe beseelten Bauern und Kleinbürger erregten von vorneherein das Mißtrauen der — von einem kurzen Zeitraum abgesehen — stets aristokratischen Regierungen Englands im 17. und 18. Jahrhundert. Die Mißstimmung stieg, da die nördlichen Kolonien den Engländern fast nichts zu verdienen geben wollten. Sie wehrten sich gegen jede Besteuerung, sie kauften nur wenige Sklaven, und auch ihr Bedarf an industriellen Produkten war gering, da ihre Bewohner bedürfnißlos waren und das Meiste selbst erzeugten, was sie bedurften. Ja, sie hätten alle ihre Bedürfnisse befriedigt und sogar Englands Einfuhr von Industrieartikeln im Süden gefährdet, wenn das Mutterland nicht durch strenge Gesetze jede größere Industrie in Amerika unterbunden hätte. Die Abhängigkeit von England wurde für die nördlichen Kolonien bald eine der drückendsten Fesseln.

Eine Mittelstellung zwischen den nördlichen und den südlichen Kolonien nahm New York ein. Ursprünglich eine holländische Kolonie, diente sie vorzugsweise dem Handel, anfänglich namentlich dem Pelzhandel; die dort maßgebende Klasse waren die Kaufleute, die auch großen Grundbesitz zu erwerben verstanden hatten. Der Handel mit England bildete den Haupterwerbszweig New Yorks. Kein Wunder, daß die England feindliche Strömung dort längst nicht so stark war, wie in den andern nördlichen Kolonien, die andere ökonomische Interessen hatten. Seine Sympathien standen mehr auf der Seite des Südens.

Indessen konnte die Feindschaft gegen England sich so lange nicht praktisch äußern, als die Existenz der Kolonien selbst bedroht war durch die Franzosen. Die langen und blutigen Kämpfe gegen diese machten die Kolonien abhängig von der Unterstützung des Mutterlandes und ließen die Opposition gegen dasselbe verstummen; sie schweißten aber auch die dreizehn Kolonien zu einem Gemeinwesen zusammen und zeigten ihnen die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens.

Diese Kämpfe, die anscheinend mit dem Siege Englands schlossen, als 1763 die Franzosen endgiltig aus Kanada vertrieben waren, reiften gerade diejenige Macht, die der Herrschaft Englands in den von ihm behaupteten Gebieten ein Ende machen sollte: die Föderation der dreizehn Kolonien.

Kaum hatte der Pariser Friede den Krieg zwischen Frankreich und England beendet, als schon die wirthschaftlichen Gegensätze zwischen dem Mutterlande und den Kolonien schärfer hervortraten und sich immer mehr zuspitzten, bis sie schließlich zum Bruch und zur Unabhängigkeitserklärung führten. Durch seine Versuche nach Besteuerung der Kolonien hatte sich England auch die südlichen derselben entfremdet. Aber das treibende Element im Unabhängigkeitskampf waren die nördlichen Kolonien mit Ausnahme New Yorks, wo ebenso wie im Süden, namentlich in den beiden Karolinas und Georgien, die royalistischen Sympathien immer noch ungemein stark waren. Dort wurde der Krieg gegen England thatsächlich zum Bürgerkrieg; Amerikaner fochten gegen Amerikaner.

Trotzdem war es der Süden, dem Anfangs in dem neuen Bundesstaate die Hegemonie zufiel; nicht wegen seiner größeren Intelligenz und Volkszahl — in Bezug auf Beides stand er hinter dem Norden zurück — sondern wegen seines größeren Reichthums. Er gewann auch den maßgebenden Einfluß auf die Handelspolitik der Union, und seine Interessen verlangten, daß dieselbe eine freihändlerische sei. Eine moderne Industrie konnte sich unter der Herrschaft der Sklaverei nicht entwickeln. Die Sklavenhalter verzichteten von vorneherein auf

Digitized by Google

den Versuch, eine solche Industrie ins Leben zu rufen. Sie beschränkten sich nach wie vor auf die Produktion von Handelspflanzen, nur mit dem Unterschied, daß die Tabakkultur immer mehr zurücktrat hinter dem Anbau der Baumwolle, die von Anfang unseres Jahrhunderts an der maßgebende Produktionszweig des Südens wurde. War im 17. und 18. Jahrhundert dort der Tabak „König" gewesen, so wurde es im 19. Jahrhundert die Baumwolle. Der Hauptkonsument derselben war aber England mit seiner mächtig emporblühenden Textilindustrie. Dadurch wuchs ein neues Band ökonomischer Interessengemeinschaft zwischen England und dem Süden der Union. Wieder erstand eine der schönsten ökonomischen Harmonien zwischen den Fabrikanten und Kaufleuten Englands und den Pflanzern der Südstaaten. Die Manchestermänner schwärmten für die Sklaverei und die Sklavenhalter für den Freihandel; die Schwärmerei dieser Biedermänner hier wie dort wuchs in demselben Grade, in dem die Baumwollindustrie in England an Bedeutung gewann. Die Südstaaten und deren Vertreter, die schließlich in der demokratischen Partei sich organisirten, standen daher dem Schutzzoll feindlich gegenüber.*)

Die Bauern des Nordens hatten an der Frage, ob Freihandel, ob Schutzzoll, Anfangs nur geringes Interesse. Die Industrie aber war in den ersten Jahrzehnten nach Erlangung der Unabhängigkeit viel zu schwach, um allein gegen den mächtigen Süden aufkommen zu können.

Aber auch als sie anfing, mächtiger zu werden, konnte sie, so oft es ihr glückte, durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände einen Schutzzoll zu erlangen, denselben nicht lange behaupten.

Im Jahre 1828 gelang es den Schutzzöllnern zum ersten Mal, eine Zollgesetzgebung durchzusetzen, die ganz von Rücksichten auf die Hebung der Industrie diktirt war. Bis dahin hatte man in Amerika nur Finanzzölle gekannt. Dieser erste Versuch, das Protektionssystem durchzuführen, erregte aber einen solchen Sturm des Unwillens im Süden, daß es in Südkarolina sogar zur Rebellion kam — wie denn in der That keine Klasse geneigter zu sein scheint, gegen ihr unbequeme Verfügungen zu rebelliren, als der Großgrundbesitz. In den Republiken des ehemals spanischen Amerika, die alle Augenblicke eine Revolution aufzuweisen haben, herrscht das Latifundiensystem.

Die Rebellion Südkarolinas, dies Vorspiel des großen Sezessionskrieges, wurde unterdrückt, aber weniger durch Waffengewalt als durch Unterwerfung unter den Willen der Rebellen. Von 1833 an wurde einer der Schutzzölle nach dem andern wieder aufgehoben. Nicht besser ging es dem Schutzzolltarif von 1842, der 1846 wieder beseitigt wurde.

Der Gegensatz zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern wurde aber immer schroffer in Folge der rapiden Entwicklung der englischen Industrie. Deren Bedarf an Baumwolle stieg enorm und führte zu einer raschen Entwicklung des transatlantischen Verkehrs, dessen Ausdehnung hinwiederum ein Mittel wurde, die Entwicklung der englischen Baumwolleninduſtrie zu beschleunigen.

Die Einfuhr roher Baumwolle nach England (fast Alles aus Amerika) betrug: 1837 3665581**), 1853 7993560, 1857 8654633, 1860 12419096 Zentner.

---

*) Eine Ausnahme machte Louisiana, das hauptsächlich Zucker für den inneren Markt produzirte, und dessen Produktion durch die Westindiens sehr bedroht wurde. Louisiana sympathisirte daher stets mit dem schutzzöllnerischen Norden.

**) 1838 begann die transatlantische Dampfschifffahrt.

Digitized by Google

Als Rückfracht brachten die Schiffe, welche diese Massen nach England transportirten, dessen Industrieprodukte, die immer wohlfeiler wurden. Die Konkurrenz Englands wurde für die Industrie des Nordens immer erdrückender. Gleichzeitig stieg aber auch die ökonomische Macht der freihändlerischen Baumwollenlords und ihr Interesse am Freihandel. 1857 setzten die Demokraten im Kongreß einen Tarif mit so niedrigen Zollsätzen durch, wie sie die Union seit 1812 nicht gekannt. Der Gegensatz zwischen Süd und Nord spitzte sich immer mehr zu. Aber nicht die Industriellen, sondern die Bauern sollten es sein, die den Kampf ausfechten und zu Gunsten des Nordens entscheiden sollten.

Der Gegensatz zwischen den Farmern des Nordens und den Plantagenbesitzern des Südens entsprang aus dem eigenthümlichen, nomadischen Charakter der amerikanischen Landwirthschaft. Gleich dem Germanen aus der Zeit Cäsars fühlte auch der Amerikaner sich nicht an die Scholle gebunden. War der Boden, den er bebaute, ausgesogen, dann bemühte er sich nicht, ihn durch Düngung fruchtbarer zu machen und gleichbleibende Erträge durch eine rationelle Fruchtfolge zu erzielen, sondern er verließ ganz einfach sein Gut, um neuen jungfräulichen Boden aufzusuchen, dem noch ohne große Mühe und Kapitalsanwendung reiche Ernten abzugewinnen waren. Daher der stete Drang nach dem wilden Westen, obgleich der Osten noch dünn bevölkert war — ähnlich dem vielleicht aus der gleichen Ursache entspringenden Drang der Germanen der Zeit der Völkerwanderung nach dem reichen Süden —, daher die rasche Besitznahme ungeheurer Gebiete, die viel schneller vor sich ging, als der Bevölkerungszunahme entsprach.

Im Norden wie im Süden der Union machte sich der gleiche Hunger nach herrenlosem Land — oder Land, das leicht herrenlos gemacht werden konnte — geltend, aber im Süden viel stärker als im Norden. Der Umfang einer gewöhnlichen Farm in den Nordstaaten war beschränkt auf das Gebiet, das eine Bauernfamilie bearbeiten konnte. Der Umfang einer Pflanzung in den Sklavenstaaten dagegen war nur beschränkt durch die Menge der Sklaven, die der Besitzer zu ihrer Bebauung auftreiben konnte, und die Menge des verfügbaren Bodens. Und die ununterbrochene Tabak- und Baumwollenkultur ohne Düngung war ein Raubbau, der den Boden rascher erschöpfte, als der Getreidebau des Nordens. Kein Wunder, daß die Gier der Pflanzer der Südstaaten nach Land und immer wieder nach neuem Land eine maßlose war.*)

Und ebensowenig darf man sich darüber wundern, daß die Sklavenhalter, die „Demokraten", die die Lehren der englischen Freihandelsschule im Munde führten, stets dabei waren, nach Staatshilfe zu schreien und die Staatsgewalt ihren ökonomischen Zwecken dienstbar zu machen. Da die alten Gebiete der Union, trotz der schamlosesten und grausamsten Vernichtungskriege gegen die sie bewohnenden Indianer, bald für das Expansionsbedürfniß der Sklavenhalter zu

*) Man kann sich kaum vorstellen, wie rasch die Tabak- und Baumwollenpflanzungen den Boden erschöpften. „Ich selbst", schreibt Friedrich Kapp, „habe den Süden während der Blüthe und nach der Ausrottung der Sklaverei wiederholt bereist. Ich fand in Staaten, deren Boden vor höchstens dreißig Jahren von dem ersten Pflug gebrochen war, verlassene Häuser, deren Mauern mit Moos bedeckt waren, öde Felder, die einst fruchtbar gewesen waren und jetzt uneingezäunt und von Unkraut überwuchert dalagen, eine müßig umherlungernde, spärliche Bevölkerung und überall traurige Spuren des Greisenalters, als wäre nie ein frischer, freier Luftzug über diese Fluren gegangen. Ein amtlicher Bericht der landwirthschaftlichen Abtheilung vom Jahre 1867 schätzt sogar das erschöpfte und brach liegende Land der Südstaaten auf hundert Millionen Acker". (Amerikanische Weizenproduktion S. 19.)

Digitized by Google

eng wurden, sah sich die Republik auf die Bahn der Eroberungspolitik gedrängt. Sie zettelte eine Rebellion in der mexikanischen Provinz Texas an und annektirte diese mit Hilfe der dortigen Unabhängigkeitspartei. Der Krieg mit Mexiko, der daraus hervorging, brachte der Union noch Neu-Mexiko und Kalifornien (1848). Aber auch die kolossalen Länderstrecken, die hierdurch den Sklavenhaltern preisgegeben wurden, genügten ihnen nicht lange. 1856 planten sie bereits wieder die Annexion Kubas und um die gleiche Zeit unterstützten sie Flibustierexpeditionen nach Zentralamerika, das ihnen eine leichte Beute schien.*)

Aber die Ausdehnung der Republik ging doch nicht so rasch vor sich, als die unersättliche Ländergier der Sklavenhalter verlangte — und, was das Schlimmste war, die Bauern des Nordens verlangten von den Neuerwerbungen auch ihren Antheil. Oekonomisch waren sie den Pflanzern des Südens nicht gewachsen; sie konnten sich ihrer nur dadurch erwehren, daß sie in den Gebieten, die sie für sich beanspruchten, die Sklaverei verboten. Die Bauern konnten ohne diese existiren, die Pflanzer nicht. In den Staaten, in denen die Sklaverei ausgeschlossen war, brauchten die Farmer nicht zu befürchten, von den Latifundien der Pflanzer erdrückt zu werden. Bei jeder Neubildung oder Annexion eines Bundesstaates entspann sich daher ein lebhafter Kampf darüber, ob in demselben die Sklaverei erlaubt sein solle oder nicht. Wohl viel mehr als der Kampf um die Zollpolitik war es der Kampf um das Land, der die Erbitterung zwischen dem Süden und Norden schließlich zur Siedehitze steigerte.

Der Süden begann zu fühlen, daß er in diesem Kampf zum Schlusse der Verlierende sein müsse, wenn er mit dem Norden zu einem Staatswesen verbunden bleibe. Denn die freien Staaten nahmen an Bevölkerung viel rascher zu, als die Sklavenstaaten, nach denen keine Einwanderung stattfand. Die Sklavenhalter fühlten, daß die „Klinke der Gesetzgebung" ihnen entglitt: besaßen sie aber nicht mehr die Staatsgewalt, dann war es mit jeder weiteren Ausdehnung des Landgebietes, das der Sklaverei offen stand, zu Ende, damit aber auch mit der ganzen Sklavenwirthschaft. Es war für die Sklavenhalter ein Gebot der Selbsterhaltung, daß sie zu den Waffen griffen, um die Gemeinschaft mit dem Norden abzuschütteln, ehe dieser sie majorisirte. Sie durften hoffen, ihre Sezession behaupten zu können, waren sie doch dem Norden im Anfang an Kriegsmaterial und Offizieren überlegen. Was für Deutschland die ostelbischen Junker, das waren für die Vereinigten Staaten die Sklavenhalter: die auserwählte Rasse, die bestimmt war, die Offiziere für die ganze Armee zu liefern. Und auf ihrer Seite stand England: die Manchestermänner von 1860 schwärmten ebenso für die Sklaverei, wie die Sklavenhändler von 1680.

Aber wie so oft seit den Tagen von Morgarten und Sempach, von Crecy und Azincourt, von Mies und Taus, sollte auch diesmal das Ritterheer vom Bauernheer besiegt werden. Die Sklavenhalter unterlagen. Und mit ihnen unterlagen die Kapitalisten Englands. Der Sezessionskrieg war der zweite Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten, der Kampf um Abschüttlung der ökonomischen Abhängigkeit von England, die Dank der Interessengemeinschaft zwischen den englischen Kapitalisten und den Sklavenhaltern der Südstaaten die politische Abhängigkeit um fast ein Jahrhundert überlebt hatte.

Nach den herkömmlichen Darstellungen trat der Norden in den Kampf zu

*) „Ich verlange Kuba!" rief damals der Senator Brown vom Staat Mississippi in einer Rede, „ich verlange Mexiko zur Ausbreitung der Sklaverei. Bis an das Ende der Welt möchte ich die Sklaverei, wie die Lehre unseres göttlichen Heilands, tragen!"

Digitized by Google

dem Zweck der Emanzipation der Sklaven. Diese war jedoch nur eine der Folgen, aber nicht der Grund des Kampfes. Erst am 1. Februar 1865 erklärte der Kongreß mit Zweidrittelmajorität die Sklaverei in der ganzen Union für aufgehoben. Aber heute noch ist der Neger ein Bürger zweiter Klasse und im Norden von den Besitzenden und ihrem Anhange vielleicht ebenso verachtet, wie im Süden. Selbst im Jahre 1840 wies der Zensus in den sogenannten „freien Staaten" noch 1192 Sklaven auf. Die Sklaverei wurde daselbst also noch stillschweigend geduldet, und doch bestand schon längst der Konflikt zwischen den Sklavenhalter- und den freien Staaten. Ein Beweis, daß nicht die Institution der Sklaverei das ursprüngliche Kampfesobjekt bildete. Der Unterschied zwischen dem Süden und Norden bestand bis tief in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts nicht darin, daß dieser die Sklaverei verwarf, jener nicht, sondern darin, daß jener der Sklaverei bedurfte, dieser nicht. Im Süden war der Sklave unentbehrlich im Produktionsprozeß. Die Sklaverei aufheben, hieß, die ganze bestehende Produktionsweise unmöglich machen. Im Norden war dagegen der Sklave ein bloßes Luxusobjekt; er verrichtete Lakaiendienste. Der Bauer bedurfte seiner nicht. Die meisten Sklaven fanden sich in New York, wo die reichen Handelsherren saßen. Für den Produktionsprozeß war da der Sklave überflüssig, seine Emanzipation brachte nicht die geringste Aenderung in demselben hervor.

Wenn der Kampf gegen die Sklavenhalter schließlich ein Kampf gegen die Sklaverei wurde, so geschah es nicht um der Neger willen, die der großen Mehrzahl der Bevölkerung der Nordstaaten höchst gleichgiltig waren. Es geschah, um sich der Sklavenhalter zu erwehren, deren ganze Macht auf der Sklaverei beruhte. Daß aber, als es so weit kam, sich auf Seite der Nordstaaten alle Jene stellten, die, ohne das geringste materielle Interesse an deren Sieg zu haben, aus wissenschaftlichen, idealen oder sentimentalen Beweggründen Gegner der Sklaverei waren; daß namentlich das europäische Publikum den ganzen Kampf fast ausschließlich vom Standpunkt der Sklavenemanzipation aus betrachtete, ist natürlich.

Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück, von dem uns das interessante Gebiet, das wir eben gestreift, etwas allzuweit, wie wir fürchten, abgelenkt hat.

Die Bauern erfochten den Sieg über die Sklavenbarone. Der Löwenantheil seiner Früchte fiel den Kapitalisten in den Schoß. Schon der Krieg selbst hatte diejenigen bereichert, denen die Lieferungen für die Armeen zugefallen waren, und die Nothwendigkeit, große Massen von Kriegsmaterial in kurzer Zeit herbeizuschaffen, hatte die Großindustrie sehr gefördert. Noch mehr geschah dies durch das System des Hochschutzzolls, dessen Einführung durch den Sezessionsversuch und die Niederlage des freihändlerischen Südens ermöglicht wurde, und gegen den auch die Bauern nichts einzuwenden hatten, da die Kriegskosten eine gewaltige Vermehrung der Staatseinnahmen nothwendig machten und die Erhöhung der Zölle als die auch für die landwirthschaftliche Bevölkerung bequemste Art derselben erschien.

Im Fiskaljahr 1859/60 ergaben die Zölle eine Einnahme von 53 Millionen Dollars, 1865/66 dagegen 179 Millionen.

Unter dem Schutze des Kriegstarifs, der bis vor Kurzem noch in Kraft stand, entwickelte sich die Industrie mächtig.

Vergleicht man das Jahrzehnt vor Einführung des Hochschutzzolls mit dem folgenden, so findet man nachstehende Verhältnißzahlen.

Digitized by Google

Es betrug in der Industrie die Zunahme

	1850—1860	1860—1870
der Zahl der Fabriken	14,15 Prozent	79,55 Prozent.
der Zahl der Arbeiter	37 „	56,04 „
des angelegten Kapitals	89,38 „	109,75 „
der Jahressumme des Arbeitslohns	60 „	104,70 „
der Jahressumme des Werths des Rohmaterials	85,83 „	141,22 „
der Jahressumme des Werths der Fabrikate .	85,05 „	124,42 „

Dabei ist zu bemerken, daß 1850 und 1860 die Bergwerke, Steinbrüche und Fischereien noch zur Industrie gerechnet wurden, 1870 nicht mehr, so daß also die Steigerung in der Periode 1860—70 noch größer ist, als oben angegeben.

Die Industrie Amerikas hatte vor den durch Zölle geschützten Industrien der anderen Länder den Vortheil voraus, daß ihr innerer Markt sich mit größter Rapidität erweiterte, Dank der Einwanderung und den ungeheuren Flächen herrenlosen Landes bester Qualität, die die Union in sich schloß und die eine rasche Zunahme der landwirthschaftlichen Bevölkerung und der für diese thätigen Klassen ermöglichten. Von 1860—1880 wuchs die Bevölkerung der Union von 31 auf 50 Millionen; in den letzten dreißig Jahren hat sie sich mehr als verdoppelt. Sie beträgt gegenwärtig 62 Millionen. Die Bevölkerung Englands, das von 1860—1880 ebenfalls einen großen wirthschaftlichen Aufschwung zu verzeichnen hatte, wuchs in dieser Zeit blos von 29 Millionen auf 35 Millionen. Die Bevölkerung des Deutschen Reichs vermehrte sich seit 1871 bis heute um etwa 17 Prozent, die der Vereinigten Staaten um circa 60 Prozent.

Noch ein weiterer günstiger Umstand kam der amerikanischen Industrie besonders zu Gute: Die Vereinigten Staaten sind wohl das einzige Land, in dem unter dem System hoher industrieller Schutzzölle die Landwirthschaft dahin kam, zu einem mächtigen exportirenden Produktionszweig zu werden. Die Umstände, unter denen sie produzirte, waren so günstige, daß sie die Vertheuerung der Produktionskosten durch den Schutzzoll mehr als wett machten. Noch war viel Boden so gut wie umsonst zu haben; dabei war er ungemein fruchtbar, so daß er auch ohne Düngung reiche Ernten lieferte; eine Reihe von Kapitalsauslagen, die der deutsche Landwirth zu machen hatte, entfiel damit. Dazu kam noch eine hohe Entwicklung der landwirthschaftlichen Maschinerie und endlich last but not least, das Fehlen des Militarismus. Die Einnahmen aus den Schutzzöllen dienten nicht, wie in Europa, dazu, einen ungeheuren Heeresetat großzuziehen, der, abgesehen von den Geldsummen, die er verschlingt, jährlich hunderttausende fleißiger Hände brach legt. Die Schutzzölle lieferten Ueberschüsse, die zur Tilgung der Staatsschuld verwendet wurden, und es ermöglichten, die inneren Abgaben immer mehr und mehr zu reduziren. Die inneren Steuern warfen im Fiskaljahr 1865/66 309 Millionen Dollars ab, 1871/72 nur noch 130 Millionen, 1884/85 112 Millionen. Sie verminderten sich um 60 Prozent, indeß die Bevölkerung ungefähr in dem gleichen Verhältniß sich vermehrte. 1865/66 entfielen auf den Kopf fast 10, 1884/85 nur noch 2 Dollars innere Abgaben. Die Verzinsung der Staatsschulden erforderte 1867/68 147 Millionen Dollars, 1884/85 nur noch 51 Millionen. In dieser Zeit ist der Betrag der Staatsschulden um 1260 Millionen Dollars reduzirt worden. Die Wirkungen des Schutzzollsystems waren also in Amerika andere als die, welche es jetzt in Europa zu Tage fördert, und so darf es uns nicht wundern, daß die amerikanische Landwirthschaft trotz dieses Systems in den siebziger Jahren als übermächtiger Kon-

Digitized by Google

kurrent auf dem Weltmarkt auftreten konnte. Die rasch steigenden Exportziffern des amerikanischen Getreides aus dieser Zeit haben wir bereits im ersten Artikel mitgetheilt. Der Aufschwung der Landwirthschaft wurde wiederum zu einem mächtigen Förderungsmittel der Industrie.

Aber trotzdem die rasche Vermehrung der Bevölkerung und der riesenhafte Aufschwung der Landwirthschaft Verhältnisse erzeugten, die einzig in ihrer Art waren, und die dem Schutzzoll Bedingungen schufen, wie sie auch nur annähernd so günstig kein einziger Industriestaat Europas aufzuweisen hat, muß auch für die amerikanische Industrie die Zeit kommen, wo die Zollschranken aus einem Schutzwall zu einem beengenden Hemmniß werden, dessen Beseitigung ihr eigenes Interesse aufs Dringendste heischt; diese Zeit muß um so eher kommen, je wirksamer bisher der Zollschutz gewesen; ja, wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß diese Zeit schon gekommen ist.*)

Wie rasch die industrielle Produktion der Vereinigten Staaten seit der Einführung des Hochschutzzolls gestiegen ist, zeigen folgende Zahlen:

	1860	1880
Industrielle Etablissements	140433	253852
Investirtes Kapital (Dollars)	1009855715	2790272606
Männliche Arbeiter über 16 Jahre	1040349	2019035
Weibliche Arbeiter über 15 Jahre	270897	531639
Kinder	nicht berichtet	181921
Arbeitslöhne (Dollars)	378878966	947953795
Werth der Rohmaterialien (Dollars)	1031605092	3396823549
Werth der Produkte (Dollars)	1885061676	5369579191
Der Durchschnittswerth des Jahresproduktes eines Etablissements (Dollars)	13429	21152

Innerhalb zwanzig Jahren wuchs die Zahl der industriellen Unternehmungen um 80 Prozent. Gleichzeitig aber stieg die Durchschnittsleistung jedes einzelnen Unternehmens um 57 Prozent, der Werth des jährlichen Gesammtprodukts nahm um 184 Prozent zu, er verdreifachte sich fast. Die gleichzeitige Zunahme der Bevölkerung betrug nicht ganz 70 Prozent.

Die industrielle Entwicklung von 1880—1890 wird man erst an der Hand des nächsten Zensus genauer verfolgen können. Zu zeigen, wie lebhaft sie gewesen, genügen einige Angaben über die wichtigsten Industrien. Am großartigsten war der Aufschwung der Roheisenproduktion in den Vereinigten Staaten.

Dieselbe betrug (Tonnen):

1870	1880	1885	1886	1887	1888	1889	1890 1. Hälfte
1900000	3897000	4529869	6365328	7187206	7260507	8516079	5169737

Die Gesammtproduktion für 1890 dürfte 10 Millionen Tonnen wohl übersteigen, denn in der ersten Hälfte des Jahres wird in der Regel weniger Roheisen produzirt, als in der zweiten (1888: 1. Hälfte 3382503, 1889: 1. Hälfte 4100995 Tonnen u. s. w.).

Das Wachsthum ist kolossal: Innerhalb eines Jahrzehnts hat sich die Roheisenproduktion der Union um 180 Prozent gesteigert, fast verdreifacht, innerhalb fünf Jahren mehr als verdoppelt.

Nicht so schnell, aber immerhin viel rascher als im alten Europa, ging das Wachsthum der Kohlenproduktion vor sich.

---

*) Schon 1888 hat das Engels ausgesprochen in seiner von uns bereits erwähnten Abhandlung über „Freihandel und Schutzzoll" („Neue Zeit" 1888, S. 297).

Digitized by Google

Man förderte (Tonnen) in:

	1872	1880	1883	1888	Zunahme in Prozenten 1883—1888	Zunahme in Prozenten 1872—1888
Großbritannien	125 500 000	149 300 000	166 200 000	172 600 000	+3,8	+37,5
Deutschland .	42 300 000	59 200 000	70 200 000	81 900 000	+16,7	+93,5
Ver. Staaten .	45 700 000	70 300 000	95 800 000	117 800 000	+22,8	+158,3

Aehnlich entwickelte sich die Baumwollindustrie. Der Konsum von Baumwolle (in Ballen à 400 Pfd.) betrug:

	Vereinigte Staaten	Gesammt-Europa	Indien
1884/85 . .	1 900 900	6 688 000	584 000
1885/86 . .	2 278 000	7 093 000	630 000
1886/87 . .	2 423 000	7 334 000	711 000
1887/88 . .	2 530 000	7 637 000	772 000
1888/89 . .	2 685 000	7 839 000	871 000
1889/90 . .	2 731 000	8 304 000	930 000
Zunahme von 1884/85 bis 1889/90	43,1%	24,1%	59,2%

Nur noch auf einen Industriezweig sei hingewiesen, die Bierbrauerei. Es wurde Bier produzirt in:

	Vereinigte Staaten			Deutsches Reich	
1862/63 . .	62 205 365	Gallonen*)	—	—	Hektoliter
1872/73 . .	298 633 000	„	1872 . .	32 945 000	„
1884/85 . .	584 561 606	„	1882/83 .	39 250 000	„
1888/89 . .	661 660 142	„	1888 . .	47 336 000	„
Zunahme 1872—1888	121,6%			43,6%	

Diesem industriellen Aufschwung entsprechend, hat denn auch die Ausfuhr von Industrieprodukten im letzten Jahrzehnt sehr zugenommen, im Gegensatz zur Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse.

Vom Export der Union entfielen auf Produkte der

	Landwirthschaft		Industrie	
	Dollars	Prozent	Dollars	Prozent
1870 . .	361 288 483	79,34	47 921 154	10,53
1880 . .	685 961 091	83,25	79 510 447	9,65
1888 . .	500 840 086	73,23	130 300 087	19,05
1889 . .	532 141 490	72,87	138 676 507	18,99

Von 1870 bis 1880 nahm die industrielle Ausfuhr im Vergleich zu dem kolossalen Aufschwung der landwirthschaftlichen ab, wenn sie auch absolut stark zunahm (um 65%). Seitdem ist jene absolut und relativ stark gewachsen, indeß diese nicht blos relativ, sondern auch absolut sehr zurückging.

Aber wie bei uns, wird auch in Amerika die Ausfuhr vielfach auf Kosten der inländischen Konsumenten betrieben. Die Extraprofite, die der Schutzzoll im Inland ermöglicht, werden aufgewendet zur Herabsetzung der Preise im Ausland. Der Konsument innerhalb der Zollgrenze bezahlt die Kriegskosten, die der Konkurrenzkampf außerhalb derselben mit sich bringt.

Die „New Yorker Staatszeitung" hat die Preise verglichen, die Firmen der Vereinigten Staaten für dasselbe Produkt im Inland und in den spanisch-amerikanischen Ländern fordern.

*) Gallone = 3,78 Liter.

Digitized by Google

Sie fand folgende Differenzen:

	Spanischer Preis	Amerikanischer Preis
Advance Pflug	Doll. 9.—	18.—
Advance Pflug	„ 4.—	8.—
Heuwender	„ 30.—	45.—
Mähmaschine	„ 40.—	65.—
Fahrender Rechen	„ 17.—	25.—
Cumming Futter-Maschine	„ 60.—	90.—
Schneidemaschine Nr. 2	„ 28.—	40.—
„ „ 1	„ 16.—	28.—
Clipper Schneidemaschine	„ 9.50	18.—
Hebel „	„ 4.25	8.—
Cultivator	„ 22.—	30.—
Sweep	„ 60.—	90.—

Das ist das Endresultat des „Schutzes der nationalen Arbeit"! Der „geschützte" Farmer hat seine Werkzeuge um 30 und selbst 50 Prozent theurer zu bezahlen, als sein Konkurrent im Ausland.

Indeß, die Manier, durch besondere Schröpfung des inländischen Konsumenten die Mittel zu erhalten, um trotz der durch den Schutzzoll gesteigerten Produktionskosten auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu bleiben, ist nur für eine beschränkte Anzahl der Industrien möglich und auch für diese nur in beschränktem Maße. Sie ist blos ein nothdürftiges Palliativ für eine Industrie, die dem Zollschutz entwachsen ist, um auf dem Weltmarkt trotz dieses die Produktionskosten vertheuernden „Schutzes" konkurrenzfähig zu sein; ein Palliativ, das um so unwirksamer wird, je mehr die Produktion für den Export die für den inneren Markt zu überwiegen beginnt. Eine Industrie, deren Produktionsfähigkeit die Aufnahmsfähigkeit dieses Marktes bedeutend überschritten hat, die darauf angewiesen ist, einen erheblichen Theil ihrer Erzeugnisse im Auslande abzusetzen, kann nicht durch besondere Uebervortheilungen ihrer Kunden im Inland, sondern nur durch die Beseitigung aller künstlichen Methoden der Vertheuerung der Produktionskosten eine solide und dauernde Grundlage ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt erlangen.

So lange der Zollschutz aber besteht, übt er auf einen ihm entwachsenen Industriezweig einen förmlichen Zwang aus, sich die Exportmöglichkeit durch übertriebene Preise im Inland zu erhalten — Preise, zu deren Erlangung die Vereinigung aller oder wenigstens der maßgebendsten Unternehmer des betreffenden Produktionszweiges erforderlich ist. Dieselbe Kartellirung, zu der der Schutzzoll drängt, erleichtert er aber auch durch Ausschließung der auswärtigen Konkurrenz. Er vermindert die Zahl der Unternehmer, die sich zu verständigen haben und schafft für sie ein künstliches Monopol. So erzeugt der Schutzzoll von einer gewissen Entwicklungsstufe an die Atmosphäre, in der die Kartelle gedeihen.

Durch die Kartelle und Ringe werden aber nicht nur die Konsumenten, sondern auch jene Industriellen geschädigt, die Produktionszweigen angehören, welche zur Kartellirung noch nicht reif sind. Die Folgen des Zollschutzes beginnen ihnen verderblicher zu werden, als die auswärtige Konkurrenz unter dem System des Freihandels es könnte. Der Schutzzoll wird von da an überflüssig und schädlich, nicht blos für die höher entwickelten, sondern auch für die zurückgebliebenen Industriezweige.

Wo einmal Kartelle und Ringe sich breit machen, da ist es höchste Zeit, dem Freihandel zuzusteuern, soll nicht die Nation und die nationale Produktion tiefen Schaden leiden.

Daß gerade in Amerika im letzten Jahrzehnt die Unternehmerverbände am Lustigsten in die Höhe schossen und immer mehr Industriezweige völlig monopo-

Digitized by Google

lisirten, ist bekannt. Die industriellen Zustände wurden geradezu unerträglich, nicht nur für die Arbeiter, auch für das konsumirende Publikum, ja, für einen großen Theil der Industriellen selbst. Die Zeit, wenn nicht für völligen Freihandel, so für Milderung der Schutzzölle schien gekommen. Die freihändlerische Agitation wurde in der That stärker und dadurch begünstigt, daß die hohen Einnahmen aus den Zöllen geradezu zu einer Quelle von Verlegenheiten für die bürgerlichen amerikanischen Politiker wurden, die nur eine „soziale Reform" kannten, zu der die großen Ueberschüsse im Budget verwendet werden konnten — die Inaugurirung einer ganz ungerechtfertigten und höchst kostspieligen Währungspolitik im Interesse der Besitzer der Silberbergwerke.

Bei der Präsidentenwahl von 1884 unterlagen die schutzzöllnerischen Republikaner den freihändlerischen Demokraten. Zum ersten Male seit dem Sezessionskrieg kamen diese wieder ans Ruder unter Cleveland. Die ganze politische und ökonomische Entwicklung ließ erwarten, daß die Tage der Schutzzollpolitik für die Vereinigten Staaten gezählt seien.

Da wiederholte sich eine ähnliche Ueberraschung, wie sie den Deutschen ein Jahrzehnt vorher passirt war: Der Ansturm der Freihändler mißlang; bei den Wahlen von 1888 siegten die Republikaner; Präsident, Senat und Repräsentantenhaus gehörten ihnen. An Cleveland's Stelle trat Harrison, und Blaine, der hervorragendste Vertreter der chauvinistischsten Zollpolitik wurde Staatssekretär und die Seele der Regierung, und an die Stelle der erwarteten und durch die Verhältnisse gebotenen Milderung des Zolltarifs trat eine Verschärfung desselben, die Mac Kinley Bill, die jetzt Gesetzeskraft erhalten hat. (Schluß folgt.)

Im Zeitalter des Stahls.

Von **Bernhard Berbst.**

Vor einigen Monaten wurde die Brücke über den Firth of Forth in Schottland, durch welche der Weg zwischen dem Süden und dem Norden Großbritanniens um ein Beträchtliches abgekürzt ist, dem Verkehr übergeben. Der Reisende, der nunmehr in den schnellsten Eisenbahnzügen der Welt über dieselbe hinwegeilt, wird nicht gewahr, daß die Pfeiler dieser Brücke sich hundert Meter über den Wasserspiegel erheben, daß die Spannweite einen halben Kilometer überschreitet, kurzum: daß er sich auf dem mächtigsten metallischen Bauwerke befindet, welches die moderne Ingenieurkunst vollendet hat. Die ganze Größe dieses Kolosses lernt man nur kennen, wenn man ihn in genügender Entfernung von einem Schiffe oder vom Ufer aus betrachtet und die Bewunderung für das Genie seiner Erbauer erleidet durch die Kritik, welche der Aesthetiker an den Linien der Brücke üben mag, kaum einen Eintrag. Aber noch in anderer Hinsicht ist die Forth-Brücke merkwürdig: sie ist ganz aus Stahl erbaut, der damit endgiltig über seine Vorgänger und Rivalen, Guß- und Schmiedeeisen, triumphirt hat. Kein Wunder darum, wenn die englische Presse die Vollendung der Brücke zugleich darum feierte, weil wir damit definitiv in das Zeitalter des Stahls eingetreten seien.

Freilich legen wir heute dem Worte „Stahl" eine etwas andere Bedeutung bei, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Bekanntlich unterscheiden sich die in Bezug auf ihre mechanischen Eigenschaften so weit von einander abweichenden Formen, in welchen das Eisen in der Industrie vorkommt, in chemischer Hinsicht

Digitized by Google

zunächst nur durch ihren größeren oder geringeren Gehalt an Kohlenstoff. Das Schmiedeeisen enthält davon weniger als zwei Tausendstel, Stahl 2—24 und das Roh- und Gußeisen 20—40 Tausendstel des Gesammtgewichtes. Im Roheisen ist der Kohlenstoff theils chemisch gebunden, theils nur aufgelöst als Graphit vorhanden; man unterscheidet, je nachdem die eine oder die andere Form überwiegt oder beide in ungefähr gleichem Grade vertreten sind, weißes, graues und halbirtes Roheisen. Es ist merkwürdig, welche Verschiedenheit der mechanischen Eigenschaften mit diesen anscheinend so geringen Differenzen der chemischen Zusammensetzung einhergeht. Freilich treten in das Eisen der Industrie auch größere oder geringere Mengen anderer Metalle und nichtmetallischer Elemente — welch letztere den Kohlenstoff zum Theil oder ganz verdrängen können — ein, wie andererseits die genauere mikroskopische und chemische Untersuchung auch feinere Verschiedenheiten der Konstitution kennen gelernt hat; doch können wir hiervon zunächst absehen. Die charakteristischen mechanischen Eigenschaften der drei Eisensorten sind Jedermann bekannt: das Gußeisen, wie sein Name besagt, schmelzbar, läßt sich — namentlich das graue — zum Gießen verwenden, da es bei nicht zu hoher Temperatur vollkommen flüssig wird und selbst feinere Details der Form mit Schärfe ausfüllt; es ist also sowohl zur Herstellung großer Werkstücke wie kleiner dekorativer Gegenstände geeignet. Es ist hart, aber zerbrechlich und läßt sich daher weder mit dem Hammer bearbeiten, noch dehnen oder biegen. Den Gegensatz hierzu bildet das Schmiedeeisen, welches bei geringerer Härte bedeutende Festigkeit besitzt, sich in der Kälte wie in der Hitze mit dem Hammer bearbeiten und schweißen läßt; dasselbe galt bis vor Kurzem als unschmelzbar. Die werthvollen Eigenschaften beider vereinigt endlich der Stahl; er ist schmelzbar und schmiedebar, bei bedeutender Festigkeit und Elastizität; die Schmelzung verleiht ihm ferner ein gleichförmiges Gefüge, welches dem Schmiedeeisen abgeht. Als charakteristische Eigenschaft des Stahls galt ferner lange Zeit die Härtbarkeit: zum Glühen erhitzt und darauf durch Eintauchen in Wasser oder andere Flüssigkeiten rasch abgekühlt, verliert er seine Elastizität, wird spröde und zerbrechlich und erlangt eine außerordentliche Härte; durch „Anlassen", d. h. durch erneutes Erhitzen auf eine minder hohe Temperatur und langsame oder rasche Abkühlung gelingt es dann, jede gewünschte Zwischenstufe der Härte und Elastizität zu erzielen.

Mehr und mehr werden heute die geschilderten scharfen Unterscheidungen der verschiedenen Eisensorten hinfällig: das Schmiedeeisen ist geschmolzen worden und andererseits wird ein Metall mit kaum zwei Tausendsteln Kohlenstoff erzeugt, welches sich gleichwohl härten läßt, also trotz seines geringen Kohlenstoffgehaltes wirklicher Stahl ist, wogegen die heute in so ausgedehntem Maßstabe produzirten milden Stahlsorten, welche als Konstruktionsmaterial Verwendung finden, sich nicht härten lassen, also nach der alten Unterscheidung kein Stahl sind, während ihr Kohlenstoffgehalt und ihre sonstigen Eigenschaften sie gleichwohl in diese Kategorie verweisen. Dennoch ist die alte Klassifizirung um der Einfachheit und Bequemlichkeit willen beibehalten worden, und wenn auch die Härtbarkeit kein Charakteristikum mehr sein mag, so läßt sich als Stahl eine Varietät des Eisens bezeichnen, welche hinsichtlich des Kohlenstoffgehaltes zwischen beiden Extremen steht und die mechanischen Vorzüge beider in gesteigertem Maße in sich vereinigt. Bei der stetig wachsenden Bedeutung, welche gerade die Massenstahlsorten erlangt haben, sei es uns gestattet, die Verfahren zu ihrer Herstellung näher zu schildern. Zuvor jedoch noch ein Wort über die älteren Methoden.

Am frühesten bekannt war ohne Zweifel das Schmiedeeisen, da es sich aus reinen Erzen am leichtesten erhalten läßt. Solche Erze, im Wesentlichen aus

Digitized by Google

Eisenoxyd, also einer Verbindung von Eisen mit Sauerstoff, bestehend, geben beim Glühen mit Kohle den Sauerstoff leicht an letztere, welche verbrennt, ab; es bedarf dazu weder besonders hoher Temperaturen noch komplizirter Oefen. Mit der wachsenden Größe der letzteren wurden auch höhere Temperaturen erreicht und so, bei stärkerem Zusatz von Kohlenstoff, auch Stahl und schließlich selbst Gußeisen gewonnen. Solcher „Rennstahl" wird heute nur noch bei primitiven Völkern fabrizirt, allgemein bildet das Roh- oder Gußeisen den Ausgangspunkt für die Herstellung der übrigen Eisensorten, da aus minder reinen Erzen mit den Hilfsmitteln der modernen Industrie gerade dieses sich am leichtesten abscheiden läßt. Da nun der Stahl in Bezug auf den Kohlenstoffgehalt zwischen Roh- und Schmiedeeisen steht, so bieten sich, um zu denselben zu gelangen, verschiedene Wege: man kann dem Roheisen Kohlenstoff entziehen, oder diese Entziehung bis zur Fabrikation von Schmiedeeisen treiben und diesem dann wieder Kohlenstoff zuführen, oder man kann Roheisen und Schmiedeeisen, auch Roheisen und reines Eisenerz, zusammenschmelzen.

Um dem Schmiedeeisen Kohlenstoff zuzuführen, werden Barren des ersteren, in Holzkohlenpulver oder kohlehaltige Materialien eingepackt, in geschlossenen Gefäßen geglüht; dabei dringt merkwürdiger Weise, obschon die Schmelztemperatur nicht erreicht wird, der Kohlenstoff bis ins Innere der Barren ein. Der so erhaltene Stahl, Zementstahl genannt, ist noch durch Umschmelzen von Schlackenresten zu reinigen, bildet aber dann auch die vorzüglichste Stahlsorte, weil er nicht in direkte Berührung mit den Flammengasen getreten ist und weil die Verunreinigungen des Roheisens schon bei der Ueberführung desselben in Schmiedeeisen entfernt wurden. Der Zementstahl bildet daher das Material für feine Werkzeuge, nicht aber für Massenartikel, da die umständliche Produktion große Kosten bedingt. Für Massenfabrikation ist der Weg der Entkohlung des Roheisens, derselbe, der in weiterer Verfolgung bis zum Schmiedeeisen führt, besser geeignet. Das Verfahren kann für beide Zwecke identisch sein: Roheisen wird im Flammofen eingeschmolzen und dabei der verbrennenden Wirkung der Feuergase ausgesetzt; fährt man so lange fort, bis nahezu aller Kohlenstoff des Roheisens verbrannt ist, so erhält man Schmiedeeisen, bei früherem Einhalten dagegen Stahl. Es ist aber nicht leicht, an diesem Punkte einzuhalten und so ist es erklärlich, daß dieser Prozeß, Puddelprozeß genannt, der Stahlgewinnung erst dienstbar wurde, nachdem er schon ein halbes Jahrhundert für das Schmiedeeisen eingeführt war. Im Vergleich mit dem Zementirungsverfahren bildet derselbe insofern schon einen Fortschritt, als er größere Quantitäten auf einmal zu bewältigen gestattet; aber den heutigen Anforderungen genügt auch dieser Weg nicht mehr. Zur rechten Zeit kam daher der Bessemerprozeß, welcher eine wahre Umwälzung hervorrief.

Henry Bessemer's Erfindung datirt aus dem Jahre 1855. Im folgenden Jahre beschrieb er dieselbe vor der „British Association" als ein „Verfahren, um Stahl und Roheisen ohne Brennmaterial zu erzeugen" — ein Titel, welcher bei den englischen Technikern zunächst nur Kopfschütteln hervorrief. In der That handelt es sich auch keineswegs um Beseitigung des Brennmaterials, sondern es ist nur das Roheisen selbst, resp. der in ihm enthaltene überschüssige Kohlenstoff und andere Beimengungen, welche das Brennmaterial abgeben. Das Verfahren selbst ist heute so bekannt, daß wir es kaum näher zu beschreiben brauchen: durch geschmolzenes Roheisen wird ein Luftstrom gepreßt, welcher die in ersterem enthaltene Kohle und fremden Elemente in wenigen Minuten so vollständig verbrennt, daß ein erneuter Zusatz von Roheisen nothwendig ist, um den richtigen

Digitized by Google

Prozentsatz an Kohlenstoff wiederherzustellen. Die Ausführung geschieht in jenen gewaltigen schmiedeisernen, mit feuerfesten Steinen ausgekleideten birnförmigen Gefäßen, welche, um eine Achse drehbar, zunächst geneigt werden, um die Beschickung mit geschmolzenem Roheisen aufzunehmen. Hierauf wird die „Bessemerbirn" oder der „Konverter" wieder aufgerichtet und durch die Oeffnungen am Boden ein Luftstrom gepreßt. Silizium und Mangan verbrennen zuerst und bilden eine Schlacke, dann kommt die Reihe an den Kohlenstoff; unter heftigem Kochen schlägt eine gewaltige Flamme empor, deren Beobachtung den Verlauf des Prozesses zu verfolgen gestattet. Wenn die Flamme am Verlöschen ist, so weiß man, daß aller Kohlenstoff verbrannt ist; um dieses Zuviel wieder gut zu machen, wird die Birne aufs neue geneigt und empfängt einen Zusatz an geschmolzenem Spiegeleisen, einem Roheisen, welches sehr reich an Kohlenstoff und dem dem Eisen nahestehenden Metalle Mangan ist. Wiederum erscheint die Flamme, welche den Vorgang der chemischen Verbindung anzeigt; nachdem dieselbe verlöscht ist, wird der fertige Stahl in Formen gegossen. Die Konverter werden gewöhnlich paarweise betrieben; jeder derselben faßt 10, manchmal auch 15 Tonnen Roheisen und 20 bis 25 Minuten reichen hin, um dieselben in Stahl zu verwandeln.

Wie alle großen Neuerungen, so hatte auch der Bessemerprozeß bei seinem ersten Auftreten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch genügten wenige Jahre, um ihm einen vollständigen Erfolg zu verschaffen. Uebrigens blieb er nicht lange alleinherrschend, denn bald darauf begründete Karl Wilhelm Siemens ein anderes Verfahren, welches ebenfalls Stahl in größten Mengen zu erzeugen gestattet. Der Siemens-Martin-Prozeß (in Gemeinschaft mit dem Franzosen Martin ausgearbeitet), sowie der später von Siemens allein patentirte Prozeß unterscheiden sich allerdings in chemischer Hinsicht nicht wesentlich von anderen, älteren Verfahren: geschmolzenes Roheisen wird unter Zusatz von Schmiedeeisenabfällen oder von reinen Eisenerzen in gewöhnlicher Weise in Stahl verwandelt. Die Neuerung betrifft das gasförmige Brennmaterial und das von Karl Wilhelm zusammen mit seinem Bruder Friedrich Siemens herrührende Regenerativsystem. Indem man die Steinkohlen in einem besondern Ofen zunächst durch die Hitze ihrer eigenen unvollständigen Verbrennung in Gas verwandelt und nur dieses mit dem geschmolzenen Metall in Berührung kommen läßt, vermeidet man die Verunreinigung des letzteren durch Aschenbestandtheile; zugleich wird erst dadurch das Regenerativsystem möglich. Letzteres bezweckt, die Hitze der aus dem Ofen abziehenden Verbrennungsgase nicht unbenutzt verloren gehen zu lassen; dieselbe wird in sinnreicher Weise dazu verwendet, die für die Fortdauer der Verbrennung erforderliche Luft, wohl auch das gasförmige Brennmaterial selbst, vorzuwärmen; man erzielt so eine wesentliche Ersparniß an Brennmaterial und gleichzeitig viel höhere Temperaturen. Dadurch ist es möglich, die Stahlerzeugung im offenen Flammenofen vorzunehmen, die kostspieligen Tiegel zu ersparen und große Quantitäten Metall — bis 20, ja mitunter 30 Tonnen — auf einmal zu bearbeiten. Allerdings nimmt das Verfahren 6—8 Stunden in Anspruch, also viel mehr als der Bessemerprozeß; es läßt sich dafür aber auch besser kontroliren und genau dann abschließen, wenn das Produkt die gewünschten Eigenschaften erlangt hat. So hat sich der Siemensstahl, wenn auch in geringerem Umfange produzirt als der Bessemerstahl, doch neben diesem einen ehrenvollen Platz zu erringen gewußt.

Noch aber ist nicht Alles erreicht. Die geschilderten Methoden liefern sämmtlich nur dann ein gutes Produkt, wenn das Ausgangsmaterial, das Roheisen, von entsprechender Qualität ist. Bekanntlich enthält dieses aber stets mehr oder

Digitized by Google

minder erhebliche Mengen fremder Stoffe, nämlich andere Metalle (wir gedachten bereits des Mangans), sowie Silizium, das Element der Kieselsäure, und Phosphor. Fremde Metalle, namentlich Mangan, Chrom und Nickel, sind unter Umständen sogar sehr erwünscht, dagegen sind Silizium und Phosphor der Qualität des Stahls ungemein schädlich. Das erstere läßt sich zum Glück beim Bessemerprozeß leicht verbrennen und als Kieselsäure in die Schlacke überführen; dagegen blieben zunächst alle Versuche, den Phosphor aus dem Roheisen zu entfernen, fruchtlos und die Massenstahlgewinnung schien daher auf phosphorfreie Materialien beschränkt, während namentlich in Deutschland ein großer Theil der Erze und ebenso das aus diesen gewonnene Roheisen, erhebliche Mengen Phosphor enthält. Erst 1878 fanden die Engländer Thomas und Gilchrist ein Verfahren zur Entphosphorung des Roheisens, welches der Stahlgewinnung neue Rohmaterialien zugeführt hat. Bei dem bisherigen Verfahren gelingt nämlich die Beseitigung des Phosphors nur deshalb nicht, weil die durch seine Verbrennung entstehende Phosphorsäure durch das flüssige Eisen immer sofort wieder zersetzt wird. Um das zu verhindern, ist dieselbe alsbald nach ihrer Entstehung der Wirkung des letzteren zu entziehen; man muß ihr Stoffe darbieten, welche sie chemisch zu binden vermögen. Solche Stoffe sind die von den älteren Chemikern als „Basen" bezeichneten, z. B. Kalk und Magnesia. Anstatt des bisherigen „sauren" Herdfutters, d. h. der kieselsäurereichen feuerfesten Steine, mit welchen die Bessemerbirn oder die Sohle des Siemens'schen Ofens ausgekleidet wurde, verwenden daher die genannten Erfinder ein an Kalk und Magnesia reiches „basisches" Herdfutter; außerdem werden Kalk und Magnesia der Beschickung des Ofens zugesetzt. Diese anscheinend geringfügige Veränderung hat gleichwohl einen durchschlagenden Erfolg; der Phosphor wird vollständig beseitigt. In England macht sich das Bedürfniß nach diesem Verfahren noch nicht sonderlich geltend, desto mehr aber in Deutschland. Das Verfahren kommt gleichzeitig der Landwirthschaft zu gute; die bei demselben abfallenden „Thomasschlacken" bilden wegen ihres Gehaltes an phosphorsaurem Kalk ein geschätztes Düngmaterial, welches namentlich für die norddeutschen Moore sehr geeignet ist; 1888 wurden davon in Deutschland zirka 300 000 Tonnen verbraucht.

Trotz dieser Abänderungen und Neuerungen ist übrigens für die Erzeugung von Stahl in größtem Umfange der Bessemerprozeß in seiner ursprünglichen Gestalt noch immer weitaus herrschend geblieben. 1887 wurden in England allein zwei Millionen, in der ganzen Welt über sieben Millionen Tonnen Bessemerstahl produzirt, während die anderen Verfahren nicht den vierten Theil dieses Betrages lieferten. Wie wir bereits zu Eingang bemerkten, ist übrigens dieser „Massenstahl" von dem, was man früher unter Stahl verstand, wesentlich verschieden. So läßt er sich in der Regel nicht härten und besitzt überhaupt nicht diejenigen mechanischen Eigenschaften, welche für feine und besonders harte Werkzeuge erforderlich sind. Für solche ist man daher großen Theils bei den alten Verfahren stehen geblieben, soweit nicht völlig neue Stahlsorten, wie Chromstahl und Nickelstahl, das Feld erobert haben. Der Massenstahl dagegen hat vermöge seines gleichförmigen Gefüges, seiner überlegenen Festigkeit und Elastizität im Verein mit der Fähigkeit, durch Guß beliebige Formen anzunehmen, das Schmiedeeisen mehr und mehr verdrängt. Vor Allem im Eisenbahnbetriebe. Wir gedachten bereits der Forth-Brücke, zu deren Oberbau über 40 000 Tonnen Stahl verwendet wurden. Neben diesem einzig dastehenden Kolosse giebt es natürlich eine Menge kleinerer und kleinster stählerner Brücken. Die Eisenbahnschienen ferner, welche ursprünglich nur aus Schmiedeeisen bestanden, erhielten mit der

Digitized by Google

Zeit zunächst einen Stahlkopf und werden heute ganz aus Stahl gewalzt, weil nur dieses Material der gesteigerten Inanspruchnahme durch Zahl und Gewicht der heutigen Züge zu widerstehen vermag. Nahezu die Hälfte der englischen Stahlproduktion dient zu diesem Zwecke; Stahlschienen kosten zwar mehr als schmiedeeiserne, sie halten dafür aber auch weit länger. Die gleiche Erwägung hat dazu geführt, den Querschnitt der Schienen stetig zu vergrößern; bricht sich doch selbst die Goliathschiene des Belgiers Sandberg immer mehr Bahn, obschon sie bei gleicher Länge dreimal so viel wiegt, wie die Schienen auf der ersten Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. Auch das rollende Material der Eisenbahnen wird immer mehr aus Stahl statt aus Schmiedeeisen angefertigt. Die Radreifen machten den Anfang einer Umwandlung, die sich immer weiter erstreckt.

Einen wahren Eroberungszug hat der Stahl ferner im Schiffbau aufzuweisen. Hier war es die Kriegsmarine, welche das Signal gab, aber auch die Handelsmarine ist ihr bald nachgefolgt. Interessant sind in dieser Hinsicht die Ausweise unserer größten Schiffswerft, des „Vulkan" in Stettin. In England wurden ferner 1887 nach Lloyds Registry 200 000 Tonnen Stahl und nur 24 000 Tonnen Schmiedeeisen zum Dampfschiffbau verwendet. Stählerne Dampfer können leichter gebaut werden, besitzen also eine größere Tragfähigkeit als schmiedeeiserne, bei bedeutend geringerem Kohlenverbrauch für gleiche Geschwindigkeit. In der Kriegsmarine ist natürlich der Stahl vor Allem um seiner größeren Festigkeit willen werthvoll, seitdem die gesteigerte Durchschlagskraft der Geschosse einen ausgiebigeren Schutz, wenigstens der exponirten Theile des Schiffes, nothwendig machte. Freilich hat hier der Stahl auch seine Nachtheile. Dem Schmiedeeisen fehlt die Härte, es bietet dem Geschosse keinen genügenden Widerstand, während der Stahl sich zwar härten läßt, dabei aber auch spröde wird und beim Aufschlagen der Geschosse leichter in Stücke springt. Man suchte diesem durch die Verbundpanzerplatten abzuhelfen, deren Innenseite aus Schmiedeeisen, Außenseite aus Stahl besteht und welche die Vorzüge beider Materialien in sich vereinigen sollten. Neuere Fortschritte lassen freilich Vielen wieder die ganz stählernen Panzerplatten als besser erscheinen, während nach Anderen, wenigstens für stabile Befestigungen, die gußeisernen Hartgußplatten den besten Schutz gewähren sollen. Einen anderen Zweig der Kriegsmarine bilden ferner die Torpedoboote, welche, ganz aus dünnen Stahlplatten gebaut, Leichtigkeit mit Festigkeit verbinden.

Einmal im Gebiete des Krieges, haben wir natürlich auch der Geschütze und Geschosse zu gedenken, für welche — brauchen wir doch nur an den Namen Krupp zu erinnern — ebenfalls der Stahl das bevorzugte Material bildet. Die Krupp'schen Kanonen werden übrigens ausschließlich aus Tiegelstahl gegossen, der hier in größtem Maßstabe erzeugt wird — ein zwar kostspieliges Verfahren, welches dafür aber ein um so besseres Produkt liefert. Für die Geschosse bevorzugt man in Frankreich besondere Stahlsorten, welche neben dem Eisen noch gewisse andere Metalle, wie Chrom, Wolfram, Nickel enthalten; dieselben verleihen ihm eine besondere Härte, so daß selbst gewöhnlicher Stahl keinen sicheren Schutz mehr bieten soll. Es bleibt abzuwarten, wie nun die Panzerfabrikanten diesem neuesten Fortschritte begegnen werden.

Es versteht sich von selbst, daß die Bearbeitung so gewaltiger Werkstücke, wie sie namentlich Krieg und Marine beanspruchen, ganz besonderer Hilfsmittel bedarf. Die mächtigsten Dampfhämmer von 100 Tonnen in Creuzot und Terni sind vereinzelt geblieben und werden es voraussichtlich bleiben, da die Technik andere Wege eingeschlagen hat. Der Stoß eines solchen Giganten ist zu plötzlich

Digitized by Google

und von zu geringer Dauer, um seine Wirkung vollkommen bis ins Innere eines großen Metallblockes zu erstrecken. Die hydraulische Schmiedepresse, von Haswell in Wien erfunden, aber erst von Whitworth in England in die Praxis eingeführt, wirkt langsamer und sicherer als der Dampfhammer, dem sie darum immer mehr den Rang abläuft. Sie gestattet ferner den Guß direkt unter Druck vorzunehmen, wodurch die Bildung von Höhlungen in dem Gußstück verhindert und ein durchaus gleichförmiges Gefüge erzielt wird. Wir sehen in England solche Pressen, welche einen Druck von Tausenden von Tonnen hervorbringen; das gewaltigste Exemplar jedoch, mit einer Kraft von 10 000 Tonnen, befindet sich in Rußland.

Neue Gebiete für die Verwendung des Stahles eröffnen sich ferner durch die Herstellung von Stahlröhren. Bereits finden wir aus Platten gebogene und genietete Röhren in vielen Fällen statt der gußeisernen, z. B. bei der neuen Liverpooler Wasserleitung; aber auch für viele andere Zwecke ist die Form der Röhre, welche Leichtigkeit mit Festigkeit verbindet, massiven Profilen vorzuziehen. Wir haben früher in diesen Spalten die geniale Erfindung der Gebrüder Mannesmann in Remscheid geschildert, welche ein massives Werkstück durch Walzen direkt in eine nahtlose Röhre verwandelt. Nach längeren Vorbereitungen ist dieses Verfahren nunmehr definitiv in die Praxis getreten und man geht nicht fehl, wenn man von demselben eine neue Ausbreitung der Herrschaft des Stahls erwartet.

Feuilleton.

Der große Kritiker.

(Schluß.)

Novelle von **Herbert Clarke**. Aus dem Englischen von Regina Bernstein.

Drittes Kapitel.

Es war einige Wochen nach diesem Besuch, als eines Abends Crichton, der eine Zeitlang von London abwesend gewesen, Lomax im Klub traf und eine Unterhaltung mit ihm begann.

„Da ich gerade daran denke", warf er nach einer Weile dazwischen, „Sie kennen, wie ich glaube, den jungen Middleton? Ich möchte ihn einmal sprechen. Ist er in der Stadt?"

„Den jungen Middleton?" wiederholte Lomax. „Sie haben sicherlich doch gehört? —"

„Ich bin soeben erst von Paris zurückgekehrt", erwiderte Crichton, „und habe noch keine Neuigkeiten gehört. Hoffentlich ist nichts Unangenehmes vorgefallen?"

„Doch, doch", rief Lomax aus. „Er ist sehr krank — sogar lebensgefährlich."

„Das thut mir wirklich leid zu hören", sagte Crichton ruhig. „Was fehlt ihm?"

„Ach, das ist das Traurigste dabei", erwiderte Lomax. „Er wollte seine Kousine heirathen — ein liebenswürdiges Mädchen — haben Sie sie gekannt?"

Crichton schüttelte den Kopf.

„Ich kannte sie sehr gut", rief Lomax aus. „Sie war ein reizendes Geschöpf, ich hätte es nie für möglich gehalten. Doch das ist's ja — auf Weiber

Digitized by Google

ist kein Verlaß. Nun gut, eines Morgens geht sie aus, um Besorgungen zu machen, und kommt nicht mehr zurück! Des Abends jedoch sendet sie einen Brief, worin sie sagt, daß sie nie aufhören werde, ihn zu lieben und mehr solches Zeugs, aber sie halte es für das Beste, ihn nicht zu heirathen. Sie sei wohin gegangen, wo sie geschützt und wohl aufgehoben sei, und er solle keinen Versuch machen, sie zu finden."

„Was für eine geheimnißvolle Geschichte", sagte Crichton nachdenklich. „Und wie nahm Middleton es auf?"

„O, er war anfänglich ganz rasend. Nun hat er ein Nervenfieber, und es steht sehr schlimm mit ihm. Er hatte sich in der letzten Zeit überarbeitet und war folglich nicht in einem Zustand, einen solchen Schlag zu ertragen."

„Der arme Bursche", bemerkte Crichton theilnahmsvoll. „Gerade jetzt, wo es ihm gut ging. Es ist wirklich traurig. Aber es muß doch sicherlich irgend ein Grund für die Flucht der jungen Dame vorliegen?"

„Ja", erwiderte Lomax zustimmend. „Middleton's Mutter war durchaus gegen die Heirath und pflegte das arme Mädchen gehörig damit zu quälen, glaube ich. Er beschuldigt sie hauptsächlich, und thatsächlich soll nach Empfang des Briefes eine schreckliche Szene zwischen ihnen stattgefunden haben. Er klagte sie sogar an, das Mädchen vertrieben zu haben; doch das ist sicher eine Uebertreibung."

„Zweifellos", stimmte Crichton zu.

„Doch das geheimnißvollste ist", fuhr Lomax fort, „daß Niemand eine Idee hat, wo sie hingegangen sein mag. Sie hat nicht Geld, wenigstens ist's nicht der Rede werth, und absolut keine Erfahrung. Mir kommt es vor, als stecke mehr dahinter, als es auf den ersten Anblick den Anschein hat. Ich fürchte, sie ist in schlechte Hände gefallen."

„Mag sein", sagte Crichton mit der Miene eines tief in Gedanken Versunkenen, „und dennoch sehe ich nicht ein, weshalb dies eigentlich der Fall sein sollte. Ein Inserat in einer der Tageszeitungen — „eine Gesellschafterin sucht Stellung" oder etwas derartiges — „Antwort postlagernd zu senden" — die Sache ist einfach genug, wenn man sie genau bedenkt. Doch hoffentlich wird Middleton bald wieder auf dem Damm sein. Glauben Sie, er würde es gern sehen, wenn ich ihn besuchte?"

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daran zu denken", erwiderte Lomax. „Es wäre indeß nur eine leere Höflichkeit, da Sie nicht vorgelassen werden."

Zwei Herren schlossen sich ihnen an, und die Unterhaltung nahm eine andere Richtung. Crichton jedoch blieb sehr nachdenklich und entfernte sich früh.

„Nervenfieber also", dachte er, während er davon ging. „Auf so etwas war ich kaum gefaßt — obgleich, Alles in Allem, ich mir keinen Vorwurf zu machen habe, wenigstens bis jetzt nicht. Ich habe aufs Beste gehandelt — das heißt — im Interesse aller Betheiligten, wie Geschäftsleute zu sagen pflegen; und wenn er stirbt, nun, das geht eigentlich mich nichts an. Aber sie darf von seiner Krankheit nichts erfahren, denn sie würde wie der Blitz zurück sein."

Eugen's Körper widerstand jedoch dem Fieber und nach drei Monaten schwerer Krankheit und langwieriger Rekonvaleszenz konnte er das Bett wieder verlassen, aber erst, nachdem ihn ein neuer Schlag getroffen. Seine Mutter starb verhältnißmäßig plötzlich; ihr Ende war wahrscheinlich durch die Angst um ihn beschleunigt worden, und so kehrte er in eine Welt zurück, die keinen Platz für ihn zu haben schien. Andere Leute verrichteten an den verschiedenen Journalen, mit denen er in Verbindung gestanden, seine Arbeit, und ihm schien es,

Digitized by Google

als sei er schon halb vergessen. Außerdem hatten seine Aerzte ihm gerathen, sich für mindestens ein Jahr jeder anstrengenden und andauernden Arbeit zu enthalten. Seine Ersparnisse waren durch seine lange Krankheit und durch die Ausgaben, die der Tod der Mutter verursacht hatte, erschöpft — er war thatsächlich ohne Mittel. Was sollte er thun?

„Es wäre besser gewesen, ich wäre gestorben", sprach er bitter zu sich selbst, und nicht ohne Grund. In dem kurzen Zeitraum eines Vierteljahrs waren ihm die Braut — die Mutter — die Gesundheit — und die Hoffnung auf eine helle Zukunft geraubt worden, und — was er nicht einmal wußte — durch die Machenschaft desselben Mannes, dem er sich am tiefsten verpflichtet glaubte. Und gerade bei diesem Manne suchte er jetzt Hilfe in seinem Unglück.

Crichton empfing ihn mit großer Freundlichkeit und sagte, er wolle die Sache überdenken und sehen, was zu thun sei. So weit wäre wohl Jeder gegangen, doch Crichton ging weiter. Noch vor Ablauf einer Woche schrieb er Eugen, bestimmte ihm in der Redaktion des „Unparteiischen" eine Zusammenkunft und als Eugen zur angegebenen Zeit pünktlichst sich einstellte, fand er ihn in einem großen, neben der Redaktion gelegenen Zimmer allein.

„Ich habe soeben etwas gehört, was wie für Sie geschaffen wäre", begrüßte er Eugen. „Der Eigenthümer eines der besten Wochenblätter von Melbourne in Australien hat an Herrn Honeyball, als Redakteur des „Unparteiischen", geschrieben und ihn gebeten, einen Mann hinauszusenden, der den literarischen Theil des Blattes übernehmen könne. Er bemerkt besonders, daß die Arbeit eine leichte ist und Zeit zu anderer Thätigkeit läßt. Das Gehalt beträgt für den Anfang 300 Pfund im Jahr und Herr Honeyball hat vollkommen freie Hand. Ich habe Herrn Honeyball gesagt, daß ich Sie für den Posten geeignet halte, und er hat mich deshalb beauftragt, Ihnen sogleich das Anerbieten zu machen. Doch übereilen Sie sich nicht, es ist ein ernsthafter Schritt, der überlegt sein will. Sie wissen ja: „mein Heimatland leb' wohl", und so weiter. Ueberlegen Sie es einen Tag — besprechen Sie es mit Ihren Freunden — und lassen Sie mich Ihre Antwort morgen früh wissen."

Eugen's Augen wurden feucht; er war von der überstandenen Krankheit noch schwach und weich. Er ergriff gerührt die Hände des großen Kritikers.

„Das Alles haben Sie für mich gethan, ich weiß es", sagte er. „Sie sind der beste Freund, den ich je besaß, und Sie sind außer Lomax der Einzige, der mir geblieben ist. Natürlich nehme ich das Anerbieten dankbar an. Es ist kein Grund, es zu überlegen. Ich werde nur zu glücklich sein, hinweg zu kommen. Hier erinnert mich doch Alles an verlorenes Glück — an meine Mutter — an —. Doch ich vergaß; Sie wissen nicht, was geschehen."

„Ich habe durch Lomax davon gehört", bemerkte Crichton, mit einem Papiermesser hin und herfuchtelnd, und er blickte unbehaglich zur Thür an seiner linken Seite.

„Ach!" sagte Eugen mit einem Ausdruck der Erleichterung, „das ist mir lieb — ich hätte nie zu Ihnen davon sprechen können; doch da Sie davon wissen, muß ich eine Frage an Sie stellen — Sie haben ein reifes Wissen und große Weltkenntniß, während ich sehr unwissend bin und noch wenig gesehen habe: Sagen Sie mir, warum ging sie fort?"

„Ich kenne, wie Sie wissen, die Einzelheiten nicht", erwiderte Crichton etwas ungeduldig. Und wiederum ruhten seine Augen auf der Thür links.

„Glauben Sie nicht", fuhr Eugen, der zu erregt war, um diese Zeichen der Ungeduld zu bemerken, fort, „glauben Sie nicht auch, daß sie den Gedanken

Digitized by Google

gefaßt hat, eine Heirath könne meine Laufbahn schädigen und daß sie sich deshalb opferte?"

„Es ist möglich", meinte Crichton zweifelnd. „Doch wer hätte ihr einen solchen Gedanken beibringen können?"

„Doch — doch — das war es", rief Eugen mit wachsender Erregung aus. „Und es war meine Mutter, die es that. Arme Mutter — arme Lucy! Welch' verhängnißvoller Irrthum! Und doch handelten Beide im besten Glauben, dessen bin ich gewiß. Wo kann sie sein? Warum kommt sie nicht zurück? Ach, wenn sie nur wüßte, wie krank ich gewesen — wenn sie mich jetzt nur sehen könnte! Doch ich habe Aufrufe in den Zeitungen veröffentlicht — ich habe Privatnachfragebureaux in Bewegung gesetzt — ich habe Alles, was mir nur einfiel, gethan, und kann doch nicht die geringste Spur von ihr entdecken. Manchmal fürchte ich, daß sie todt ist —"

„Das glaube ich nicht", sagte Crichton. „Sie hätten sicher von ihrem Tod gehört." Die Thür, auf die er noch immer starrte, knarrte hörbar.

„Doch warum kommt sie nicht zurück?" fragte Eugen leidenschaftlich. „Glauben Sie, daß sie jemals zurückkommen wird?" fügte er in einem anderen Ton hinzu; „denn wenn ich erwarten dürfte, daß irgend eine Aussicht darauf vorhanden sei, würde ich augenblicklich dies Anerbieten ausschlagen."

„Ich kann nicht behaupten", erwiderte Crichton nach einigem Zögern, „daß ich noch viel Hoffnung auf ihre Rückkehr setze. Sicherlich hat sie sich irgendwo niedergelassen, und der erste Schmerz der Trennung ist vorüber. Doch selbst wenn es sicher wäre, daß sie zurückkommt, würde ich Ihnen nicht empfehlen, eine solche Chance wie diese ist, auszuschlagen. Sie können ja Lomax — oder mir selbst — oder Herrn Honeyball, besser noch uns allen dreien, den Auftrag ertheilen, sie, wenn sie zurückkehrt, zu veranlassen, daß sie Ihnen folgt, und so —"

„Der Himmel belohne Sie für all' Ihre Güte gegen mich", unterbrach Eugen, seinem Wohlthäter lebhaft die Hand schüttelnd.

„Still, still", wehrte Crichton ab, „Sie machen ein großes Wesen über Nichts. Kommen Sie morgen Nachmittag zu Herrn Honeyball, und er wird den Kontrakt zum Unterzeichnen bereit haben."

Als Eugen gegangen war, traten aus der Thür zur Linken, aus dem „Allerheiligsten" des Redakteurs, wo sie während der Unterredung verborgen gewesen waren, Frau Glynn und Herr Honeyball. Frau Glynn wischte ihre Augen, die ganz geröthet waren.

„Der arme Kerl — der arme Kerl" — rief sie gerührt aus; „es ist die ergreifendste Geschichte, die ich je gehört. Mein Taschentuch ist durch und durch naß. Und was für ein schöner Bursche er ist, und wie krank er aussieht!"

„Ich begreife nicht, wie Sie ihn sehen konnten", brummte Crichton. Er war entschieden dagegen gewesen, daß die Unterredung behorcht werden sollte, doch wo Frau Glynn in Betracht kam, galten seine Einwendungen gewöhnlich nichts.

„O!" rief der Redakteur lachend, „Frau Glynn mußte durchs Schlüsselloch sehen. Sie behauptete, solch' angenehme Stimme müsse einem schönen Mann gehören. Ich glaube, sie hat sich durchs Schlüsselloch in ihn verliebt."

„Sicherlich hab' ich das", gab die Dame unerschrocken zurück. „Wäre ich zwanzig Jahre jünger, so wäre es für meinen Gatten eine ernste Sache. Armer Junge! Ich wollte, ich könnte ihm seine Liebste zurückschaffen. Welch' unleidliche Närrin muß das Mädchen gewesen sein, ihn zu verlassen! Irgend welche Wahnideen von Selbstaufopferung, die sich in ihrem kleinen Köpfchen festgesetzt haben, darauf möchte ich schwören." Und wiederum trocknete sie sich die Augen,

Digitized by Google

während Crichton mit seinem Papiermesser spielte und ärgerlich und gelangweilt aussah.

„Ich schrieb Ihnen heut Morgen", sagte er endlich, wie um das Thema zu wechseln. „Ich legte eine Einsendung ein, die uns Jemand geschickt, der da glaubt, einen Irrthum in Ihrem letzten Buch gefunden zu haben, doch ich denke, der Mann ist zu gescheit gewesen und hat wieder einmal Amerika entdeckt. Wenn Sie uns seinen Brief mit einer Bemerkung, was Sie darüber denken und gesagt haben möchten, zurücksenden wollen, können wir Beides zusammen noch in dieser Nummer bringen."

„Danke schön", erwiderte Frau Glynn. „Aber angenommen, es ist nicht Amerika, sondern ein wirklicher Irrthum? Was immerhin nur zu wahrscheinlich ist."

„O dann", fiel Honeyball ein, „nehmen wir eben keine Notiz davon. Das ist ganz einfach."

„In allen Geschäften sind gewisse Kniffe erlaubt, nur nicht im Literaturgeschäft", bemerkte Frau Glynn.

„Meine verehrte Frau, die Literatur ist kein Geschäft, sondern eine Kunst", protestirte Honeyball, „und zudem eine von den höchsten Künsten."

Doch Frau Glynn, die im Weggehen war, sagte nur „Possen" und disputirte nicht weiter.

„Frau Glynn hat übrigens Recht", bemerkte der Redakteur, als die Dame gegangen war.

„Ganz recht, soweit sie in Betracht kommt", spottete Crichton.

„Ich dachte, Sie seien ihr Freund!" rief Honeyball überrascht.

„Nun ja, das bin ich", sagte Crichton noch immer spöttisch. „Der Teufel soll sie holen", und er ging und schlug die Thür hinter sich zu.

„Sonderbarer Kerl", sprach Honeyball zu sich selbst. „Doch er besitzt mehr Herzensgüte, als ich dachte. Er benimmt sich großartig gegen diesen Middleton — der doch, im Grunde genommen, ihn nichts angeht." Und Honeyball begann wiederum mit dem losen Geld in seiner Tasche Kopf und Schrift zu spielen.

Als Crichton am Abend seine Wohnung betrat, fühlte er sich sehr zufrieden. „Es ist wirklich besser so, als wenn der Bursche gestorben wäre", sprach er zu sich. „Ich werde ihr erzählen, daß er eine Anstellung in Melbourne angenommen hat, woraus sie schließen wird, daß er sie vollständig vergessen hat. Dann wird meine Zeit kommen. Wenn er erst wohlbehalten auf hoher See ist, gehe ich hinüber und sehe sie wieder. Das wird der dritte Besuch in den letzten zwei Monaten sein. Freilich glaube ich, daß sie sich nicht so geschmeichelt fühlt, als sie sollte — und ich weiß nicht einmal, ob sie so viel Mühe, wie ich dran wende, werth ist — immerhin, das Ende ist in Sicht. Wenn ich nur erst den Jungen los geworden, den zu vergessen sie sich hartnäckig weigert! Das Uebrige wird sich leicht machen lassen."

Hier begann Crichton sich eine Zigarrette zu rollen. Plötzlich hielt er an — es kam ein schneller Schritt die Treppe herauf. Ein heftiges Klopfen an der Thür. Aergerlich erhob er sich.

„So spät am Abend! Wer kann es sein?" Er riß die Thür auf und sagte unwirsch: „Wer ist da?"

Frau Glynn trat ins Zimmer, ihre volle Figur in einen Kautschuk-Regenmantel gehüllt, der im Lampenlicht feucht glitzerte. Sie hielt ein zusammengefaltetes Papier in einer Hand und ihr Antlitz hatte einen Ausdruck, den Crichton nie früher bei ihr gekannt.

Digitized by Google

„Was im Namen alles Wunderbaren" — begann er, doch sie unterbrach ihn.

„Das ist die Einsendung, die Sie mir geschickt haben", sagte sie, einen Brief hochhaltend.

„Ach, die Entdeckung Amerikas", bemerkte er gleichgiltig. „Das lohnte wirklich nicht der Mühe. Die Sache hätte bis morgen Zeit gehabt."

„Nein, Robert Crichton, sie hätte nicht bis morgen Zeit gehabt", erwiderte die Dame in langsamem, gemessenem und bestimmten Ton. „Ich konnte nicht schlafen, ehe ich Ihnen gesagt, daß Sie meines Erachtens der verächtlichste, herzloseste, erbärmlichste Schurke sind, der auf Erden herumschleicht."

Crichton stand und starrte sie an, wie vom Schlage gerührt. Er sprach nicht — er bewegte sich nicht, und sie fuhr fort:

„Nach alledem was ich heut' Nachmittag gehört — nach all der Dankbarkeit und all den Segenswünschen des armen Jungen, dies zu lesen — dies —", sie hielt ihm das Papier vors Gesicht, „und dahinter zu kommen, daß Sie — Sie ganz allein, die Ursache des ganzen Elends sind. Mein Gott, ich begreife nicht, wie er mir noch ins Gesicht blicken kann!"

Crichton's Gesichtszüge wechselten mehrmals, während Frau Glynn sprach — von Verdutztheit zum Verdacht, von diesem zur Wuth. Schließlich entriß er ihr mit einer plötzlichen raschen Bewegung das Blatt, warf einen Blick darauf und verstand nun Alles.

Statt des dem „Unparteiischen" zugesandten Briefes, hatte er den letzten Brief von Lucy Middleton mitgeschickt. „Sie sei glücklich zu hören, daß der geliebte Eugen gut vorwärts komme und daß es ihm auch gesundheitlich gut gehe. Sie hätte gefürchtet, er würde sich anfänglich etwas grämen — doch er habe ja seine Arbeiten als Trost. Sie sei früher manchmal eifersüchtig auf seine Arbeit gewesen — nun sei sie dankbar dafür. Es überraschte sie, daß er so viel ausgehe — ja sogar Bälle besuche — er, der nicht tanze. Sie nehme jedoch an, er treffe dort interessante Menschen. Herr Crichton habe in den letzten zwei Briefen ganz vergessen, ihrer Tante zu erwähnen. Sei dieselbe wohl? Sie danke bestens für das schöne Geschenk, welches jedoch viel zu elegant für sie sei. Sie müsse auch Herrn Crichton bitten (dreimal unterstrichen), dies nicht wieder zu thun. Sie sei ihm schon viel zu sehr verpflichtet. Sie danke ihm auch noch einmal für den letzten Spaziergang, den sie zusammen unternommen, sowie dafür, daß er sie in den Louvre geführt, und für das Frühstück im Palais Royal. Wenn Herr Crichton wirklich sobald wie er andeute, wieder käme, so bäte sie ihn, einige der jüngst veröffentlichten Artikel Eugens mitzubringen. — Mit ihren Schülerinnen werde sie jetzt ganz gut fertig, sie spreche das Französische ohne viel Mühe, auch glaube sie, kräftiger geworden zu sein, wenn auch der Arzt ihr immer noch Medizin verordne ꝛc. ꝛc."

Er überschaute den Brief rasch und warf ihn hinweg. Er hielt es nicht der Mühe werth, eine Erklärung zu versuchen, aber er begegnete Frau Glynn's Augen mit insolenter Geringschätzung.

„Und so", sagte sie, ohne zurückzuweichen, „war auch die Darstellung über die Umstände des Verschwindens der hübschen Madge Hartley nur zu wahr. Und Sie kamen damals klagend zu mir und bezeichneten Alles als eine böswillige Verleumdung — und ich war Närrin genug, Ihnen zu glauben. Was für ein Wicht Sie sind!"

Er war schon vorher blaß gewesen, doch bei der Erwähnung des Namens Madge Hartley wurde er grün und stieß einen Fluch hervor. Aber er bezwang sich noch einmal und erlangte im nächsten Augenblick seine Selbstbeherrschung wieder.

Digitized by Google

„Bah", sagte er, „Schmähungen thun mir nicht weh. Denken Sie, was Ihnen beliebt — sagen Sie, was Sie wollen — aber sagen Sie es draußen."

„Darauf können Sie sich verlassen, daß ich es thue", gab die Dame zurück. „Wenn London Ihnen in einigen Tagen nicht zu heiß wird, soll es nicht meine Schuld gewesen sein."

„Ich habe nun genug davon", brach er wüthend hervor. „Ich trotze Ihnen. Thun Sie Ihr Schlimmstes!"

„Die Hälfte davon ist schon gethan", sagte sie. „Middleton und Lomax sind schon auf dem Wege nach der in diesem Briefe angegebenen Adresse."

Er warf sich auf sie wie ein wildes Thier; er erhob seine geballte Faust, fürchterliche Flüche zwischen den Zähnen herausstoßend; er sah aus, als wollte er sie ermorden. Doch in diesem Augenblick faßte eine starke Hand ihn von hinten am Kragen und warf ihn wirbelnd nach der anderen Seite des Zimmers, wo er in einem Winkel liegen blieb.

„Das geht nicht so einfach", sagte der Besitzer der Hand mit einer tiefen Baßstimme. „Kommen Sie heraus mit mir, mein Herr."

Crichton erkannte den selten gesehenen und noch seltener gehörten Herrn Glynn, einen großen, kräftig gebauten Mann von seemännischem Aussehen, und dachte wohl, es sei für ihn gerathener, zu bleiben, wo er sich augenblicklich befand.

„Annie", sagte Herr Glynn, als er sah, daß Crichton sich nicht bewegte; „erwarte mich draußen, ich bin sehr bald bei Dir." Und als seine Frau gegangen, näherte er sich dem zusammengesunkenen Kritiker, und über ihn gebeugt, sprach er mit rauher Feierlichkeit:

„Ich würde Ihnen anrathen, sobald als möglich London behufs einer kleinen Erholungstour zu verlassen, Herr Crichton. Sie scheinen mir etwas überarbeitet zu sein. Und meiner Meinung nach ist schlechtes Wetter im Anzuge."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Crichton befolgte den Rath und war einige Monate in London unsichtbar; doch auf Eugens dringenden Wunsch wurde die ganze Sache sorgsam vertuscht, und als Crichton zurückkehrte, erinnerte ihn nur wenig an sein Mißgeschick. Die Glynns, Eugen und sein Weib sowie Lomax waren die einzigen Personen, die wirklich die ganze Geschichte kannten, und wie viel auch immer Andere vermutheten, so konnten sie doch ihre Vermuthungen nie bestätigt erhalten.

Eugens frühe Heirath hat seine, so erfolgreich begonnene Laufbahn keineswegs unterbrochen. Sie bewirkte vielmehr das Gegentheil dessen, was die Weisen und Klugen prophezeit, die stets Unrecht haben, wie Frau Glynn, die energische Befürworterin dieses ehelichen Wagstücks, behauptet.

Crichton ist nach wie vor „der große Kritiker". Doch die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß er bei der Mehrheit des lesenden Publikums seitdem gerade als Entdecker Eugens berühmt ist, und es wird als krassestes Beispiel menschlicher Undankbarkeit bezeichnet, daß Eugen Middleton sich beharrlich weigert, mit dem Mann zu sprechen oder irgendwo zusammen zu treffen, der mehr wie ein Anderer dazu beigetragen, daß er seine jetzige angesehene Stellung inne hat.

Und um den Kontrast zwischen wahrer Großmuth und ihrem Gegentheil noch zu erhöhen, wird gewöhnlich hinzugefügt, daß Crichton sich noch nie über dieses unwürdige Betragen beklagt habe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 8. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Friedrich Engels.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Am 28. November dieses Jahres wird Friedrich Engels siebzig Jahre alt. In kein glorreicheres Jahr hätte sein siebzigster Geburtstag fallen können: Der Winter brachte den 20. Februar, der Frühling den 1. Mai, der Herbst die verschiedenen Kongresse, die die Macht und Einheitlichkeit des sozialistischen Gedankens so glänzend dokumentirten und ihm neue Gebiete eröffneten. — Erfüllt jeden von uns Jüngern schon ein Rückblick auf die vielen Siege, die uns die ersten 10 Monate des Jahres gebracht, mit stolzester Freude, welche Genugthuung darf erst unser Veteran empfinden, der seit fünf Jahrzehnten am Kampfe theilnimmt, der an der Wiege der Sozialdemokratie gestanden hat und der einer der Schöpfer der Grundlagen gewesen ist, auf denen sie erstarkte und ihre Siege erfocht.

Aber nicht blos Siege hat Engels in seiner langen Laufbahn als Parteimann mitgemacht, er hat auch Niederlagen der Sache erlebt, für die er kämpfte: den Niedergang des Chartismus, das Scheitern der Revolutionen von 1848 und 1849, die Niederschlagung der Kommune von Paris, den Zerfall der „Internationale“, das Sozialistengesetz in Deutschland: Schläge, so wuchtig, daß, so

Digitized by Google

oft einer derselben das Proletariat traf, nicht nur seine Gegner aufjubelten in der Erwartung, es für immer niedergeworfen zu sehen, sondern auch die schwachmüthigeren seiner Freunde die Kourage verloren und meinten, nun sei Alles aus. Engels gehörte zu denen, die nie die Flinte ins Korn warfen und er hatte stets die Genugthuung, die Sache, die er vertrat, nach der Niederlage sich mächtiger und herrlicher als je zuvor wieder erheben zu sehen, gleich dem Riesen Antäus, dem aus jeder Niederwerfung neue Kräfte erwuchsen.

Die Anfänge der wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit von Friedrich Engels fallen zusammen mit den Anfängen der Theorien und Bestrebungen, aus denen die moderne internationale Sozialdemokratie erstanden ist, und von da an sind seine Geschicke unzertrennlich mit ihren Geschicken verbunden gewesen. Würde Engels seine Memoiren schreiben, sie würden zur Geschichte unserer Partei werden; außer Marx hat Niemand die internationale Sozialdemokratie mehr beeinflußt als er.

Man könnte vielleicht meinen, die Annahme eines solchen Einflusses widerspreche eben der Theorie, die Marx und Engels eigenthümlich ist, der materialistischen Geschichtsauffassung. Das ist jedoch nicht der Fall.

Diese Auffassung sagt wohl, daß die Entwicklung der Gesellschaft durch bestimmte materielle, vom Wollen des Einzelnen unabhängige Ursachen bedingt wird, sie sagt jedoch nicht, daß sie selbstthätig, ohne Eingreifen der Einzelnen vor sich gehe. Die Gesellschaft ist kein Organismus in physiologischem Sinne, sondern blos eine Vereinigung von Personen, und jede Veränderung in ihr muß durch Personen bewirkt werden. Die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise zum Beispiel geht nach bestimmten Gesetzen vor sich, aber nicht von selbst: sie setzt voraus, daß die Erfinder immer wieder neue technische Fortschritte hervorrufen, daß die Kapitalisten schachern und spekuliren u. s. w. Die soziale Entwicklung ist nicht von der Thätigkeit der Einzelnen unabhängig, sondern blos von dem Wollen der Einzelnen. Wenn Jemand morgen eine Maschine erfände, die etwa neun Zehntel aller Bergarbeiter überflüssig machte, so würde dieser Einzelne die Geschicke der Gesellschaft sicher aufs Höchste beeinflussen. Aber welche Absichten er bei Erfindung dieser Maschine hegt, ist für die gesellschaftliche Entwicklung höchst gleichgiltig.

Die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung ist durch die materiellen Verhältnisse unverrückbar gegeben. Aber die Art und Weise, wie sie vor sich geht, und die Schnelligkeit ihres Fortschrittes ist bis zu einem gewissen Grade von der Thätigkeit der Einzelnen abhängig.

Es sind aber die Menschen nicht gleich. Schon von Natur aus sind sie verschieden begabt; diese Verschiedenheiten verschwinden jedoch in dem Klassenstaat vor den Ungleichheiten, die die Verschiedenheit der sozialen Stellung mit sich bringt. Je größer die Macht oder der Einfluß des Einzelnen im Staat und in der Gesellschaft, desto größer auch seine Kraft, durch sein Thun (nicht durch sein Wollen) die gesellschaftliche Entwicklung zu fördern oder zu hemmen, die Leiden und Opfer, die sie heischt, zu mindern oder zu mehren.

Die Einen beeinflussen die historische Entwicklung durch die Machtmittel, die ihr Amt ihnen verleiht, sei es, daß sie hinein geboren oder gewählt werden. Andere wirken auf sie vermöge ihres Reichthums. Es gibt aber auch Menschen, die großen Einfluß erringen durch ihre besondere, die durchschnittliche weit überragende Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse oder durch ihre besondere Fähigkeit, zerstreute, isolirte Kräfte zu einer Gesammtkraft zu vereinigen. Verfügen diese Menschen auch selbst über keine Machtmittel, so können sie doch die Entwicklung sehr beschleunigen und ihre Opfer verringern, wenn sie von Irrwegen

Digitized by Google

ablenken, von dem Anstreben unerreichbarer oder nutzloser Ziele abhalten, wenn sie die Kraft einer in der Richtung der Entwicklung vorwärts drängenden Bewegung vermehren, indem sie ihr Stetigkeit, Zielbewußtsein und Einheit verleihen.

Je größer die Klassengegensätze in einer Gesellschaft, je größer in Folge dessen die Ueberlegenheit an Macht, Reichthum und Wissen Einzelner über die Masse, desto mehr muß die Geschichte der Entwicklung dieser Gesellschaft die Geschichte des Wirkens einzelner Personen sein — eines Wirkens, das freilich nur verständlich wird, wenn man seine materiellen Grundlagen kennt.

Noch nie sind die Klassengegensätze so schroff gewesen, wie in diesem Jahrhundert, noch nie vorher sind so große Massen dem Einfluß und der Macht Einzelner unterlegen: vielleicht noch nie haben daher Einzelne eine so wichtige Rolle gespielt, wie in der Geschichte unserer Zeit. Ein Napoleon, ein Rothschild, ein Darwin, ein Marx — so sonderbar die Zusammenstellung klingen mag — jeder von ihnen hat unleugbar das Gepräge dieser Zeit beeinflußt — der eine geräuschvoll, der andere still, aber nicht weniger tief.

Aber noch in anderer Weise sind die einzelnen in der Geschichte hervorragenden Persönlichkeiten für den Historiker von Bedeutung: nicht blos als wirkende Kräfte, sondern auch als Symptome des Zustandes der Massen und Klassen, auf die sie wirkten. Aus den Personen, die in einer Klasse oder Partei sich wohl fühlen, die in ihr zur Geltung kommen, kann man auf die betreffende Klasse oder Partei selbst schließen. Napoleon I., Napoleon III., Boulanger — diese Aufeinanderfolge der Heroen des französischen Philisters charakterisirt dessen moralischen und politischen Niedergang im Laufe dieses Jahrhunderts. Der Einfluß Bismarck's ist ebenso charakteristisch für die deutsche Bourgeoisie, wie der von Marx und Engels für das deutsche Proletariat. Wenn unsere Gegner unsere Führer beschimpfen, so wissen sie, warum sie das thun: in den Einzelnen wollen sie die Partei treffen, welche diese an ihre Spitze berufen hat.

Aber das Proletariat darf stolz sein auf seine Vorkämpfer: ihre Tüchtigkeit bezeugt der Welt die seine.

Wie ist aber die Individualität jedes Einzelnen zu erklären? Auch sie ist im Grunde ein Produkt der materiellen Verhältnisse, ebenso wie die Gesellschaft; die Tendenzen und Leistungen des Einzelnen werden bestimmt durch seine physiologischen Anlagen und die Einwirkungen seiner Umgebung, seines „milieu". Dies Milieu selbst wird wieder gebildet von Personen, die theils direkt, theils durch ihre Schriften das Individuum beeinflussen, sowie von natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Beeinflußt das Individuum bis zu einem gewissen Grade die Gesellschaft, so wird es auch bis zu einem gewissen sehr hohen Grade von ihr beeinflußt.

Auch bei Engels, ebenso wie bei Marx, läßt sich der Einfluß ihres Milieu wenigstens in ihren Anfängen verfolgen.

Engels kam in Barmen als Sohn eines Fabrikanten zur Welt. Erst kurz vorher waren die Rheinlande preußisch geworden (1815), nachdem die sie bildenden Gebiete zwanzig Jahre lang thatsächlich, der größte Theil derselben eine Zeit lang auch formell französisch gewesen. In der ganzen Provinz herrschten dieselben französischen Sympathien, dieselben Antipathien gegen die neuen Herren, die preußischen Junker, wie etwa heute im Elsaß. Die Traditionen der großen französischen Revolution waren da noch in voller Kraft und ihnen verdankte wohl Engels die Keime seines Verständnisses und seiner Begeisterung für die Revolution. Schon früh zeigte sich in ihm ein revolutionärer Enthusiasmus, der ihm eine Beamtenkarrière unerträglich erscheinen ließ. Er wurde Kaufmann (ein

Digitized by Google

Jahr vor dem Abiturientenexamen), aber ohne in seinem Beruf aufzugehen. Sowohl in Bremen als Volontär (seit 1838), wie auch später in Berlin als Einjährig-Freiwilliger und endlich in Manchester, wo er von 1842—1844 in einem Fabrikunternehmen arbeitete, an dem sein Vater Theilhaber war — betrieb er philosophische Studien und machte sich mit Hegel und Feuerbach vertraut. In diesem philosophischen Drang erwies er sich als echter Deutscher seiner Zeit. Zu den Einflüssen Deutschlands und Frankreichs gesellten sich in Manchester die Englands. Hatte ihm die Heimat den Sinn für die politische und philosophische Revolution geschärft, so erschloß sich ihm im Mutterlande der kapitalistischen Produktionsweise das Verständniß für die industrielle Revolution.

In England lernte er die höchste Form des utopistischen Sozialismus kennen, den Owenismus, aber auch die höchste Form der damaligen Arbeiterbewegung, den Chartismus.

Wenn der junge Engels sich nun mit Feuereifer dem Sozialismus zuwandte, so stand er damit nicht allein da unter seinen Klassengenossen. Im Gegentheil, der Sozialismus war damals eine rein bürgerliche Bewegung; die Sozialisten waren ehrliche Menschenfreunde aus der Bourgeoisie, denen die Mißstände des Fabriksystems tiefen Abscheu vor demselben einflößten, und die erkannten, daß deren Beseitigung ohne eine tiefgehende gesellschaftliche Aenderung nicht möglich sei. Aber sie verzweifelten an der Möglichkeit, diese Aenderung anders als durch Gewinnung der oberen Klassen dafür durchsetzen zu können. Sie hielten es für unmöglich, daß die so verkommene Arbeiterklasse sich selbst befreien könne. Sie standen der Arbeiterbewegung nicht nur mißtrauisch, sondern geradezu feindselig gegenüber, weil diese die Gewinnung von Proselyten für den Sozialismus in den Reihen der Bourgeoisie erschwerte.

Aber in Engels war der revolutionäre Sinn viel zu kräftig, als daß er nicht hätte einer revolutionären Massenbewegung sympathisch gegenüberstehen müssen. Er betheiligte sich an Beiden, an der Arbeiterbewegung wie an der sozialistischen Bewegung, und zwar nicht blos als Zuschauer. Er wurde Mitarbeiter des „Northern Star“ (Nordstern), des Parteiorgans der Chartisten, wie des „New Moral World“ (Die neue sittliche Welt) von Robert Owen. Durch diese praktische Verbindung von Sozialismus und Arbeiterbewegung that er den ersten großen Schritt vom bürgerlich-philanthropischen, utopistischen Sozialismus ebenso wie von der auf bloße Verbesserungen der Lage der Arbeiterklasse im Rahmen der bestehenden Produktionsweise sich beschränkenden Arbeiterbewegung zum proletarischen wissenschaftlichen Sozialismus. Lehrte ihn sein französisch-revolutionärer Geist die Einseitigkeiten des Sozialismus wie der Arbeiterbewegung Englands praktisch überwinden, so ermöglichte ihm seine Vertrautheit mit der Philosophie Deutschlands auch die theoretische Ueberwindung dieser Einseitigkeiten. Aber er blieb bei der Kritik nicht stehen. Er studirte die englischen Arbeiterverhältnisse, wozu ihm seine Stellung in Manchester eine treffliche Gelegenheit bot, und zwar studirte er, bezeichnenderweise, nicht blos die augenblickliche Lage der Arbeiterklasse, sondern auch ihre historische Entwicklung und ihren Zusammenhang mit dem gesammten Mechanismus der Produktion, und so kam er dahin, bei seiner Untersuchung der Arbeiterverhältnisse nicht nur das Elend und die Verkommenheit des Proletariats zu sehen, sondern auch die Wurzeln seiner Erhebung und Befreiung zu finden. Die treibenden Kräfte, die zur Emanzipation des Proletariats führten, waren ihm nicht mehr das Mitleid und die Unterstützung der Bourgeoisie, sondern die ökonomische Entwicklung und der Klassenkampf des Proletariats.

Das wurde zum ersten Mal klar ausgesprochen in der „Lage der arbeitenden

Digitized by Google

Klasse in England", die 1845 erschien. Aber schon mehr als ein Jahr vorher schrieb Engels einen bemerkenswerthen Artikel, betitelt „Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie", der 1844 in den von Marx und Ruge herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbüchern" erschien. Dieser Artikel ist wichtig, weil hier zuerst der Versuch gemacht wird, den Sozialismus auf die politische Oekonomie zu begründen. Er ist der erste Schritt zum wissenschaftlichen Sozialismus und als solcher von historischer Bedeutung: Mit ihm hat sich unser Veteran seine ersten Sporen als sozialistischer Forscher und Denker verdient. Wir geben den nur wenig gekannten Artikel aus den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" an einer anderen Stelle dieses Heftes wieder.

Wohl merkt man dem Artikel die Jugend des Verfassers wie der Sache an, die er vertritt. Kaum mehr als 23 Jahre alt, ohne Vorgänger oder Berather, auf den er sich hätte stützen können, bereits erfüllt von seinen neuen Anschauungen, ohne mit den bisherigen völlig bewußt gebrochen zu haben, kühn und phantasievoll, aber noch ohne allseitige Durchbildung seiner theoretischen Grundlage, stellt er mitunter Behauptungen auf, die unhaltbar sind, und verhüllt die Keime des wissenschaftlichen Sozialismus, die er entwickelt, durch Anklänge an die Formen des Sozialismus, die er in England vorgefunden.

Und doch ist das Ganze eine Arbeit, die auch heute noch mehr als blos historischen Werth hat. Der Genuß, den ihre Lektüre gewährt, beruht nicht allein auf der Frische, Klarheit und Kraft der Darstellung, sondern auch auf der Fülle wichtiger Beobachtungen und Darlegungen, die für ihre Zeit neue Wahrheiten enthielten; Wahrheiten, die in einer auch für die Meisten von uns noch neuen, anregenden Form vorgetragen werden.

Aber noch aus einem anderen Grunde ist der in Rede stehende Artikel bemerkenswerth: Er ist die einzige bedeutende Arbeit aus der Zeit von Engels' geistiger Isolirung, aus der Zeit, in der der Einfluß von Marx auf ihn sich noch nicht geltend gemacht hatte. Gerade dieser Artikel aber wurde die Veranlassung zur Annäherung der beiden Männer, die für die Entwicklung des Sozialismus von so weittragendem Einfluß werden sollte.

Zwischen Engels, dem Mitarbeiter, und Marx, dem Redakteur der „Deutsch-französischen Jahrbücher", entspann sich ein lebhafter Briefwechsel. Die beiden einander so verwandten Naturen fanden sich bald. Unabhängig von einander waren Beide zu Anschauungen gekommen, die auffallend mit einander übereinstimmten. Im wechselseitigen Verkehr sollte diese Uebereinstimmung eine so vollkommene werden, daß wir heute, trotzdem jeder der Beiden seine Individualität bewahrte, eigentlich nur von einer Marx-Engels'schen Theorie und Methode reden können, ohne daß wir im Stande wären, auseinander zu halten, welchen Antheil der Eine oder der Andere daran hat.

Im Laufe des Jahres 1844 verließ Engels Manchester, um nach Deutschland zurückzukehren. Er ging über Paris, wo er Marx besuchte. Im persönlichen Verkehr näherten sich die Beiden so rasch, daß sie schon bei dieser Gelegenheit gemeinsam ein Buch verfaßten, in dem ihr neuer, dialektischer Materialismus seinen ersten Ausdruck fand. Es war dies die „Heilige Familie, oder Kritik der kritischen Kritik, gegen Bruno Bauer und Konsorten", die, schon 1844 geschrieben, erst 1845 in Frankfurt erschien.

In seiner Heimat angelangt, machte sich Engels an die Verarbeitung des in Manchester gesammelten Materials, an die Schilderung des Fabriksystems, die er am Schlusse seiner „Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie" in Aussicht stellte. Das Ergebniß seiner Arbeit, „Die Lage der arbeitenden Klasse

Digitized by Google

in England", die 1845 in Leipzig erschien, bedeutet bereits einen großen Fortschritt, verglichen mit dem genannten Artikel. Zeigt sich auch in der „Lage der arbeitenden Klasse" der Gährungsprozeß noch nicht völlig abgeschlossen, in dem sich die Anschauungen des jungen Engels damals befanden, so ist das Werk doch ein klassisches, der Vorläufer der Schilderungen des englischen Fabriksystems, die Marx später in seinem „Kapital" gab. „Auf die Periode vom Beginn der großen Industrie in England bis 1845", sagt Marx in diesem Buch, „gehe ich nur hier und da ein und verweise den Leser darüber auf „Die Lage der arbeitenden Klasse in England" von Friedrich Engels. Wie tief Engels den Geist der kapitalistischen Produktionsweise begriff, zeigen die Factory Reports, Reports on Mines u. s. w., die seit 1845 erschienen sind, und wie bewunderungswürdig er die Zustände im Detail malte, zeigt der oberflächlichste Vergleich seiner Schrift mit den 18—20 Jahre später veröffentlichten offiziellen Reports der „Children's Employment Commission"." (Kapital, I, 2. Aufl. S. 232.)

Im Verein mit den Schilderungen des „Kapital" ist die „Lage der arbeitenden Klasse" die Grundlage der großen und täglich mehr, namentlich in Deutschland, anschwellenden Literatur der deskriptiven Nationalökonomie geworden. Sie ist aber auch das erste Werk, in dem der wissenschaftliche Sozialismus völlig bewußt und klar zum Ausdruck gekommen ist.

Während Engels die „Lage der arbeitenden Klasse" vollendete, überzeugte er sich auch, daß ein dauernder Aufenthalt in dem pietistischen Barmen, im Schoße einer strenggläubigen und hochkonservativen Familie mit seinen Ansichten unverträglich sei. Es drängte ihn wieder zu Marx. Er wandte sich nach Brüssel, wohin Marx sich begeben, nachdem ihn die französische Regierung auf Veranlassung der preußischen ausgewiesen.

Und nun entfalteten Beide zusammen eine rege Thätigkeit, sowohl auf theoretischem wie praktischem Gebiet. Sie vertieften ihre neuen Theorien, bauten sie aus und vollendeten die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des von ihnen begründeten wissenschaftlichen Sozialismus. Dabei vergruben sie sich jedoch nicht in die Studierstube. Hand in Hand mit dem Ausbau ihrer wissenschaftlichen Grundlage ging ihre praktische Thätigkeit, ihr Bestreben, das Proletariat zum Selbstbewußtsein über den Inhalt und das Ziel seiner Kämpfe zu bringen durch Propaganda, aber auch, wo es anging, durch energische Theilnahme an diesen Kämpfen.

Am wichtigsten wurde ihre Verbindung mit dem internationalen „Bund der Gerechten", den sie zum Vorläufer der „Internationale" machten. Im Jahre 1847 war ihr Einfluß in sozialistischen Kreisen schon so groß, daß sie aufgefordert wurden, dem Bund beizutreten, unter der Versicherung, daß man bereit sei, den konspiratorischen Charakter fallen zu lassen, den er bis dahin gehabt, und die neuen theoretischen Gesichtspunkte anzunehmen. Beide folgten der Aufforderung. Engels, der sich von Brüssel nach Paris begeben, vertrat die dortigen Mitglieder auf dem ersten Bundeskongreß, der im Sommer 1847 stattfand und auf dem der Bund nicht blos seinen neuen Namen erhielt — Bund der Kommunisten — unter dem er historisch bedeutend geworden, sondern auch eine neue Organisation. Aus einem Verschwörungsbund wurde eine Propagandagesellschaft.

Schon Ende November desselben Jahres fand in London ein zweiter Kongreß statt, auf dem neben Engels auch Marx erschien. Derselbe ist vor Allem dadurch wichtig geworden, daß er die Beiden beauftragte, das Manifest des Bundes auszuarbeiten. Die Folge dieses Auftrags war die Abfassung des kommunistischen Manifests.

Digitized by Google

Eine Charakterisirung desselben ist überflüssig. Wir dürfen erwarten, daß die weitaus größte Zahl unserer Leser es kennt; denjenigen, denen es noch unbekannt geblieben sein sollte, können wir nur rathen, sich auf das Schleunigste damit vertraut zu machen. Man hat das „Kapital" von Marx die Bibel der Arbeiterklasse genannt. Wenn man diesen, etwas nach der Kirche schielenden Ausdruck gebrauchen will, dann paßt er vielleicht eher auf das kommunistische Manifest. Die späteren Werke von Marx und Engels sind vielfach eingehender und umfangreicher; sie erschöpfen manchen Gegenstand; aber jedes von ihnen behandelt nur einige Seiten der Grundlagen der modernen Arbeiterbewegung. Das kommunistische Manifest umfaßt sie alle. Es ist die wahre Quintessenz des Sozialismus, es bildet heute noch, ja heute mehr als je das wirkliche Programm der internationalen Sozialdemokratie. Es giebt vielleicht kein glänzenderes Zeugniß für die Unerschütterlichkeit der theoretischen Grundlagen der Sozialdemokratie, aber auch für die Gewissenhaftigkeit und den Weitblick ihrer Gründer, als die Thatsache, daß der siebzigjährige Engels im Wesentlichen nichts zurückzunehmen hat von dem, was der siebenundzwanzigjährige im Verein mit dem neunundzwanzigjährigen Marx geschrieben. Manche Stelle ist gegenstandslos geworden durch den Wechsel der Verhältnisse; mancher praktische Vorschlag ist durch die ökonomische und politische Entwicklung der letzten vierzig Jahre und deren Erfahrungen überholt. Aber in der Darlegung der Zwecke und Tendenzen der Kommunisten und ihrer wissenschaftlichen Begründung ist im Wesentlichen nicht das Geringste zu ändern, und kaum hie und da etwas im Ausdruck, so präzise und genau ist die Form. Und doch liegen zwischen der Jetztzeit und der Abfassung des Manifestes über vierzig Jahre gewaltiger Revolutionen, politischer, ökonomischer, technischer und wissenschaftlicher Art.

Kaum war das Manifest erschienen, da brach die Revolution aus, zuerst in Paris, dann in Deutschland. Mit Feuereifer warfen sich Marx und Engels in die Bewegung, kehrten nach Deutschland zurück und gründeten in Köln ein tägliches Blatt, die „Neue Rheinische Zeitung", damals das einzige Blatt Deutschlands, das den sozialdemokratischen, oder wie man zu jener Zeit sagte, den kommunistischen Standpunkt vertrat. Marx und Engels machten zur That, was sie im kommunistischen Manifest erklärt: „In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigenthum und die Kleinbürgerei!" Aber unter der Unterstützung der Bourgeoisie verstanden sie keine Schwanzpolitik. Sie trieben sie vorwärts, übten aber gleichzeitig an ihr Kritik und wandten sich entschieden gegen sie, sobald sie Miene machte, die Revolution zu verrathen. Und das geschah sehr bald. Die Reaktion siegt mit Hilfe der Bourgeoisie, der vor dem revolutionären Proletariat bange geworden war.

An verschiedenen Orten erhoben sich die Arbeiter, um der hereinbrechenden Reaktion gewaltsamen Widerstand zu leisten, so auch in der Rheinprovinz. In den Hauptorten des bergisch-märkischen Industriebezirks, Elberfeld, Solingen, Düsseldorf, fanden im Mai 1849 Aufstände statt. Engels eilte auf die Nachricht davon sofort von Köln nach Elberfeld, aber nur, um zu sehen, wie die Erhebung zusammenbrach. Die Arbeiter allein waren damals nicht im Stande, sich zu halten, wenn Bourgeoisie und Kleinbürgerthum sie im Stiche ließen. Dem Scheitern der aufständischen Bewegung folgte am 19. Mai das Verbot der „Neuen Rheinischen Zeitung" und die Ausweisung von Marx. Auch Engels mußte, wegen seiner Theilnahme am rheinländischen Aufstand verfolgt, Köln verlassen, wo er sich eine Zeit lang verborgen gehalten. Er ging in die Pfalz,

Digitized by Google

die sich neben Baden zum Schutze der Reichsverfassung erhoben, und schloß sich einem Freischaarenkorps an, in dem er die Stelle eines Adjutanten des Kommandanten Willich bekleidete. Er nahm an drei Gefechten Theil, sowie an dem Treffen an der Murg, in dem 60000 Preußen und Reichstruppen, Dank der Verletzung der Neutralität Württembergs, das schlecht geführte Revolutionsheer, das 13000 Mann stark war, schlugen und so das Schicksal des badischen Aufstandes entschieden. Die geschlagene Armee wandte sich der Schweiz zu.

Engels war einer der Letzten, die auf Schweizer Gebiet übertraten, nachdem Alles verloren war, am 11. Juli 1849. Er blieb einige Monate in der Alpen-Republik, da sich ihm aber dort keine Aussicht auf befriedigende Thätigkeit bot, begab er sich nach England und zwar nahm er, da der Weg über Frankreich für deutsche Flüchtlinge gefährlich geworden war, den Weg über Genua, von wo er auf einem Segelschiff über Gibraltar nach London ging. Dort traf er Marx und neben ihm die Mehrzahl der Häupter der deutschen Revolution, die nichts Anderes sannen, als eine Erneuerung der revolutionären Erhebung.

Marx und Engels dagegen erkannten gar bald, daß von einer wirklichen Revolution für längere Zeit keine Rede mehr sein könne, und sie traten offen gegen die chimärischen Illusionen und bombastischen Manifestationen der Emigranten auf in einer politisch-ökonomischen Revue, der sie ebenfalls den Titel, „Neue Rheinische Zeitung" beilegten. Geächtet in der Heimat, erregten sie durch diese Haltung die lebhafteste Entrüstung der Geächteten im Exil. Sie wurden von der Demokratie ebenso gebovkottet, wie von den Regierungen. Alle Zeitungen verschlossen sich ihnen. Für längere Zeit war es nicht blos mit jeder politischen, sondern auch literarischen Thätigkeit, die auf Deutschland berechnet war, für sie zu Ende. Dazu kamen materielle Sorgen: eine Zeit angestrengter Erwerbsthätigkeit, aber auch eifriger Studien begann. Marx zog sich in das britische Museum zurück, Engels ging 1850 nach Manchester, wurde wieder Kommis in der Fabrik, in der sein Vater Theilhaber war und 1864 Associé. Zwanzig Jahre lang blieb er von Marx getrennt; wie wenig der geistige Verkehr der Beiden dadurch unterbrochen wurde, haben unsere Leser erst kürzlich aus dem Artikel von Lafargue über Karl Marx („Neue Zeit", IX, S. 39) gesehen.

Die ökonomischen und historischen Studien, die die Revolution unterbrochen, setzte Engels jetzt in Manchester fort. In den Vordergrund aber traten bei ihm die Militärwissenschaften, deren Nothwendigkeit ihm die Kampagne von 1849 gezeigt, dann vergleichende Sprachwissenschaft, die von jeher sein Lieblingsstudium gewesen, und Naturwissenschaften. 1859 veröffentlichte er anonym eine militärische Broschüre, „Po und Rhein", worin er einerseits der österreichischen Theorie entgegentrat, der Rhein müsse am Po vertheidigt werden, anderseits den „kleindeutschen" preußischen Liberalen, die der Niederlage Oesterreichs entgegenjubelten und nicht sahen, daß Bonaparte der gemeinsame Feind war. Eine zweite Broschüre ähnlichen Inhalts, „Savoyen, Nizza und der Rhein", folgte nach dem Krieg. Während des preußischen Militärkonflikts gab er eine weitere Broschüre heraus, „Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei" (1865), worin er die Widersprüche und Halbheiten der Liberalen und Fortschrittler geißelte und aussprach, eine wirkliche Lösung der Militärfrage wie aller anderen ernstlichen Fragen könne nur durch die Arbeiterpartei erfolgen. Während des deutsch-französischen Krieges schrieb er eine Reihe militärisch-kritischer Artikel in die Londoner „Pall Mall Gazette", worin er unter Anderem so glücklich war, bereits am 25. August die Schlacht von Sedan (2. September) und den Untergang der französischen Armee vorherzusagen.

Digitized by Google

Im Jahre 1869 war Engels im Stande, sich von seinem Geschäfte zurückziehen zu können. Selbstverständlich benutzte er die gewonnene Freiheit, um sofort nach London zu übersiedeln und nunmehr mit Marx zusammen seine ganze Kraft dem aufstrebenden Proletariat zu widmen.

Und Marx bedurfte seiner bereits dringend. Die Arbeiterbewegung war seit Anfang der sechziger Jahre in allen modernen Staaten mächtig angeschwollen; damit wuchsen auch zusehends der Umfang, die Bedeutung, die Aufgaben der „Internationalen Arbeiter-Association", die, 1864 gegründet, Einheitlichkeit und Klarheit in die proletarischen Bewegungen der verschiedenen Länder bringen sollte. Der Kopf der „Internationale" aber war Marx. Er erlag schließlich fast der Last, die ganze internationale Arbeiterbewegung zu verfolgen und in all den zahllosen Klassenkämpfen, die sich entspannen, zu rathen und Hilfe zu schaffen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit drohte darüber völlig in den Hintergrund zu treten: Man kann wohl sagen, ohne die „Internationale" wäre Marx mit dem „Kapital" fertig geworden.

In dieser Situation war ihm Engels ein willkommener Helfer. Dieser kam eben recht. Denn der deutsch-französische Krieg entfesselte Kämpfe und schuf Verhältnisse, die die Kraft der „Internationalen" aufs Aeußerste anspannten. Engels wurde Mitglied des Generalraths der „Internationale", 1871 korrespondirender Sekretär für Belgien und Spanien, später für Italien und Spanien. Mit diesem Hinweis müssen wir uns begnügen. Die Thätigkeit von Engels in der „Internationale" eingehend zu schildern, würde nicht blos den uns zugemessenen Raum weitaus übersteigen, sondern auch ein Studium der Protokolle und Korrespondenzen des Generalraths voraussetzen, die der Oeffentlichkeit heute noch nicht vorliegen.

Mit dem Aufhören der „Internationale" endete die praktische, unmittelbare Parteithätigkeit von Engels sowohl wie von Marx. Aber sie blieben nach wie vor die Berather des kämpfenden Proletariats aller Länder. Es ergab sich das ganz von selbst. Bei niemandem Andern fand sich in demselben Maße jene seltene Vereinigung umfassender, wissenschaftlicher Erkenntniß mit der reichen praktischen Erfahrung einer fast halbhundertjährigen Thätigkeit in der Arbeiterbewegung; jene genaue Kenntniß der Zustände und Eigenthümlichkeiten jeder der modernen Nationen, die eine Arbeiterbewegung aufzuweisen haben, eine Kenntniß, zu der sie durch eigene Anschauung in den wichtigsten Industriestaaten den Grund gelegt, die sie durch eingehende Studien und steten, theils brieflichen, theils mündlichen Verkehr mit den hervorragendsten Sozialisten aller Nationen erweitert hatten und immer noch erweiterten. So waren sie besser im Stande, als irgend jemand Anderer, in den jeweiligen politischen und ökonomischen Erscheinungen eines Landes das Wesentliche vom Nebensächlichen, das Dauernde vom Vorübergehenden zu scheiden und den Standpunkt zu erkennen, den die sozialistischen Arbeiter der verschiedenen Länder diesen Erscheinungen gegenüber einzunehmen hatten. Niemand besaß in größerem Maße das Vertrauen der einsichtigen sozialistischen Elemente aller Länder; kein Wunder, daß diese in kritischen Momenten sich stets gern an die beiden Veteranen in London um Rath gewendet haben. Und nie haben ihn diese verweigert. Sie sprachen frank und frei ihre Ueberzeugung aus, ohne Rückhalt, aber auch ohne sich aufdrängen zu wollen. Kein Proletarier, keiner, dem es um die Sache der Proletarier ernst war, hat sich je vergebens an die Beiden gewendet. Zahllose Briefe in verschiedenen Sprachen legen Zeugniß ab von ihrer unermüdlichen Thätigkeit als Berather des internationalen Proletariats.

Aber Engels beschränkte sich nicht auf Briefe. Wenn neue Fragen auftauchten, denen gegenüber es Stellung zu nehmen galt; wenn Theorien und

Digitized by Google

Anschauungen sich breit zu machen suchten, die die Einheitlichkeit und das Zielbewußtsein der Arbeiterbewegung zu stören drohten, dann äußerte er sich nicht blos in privaten Briefen, sondern auch in der Oeffentlichkeit, in Artikeln und Broschüren. Indem er diese Seite der Vertretung der gemeinsam gefundenen Theorie ganz auf sich nahm, gab er Marx Zeit, sie systematisch für die wissenschaftliche Welt weiter auszuarbeiten. Dieser Arbeitstheilung ist es wohl zuzuschreiben, daß die Ergebnisse der Engels'schen Forschungen in, meist kleinen, Gelegenheitsschriften zerstreut sich finden — in Arbeiten, die so zahlreich sind, daß uns der Raum gebricht, auch nur die wichtigeren derselben hier zu charakterisiren. Wir können uns das wohl um so eher ersparen, als, ungleich den von uns bisher genannten (abgesehen vom Kommunistischen Manifest) die Mehrzahl der bedeutenderen Arbeiten von Engels aus der Zeit nach 1870 noch im Buchhandel zu haben ist. Trotzdem sie nur Gelegenheitsschriften sind, enthalten sie doch so viel von bleibendem Werth, eine solche Fülle positiver Aufklärung, daß von den meisten derselben wiederholte Auflagen nothwendig geworden sind. Die Verbote durch das Sozialistengesetz wirkten gar nicht störend darauf. Auch die hervorragendste Schrift von Engels aus der Zeit nach 1870, „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft", ein anscheinend rein polemisches Buch, das aber in Wirklichkeit die wichtigsten Punkte des gesammten modernen Wissens vom Standpunkte der Marx-Engels'schen Dialektik behandelt, hat unter dem Sozialistengesetz eine Neuauflage erlebt.

Die Zeit von 1870 an versprach für Engels die schönste seines Lebens zu werden: frei von materiellen Sorgen, konnte er ganz seinem Freunde leben und der Bewegung, die auf den von Marx und ihm gelegten Grundlagen so kräftig und unwiderstehlich sich entwickelte. Doch dies sonnige Leben sollte nicht zu lange dauern. Der erste schwere Schlag, der Engels traf, war der Tod seiner Gattin, einer, nach Allem, was wir über sie gehört, ebenso charaktervollen wie liebenswürdigen Frau, an der er mit großer Zärtlichkeit hing. Wenige Jahre darauf folgte die Frau des Freundes — dann dessen älteste Tochter — endlich der Freund selbst. Und erst vor Kurzem hat ihn ein neuer schmerzlicher Verlust getroffen: Am 4. d. Mts. ist Fräulein Helene Demuth gestorben, eine ausgezeichnete Frau, die unsere Leser schon aus der trefflichen und in keiner Weise übertriebenen Schilderung Lafargue's über Karl Marx und sein häusliches Leben kennen. Nach dem Tode von Marx hatte sie ihre ganze mütterliche Sorgfalt dem Engels'schen Hause zugewendet und war durch ihr reiches Gemüth, ihre liebenswürdige Heiterkeit, ihre hingebende Selbstlosigkeit für Engels nicht blos eine Freundin, sondern eine wirkliche Stütze gewesen. Der siebzigste Geburtstag ist für unseren greisen Vorkämpfer kein fröhliches Fest: er begeht ihn an einem frischen Grabe.

Was ihn bisher diese schweren Verluste, von denen jeder in seiner Art ein unersetzlicher ist, immer wieder überwinden ließ, was ihm immer wieder neuen Lebensmuth und Frische einflößte, das war neben seiner persönlichen Energie die kraftvolle Entfaltung unserer Partei und die Bedeutung der Arbeiten, die auf seinen Schultern liegen und die er auf keine jüngeren überwälzen kann. Die Aufgaben, die er selbst sich gestellt und diejenigen, die der Tod seines Mitarbeiters ihm zugewiesen, kann nur er allein lösen.

Als die wichtigste derselben erscheint ihm natürlich die Vollführung des Marx'schen Nachlasses.

Seit dem Jahre 1885 ist darin anscheinend eine Pause eingetreten, die schon Manchen ungeduldig gemacht hat. Aber man bedenke, daß der dritte Band

Digitized by Google

des „Kapital", bereits äußerlich sehr umfangreich — er wird ungefähr tausend Druckseiten umfassen — eine Reihe der schwierigsten Probleme behandelt. Das „Kapital" ist aber kein ephemeres Werk, wie jene Dutzend-„Systeme" unserer Professoren, die rasch verfertigt, aber noch rascher vergessen werden. Die Entdeckung der Bewegungsgesetze der kapitalistischen Produktionsweise durch Marx ist in ihrer Art wohl eine ebenso unvergängliche wissenschaftliche Leistung, wie die Entdeckung der Bewegungsgesetze der Gestirne durch Kepler und Newton. Dauerndes in der Wissenschaft zu schaffen, ist jedoch nicht möglich ohne jenes gründliche, umfassende und gewissenhafte Arbeiten, das nicht nur Marx, sondern auch Engels eigen ist, und das Beide gehindert hat, ihre Produkte so rasch zu liefern, als die Nachfrage begehrt. Wohl hat Engels in Bezug auf den dritten Band im Wesentlichen nur noch die Redaktion der vorhandenen Manuskripte zu besorgen, aber es giebt vielleicht keine schwierigere und zeitraubendere Arbeit, als die, eine unvollendete wissenschaftliche Arbeit eines Andern zu redigiren, wenn man gewissenhaft bestrebt ist, überall genau nur den Ideengang des Autors in der ihm eigenthümlichen Weise auszudrücken und ihm nicht unversehens den eigenen Ideengang unterzuschieben. Mag man auch die Anschauungen des Autors völlig theilen, so hat doch Jeder seine eigene Individualität.

Endlich aber vergesse man nicht, daß man zu wissenschaftlicher Arbeit der Ruhe bedarf. Wir würden vielleicht auch den ersten Band des „Kapital" nicht — wenigstens nicht in seiner jetzigen Form — besitzen, wenn nicht das Dutzend Jahre nach 1849 eine Periode des politischen Waffenstillstands gewesen wäre. Daß wir jetzt in einer solchen Periode nicht sind, daß gerade seit Marxens Tod die internationale sozialistische Bewegung einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen, brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu sagen. Engels ist aber viel zu sehr eine thatkräftige Kampfesnatur, um sich den Kämpfen seiner Partei entziehen zu können. Er verfolgt sie nicht blos, er nimmt auch Theil an ihnen; seine Feder ist heute für die Deutschen thätig, morgen für die Russen; für die Partei in England und Amerika ebenso, wie in Frankreich und Oesterreich.

Ich glaube, wir können Engels — und auch uns — gelegentlich seines 70. Geburtstages nichts Besseres wünschen, als die nöthige Ruhe, deren er bedarf, um den dritten Band des „Kapital" so rasch zu vollenden, als er und wir es gern möchten.

Nur an der Ruhe fehlt es ihm, nicht an der Kraft. Trotz seiner siebzig Jahre ist unser Veteran noch jugendfrisch und kraftvoll, so wie unser Bild ihn uns zeigt. Noch ist nichts Greisenhaftes an ihm zu merken. Noch ist er ein unermüdlicher Arbeiter, ein unermüdlicher Student — er lernt immer noch, akkumulirt immer noch geistiges Kapital, statt von dem erworbenen zu zehren: ungleich der Mehrzahl seiner Altersgenossen lebt er immer noch mehr in der Gegenwart und Zukunft als in der Vergangenheit.

Wohl mag es Stunden geben, in denen diese lange Jugend ihm als ein zweifelhaftes Geschenk erscheinen mag, da sie nicht auch denen zu Theil geworden, mit denen die engsten Bande ihn verbunden. Aber wir hoffen und wünschen, daß er für das, was er in seinen alten Freunden und Lebensgefährten verloren, wenigstens einigermaßen einen Ersatz finde in der Liebe und Verehrung, die alle denkenden und zielbewußten Proletarier und alle wahren Freunde des Proletariats für ihn empfinden, um so mehr empfinden, je näher sie ihn kennen — sei es auch nur aus seinen Schriften; einen Ersatz in dem siegreichen Fortschreiten der Bewegung, an deren Wiege er gestanden, deren Förderung seit fünf Jahrzehnten seine Lebensaufgabe ist, deren Triumph mit raschen Schritten naht.

Digitized by Google

Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie.

Von

Friedrich Engels in Manchester.*)

Die Nationalökonomie entstand als eine natürliche Folge der Ausdehnung des Handels, und mit ihr trat an die Stelle des einfachen, unwissenschaftlichen Schachers ein ausgebildetes System des erlaubten Betrugs, eine komplete Bereicherungswissenschaft.

Diese, aus dem gegenseitigen Neid und der Habgier der Kaufleute entstandene Nationalökonomie oder Bereicherungswissenschaft trägt das Gepräge der ekelhaftesten Selbstsucht auf der Stirne. Man lebte noch in der naiven Anschauung, daß Gold und Silber der Reichthum sei, und hatte also nichts Eiligeres zu thun, als überall die Ausfuhr der „edlen" Metalle zu verbieten. Die Nationen standen sich gegenüber wie Geizhälse, deren Jeder seinen theuren Geldsack mit beiden Armen umschließt und mit Neid und Argwohn auf seine Nachbarn blickt. Alle Mittel wurden aufgeboten, um den Völkern, mit denen man im Handelsverkehr stand, so viel baares Geld wie möglich abzulocken, und das glücklich Hereingebrachte hübsch innerhalb der Mauthlinie zu behalten.

Die konsequenteste Durchführung dieses Prinzips hätte den Handel getödtet. Man fing also an, diese erste Stufe zu überschreiten; man sah ein, daß das Kapital im Kasten todt daliegt, während es in der Zirkulation sich stets vermehrt. Man wurde also menschenfreundlicher, man schickte seine Dukaten als Lockvögel aus, damit sie andere mit sich zurückbringen sollten, und erkannte, daß es nichts schadet, wenn man dem A zu viel für seine Waare bezahlt, so lange man sie noch bei B für einen höheren Preis los werden kann.

Auf dieser Basis erbaute sich das Merkantilsystem. Der habgierige Charakter des Handels wurde schon etwas versteckt; die Nationen rückten sich etwas näher, sie schlossen Handels- und Freundschaftstraktate, sie machten gegenseitig Geschäfte und thaten einander, um des größern Gewinns willen, alles mögliche Liebe und Gute an. Aber im Grunde war es doch die alte Geldgier und Selbstsucht, und diese brach von Zeit zu Zeit in den Kriegen aus, die in jener Periode alle auf Handelseifersucht beruhten. In diesen Kriegen zeigte es sich auch, daß der Handel, wie der Raub, auf dem Faustrecht beruhe; man machte sich gar kein Gewissen daraus, durch List oder Gewalt solche Traktate zu erpressen, wie man sie für die günstigsten hielt.

Der Hauptpunkt im ganzen Merkantilsystem ist die Theorie von der Handelsbilanz. Da man nämlich noch immer an dem Satz festhielt, daß Gold und Silber der Reichthum sei, so hielt man nur die Geschäfte für vortheilbringend, die am Ende baares Geld ins Land brächten. Um dies ausfindig zu machen, verglich man die Ausfuhr und Einfuhr. Hatte man mehr aus- als eingeführt, so glaubte man, daß die Differenz in baarem Gelde ins Land gekommen sei, und hielt sich um diese Differenz reicher. Die Kunst der Oekonomen bestand also darin, dafür zu sorgen, daß am Ende jedes Jahres die Ausfuhr eine günstige Bilanz gegen die Einfuhr gebe; und um dieser lächerlichen Illusion willen

*) Abdruck aus den „Deutsch-französischen Jahrbüchern", herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx. Paris, 1844. 1. und 2. Lieferung, S. 86—114.

Digitized by Google

sind Tausende von Menschen geschlachtet worden! Der Handel hat auch seine Kreuzzüge und seine Inquisition aufzuweisen.

Das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Revolution, revolutionirte auch die Oekonomie; aber wie alle Revolutionen dieses Jahrhunderts einseitig waren und im Gegensatz stecken blieben, wie dem abstrakten Spiritualismus der abstrakte Materialismus, der Monarchie die Republik, dem göttlichen Recht der soziale Kontrakt entgegengesetzt wurde, so kam auch die ökonomische Revolution nicht über den Gegensatz hinaus. Die Voraussetzungen blieben überall bestehen; der Materialismus griff die christliche Verachtung und Erniedrigung des Menschen nicht an, und stellte nur statt des christlichen Gottes die Natur dem Menschen als Absolutes gegenüber; die Politik dachte nicht daran, die Voraussetzungen des Staates an und für sich zu prüfen; die Oekonomie ließ sich nicht einfallen, nach der Berechtigung des Privateigenthums zu fragen. Darum war die neue Oekonomie nur ein halber Fortschritt; sie war genöthigt, ihre eigenen Voraussetzungen zu verrathen und zu verleugnen, Sophistik und Heuchelei zu Hilfe zu nehmen, um die Widersprüche, in die sie sich verwickelte, zu verdecken, um zu den Schlüssen zu kommen, zu denen sie nicht durch ihre Voraussetzungen, sondern durch den humanen Geist des Jahrhunderts getrieben wurde. So nahm die Oekonomie einen menschenfreundlichen Charakter an; sie entzog ihre Gunst den Produzenten und wandte sie den Konsumenten zu; sie affektirte einen heiligen Abscheu gegen die blutigen Schrecken des Merkantilsystems, und erklärte den Handel für ein Band der Freundschaft und Einigung zwischen Nationen wie zwischen Individuen. Es war Alles lauter Pracht und Herrlichkeit — aber die Voraussetzungen machten sich bald genug wieder geltend, und erzeugten im Gegensatz zu dieser gleißenden Philantropie die Malthus'sche Bevölkerungstheorie, das rauhste barbarische System, das je existirte, ein System der Verzweiflung, das alle jene schönen Redensarten von Menschenliebe und Weltbürgerthum zu Boden schlug; sie erzeugten und hoben das Fabriksystem und die moderne Sklaverei, die der alten nichts nachgiebt an Unmenschlichkeit und Grausamkeit. Die neue Oekonomie, das auf Adam Smith's Wealth of Nations gegründete System der Handelsfreiheit, erweist sich als dieselbe Heuchelei, Inkonsequenz und Unsittlichkeit, die jetzt auf allen Gebieten der freien Menschlichkeit gegenüber steht.

Aber war denn das Smith'sche System kein Fortschritt? — Freilich war es das, und ein nothwendiger Fortschritt dazu. Es war nothwendig, daß das Merkantilsystem mit seinen Monopolen und Verkehrshemmungen gestürzt wurde, damit die wahren Folgen des Privateigenthums an's Licht treten konnten; es war nothwendig, daß alle diese kleinlichen Lokal- und Nationalrücksichten zurücktraten, damit der Kampf unserer Zeit ein allgemeiner, menschlicher werden konnte; es war nothwendig, daß die Theorie des Privateigenthums den rein empirischen, blos objektiv untersuchenden Pfad verließ und einen wissenschaftlicheren Charakter annahm, der sie auch für die Konsequenzen verantwortlich machte, und dadurch die Sache auf ein allgemein menschliches Gebiet herüberführte; daß die in der alten Oekonomie enthaltene Unsittlichkeit durch den Versuch ihrer Wegleugnung und durch die hereingebrachte Heuchelei — eine nothwendige Konsequenz dieses Versuches — auf den höchsten Gipfel gesteigert wurde. Alles dies lag in der Natur der Sache. Wir erkennen gern an, daß wir erst durch die Begründung und Ausführung der Handelsfreiheit in den Stand gesetzt sind, über die Oekonomie des Privateigenthums hinauszugehen, aber wir müssen zu gleicher Zeit auch das Recht haben, diese Handelsfreiheit in ihrer ganzen theoretischen und praktischen Nichtigkeit darzustellen.

Digitized by Google

Unser Urtheil wird um so härter werden müssen, je mehr die Oekonomen, die wir zu beurtheilen haben, in unsere Zeit hineinfallen. Denn während Smith und Malthus nur einzelne Bruchstücke fertig vorfanden, hatten die Neueren das ganze System vollendet vor sich; die Konsequenzen waren alle gezogen, die Widersprüche traten deutlich genug an's Licht, und doch kamen sie nicht zu einer Prüfung der Prämissen, und doch nahmen sie noch immer die Verantwortlichkeit für das ganze System auf sich. Je näher die Oekonomen der Gegenwart kommen, desto weiter entfernen sie sich von der Ehrlichkeit. Mit jedem Fortschritt der Zeit steigert sich nothwendig die Sophisterei, um die Oekonomie auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Darum ist z. B. Ricardo schuldiger als Adam Smith und Mac Culloch und Mull schuldiger als Ricardo.

Die neuere Oekonomie kann nicht einmal das Merkantilsystem richtig beurtheilen, weil sie selbst einseitig und noch mit den Voraussetzungen desselben behaftet ist. Erst der Standpunkt, der sich über den Gegensatz der beiden Systeme erhebt, der die gemeinsamen Voraussetzungen Beider kritisirt und von einer rein menschlichen, allgemeinen Basis ausgeht, wird Beiden ihre richtige Stellung anweisen können. Es wird sich zeigen, daß die Vertheidiger der Handelsfreiheit schlimmere Monopolisten sind als die alten Merkantilisten selbst. Es wird sich zeigen, daß hinter der gleißnerischen Humanität der Neueren eine Barbarei steckt, von der die Alten nichts wußten; daß die Begriffsverwirrung der Alten noch einfach und konsequent ist gegen die doppelzüngige Logik ihrer Angreifer, und daß keine der beiden Parteien der andern etwas vorwerfen könne, was nicht auf sie selbst zurückfällt. — Darum kann auch die neuere liberale Oekonomie die Restauration des Merkantilsystems durch List nicht begreifen, während die Sache für uns ganz einfach ist. Die Inkonsequenz und Doppelseitigkeit der liberalen Oekonomie muß sich nothwendig wieder in ihre Grundbestandtheile auflösen. Wie die Theologie entweder zum blinden Glauben zurück-, oder zur freien Philosophie vorwärtsgehen muß, so muß die Handelsfreiheit auf der einen Seite die Restauration der Monopole, auf der andern die Aufhebung des Privateigenthums produziren.

Der einzig positive Fortschritt, den die liberale Oekonomie gemacht hat, ist die Entwicklung der Gesetze des Privateigenthums. Diese sind allerdings in ihr enthalten, wenn auch noch nicht bis zur letzten Konsequenz entwickelt und klar ausgesprochen. Hieraus folgt, daß in allen Punkten, wo es auf die Entscheidung über die kürzeste Manier, reich zu werden ankommt, also in allen strikte ökonomischen Kontroversen, die Vertheidiger der Handelsfreiheit das Recht auf ihrer Seite haben. Wohlverstanden — in Kontroversen mit den Monopolisten, nicht mit den Gegnern des Privateigenthums, denn daß diese im Stande sind, in ökonomischen Fragen auch ökonomisch richtiger zu entscheiden, haben die englischen Sozialisten längst praktisch und theoretisch bewiesen.

Wir werden also bei der Kritik der Nationalökonomie die Grundkategorien untersuchen, den durch das System der Handelsfreiheit hineingebrachten Widerspruch enthüllen, und die Konsequenzen der beiden Seiten des Widerspruchs ziehen.

* * *

Der Ausdruck: „Nationalreichthum" ist erst durch Verallgemeinerungssucht der liberalen Oekonomen aufgekommen. So lange das Privateigenthum besteht, hat dieser Ausdruck keinen Sinn. Der „Nationalreichthum" der Engländer ist sehr groß, und doch sind sie das ärmste Volk unter der Sonne. Man lasse entweder den Ausdruck ganz fallen oder man nehme Voraussetzungen an, die ihm einen Sinn geben. Ebenso die Ausdrücke Nationalökonomie, politische, öffentliche Oekonomie. Die Wissenschaft sollte unter den jetzigen Verhältnissen Privat-

Digitized by Google

ökonomie heißen, denn ihre öffentlichen Beziehungen sind nur um des Privateigenthums willen da.

* * *

Die nächste Folge des Privateigenthums ist der Handel, der Austausch der gegenseitigen Bedürfnisse, Kauf und Verkauf. Dieser Handel muß unter der Herrschaft des Privateigenthums, wie jede Thätigkeit, eine unmittelbare Erwerbsquelle für den Handeltreibenden werden; d. h. Jeder muß suchen, so theuer wie möglich zu verkaufen und so billig wie möglich zu kaufen. Bei jedem Kauf und Verkauf stehen sich also zwei Menschen mit absolut entgegengesetzten Interessen gegenüber; der Konflikt ist entschieden feindselig, denn jeder kennt die Intentionen des Andern, weiß, daß sie den seinigen entgegengesetzt sind. Die erste Folge ist also auf der einen Seite gegenseitiges Mißtrauen, auf der andern die Rechtfertigung dieses Mißtrauens, die Anwendung unsittlicher Mittel zu Durchsetzung eines unsittlichen Zwecks. So ist z. B. der erste Grundsatz im Handel die Verschwiegenheit, Verheimlichung alles dessen, was den Werth des fraglichen Artikels herabsetzen könnte. Die Konsequenz daraus: es ist im Handel erlaubt, von der Unkenntniß, von dem Vertrauen der Gegenpartei den möglichst großen Nutzen zu ziehen, und ebenso, seiner Waare Eigenschaften anzurühmen, die sie nicht besitzt. Mit einem Worte, der Handel ist der legale Betrug. Daß die Praxis mit dieser Theorie übereinstimmt, kann mir jeder Kaufmann, wenn er der Wahrheit die Ehre geben will, bezeugen.

Das Merkantilsystem hatte noch eine gewisse unbefangene, katholische Geradheit, und verdeckte das unsittliche Wesen des Handels nicht im mindesten. Wir haben gesehen, wie es seine gemeine Habsucht offen zur Schau trug. Die gegenseitig feindselige Stellung der Nationen im achtzehnten Jahrhundert, der ekelhafte Neid und die Handelseifersucht waren die konsequenten Folgen des Handels überhaupt. Die öffentliche Meinung war noch nicht humanisirt, was sollte man also Dinge verstecken, die aus dem unmenschlichen feindseligen Wesen des Handels selbst folgten.

Als aber der ökonomische Luther, Adam Smith, die bisherige Oekonomie kritisirte, hatten sich die Sachen sehr geändert. Das Jahrhundert war humanisirt, die Vernunft hatte sich geltend gemacht, die Sittlichkeit fing an ihr ewiges Recht in Anspruch zu nehmen. Die erpreßten Handelstraktate, die kommerziellen Kriege, die schroffe Isolirung der Nationen stießen zu sehr gegen das fortgeschrittene Bewußtsein an. An die Stelle der katholischen Geradheit trat protestantische Gleißnerei. Smith bewies, daß auch die Humanität im Wesen des Handels begründet sei; daß der Handel, anstatt „die fruchtbarste Quelle der Zwietracht und der Feindseligkeit" zu sein, ein „Band der Einigung und Freundschaft zwischen den Nationen, wie zwischen Individuen" (vergl. Wealth of Nations B. 4, c. 3, § 2) werden müsse; es liege ja in der Natur der Sache, daß der Handel im Ganzen und Großen allen Betheiligten vortheilhaft sei.

Smith hatte Recht, wenn er den Handel als human pries. Es giebt nichts absolut Unsittliches in der Welt; auch der Handel hat eine Seite, wo er der Sittlichkeit und Menschlichkeit huldigt. Aber welch eine Huldigung! Das Faustrecht, der platte Straßenraub des Mittelalters wurde humanisirt, als er in den Handel, der Handel, als seine erste Stufe, welche sich durch das Verbot der Geldausfuhr charakterisirt, in das Merkantilsystem überging. Jetzt wurde dieses selbst humanisirt. Natürlich ist es im Interesse des Handelnden, mit dem Einen, von welchem er wohlfeil kauft, wie mit dem Andern, an welchen er theuer verkauft, sich in gutem Vernehmen zu halten. Es ist also sehr unklug von einer

Digitized by Google

Nation gehandelt, wenn sie bei ihren Versorgern und Kunden eine feindselige Stimmung nährt. Je freundschaftlicher, desto vortheilhafter. Dies ist die Humanität des Handels, und diese gleißnerische Art, die Sittlichkeit zu unsittlichen Zwecken zu mißbrauchen, ist der Stolz des Systems der Handelsfreiheit. Haben wir nicht die Barbarei der Monopole gestürzt, rufen die Heuchler aus, haben wir nicht die Zivilisation in entfernte Welttheile getragen, haben wir nicht die Völker verbrüdert, und die Kriege vermindert? — Ja, das Alles habt Ihr gethan, aber wie habt Ihr es gethan! Ihr habt die kleinen Monopole vernichtet, um das Eine große Grundmonopol, das Eigenthum, desto freier und schrankenloser wirken zu lassen; Ihr habt die Enden der Erde zivilisirt, um neues Terrain für die Entfaltung Eurer niedrigen Habsucht zu gewinnen; Ihr habt die Völker verbrüdert, aber zu einer Brüderschaft von Dieben, und die Kriege vermindert, um im Frieden desto mehr zu verdienen, um die Feindschaft der Einzelnen, den ehrlosen Krieg der Konkurrenz, auf die höchste Spitze zu treiben! — Wo habt Ihr etwas aus reiner Humanität, aus dem Bewußtsein der Nichtigkeit des Gegensatzes zwischen dem allgemeinen und individuellen Interesse gethan? Wo seid Ihr sittlich gewesen, ohne interessirt zu sein, ohne unsittliche, egoistische Motive im Hintergrunde zu hegen?

Nachdem die liberale Oekonomie ihr Bestes gethan hatte, um durch die Auflösung der Nationalitäten die Feindschaft zu verallgemeinern, die Menschheit in eine Horde reißender Thiere — und was sind Konkurrenten anders? — zu verwandeln, die einander eben deshalb auffressen, weil Jeder mit allen Andern gleiches Interesse hat, nach dieser Vorarbeit blieb ihr nur noch ein Schritt zum Ziele übrig, die Auflösung der Familie. Um diese durchzusetzen, kam ihr ihre eigene schöne Erfindung, das Fabriksystem, zu Hilfe. Die letzte Spur gemeinsamer Interessen, die Gütergemeinschaft der Familie, ist durch das Fabriksystem untergraben und — wenigstens hier in England — bereits in der Auflösung begriffen. Es ist etwas ganz Alltägliches, daß Kinder, sobald sie arbeitsfähig, d. h. neun Jahre alt werden, ihren Lohn für sich verwenden, das elterliche Haus als ein bloßes Kosthaus ansehen, und den Eltern ein Gewisses für Kost und Wohnung vergüten. Wie kann es anders sein? Was kann anders aus der Isolirung der Interessen, wie sie dem System der Handelsfreiheit zu Grunde liegt, folgen? Ist ein Prinzip einmal in Bewegung gesetzt, so arbeitet es sich von selbst durch alle seine Konsequenzen durch, die Oekonomen mögen Gefallen daran haben oder nicht.

Aber der Oekonom weiß selbst nicht, welcher Sache er dient. Er weiß nicht, daß er mit all seinem egoistischen Raisonnement doch nur ein Glied in der Kette des allgemeinen Fortschrittes der Menschheit bildet. Er weiß nicht, daß er mit seiner Auflösung aller Sonderinteressen nur den Weg bahnt für den großen Umschwung, dem das Jahrhundert entgegen geht, der Versöhnung der Menschheit mit der Natur und mit sich selbst.

* * *

Die nächste durch den Handel bedingte Kategorie ist der Werth. Ueber diese, sowie über alle anderen Kategorien, existirt kein Streit zwischen den älteren und neueren Oekonomen, weil die Monopolisten in ihrer unmittelbaren Wuth der Bereicherung keine Zeit übrig hatten, um sich mit Kategorien zu beschäftigen. Alle Streitfragen über derartige Punkte gingen von den Neueren aus.

Der Oekonom, der von Gegensätzen lebt, hat natürlich auch einen doppelten Werth; den abstrakten oder realen Werth, und den Tauschwerth. Ueber das Wesen des Realwerthes war ein langer Streit zwischen den Engländern, die die

Digitized by Google

Produktionskosten als den Ausdruck des Realwerthes bestimmten, und dem Franzosen Say, der diesen Werth nach der Brauchbarkeit einer Sache zu messen vorgab. Der Streit hat seit dem Anfange dieses Jahrhunderts geschwebt, und ist eingeschlafen, nicht entschieden. Die Oekonomen können nichts entscheiden.

Die Engländer, — Mac Culloch und Ricardo besonders — behaupten also, der abstrakte Werth einer Sache werde durch die Produktionskosten bestimmt. Wohlverstanden, der abstrakte Werth, nicht der Tauschwerth, der exchangeable value, der Werth im Handel — das sei etwas ganz anderes. Weshalb sind die Produktionskosten das Maß des Werthes? Weil — hört, hört! — weil Niemand eine Sache, unter gewöhnlichen Umständen, und das Verhältniß der Konkurrenz aus dem Spiele gelassen, für weniger verkaufen würde, als ihm ihre Produktion kostet, — verkaufen würde? Was haben wir hier, wo es sich nicht um den Handelswerth handelt, mit „Verkaufen" zu thun? Da haben wir ja gleich wieder den Handel im Spiel, den wir ja gerade herauslassen sollen — und was für einen Handel! einen Handel, wobei die Hauptsache, das Konkurrenzverhältniß, nicht in Anschlag kommen soll! Erst einen abstrakten Werth, jetzt auch einen abstrakten Handel, einen Handel ohne Konkurrenz, d. h. einen Menschen ohne Körper, einen Gedanken ohne Gehirn, um Gedanken zu produziren. Und bedenkt der Oekonom denn gar nicht, daß, sowie die Konkurrenz aus dem Spiele gelassen wird, gar keine Garantie da ist, daß der Produzent seine Waare gerade zu den Produktionskosten verkauft? Welche Verwirrung!

Weiter! Geben wir für einen Augenblick zu, daß dem Allem so sei wie der Oekonom sagt. Angenommen, es machte Jemand mit ungeheurer Mühe und enormen Kosten etwas ganz Unnützes, etwas, wonach kein Mensch begehrt, ist das auch die Produktionskosten werth? Ganz und gar nicht, sagt der Oekonom, wer wird das kaufen wollen? Da haben wir also auf einmal nicht nur die verschrieene Say'sche Brauchbarkeit, sondern — mit dem „Kaufen" — das Konkurrenzverhältniß daneben. Es ist nicht möglich, der Oekonom kann seine Abstraktion nicht einen Augenblick festhalten. Nicht nur das, was er mit Mühe entfernen will, die Konkurrenz, sondern auch das, was er angreift, die Brauchbarkeit, kommt ihm jeden Augenblick zwischen die Finger. Der abstrakte Werth und seine Bestimmung durch die Produktionskosten sind eben nur Abstraktionen, Undinge.

Aber geben wir noch einmal für einen Augenblick dem Oekonomen Recht — wie will er uns dann die Produktionskosten bestimmen, ohne die Konkurrenz in Anschlag zu bringen? Wir werden bei der Untersuchung der Produktionskosten sehen, daß auch diese Kategorie auf die Konkurrenz basirt ist, und auch hier wieder zeigt es sich, wie wenig der Oekonom seine Behauptungen durchführen kann.

Gehen wir zu Say über, so finden wir dieselbe Abstraktion. Die Brauchbarkeit einer Sache ist etwas rein Subjektives, gar nicht absolut zu Entscheidendes — wenigstens so lange man sich noch in Gegensätzen herumtreibt, gewiß nicht zu entscheiden. Nach dieser Theorie müßten nothwendige Bedürfnisse mehr Werth besitzen, als Luxusartikel. Der einzig mögliche Weg, zu einer einigermaßen objektiven, scheinbar allgemeinen Entscheidung über die größere oder geringere Brauchbarkeit einer Sache zu kommen, ist unter der Herrschaft des Privateigenthums das Konkurrenzverhältniß, und das soll ja gerade bei Seite gelassen werden. Ist aber das Konkurrenzverhältniß zugelassen, so kommen auch die Produktionskosten herein; denn Niemand wird für weniger verkaufen, als er selbst bei der Produktion angelegt hat. Auch hier also geht die eine Seite des Gegensatzes wider Willen in die andere über.

Digitized by Google

Versuchen wir, Klarheit in diese Verwirrung zu bringen. Der Werth einer Sache schließt beide Faktoren ein, die von den streitenden Parteien mit Gewalt, und wie wir gesehen haben, ohne Erfolg getrennt werden. Der Werth ist das Verhältniß der Produktionskosten zur Brauchbarkeit. Die nächste Anwendung des Werthes ist die Entscheidung darüber, ob eine Sache überhaupt produzirt werden soll, d. h. ob die Brauchbarkeit die Produktionskosten aufwiegt. Dann erst kann von der Anwendung des Werthes für den Tausch die Rede sein. Die Produktionskosten zweier Dinge gleich gesetzt, wird die Brauchbarkeit das entscheidende Moment sein, um ihren vergleichungsmäßigen Werth zu bestimmen.

Diese Basis ist die einzig gerechte Basis des Tausches. Geht man aber von derselben aus, wer soll über die Brauchbarkeit der Sache entscheiden? Die bloße Meinung der Betheiligten? So wird jedenfalls Einer betrogen. Oder eine auf die inhärente Brauchbarkeit der Sache unabhängig von den betheiligten Parteien gegründete und ihnen nicht einleuchtende Bestimmung? So kann der Tausch nur durch Zwang zu Stande kommen, und Jeder hält sich für betrogen. Man kann diesen Gegensatz zwischen der wirklichen inhärenten Brauchbarkeit der Sache und zwischen der Bestimmung dieser Brauchbarkeit, zwischen der Bestimmung der Brauchbarkeit und der Freiheit der Tauschenden nicht aufheben, ohne das Privateigenthum aufzuheben; und sobald dies aufgehoben ist, kann von einem Tausch, wie er jetzt existirt, nicht mehr die Rede sein. Die praktische Anwendung des Werthbegriffs wird sich dann immer mehr auf die Entscheidung über die Produktion beschränken, und da ist seine eigentliche Sphäre.

Wie aber stehen die Sachen jetzt? Wir haben gesehen, wie der Werthbegriff gewaltsam zerrissen ist, und die einzelnen Seiten jede für das Ganze ausgeschrieen werden. Die Produktionskosten, durch die Konkurrenz von vornherein verdreht, sollen für den Werth selbst gelten; ebenso die blos subjektive Brauchbarkeit, — denn eine andere kann es jetzt nicht geben. — Um diesen lahmen Definitionen auf die Beine zu helfen, muß in beiden Fällen die Konkurrenz in Anspruch genommen werden; und das Beste ist, daß bei den Engländern die Konkurrenz, gegenüber den Produktionskosten, die Brauchbarkeit vertritt, während sie umgekehrt bei Say, der Brauchbarkeit gegenüber, die Produktionskosten hereinbringt. Aber was für eine Brauchbarkeit, was für Produktionskosten bringt sie herein! Ihre Brauchbarkeit hängt vom Zufall, von der Mode, von der Laune der Reichen ab, ihre Produktionskosten gehen auf und ab mit dem zufälligen Verhältniß von Nachfrage und Zufuhr.

Dem Unterschiede zwischen Realwerth und Tauschwerth liegt eine Thatsache zu Grunde — nämlich, daß der Werth einer Sache verschieden ist von dem im Handel für sie gegebenen sogenannten Aequivalent, d. h. daß dies Aequivalent kein Aequivalent ist. Dies sogenannte Aequivalent ist der Preis der Sache, und wäre der Oekonom ehrlich, so würde er dies Wort für den „Handelswerth" gebrauchen. Aber er muß doch immer noch eine Spur von Schein behalten, daß der Preis mit dem Werthe irgendwie zusammenhänge, damit nicht die Unsittlichkeit des Handels zu klar an's Licht komme. Daß aber der Preis durch die Wechselwirkung der Produktionskosten und der Konkurrenz bestimmt wird, das ist ganz richtig, und ein Hauptgesetz des Privateigenthums. Dies war das erste, was der Oekonom fand, dies rein empirische Gesetz; und hiervon abstrahirte er dann seinen Realwerth, d. h. den Preis zu der Zeit, wenn das Konkurrenzverhältniß sich balancirt, wenn Nachfrage und Zufuhr sich decken — dann bleiben natürlich die Produktionskosten übrig, und das nennt dann der Oekonom Realwerth, während es nur eine Bestimmtheit des Preises ist. So steht aber Alles

Digitized by Google

in der Oekonomie auf dem Kopf; der Werth, der das Ursprüngliche, die Quelle des Preises ist, wird von diesem, seinem eigenen Produkt, abhängig gemacht. Bekanntlich ist diese Umkehrung das Wesen der Abstraktion, worüber Feuerbach zu vergleichen.

* * *

Nach dem Oekonomen bestehen die Produktionskosten einer Waare aus drei Elementen: dem Grundzins für das nöthige Stück Land, um das rohe Material zu produziren, dem Kapital mit dem Gewinn darauf, und dem Lohn für die Arbeit, die zur Produktion und Verarbeitung erforderlich war. Es zeigt sich aber sogleich, daß Kapital und Arbeit identisch sind, da die Oekonomen selbst gestehen, Kapital sei „aufgespeicherte Arbeit". So bleiben uns also nur zwei Seiten übrig, die natürliche, objektive, der Boden, und die menschliche, subjektive, die Arbeit, die das Kapital einschließt — und außer dem Kapital noch ein Drittes, woran der Oekonom nicht denkt, ich meine das geistige Element der Erfindung, des Gedankens, neben dem physischen der bloßen Arbeit. Was hat der Oekonom mit dem Erfindungsgeist zu schaffen? Sind ihm nicht alle Erfindungen ohne sein Zuthun zugeflogen gekommen? Hat ihrer Eine ihm etwas gekostet? Was also hat er bei der Berechnung seiner Produktionskosten sich darum zu kümmern? Ihm sind Land, Kapital, Arbeit die Bedingungen des Reichthums und weiter braucht er nichts. Die Wissenschaft geht ihn nichts an. Ob sie ihm durch Berthollet, Davy, Liebig, Watt, Cartwright, u. s. w., Geschenke gemacht hat, die ihn und seine Produktion unendlich gehoben haben — was liegt ihm daran? Dergleichen weiß er nicht zu berechnen; die Fortschritte der Wissenschaft gehen über seine Zahlen hinaus. Aber für einen vernünftigen Zustand, der über die Theilung der Interessen, wie sie beim Oekonomen stattfindet, hinaus ist, gehört das geistige Element allerdings mit zu den Elementen der Produktion, und wird auch in der Oekonomie seine Stelle unter den Produktionskosten finden. Und da ist es allerdings befriedigend zu wissen, wie die Pflege der Wissenschaft sich auch materiell belohnt, zu wissen, daß eine einzige Frucht der Wissenschaft, wie James Watt's Dampfmaschine, in den ersten fünfzig Jahren ihrer Existenz der Welt mehr eingetragen hat, als die Welt von Anfang an für die Pflege der Wissenschaft ausgegeben.

Wir haben also zwei Elemente der Produktion, die Natur und den Menschen, und den letzteren wieder physisch und geistig, in Thätigkeit, und können nun zum Oekonomen und seinen Produktionskosten zurückkehren.

* * *

Alles, was nicht monopolisirt werden kann, hat keinen Werth, sagt der Oekonom — ein Satz, den wir später näher untersuchen werden. Wenn wir sagen, hat keinen Preis, so ist der Satz richtig für den auf dem Privateigenthum beruhenden Zustand. Wäre der Boden so leicht zu haben wie die Luft, so würde kein Mensch Grundzins bezahlen. Da dem nicht so ist, sondern die Ausdehnung des in einem speziellen Fall in Beschlag kommenden Bodens beschränkt ist, so bezahlt man Grundzins für den in Beschlag genommenen, das heißt, monopolisirten Boden, oder erlegt einen Kaufpreis dafür. Es ist aber sehr befremdlich, nach dieser Auskunft über die Entstehung des Grundwerths vom Oekonomen hören zu müssen, daß Grundzins der Unterschied zwischen dem Ertrage des Zins bezahlenden und des schlechtesten, die Mühe der Bebauung lohnenden Grundstückes sei. Dies ist bekanntlich die von Ricardo zuerst vollständig entwickelte Definition des Grundzinses. Diese Definition ist zwar praktisch richtig, wenn man voraussetzt, daß ein Fall der Nachfrage augenblicklich auf den

Digitized by Google

Grundzins reagirt, und sogleich eine entsprechende Quantität des schlechtesten bebauten Landes außer Bearbeitung setzte. Allein dies ist nicht der Fall, die Definition ist darum unzureichend; zudem schließt sie die Kausation des Grundzinses nicht ein, und muß schon deshalb fallen. Oberst T. P. Thompson, der Antikorngesetz-Leaguer, erneuerte im Gegensatz zu dieser Definition die Adam Smith'sche, und begründete sie. Nach ihm ist der Grundzins das Verhältniß zwischen der Konkurrenz der sich um den Gebrauch des Bodens Bewerbenden und der beschränkten Quantität des disponiblen Bodens. Hier ist wenigstens eine Rückkehr zur Entstehung des Grundzinses; aber diese Erklärung schließt die verschiedene Fruchtbarkeit des Bodens aus, wie die obige die Konkurrenz ausläßt.

Wir haben also wieder zwei einseitige und deswegen halbe Definitionen für einen Gegenstand. Wir werden, wie beim Werthbegriffe, wiederum diese beiden Bestimmungen zusammen zu fassen haben, um die richtige, aus der Entwicklung der Sache folgende und darum alle Praxis umfassende Bestimmung zu finden. Der Grundzins ist das Verhältniß zwischen der Ertragsfähigkeit des Bodens, der natürlichen Seite (die wiederum aus der natürlichen Anlage und der menschlichen Bebauung, der zur Besserung angewandten Arbeit besteht) — und der menschlichen Seite, der Konkurrenz. Die Oekonomen mögen über diese „Definition" ihre Köpfe schütteln; sie werden zu ihrem Schrecken sehen, daß sie Alles einschließt, was auf die Sache Bezug hat.

Der Grundbesitzer hat dem Kaufmanne nichts vorzuwerfen.

Er raubt, indem er den Boden monopolisirt. Er raubt, indem er die Steigerung der Bevölkerung, welche die Konkurrenz und damit den Werth seines Grundstücks steigert, für sich ausbeutet, indem er zur Quelle seines persönlichen Vortheils macht, was nicht durch sein persönliches Thun zu Stande gekommen, was ihm rein zufällig ist. Er raubt, wenn er verpachtet, indem er die von seinem Pächter angelegten Verbesserungen zuletzt wieder an sich reißt. Dies ist das Geheimniß des stets steigenden Reichthums der großen Grundbesitzer.

Die Axiome, welche die Erwerbsart des Grundbesitzers als Raub qualifiziren, nämlich, daß Jeder ein Recht auf das Produkt seiner Arbeit hat, oder daß Keiner ernten soll, wo er nicht gesät hat, sind nicht unsere Behauptung. Das erste schließt die Pflicht der Ernährung der Kinder, das zweite schließt jede Generation vom Recht der Existenz aus, indem jede Generation den Nachlaß der vorangehenden Generation antritt. Diese Axiome sind vielmehr Konsequenzen des Privateigenthums. Entweder führe man seine Konsequenzen aus oder man gebe es als Prämisse auf.

Ja, die ursprüngliche Appropriation selbst wird durch die Behauptung des noch früheren gemeinsamen Besitzrechtes gerechtfertigt. Wohin wir uns also wenden, das Privateigenthum führt uns auf Widersprüche.

Es war der letzte Schritt zur Selbstverschacherung, die Erde zu verschachern, die unser Eins und Alles, die erste Bedingung unserer Existenz ist; es war und ist bis auf den heutigen Tag eine Unsittlichkeit, die nur von der Unsittlichkeit der Selbstveräußerung übertroffen wird. Und die ursprüngliche Appropriation, die Monopolisirung der Erde durch eine kleine Anzahl, die Ausschließung der Uebrigen von der Bedingung ihres Lebens, giebt der späteren Verschacherung des Bodens an Unsittlichkeit nichts nach.

Lassen wir hier wieder das Privateigenthum fallen, so reduzirt sich der Grundzins auf seine Wahrheit, auf die vernünftige Anschauung, die ihm wesentlich zu Grunde liegt. Der als Grundzins vom Boden getrennte Werth desselben fällt alsdann in den Boden selbst zurück. Dieser Werth, der zu messen ist durch die Produktionsfähigkeit gleicher Flächen bei gleicher darauf verwendeter Arbeit,

Digitized by Google

kommt allerdings als Theil der Produktionskosten bei der Werthbestimmung der Produkte in Anschlag, und ist, wie der Grundzins, das Verhältniß der Produktionsfähigkeit zur Konkurrenz, aber zur wahren Konkurrenz, wie sie ihrer Zeit entwickelt werden wird.

* * *

Wir haben gesehen, wie Kapital und Arbeit ursprünglich identisch sind; wir sehen ferner aus den Entwicklungen des Oekonomen selbst, wie das Kapital, das Resultat der Arbeit, im Prozesse der Produktion sogleich wieder zum Substrat, zum Material der Arbeit gemacht, wie also die für einen Augenblick gesetzte Trennung des Kapitals von der Arbeit sogleich wieder in die Einheit Beider aufgehoben wird; und doch trennt der Oekonom das Kapital von der Arbeit, doch hält er die Entzweiung fest, ohne die Einheit daneben anders als durch die Definition des Kapitals: „aufgespeicherte Arbeit" anzuerkennen. Die aus dem Privateigenthum folgende Spaltung zwischen Kapital und Arbeit ist Nichts als die diesem entzweiten Zustande entsprechende und aus ihm hervorgehende Entzweiung der Arbeit in sich selbst. Und nachdem diese Trennung bewerkstelligt, theilt sich das Kapital nochmals in das ursprüngliche Kapital und in den Gewinn, den Zuwachs des Kapitals, den es im Prozesse der Produktion empfängt, obwohl die Praxis selbst diesen Gewinn sogleich wieder zum Kapital schlägt und mit diesem in Fluß setzt. Ja selbst der Gewinn wird wieder in Zinsen und eigentlichen Gewinn gespalten. In den Zinsen ist die Unvernünftigkeit dieser Spaltungen auf die Spitze getrieben. Die Unsittlichkeit des Zinsenverleihens, des Empfangens ohne Arbeit, für das bloße Borgen, ist, obwohl schon im Privateigenthum liegend, doch zu augenscheinlich und vom unbefangenen Volksbewußtsein, das in diesen Dingen meistens Recht hat, längst erkannt. Alle diese feinen Spaltungen und Divisionen entstehen aus der ursprünglichen Trennung des Kapitals von der Arbeit, und der Vollendung dieser Trennung in der Spaltung der Menschheit in Kapitalisten und Arbeiter, einer Spaltung, die alle Tage schärfer und schärfer ausgebildet wird, und die sich, wie wir sehen werden, immer steigern muß. Diese Trennung, wie die schon betrachtete Trennung des Bodens von Kapital und Arbeit, ist aber in letzter Instanz eine unmögliche. Es ist durchaus nicht zu bestimmen, wie viel der Antheil des Bodens, des Kapitals und der Arbeit an einem bestimmten Erzeugnisse betrage. Die drei Größen sind inkommensurabel. Der Boden schafft das rohe Material, aber nicht ohne Kapital und Arbeit, das Kapital setzt Boden und Arbeit voraus, und die Arbeit setzt wenigstens den Boden, meistens auch Kapital voraus. Die Verrichtungen der Drei sind ganz verschiedenartig und nicht in einem vierten gemeinsamen Maße zu messen. Wenn es also bei den jetzigen Verhältnissen zur Vertheilung des Ertrages unter die drei Elemente kommt, so giebt es kein ihnen inhärentes Maß, sondern ein ganz fremdes, ihnen zufälliges Maß entscheidet: die Konkurrenz oder das raffinirte Recht des Stärkeren. Der Grundzins implizirt die Konkurrenz, der Gewinn auf Kapital wird einzig durch die Konkurrenz bestimmt, und wie es mit dem Arbeitslohn aussieht, werden wir gleich sehen.

Wenn wir das Privateigenthum fallen lassen, so fallen alle diese unnatürlichen Spaltungen. Der Unterschied von Zinsen und Gewinn fällt; Kapital ist Nichts ohne Arbeit, ohne Bewegung. Der Gewinn reduzirt seine Bedeutung auf das Gewicht, das bei der Bestimmung der Produktionskosten das Kapital in die Wage legt, und bleibt so dem Kapital inhärent, wie dies selbst in seine ursprüngliche Einheit mit der Arbeit zurückfällt.

* * *

Digitized by Google

Die Arbeit, die Hauptsache bei der Produktion, die „Quelle des Reichthums", die freie menschliche Thätigkeit kommt bei dem Oekonomen schlecht weg. Wie das Kapital schon von der Arbeit getrennt wurde, so wird jetzt wieder die Arbeit zum zweitenmal gespalten; das Produkt der Arbeit steht ihr als Lohn gegenüber, ist von ihr getrennt, und wird wieder, wie gewöhnlich, durch die Konkurrenz bestimmt, da es für den Antheil der Arbeit an der Produktion, wie wir gesehen haben, kein festes Maß giebt. Heben wir das Privateigenthum auf, so fällt auch diese unnatürliche Trennung, die Arbeit ist ihr eigener Lohn, und die wahre Bedeutung des früher veräußerten Arbeitslohnes kommt an den Tag: die Bedeutung der Arbeit für die Bestimmung der Produktionskosten einer Sache. —

* * *

Wir haben gesehen, daß am Ende Alles auf die Konkurrenz hinausläuft, so lange das Privateigenthum besteht. Sie ist die Hauptkategorie des Oekonomen, seine liebste Tochter, die er in Einem fort hätschelt und liebkost — und gebt acht, was für ein Medusengesicht da herauskommen wird.

Die nächste Folge des Privateigenthums war die Spaltung der Produktion in zwei entgegengesetzte Seiten, die natürliche und die menschliche; den Boden, der ohne die Befruchtung des Menschen todt und steril ist, und die menschliche Thätigkeit, deren erste Bedingung eben der Boden ist. Wir sahen ferner, wie sich die menschliche Thätigkeit wieder in die Arbeit und das Kapital auflöste, und wie diese Seiten sich wieder feindselig gegenüber traten. Wir hatten also schon den Kampf der drei Elemente gegeneinander, anstatt der gegenseitigen Unterstützung der Drei; jetzt kommt noch dazu, daß das Privateigenthum die Zersplitterung jedes dieser Elemente mit sich bringt. Ein Grundstück steht dem andern, ein Kapital dem andern, eine Arbeitskraft der andern gegenüber. Mit andern Worten: weil das Privateigenthum Jeden auf seine eigene rohe Einzelnheit isolirt, und weil Jeder dennoch dasselbe Interesse hat, wie sein Nachbar, so steht ein Grundbesitzer dem andern, ein Kapitalist dem andern, ein Arbeiter dem andern feindselig gegenüber. In dieser Verfeindung der gleichen Interessen eben um ihrer Gleichheit willen ist die Unsittlichkeit des bisherigen Zustandes der Menschheit vollendet; und diese Vollendung ist die Konkurrenz.

* * *

Der Gegensatz der Konkurrenz ist das Monopol. Das Monopol war das Feldgeschrei der Merkantilisten, die Konkurrenz der Schlachtruf der liberalen Oekonomen. Es ist leicht einzusehen, daß dieser Gegensatz wieder ein durchaus hohler ist. Jeder Konkurrirende muß wünschen, das Monopol zu haben, mag er Arbeiter, Kapitalist oder Grundbesitzer sein. Jede kleinere Gesammtheit von Konkurrenten muß wünschen, das Monopol für sich gegen alle Andern zu haben. Die Konkurrenz beruht auf dem Interesse und das Interesse erzeugt wieder das Monopol; kurz, die Konkurrenz geht in das Monopol über. Auf der anderen Seite kann das Monopol den Strom der Konkurrenz nicht aufhalten, ja es erzeugt die Konkurrenz selbst, wie z. B. ein Einfuhrverbot oder hohe Zölle die Konkurrenz des Schmuggelns geradezu erzeugen. — Der Widerspruch der Konkurrenz ist ganz derselbe wie der des Privateigenthums selbst. Es liegt im Interesse jedes Einzelnen, Alles zu besitzen, aber im Interesse der Gesammtheit, daß Jeder gleichviel besitze. So ist also das allgemeine und individuelle Interesse diametral entgegengesetzt. Der Widerspruch der Konkurrenz ist: daß Jeder sich das Monopol wünschen muß, während die Gesammtheit als solche durch das Monopol verlieren und es also entfernen muß. Ja, die Konkurrenz setzt das Monopol schon voraus, nämlich das Monopol des Eigenthums — und hier

Digitized by Google

tritt wieder die Heuchelei der Liberalen an den Tag — und so lange das Monopol des Eigenthums besteht, so lange ist das Eigenthum des Monopols gleich berechtigt; denn auch das einmal gegebene Monopol ist Eigenthum. Welche jämmerliche Halbheit ist es also, die kleinen Monopole anzugreifen und das Grundmonopol bestehen zu lassen. Und wenn wir hierzu noch den früher erwähnten Satz des Oekonomen ziehen, daß Nichts Werth hat, was nicht monopolisirt werden kann, daß also Nichts, was nicht diese Monopolisirung zuläßt, in diesen Kampf der Konkurrenz eintreten kann, so ist unsere Behauptung, daß die Konkurrenz das Monopol voraussetzt, vollkommen gerechtfertigt.

* * *

Das Gesetz der Konkurrenz ist, daß Nachfrage und Zufuhr sich stets und eben deshalb nie ergänzen. Die beiden Seiten sind wieder auseinander gerissen und in den schroffen Gegensatz verwandelt. Die Zufuhr ist immer gleich hinter der Nachfrage, aber kommt nie dazu, sie genau zu decken; sie ist entweder zu groß oder zu klein, nie der Nachfrage entsprechend, weil in diesem bewußtlosen Zustande der Menschheit kein Mensch weiß, wie groß diese oder jene ist. Ist die Nachfrage größer als die Zufuhr, so steigt der Preis und dadurch wird die Zufuhr gleichsam irritirt; sowie sie sich im Markte zeigt, fallen die Preise und wenn sie größer wird als jene, so wird der Fall der Preise so bedeutend, daß die Nachfrage dadurch wieder aufgereizt wird. So geht es in Einem fort, nie ein gesunder Zustand, sondern eine stete Abwechslung von Irritation und Erschlaffung, die allen Fortschritt ausschließt, ein ewiges Schwanken, ohne je zum Ziel zu kommen. Dies Gesetz mit seiner steten Ausgleichung, wo, was hier verloren, dort wieder gewonnen wird, findet der Oekonom wunderschön. Es ist sein Hauptruhm, er kann sich nicht satt daran sehen und betrachtet es unter allen möglichen und unmöglichen Verhältnissen. Und doch liegt auf der Hand, daß dies Gesetz ein reines Naturgesetz, kein Gesetz des Geistes ist. Ein Gesetz, das die Revolution erzeugt. Der Oekonom kommt mit seiner schönen Theorie von Nachfrage und Zufuhr heran, beweist Euch, daß „nie zu viel produzirt werden kann", und die Praxis antwortet mit den Handelskrisen, die so regelmäßig wiederkehren wie die Kometen, und deren wir jetzt durchschnittlich alle 5 bis 7 Jahre eine haben. Diese Handelskrisen sind seit achtzig Jahren eben so regelmäßig gekommen wie früher die großen Seuchen — und haben mehr Elend, mehr Unsittlichkeit mit sich gebracht, als diese (vergl. Wade, Hist. of the Middle and Working Classes, London 1835, p. 211). Natürlich bestätigen diese Handelsrevolutionen das Gesetz, sie bestätigen es im vollsten Maße, aber in einer anderen Weise, als der Oekonom uns glauben machen möchte. Was soll man von einem Gesetze denken, das sich nur durch periodische Revolution durchsetzen kann? Es ist eben ein Naturgesetz, das auf der Bewußtlosigkeit der Betheiligten beruht. Wüßten die Produzenten als solche, wie viel die Konsumenten bedürften, organisirten sie die Produktion, vertheilten sie sie unter sich, so wäre die Schwankung der Konkurrenz und ihre Neigung zur Krisis unmöglich. Produzirt mit Bewußtsein, als Menschen, nicht als zersplitterte Atome ohne Gattungsbewußtsein, und Ihr seid über alle diese künstlichen und unhaltbaren Gegensätze hinaus. So lange Ihr aber fortfahrt, auf die jetzige unbewußte, gedankenlose, der Herrschaft des Zufalls überlassene Art zu produziren, so lange bleiben die Handelskrisen; und jede folgende muß universeller, also schlimmer werden als die vorhergehende, muß eine größere Menge kleiner Kapitalisten verarmen, und die Anzahl der blos von der Arbeit lebenden Klasse in steigendem Verhältnisse vermehren — also die Masse der zu beschäftigenden Arbeit, das Hauptproblem unserer Oekonomen, zusehends

Digitized by Google

vergrößern, und endlich eine soziale Revolution herbeiführen, wie sie sich die Schulweisheit der Oekonomen nicht träumen läßt.

Die ewige Schwankung der Preise, wie sie durch das Konkurrenzverhältniß geschaffen wird, entzieht dem Handel vollends die letzte Spur von Sittlichkeit. Von Werth ist keine Rede mehr, dasselbe System, das auf den Werth soviel Gewicht zu legen scheint, das der Abstraktion des Werthes im Geld die Ehre einer besonderen Existenz giebt — dies selbe System zerstört durch die Konkurrenz allen inhärenten Werth, und verändert das Werthverhältniß aller Dinge gegen einander täglich und stündlich. Wo bleibt in diesem Strudel die Möglichkeit eines auf sittlichen Grundlagen beruhenden Austausches? In diesem fortwährenden Auf und Ab muß Jeder suchen, den günstigsten Augenblick zum Kauf und Verkauf zu treffen. Jeder muß Spekulant werden, d. h. ernten wo er nicht gesät hat, durch den Verlust Anderer sich bereichern, auf das Unglück Anderer kalkuliren, oder den Zufall für sich gewinnen lassen. Der Spekulant rechnet immer auf Unglücksfälle, besonders auf Mißernten, er benutzt Alles, wie z. B. seiner Zeit den Brand von New York, und der Kulminationspunkt der Unsittlichkeit ist die Börsenspekulation in Fonds, wodurch die Geschichte und in ihr die Menschheit zum Mittel herabgesetzt wird, um die Habgier des kalkulirenden oder hazardirenden Spekulanten zu befriedigen. Und möge sich der ehrliche „solide" Kaufmann nicht pharisäisch über das Börsenspiel erheben — ich danke dir Gott u. s. w. Er ist so schlimm wie die Fondsspekulanten, er spekulirt ebenso sehr wie sie, er muß es, die Konkurrenz zwingt ihn dazu, und sein Handel implizirt also dieselbe Unsittlichkeit wie der ihrige. Die Wahrheit des Konkurrenzverhältnisses ist das Verhältniß der Konsumtionskraft zur Produktionskraft. In einem der Menschheit würdigen Zustande wird es keine andere Konkurrenz als diese geben. Die Gemeinde wird zu berechnen haben, was sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln erzeugen kann, und nach dem Verhältniß dieser Produktionskraft zur Masse der Konsumenten bestimmen, in wie weit sie die Produktion zu steigern oder nachzulassen, in wie weit sie dem Luxus nachzugeben oder ihn zu beschränken hat. Um aber über dies Verhältniß und die von einem vernünftigen Zustande der Gemeinde zu erwartende Steigerung der Produktionskraft richtig zu urtheilen, mögen meine Leser die Schriften der englischen Sozialisten und zum Theil auch Fouriers vergleichen.

Die subjektive Konkurrenz, der Wettstreit von Kapital gegen Kapital, Arbeit gegen Arbeit u. s. w., wird sich unter diesen Umständen auf den in der menschlichen Natur begründeten und bis jetzt nur von Fourier erträglich entwickelten Wetteifer reduziren, der nach der Aufhebung der entgegengesetzten Interessen auf seine eigenthümliche und vernünftige Sphäre beschränkt wird.

* * *

Der Kampf von Kapital gegen Kapital, Arbeit gegen Arbeit, Boden gegen Boden treibt die Produktion in eine Fieberhitze hinein, in der sie alle natürlichen und vernünftigen Verhältnisse auf den Kopf stellt. Kein Kapital kann die Konkurrenz des andern aushalten, wenn es nicht auf die höchste Stufe der Thätigkeit gebracht wird. Kein Grundstück kann mit Nutzen bebaut werden, wenn es nicht seine Produktionskraft stets steigert. Kein Arbeiter kann sich gegen seine Konkurrenten halten, wenn er nicht seine ganzen Kräfte der Arbeit widmet. Ueberhaupt Keiner, der sich in den Kampf der Konkurrenz einläßt, kann ihn ohne die höchste Anstrengung seiner Kräfte, ohne die Aufgebung aller wahrhaft menschlichen Zwecke aushalten. Die Folge von dieser Ueberspannung auf der einen Seite ist nothwendig Erschlaffung auf der anderen. Wenn die Schwankung der

Digitized by Google

Konkurrenz gering ist, wenn Nachfrage und Zufuhr, Konsumtion und Produktion sich beinahe gleich sind, so muß in der Entwicklung der Produktion eine Stufe eintreten, in der so viel überzählige Produktionskraft vorhanden ist, daß die große Masse der Nation nichts zu leben hat; daß die Leute vor lauter Ueberfluß verhungern. In dieser wahnsinnigen Stellung, in dieser lebendigen Absurdität befindet sich England schon seit geraumer Zeit. Schwankt die Produktion stärker, wie sie es in Folge eines solchen Zustandes nothwendig thut, so tritt die Abwechslung von Blüthe und Krisis, Ueberproduktion und Stockung ein. Der Oekonom hat sich diese verrückte Stellung nie erklären können; um sie zu erklären, erfand er die Bevölkerungstheorie, die eben so unsinnig, ja noch unsinniger ist als dieser Widerspruch von Reichthum und Elend zu derselben Zeit. Der Oekonom durfte die Wahrheit nicht sehen; er durfte nicht einsehen, daß dieser Widerspruch eine einfache Folge der Konkurrenz ist, weil sonst sein ganzes System über den Haufen gefallen wäre.

Uns ist die Sache leicht zu erklären. Die der Menschheit zu Gebote stehende Produktionskraft ist unermeßlich. Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist durch die Anwendung von Kapital, Arbeit und Wissenschaft ins Unendliche zu steigern. Das „übervölkerte" Großbritannien kann nach der Berechnung der tüchtigsten Oekonomen und Statistiker (vgl. Alison's Principle of population, Bd. 1, Kap. 1 und 2) in zehn Jahren dahin gebracht werden, daß es Korn genug für das Sechsfache seiner jetzigen Bevölkerung produzirt. Das Kapital steigert sich täglich; die Arbeitskraft wächst mit der Bevölkerung, und die Wissenschaft unterwirft den Menschen die Naturkraft täglich mehr und mehr. Diese unermeßliche Produktionsfähigkeit, mit Bewußtsein und im Interesse Aller gehandhabt, würde die der Menschheit zufallende Arbeit bald auf ein Minimum verringern; der Konkurrenz überlassen, thut sie dasselbe, aber innerhalb des Gegensatzes. Ein Theil des Landes wird aufs Beste kultivirt, während ein anderer — in Großbritannien und Irland 30 Millionen Acres gutes Land — wüst daliegt. Ein Theil des Kapitals zirkulirt mit ungeheurer Schnelligkeit, ein anderer liegt todt im Kasten. Ein Theil der Arbeiter arbeitet vierzehn, sechzehn Stunden des Tages, während ein anderer faul und unthätig dasteht und verhungert. Oder die Vertheilung tritt aus dieser Gleichzeitigkeit heraus: heute geht der Handel gut, die Nachfrage ist sehr bedeutend, da arbeitet Alles, das Kapital wird mit wunderbarer Schnelligkeit umgeschlagen, der Ackerbau blüht, die Arbeiter arbeiten sich krank — morgen tritt eine Stockung ein, der Ackerbau lohnt nicht der Mühe, ganze Strecken Landes bleiben unbebaut, das Kapital erstarrt mitten im Flusse, die Arbeiter haben keine Beschäftigung, und das ganze Land laborirt an überflüssigem Reichthum und überflüssiger Bevölkerung.

Diese Entwicklung der Sache darf der Oekonom nicht für die richtige erkennen; er müßte sonst, wie gesagt, sein ganzes Konkurrenzsystem aufgeben; er müßte die Hohlheit seines Gegensatzes von Produktion und Konsumtion, von überflüssiger Bevölkerung und überflüssigem Reichthum einsehen. Um aber, da das Faktum einmal nicht zu leugnen war, dies Faktum mit der Theorie ins Gleiche zu bringen, wurde die Bevölkerungstheorie erfunden.

Malthus, der Urheber dieser Doktrin, behauptet, daß die Bevölkerung stets auf die Subsistenzmittel drückt, daß, sowie die Produktion gesteigert wird, die Bevölkerung sich in demselben Verhältniß vermehrt, und daß die der Bevölkerung inhärente Tendenz, sich über die disponiblen Subsistenzmittel hinaus zu vermehren, die Ursache alles Elends, alles Lasters ist. Denn wenn zuviel Menschen da sind, so müssen sie auf die eine oder die andere Weise aus dem Wege geschafft,

Digitized by Google

entweder gewaltsam getödtet werden oder verhungern. Wenn dies aber geschehen ist, so ist wieder eine Lücke da, die sogleich wieder durch andere Vermehrer der Bevölkerung ausgefüllt wird, und so fängt das alte Elend wieder an. Ja, dies ist unter allen Verhältnissen so, nicht nur im civilisirten, sondern auch im Naturzustande; die Wilden Neuhollands, deren Einer auf die Quadratmeile kommt, laboriren ebenso sehr an Uebervölkerung wie England. Kurz, wenn wir konsequent sein wollen, so müssen wir gestehen, daß die Erde schon übervölkert war, als nur ein Mensch existirte. Die Folgen dieser Entwicklung sind nun, daß, da die Armen gerade die Ueberzähligen sind, man nichts für sie thun soll, als ihnen das Verhungern so leicht als möglich zu machen, sie zu überzeugen, daß es sich nicht ändern läßt und daß für ihre ganze Klasse keine Rettung da ist als in einer möglichst geringen Fortpflanzung, oder wenn dies nicht geht, so ist es noch immer besser, daß eine Staatsanstalt zur schmerzlosen Tödtung der Kinder der Armen, wie sie „Markus" vorgeschlagen hat, eingerichtet wird — wonach auf jede Arbeiterfamilie zwei und ein halbes Kind kommen dürfen, was aber mehr kommt, schmerzlos getödtet wird. Almosengeben wäre ein Verbrechen, da es den Zuwuchs der überzähligen Bevölkerung unterstützt; aber sehr vortheilhaft wird es sein, wenn man die Armuth zu einem Verbrechen und die Armenhäuser zu Strafanstalten macht, wie dies bereits in England durch das „liberale" neue Armengesetz geschehen ist. Es ist zwar wahr, diese Theorie stimmt sehr schlecht mit der Lehre der Bibel von der Vollkommenheit Gottes und seiner Schöpfung, aber „es ist eine schlechte Widerlegung, wenn man die Bibel gegen Thatsachen ins Feld führt!"

Soll ich diese infame, niederträchtige Doktrin, diese scheußliche Blasphemie gegen die Natur und Menschheit noch mehr ausführen, noch weiter in ihre Konsequenzen verfolgen? Hier haben wir endlich die Unsittlichkeit des Oekonomen auf die höchste Spitze gebracht. Was sind alle Kriege und Schrecken des Monopolsystems gegen diese Theorie? Und gerade sie ist der Schlußstein des liberalen Systems der Handelsfreiheit, dessen Sturz den des ganzen Gebäudes nach sich zieht. Denn ist die Konkurrenz hier als die Ursache des Elends, der Armuth, des Verbrechens nachgewiesen, wer will ihr dann noch das Wort zu reden wagen?

Alison hat die Malthus'sche Theorie in seinem oben zitirten Werk erschüttert, indem er an die Produktionskraft der Erde appellirte und dem Malthus'schen Prinzip die Thatsache entgegensetzte, daß jeder erwachsene Mensch mehr produziren kann als er selbst gebraucht, eine Thatsache, ohne die die Menschheit sich nicht vermehren, ja nicht einmal bestehen könnte; wovon sonst sollten die Heranwachsenden leben? Aber Alison geht nicht auf den Grund der Sache und kommt daher zuletzt wieder zu demselben Resultate wie Malthus. Er beweist zwar, daß Malthus' Prinzip unrichtig ist, kann aber die Thatsachen nicht wegleugnen, die diesen zu seinem Prinzip getrieben haben.

Hätte Malthus die Sache nicht so einseitig betrachtet, so müßte er gesehen haben, daß die überzählige Bevölkerung oder Arbeitskraft stets mit überzähligem Reichthum, überzähligem Kapital und überzähligem Grundbesitz verknüpft ist. Die Bevölkerung ist nur da zu groß, wo die Produktionskraft überhaupt zu groß ist. Der Zustand jedes übervölkerten Landes, namentlich Englands, von der Zeit an wo Malthus schrieb, zeigt dies aufs deutlichste. Dies waren die Thatsachen, die Malthus in ihrer Gesammtheit zu betrachten hatte, und deren Betrachtung zum richtigen Resultate führen mußte; statt dessen griff er eine heraus, ließ die anderen unberücksichtigt und kam daher zu seinem wahnsinnigen

Digitized by Google

Resultate. Der zweite Fehler, den er beging, war die Verwechslung von Subsistenzmitteln und Beschäftigung. Daß die Bevölkerung stets auf die Mittel der Beschäftigung drückt, daß so viel Menschen beschäftigt werden können, so viel auch erzeugt werden, kurz, daß die Erzeugung der Arbeitskraft bisher durch das Gesetz der Konkurrenz regulirt worden und daher auch den periodischen Krisen und Schwankungen ausgesetzt gewesen ist, das ist eine Thatsache, deren Feststellung Malthus' Verdienst ist. Aber die Mittel der Beschäftigung sind nicht die Mittel der Subsistenz. Die Mittel der Beschäftigung werden durch die Vermehrung der Maschinenkraft und des Kapitals nur in ihrem Endresultate vermehrt; die Mittel der Subsistenz vermehren sich, sobald die Produktionskraft überhaupt um etwas vermehrt wird. Hier kommt ein neuer Widerspruch der Oekonomie an den Tag. Die Nachfrage des Oekonomen ist nicht die wirkliche Nachfrage, seine Konsumtion ist eine künstliche. Dem Oekonomen ist nur der ein wirklich Fragender, ein wirklicher Konsument, der für das, was er empfängt, ein Aequivalent zu bieten hat. Wenn es aber eine Thatsache ist, daß jeder Erwachsene mehr produzirt als er selbst verzehren kann, daß Kinder wie Bäume sind, die die auf sie verwandte Auslage überreichlich wieder erstatten — und das sind doch wohl Thatsachen? — so sollte man meinen, jeder Arbeiter müßte weit mehr erzeugen können, als er braucht, und die Gemeinde müßte ihn daher gern mit Allem versorgen wollen, was er nöthig hat; so sollte man meinen, eine große Familie müßte der Gemeinde ein sehr wünschenswerthes Geschenk sein. Aber der Oekonome in der Rohheit seiner Anschauung kennt kein anderes Aequivalent, als das ihm in handgreiflichem baarem Gelde ausgezahlt wird. Er sitzt so fest in seinen Gegensätzen, daß die schlagendsten Thatsachen ihn ebenso wenig kümmern, wie die wissenschaftlichsten Prinzipien.

Wir vernichten den Widerspruch einfach dadurch, daß wir ihn aufheben. Mit der Verschmelzung der jetzt entgegengesetzten Interessen verschwindet der Gegensatz zwischen Ueberbevölkerung hier und Ueberreichthum dort, verschwindet das wunderbare Faktum, wunderbarer als alle Wunder aller Religionen zusammen, daß eine Nation vor eitel Reichthum und Ueberfluß verhungern muß; verschwindet die wahnsinnige Behauptung, daß die Erde nicht die Kraft habe, die Menschen zu ernähren. Diese Behauptung ist die höchste Spitze der christlichen Oekonomie — und daß unsere Oekonomie wesentlich christlich ist, hätte ich bei jedem Satz, bei jeder Kategorie beweisen können, und werde es seiner Zeit auch thun; die Malthus'sche Theorie ist nur der ökonomische Ausdruck für das religiöse Dogma von dem Widerspruch des Geistes und der Natur und der daraus folgenden Verdorbenheit Beider. Diesen Widerspruch, der für die Religion und mit ihr längst aufgelöst ist, hoffe ich auch auf dem ökonomischen Gebiet in seiner Nichtigkeit aufgewiesen zu haben; ich werde übrigens keine Vertheidigung der Malthus'schen Theorie für kompetent annehmen, die mir nicht vorher aus ihrem eigenen Prinzip heraus erklärt, wie ein Volk von lauter Ueberfluß verhungern kann, und dies mit der Vernunft und den Thatsachen in Einklang bringt.

Die Malthus'sche Theorie ist übrigens ein durchaus nothwendiger Durchgangspunkt gewesen, der uns unendlich weiter gebracht hat. Wir sind durch sie, wie überhaupt durch die Oekonomie, auf die Produktionskraft der Erde und der Menschheit aufmerksam geworden, und nach der Ueberwindung dieser ökonomischen Verzweiflung vor der Furcht der Uebervölkerung für immer gesichert. Wir ziehen aus ihr die stärksten ökonomischen Argumente für eine soziale Umgestaltung; denn selbst wenn Malthus durchaus Recht hätte, so müßte man diese Umgestaltung auf der Stelle vornehmen, weil nur sie, nur die durch sie zu gebende Bildung

Digitized by Google

der Massen diejenige moralische Beschränkung des Fortpflanzungstriebes möglich macht, die Malthus selbst als das wirksamste und leichteste Gegenmittel gegen Uebervölkerung darstellt. Wir haben durch sie die tiefste Erniedrigung der Menschheit, ihre Abhängigkeit vom Konkurrenzverhältnisse kennen gelernt; sie hat uns gezeigt, wie in letzter Instanz das Privateigenthum den Menschen zu einer Waare gemacht hat, deren Erzeugung und Vernichtung auch nur von der Nachfrage abhängt; wie das System der Konkurrenz dadurch Millionen von Menschen geschlachtet hat und täglich schlachtet; das Alles haben wir gesehen und das Alles treibt uns zur Aufhebung dieser Erniedrigung der Menschheit durch die Aufhebung des Privateigenthums, der Konkurrenz und der entgegengesetzten Interessen.

Kommen wir indeß, um der allgemeinen Uebervölkerungsfurcht alle Basis zu nehmen, noch einmal auf das Verhältniß der Produktionskraft zur Bevölkerung zurück. Malthus stellt eine Berechnung auf, worauf er sein ganzes System basirt. Die Bevölkerung vermehre sich in geometrischer Progression —1+2+4+8+16 +32 u. s. w., die Produktionskraft des Bodens in arithmetischer —1+2+3 +4+5+6. Die Differenz ist augenscheinlich, ist schreckenerregend; aber ist sie richtig? Wo steht erwiesen, daß die Ertragsfähigkeit des Bodens sich in arithmetischer Progression vermehre? Die Ausdehnung des Bodens ist beschränkt, gut. Die auf diese Fläche zu verwendende Arbeitskraft steigt mit der Bevölkerung; nehmen wir selbst an, daß die Vermehrung des Ertrags durch Vermehrung der Arbeit nicht immer im Verhältniß der Arbeit steigt; so bleibt noch ein drittes Element, das dem Oekonomen freilich nie etwas gilt, die Wissenschaft, und deren Fortschritt ist so unendlich und wenigstens ebenso rasch als der der Bevölkerung. Welchen Fortschritt verdankt die Agrikultur dieses Jahrhunderts allein der Chemie, ja allein zwei Männern — Sir Humphrey Davy und Justus Liebig? Die Wissenschaft aber vermehrt sich mindestens wie die Bevölkerung; diese vermehrt sich im Verhältniß zur Anzahl der letzten Generation; die Wissenschaft schreitet fort im Verhältniß zu der Masse der Erkenntniß, die ihr von der vorhergehenden Generation hinterlassen wurde, also unter den allergewöhnlichsten Verhältnissen auch in geometrischer Progression — und was ist der Wissenschaft unmöglich? Es ist aber lächerlich, von Uebervölkerung zu reden, so lange „das Thal des Mississippi wüsten Boden genug besitzt, um die ganze Bevölkerung von Europa dorthin verpflanzen zu können", so lange überhaupt erst ein Drittel der Erde für bebaut angesehen werden und die Produktion dieses Drittels selbst durch die Anwendung jetzt schon bekannter Verbesserungen um das Sechsfache und mehr gesteigert werden kann.

* * *

Die Konkurrenz setzt also Kapital gegen Kapital, Arbeit gegen Arbeit, Grundbesitz gegen Grundbesitz, und ebenso jedes dieser Elemente gegen die beiden anderen. Im Kampfe siegt der Stärkere und wir werden, um das Resultat dieses Kampfes vorauszusagen, die Stärke der Kämpfenden zu untersuchen haben. Zuerst sind Grundbesitz und Kapital jedes stärker als die Arbeit, denn der Arbeiter muß arbeiten, um zu leben, während der Grundbesitzer von seinen Renten und der Kapitalist von seinen Zinsen, im Nothfalle von seinem Kapital oder dem kapitalisirten Grundbesitz leben kann. Die Folge davon ist, daß der Arbeit nur das Allernothdürftigste, die nackten Subsistenzmittel zufallen, während der größte Theil der Produkte sich zwischen dem Kapital und dem Grundbesitz vertheilt. Der stärkere Arbeiter treibt ferner den schwächeren, das größere Kapital das geringere, der größere Grundbesitz den kleinen aus dem Markt. Die Praxis bestätigt diesen Schluß. Die Vortheile, die der größere Fabrikant und Kaufmann über den kleinen, der große Grundbesitzer über den Besitzer eines einzigen Morgens hat,

Digitized by Google

sind bekannt. Die Folge hiervon ist, daß schon unter gewöhnlichen Verhältnissen das große Kapital und der große Grundbesitz das kleine Kapital und den kleinen Grundbesitz nach dem Recht des Stärkeren verschlingen — die Zentralisation des Besitzes. In Handels- und Agrikulturkrisen geht diese Zentralisation viel rascher vor sich. — Großer Besitz vermehrt sich überhaupt viel rascher als kleiner, weil von dem Ertrag ein viel geringerer Theil als Ausgaben des Besitzes in Abzug kommt. Diese Zentralisation des Besitzes ist ein dem Privateigenthum ebenso immanentes Gesetz, wie alle anderen; die Mittelklassen müssen immer mehr verschwinden, bis die Welt in Millionäre und Paupers, in große Grundbesitzer und arme Taglöhner getheilt ist. Alle Gesetze, alle Theilung des Grundbesitzes, alle etwaige Zersplitterung des Kapitals hilft nichts — dies Resultat muß kommen und wird kommen, wenn nicht eine totale Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, eine Verschmelzung der entgegengesetzten Interessen, eine Aufhebung des Privateigenthums ihm zuvorkommt.

Die freie Konkurrenz, das Hauptstichwort unserer Tagesökonomen, ist eine Unmöglichkeit. Das Monopol hatte wenigstens die Absicht, wenn es sie auch nicht durchführen konnte, den Konsumenten vor Betrug zu schützen. Die Abschaffung des Monopols öffnet aber dem Betruge Thor und Thür. Ihr sagt, die Konkurrenz hat in sich selbst das Gegenmittel gegen den Betrug, Keiner wird schlechte Sachen kaufen — d. h. Jeder muß für jeden Artikel ein Kenner sein, und dies ist unmöglich — daher die Nothwendigkeit des Monopols, die sich auch in vielen Artikeln zeigt. Die Apotheken u. s. w. müssen ein Monopol haben. Und der wichtigste Artikel, das Geld, hat gerade das Monopol am meisten nöthig. Das zirkulirende Medium hat jedesmal, sowie es aufhörte, Staatsmonopol zu sein, eine Handelskrisis produzirt, und die englischen Oekonomen, unter Andern Dr. Wade, geben die Nothwendigkeit des Monopols auch hier zu. Aber das Monopol schützt auch nicht vor falschem Gelde. Man stelle sich auf welche Seite der Frage man wolle, die eine ist so schwierig wie die andere, das Monopol erzeugt die freie Konkurrenz und diese wieder das Monopol; darum müssen beide fallen, und diese Schwierigkeiten durch die Aufhebung des sie erzeugenden Prinzips gehoben werden.

* * *

Die Konkurrenz hat unsere Lebensverhältnisse durchdrungen und die gegenseitige Knechtschaft, in der die Menschen sich jetzt halten, vollendet. Die Konkurrenz ist die große Triebfeder, die unsere alt und schlaff werdende soziale Ordnung, oder vielmehr Unordnung, immer wieder zur Thätigkeit aufstachelt, aber bei jeder neuen Anstrengung auch einen Theil der sinkenden Kräfte verzehrt. Die Konkurrenz beherrscht den numerischen Fortschritt der Menschheit, sie beherrscht auch ihren sittlichen. Wer mit der Statistik des Verbrechens sich etwas bekannt gemacht hat, dem muß die eigenthümliche Regelmäßigkeit aufgefallen sein, mit der das Verbrechen alljährlich fortschreitet, mit der gewisse Ursachen gewisse Verbrechen erzeugen. Die Ausdehnung des Fabriksystems hat überall eine Vermehrung der Verbrechen zur Folge. Man kann die Anzahl der Verhaftungen, Kriminalfälle, ja die Anzahl der Morde, der Einbrüche, der kleinen Diebstähle u. s. w., für eine große Stadt oder einen Bezirk mit jedesmal zutreffender Genauigkeit alljährlich vorausbestimmen, wie dies in England oft genug geschehen ist. Diese Regelmäßigkeit beweist, daß auch das Verbrechen von der Konkurrenz regiert wird, daß die Gesellschaft eine Nachfrage nach Verbrechen erzeugt, der durch eine angemessene Zufuhr entsprochen wird, daß die Lücke, die durch die Verhaftung, Transportirung oder Hinrichtung einer Anzahl

Digitized by Google

gemacht, sogleich durch andere wieder ausgefüllt wird, gerade wie jede Lücke in der Bevölkerung sogleich wieder durch neue Ankömmlinge ausgefüllt wird, mit anderen Worten, daß das Verbrechen ebenso auf die Mittel der Bestrafung drückt, wie die Völker auf die Mittel der Beschäftigung. Wie gerecht es unter diesen Umständen, abgesehen von allen anderen, ist, Verbrecher zu bestrafen, überlasse ich dem Urtheil meiner Leser. Mir kommt es hier blos darauf an, die Ausdehnung der Konkurrenz auch auf das moralische Gebiet nachzuweisen, und zu zeigen, zu welcher tiefen Degradation das Privateigenthum den Menschen gebracht hat.

* * *

In dem Kampfe von Kapital und Boden gegen die Arbeit haben die beiden ersten Elemente noch einen besonderen Vortheil vor der Arbeit voraus — die Hilfe der Wissenschaft, denn auch diese ist unter den jetzigen Verhältnissen gegen die Arbeit gerichtet. Fast alle mechanischen Erfindungen z. B. sind durch den Mangel an Arbeitskraft veranlaßt worden, so besonders Hargreave's, Crompton's und Arkwright's Baumwollspinnmaschinen. Die Arbeit ist nie sehr gesucht gewesen, ohne daß daraus eine Erfindung hervorging, die die Arbeitskraft bedeutend vermehrte, also die Nachfrage von der menschlichen Arbeit ablenkte. Die Geschichte Englands von 1770 bis jetzt ist ein fortlaufender Beweis dafür. Die letzte große Erfindung in der Baumwollspinnerei, die Selfacting Mule, wurde ganz allein durch die Frage nach Arbeit und den steigenden Lohn veranlaßt, — sie verdoppelte die Maschinenarbeit und beschränkte dadurch die Handarbeit auf die Hälfte, warf die Hälfte der Arbeiter außer Beschäftigung und drückte dadurch den Lohn der anderen Hälfte herab; sie vernichtete eine Verschwörung der Arbeiter gegen die Fabrikanten und zerstörte den letzten Rest von Kraft, mit dem die Arbeit noch den ungleichen Kampf gegen das Kapital ausgehalten hatte (Vergl. Dr. Ure, Philosophy of manufactures, Bd. 2). Der Oekonom sagt nun zwar, daß im Endresultate die Maschinerie günstig für die Arbeiter sei, indem sie die Produktion billiger mache und dadurch einen neuen größeren Markt für ihre Produkte schaffe, und so zuletzt die außer Arbeit gesetzten Arbeiter doch wieder beschäftige. Ganz richtig; aber vergißt der Oekonom denn hier, daß die Erzeugung der Arbeitskraft durch die Konkurrenz regulirt wird, daß die Arbeitskraft stets auf die Mittel der Beschäftigung drückt, daß also, wenn diese Vortheile eintreten sollen, bereits wieder eine Ueberzahl von Konkurrenten für Arbeit darauf wartet, und dadurch diesen Vortheil illusorisch machen wird, während der Nachtheil, die plötzliche Wegnahme der Subsistenzmittel für die eine, und der Fall des Lohns für die andere Hälfte der Arbeiter nicht illusorisch ist? Vergißt der Oekonom, daß der Fortschritt der Erfindung nie stockt, daß also dieser Nachtheil sich verewigt? Vergißt er, daß bei der durch unsere Zivilisation so unendlich gesteigerten Theilung der Arbeit ein Arbeiter nur dann leben kann, wenn er an dieser bestimmten Maschine für diese bestimmte kleinliche Arbeit verwendet werden kann? daß der Uebergang von einer Beschäftigung zu einer anderen, neueren, für den erwachsenen Arbeiter fast immer eine entschiedene Unmöglichkeit ist?

Indem ich die Wirkungen der Maschinerie ins Auge fasse, komme ich auf ein anderes, entfernteres Thema, das Fabriksystem, und dieses hier zu behandeln, habe ich weder Lust, noch Zeit. Ich hoffe übrigens bald eine Gelegenheit zu haben, die scheußliche Unsittlichkeit dieses Systems ausführlich zu entwickeln, und die Heuchelei des Oekonomen, die hier in ihrem vollen Glanze erscheint, schonungslos aufzudecken.

Digitized by Google

Briefe aus Nordamerika.

Von F. A. Sorge.

New York, Oktober 1890.

Schon vor 40 Jahren (Neue Rheinische Revue, 1850) wies Marx auf die einschneidenden Veränderungen des Weltmarkts und Weltverkehrs hin, als Folgen der Entdeckung der kalifornischen Goldgruben und der Besiedlung der Stillenmeeresküste durch die „Yankee's". Er sagte: „Zum zweiten Male bekommt der Welthandel eine neue Richtung . . . . . Emporien des Welthandels werden jetzt New York und San Francisco —", und er fügt die Warnung hinzu: „Die Industrie und der Handel des alten Europa müssen sich gewaltig anstrengen, wenn sie nicht in denselben Verfall gerathen wollen, wie die Industrie und der Handel Italiens seit dem 16. Jahrhundert" u. s. w. Heute aber, 1890, erschallen die Klagelieder aus Sachsen und Thüringen, aus Oesterreich und Frankreich, aus Belgien und England über den Verfall ganzer Industrien, weil die Vereinigten Staaten ihnen den Markt verschlossen haben, ihn selbst ausbeuten, selber fabriziren wollen.

Wie groß der Einfluß der nordamerikanischen Getreideproduktion auf europäische Verhältnisse ist, dürfte Niemand mehr unbekannt sein und P. Lafargue hat diesen Einfluß meisterhaft geschildert in seinem Artikel über „das amerikanische Getreide" ꝛc. in der „Neuen Zeit" von 1885. Daß der Einfluß auf europäische Verhältnisse nicht allein dem amerikanischen Getreide, sondern fast allen hiesigen Bodenprodukten, insbesondere auch der Viehzucht, zukommt, beweisen die europäischen Zolltarife und Einfuhrverordnungen. In allen industriellen Ländern Europas bemerken wir Vorgänge, die sich direkt auf die nordamerikanische Industrie, auf den nordamerikanischen Handel zurückführen lassen, so daß man sagen könnte: Nordamerika, d. h. die Vereinigten Staaten, liegt ihnen in den Gliedern.

Zu den erwähnten Punkten von kaum zu überschätzender Bedeutung gesellen sich indeß noch andere von ähnlichem Gewicht, deren Besprechung und Beleuchtung in die „Neue Zeit" gehört. Die Einwirkung der ökonomischen Zustände dieses Landes auf das politische Leben, die mit dem Emporblühen der Großindustrie gleichzeitig wachsende Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten, die Betheiligung der Eingewanderten daran — das sind Gegenstände von sehr hohem Interesse für die Leser dieses Blattes, auch deswegen, weil deutsche Eingewanderte in großer Zahl an den Kämpfen der Arbeiter der Vereinigten Staaten theilgenommen haben, weil zahlreiche deutsche Arbeiter sich in den hiesigen Arbeiterorganisationen befinden, viele solcher Vereinigungen errichtet und gestützt und auf das öffentliche Leben einen gewissen Einfluß gewonnen haben durch Gründung und Aufrechthaltung einer eigenen Presse.

Treffliche Artikel über die ökonomischen Zustände und über die Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten aus der Feder von Friedrich Engels und Edward und Eleanor Marx-Aveling hat die „Neue Zeit" schon im Jahre 1887 gebracht. In den folgenden Zeilen wird der Versuch gemacht werden, weiteres Material herbeizuschaffen und womöglich einen geschichtlichen Ueberblick des Ganzen zu geben. Vorausgeschickt sei, daß es sich fast ausschließlich um die Vereinigten Staaten von Nordamerika handelt, d. h. um dasjenige Land, welches bestimmt scheint, das Erbe des „alten Europa" anzutreten. Kanada, das nördliche Nachbarland, richtet sich nach den Vereinigten Staaten, und Mexiko, der südliche Nachbar, scheint einem kürzeren oder längeren Assimilationsprozeß entgegen zu gehen.

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten, United States of America (das ist der amtliche Titel des Landes), jetzt aus 44 selbständigen Staaten, fünf sogenannten Territorien und dem Distrikt von Columbia mit der Bundeshauptstadt Washington bestehend, umfassen den besten Theil — der gemäßigten Zone — des Kontinents von Nordamerika und besitzen ein Areal von 9 272 448 Quadratkilometer, beinahe doppelt so viel wie das europäische Rußland und mehr als das Siebzehnfache des Areals des Deutschen Reichs, nahezu so viel wie das ganze Europa. Zwei Weltmeere begrenzen das Land im Osten und Westen, der Atlantische und der Stille (Pacifische) Ozean; Mexiko im Süden, Kanada (Britisch Nordamerika) im Norden sind die einzigen kontinentalen Nachbarn.

In diesem ungeheuren Lande wohnen jetzt ca. 63 Millionen Menschen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es in zwei Jahrzehnten eine größere Einwohnerzahl als Rußland haben, das bevölkertste Land der Erde, Indien und China ausgenommen, sein wird, bevölkert mit einem Menschenschlag, dessen hervorragende Eigenschaften große Energie und hohe Intelligenz sind. Die Hilfsquellen des Landes sind schier unerschöpflich und zahllos. Es besitzt die fruchtbarsten Ebenen, die reichsten Kohlen- und Erzlager, fast unversiegbare Petroleum- und Erdgas-Quellen, mächtige Gebirge, große, schiffbare Ströme und Binnenseen, ausgedehnte Küsten mit zahlreichen sicheren Häfen am Atlantischen und Stillen Meere, und im Ganzen genommen, ein herrliches, gesundes Klima. Es erzeugt Baumwolle, Getreide, Schlachtvieh und Petroleum in enormen Mengen und versorgt damit besonders Europa. Kohlen (harte und weiche) und Gestein (vom Sandstein bis zum feinsten Marmor), edle und unedle Metalle (Gold und Silber, Kupfer, Eisen 2c.) werden reichlich gewonnen: was ist natürlicher, als daß dieses Land mit einer stets wachsenden, thatkräftigen Bevölkerung und mit fast unerschöpflichen Naturschätzen diese letzteren zu verwerthen sucht und eine großartige Industrie gründet, um in die Reihe der industriellen Nationen und bald — an deren Spitze zu treten.

Als die Vereinigten Staaten vor 115 Jahren auf den politischen Schauplatz traten, hatte die Bevölkerung derselben kaum einen anderen Ehrgeiz als den, sich selbst überlassen zu bleiben, ihre eigenen Angelegenheiten selbst verwalten zu dürfen. Sie hatten die Bevormundung so satt, wie alle jungen Leute in gewissem Alter, und stürzten sich in ein Meer von vermeintlicher und wirklicher Freiheit. Ergrimmt über die ihnen widerfahrenen Unbilden, die sie sämmtlich auf Rechnung der Monarchie und des feudalen Adels schrieben, zerstörten sie die äußeren Spuren dieser Institutionen und schufen ein politisches System, worin jeder öffentliche Dienstzweig von einem anderen überwacht oder mattgesetzt wurde, ein System voller Künsteleien und Geschraubtheiten, ja voller Widersprüche, die sie allerdings zu verdecken suchten. Abgesehen von der damals im ganzen Lande bestehenden Sklaverei der Neger gab es keine Klassen, also keine Klassengegensätze, keinen Klassenunterschied und selbst der Besitzstand wies keine großen Verschiedenheiten auf, so daß man — mit vorhin erwähnter Ausnahme — die Einwohner füglich eine Gesellschaft von freien und gleichen Bürgern nennen konnte. Das Bürgerthum, gewissermaßen das ideale Bürgerthum, war erstanden, es war souverän und drückte allen Institutionen seinen Stempel auf. Im Kampfe mit der Natur hatten diese Bürger ihre Kräfte gestählt; im Verkehr mit den Ureinwohnern, den Indianern, hatten sie sich jene Schlauheit angeeignet, welche stets den eigenen Vortheil im Auge hat; durch die Noth des Lebens und den Krieg mit England hatten sie erfahren, daß man der Bundes- und Hilfsgenossen bedarf. So entstand im ersten Anlauf die prächtige Einleitung zur Unabhängigkeits-

Digitized by Google

erklärung, viel faßlicher und packender als die fast zwei Jahrzehnte später formulirten „droits de l'homme" (Menschenrechte) der französischen Revolution. Hatte die Unabhängigkeitserklärung mit stolzen Worten verkündet, daß „alle Menschen frei und gleich" . . . seien, so wurde schon wenige Jahre nach Erringung der Unabhängigkeit die Drei Fünftel-Klausel in die Konstitution aufgenommen, wonach die Sklavenhalter für je fünf Sklaven drei Stimmen abgeben durften. Der Name „Sklaverei" wurde strenge vermieden, man nannte es „unfreiwillige Dienstbarkeit" (involuntary servitude), aber die Sache bestand und der Inhalt derselben wurde anerkannt. — Im Unabhängigkeitskriege hatten diese Bürger die Nothwendigkeit erkannt, ihre Kräfte zusammen zu fassen und schufen deshalb eine Zentralgewalt, übertrugen ihr aber nur die auswärtigen Angelegenheiten und den Handel. Die bürgerliche und kriminelle Rechtspflege blieb Sache der einzelnen Staaten, die Händel mit den Indianern ausgenommen, welche der Bundesregierung zugewiesen wurden. Die Begriffe von dem, was verboten und gestattet, was straffällig und erlaubt ist, werden daher häufig nur durch geographische Linien bestimmt. — Die gesetzgebende Gewalt der Vereinigten Staaten, d. h. des ganzen Bundes, wurde in die Hände des Kongresses gelegt, der aus zwei Körpern, dem Repräsentantenhause und dem Senat, besteht. Die Mitglieder des ersteren werden in Urwahl, diejenigen des letzteren indirekt durch die Legislaturen der Einzelstaaten erwählt. Das aktive und passive Wahl- und Stimmrecht hängt aber vom Wohnsitze ab und kein Bürger eines Staates kann von den Bürgern eines anderen Staates in den Kongreß entsandt werden. Die Mitglieder des Repräsentantenhauses werden pro rata der Bevölkerungszahl des Staates erwählt, in den Senat hingegen entsendet jeder Staat, Nevada mit seinen 60 000 Einwohnern so gut, wie New York mit seinen sechs Millionen, zwei Senatoren. Der Präsident der Vereinigten Staaten wird indirekt, durch sog. Wahlmänner, erwählt, und bildet die Exekutivgewalt, ist aber in der Wahl seiner Minister — hier Sekretäre genannt — an die Zustimmung des Senats gebunden. Dem Präsidenten wurde das Vetorecht eingeräumt. Die Zahl der von ihm und seinen Ministern zu vergebenden Aemter und Stellen wird heute auf weit über hunderttausend geschätzt.

Zur Ausübung der Rechtspflege (in Bundessachen) wurden Bundesgerichte und das Oberbundesgericht — Supreme Court — eingesetzt, deren Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens ziemlich bedeutend ist, da sie in letzter Instanz über die Verfassungsmäßigkeit aller Gesetze und Institutionen entscheiden und diese Fragen nach der Verfassungsmäßigkeit in diesem Lande natürlich sehr oft auftauchen oder aufgeworfen werden.

Alles Andere blieb den einzelnen Staaten vorbehalten: die bürgerliche wie die Strafrechtspflege, die Kommuneverwaltung einschließlich der Polizei, Steuern und Abgaben (Zölle ausgenommen), Straßen, Kanäle ꝛc., sogar die Miliz, wenn auch dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gewisse Rechte über die letztere zugesichert sind; und jeder Staat hat darum wieder eine besondere Legislatur, fast ausschließlich in zwei Häusern, zur gesetzlichen Regelung dieser Angelegenheiten. Es ist dies ein Punkt, den man bei Beurtheilung der politischen und ökonomischen Zustände dieses Landes stets im Auge behalten muß.

Daß diese eigenthümlichen politischen Gebilde der Lebenslage, den ökonomischen Verhältnissen der Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprachen, ist leicht zu erkennen. Etwas Fischfang und Jagd ausgenommen, war Ackerbau die Beschäftigung der Einwohner, meistens nur für den eigenen Gebrauch und mit geringen Ausnahmen deckten sie alle ihre Bedürfnisse

Digitized by Google

mit Hilfe der ganzen Familie. Ihr Unabhängigkeitssinn war daher stark entwickelt, sie wollten Niemand über sich haben. Von eigentlicher Industrie war keine Rede und selbst das Handwerk war nur schwach entwickelt, einige Küstenplätze ausgenommen, denn die nach Landessitte ziemlich vereinzelt wohnenden Farmer (Bauern) waren geübt in Handfertigkeiten aller Art und bedurften gewöhnlich nur von Zeit zu Zeit der Hilfe eines Schmieds und eines Schuhmachers. Es herrschte einfach Naturalwirthschaft, die sich auch auf den Eintausch von Handelsartikeln gegen Bodenerzeugnisse erstreckte, und Geld gab es nur wenig. Zölle in Geld zu zahlen war ihnen fast unmöglich, also ein Greuel. Damit kein Hafenplatz den anderen verdrängen oder übervortheilen könne, übertrugen sie die Handelsangelegenheiten den Bundesbeamten. Der mangelhafte Verkehr in dem enormen Gebiete der ursprünglichen 13 Staaten (Kolonien) hinderte den Gedankenaustausch und beförderte so die Zersplitterung, den Lokalpatriotismus und — das Sektenwesen mit seinen wunderlichen Blüthen. Das in der Isolirung, in dem Angewiesensein auf eigene Kraft und Arbeit, wurzelnde Selbstbewußtsein aber schlug zuletzt in Selbstüberhebung um, eine Eigenschaft, die sich auf ihre Nachkommen vererbt und gesteigert hat.

In Späterem werden wir sehen, was aus den bäuerlichen Zuständen geworden ist, wie der freie und unabhängige (free and independent) Bürger sich weiter entwickelt hat.

Die Kongresse von Lille und Calais.

Von **Paul Lafargue.**

Paris, den 23. Oktober 1890.

I.

Der Kongreß zu Halle, jener Musterkongreß, auf welchen der internationale Sozialismus mit Stolz verweist, hat die öffentliche Aufmerksamkeit so gut wie ausschließlich in Anspruch genommen. Und dies mit Fug und Recht. Dennoch wird es nützlich sein, auch über zwei andere Kongresse zu berichten, welche in jüngster Zeit in Frankreich stattgefunden haben, denn dieselben gewähren einen ziemlich genauen Einblick in die Lage des Sozialismus in unserem Lande. Ich meine die Kongresse von Lille und Calais.

In Lille kamen die „Marxisten" am 10., 11. und 12. Oktober zusammen. Das herzlichste Einvernehmen hat auch nicht eine Minute aufgehört auf ihrem Parteitag zu herrschen, auf dem 71 Delegirte 97 Städte und Gemeinden und 212 Gruppen der Arbeiterpartei und Syndikatskammern (Gewerkschaften) vertraten. Obgleich sämmtliche Resolutionen in Debatten erörtert wurden, in denen sich verschiedene Meinungen geltend machten, und die bis Mitternacht, ja bis ein Uhr Morgens dauerten, so wurden dieselben doch einstimmig angenommen. Diese Einstimmigkeit bildete einen derartigen Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Franzosen, daß ein Delegirter verlangte, man solle einen Anarchisten herbeiholen, damit dieser eine Opposition bilde.

Der Kongreß von Lille ist der wichtigste Parteitag, welcher in Frankreich seit dem Kongreß von Marseille stattgefunden, wo das französische Proletariat zum ersten Male kommunistische Theorien — verkleidet unter dem Namen „kollektivistisch" — stammelte. Der Kongreß von Lille war nicht nur bemerkenswerth hinsichtlich der vertretenen Städte und Gruppen, sondern auch besonders hinsicht-

Digitized by Google

lich des Charakters der Vertretung. Die große Mehrzahl der Delegirten rekrutirte sich aus seit Jahren bekannten Vorkämpfern der Arbeitersache, welche die Ungerechtigkeit der Bourgeoisjustiz und die Maßregelungen durch die Unternehmer erfahren hatten: eine große Anzahl von ihnen waren aus den Werkstätten ihrer Heimat vertrieben worden, hatten sich neue Existenzmittel schaffen müssen, indem sie den Verschleiß von Zeitungen übernahmen, Gemüse und Oel feilhielten oder Schänkwirthe wurden. In manchen Orten, wie in Lille, Calais, Troyes haben die Genossen zusammengesteuert, um einen der ihrigen, welcher der Rache der Unternehmer zum Opfer gefallen, mit den für Eröffnung eines kleinen Gasthauses nöthigen Geldmitteln zu versehen. Die so gegründeten Wirthschaften wurden der Ort ihrer Zusammenkünfte und bildeten einen Mittelpunkt für die Agitation unter den Arbeitern. Der unabhängig gemachte Schänkwirth konnte ohne Furcht, seine Existenzmittel zu verlieren, sich ganz und gar der sozialistischen Propaganda widmen, für die Organisation der Arbeiter thätig sein, er ward Sekretär und Kassirer ihrer Vereine und öfters damit betraut, sie in den Gewerbeschiedsgerichten und Gemeinderäthen zu vertreten.

Wenn also dem Kongreß zu Lille viele Gastwirthe beiwohnten, so waren dies sämmtlich langjährige Parteikämpen, welche durch die seitens der Unternehmer erlittenen Verfolgungen das Vertrauen ihrer Kameraden erworben hatten. Fast Alle gehörten Gemeindevertretungen an. Uebrigens waren fast alle Städte und Gemeinden auf dem Kongreß durch Gemeinderäthe, Generalräthe und Mitglieder der Gewerbeschiedsgerichte vertreten. In einer großen Anzahl von Städten ist es der Partei gelungen, einen oder mehrere ihrer Vertreter in die Gemeinderäthe zu senden, und in mehreren Ortschaften besteht sogar deren Majorität aus Sozialisten. Der Stadtrath von Cette hatte z. B. einem seiner Mitglieder ausdrücklich das Mandat ertheilt, ihn auf dem Kongresse zu vertreten.

Ueberall, wo die sozialistische Partei genug Stadträthe besitzt, um die Leitung der kommunalen Angelegenheiten zu beeinflussen, hat sie auch verschiedene, der Arbeiterklasse nützliche Reformen durchgesetzt; wo eine sozialistische Majorität im Stadtrath vorhanden ist, vergiebt dieser einen Theil der städtischen Arbeiten direkt an die Arbeiter, mit Ausschluß von Mittelspersonen in Gestalt von Bourgeoisunternehmern. In dieser Beziehung verdient Erwähnung, wie der Stadtrath zu Roanne verfahren, um der unter den Webern herrschenden Arbeitslosigkeit zu steuern. Die Stadt mußte große Erdarbeiten ausführen lassen; anstatt dieselben, wie sonst üblich, kapitalistischen Unternehmern zu übertragen, übernahm sie die Stadt, deren Stadtrath der Mehrzahl nach aus Sozialisten besteht. Der Stadtrath vergab die Arbeiten im Akkord an Gruppen von je 20 Leuten. Jede Gruppe mußte aus 12 Erdarbeitern von Profession und 8 Webern zusammengesetzt sein, und der Forderung des Stadtraths entsprechend mußte der Verdienst zu gleichen Theilen unter die Angehörigen je einer Gruppe vertheilt werden. Die Erdarbeiter, welche mehr als die Weber schaffen konnten, beklagten sich und erklärten, daß sie nicht für die ihnen beigesellten Weber arbeiten wollten, allein die Sozialisten des Stadtraths brachten sie bald zu besserer Einsicht. In der That, der Ausschluß der Bourgeoisunternehmer erlaubte dem Stadtrath, den Arbeitern höhere Löhne zu zahlen, so daß die Erdarbeiter, obgleich sie ihren Verdienst mit den Webern theilen mußten, die weniger als sie selbst leisteten, doch noch einen Ueberschuß von 1 Frs. 50 Cts. bis 2 Frs. über den Lohn verdienten, den sie auf den Arbeitsplätzen der Kapitalisten zu erhalten pflegten. Jedermann fand also bei dem Verfahren des Stadtraths seine Rechnung: die feiernden Weber erwarben ihren Lebensunterhalt, die Erdarbeiter ver-

Digitized by Google

dienten höheren Lohn und die Stadt erhielt eine Arbeit, die sie billiger zu stehen kam, obgleich sie ebenso gut, ja vielleicht besser ausgeführt war, als unter gewöhnlichen Umständen.

Daß der Kongreß zu Lille aus einer so großen Anzahl thätiger Parteigenossen zusammengesetzt war, die zu offiziellen Funktionen erwählt worden, ist ein Beweis der Kraft und Stärke, welche die Partei in der Provinz erlangt hat. Die Einzelheiten, welche die Delegirten über den Fortgang der Bewegung in den respektiven Ortschaften berichteten, bestätigen nur diese Ansicht. Ueberall hatte der Sozialismus Fortschritte gemacht, ausgenommen in Paris. Die boulangistische Agitation, welche Spaltung und Desorganisation in die Reihen der Sozialisten von Paris getragen, hat glücklicherweise die Provinz verschont. Die Provinzialstädte haben ebenso wenig die anarchistischen wie die possibilistischen Streitigkeiten kennen gelernt, welche jahrelang der Entwicklung des Sozialismus in Paris hinderlich gewesen, weil sie die Zaghaften und Schwankenden zurückschreckten, die Unerfahrenen, die mit uns sympathisirten, mit Ekel erfüllten, und die kämpfenden Genossen entmuthigten. Paris, das eine revolutionäre Stadt ist, in der sich ein Umschwung von heut auf morgen vollzieht, hat am 1. Mai bewiesen, daß man jetzt, seit es mit dem Boulangismus aus ist und die Possibilisten in dem Schmutz persönlicher Händel sterben, auf seine Begeisterung und seinen Sozialismus zählen darf. Paris wird die verlorene Zeit einbringen, es wird sich wieder an die Spitze der sozialistischen Bewegung stellen. Wenn erst Paris zurückerobert sein wird, so ist es möglich, die sozialistische Partei Frankreichs stramm zu organisiren. Die Elemente sind fast überall schon vorhanden und man braucht sie nur untereinander zu verbinden, um eine mächtige Partei zu bilden, welche ihren Einfluß auf die Politik der Nation geltend macht.

Eine der wichtigsten Kongreßarbeiten hat darin bestanden, die nationale Organisation der Partei zu schaffen, ein Zentralorgan, „Le Socialiste", zu gründen und einen Nationalrath einzusetzen, welcher aus sieben Mitgliedern besteht, als welche für das nächste Jahr gewählt wurden: Camescasse, Crépin, Dereure, Ferroul, Guesde, Lafargue und Quesnel.

Der Kongreß hat seine Arbeiten damit eröffnet, daß er einstimmig folgende Adresse votirte:

„Der Kongreß sendet seinen Gruß den Arbeitern Europas und Amerikas, die zu Millionen am vergangenen 1. Mai die neue Internationale und ihren unerschütterlichen Willen bethätigt haben, den öffentlichen Gewalten der Bourgeoisie den achtstündigen Arbeitstag abzuringen — als erster Schritt dazu, daß sich die Arbeiterklasse dieser Gewalten behufs einer sozialen Umgestaltung bemächtigt;

„der Kongreß erklärt sich solidarisch mit allen Männern und Frauen, welche in französischen und ausländischen Gefängnissen ihre Hingabe an die Sache der Arbeit und der Revolution büßen;

„beglückwünscht die deutschen Sozialdemokraten zu ihrem Wahlsieg vom 20. Februar und zur Aufhebung des verhaßten Ausnahmegesetzes, die dessen Folge war;

„protestirt gegen die Verhaftung und Verurtheilung polnischer und russischer Flüchtlinge durch die Bourgeoisregierung der französischen Republik;

„brandmarkt diese Regierung, welche Frankreich und die Republik entehrte, indem sie vom Programm der internationalen Konferenz zu Berlin die Beschränkung der Arbeitszeit für Erwachsene streichen ließ;

„und giebt den schmachvollen russischen Zarismus, welcher politische Gefangene foltern und Frauen peitschen läßt, sowie die schmachvolle Bourgeoispresse, welche solche Grausamkeiten mit ihrem Schweigen deckt und sich dadurch zu dessen Mitschuldigen macht, der Verachtung der zivilisirten Welt preis."

Digitized by Google

Der Generalstrike ist eine Idee, welche vielen Arbeitern besonders lieb und werth ist; mehrere Delegirte waren der Ansicht, daß eine allgemeine Arbeitseinstellung herbeigeführt werden könnte, wenn man die nöthige Agitation entfalte. Sie stützten sich bei ihren Behauptungen auf das, was sich am 1. Mai zugetragen: in manchen Industriezentren hatten sich die Arbeiter geweigert, am 2. Mai wieder in ihre Bagnos zurückzukehren, und sie hatten mehrere Tage lang gefeiert. Jedoch nach einer langen Diskussion, an welcher sich fast alle Delegirten betheiligten und die in den von ihnen vertretenen Ortschaften existirenden besonderen Verhältnisse darlegten, faßte der Kongreß folgenden Beschluß über den

„Internationalen Strike der Kohlengräber.

„In Erwägung, daß der eigentliche Generalstrike, d. h. die planmäßige und gleichzeitige Arbeitseinstellung durch die Gesammtheit der Proletarier der verschiedenen Gewerbe für sein Gelingen eine Verbreitung der sozialistischen Gesinnung und eine Organisation der Arbeiter voraussetzt und fordert, zu der das Proletariat noch nicht gelangt ist; daß aber schon heute, wenn nur die Hälfte der Arbeiterklasse einer gemeinsamen Aktion fähig wäre, die Revolution sich vollziehen könnte und sich vollziehen müßte;

„in Erwägung, daß der einzige Strike, welcher unter diesen Bedingungen nicht illusorisch und verfrüht sein würde, der Strike der Kohlengräber aller Länder ist, wenn sie durch die Arbeiter der übrigen Industriezweige unterstützt werden;

„in Erwägung, daß dieser internationale Strike der Kohlengräber, wenn sie sich zu Vorkämpfern des gesammten Proletariats machen und für alle Arbeiter den achtstündigen Arbeitstag fordern würden, Resultate zeitigen müßte, die umsonst von einem jetzt unmöglichen Generalstrike erwartet werden, und daß die Forderung eines solchen Strikes dem Kongreß zu Jolimont unterbreitet und den dabei Interessirten zum Studium überwiesen worden ist, deren Entscheidung abgewartet werden muß,

„beschließt der Kongreß: die Verbände, Gruppen und Mitglieder der Partei aufzufordern, mit allen Kräften den Generalstrike der Kohlengräber zu unterstützen, falls letztere einen solchen beschließen sollten, und sich schon von jetzt an über die Mittel schlüssig zu machen, ihm zum Siege zu verhelfen."

Der obenstehende Beschluß wurde der Union der Kohlengräber Großbritanniens durch Vermittlung des Sekretärs des parlamentarischen Komite's der Trades-Unions mit folgendem Schreiben übersandt:

„Werthe Genossen! Der Kongreß der französischen Arbeiterpartei, welcher in Lille vom 10. bis 12. Oktober stattgefunden hat, und auf welchem 71 Delegirte 212 Sektionen und Syndikate vertraten, hat einstimmig und mit der größten Begeisterung beifolgende Resolution gefaßt. Es ist beschlossen worden, dieselbe zur Kenntniß der Kohlengräber aller Länder zu bringen, und wir bitten Euch, sie allen Zweigen der Assoziation des Vereinigten Königreichs zu übermitteln. Wir senden Euch unseren brüderlichen Gruß.

„Für den Kongreß: Der Ausschuß: Dormoy, Stadtrath von Montluçon, Vorsitzender; Aulas, Stadtrath von Roanne, und Capart, Beisitzer."

Der erste Mai hat sich für Frankreich zu einer allgemeinen Ueberraschung gestaltet, Niemand hatte zu ahnen gewagt, daß die vom internationalen Kongreß zu Paris ausgegebene Parole von der gesammten Arbeiterschaft angenommen werden würde. In allen Städten und sogar in Dörfern feierte man den ersten Mai trotz des Schreckens, den die Regierung zu verbreiten versucht hatte. Nur die Pariser Possibilisten machten den Versuch, sich der glänzenden internationalen Manifestation entgegen zu stellen. Daher hatten auch alle Delegirten des Kongresses ausdrücklich den Auftrag erhalten, die Forderung aufzustellen, daß der erste Mai zum anerkannten, internationalen Feiertag der Arbeit werde. Die

Digitized by Google

Delegirten von Troyes erklärten, daß die zum größten Theil gewerkschaftlich organisirten Arbeiter ihrer Stadt den Entschluß gefaßt, während der ganzen dem 1. Mai folgenden Woche nur acht Stunden pro Tag zu arbeiten. Die Vertreter von Roanne sagten, daß der Stadtrath ihrer Stadt, der zur Mehrzahl aus Sozialisten zusammengesetzt ist, entschlossen sei, die Summen, welche für die Feier des vierzehnten Juli ausgesetzt zu werden pflegen, auf den ersten Mai zu übertragen. Die Delegirten von Lille verkündigten, daß sie beschlossen hätten, eine Deputation nach Paris zu senden, daß sie die Pariser Deputation begleite, welche von der Abgeordnetenkammer die gesetzliche Festsetzung des achtstündigen Arbeitstags fordern soll. Alle Delegirten erhoben einstimmig die Forderung, daß die Manifestation von 1891 einen friedlichen Charakter tragen und keinen Anlaß zu polizeilichen Heldenstückchen liefern sollte; sie verlangten gleicher Weise für jede Ortschaft das Recht, diesen großen Tag in einer ihr zusagenden Weise zu feiern.

Der Kongreß hat in Betreff der Manifestation des ersten Mai einstimmig folgende Resolution angenommen:

„In Erwägung, daß die Forderung des gesetzlichen Achtstundentags schon vor mehr als zwanzig Jahren von den ersten Kongressen der internationalen Arbeiterassoziation aufgestellt worden;

„daß er in allen Programmen der sozialistischen und Arbeiterparteien Europas und Amerikas figurirt;

„daß er als dringlichste aller Reformen von dem letztes Jahr in Paris tagenden internationalen Kongreß wieder aufgenommen worden ist;

„daß er Gegenstand der ersten Weltmanifestation des 1. Mai gewesen;

„in Erwägung, daß der Achtstundentag bei der stetigen Entwicklung der mechanischen Arbeitsmittel reichlich den Ansprüchen der Produktion zu genügen vermag, wenn nur alle gesunden Arbeiter regelmäßig beschäftigt werden;

„daß seine erste Wirkung dahin gehen würde, der Arbeitslosigkeit zu steuern und den brotlosen Arbeitern die Thüren der Werkstätten zu öffnen;

„daß er als unausbleibliche Folge ein Steigen der Löhne herbeiführen würde, weil er die Schmutzkonkurrenz verhindert, welche die arbeitslosen den beschäftigten Proletariern machen;

„daß er dem Kleinhandel, welcher die Arbeiter mit ihren Bedürfnissen versieht, zu Gute kommen würde, indem er deren Kauffähigkeit steigert;

„daß er dem, von einer immer eintöniger, ungesunder und gefährlicher werdenden Arbeit erschöpften Arbeiter die Zeit geben würde, seine Kräfte wieder herzustellen;

„daß er diesem erlauben würde, mit seiner Familie zu leben, sich geistig zu entwickeln und seinen politischen Pflichten nachzukommen,

„beschließt der Kongreß: Es ist nothwendig, am 1. Mai 1891 die internationale Manifestation von 1890 zu Gunsten des gesetzlichen Achtstundentags zu wiederholen.

„Es ist nothwendig, den Beschluß des internationalen Kongresses zu Paris bezüglich der Freiheit aufrecht zu erhalten, welche den einzelnen Ländern und Gemeinden gelassen worden, um die Manifestation mit Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse zu organisiren.

„Jedoch fordert der Kongreß alle Gemeinde-, Arondissements- und Generalräthe der Partei auf, die für das Bourgeoisfest vom 14. Juli eröffneten Kredite auf das Fest der Arbeit vom 1. Mai zu übertragen.

„Ueberall, wo dies thunlich ist, sollen die sozialistischen und Arbeiterorganisationen in großen, öffentlichen Versammlungen die Ernennung von Delegirten veranlassen, welche den Auftrag erhalten, sich der Pariser Deputation an die gesetzgebenden Körper anzuschließen.

„Ueberall, wo dies thunlich ist, sollen die Arbeiter vom 2. Mai ab selbst den Achtstundentag verwirklichen, indem sie täglich nach achtstündiger Arbeit die Werkstätten verlassen.

„Die Agitation für die Manifestation des 1. Mai muß spätestens in den ersten

Digitized by Google

Tagen des April durch öffentliche Versammlungen, Lokal- und Regionalkongresse und alle anderen Mittel beginnen, die geeignet sind, die Geister auf den großen Akt der internationalen Solidarität vorzubereiten."

Dieser Beschluß ist dem Sekretär der Achtstundenliga für England zugesendet worden, die auf dem Kongreß zu Lille durch Frau E. Aveling und den Dr. Aveling vertreten gewesen.

Folgender Brief begleitete die Resolution:

„Werther Genosse! Der Kongreß der französischen Arbeiterpartei, welcher vom 10. bis 12. Oktober in Lille stattgefunden hat, und der 71 Delegirte vereinigte, welche 212 Sektionen und Syndikate vertraten, hat in Betreff der Manifestation des 1. Mai einstimmig beifolgende Resolution gefaßt. Es ist gleichzeitig beschlossen worden, sie Euch mitzutheilen mit unserem brüderlichen Gruß und dem Ausdruck unseres festen Entschlusses, mit unseren englischen Brüdern zusammen zu wirken, um den gesetzlichen Achtstundentag zu erringen. Für den Kongreß: Der Ausschuß: Roussel, Vorsitzender; Janot, Stadtrath von Cette, und Ghesquière, Beisitzer."

Nachdem der Kongreß von Lille die Bürger Guesde und Ferroul gewählt hatte, um den brüderlichen Gruß des französischen Proletariats nach Halle zu tragen, schloß er seine Sitzungen mit einer öffentlichen Versammlung im Hippodrom zu Lille, welches 7000 Personen fassen kann. Die Delegirten hatten die Bürgerin Marx-Aveling zur Vorsitzenden gewählt, um damit Karl Marx ihre Huldbezeugung darzubringen und deutlich auszudrücken, daß sie keinen Unterschied des Geschlechts oder der Nationalität anerkennen. Dem in der Arbeiterpartei herrschenden Gebrauch gemäß wurden die in den geschlossenen Kongreßsitzungen gefaßten Beschlüsse von verschiedenen Delegirten vorgelesen und erläutert. Die Versammelten, die sich der großen Mehrzahl nach aus Arbeitern rekrutirten, begrüßten dieselben mit begeistertem Beifall. (Schluß folgt.)

Der Terrorismus in Rußland und in Europa.

Von **Stepniak**. Ins Deutsche übersetzt von **B. N.**

I.

Es gab eine Zeit, wo der Dynamit das ausschließliche Erbtheil der russischen Revolutionäre — d. h. der Nihilisten — zu bleiben schien; wo Niemand daran dachte, daß er auch außerhalb des moskowitischen Kaiserreiches angewandt werden könnte, ausgenommen als industrielles Werkzeug zum Sprengen der Minen. Da kam eine Zeit, in der Rußland nicht mehr das Monopol auf die Anwendung des Dynamits zu Revolutionszwecken besaß. In Frankreich, Belgien, Spanien, Italien, ja selbst in England fanden Dynamitexplosionen statt, deren Zweck nichts weniger als ein industrieller war. Es ist richtig, daß die in Europa — wozu wir Rußland nicht rechnen — vollführten Handlungen des Terrorismus kein ernstes Aussehen gewonnen haben, in Folge des augenscheinlichen Mangels an Organisation in ihrer Vorbereitung, an der offenbaren Unerfahrenheit in ihrer Ausführung, und der gänzlichen Abwesenheit jeder Planmäßigkeit, welche alle diese Versuche kennzeichnete. Sie waren alle isolirte Attentate, welche augenscheinlich von einzelnen Individuen oder kleineren Gruppen geplant und ausgeführt wurden. Man kann sie daher eher als Experimente mit dem Gebrauch des Dynamits denn als politische Aktionen betrachten. Aber kann

Digitized by Google

diese Frage mit der Zeit nicht ein anderes Aussehen annehmen? Hat der Terrorismus in Europa eine Zukunft? Um diese Frage zu beantworten, oder vielmehr, was wichtiger ist, um den Leser in Stand zu setzen, selbst darauf zu antworten, nehmen wir uns vor, die Ursachen des russischen Terrorismus unparteiisch und, soweit als möglich, objektiv zu untersuchen, nicht vom Standpunkte des Parteimannes aus, sondern von dem des Historikers, der in einer bestimmten Erscheinung eine unabwendbare und nothwendige Folge bestimmter Verhältnisse sieht. Bei einer derartigen Untersuchung werden wir vielleicht die Bedingungen des Terrorismus im Allgemeinen begreifen und uns eine Meinung über den Terrorismus des europäischen Anarchismus bilden können.

II.

Was alle Diejenigen, welche sich für den sogenannten Nihilismus interessiren, überrascht und in Verlegenheit setzt, ist der sonderbare Gegensatz zwischen seinem blutigen Verfahren und seinem humanen und aufgeklärten Ideal des gesellschaftlichen Fortschrittes, ein Gegensatz, welchen die persönlichen Eigenschaften der Nihilisten noch verschärfen. Denn so oft die Verhältnisse die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Menschen lenkten, sah sich jeder unabhängige und vorurtheilsfreie Beobachter verpflichtet, anzuerkennen, daß sie nicht wilde Ungeheuer, wofür man sie nach ihren Thaten halten möchte, sondern zartbesaitete Naturen sind, von einer uneigennützigen Liebe zu ihrem Vaterlande begeistert, größtentheils gut erzogen, beanlagt und der besten Gesellschaft angehörend. Wie läßt es sich also erklären, daß derartige Menschen so viele blutige Handlungen nicht nur begehen, sondern auch vertheidigen und öffentlich als berechtigte Mittel in einem politischen Kampfe hinstellen?

Dieses ist eine wichtige Frage, welche alle Historiker der revolutionären Bewegung in Rußland beantworten müssen. Daher betrachtet jeder derselben die Erscheinung des Terrorismus von einem vorwiegend psychologischen Standpunkt aus und zeigt, wie dieser anscheinende Widerspruch durch die Haltung der Regierung gegen die Sozialisten sich erklären läßt. Man kann sagen, daß in dieser Beziehung nur eine Meinung unter den kompetenten Urtheilen herrscht.

Wenn eine Regierung gegen eine besondere Klasse ihrer Unterthanen Alles als erlaubt betrachtet, sie wie wilde Thiere ohne Gnade und Barmherzigkeit verfolgt, so betrachten sich die Verfolgten dadurch von vornherein jeder bürgerlichen Verpflichtung enthoben. Der Gesellschaftsvertrag hört auf, für sie zu existiren. Da sie sich nicht unter den Schutz der bürgerlichen Gesetze stellen können, sind sie auf den natürlichen und berechtigten Trieb der Vertheidigung und Selbsthilfe angewiesen, welche unter dem Namen Lynchjustiz in den Urwäldern der neuen Welt vorherrscht, wo es weder Richter noch Gericht giebt, eben so wenig wie in Rußland für die Sozialisten.

Es wäre indessen ein Irrthum, anzunehmen, daß die Grausamkeit des Unterdrückungssystemes die alleinige oder auch nur die hauptsächlichste Ursache des russischen Terrorismus sei. Die Thaten, die uns beschäftigen, waren niemals einfache Maßregeln der Rache und der persönlichen Vertheidigung; sie haben immer etwas Aggressives, Kriegerisches an sich; sie haben ein gemeinsames Ziel; mit einem Worte, sie verkörpern ein politisches Kampfsystem. Als Theile eines solchen sind sie begangen worden; ich will damit sagen, daß man bei dem gegenwärtigen Zustande der russischen Angelegenheiten durch dieselben, wenn auch nicht vollkommen, so doch einigermaßen das allgemeine Ziel der Partei, d. h. die Freiheit des Landes zu erreichen gehofft hat.

Digitized by Google

„Durch Mord zur Freiheit!" rufen entrüstet die gutgesinnten Bürger. Die Phrase klingt in der That sehr schlecht. Wir sind die Ersten, die dies zugeben und bedauern. Aber ist diese Idee gänzlich neu? Wurde nicht Timoleon, der Befreier von Syrakus, allgemein als ein Held gefeiert, obgleich er seinen eigenen Bruder getödtet hatte, um sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreien? Sind die Hinrichtungen Karls I. in England und Ludwigs XVI. in Frankreich nicht von den Royalisten als Mord im Sinne des Gesetzes betrachtet worden und waren sie im Grunde etwas anderes? Wir wollen uns jedoch nicht in moralischen Betrachtungen ergehen, wir wollen keine Apologie, sondern eine Analyse des Terrorismus geben. Unsere Aufgabe ist die, zu unterrichten, nicht zu vertheidigen.

Die Anomalie, welche der Kampf für Freiheit in Rußland aufweist, ist blos ein Reflex der Anomalie, welche den sozialen Bedingungen des Landes anhaftet.

In anderen Ländern, welche eine vollkommen nationale Kultur haben, sind die liberalen Ideen in ihrer Entwicklung der materiellen und intellektuellen Entwicklung der Klassen, welche dabei betheiligt waren, gefolgt, und das Resultat war die Zerstörung der Autokratie durch die revolutionäre Bewegung. Die Bourgeoisie, welche sich ihres Einflusses auf die arbeitenden Klassen und hauptsächlich auf die intelligenteren und beweglicheren städtischen Arbeiter bewußt war, trieb das Volk an, das alte Regime zu vernichten und auf seinen Ruinen parlamentarische Institutionen zu errichten, welche den neuen Verhältnissen entsprachen. Aber in Rußland ist nichts Aehnliches möglich. Die ganze Nation schmachtet unter dem Drucke einer barbarischen und unfähigen Regierung, und die ackerbauenden Klassen sind diejenigen, welche am Meisten leiden. Die politische Freiheit würde den Landbewohnern die größten Vortheile bringen. Sie würde sie in den Stand setzen, agrarische Reformen durchzuführen, welche sie thörichterweise vom Zaren erhoffen. Aber das können sie nicht begreifen. Die Klasse, welche für die politische Freiheit zu kämpfen hat, ist die, welche deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit einsieht — die gebildete Klasse, in Rußland die intelligente genannt. Sie hat weder einen besonderen Ursprung, noch eine besondere Stellung, ausgenommen die, welche sie durch ihre professionelle Beschäftigung einnimmt. Sie umfaßt den Adel, den gebildeten Theil der Bourgeoisie, die Geistlichen und die Regierungsbeamten. Gerade diese Klasse, welche von Kindheit an mit den liberalen Ideen der größten europäischen Denker genährt und von den vorgeschrittensten demokratischen Anschauungen durchdrungen ist, wird von der gegenwärtigen Despotie am Meisten zu Boden gedrückt. Aber durch eine grausame Ironie ist diese Klasse ihrer natürlichen Stütze dadurch beraubt, daß sie dem Volk moralisch entfremdet ist. Dies rührt zum Theil von dem exotischen Charakter der russischen Kultur her, besonders aber dem Umstande, daß bis 1861 die einzige gebildete Klasse, der Adel, der Besitzer der Leibeigenen war. Der russische Bauer kann den Söhnen die Verbrechen und die Unterdrückung der Väter nicht verzeihen. Der echte russische Bauer ist, wofern er nicht einige Zeit in den Städten zugebracht und sich dort bessere Gefühle angeeignet hat, außerordentlich mißtrauisch und argwöhnisch gegen diejenigen, welche einen deutschen Ueberzieher tragen, oder mit anderen Worten, welche irgend eine Beziehung zu der Klasse haben, der ihre ehemaligen Herren und Tyrannen angehörten. Als im Jahre 1870 die junge Intelligenz sich begeistert an das Volk wandte, gelang es nur wenigen Aposteln der neuen Lehre, von den Bauern gehört zu werden und selbst diese hatten mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen die

Digitized by Google

Demokraten in den westlichen Ländern nichts wissen, ja von denen sie sich kaum eine Vorstellung machen können.

Die Kluft zwischen den Elementen der Gesellschaft ist das große Unglück unseres Landes. Sich selbst überlassen, ohne Mittel der Belehrung, ist das Volk eine Beute mittelalterlicher Vorurtheile in religiöser und politischer Beziehung geblieben, und läßt sich willig als Werkzeug der Regierung zu seiner eigenen Unterdrückung gebrauchen, während die gebildeten Klassen, seiner Stütze beraubt, in eine wahrhaft verzweifelte Lage gebracht sind. In ihrem eigenen Lande, in der Mitte ihrer Landsleute desselben Blutes und derselben Sprache, ist ihre Stellung die einer numerisch schwachen Rasse von überlegener Kultur, die barbarischen Eroberern preisgegeben ist.

Die Anomalie in den sozialen Zuständen erzeugte die Anomalie der politischen Erscheinungen. Es gab nur ein Mittel, dem abzuhelfen. Die Regierung hätte die Situation begreifen und sich freiwillig enthalten sollen, ihre materielle Uebermacht zur Unterdrückung dieser neuen Nation anzuwenden, die aus der ursprünglichen Nation durch die Gluth des Westwindes hervorgerufen war, welcher über die Ebenen des moskowitischen Reiches wehte. Der Rolle eines großmüthigen Eroberers wäre es angemessen gewesen, die Bedürfnisse und geheiligten Rechte dieser neuen Nation anzuerkennen, so unfähig sie auch sein mochte, sie durch eigene Macht zu schützen. Aber eben das hat die Regierung nie gethan, und sie kann dieses nicht thun, ohne auf die Autokratie zu verzichten. Sie hat sich zum geraden Gegentheile gewandt und diese Klasse mit einer mehr vandalischen als europäischen Brutalität behandelt. Die geringsten Aeußerungen jener Selbständigkeit des Denkens, die für jeden intelligenten Menschen ein Lebensbedürfniß ist — jede Freiheit des Gedankens, jede Freiheit des Wortes sind mit Verbannung und Zwangsarbeit bestraft worden. Dies war die beständige Politik der Regierung. Die Empörung dagegen war die unvermeidliche Folge, und wir haben die Empörung. Verjagt die Natur durch die Thüre und sie kommt durch das Fenster wieder herein. Die Intelligenz Rußlands war nicht im Stande, zu einem offenen Aufstande ihre Zuflucht zu nehmen. Sie mußte als unterwürfige Sklavin Alles ertragen, was der brutale Despotismus und die Bureaukratie des Zaren ihr aufzuerlegen beliebte. Aber schließlich haben die Leute der gebildeten Klasse auch Blut in den Adern. Die Mißhandlungen, für die man keine Rache genommen, sind nicht vergessen. Der verborgene Haß ist noch kein erloschener. Je mehr die Nation durch eine hundertjährige Unterdrückung eingeschüchtert war, desto größer wurde der Zauber, den der kühne Muth und die Geringschätzung persönlicher Gefahr derjenigen ausübten, die offen der zerschmetternden und gefürchteten Macht entgegenzutreten wagten. So wurde in der Intelligenz Rußlands, die erwartete, eine mächtige Opposition zu werden, eine Stimmung großgezogen, die den wenigen Empörern, die begierig waren, zu handeln, eine enthusiastische Ermuthigung, eine moralische Stütze, eine materielle Hilfe und eine gesicherte Zuflucht in den Stunden der Gefahr bot. Denn in dieser Klasse ist man nicht geneigt, allzu streng zu sein in Bezug auf die Mittel, zu denen die Verzweifelten ihre Zuflucht nehmen. Die Ungleichheit der einander gegenüberstehenden Mächte wird so sehr in Betracht gezogen, das Unrecht, die Mißhandlungen, die Vergewaltigungen werden so tief empfunden, daß Alles als gerechtfertigt gilt, Allem Beifall geklatscht wird, wenn der Schlag nur das Herz des Feindes trifft, wenn man nur die Schlange, die die ganze Nation umschlingt, sich winden sieht.

Dies sind die hauptsächlichsten Ursachen, welche zu dem Kampfsystem geführt haben, bekannt unter dem Namen „Terrorismus“. Die besonderen Maßregeln

Digitized by Google

der Regierung zur Unterdrückung der sozialistischen Bewegung sind Blitze, welche die Feuersbrunst entzünden. Sie lehrten die Sozialisten den unversöhnlichen Haß gegen die Unterdrücker, sie trieben zu den ersten Handlungen des Terrorismus, aber sie schufen ihn nicht: Ohne die oben erwähnte, durch die Saat der Leiden und des Hasses erzeugte Stimmung der Intelligenz würden diese Kundgebungen vereinzelte Handlungen der Vertheidigung und persönlicher Rache geblieben sein und niemals die Bedeutung eines politischen Kampfsystems einer ganzen Partei angenommen haben.

Wenn wir für einen Augenblick das Unmögliche annehmen — daß die autokratische Regierung fortgefahren hätte, das Land zu unterdrücken, dabei aber die Sozialisten mit der größten Sanftmuth behandelt hätte, so wäre unseres Erachtens doch der Terrorismus in Rußland aufgetreten, mit dem einzigen Unterschiede, daß in diesem Falle die Bewegung gleich mit dem Angriffe begonnen hätte, d. h. mit dem Zarenmorde, ohne die einleitende Phase der Attentate auf Regierungsbeamte zu durchlaufen, die direkt durch deren Unterdrückungsmaßregeln hervorgerufen worden waren.

In der kurzen Geschichte unserer revolutionären Bewegung findet sich ein interessanter Fall, der diese Annahme rechtfertigt. Das Attentat Karakosoff's auf den Zaren im Jahre 1866 hatte einfach die allgemeine Reaktionspolitik zur Ursache, welche von der Regierung damals befolgt wurde, und hatte keine Begründung in Unterdrückungsmaßregeln gegen die Sozialisten, die zu dieser Zeit sich kaum eine Partei nennen konnten. Wir erfuhren von einem thätigen Mitgliede der Verschwörung, daß die Gesellschaft, deren Mitglied Karakosoff war, nach reiflicher Ueberlegung eine Reihe ähnlicher Attentate geplant hatte. Damals war jedoch die Situation zu einem solchen Vorgehen noch nicht reif; weder die Gesellschaft, noch die revolutionäre Partei war einer so schwierigen Aufgabe gewachsen. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie die Verhältnisse zur Reife gelangten. Hier nur noch so viel, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Parteien in Rußland die Entwicklung entweder auf allseitigen politischen Terrorismus oder eine soziale Revolution der ausgehungerten und verzweifelten Massen hinausläuft. Es giebt nur ein Mittel, diesem Dilemma zu entgehen, und dieses besteht darin, daß die Revolution für ihre Sache einen wesentlichen Theil der Regierung gewinnt, d. h. die Armee, die Verwaltungsbehörden und die Beamten, deren Aufgabe es ist, den Thron zu stützen. Durch dieses Mittel wäre die Regierung in sich selbst getheilt und die Autokratie, von selbst untergraben, würde in kurzer Zeit verschwinden. Ein solches Ereigniß wäre eine Anomalie. Aber das heute in Rußland herrschende System ist ein Anachronismus, schrecklich genug, um jede Anomalie möglich zu machen. Sollte der Gang der Dinge die letzterwähnte Richtung nehmen, dann würden wir eine Reihe von Staatsstreichen und militärischen Insurrektionen erleben mit einem mehr oder minder bedeutenden Eingreifen der anderen Schichten der Gesellschaft. Dieses ist gerade das Programm, welches von der Partei der Narodnaja Volja angenommen ist und welches diese zu verwirklichen sucht. Sollte es mißlingen, so werden wir sehr wahrscheinlich unter der einen oder anderen Form noch ein Mal den Terrorismus haben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen.
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?
Goethe.

Einleitung.

Eugenie Nettelboom und Lenore von Rosen wandelten Arm in Arm unter den alten Kastanien, die den Platz hinter dem Josephshagener Herrenhaus beschatteten. Einige ältere Damen und ein Trüppchen eleganter junger Offiziere begleiteten sie.

Eugenie und Lenore waren Herzensfreundinnen, doch waren sie einander äußerlich sehr unähnlich. Um bei der Toilette zu beginnen, zeugte Eugeniens malerisch drapirter Anzug, aus kostbaren Stoffen hergestellt, von künstlerischem Geschmack und von Reichthum. Um den in der Gesellschaft vor allem anderen geschätzten „Chic" zu haben, hatte die junge Dame eine zu ausgeprägte Eigenart. Sie sah aus, wie eine reiche Kunstdilettantin.

Lenore von Rosen, die in Gang, Haltung und jeder Bewegung die Aristokratin dokumentirte, zeichnete sich in ihrem Anzug durch eine an Unscheinbarkeit grenzende Schlichtheit aus.

Eugenie, die überall als Schönheit gepriesen wurde, weil sie unumschränkte Herrin eines fürstlichen Vermögens war, hätte vielleicht bei der Herrenwelt für häßlich gegolten, wenn sie arm gewesen wäre. Sie besaß zwar eine hohe und stattliche Figur, eine „junonische Gestalt"; aber auf dieser Figur saß ein ziemlich großer Kopf mit großen, markanten Zügen, wie man sie an den Portraits von Schiller sieht. Nase, Lippen und Brauen waren stark geschwungen, die Stirn hoch und gewölbt, die Augen melancholisch und voll Geist, die Haltung des Kopfes etwas erhoben. Sie war blond und ihre Gesichtsfarbe von ungewöhnlicher Zartheit.

Lenorens Gesicht war weit weniger auffallend, als das der Freundin. Es fiel keinem Menschen ein, sie eine Schönheit zu nennen; aber Jedermann sah sie gerne an und wurde nicht leicht müde, sie anzusehen. Ruhige Lebensfreude, warmes, selbstvergessendes Empfinden und klarer Verstand leuchteten ihr aus den braunen Augen, während Mund und Kinn bemerkenswerthe Entschlossenheit verriethen. Sie sah grabeaus, wie Menschen, die nichts zu scheuen, oder zu verbergen haben.

Wer die beiden Freundinnen vergleichend betrachtete, mußte zu dem Schluß gelangen, daß Lenore von Rosen die Glücklichere sei. Und doch hatte nicht leicht ein Mädchen so viele Neiderinnen, wie Eugenie. Sie schien von der launenhaften Glücksgöttin über die Gebühr begünstigt. Alle besitzenswerthen Güter schienen bei ihr zusammenzuströmen: Reichthum, Unabhängigkeit, Schönheit, Geist, Gemüth! Allerdings zählten die Bewerber um Eugeniens Hand den Hang zur „Schöngeisterei" nicht zu den Vorzügen des Fräuleins. Aber jeder tröstete sich

Digitized by Google

im Stillen damit, daß sich derlei „Schrullen“ in der Ehe schon geben würden. Abgewiesene Freier freilich zuckten die Achseln und nannten sie wegwerfend einen überspannten Blaustrumpf.

Eugenie hatte ihre Mutter sehr früh verloren, aber ihr Vater, ein reichgewordener, ungebildeter Tabakspflanzer, hatte seinem einzigen Kind, das was er selbst schmerzlich vermißte, eine sorgfältige Erziehung, zu Theil werden lassen. Er hatte dafür weder Kosten noch Mühe gescheut und seine Tochter fast zur Gelehrtin gemacht.

Nach dem Tode ihres Vaters lebte Eugenie unter den Fittichen ihrer ehemaligen Gouvernante, eines liebenswürdigen, älteren Fräuleins, im Winter in Berlin, im Sommer, wenn sie nicht Reisen machte, auf ihrem Landsitz Josephshagen. Aber Winter und Sommer wurde es bei ihr selten leer von Gästen, freilich nicht immer zu ihrem Vergnügen. Ihre eigenthümliche, gelehrte Erziehungsmethode hatte die Folge gehabt, daß Eugenie ihren Standes- und Altersgenossen entfremdet worden war. Die gewöhnlichen Salongespräche langweilten sie und erschienen ihr unerträglich fad. Auch durchschaute sie mit frühzeitig auf das Beobachten geleitetem Blick die Manipulationen Derer, die ihr ihres Reichthums wegen den Hof machten und finanziellen Nutzen aus ihr zu ziehen suchten. Die Schmarotzernatur ihrer Umgebung erfüllte sie mit Widerwillen und sie zeigte sich deshalb in Gesellschaft verschlossen und mißtrauisch. Am Allerheftigsten mißtraute sie Denen, die sich um ihre Hand bewarben, und so war sie in einem keineswegs beneidenswerthen Gemüthszustand, unter beständiger Abwehr gegen Mitgiftjäger und Schmarotzer, fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ohne ihre Freiheit opfern zu mögen.

An den Kastanienhain, in welchem die Herrin von Josephshagen mit einem Theil ihrer Gäste lustwandelte, grenzte ein kurzgeschorener, sammetartiger Rasenplatz, auf dem die Jüngsten der Gesellschaft eben Croquet spielten.

„Die nimmerbezwingende Schönheit müssen Sie dort auf dem Rasen suchen, Hoheit“, sagte ein Rittmeister halblaut zu dem neben ihm gehenden Prinzen Friedrich. „Sehen Sie z. B. die beiden Komtessen Werdenried! Die in den blaßrosa Kostümen. Sind die Mädels nicht rein zum Anbeißen?!“

Die also Bewunderten waren zwei in der That sehr hübsche, fein und elegant aussehende Modepüppchen von sechszehn und siebzehn Jahren. Sie standen mehr herum, als daß sie spielten; denn ihre engen Stiefelchen und Elfentaillen erlaubten ihnen nicht, lebhafte oder rasche Bewegungen zu machen.

„Die Marie von Petershoven sieht doch sehr vornehm aus“, sagte ein anderer Offizier, auf ein schlankes, etwa neunzehnjähriges Mädchen in Trauerkleidung deutend. „Man sagt, sie werde den Fürsten Joseph Tronsau-Gabelshausen heirathen.

„Hm, das wär eine gute Partie. Der Fürst hat Geld.“

„Mir ist sie zu ernst“, sagte ein hübscher Ulan; „mein Genre ist die kleine Beunewitz mit dem rothen Titusköpfchen! Das ist ein Blitzmädel, eine wahre Hexe!“

„Pst!“ machte Jemand; „wißt Ihr nicht, daß sie verlobt ist?“

„Die Cöla Beunewitz verlobt?! Donnerwetter! Gegen wen denn?“

„Sie hat, was sie vorigen Winter ganz unumwunden als ihre Aufgabe für die Saison erklärte, den alten gichtigen Sünder, den Grafen Dahlen, geangelt. Ich liebe ihn, sagte sie, er ist goldig nett, so alt und reich und dann ein Graf!“

Alle lachten.

Digitized by Google

„Verteufeltes Mädel!“ rief noch lachend der Rittmeister; „sehen Sie nur, wie sie jetzt wieder mit dem hübschen kleinen T. scharmirt!“

Prinz Friedrich, an Rang der höchststehende unter Eugeniens Gästen, aber an Jahren jung, — er zählte kaum sechsundzwanzig, — hatte nur mit halber Aufmerksamkeit dem Geplauder der Kameraden zugehört. Ihn fesselte ein ganz junges Mädchen, dem Aussehen nach noch Backfisch, das mit großem Eifer ihre Croquetkugel durch die Reifen trieb.

„Ihr wißt Alle nicht, was hübsch ist!“ rief er jetzt. „Die kleine Rosen sticht die Uebrigen alle aus; — oder könnte es doch, wenn sie wollte.“

„Ah, die mit dem Blusenkleid! Ja, das ist allerdings ein wunderschönes Gesichtchen.“

„Und dieser Wuchs!“ rief der Prinz. „Das ist ja, wie aus Stahlfedern, so stramm und elastisch! Sehen Sie, welche superbe Bewegung eben! — Das ist Rasse!“ —

„Was giebts, Anne Lise?“ rief in diesem Augenblick Lenore von Rosen ihrer um fünf Jahre jüngeren Schwester zu.

Die Angerufene schien mit ihrem Vetter, einem Fähnrich von Rosen, anläßlich des Spiels in Meinungsverschiedenheit gerathen zu sein.

Beide wandten jetzt die von Hitze und Eifer gerötheten Gesichter den Beobachtern unter den Kastanien zu.

„Kuno sagt, ich soll diese Kugel ans Ende der Welt jagen,“ sagte Anne Lise; „ich komme aber viel besser vorwärts, wenn ich sie liegen lasse!“

Kuno von Rosen ergriff nun das Wort und vertheidigte seine Ansicht mit der ganzen überzeugten Wichtigkeit seiner neunzehn Jahre. Sowohl er als Anne Lise waren offenbar mit ganzer Seele bei dem Spiel, während die Anderen blos pro forma mitthaten, und darum auch an dem entbrannten Streit nicht Theil nahmen. Fräulein von Petershoven, die man in der Verwandtschaft dem Fürsten Tronsau-Gabelshausen bestimmt hatte, interessirte sich allerdings auch für das Spiel, allein sie war zu streng erzogen, um sich so unbefangen und lebhaft zu geben, wie die Rosens. Fräulein von Beunewitz dagegen hatte nichts anderes im Sinn, als ihr Spiel mit den Herren zu treiben. Sie war boshaft, amüsant und sehr gefallsüchtig. Ueber ihr Alter stritt man sich. Sie selbst hielt sich immer zu den Jüngsten, aber die bösen Herren behaupteten, man könne dem von ihr angegebenen Alter ruhig zehn Jahre zuzählen. Fräulein von Beunewitz, deren kränkliche Eltern sie viel sich selbst überließen, betrieb seit einer Reihe von Jahren mit löblichem Eifer die Jagd nach dem Glück, d. h. nach einem reichen Mann, und jetzt war der alte Graf Dahlen, thöricht genug, in die Netze der neckischen kleinen Sirene eingegangen. Cölestine Beunewitz haßte jede Frau, die „Glück“ bei den Männern zu haben schien, war aber sonst recht harmlos und gutmüthig.

Auch die beiden hübschen jungen Komtessen Werdenried wußten die Aufmerksamkeit zu würdigen, die ihnen die Herrenwelt schon jetzt erzeigte, bevor sie noch eigentlich „ausgegangen“. Es galt einmal in ihrem Kreise als das Erstrebenswertheste, sich recht früh und recht „glänzend“ zu verheirathen. Dadurch gewannen die Huldigungen der Herren ein hochgradiges, praktisches Interesse. Die Komtessen waren stets dazu angehalten worden, ein den Männern gefallendes „weibliches“ und „feines“ Benehmen zu zeigen, und sie konnten sich nicht genug darüber wundern, daß Anne Lise von Rosen, ihre Altersgenossin, sich in Gegenwart der Herren, ohne von diesen Notiz zu nehmen, wie ein wildes Kind herumtummelte.

Digitized by Google

Weder die Werdenrieds noch die Rosens waren vermögend; aber die Rosens lebten ihren Mitteln entsprechend und die Werdenrieds über ihre Verhältnisse. Dafür nannte man den Oberst von Rosen einen Sonderling und die verwittwete Gräfin Werdenried eine kluge und charmante Frau.

Der Oberst und die Gräfin standen auf der Gartenterrasse und schauten mit vergnügten Sinnen auf die sich im Park belustigende „Jugend".

Vergnügt war besonders der Oberst, denn seine beiden „braven Mädels" waren die Freude seiner Seele, und Kuno, den Sohn seines früh verstorbenen Bruders, hatte er lieb, wie ein eigenes Kind.

Die Gräfin Werdenried freute sich auch an ihren Töchtern, deren entzückende Toiletten alle anderen Damen in Schatten stellten, wie sie sich mit Genugthuung sagte; sogar das eitle, putzsüchtige Ding, die Cölestine Beunewitz, sah viel weniger distinguirt aus, als Asta und Feo! Ja, besonders Feo mit ihren langbewimperten, großen kindlich und zutraulich blickenden Augen war ganz dazu gemacht, um den Männern die Köpfe zu verdrehen! Aber in ihr mütterliches Entzücken mischte sich ein Tropfen Wermut, wenn sie der noch unbezahlten Schneiderrechnungen gedachte. Unwillkürlich seufzte sie und blickte von Asta und Feo nach Lenoren von Rosen. Nein, sie würde nie eine solche Barbarei zu Wege bringen, eine zwanzigjährige Tochter wie ein Aschenputtel gekleidet in Gesellschaft zu führen! Nein, wahrlich, lieber that sie einen Kniefall vor ihrem Rentmeister! Aber freilich, was war denn auch für eine Studentin der Medizin von der Gesellschaft zu hoffen?! Ja, der Oberst, der so jovial lächelte, war nicht allein ein Sonderling, sondern ein Rabenvater.

„Die arme Lenore ist recht mager geworden", sagte sie in klagendem Ton.

„Ja, die Mädels sind immer gleich so fanatisch", sagte der Oberst wohlgefällig; „grad', wie die Hündinnen beim Jagen. Ein unbändiger Eifer! Ich predige ihr immer das italienische: qui va piano, va sano, va lontano; qui va forte, va a la morte! Aber so junge Frauenzimmer wollen davon in der Regel nichts wissen."

„Ich fürchte auch, lieber Oberst", sagte die Gräfin, „Sie werden ganz vergeblich predigen, wenn Sie das arme Kind in dem entsetzlichen Zürich lassen!"

„Zürich ist ja wunderbar schön, meine gnädigste Gräfin!"

„Mag sein. Aber das Studiren, und besonders das Studiren der Medizin ist niemals schön für ein Mädchen. Glauben Sie einer Mutter, lieber Oberst, Sie thun ein schweres Unrecht, wenn Sie Lenore in diesen ganz und gar unweiblichen Ideen bestärken."

„Ich bin entgegengesetzter Ansicht", sagte der Oberst stirnrunzelnd. „Und ich meine, es ist hohe Zeit, daß wir einmal mit der hergebrachten Auffassung der Begriffe „weiblich" und „unweiblich" aufräumen. Unweiblich ist es, wenn Mädchen und Frauen keine Scheu tragen, ihren Körper von jungen Aerzten untersuchen und befühlen zu lassen."

„Aber ich bitt' Sie, Herr Oberst!" Die Gräfin wandte sich erröthend ab und versteckte das Gesicht hinter ihrem großen, schwarzen Fächer.

Der Oberst lachte grimmig auf. „Na ja; da haben wir 'mal wieder Ihre Konsequenz! Das Ding beim Namen nennen? — Um Alles nicht! Aber die Thatsache stillschweigend dulden und für ihr Fortbestehen eifern, das thut man mit Hochgefühl! Wenn's Euch wirklich so ernst wäre, mit der Wahrung echter Weiblichkeit, solltet Ihr damit anfangen, in corpore gegen die Frauenärzte männlichen Geschlechts zu protestiren."

„Und aus diesem Grunde wollen Sie aus der armen Lenore eine Aerztin machen?" fragte die Gräfin ganz entrüstet.

Digitized by Google

„Nicht gerade aus diesem Grunde allein", entgegnete der Oberst gelassen. „Meine Mädels haben wenig Vermögen zu erwarten, darum ist es meine Pflicht, ihnen den Weg zu einer unabhängigen Existenz ebnen zu helfen. Kommt mir dabei, wie bei Lenoren, eine ausgesprochene Neigung entgegen, um so besser. Uebrigens ist mir Lenore noch nie für einen Augenblick unweiblich erschienen. Sie fühlt sich bei ihren Studien glücklich und genießt ihre Jugend ganz gewiß besser, als wenn ich sie unter beständigem Seufzen wegen der daraus erwachsenden Ausgaben durch unsere Salons und Ballsäle schleifen wollte."

Die Gräfin fühlte den Hieb; aber sie glaubte sich im Recht.

„Lieber Gott, man muß doch an die Zukunft der Töchter denken!" rief sie. „Arme Mädchen unseres Standes werden nun einmal nicht aufgesucht, wie Eugenie Nettelboom, unsere verehrte Wirthin. Wenn man sich nicht die Mühe machen will, sie auszuführen, um sie zu zeigen, so bleiben sie eben sitzen."

„Ja, wenn Sie sie auf das Sitzen und Warten beschränken, allerdings", meinte der Oberst ruhig. „Meine Töchter sind mir aber doch zu gut, um mit ihnen auf den Heirathsmarkt zu ziehen und sie auszubieten! Ich halte das für die schmachvollste Entwürdigung Ihres Geschlechts, Frau Gräfin!"

Die Gräfin fühlte sich verletzt und gerieth in Hitze.

„Bequemer ist es allerdings, die Töchter unter rohe Studentenhorden auf irgend eine ausländische Universitätsstadt zu schicken", sagte sie scharf. „Aber ich will nicht, daß *meine* Töchter brillentragende Blaustrümpfe und alte Jungfern werden, sondern nach alter, guter Sitte glückliche Gattinnen und Mütter."

„Um das letztere zu erreichen, sollten Sie die armen Mädels vor Allem etwas weniger grausam in Stahl und Fischbein zwängen", meinte der unverbesserliche Oberst.

„Sie sind aber wirklich schrecklich!" sagte die Gräfin.

„Im Uebrigen", fuhr er fort, „sehe auch ich sowohl den natürlichen als den idealen Beruf der Mädchen darin, Gattinnen und Mütter zu werden; nur scheint mir dies Ideal nicht ganz allein auf dem ausgetretenen Pfade der Soireen und Bälle erreichbar. Ich weiß, daß dieser unselige Wahn viele achtbare und vornehme Familien in finanziellen Ruin zieht, und ich weiß, daß ein Mann den allerunzutreffendsten Einblick in den Charakter eines Mädchens erhält, das er nur in moralischem und äußerlichem Gesellschaftsaufputz kennen lernt. Was mich betrifft, so habe ich meine selige Frau, — sie war Erzieherin der fürstlich Tronsau'schen Kinder, — inmitten einer recht schweren Berufsarbeit gefunden, und ich bin nicht angeführt worden."

„So etwas kommt ja wohl einmal vor", sagte die Gräfin (sie meinte, daß eine Erzieherin eine „Partie" macht); „aber es bleibt immer eine Ausnahme, auf die man als Mutter nicht rechnen darf."

Der Oberst lachte. „Meinetwegen. Aber Sie werden mich nicht bekehren. Ich will mein Bestes thun, um aus meinen braven Mädels tüchtige, leistungsfähige Menschen zu machen, die auch für sich allein bestehen können. Für etwaige Männer, die ich ihnen ja von Herzen wünsche, werde ich sie selbst sorgen lassen. Punktum."

* * *

Seit dem Gespräch, das der Oberst von Rosen mit der Gräfin Werdenried in Josephshagen über die Zukunft ihrer Töchter geführt, sind acht Jahre vergangen. Der wackere Oberst ruht längst unter der Erde, die Gräfin dagegen lebt mit ihren beiden Töchtern in Berlin so gesellig, als es ihre Mittel irgend erlauben, oder auch mehr als das. (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 9. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Ein neuer Gesellschaftsretter und sein Rettungsplan.

London, den 11. November 1890.

Für alle Anhänger der bestehenden Gesellschaftsordnung, ob sie sich konservativ oder liberal, Staatssozialisten oder Freihändler, positive Christen oder aufgeklärte Freidenker nennen, auf Darwin und Spencer oder auf Moses und die Propheten schwören, stellt sich die soziale Frage, die nun einmal nicht mehr geleugnet werden kann, in letzter Instanz so: „Wie beseitigen wir die Auswüchse am gegenwärtigen Gesellschaftskörper, ohne seinen Bestand selbst zu beeinträchtigen, bezw. zu untergraben?“ Ihnen allen erscheinen oder gelten — denn viele mögen es besser wissen — die Kehrseiten des modernen Gesellschaftslebens nicht als die nothwendigen Folgen der Daseinsbedingungen dieser Gesellschaft, sondern als mehr oder minder zufällige Begleiterscheinungen, die man aus der Welt schaffen kann, ohne jenen selbst zu Leibe zu gehen. Darum drehen sich alle ihre Reformprojekte. Alle bürgerlichen Parteien, soweit sie sich mit dem sozialen Problem beschäftigen, behaupten, das Mittel zu besitzen, Noth und Elend, Ueberfüllung des Arbeitsmarktes und Pauperismus besser überwinden zu können als ihre Konkurrenten und dabei weniger an den Grundsäulen der Gesellschaft zu rütteln als Jene. Das ist um so mehr ihr Dogma, als aus leichtbegreiflichen Gründen das eigene Mittel im engsten Zusammenhang steht mit den Tendenzen, welche die Parteien sonst vertreten. Vorschläge, welche nicht mit den Interessen irgend einer der größeren Parteien oder bestimmten gesellschaftlichen Schichten zusammenfallen, pflegen in normalen Zeitläuften überhaupt völlig unbeachtet zu bleiben, mögen sie sonst noch so sinnreich ausgeklügelt sein. Unzählige von Sozialreformern haben zu ihrem Schaden erfahren müssen, wenn sie es auch nicht immer eingesehen haben, daß gerade ihre Erhabenheit über die schnöden Parteikämpfe, auf die sie sich so viel zu Gute thaten, ihr verhängnißvollster Fehler war. Es müssen schon ganz besondere Umstände zusammenwirken, um einem Projekt, das nicht mit einem bestimmten Klassen- oder Parteiinteresse zusammenfällt, sondern nur im Allgemeinen die bürgerliche Gesellschaft von unangenehmen und unbequemen Erscheinungen befreien will, die Beachtung und Theilnahme der öffentlichen Meinung eben dieser bürgerlichen Gesellschaft zu sichern.

Digitized by Google

Das trifft nun thatsächlich in Bezug auf ein Buch zu, das vor einigen Wochen in London erschienen ist und das nicht nur einen ungeheuren buchhändlerischen Erfolg gehabt, sondern auch seinem Urheber von allen Seiten Sympathiebezeugungen und Zusicherungen der Unterstützung in seinen Bestrebungen eingetragen hat. Politiker der verschiedensten Parteirichtungen, Geistliche der verschiedensten religiösen Bekenntnisse, Würdenträger aller Grade, Gelehrte und Laien haben ihre begeisterte Zustimmung zu dem Plan geäußert, den „General" Booth in einer etwas über 300 Seiten umfassenden Abhandlung dargelegt hat, und dessen Ziel in nicht mehr und nicht minder besteht, als die moderne Gesellschaft von denjenigen Elementen zu befreien, deren Dasein eben diese moderne Gesellschaft auf dem Gewissen, die dieselbe Gesellschaft zu dem gemacht hat, was sie heute sind: Nämlich die Ausgestoßenen und Versunkenen der Nation. Wie diese, das „versunkene Zehntel" — the submerged tenth — und mit ihnen das Gewissen der ganzen Gesellschaft zu „retten" sind, das ist der Inhalt des Buches, das den charakteristischen Titel trägt: „In darkest England, and the way out" — Im dunkelsten England, und der Weg, der hinausführt.

* * *

Wer „General" Booth ist, das dürfte den meisten Lesern dieser Zeitschrift bekannt sein. Auch von der „Armee", an deren Spitze er steht, werden sie gehört haben. Daß sie aber den wahren Charakter dieser Armee kennen, ist weniger wahrscheinlich. In Deutschland erscheint die Heilsarmee als etwas ungemein Lächerliches, als ein Humbug, ins Leben gerufen von einem geschickten Schwindler oder überspannten Sektirer, als eine frömmelnde Religionsgemeinschaft, ein Muckerinstitut, wie es deren viele gegeben hat und noch giebt. Lassen wir die Persönlichkeit des Stifters bei Seite, so ist an alledem ein Theil richtig, aber es erschöpft das Wesen der Heilsarmee nicht. Als religiöse Bewegung aufgefaßt, ist sie allerdings nichts Neues; die Welt hat ähnliche Sekten aufkommen, großen Anhang gewinnen und nach einer gewissen Zeit geräuschvollen Wirkens wieder einschlafen oder doch erheblich zusammenschrumpfen gesehen. Die Revival-Bewegung unter den Methodisten war eine solche Sektenagitation, und Herr Booth, selbst ursprünglich ein Methodistenprediger, hat eigentlich nur die Tradition dieser „Wiedererwecker" — des religiösen Lebens nämlich — aufgenommen, als er vor 25 Jahren die Heilsarmee, bezw. die Bewegung, die später diesen Namen erhielt, stiftete. Und langsam genug ging es im Anfang. Noch im Jahre 1877 zählte die „Christliche Mission", wie sie damals hieß, nicht mehr als 30 „Korps" mit zusammen 36 „Offizieren". Heute hat sie in 32 Ländern zusammen 2864 Korps mit 9349 festangestellten und etwa 13 000 freiwilligen — „unpatentirten" — Offizieren. Ihre jährliche Einnahme beträgt über 15 Millionen Mark, ihr in Häusern, Hallen ꝛc., in Maschinen, Möbeln, Rohmaterialien angelegtes Kapital 16 Millionen Mark. Ihr Organ, der „Kriegsruf" (the war cry), das in allen möglichen Sprachen erscheint, hat in England, wo die „Armee" allerdings am stärksten ist, allein eine Verbreitung von 300 000 Exemplaren wöchentlich, und nahezu ebenso hoch ist die Zahl der im Ausland abgesetzten Exemplare. Die Armee hat 24 eigene Erholungs-Heimstätten, 30 „Kadettenschulen", 30 Rettungshäuser für „gefallene Mädchen", 5 Asyle für Obdachlose und drei Lebensmittel-Depots, die zusammen täglich 20 000 Mahlzeiten austheilen. In England allein beträgt die jährliche Ausgabe für Telegramme über 40 000 Mark und in der einen Woche vom 7.—13. September liefen im Hauptquartier 5574 Briefe ein und wurden 7300 Briefe versandt, ungerechnet Zirkuläre ꝛc. In allen großen und fast allen mittleren und kleineren Städten

Digitized by Google

Englands hat die Armee eigene Versammlungshäuser, außerdem noch sieben mächtige Reisewagen, „Kavallerie-Forts", die im Durchschnitt je neun „Offiziere" beherbergen, welche so in die Lage gesetzt werden, von Ort zu Ort diejenigen Flecken zu besuchen, die zu dünn bevölkert sind, um die Errichtung eines eigenen Korps zu ermöglichen.

Was hat die Armee in so verhältnißmäßig kurzer Zeit auf diese Höhe gebracht? Ist es ihr religiöses Programm, der Kampf gegen den „Teufel", dessen Leibhaftigkeit ebenso wie die Realität der Hölle eine Art Glaubensartikel der Heilsarmee bilden? Unzweifelhaft liegt in dieser naiven, man kann auch sagen, heidnischen Auffassung, etwas dem Gefühl der Massen, soweit sie überhaupt gläubig sind, mehr Zusagendes, als in der modernisirten und doch nicht modernen Lehre der meisten übrigen Religionsgemeinschaften. Es ist überhaupt zu bemerken, daß die Heilsarmee in ihrer jetzigen Gestalt keineswegs ein nach einem vorher fertigen Plan organisirtes Institut ist, sondern erst nach und nach, unter dem Einfluß der Agitation und der von ihr betroffenen Kreise, ihren eigenartigen Charakter herausentwickelt hat. So entstand z. B. der Titel „General", den Herr Booth führt, aus der Abkürzung des Titels „Generalsuperintendent der christlichen Mission"; der Titel „Kapitän" für seine Hilfsmissionäre wurde denselben, die keinen offiziellen Titel hatten, von den Arbeitern gegeben, die ihnen zuhörten. Und erst als die Titel sich eingebürgert, verfiel man auf die Idee, die ganze Mission militärisch zu organisiren. Merkwürdig, im einzigen Großstaat Europas, der kein Militärstaat ist, erwies sich die militärische Form als ein sehr zugkräftiges Mittel für die Gewinnung der Massen. Merkwürdig, aber zugleich sehr erklärlich. Sie ruft dort bei ihnen keine unangenehmen Erinnerungen wach, während sie der Organisation am nachdrücklichsten den Charakter der Geschlossenheit, des festen Zusammenhalts giebt. Und den Tausenden und Abertausenden, die die moderne Gesellschaft des schrankenlosen Kampfs Aller gegen Alle einem freud- und vor allem freundlosen Dasein überliefert, den Tausenden, die die Oede einer solchen Existenz mehr instinktiv empfinden, als daß sie ihnen zum vollen Bewußtsein käme und sie zum Nachdenken über die Ursachen derselben führte, ihnen bot die Heilsarmee mit ihrer sektirerhaften Verbrüderungslehre und ihrer Verfassung, die — wenigstens im Rahmen ihres Thätigkeitsgebiets — jedem seinen bestimmten Platz und Wirkungskreis anwies, eine Art Ersatz für das, was das Leben draußen ihnen verweigerte. Und soviel hatten Herr Booth und seine Leute nachgerade begriffen oder wurde ihnen im Laufe ihrer propagandistischen Thätigkeit klar, daß mit bloßer religiöser Erbauung und moralischer Belehrung auf die Dauer nichts auszurichten ist. Sie fingen an, sich mit den materiellen Bedürfnissen derjenigen Bevölkerungsschicht, die das Hauptkontingent ihres Publikums stellte, eingehender zu beschäftigen. Sie suchten die Ausgestoßenen in ihren „Höhlen" auf, und bevor sie irgend welche Anforderungen an sie stellten, halfen sie ihnen in irgend einer Weise — weniger durch Geld als durch Rath und nützliche Handleistungen. Namentlich waren es die weiblichen Sendboten der Heilsarmee, die in dieser Beziehung eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfalteten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß „General" Booth einen großen Theil seines Erfolges der Thatsache verdankt, daß er es verstanden hat, den Enthusiasmus und die Hingebung, deren die Frauen fähig sind, seinen Zwecken dienstbar zu machen. Ueberhaupt scheint der Mann, was immer er sonst ist, ein vorzüglicher Menschenkenner zu sein. Er hat es verstanden, da er dem Verstand nichts zu bieten hatte, wenigstens alle Saiten anzuschlagen, die auf das Gefühlsleben Eindruck machen, und hat auf

Digitized by Google

diese Weise nicht nur die „Armen im Geist“ gewonnen, sondern auch viele, die gleich Faust „weder Hölle noch Teufel“ fürchten. Sie zog nicht die religiöse, sondern die soziale Seite der Thätigkeit der Heilsarmee an, die sich immer mehr in den Vordergrund drängte. Wer nicht Sozialist ist oder wer keine Möglichkeit vor Augen sieht, in absehbarer Zeit eine gründliche Aenderung der Verhältnisse herbeizuführen, der muß, wenn er den Kampf gegen das in der heutigen Gesellschaft herrschende Elend ernst nimmt, schließlich dahin kommen, daß er jedes Mittel gutheißt, das einigermaßen Erfolg verspricht. Hier war nun eine Gemeinschaft, die fertig bekommen hatte, was bisher für unmöglich gehalten worden. Die Heilsarmee hatte in den Londoner Slums, den Höhlen des East-End ꝛc., Boden gefaßt. In Schlupfwinkel, in die selbst die Polizei nur mit Grauen sich wagt, gingen ihre „Rettungs“-Offiziere — oft ganz junge Mädchen — ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wurde. Die Rohesten der Rohen, die ein Leben voller Entbehrungen und Enttäuschungen gegen alle sonstigen Einflüsse abgehärtet, verspotteten sie, aber ließen sie unbehelligt ihrer Wege ziehen. Die Heilsarmee verstand es eben, nicht als geistliches Organ der Polizei zu erscheinen; sie war auch klug genug, in den Lohnkämpfen der Arbeiter des East-End sich nicht auf die Seite des Unternehmerthums zu stellen. Entweder sie hielt sich ganz neutral oder sie half den Arbeitern, indem sie an die Strikenden Nahrungsmittel verabfolgte. So erwarb sie eine immer größere Popularität, und ist zu jener Macht angewachsen, die in den oben angeführten Zahlen zum Ausdruck tritt. Als im Sommer dieses Jahres die Heilsarmee im Kristall-Palast ihren 25jährigen Bestand feierte, waren die weiten Räume dieses Riesenetablissements von Besuchern in der Uniform der Heilsarmee überfüllt, und als vor wenigen Wochen die Frau des Gründers der Armee, Frau Booth, begraben wurde, setzte der Riesenzug, der ihrem Sarge folgte, selbst die in solchen Dingen sehr blasirten Londoner in Erstaunen.

Mit der steigenden Zunahme ihrer Anhängerschaft, mit dem enormen Anwachsen ihrer materiellen Mittel, haben die Leiter der Heilsarmee immer mehr ihr Augenmerk darauf gerichtet, die Massen materiell an sich zu fesseln. Neben den bereits aufgeführten Einrichtungen, die mehr oder minder Wohlthätigkeitsanstalten sind, haben sie angefangen, Einrichtungen ins Leben zu rufen, die schon mehr in das Gebiet der Sozialpolitik fallen. Sie haben u. A. ein Bureau für Arbeitsvermittlung eröffnet, sowie eigene Arbeitswerkstätten errichtet, die sie immer mehr ausdehnen. Und wieder sind sie klug genug, früher gemachte Fehler zu vermeiden. Sie achten darauf, bei der Arbeiterschaft nicht als Organe der Lohndrücker und Schwitzmeister in Mißkredit zu fallen. Sie halten auf tarifmäßige Bezahlung. Wie ihre Arbeitsvermittlung schließlich thatsächlich auf die Löhne der Arbeiter wirken muß, ist eine andere Frage, die aber hier nicht zu erörtern ist. Genug, die ausgesprochene Liebedienerei gegenüber den Unternehmern, die die von Behörden oder Wohlthätigkeitsgesellschaften geschaffenen gleichartigen Institute mit Recht in Verruf gebracht hat, ist hier vor der Hand vermieden. Dagegen kommt die straffe, militärische Zentralisation und hierarchisch-autokratische Verfassung der Heilsarmee ihren Schöpfungen in mancher Hinsicht zu Gute. Es ist wirklich eine sonderbare Erscheinung, wie in einer Epoche, wo der demokratische Gedanke mit immer größerer Gewalt sich geltend macht, eine Körperschaft populär werden konnte — und das ist die Heilsarmee bei einem großen Theil der Bevölkerung — die nach Grundsätzen organisirt ist, welche das genaue Gegentheil aller demokratischen Begriffe sind. Es geht genau bei ihr wie beim Militär zu. Gehorchen ohne lange Widerrede, ist die Parole. Der „General“ ist Ober-

Digitized by Google

befehlshaber, sein ältester Sohn „Stabschef". Seine anderen Söhne und Töchter nebst sieben weiteren Mitgliedern bilden den „Stab", der folgendermaßen eingetheilt ist:

1. Finanzwesen, mit den Unterabtheilungen: Heimische und auswärtige Finanzen.
2. Soziale Abtheilung. Unterabtheilungen: Rettungswerk, Höhlenbesuch, Asylwesen, Arbeitsamt.
3. Eigenthum und Gesetz.
4. Handel und Gewerbe.
5. Auswärtiges. Unterabtheilungen: Europäisches Festland, Kolonien, Indien.

Nach diesem „Stab" kommen 220 „Divisions"-Offiziere und so weiter abwärts bis zu den „Rekruten" und „Kadetten". Es liest sich das Alles ungemein komisch, aber bei dem an Fanatismus grenzenden Eifer der großen Masse der Mitglieder, der geschickten Auswahl und Erziehung der „Offiziere", bildet die Armee zur Zeit eine nicht zu unterschätzende Maschinerie, die, für bestimmte Zwecke in Thätigkeit gesetzt, einer bedeutenden Kraftentfaltung fähig ist. Und insofern sich der Plan des General Booth auf diesen fertigen und prompt funktionirenden Apparat stützt, hat er vor allen ähnlichen Plänen, die Andere vor ihm entworfen, unzweifelhaft einen enormen Vortheil voraus.

Welches ist aber dieser Plan?

Herr Booth schätzt auf Grund der vorhandenen statistischen Ermittlungen, daß ein Zehntel der Bevölkerung von England, Schottland und Wales — in runder Zahl drei Millionen Menschen — jenes große Kontingent von Verlorenen, Ausgestoßenen und Enterbten bildet, die, ohne Kapital oder eigenes Einkommen, im Laufe von vier Wochen buchstäblich verhungern würden, wenn sie ausschließlich auf den Erlös ihres Arbeitsverdienstes angewiesen wären, und die heute unter Zuhilfenahme von Almosen und Schlimmerem ein Dasein des tiefsten Elends führen. Dieses „versunkene Zehntel" — die Arbeitslosen, die Landstreicher und städtischen Vagabunden, die Säufer, die Prostituirten 2c. 2c. — läßt Herr Booth vor den Lesern Revue passiren, und das Bild, das er entrollt, ist ebenso abschreckend wie ergreifend. Dann weist er nach, wie alle bisherigen Versuche und Vorschläge, diesen kothigen Sumpf zu überbrücken, dem Uebel gegenüber unwirksam seien. Daß der Sozialismus auch darunter figurirt, ist selbstverständlich; wir wollen auch deshalb hier nicht weiter mit ihm polemisiren. Nehmen wir vielmehr an, er habe Recht, und sehen wir, wie sein Mittel aussieht.

„Mein Plan besteht darin", schreibt er, „diese Leute in, auf der Selbsthilfe beruhende, sich selbst erhaltende Gemeinschaften zu organisiren, von denen jede eine Art Kooporativ-Genossenschaft oder patriarchalische Familie darstellt, geleitet und eingerichtet nach den Prinzipien, die sich bereits in der Heilsarmee als so wirkungsvoll erwiesen haben. Diese Gemeinschaften wollen wir, da wir vorläufig keinen besseren Namen haben, Kolonien nennen. Solcher Kolonien gäbe es dreierlei: 1. Die städtische Kolonie. 2. Die Ackerbau-Kolonie. 3. Die überseeische Kolonie. Unter der städtischen Kolonie ist die Errichtung einer Reihe von Anstalten mitten im Ozean des Elends verstanden, die für alle diejenigen, die im Leben an Umständen und Charakter Schiffbruch gelitten haben, als Zufluchtshäfen dienen sollen. Diese Häfen würden die Armen, aller Mittel Entblößten auffammeln, ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen, ihnen zeitweilige Beschäftigung verschaffen, sie mit Hoffnung für die Zukunft erfüllen und sofort einen Kursus der Wiedergeburt durch moralische und religiöse Einwirkung beginnen."

Digitized by Google

Die städtische Kolonie würde eine Speiseanstalt und Asyl besitzen, wo Jeder aufgenommen wird und Alle für ihre Mahlzeiten und Schlafstellen zu arbeiten hätten. Sie würde zugleich ein Arbeitsbureau sein mit eigenen Werkstätten und Arbeitshöfen und auch außerhalb ihrer Räume Arbeiten besorgen lassen oder in Betrieb übernehmen, die indeß keine eigentliche Fabrikation darstellen. Ist der Schützling der City-Kolonie nach einer gewissen Zeit gebessert oder wieder aufgerichtet, so mag er entweder sich anderwärts nach Arbeit umsehen oder, wenn er dazu geeignet ist, zur Ackerbau-Kolonie übertreten.

Die Ackerbau-Kolonie hat einen doppelten Zweck; nicht nur soll sie die Erziehung der Insassen vervollkommnen und sie mit denjenigen landwirthschaftlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausstatten, die sie in Stand setzen, sich später anderwärts, in fernen Ländern ꝛc. zu versuchen, sie soll auch sozusagen das Gegenmittel darstellen gegen den Zug vom Land nach der Stadt, der so viele Uebelstände zur Folge hat. „Wir sehen einen wesentlichen Theil unseres Heilmittels darin, daß wir dieselben Leute zurück aufs Land, zurück in den Garten bringen", heißt es wörtlich. Herr Booth denkt zunächst daran, ein Grundstück von 500 bis 1000 Acres Land in etlicher Entfernung von London, aber noch im Flußgebiet der Themse zu erwerben, möglichst abgelegen von Städten oder Dörfern. Dort soll die Kolonie, ähnlich wie im fernen Westen Amerikas, ganz aus dem Eigenen aufgerichtet werden. Die Kolonisten sollen selbst die Ziegel brennen, mit denen sie ihre Wohnhäuser bauen, das Land selbst bearbeiten und Obst, Gemüse und Getreide ziehen. Die wenigen Beamten, die zur Leitung nöthig wären, würden ein mäßiges Gehalt beziehen, das Gros der Kolonisten selbst aber — der Abhub von London — ihren Lohn in Form von Nahrung, Obdach und Kleidung erhalten. Industriedörfer würden in Verbindung mit der Ackerbau-Kolonie entstehen und die städtische Kolonie ihr Dung- und Abfallstoffe liefern. In der Nachbarschaft würden kleinere Grundstücke angekauft und diejenigen Kolonisten, die so weit gekräftigt wären, auf eigenen Füßen zu stehen, in landwirthschaftliche Genossenschaften organisirt werden. Die dazu nicht geeignet sind, aber sonst für die Landarbeit Neigung und Geschick erworben haben, würden in die überseeische Kolonie geschickt werden.

Die überseeische Kolonie wäre die dritte Sprosse auf der Rettungsleiter. Süd-Afrika, Kanada und Australien enthalten noch Millionen von Acres fruchtbaren Landes und es ließe sich mit Leichtigkeit in einem dieser Länder ein Territorium erwerben und für eine Niederlassung einrichten, mit einer Behörde und gerechten Gesetzen ausstatten, nach und nach mit einer qualifizirten Bevölkerung versehen, und so den Entblößten eine wirkliche Heimat schaffen. Herr Booth zaubert bereits vor seinen Blicken ein eigenes Auswanderungsschiff der Heilsarmee — ein „Rettungsschiff" (salvation ship) mit weißen Segeln hervor, das die Gebesserten in die überseeische Kolonie befördert.

Neben alledem soll das Werk, das die Heilsarmee heute schon verrichtet, auf erweiterter Basis fortgeführt werden. „Gefängnißthor-Brigaden" sollen in allen Theilen des Landes eingerichtet werden, damit den Sträflingen, wenn sie die Gefängnisse verlassen, die Möglichkeit geboten wird, ein neues Blatt in ihrem Leben aufzuschlagen. Er will Trinker-Asyle gründen, in denen gegen eine minimale Gebühr Gewohnheitstrinker Zulaß erhalten, die Rettungsabtheilung für gefallene Mädchen erweitern, ein Heim für alleinstehende Frauen und Mädchen gründen, Krippen und Kinderbewahranstalten ins Leben rufen, wo für eine winzige Gebühr die Kinder unter Aufsicht gehalten werden, während die Mütter auf Arbeit sind. Ferner Handfertigkeitsschulen, verbesserte Wohnungen, Muster-

Digitized by Google

Arbeiterhäuser, eine Volksbank, ein Volksanwaltsbureau und schließlich ein „Whitechapel an der See" einrichten, wohin die Armen für einen Shilling hin- und zurückfahren können, um sich an der frischen Seeluft zu erholen.

Das ist in großen Umrissen der Plan des General Booth, der von einem großen Theil der Presse und des Publikums mit einem wahren Sturm bewundernden Beifalls aufgenommen worden ist. Das Buch selbst ist im Zeitraum von noch nicht drei Wochen in 50 000 Exemplaren abgesetzt worden. Zustimmungsbriefe und Unterstützungszusicherungen laufen von allen Seiten ein. Herr Booth hat nämlich erklärt, daß die Heilsarmee aus eigenen Mitteln den Plan nicht in dem Umfange ausführen kann, in dem er ins Werk gesetzt werden muß, um mit Erfolg ausgeführt zu werden. Dazu braucht es nach seiner Schätzung die Summe von einer Million Pfund Sterling. Aber Herr Booth ist bereit, einen Anfang zu machen, wenn ihm zu diesem Behufe ein Anfangskapital von 100 000 Pfund Sterling zur Verfügung gestellt und ein jährlicher Zuschuß von 30 000 Pfund Sterling gesichert wird. In Deutschland möchte das enorm erscheinen, in England ist es sehr wahrscheinlich, daß die Summe zusammenkommt. Beiträge von 50, 100, ja 1000 Pfund Sterling sind bereits gezeichnet, und erst heute wieder veröffentlicht das „Daily Chronicle" einen Brief des Schauspielers Bancroft, worin der Schreiber sich verpflichtet, wenn 99 Andere das Gleiche thun, Herrn Booth 1000 Pfund für seine Zwecke zu geben.*) Während bis vor einiger Zeit die respektable Geistlichkeit von der Heilsarmee nichts wissen wollte, hat am letzten Sonntag eines der angesehensten Mitglieder derselben, Archidiakonus Farrer, in der Westminster-Abbey vor einem überfüllten Auditorium über den Booth'schen Plan gepredigt und es für eine „Schande zum Verzweifeln" erklärt, wenn „ein so hoffnungsreicher Plan sozialer Besserung unversucht bleiben und wie ein gebrochenes Versprechen in Luft aufgehen sollte". Was seien 100 000 Pfund für den Reichthum Englands, den Reichthum Londons? „Ein Tropfen in einem Ozean, verglichen mit dem, was im Jahr vertrunken und im Luxus verschwendet werde. Hundert Männer allein könnten sich durch Aufbringung dieser Summe unsterblich machen und würden darum doch auch nicht einen Genuß sich zu versagen brauchen."

Herr Farrer hat außerdem im Verein mit einer Anzahl Geistlicher aller Richtungen und Grade einen Aufruf an die gesammte Geistlichkeit Englands gerichtet, worin sie dieselbe ersuchen, für die Sammlung von Beiträgen für das Booth'sche Unternehmen zu wirken. Ein Theil der Presse macht für dasselbe in jeder Weise Reklame, voran Herr Stead, der überaus geschickte ehemalige Redakteur der „Pall Mall Gazette", jetzt Herausgeber der „Review of Reviews". Kurz, es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die verlangte Summe zusammenkommt.

Und es ist auch nur wünschenswerth, daß sie zusammenkommt. Das Fehlschlagen eines auf so großer Basis und unter so günstigen Umständen unternommenen Versuches wird für die sozialistische Propaganda in England von außerordentlichem Nutzen sein. Daß er aber fehlschlagen wird und warum er fehlschlagen muß, braucht das in diesem Blatt noch ausführlich dargelegt zu werden? Die Leser werden vielmehr den großen „Plan" mit einer nicht geringen Enttäuschung verfolgt haben. Er enthält nichts, was nicht schon im Einzelnen versucht worden wäre und sich nicht, um mit Herrn Farrer zu reden, wie ein Tropfen

*) Seitdem haben noch sieben andere Philanthropen je 1000 Pfund gezeichnet. Im ganzen sind General Booth, wie er in einer Versammlung am 17. November mittheilte, schon 38 500 Pfund — fast 800 000 Mark — zur Verfügung gestellt worden. Die Redaktion.

Digitized by Google

im Ozean des Elends und der Verkommenheit, welche die heutige Gesellschaft erzeugt, verflüchtigt hätte. Die Booth'schen Kolonien werden vielleicht weniger zuchthausähnlich organisirt sein wie die famosen Arbeitskolonien ihrer festländischen Vorbilder, seine Rettungshäuser weniger Strafanstalten gleichen, als die den gleichen Namen tragenden Institute in anderen Ländern, aber in der Hauptsache werden sie doch auf dasselbe hinauslaufen. Und im günstigsten Falle, wen werden sie retten? Einzelne. Wie viele werden sie emporheben aus dem „kothigen Sumpf"? Tausende, Zehntausende — nehmen wir nur das fast Undenkbare an: Hunderttausende. Aber Herr Booth selbst hat uns erzählt, daß es Millionen sind, die in jenem Schlamm hausen. Was sind Hunderttausende gegen Millionen? Und wenn er selbst Millionen zu erheben vermöchte, sein Werk würde das Werk des Sisyphus sein. Morgen würde die kapitalistische Entwicklung selbst dafür sorgen, daß der Sumpf von Neuem bevölkert, übervölkert würde. Die auf den Konkurrenzkampf gegründete Gesellschaft, die Gesellschaft des Privateigenthums, der kapitalistischen Waarenproduktion, des Kampfes Aller gegen Alle kann ohne diesen Sumpf nicht existiren, er ist die Grundbedingung — fast hätte ich geschrieben die Grundmauer ihrer Existenz.

Auf eine eingehendere Kritik des Planes selbst können wir uns hier nicht einlassen, so sehr auch einzelne Seiten desselben dazu herausfordern. Aber er läßt sich nicht besser kennzeichnen, als durch die ungeheuerliche Idee, in die unmittelbare Nähe der Metropole der modernen großindustriellen Gesellschaft eine pfahlbürgerliche Kleinproduktion primitivster Art zu verpflanzen, blos, um diese Gesellschaft eines Theils der von ihr überflüssig gemachten Produktivkräfte zu entheben. Die Irrationalität dieser Gesellschaft kann nicht besser illustrirt werden, als durch diese Furcht vor — rationeller Verwendung der Produktivkräfte.

Nicht an der Geldfrage wird das Projekt des „Generals" Booth scheitern — wenigstens nicht an der Geldfrage, wie Herr Booth sie stellt. Er wird aller Voraussicht nach die Mittel erhalten, die er haben zu müssen erklärt, und er ist auch in der günstigen Lage, über die Kräfte zu verfügen, die er zu seiner Inangriffnahme braucht. Daß er diese in der Heilsarmee vorfindet, unterliegt kaum einem Zweifel. An gutem Willen werden es diese, für ihre Sache begeisterten Leute nicht fehlen lassen. Aber es giebt eine Macht, gegen die alle Begeisterung und Hingebung nichts vermag, und das ist die Macht der ökonomischen Faktoren, welche die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmen. Ueber diese glaubt Herr Booth, geblendet durch seine bisherigen Erfolge, sich hinwegsetzen zu können, und so kann das schließliche Resultat seines Planes nichts sein, als ein ungeheures Fiasko. Wenn nicht ein finanzielles, so jedenfalls ein moralisches.

Immerhin ist der Plan und noch mehr die Aufnahme, die er in den Kreisen der oberen Zehntausend gefunden — man spricht sogar davon, daß gekrönte Häupter ihr lebhaftes Interesse für ihn ausgesprochen haben — ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit. Immer mehr wird man sich der Thatsache bewußt, daß etwas Durchgreifendes geschehen muß, um die unbequeme soziale Frage, da man sie nicht aus der Welt schaffen kann, doch wenigstens zurückzuschieben. Man möchte gerne der Auswüchse ledig sein, welche die Krebsschäden der bestehenden Gesellschaftsordnung den Augen Aller bloslegen. Aber soviel der Auswüchse man auch beschneidet, es wachsen immer wieder neue an ihre Stelle, so tiefsitzende Krankheiten können nun und nimmer dadurch beseitigt werden, daß man ihre Symptome unterdrückt. eb.

Digitized by Google

Der Terrorismus in Rußland und in Europa.

Von **Stepniak**. Ins Deutsche übersetzt von **B. N.**

(Schluß.)

III.

In dem vorangegangenen Kapitel haben wir uns bemüht, die Methoden und Ursachen des Terrorismus, sowie auch dessen Ideen, Tendenz und System zu zeigen. Jetzt wollen wir seinen Mechanismus untersuchen. Wir werden uns über diese Frage weitläufiger auslassen, da dieselbe von dem höchsten Interesse ist. Die soziale Wissenschaft lehrt uns, daß jede Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens ihre materielle Grundlage hat, mit welcher sie so innig, so wesentlich verbunden ist, daß sie unabhängig von ihr nicht fortbestehen kann. Es wird sich zeigen, daß das Prinzip sich in diesem Falle bestätigt. Um es verständlicher zu machen, wollen wir eine Parallele ziehen. Karl Marx, der Begründer der neuen ökonomischen Schule, hat bewiesen, daß in dem Laufe der Geschichte das Entstehen des Kapitals und die Entwicklung des dritten Standes oder der Bourgeoisie immer folgende Grundlagen hatten: die Expropriation der Bauern und Arbeiter, die Verwandlung der arbeitenden Klasse in ein Proletariat, welches, ohne Antheil am Grundbesitz, genöthigt ist, sich für Taglohn bei den Unternehmern und Kapitalisten zu verdingen. In gleicher Weise kann man sagen, daß der Terrorismus auf der Schaffung eines politischen Proletariats beruht. Letzteres wird von Jenen gebildet, welche man die „Illegalen" nennt, die Geächteten der russischen Gesellschaft.

Dieser Name wird all denen beigelegt, die fortwährend, mit Hilfe falscher Namen und falscher Pässe der Polizei Trotz bieten. Es ist dies eine Klasse, welche in keinem anderen Lande existirt, in Rußland jedoch zahlreich ist: sie ist die natürliche Folge des willkürlichen Verfahrens der einen und der revolutionären Ueberzeugung der anderen Partei.

Thatsache ist, daß, wer in Rußland das Unglück hat, wegen eines kleinen politischen Vergehens in die Hände der Polizei zu fallen — so leicht dasselbe auch sein mag — in neunundneunzig von hundert Fällen verloren ist.

Die Untersuchungshaft ist der Willkür der Staatsanwaltschaft unterworfen, die in Rußland gleichbedeutend ist mit der Polizei, und arretiren und gefangen halten kann, wen sie will. Man tadelt nie die Beamten, welche einen Irrthum begehen; im Gegentheil, ihr Verdienst ist um so größer, je zahlreicher die Verhaftungen sind. So befanden sich z. B. im Jahre 1878, zur Zeit des Prozesses der „Hundertdreiundneunzig", außer dieser Zahl der Angeklagten, im Zusammenhang damit noch ungefähr 1400 Gefangene in Gewahrsam. Die Hälfte wurde nach einigen Monaten in Freiheit gesetzt; der Rest wurde ein bis vier Jahre lang in Gefangenschaft zurückgehalten, — vier Jahre lang dauerte der Prozeß. Fünfundsiebzig starben in dieser Zeit; die einen durch Selbstmord, die anderen an Schwindsucht oder Wahnsinn. In einer noch näher liegenden Epoche, als der weiße Schrecken den Explosionen des revolutionären Terrorismus folgte, besonders aber unter der Regierung Alexanders III. — welcher eine Art politischer Prokonsuln erfand, wie beispielsweise Strelnikoff, um Städte und Provinzen zu verwüsten, und an allen Seiten Verhaftungen vorzunehmen — war die Härte noch größer; doch habe ich darüber keine zuverlässigen Ziffern bei der Hand.

Die gewöhnlichen Strafen für politische Verbrechen sind geradezu drakonisch: 10 Jahre Galeerenstrafe, weil man eine Rede gehalten, eine Proklamation ge-

Digitized by Google

lesen oder aufbewahrt hat. Ja, stets, wenn einer revolutionären Explosion eine Zeit der Verfolgungen folgt, erhält der Gerichtshof den Befehl, die Strafen zu verstärken, um ein „heilsames Beispiel" zu statuiren, so daß die Urtheile gesetzliche Morde der schrecklichsten Art werden. Der junge Rosowsky wurde zum Tode verurtheilt und zu Kiew gehängt (5. März 1880), einzig und allein deshalb, weil er eine Proklamation des Exekutiv-Komites bei sich hatte. Dieselbe Strafe wurde dem Studenten Efremoff auferlegt, weil er ein Zimmer seines Hauses zwei Revolutionären eingeräumt hatte, welche einen Fluchtplan entworfen, ohne den jungen Menschen selbst in denselben einzuweihen. Aber diese Strafe wurde in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt, nachdem er ein Gnadengesuch eingereicht hatte. Drobiasgin, Maidansky, Lisogub, Tschubaroff wurden alle gehenkt; die einen, weil sie Geld zu revolutionären Zwecken gezeichnet, die anderen, weil sie Packete befördert hatten, deren Inhalt sie gar nicht kannten; Verbrechen, welche das bestehende Landesgesetz mit Verbannung oder einigen Jahren Gefängniß bestraft.

Aber giebt es nicht einen Grad der Unschuld, welcher zu Gunsten der Angeklagten selbst vor einem russischen Gerichtshof sprechen würde? Wenn ein Mensch sich bewußt ist, keineswegs bei einem revolutionären Unternehmen betheiligt zu sein; wenn die Polizei bei einer Haussuchung kein belastendes Dokument finden kann; wenn keine falsche Zeugenaussage seine Gefährdung vermehrt: kann dieser Mensch dann nicht hoffen, mit einigen Monaten oder höchstens einem, zwei oder drei Jahren Gefängniß davon zu kommen und für den Rest seines Lebens mit einer zwar geschwächten, aber doch nicht zerstörten Gesundheit, einer verfehlten, doch nicht verlorenen Zukunft, Frieden zu finden und die Mittel, sein Unglück durch Zeit und Arbeit zu heilen? Nein. Selbst diese dürftige Hoffnung wird in Rußland immer illusorisch bleiben. Das Prinzip des schrecklichen Systems gegenüber den Verdächtigen besteht darin, daß nicht nur die Handlungen, sondern auch die Gedanken und Absichten bestraft werden müssen, und daß diese Gedanken und diese Absichten durch die klarsehenden Polizisten errathen werden können, welche keiner Beweise bedürfen, die ihre Annahmen bestätigen. Es ist ein seltener Ausnahmefall, wenn Jemand, nachdem er einmal wegen eines politischen Vergehens verfolgt gewesen, je wieder in Frieden gelassen wird. Die Verurtheilten, welche ihre Strafen abgebüßt haben, ebenso wie die von den Gerichtshöfen Freigesprochenen, ja selbst die Zeugen (welche man immer festnimmt, um sie geschmeidiger zu machen), ausgenommen natürlich die Belastungszeugen, werden in der Regel auf administrativem Wege in die Verbannung geschickt.

Die Verhängung dieser Strafe ist ganz dem Belieben der Polizei überlassen, welche blos auf geheime Mittheilungen hin handelt und über die Angeklagten und Zeugen, je nach ihrem Verhalten vor Gericht, die Verbannung verhängt und den Ort bestimmt, wo der Verurtheilte sie abbüßen muß. Der letzte Punkt ist von großer Wichtigkeit; denn es ist ein bedeutender Unterschied, ob man nach den abgelegensten Theilen Sibiriens oder einer weniger entfernten Region geschickt wird; umsomehr, da es in der Macht der Polizei liegt, die Strafe nach Belieben zu verkürzen oder zu verlängern. Sie zeigt aber niemals besonderen Eifer, dieselbe zu verkürzen. Ohne jede Uebertreibung können wir behaupten, daß kein Mensch, welcher sich weigert, auf seine Ueberzeugung zu verzichten, oder einen solchen Verzicht zu heucheln, je aus der Verbannung zurückberufen wurde, wenn ihm auch nicht das mindeste Vergehen zur Last fiel. Mehrere Zeugen aus dem Prozeß Netschaieff, welcher im Jahre 1871 zur Verhandlung kam, befinden sich noch heute in administrativer Verbannung.

Digitized by Google

Was ist diese administrative Verbannung?

Ein langsames und entsetzliches Zugrundegehen, ein Ruin der ganzen moralischen und physischen Existenz, ein langsames Zu-Tode-Martern. Wir brauchen nicht einmal an die administrative Verbannung nach dem östlichen Sibirien zu denken, unter den wilden Jakuten dieser schrecklichen Wüsten, nach einem Lande, wo der Winter zehn Monate dauert und das Thermometer 40° bis 50° unter Null sinkt, wo man sich keine andere Kleidung verschaffen kann als ungegerbte Felle, wo das Brot ein seltener Leckerbissen ist, wo der Luxus in einem Gericht verdorbener Fische besteht, wo es kein menschliches Wesen giebt, mit dem man reden könnte, denn die Eingeborenen sprechen einen unverständlichen Jargon, wo die Post nur einmal im Jahre ankommt. In diesen Eiswüsten ist das Exil schlimmer als Galeerenstrafe. Und dennoch wird es auf administrativem Wege auferlegt, d. h. ausschließlich nach Belieben der Polizei und für zu leichte Vergehen — wenn sie nicht ganz erfunden sind — als daß ihr Urheber deswegen vor einen russischen Gerichtshof gebracht werden könnte.

Doch genug über diesen Punkt! Betrachten wir die administrative Verbannung in ihrer mildesten Form, im Westen Sibiriens oder im Norden Rußlands. Dieses sind zivilisirte Länder, wenigstens mit Bezug auf die materielle Seite des Lebens. Es giebt dort Wohnhäuser und erträgliche Nahrung, europäische Kleidung wird dort getragen; doch muß man, um aller dieser Genüsse theilhaftig werden zu können, Geld haben oder die Mittel, solches zu erwerben. Aber diese kann man nur erlangen, wenn man Beziehungen zu anderen Leuten unterhält. Und das gerade ist die Regierung entschlossen, zu verhindern, unter dem Vorwande, daß die „loyalen Unterthanen" in die Gefahr kämen, verdorben zu werden; daher das schreckliche Reglement vom 12. März 1882. Es ist den auf administrativem Wege Verbannten verboten, Stunden zu geben, ein Lehramt zu bekleiden, ja selbst ein Handwerk zu lehren. Es ist ihnen ebenfalls verboten, Vorträge zu halten, an wissenschaftlichen Versammlungen theilzunehmen, den Theatervorstellungen beizuwohnen, in Buchhandlungen, Buchdruckereien, lithographischen oder photographischen Ateliers angestellt zu sein oder auch nur für Tagelohn zu arbeiten, und immer aus demselben Grunde: um sie zu verhindern, Propaganda zu machen. Unter demselben Vorwande wird den Aerzten, Apothekern und Hebammen verboten, ihren Beruf auszuüben. Endlich ist es den Journalisten, deren es eine Menge unter ihnen giebt, verboten, für Revuen und Journale zu arbeiten (§ 24, 27). Welche Mittel haben sie also noch, ihr Leben zu fristen? Einige Arten von Handarbeit. Aber was bedeutet diese Erlaubniß für Kopfarbeiter, die nie ein Werkzeug in Händen gehabt haben? Oft nimmt man ihnen sogar diese letzte Zuflucht. Die Regierung hielte sich nicht für sicher, wenn sie nicht ihren Beamten die Macht vorbehielte, den Verbannten die Ausübung ihrer Beschäftigung nach Belieben zu gestatten oder zu verbieten (§ 28).

Nachdem die Regierung so die Verbannten der Mittel beraubt hat, ihr Brot zu verdienen, wäre sie doch verpflichtet, für ihre Existenz auf Staatskosten zu sorgen, wie dies bei den Gefangenen der Fall ist. Diese Verpflichtung ist thatsächlich im Prinzip anerkannt und allen politischen Verbannten eine monatliche Pension gewährt worden, nämlich acht Rubel (ungefähr 16 Mark) für die Adligen, und vier für die anderen. Eine solche Pension ist natürlich nur ein Hohn. Und die Verbannten würden ohne die Unterstützung ihrer Freunde und Verwandten, eine Unterstützung, welche sie brüderlich unter einander theilen, vor Hunger sterben. Aber ihre Freunde sind auch mit anderen Ausgaben überbürdet

Digitized by Google

und Alles, was sie für ihre unglücklichen Brüder thun, sind einige Tropfen auf einen heißen Stein. Die Verbannten siechen in dieser schmutzigen Armuth dahin, und der Mangel an den nothwendigsten Dingen zerstört ihre Gesundheit. Zu gleicher Zeit erzeugt der Mangel an Büchern, Zeitschriften, Beschäftigung und Befriedigung ihrer geistigen Interessen in diesem langsamen Todeskampf, welcher sich von Tag zu Tag unter der unaufhörlichen Spionage der Aufseher hinzieht, eine düstere Verzweiflung in ihnen und eine Apathie, welche die Seele in noch schrecklicherer Weise verzehrt, als die physischen Leiden den Körper. Diejenigen, welche diese Tortur einige Jahre hindurch erlitten haben, empfinden, so lange sie leben, die Wirkungen derselben und bestätigen, daß die Leiden des Zuchthauses erträglich sind, verglichen mit diesem langsamen Siechthum, welches viele Jahre, ja oft das ganze Leben hindurch währt. Beweise hierfür sind die zahlreichen Selbstmorde unter den auf administrativem Wege Verbannten.

Dieses ist das Schicksal, welches in Rußland nicht nur die Revolutionäre, sondern alle Mitglieder der Opposition erwartet, die jemals mit der Polizei in Berührung gekommen sind. Es würde leicht sein, diese Spalten mit Beispielen willkürlicher Strafen von der größten Grausamkeit zu füllen. Häufig kann die Polizei überhaupt keine bestimmte Anklage formuliren, und man findet dann vor dem Namen der nach Sibirien in den Tod Geschickten Anklagen, wie etwa folgende: „Er gehört einer gefährlichen Familie an", „Er hat Fortschritts-Ideen", „Einer seiner Brüder ist gehängt worden". Wir haben noch keine vollständige Statistik dieser Verbannten. Indessen berechnet man annähernd, daß unter der Herrschaft der beiden Alexander ihre Anzahl auf 5—6000 angewachsen ist — die Elite einer Generation ist gänzlich unter der Sichel gefallen, wie reife Aehren. Die in der Einöde zerstreuten Dörfer Sibiriens sind wahre Gräber der russischen Jugend geworden. Man braucht nicht allzu weit nach den Ursachen unserer Unfruchtbarkeit auf den Gebieten geistiger Arbeit zu suchen. Ein Land, welches an geistigen Quellen so arm ist, wie das unsere, kann dieses fortwährende Abzapfen des besten Blutes nicht ertragen.

Nehmen wir an, Jemand sei durch einen glücklichen Zufall davon benachrichtigt, daß die Polizei ein argwöhnisches Auge auf ihn werfe. Ein Verhör, welchem die Verhaftung auf dem Fuße folgt, ist unvermeidlich. Dieses ist sicher, das übrige zweifelhaft. Er wird in irgend einem Prozesse vorgeladen, erscheint auf der Anklage- oder Zeugenbank; er kann freigesprochen oder verurtheilt, gehängt oder provisorisch in Freiheit gesetzt werden. Alle diese Eventualitäten sind unbestimmt; und selbst wenn er Hoffnung hat, so kann es höchstens die sein, daß das Resultat zweifelhaft sei. Sicher ist es aber, daß er im besten Fall auf administrativem Wege verbannt werden und allen Leiden dieser Verbannung unterworfen wird. Wenn er nicht Lust hat, die Rolle eines Heuchlers zu spielen oder Kompromisse zu schließen, so kann er darauf rechnen, die besten Jahre seines Lebens im Exil zuzubringen, wenn er dort nicht gar stirbt; es sei denn, er ergreife den letzten Ausweg — die Flucht.

Ist es in einem solchen Falle nicht besser, gleich zu fliehen?

Ohne Zweifel. Dieses geschieht auch. Alle Diejenigen, die der Revolution anhängen, fliehen. Doch in Manchen ist diese Ueberzeugung nicht stark genug, um sie zu vermögen, das Leben eines „Illegalen" auf sich zu nehmen. Sie bleiben, weil ihre Stellung in der revolutionären Bewegung die eines atheistischen Priesters im Schoße der Kirche sein würde.

Aber die revolutionäre Ueberzeugung verbreitet sich immer mehr, und dies hat die Klasse der „Illegalen" geschaffen. Wenn früher irgend Jemand davon

Digitized by Google

benachrichtigt war, daß er in den Augen der Regierung kompromittirt sei, so suchte er sich vor ihren Angriffen zu schützen, indem er sich bis zu dem Augenblick, wo er mit Sicherheit die Grenze überschreiten konnte, vor ihr verbarg; dann weihte er sich entweder der praktischen Agitation unter den Nationen Europas oder der literarischen Propaganda der revolutionären Ideen. Aber seit 1873, seit die Bewegung zur Reife kam und neues Leben und neues Feuer empfing, erschien das Verlassen seines Vaterlandes, um sich der Propaganda in der Fremde zu widmen, als zu schmerzlich, und man faßte den Entschluß, zu Hause zu bleiben und für die Sache unter dem Schutz falscher Pässe zu wirken. Seitdem entstand der neue Typus des „Illegalen" auf dem politischen Gebiete.

Wir haben gesehen, daß die Erwartung, verhaftet zu werden, die meisten Rekruten dieses Typus schafft. Dergleichen ereignet sich täglich. Niemals findet eine Verhaftung statt, ohne den „Verlust der Legalität", wie die Nihilisten es nennen, für einige Personen nach sich zu ziehen, deren Adressen, Briefe oder Photographien bei Angeklagten gefunden wurden und sie als Freunde oder Bekannte derselben zu bezeichnen scheinen. Die Energischesten unter ihnen nehmen immer ihre Zuflucht zur „Illegalität", und ihre Zahl vermehrt sich um die derjenigen weniger Glücklichen oder weniger Entschlossenen, denen es nicht gelingt, sich der Verhaftung zu entziehen, und die dann, nachdem sie in die Verbannung geschickt worden, sich entschließen, den Wohnsitz, der ihnen angewiesen ist, zu verlassen, was verhältnißmäßig leicht ist. Schließlich gesellt sich zu ihnen noch ein merkwürdiges Kontingent von freiwilligen „Illegalen", welches aus Leuten besteht, die auf ihre Legalität verzichten, bevor sie noch kompromittirt sind, da sie sehr wohl wissen, daß sie täglich Gefahr laufen, es zu werden, und nicht wünschen, daß man sie unvorbereitet trifft.

Diese Umstände erzeugten das „illegale Rußland". Wir haben keine Statistik, welche uns erlaubt, seine numerische Stärke abzuschätzen; wir wollen nur sagen, daß es kleiner ist, als es nach der gegenwärtigen Lage Rußlands sein müßte, und dieses deshalb, weil Niemand außer den Sozialisten in dasselbe eintritt. Trotz alledem ist die Zahl der „Illegalen", welche in den letzten zwölf bis vierzehn Jahren aufgetreten sind, sehr bedeutend.

Diese Geächteten können als aller bürgerlichen und politischen Rechte beraubt betrachtet werden. Welche Beschäftigung immer sie vorher getrieben hatten, sie können dieselbe nicht weiter fortsetzen. Denn sich zu erkennen geben, heißt, sich verhaften lassen. Sind sie Gutsbesitzer, so müssen sie auf alle ihre Eigenthumsrechte verzichten. Denn, da sie ihre Identität verloren haben, so sind sie nicht mehr in der Lage, aus ihren Gütern Nutzen zu ziehen oder sich derselben durch Schenkung oder Testament zu entäußern. Wenn sie eine Familie besitzen, so müssen sie ihr entsagen, denn sie können es nicht wagen, sie zu sehen. Da die Polizei die Schwächen der menschlichen Natur kennt, überwacht sie auf eine ganz besondere Art die Verwandten des „Illegalen" und benutzt eine flüchtige Zusammenkunft, um ihn zu verhaften. Seine Braut verläßt manchmal Alles aus Liebe zu ihm und folgt ihm.

Trotz alledem ist die Stellung der „Illegalen" nicht so elend und verlassen, als man erwarten sollte. Ihre Zahl ist bedeutend, und die Zahl derjenigen, welche, ohne ihr Loos theilen zu wollen, nur wünschen, ihnen zu helfen, ist ganz enorm. So bilden sie einen Staat im Staate mit einer eigenen Verfassung, eigenen Sitten und Gebräuchen, mit einer besonderen Presse und mehreren Bureaux, unter denen das Paß- und das Finanzbureau die wichtigsten sind, vermittels deren dies Gemeinwesen für die Bedürfnisse seiner Mitglieder sorgt.

Digitized by Google

Diese mysteriöse Republik, welche in beständigem Kriege mit der Regierung lebt, steht auf dem friedlichsten und freundschaftlichsten Fuße mit der äußeren Welt. Im Ganzen ist das Leben eines solchen Geächteten so verschieden als nur möglich von dem, was ein europäischer Leser sich darunter vorstellen kann, der es mit dem eines in einem anderen Lande in ähnlicher Lage befindlichen Menschen vergleicht. Der „illegale" Russe ist auf seiner Hut, aber er hat es nicht nöthig, sich zu verbergen. Er geht aus, zeigt sich unter Menschen, besucht sowohl öffentliche Plätze, als auch intime Kreise, wohnt Theatervorstellungen und Konzerten bei, wird Mitglied literarischer und wissenschaftlicher Gesellschaften u. s. w. Ueberall, wohin er geht, begegnet er Leuten, welche um seine „Illegalität" wissen. Aber er hat Nichts zu fürchten, denn Derjenige, welcher sein Geheimniß verriethe, zöge sich die allgemeine Verachtung zu und wäre für den Rest seines Lebens unwiderruflich entehrt. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der „Illegale" keine Gefahr läuft, so lange er sich ruhig verhält. Wirkliche Gefahr droht ihm einzig und allein, wenn er sich mit den Kameraden und Gesinnungsgenossen in Verbindung setzt, um einen revolutionären Versuch abzukarten.

Aus dieser Klasse der „Illegalen" rekrutirt sich die Armee des Terrorismus, und ich behaupte, daß die Existenz dieser Klasse von Menschen, die aller politischen Rechte beraubt sind und außerhalb des Gesetzes stehen, eine unumgängliche Vorbedingung des Terrorismus ist, soweit dieser ein System bildet. Sie bildete seine materielle Grundlage.

Die Revolutionäre, welche außerhalb des Gesetzes gestellt werden, sind im Voraus zu Opfern geweiht. Sie wissen, daß früher oder später das Verhängniß ihnen nahen wird, und sie stürzen sich, einer nach dem anderen, in den verzweifelten Kampf. Jemand hat berechnet, daß die mittlere Lebenserwartung eines Illegalen zwei Jahre beträgt. Aber in diesem kurzen Zeitraum giebt es keinen bestimmten Moment, keine Handlung, die von vornherein nothwendigerweise verhängnißvoll erschiene — ein wichtiger Punkt, wie Alle wissen, welche die menschliche Natur kennen. Wer außerhalb des Gesetzes gestellt ist, weiß, daß er sein Leben bei jedem Unternehmen, bei dem er betheiligt ist, aufs Spiel setzt. Aber er weiß auch, daß er mit Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart dem Tode entgehen kann und daß er in diesem Falle nichts verliert, weil er die Genugthuung hat, seine Pflicht erfüllt zu haben. Es kümmert ihn wenig, daß die Polizei auf seiner Spur ist. Er ist kein Individuum, sondern nur ein Schatten, eine Zahl, eine Einheit. Er hat nur Namen, Paß, Wohnort zu wechseln. Er verschwindet und beginnt dann sein Leben von Neuem. Wenn durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen sein wahrer Name ruchbar wird, so hat er nur den Verdruß, einige Zeit von der Polizei sorgfältig gesucht zu werden. Geschützt und verborgen in der außerhalb der Gesetze stehenden kleinen Welt, spottet er der Mühen der Polizisten, erscheint nach einer kurzen Ruhepause von Neuem auf dem Schauplatze und stellt sich wieder dem Feinde entgegen. Auch verliert er nicht sein Ansehen in der Gesellschaft, wenn er Bekanntschaften hat und sie zu bewahren wünscht; denn die Ergebenheit und Liebe der loyalen Unterthanen zu ihrem Zaren trägt einen so sonderbaren Charakter, daß ein Mensch, welcher auf das Leben seines Souveräns oder das einer seiner Minister ein Attentat ausgeübt hat, dadurch nichts an Achtung und Ansehen einbüßt; er hört nicht auf, ein willkommener Gast in den besten Häusern zu sein. — Die Aussicht auf Strafen kann gerade den illegalen Menschen am Wenigsten davon abhalten, einen Akt der Verzweiflung zu versuchen. Die Gefahr kommt für ihn nicht in Betracht. Er

Digitized by Google

weiß, daß er als Revolutionär, was er auch thun und lassen möge, keine Aussicht auf Rettung hat. Er hat in seinem, ihm so kurz bemessenen Leben, nur eine Sorge, für die Sache der Freiheit so viel Dienste, als nur irgend möglich, zu leisten und dem Feinde den größtmöglichen Schaden zuzufügen.

Aber die Kräfte sind gegenwärtig so ungleich, daß die revolutionäre Partei den Kampf nicht in Formen des Krieges führen kann. Ihre Soldaten verwandeln sich oft in freiwillige Märtyrer und flehen um Sieg nach Art der römischen Feldherrn, indem sie sich selbst den Göttern der Unterwelt weihen. Dieses war die Rolle der Solovieff, Grinevezki, Karakosoff, Mlodezki und Anderer. Aber sind diese Akte des Heroismus, die ohne Gleichen dastehen, wie überhaupt der ganze Heldenmuth, welcher von der revolutionären Partei zum Erstaunen, ja zur Bewunderung ihrer eigenen Feinde entfaltet wird, nicht zum großen Theil diesem außerhalb des Gesetzes unter dem Schwerte des Damokles geführten Leben zuzuschreiben?

Wir gehören nicht zu Denen, die eine Nation vergöttern und noch viel weniger eine Partei. Wenn die Nihilisten einige Tugenden haben, die ihnen eigen sind (wie sie sicher auch einige Fehler haben), so ist das die Folge der Verhältnisse, unter denen sie leben. Die Alten sagen: Poetae nascuntur, oratores fiunt, (Dichter werden geboren, Redner werden gebildet). Wir können mit mehr Recht sagen, daß Helden nicht geboren werden, sondern in der Schule der Gefahren und der Opfer sich bilden.

Der Mensch läßt sich ganz und gar von seinen Gewohnheiten leiten und beherrschen. Er kann sich an Alles gewöhnen, an Entbehrungen und Sorgen, Angenehmes und Unangenehmes. Schon dadurch allein, daß er die Gefahr fortwährend vor Augen hat, kann er sich daran gewöhnen, an sie nicht zu denken. Selbst der Gedanke des Todes kann ihm gleichgiltig werden, da er ihn immerfort im Geiste mit sich herum trägt und ihm stets ins Antlitz schaut.

Ein russischer Reisender berichtet, daß eines Tages, als er das Kloster auf dem Berge Athos besuchte, ein Erdbeben während der Feier der Messe stattfand. Von Entsetzen ergriffen, stürzte die ganze Versammlung nach der Thüre, Schreckensrufe ausstoßend. Aber die Mönche blieben auf ihren Plätzen und setzten den Gottesdienst mit einer unerschütterlichen Ruhe fort. Als das Erdbeben aufgehört, drückte der Reisende einem befreundeten Mönche seine Ueberraschung aus, welcher ihm einfach antwortete: „Was setzt Sie in Erstaunen? Ist unser ganzes Leben nicht eine Vorbereitung auf den Tod?“ Könnte der russische Revolutionär, welcher festen Schrittes das Schaffot betritt, nicht eine ähnliche Antwort geben? Sophie Perovskaja schrieb einen Tag vor ihrer Hinrichtung an ihre Mutter: „Mein Schicksal betrübt mich nicht im Mindesten, und ich werde ganz ruhig zur Hinrichtung gehen, denn ich habe sie lange erwartet und wußte, daß sie früher oder später kommen müsse.“ Wir behaupten nicht, daß diese Menschen Riesen seien oder eine sonderbare Laune des Zufalls und der Natur. Sie sind nicht einmal seltene oder außerordentliche Naturen, sondern einfache Menschen, die aber in der schrecklichen Schule der russischen Regierung großgezogen worden. So lange diese Schule existirt, und die Erziehung, die man dort empfängt, obligatorisch ist, so lange wird es an solchen Menschen nicht fehlen.

Diese abnormen Bedingungen, welche die beiden Elemente des Terrorismus von 1878—1881 in Rußland geschaffen haben, — Menschen, welche geneigt waren, bis zum Aeußersten zu kämpfen, und Verhältnisse, welche sie in den Stand setzten, es während einer beträchtlichen Zeit zu thun — betrachten wir als die einzigen, unter welchen derartige oder analoge Phänomene sich ent-

Digitized by Google

wickeln können. Diese sind natürlich, weil sie aus der menschlichen Natur herzuleiten sind. Aber Alles hat seine Grenzen, auch die Opferwilligkeit. Sie kann bis zu einer gewissen Höhe sich erheben, nicht weiter.

Andererseits ist es klar, daß, um den Terrorismus zu vernichten und dessen Rückkehr für immer unmöglich zu machen, die Beruhigung des Landes erforderlich ist, ebenso wie die Unterdrückung der Ursachen, welche jene latente Unzufriedenheit geschaffen haben, die eine so barbarische Form des politischen Kampfes möglich gemacht hat. Dieses kann in Rußland durch kein anderes Mittel, als durch die Bewilligung der politischen Freiheit erreicht werden. Doch diese Hoffnung erscheint heute weniger realisirbar denn je. Die Reaktion ist entfesselt, und nichts widersetzt sich ihrer Wuth. Der allgemeine Zustand der Gesellschaft ist elender und bedauernswerther als zu irgend einer anderen Zeit. Unsere „nationale" Regierung ist in der Lage eines gehaßten Eroberers, welcher seine Macht nur durch Gewalt aufrechterhalten kann. Verhaftungen, Verbannungen, zahlreiche Hinrichtungen, — die Aufrechthaltung des Belagerungszustandes in der einen Hälfte von Rußland — verrichten ihre Arbeit ohne Unterbrechung. Diejenigen, welche das Haupt unter das Joch nicht beugen wollen, stehen außerhalb des Gesetzes und bilden eine Schicht von furchtbarer revolutionärer Spannkraft. Die Elemente des Umsturzes sind für den Moment ruhig; aber man darf der scheinbaren Ruhe nicht trauen. Das gegenwärtige Rußland kann mit dem Deutschland des dreißigjährigen Krieges verglichen werden, als das Land immer und immer wieder neue Krieger lieferte. Der Ruf eines populären Führers und einige in die Augen fallende Vorbilder genügten, um aus ihnen ein Heer zu machen und das Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Welches wird die Form des nächsten revolutionären Ausbruchs sein? Niemand kann es voraussagen. Die Zukunft wird darüber entscheiden. Unter gewissen Umständen kann die Revolution in das Stadium des offenen, theils bürgerlichen, theils militärischen Aufstandes treten. Unter anderen Umständen kann sie ein noch mächtigerer Faktor, eine noch wichtigere und bedeutendere Bewegung werden, eine allgemeine Revolution. Aber Angesichts der verzweifelten Verhältnisse, in denen die Intelligenz Rußlands heute lebt, der Nervosität und Erregbarkeit des russischen Volkes, und der ganz unerhörten Konzentration der politischen Macht und Verantwortlichkeit, die gleich der Spitze eines hohen Berges den Blitz der Rache anzieht, — Angesichts dieser Umstände ist es nicht ausgeschlossen, daß die Revolution noch einmal jene, auf die Spitze getriebene Form, wenn auch in anderer Weise annimmt, die in dem Kampfe von 1878—1881 sich zeigte. Man muß verrückt sein, um bei der gegenwärtigen Lage an die Ruhe des Landes zu glauben. Ebenso gut könnte man ruhig in einem Hause schlafen, in dessen Keller eine Tonne Dynamit verborgen liegt.

IV.

Ich habe meine Untersuchung über den Terrorismus in Rußland beendet; es bleibt mir nur übrig, auf die Frage zurückzukommen, welche ich gleich am Anfang aufgeworfen habe: die Aussichten des Terrorismus in Europa. Hat er dort eine Zukunft?

Ich brauche nicht lange auf die Antwort warten zu lassen, und der Leser ist mir wohl schon vorausgeeilt. Ich glaube nicht, daß der Dynamit sich jemals in Europa als politisches Kampfmittel einbürgern wird. Ich glaube nicht, daß der Terrorismus dort eine Zukunft hat.

Die gegenwärtige Lage in Rußland ist, wie wir gesehen haben, dadurch

Digitized by Google

bestimmt, daß die Partei, welche für weitgehende politische Umgestaltungen eintritt, numerisch so schwach ist, daß, würde sie es wagen, offen ihre Kräfte zu entfalten, sie unfehlbar von der Regierung zerschmettert werden würde, welche die breite Masse des Volkes in ihren Händen hat. In Europa dagegen ist die revolutionäre Bewegung weniger politisch als ökonomisch, und die Klasse, die dabei interessirt ist, ist die größte und numerisch stärkste. Deshalb wäre es ebenso einfältig von den europäischen Sozialisten, wenn sie einen persönlichen Kampf gegen die Regierungen und die Bourgeoisie beginnen würden, als es von Seiten Moltke's, Manteuffel's und der anderen preußischen Generale einfältig gewesen wäre, wenn sie in dem letzten französisch-deutschen Kriege versucht hätten, unter einer Verkleidung in das französische Lager einzudringen, um sich in Einzelkämpfe mit Napoleon III., Bazaine, oder Mac Mahon einzulassen, anstatt dem schwächeren Feind mit ihren überlegenen Armeen entgegen zu marschiren.*) Der Terrorismus hat durchaus keinen Grund, sich auf dem Boden Europas anzusiedeln, deshalb wird es ihm nie gelingen, die Sympathien und die Hilfe der Massen sich zu sichern, ohne die er nicht existiren kann. Ja, es fänden sich nicht einmal Soldaten, um seine Sache zu führen. Denn es giebt in Europa keine „Illegalen", wie in Rußland. Wohl erzeugen die europäischen Verhältnisse Revolutionäre und Sozialisten, aber diese haben keinen Grund, sich außerhalb der Gesetze zu stellen, um für die Realisirung ihrer Ideale zu arbeiten. Sie bleiben Bürger ihres betreffenden Vaterlandes und werden nicht leichten Herzens die Möglichkeit aufgeben, öffentlich aufzutreten und frei und offen zu sprechen: das einzige Mittel, das die Menschen haben, um ihre Mitbürger zu beeinflussen, und welches ihnen in Europa bewilligt ist.

Aber wenn die Annahme des Terrorismus als organisirtes System des politischen Kampfes in Europa absolut unmöglich ist, was bedeuten dann die terroristischen Akte, von denen man von Zeit zu Zeit bald hier bald dort gehört hat? Wir sind weit davon entfernt, sie zu billigen. Auf der ersten Seite einer Nummer der Narodnaja Volja, welche kurze Zeit nach der Ermordung des Präsidenten Garfield veröffentlicht wurde, kann man folgende Erklärung lesen:

„Indem das Exekutiv-Komité die tiefste Sympathie mit dem amerikanischen Volke wegen des Todes James Abram Garfield's ausdrückt, fühlt es sich verpflichtet, im Namen der russischen revolutionären Partei gegen alle derartigen Gewaltakte, wie der, welcher sich eben zugetragen hat, zu protestiren. In einem Lande, wo die Freiheit der Bürger ihnen erlaubt, ihre Ideen frei zu vertreten, wo der Wille des Volkes nicht nur das Gesetz macht, sondern auch die Person ernennt, welche es ausführen soll, in einem solchen Lande ist der politische Mord die Kundgebung einer despotischen Tendenz, identisch mit derjenigen, deren Zerstörung in Rußland wir uns geweiht haben. Der Despotismus, welches auch die Parteien und Individuen sein mögen, die ihm dienen, ist stets verdammenswerth, und die Gewalt nur dann gerechtfertigt, wenn sie sich der Gewalt widersetzt." (Nr. VI.: 23. Oktober 1881.)

Diese Erklärung giebt die Anschauungen der russischen Revolutionäre über den Terrorismus genau wieder. Dennoch wäre es weder sehr philosophisch, noch sehr beruhigend, die Schreckensakte, welche auf europäischem Boden begangen

*) Dreht man den Vergleich um und stellt man sich eine Kompagnie Freischärler vor, die durch Mißgeschick isolirt worden im Kampfe gegen den Feind, der in das Land eingefallen, und die in dieser Weise gegen die preußischen Generale gehandelt hätte, so hat man den Fall der russischen Nihilisten.

Digitized by Google

worden sind, blos als Kundgebungen der Bosheit und Verrücktheit zu betrachten. Wir glauben, daß diese Handlungen die Frucht des Hasses und des Klassengegensatzes sind, die unter dem Einflusse ausländischer Beispiele zu einer blutigen politischen Theorie entwickelt wurden, unter Mißachtung der Bedingungen des Kampfes im eigenen Lande. Gerade aus diesem Grunde glauben wir, daß sie vereinzelt bleiben müssen. In der Politik faßt man niemals einen Entschluß ohne die Hoffnung, daß er die Partei, welcher man angehört, stärken werde, und die modernen Anarchisten — wir hätten sagen sollen, einige Anarchistengruppen — hätten nicht zum Terrorismus gegriffen, wenn sie nicht gehofft hätten, eine große Anzahl Leute dadurch für ihre Sache zu gewinnen und eine beträchtliche Bewegung ins Werk zu setzen, ein Beginnen, welches aus den oben angedeuteten Gründen niemals Erfolg haben kann. Das Problem enthält jedoch einen wichtigen Faktor, durch den dieses todtgeborene Kind vielleicht künstlich zu einem Scheinleben wieder galvanisirt werden könnte. Ich will von jenen Regierungen sprechen, welche, obwohl sie den Zustand der Dinge, wie er in Rußland herrscht, zu vermeiden wünschen, den unglücklichen Einfall haben könnten, die Methoden, deren sich die russische Regierung den Gegnern gegenüber bedient, anzunehmen, indem sie alle diejenigen, welche gewisse Meinungen bekennen, außerhalb des Gesetzes stellten und ihnen das Leben unerträglich machten. Freilich, die Unterdrückung ist die leichteste und schnellste Antwort auf das, was Carlyle eine „Bittschrift in Hieroglyphen" genannt haben würde. Nichts ist leichter, als einem eine Kugel vor den Kopf zu schießen und sich zu weigern, Untersuchungen, worüber es auch sei, anzustellen.

Es ist nicht meine Aufgabe, darzulegen, was Diejenigen zu thun hätten, welche sich die Mühe nehmen wollten, die Hieroglyphen zu entziffern, um auf diese dunkle Bittschrift antworten zu können. Ich überlasse das Anderen; was mich betrifft, so war ich bestrebt, durch eine treue Darlegung der russischen Verhältnisse ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, dessen Nachahmung ein jeder zivilisirte Staat so vollständig als möglich vermeiden sollte.

Die Kongresse von Lille und Calais.

Von **Paul Lafargue.**

(Schluß.)

II.

Der andere Kongreß, den ich besprechen muß, der Kongreß, welcher vom 13. bis 18. Oktober in Calais abgehalten wurde, vereinigte ausschließlich Delegirte von Syndikatskammern; es ist der vierte Kongreß, zu dem diese zusammengetreten sind.

Die Politiker, zumal die Opportunisten aus der Zeit Gambetta's, hatten versucht, sich der Gewerkschaftsbewegung zu bemächtigen und sie zu zähmen, um sich aus ihr ein Werkzeug der Ausbeutung der Arbeiterklasse zu schaffen. Aber ihr Versuch ist kläglich gescheitert, sie wurden auf dem Kongreß zu Havre 1880 geschlagen. Wenn dieser Kongreß auch die Arbeiterklasse von den im Solde der Opportunisten stehenden Intriganten befreite, so desorganisirte er auch andererseits die Gewerkschaftsbewegung, welche sich erst nach mehreren Jahren von dem

Digitized by Google

Versuche erholen konnte, sie zu politischen Handlangerdiensten zu kaufen. Die Syndikate konnten erst 1886 in Lyon wieder zu einem Kongreß zusammentreten, von dem festen Entschluß beseelt, sich nicht mit Politik zu beschäftigen und zu ihren Kongressen nur Arbeiterdelegirte zuzulassen, welche Gewerkschaften repräsentirten.

Die Possibilisten versuchten in Lyon die Gewerkschaftsbewegung in ihr Schlepptau zu nehmen, sie erschienen zahlreich auf dem Kongreß, in dem Wahne, daß ihre Anzahl und ihr Ansehen als Pariser Delegirte ihnen einen leichten Sieg sichern würden. Allein sie fanden Leute, die ihnen gewachsen waren. Obgleich die Lyoner Delegation nur Syndikate vertrat, bestand sie doch der großen Mehrzahl nach aus Marxisten, die von weiteren marxistischen Delegirten, welche andere Orte repräsentirten, unterstützt wurden. Sie siegten über die Possibilisten, welche den Sitz des Nationalraths nach Paris verlegen wollten, um über denselben herrschen zu können. Der Kongreß beschloß dagegen, daß der Sitz des Nationalraths alljährlich wechseln und zwar jedesmal nach derjenigen Stadt verlegt werden sollte, in welcher der Kongreß getagt hatte. Die in dieser Frage geschlagenen Possibilisten zogen sich vom Kongreß zurück, in der Erwartung, die Gewerkschaftsbewegung tödten zu können, welche anzugreifen sie seitdem nicht müde geworden sind. Nachdem sich die Föderation der Syndikatskammern die Possibilisten vom Halse geschafft, hat sie nicht aufgehört, stetig an Ausdehnung zu gewinnen, geleitet von den Marxisten, die, weit entfernt, die Gewerkschaftsbewegung für sich ausbeuten zu wollen, nur darauf hin arbeiten, sie zu entwickeln, zum Bewußtsein ihrer Kraft zu erziehen und in das sozialistische Fahrwasser zu lenken. Der Nationalrath der Föderation der Syndikatskammern war immer in den Händen der Marxisten, so in Lyon, in Montluçon, in Bordeaux, er wird es jetzt in Calais sein, und das Gleiche wird künftiges Jahr für Marseille gelten, wo der nächste Syndikatskongreß tagen wird.

Es war der Kongreß von Bordeaux, welcher beschloß, im Februar 1889 die erste nationale Manifestation zu Gunsten des Achtstundentages zu veranstalten, es war der gewerkschaftliche Nationalrath von Bordeaux, welcher, zusammen mit der marxistischen Arbeiterpartei, den internationalen Kongreß von Paris organisirte, wo die Weltmanifestation vom 1. Mai 1890 beschlossen ward.

Der Kongreß zu Calais tagte gerade zur Zeit des Strikes der dortigen Tüllarbeiter, welche in einer Anzahl von mehr als 3000 aufs Pflaster geworfen worden waren, da die Syndikatskammern eine der größten Tüllfabriken von Calais in Verruf erklärt hatten, weil deren Besitzer unter dem Tarif entlohnten und ihre Arbeiter durch Geldstrafen und Abzüge für angeblich fehlerhafte Arbeit betrogen. So war der Krieg erklärt; auf der einen Seite hatten sich die Unternehmer koalirt, um den Arbeitern ihren Tarif aufzuzwingen, auf der anderen Seite hatten sich die Tüllarbeiter zusammengeschlossen, um den Forderungen der Kapitalisten Widerstand entgegenzusetzen und bessere Löhne zu erkämpfen. Die Arbeiter wurden von zwei Parteigenossen geführt, von dem ehemaligen Seemann, jetzigen Gastwirth und Vorsitzenden des Gewerbeschiedsgerichts Salambier, und von Delcluze, einem ehemaligen Tüllarbeiter, jetzt gleichfalls Gastwirth, der etliche Tage vor dem Kongreß mit ungefähr 3000 Stimmen zum Generalrath erwählt wurde, während sein kapitalistischer Gegner deren kaum 2000 zusammengebracht hatte. Die Tüllarbeiter von Calais, welche mit musterhafter Ruhe und Ordnung mehr als zwei Monate Stand gehalten haben, erhielten namhafte pekuniäre Hilfe von den Tüllarbeitern von Nottingham in England. Nach den jüngsten, uns zugegangenen Nachrichten haben die Fabrikanten nach-

Digitized by Google

geben müssen; ihr Syndikat mußte einwilligen, Delegirte zu ernennen, welche sich mit den Delegirten des Arbeitersyndikats behufs Festsetzung der Löhne verständigen sollen. Mehrere Fabrikanten haben übrigens die diesbezüglichen Entscheidungen nicht abgewartet, sondern haben schon jetzt ihre Werkstätten den Strikenden wieder geöffnet und sich herbeigelassen, den vom Syndikat der Arbeiter festgesetzten Tarif zu zahlen.

Nie war eine Stadt für den Zusammentritt eines Gewerkschaftskongresses besser vorbereitet, als gerade Calais. Die Delegirten, von denen eine große Anzahl dem marxistischen Kongreß zu Lille beigewohnt hatte, wurden von der Bevölkerung von Calais mit wahrer Begeisterung empfangen. In den öffentlichen Abendversammlungen, wo Bericht über die in den geschlossenen Tagessitzungen gefaßten Beschlüsse erstattet wurde, drängte sich eine vielköpfige Menge, die vorher Queue gebildet hatte, um nur Zutritt zu den Versammlungen zu erhalten. Der Saal erwies sich als nicht groß genug, um das herzugeströmte Publikum zu fassen. Die Beschlüsse, sowie die Delegirten des Kongresses wurden begeistert aufgenommen, und die Sitzungen wurden mit den Rufen geschlossen: „Es lebe die soziale Republik!“ „Es lebe die Internationale!“ Im Chor sangen die Versammelten ein Lied auf den Achtstundentag, das Pédrou verfaßt hatte, der Troyes in Calais wie in Lille vertrat.

Die parlamentarische Regierung, welche die Regierungsform par excellence ist, die der Kapitalistenklasse paßt, erweist sich auch als vollendetstes politisches Werkzeug, um die Arbeiterklasse zu nasführen. In Frankreich kommen die Radikalen nach jeder wichtigen Volksmanifestation in Leben und Bewegung und thun, als ob sie sich um die Frage kümmerten, um welche sich die betreffende Manifestation drehte. Nachdem die Herren Parlamentarier für und gegen dieselbe geschwätzt haben, beschließen sie eine Enquête und ernennen eine Kommission, die sich damit beschäftigen soll. Damit ist Alles gethan: Die Frage ist für immer begraben. — Die Manifestation vom ersten Mai hatte die Parlamentarier von rechts und von links in Unruhe versetzt, und Alle, sowohl die, welche zur Regierung stehen, wie jene, welche ihr Opposition machen, beschlossen eine Enquête über die Lage der Arbeiterklasse, um dadurch deren wirkliche Bedürfnisse kennen zu lernen. Die Manifestation des ersten Mai hatte sie noch nicht zur Genüge über den Wunsch derselben, die Erlangung des gesetzlichen Achtstundentages, aufgeklärt. Die Regierung stellte einen Fragebogen zusammen, welcher allen Syndikatskammern mit dem Ersuchen um Beantwortung zugestellt ward. Jedoch die Arbeitersyndikate wissen recht gut, was sie von dieser parlamentarischen Farce zu halten haben, sie sind ja oft genug zum Narren gehalten worden. So weigerten sie sich, den gouvernementalen Fragebogen zu beantworten und schickten das auszufüllende Blatt an das Ministerium des Innern zurück, von dem es ausgegangen*). — Der Nationalrath der Föderation der Syndikatskammern unternahm nun seinerseits eine Enquête, er versendete auch einen Fragebogen, welcher die wichtigsten der von dem Minister gestellten Fragen enthielt. 420 Syndikate beantworteten den Fragebogen ihres Nationalraths, und die diesem zugegangenen, zusammengestellten und klassifizirten Antworten sind dem Kongreß von Calais vorgelegt worden.

*) Wir stehen den französischen Verhältnissen zu fern, um über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dieses Vorgehens entscheiden zu können. Nach deutschen Begriffen aber erscheint uns die Weigerung von Arbeitern, ihre Verhältnisse, sei es auch einer feindlichen Regierung, darzulegen und zur Kenntniß der Oeffentlichkeit zu bringen, einfach unverständlich. Die Redaktion.

Digitized by Google

Ich lasse dieselben, kurz zusammengefaßt, hier folgen:

1. Ist die Lage in Ihrem Gewerbe zufriedenstellend? — Einstimmig mit Nein beantwortet.

2. Ist sie besser gewesen? — Ja. — Mehrere Syndikate haben erklärt, daß die Lage in ihrem Gewerbe unverändert geblieben sei.

3. Wenn Ja, welches sind die Ursachen der eingetretenen Verschlechterung? — Das Maschinenwesen.

4. Kommen in Ihrem Berufe Arbeitsstockungen vor, dauern dieselben lange, welches sind ihre Ursachen, haben Sie immer unter ihnen zu leiden gehabt? — Ja, aber sie sind von verschiedener Dauer, im Mittel währen sie sechs Monate im Jahr.

5. Sind Sie Anhänger des Achtstundentags? — Einstimmig mit Ja beantwortet.

6. Wenn Ja, warum? Wenn Nein, so geben Sie andere Reformen an, welche geeignet sind, Ihr Loos zu verbessern? — Die Antworten fallen mit den auf die vorhergehende Frage ertheilten zusammen.

7. Ist der Arbeitstag in Ihrem Gewerbe kürzer geworden? — Nein, eher länger.

8. Wenn Ja, ist er zufolge eines zeitlichen Uebereinkommens mit Ihrem Arbeitsherrn oder zufolge von Strikes verkürzt worden? — Der Arbeitstag ist länger geworden, aber der Lohnsatz ist der gleiche geblieben.

9. Haben Sie Strikes unternommen? Welches waren deren Resultate? — Die Strikes hatten wenig Erfolg.

10. Was denken Sie von einer Gesetzgebung, welche die Arbeit und Löhne regelt? — Sie ist nothwendig und logisch.

11. Was denken Sie von der direkten Aktion der Arbeiter? — Es ist nothwendig, daß sich die Arbeitersyndikate zu Verbänden zusammenschließen.

12. Sind Sie für den Generalstrike? — Einstimmig mit Ja beantwortet, doch soll er nur unternommen werden, wenn er möglich ist.

13. Wenn Ja, welche Mittel und Wege schlagen Sie vor, um ihn zu organisiren? — Wir wissen keine, es liegt dem Kongreß ob, diese Frage zu lösen.

14. Wenn Nein, aus welchen Gründen weisen Sie denselben zurück und welche Aktion schlagen Sie anstatt seiner vor? — Diese Frage ist durch die vorhergehende erledigt.

15. Sind Sie dafür, daß durch irgend welche Aktion eine nationale und dann eine internationale Verständigung aller Arbeiter herbeigeführt werde? — Ja.

16. Sind Sie der Ansicht, daß man nächstes Jahr die Manifestation des 1. Mai an diesem oder einem anderen Tag erneuern, und daß man den Charakter der Manifestation beibehalten oder ihn verändern solle? — Einstimmig mit Ja beantwortet. Der 1. Mai soll das Datum der Manifestation bleiben, und die Majorität verlangt, daß diese selbst, wie letztes Jahr, einen friedlichen Charakter trage.

Der Gewerkschaftskongreß faßte in Betreff eines eventuellen Strikes der Kohlengräber und der Manifestation des ersten Mai die nämlichen Beschlüsse, wie der Kongreß zu Lille.

Um die Syndikate zu erschrecken und vom Kongreß zu Calais abwendig zu machen, hatten die Possibilisten das Gerücht verbreitet, daß der betreffende Kongreß marxistisch sei. Die Bourgeoispresse beeilte sich, aus Dummheit und Gemeinheit in allen Tonarten die Insinuationen der Herren Brousse und Comp. zu wiederholen. Journalisten und Possibilisten haben ihre Mühe umsonst verschwendet; die Bezeichnung marxistisch erschreckte Niemand; die Delegirten der Arbeitersyndikate waren ebenso zahlreich wie auf den früheren Kongressen erschienen, die Beschlüsse wurden mit großer Einstimmigkeit gefaßt, und sie werden mit ebenso viel Feuer und Einmüthigkeit ausgeführt werden, wie sonst. Die Insinuationen haben nur eins bewirkt: Die wichtige Thatsache öffentlich und in den weitesten Kreisen bekannt gemacht, daß die französische Arbeiterklasse die kommunistischen revolutionären Theorien von Marx annimmt.

Digitized by Google

Zur Frage des ehernen Lohngesetzes.

Von Ed. Bernstein.

I. Die neueste Leistung des Herrn Lujo Brentano.

Die Wichtigkeit der Frage des Lohngesetzes bedarf keiner eingehenden Auseinandersetzung. Abgesehen von den Klassen- 2c. Interessen, ist die Auffassung von den Gesetzen, welche unter den jeweilig herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen das Einkommen der arbeitenden Klassen bestimmen, für die Stellungnahme zu den verschiedenen Vorschlägen und Bestrebungen im wirklichen oder angeblichen Interesse der Arbeiter ausschlaggebend. Die Frage des Lohngesetzes ist nicht nur von hervorragender Bedeutung für die theoretische Erkenntniß der ökonomischen Grundlagen des Gesellschaftslebens, sie ist auch eine praktische Frage ersten Ranges. Dies, ohne dem Gegensatz, der gar vielfach noch zwischen Theorie und Praxis gezogen wird, eine mehr als formelle Bedeutung beizulegen.

Es war demnach durchaus folgerichtig, daß mit der Frage, ob das Programm der deutschen Sozialdemokratie reformbedürftig sei, der Satz in demselben, der vom ehernen Lohngesetz handelt, mit in erster Reihe zur Debatte gestellt wurde, und es ist ein erfreulicher Beweis von dem großen Fortschritt und der inneren Kraft der Partei, daß die kritische Behandlung eines Satzes, der seinerzeit geradezu dogmatische Geltung hatte, in sachlichster und leidenschaftslosester Weise vor sich geht. Die Aufnahme, die die Ausführungen des Referenten auf dem Haller Parteitag und die sich daran anschließenden Erörterungen in der sozialistischen Presse von Seiten der Parteigenossen gefunden, bekundet aufs Deutlichste, daß das Interesse an der theoretischen Aufklärung unter den Parteigenossen stärker ist als jede andere Rücksicht. Nicht in den Reihen der Sozialisten, sondern in den Reihen der Gegner ist der Vorschlag, dem Satz, der vom Lohngesetz handelt, im revidirten Programm eine andere Fassung zu geben, mit lärmendem Geschrei aufgenommen werden. Zum Theil aus alter lieber Gewohnheit, zum Theil jedoch aus wirklicher reeller Unwissenheit.

Diese Unwissenheit kommt in klassischer Weise zum Ausdruck in einem Artikel des Herrn Lujo Brentano im „Deutschen Wochenblatt" vom 6. November, überschrieben „Meine Polemik mit Karl Marx. Zugleich ein Beitrag zur Frage des Fortschritts der Arbeiterklasse und seiner Ursachen." Im ersten Theil dieses Artikels versucht Herr Brentano, von Fr. Engels in der Vorrede zur 4. Auflage des „Kapitals" als Urheber eines seinerzeit anonym erschienenen Schmähartikels gegen Karl Marx angenagelt, sich mittels allerhand — wie er selbst sagen würde — „Flegeleien einer skurrilen Polemik", um die Nothwendigkeit herumzudrücken, eine, gelinde gesagt, falsche Beschuldigung zurückzunehmen.*) Der zweite Theil dient als Appendix, um den Oekonomen Brentano gegenüber dem Fälscher und Gott weiß was noch, Marx als gründlichen Kenner der gesellschaftlichen Vorgänge im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen. „Möge die Veröffentlichung dieser

*) Herr Brentano hatte ursprünglich behauptet, Marx habe in der „Inauguraladresse" und im „Kapital" einen als von Gladstone herrührend bezeichneten Satz „formell und materiell hinzugelogen". Als Marx den Beweis führte, daß Gladstone jenen Satz wirklich gesprochen, wurde der Vorwurf umgekehrt, Marx habe eine Stelle in der betreffenden Gladstone'schen Rede, die jenen Satz modifizirte, beim Zitat unterschlagen. Ueberführt, daß auch diese Behauptung nicht stimmt, macht es Herr Brentano jetzt „wie der Tintenfisch, der das Wasser mit einer schwarzen Flüssigkeit trübt, um seinem Gegner die Verfolgung zu erschweren."

Digitized by Google

Polemik dazu beitragen, die Autorität des vergötterten Marx wenigstens bei Einigen des Weiteren zu erschüttern, sie von Rückfällen, gleich den in jenen Protestationen liegenden abzuhalten und zu noch weiteren Fortschritten und weiteren Einrichtungen auf dem Boden der heutigen Ordnung zu veranlassen."

Die „Forschritte ꝛc.", die Herr Brentano weiter entwickelt zu sehen wünscht, bestehen in den zu Halle gefaßten Beschlüssen in Bezug auf die Arbeiterschutzgesetzgebung und die Gewerkschaften. Er stellt sich, und er wiederholt damit nur, was das Gros der bürgerlichen Literaten ihm vorgemacht, als ob in diesen Beschlüssen eine grundsätzliche Wandlung gegenüber der bisherigen Stellungnahme der Partei in diesen Fragen zum Ausdruck gekommen sei. Ein Pseudo-Rip van Winkle, fingirt er, einige 20 Jahre geschlafen zu haben. Er schreibt, nachdem er von der Besserung gesprochen, welche Fabrikgesetzgebung und Gewerkvereinsorganisationen für einen großen Theil der englischen Arbeiter zur Folge gehabt, wörtlich:

„Durch diese Organisationen wurde bewirkt, daß trotz des Sinkens der Lebensmittelpreise die Löhne hoch blieben und weitere Lohnerhöhungen erzielt wurden. Durch sie wurde das eherne Lohngesetz widerlegt, das nicht Lassalle und nicht Ricardo, sondern Turgot zuerst aufgestellt hatte und das, trotzdem es in Halle für nicht bestehend erklärt wurde, nach wie vor da seine Richtigkeit hat, wo nicht mehr das Herkommen den Lohnsatz bestimmt und noch nicht die Organisation der Arbeiter den Druck der Beschäftigungslosen abhält, wo also wirklich die Konkurrenz der Arbeiter die Lohnhöhe regelt. Dieses eherne Lohngesetz war in der einen oder anderen Formulirung bisher der Angelpunkt der gesammten sozialrevolutionären Doktrin; Rodbertus und Marx haben gleichmäßig gelehrt, daß innerhalb der kapitalistischen Produktion der Lohn nothwendig auf die zur Erhaltung und Fortpflanzung nöthigen Subsistenzmittel beschränkt bleibe und bei zunehmender Produktivität der Arbeit daher in einem immer kleineren Bruchtheil des Werthes des Produkts bestehe; und es war deshalb von ebenso zweifelhafter Ehrlichkeit wie Klugheit, wenn — nach den Zeitungsberichten — Liebknecht in Halle die Vorstellung erwecken wollte, als hätten die Führer der Sozialdemokratie an das eherne Lohngesetz überhaupt nie geglaubt und sich desselben nur als eines geschickten Agitationsmittels bedient. Man erinnere sich nur des Hohns, mit dem Lassalle eben mit Rücksicht auf dieses Lohngesetz die englischen Arbeiterorganisationen bezeichnete, als den vergeblichen Versuch der Waare Arbeit, sich als Mensch zu geberden; wie diabolisch Schweizer erklärte, er organisire Gewerkschaften, nicht weil sie die Lage der Arbeiter verbessern könnten, sondern weil ihr nothwendiges Scheitern den Klassenhaß mehre; und mit welchem Haß die deutsche Sozialdemokratie Jahrzehnte lang die englischen Gewerkvereinsorganisationen verfolgt hat. Es ist vielmehr die Erfahrung, welche auch die Sozialdemokraten belehrt hat, daß, wo die Arbeiter organisirt sind, von einem ehernen Lohngesetz keine Rede sei. Gerade die angefeindeten englischen Gewerkvereine haben der Sozialdemokratie bewiesen, daß auch innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise ihre den Prinzipien der heutigen Wirthschaftsordnung völlig entsprechende Anpassung des Angebots von Arbeit an die Nachfrage die verhängnißvollen Wirkungen der „Reservearmee" zu paralysiren vermöge. Und es zeigt nur diesen Fortschritt in der Erkenntniß, wenn Bebel im vorigen Sommer in einer Berliner Volksversammlung erklärte, die deutsche Sozialdemokratie sei davon abgegangen, einen schnellen Zusammenbruch der heutigen Wirthschaftsweise in Aussicht zu nehmen und suche sich daher auf dem Boden der heutigen Ordnung einzurichten, und als ein anzustrebendes praktisches Ziel eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung bezeichnete, oder wenn der Kongreß zu Halle so große Sorgfalt

Digitized by Google

auf die wirksame Organisation von Gewerkschaften verwendet hat. Mit den Doktrinen der sozialen Revolution steht all' dies freilich im krassesten Widerspruch."

Es würde zu weit ab führen, alle Schiefheiten und Unrichtigkeiten — beileibe nicht „Unwahrhaftigkeiten" — in diesen Sätzen richtig zu stellen. Soweit sie in der bisherigen parlamentarischen und außerparlamentarischen Thätigkeit der deutschen Sozialdemokratie ihre Widerlegung finden, mögen sie hier auf sich beruhen. Was aber die, auf das eherne Lohngesetz bezüglichen Sätze anbetrifft, so verdienen diese eine eingehendere Betrachtung. Nicht weil Herr Professor Brentano sie zuerst aufgestellt hat, sondern weil sie sich, wenige anerkennenswerthe Ausnahmen abgerechnet, durch die ganze professorale und nichtprofessorale Literatur über die soziale Frage hindurchziehen und für die sogenannte öffentliche Meinung geradezu zu Dogmen geworden sind. In Verbindung mit dieser Erörterung hoffe ich durch Hervorhebung einiger neuer oder bisher nicht genügend beachteter Gesichtspunkte in Bezug auf die Frage des Lohngesetzes Einiges zum besseren Verständniß desselben beizutragen. Wie aus dem Prospekt zur neuen Folge dieser Zeitschrift ersichtlich, war das Letztere von mir geplant, noch ehe durch den Kongreß von Halle die Frage zu einer aktuellen wurde. Vorher noch eine kurze Auseinandersetzung. Herr Brentano erzählt uns, daß das eherne Lohngesetz, „das nicht Lassalle und nicht Ricardo, sondern Turgot zuerst aufgestellt hatte . . . . in der einen oder anderen Formulirung bisher der Angelpunkt der gesammten sozialrevolutionären Doktrin" war; „Rodbertus und Marx haben gleichmäßig gelehrt, daß innerhalb der kapitalistischen Produktion ꝛc. ꝛc." Ueber den Rest später.

Was immer Herrn Brentano veranlaßt haben mag, Rodbertus unter die Sozialrevolutionäre zu stecken, für unsere Auseinandersetzung kann der Verfasser der „Sozialen Briefe" außer Betracht kommen. Rodbertus hat nie behauptet, in Bezug auf das Lohngesetz Neues hervorgebracht zu haben. Er fußte auf demselben, wie er es von den früheren Oekonomen übernommen; seine eigenen Forschungen bewegten sich in einer anderen Richtung.

Noch weniger hat Lassalle je behauptet, Neues in Bezug auf das ökonomische Lohngesetz gesagt zu haben. Von dem ersten Augenblick an, da er es in die Agitation warf, sagt er von ihm, daß es die „liberal-ökonomische Schule ist, welche selbst dieses Gesetz entdeckt und nachgewiesen hat". „Adam Smith wie Say, Ricardo wie Malthus, Bastiat wie John Stuart Mill sind einstimmig darin, es anzuerkennen." (Offenes Antwortschreiben.) Dagegen ist es Lassalle gewesen, der zuerst den Ausdruck „ehern" in Bezug auf dieses Gesetz gebraucht hat. Und nicht nur den Ausdruck. Für ihn verband sich mit demselben der Begriff des Unbeweglichen, absolut Wirkenden. Er war, ob er nun Recht oder Unrecht hatte, wenigstens in seiner Auffassung konsequent. Er bekam es nicht fertig, in einem Athem von einem ehernen Lohngesetz zu sprechen und zugleich zu erklären, daß dasselbe durch die bloße Organisation der Arbeiter aufgehoben werden kann. Dazu fehlte ihm die spezifisch nationalliberale Ader.

Daß das Lohngesetz in seiner einfachen Formel sich schon bei Turgot findet, ist allbekannt. Turgot ist aber keineswegs der Erste, der es aufgestellt hat. Schon hundert Jahre vor ihm hatte W. Petty es formulirt, und mehr oder weniger ausgesprochen findet es sich bei noch einer ganzen Reihe Vorgänger des genialen Franzosen. Aber erst Ricardo hat es in allen seinen Konsequenzen theoretisch zur Anwendung gebracht, es zum Eckstein eines streng logisch durchgearbeiteten nationalökonomischen Systems gemacht. Die Anführung Turgots ist hier ganz und gar gegenstandslos. Wohl ist es nicht gleichgiltig für die Beurtheilung des Lohngesetzes, daß es, schon im 17. Jahrhundert aufgestellt, bei allen

Digitized by Google

bedeutenden Vertretern der politischen Oekonomie des 18. Jahrhunderts wiederkehrt, aber die Erklärung für diese Thatsache sucht man bei den heutigen Wortführern der politischen Oekonomie des Bürgerthums ebenso vergeblich wie die sich aus ihr ergebenden Folgerungen. Trotz ihres redlichen, aber wie Figura zeigt, nicht immer mit redlichen Mitteln ausgeübten Bestrebens, die „Autorität des vergötterten Marx zu erschüttern," lassen sie uns hier vollständig im Stich.

Und damit vorderhand genug von Herrn Brentano.

II. Das eherne Lohngesetz.

Im „Offenen Antwortschreiben," der Eröffnungsschrift seiner sozialistischen Agitation, entwickelt Ferdinand Lassalle das „eherne Lohngesetz" wie folgt:

„Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reduzirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herum gravitirt, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben — denn sonst entstünde durch die leichtere, bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterehen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand herabdrücken würde.

„Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen nothwendigen Lebensunterhalt fallen, denn dann entstehen — Auswanderung, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kindererzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn daher wieder auf den früheren Stand zurückbringt.

„Der wirkliche durchschnittliche Arbeitslohn besteht somit in der Bewegung, beständig um jenen seinen Schwerpunkt, in den er fortdauernd zurücksinken muß, herumzukreisen, bald etwas über demselben (Periode der Prosperität in allen oder einzelnen Arbeitszweigen), bald etwas unter ihm zu stehen (Periode des mehr oder weniger allgemeinen Nothstandes und der Krisen.)" *).

Lassalle hat in den auf das Antwortschreiben folgenden polemischen Schriften diese Definition nicht überall streng innegehalten. Hier und da finden sich bei ihm, in Anlehnung an die Schriftsteller, auf die er sich beruft, leichte Modifikationen derselben. Aber grundsätzlich kommt er immer wieder auf sie zurück, insofern er 1) die Bewegungen des Arbeitslohns bestimmen läßt durch Abfluß und Zufluß der Bevölkerung, 2) den normalen Arbeitslohn, d. h. den natürlichen Preis der Waare Arbeitskraft, zusammenfallen läßt mit dem Minimum des nothwendigen Lebensunterhalts. „Die Beschränkung des durchschnittlichen Arbeitslohns auf die in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz erforderliche Lebensnothdurft — das ist also, ich wiederhole es Ihnen, das eherne und grausame Gesetz, welches den Arbeitslohn unter den heutigen Verhältnissen beherrscht." (A. a. O.)

*) Angesichts der vielen Auflagen und Ausgaben, die von den kleineren Schriften Lassalle's im Umlauf sind, ist hier und im Folgenden von einer Anführung der Seitenzahl abgesehen.

Digitized by Google

Nur zwei Stellen aus späteren Schriften Lassalle's gehören noch hierher, weil sie für die Voraussetzungen, von denen er bei der Betrachtung des Lohngesetzes ausgeht, bezeichnend sind. Sie lauten:

„Wie wäre dieser Sieg (der Arbeiter über die Unternehmer im Kampfe um Abwälzung einer indirekten Steuer) aber auch nur möglich, da, wie alle Oekonomen einstimmig anerkennen, die Höhe des Arbeitslohnes abhängt von dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, d. h. von der Menge der Arbeitsuchenden und der Menge des nationalen Kapitals, das auf Arbeit ausgethan werden soll? Das in der Nation vorhandene Kapital, der Arbeitsfonds, wird durch die indirekten Steuern nicht vermehrt, sondern gerade nach der Annahme von Smith und Ricardo nur sehr erheblich verringert. So lange nun die Zahl der Arbeiter nicht verringert ist, kann, da der Arbeitsfonds, das auf Arbeit auszuthuende Kapital, und also die Nachfrage nach Arbeitshänden nicht vermehrt ist, der Arbeitslohn unmöglich steigen. Ja, gerade aus der Theorie von Smith und Ricardo würde folgen, daß der Arbeiter jetzt doppelt gedrückt, zwischen zwei Feuer genommen ist; denn von der einen Seite bringt die gesteigerte Theuerung des Getreides auf ihn ein, und in den Rücken fällt ihm das verringerte Unternehmerkapital, und somit die verringerte Nachfrage nach Arbeit." („Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen.")

„Industrieblüthe und Nationalkapital stellen nämlich nur die Nachfrage nach Arbeit dar. Das andere Glied des Verhältnisses, das Angebot von Arbeit, wird durch die Bevölkerungsmenge dargestellt. Gerade die Herrschaft von Angebot und Nachfrage hat das Gesetz des Arbeitslohns zur Folge, das ich entwickelt und aus ihm, dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage entwickelt habe." (Arbeiterlesebuch.)

Mit anderen Worten: der Arbeitslohn ist abhängig von der Zahl der Arbeiter und „der Menge des nationalen Kapitals, das auf Arbeit ausgethan werden soll", und diese Menge wird als in einem gegebenen Moment fixe Größe vorausgesetzt. Das ist die Theorie des sogenannten Arbeitsfonds oder Lohnfonds, wie sie durch die klassische Oekonomie des Bürgerthums spukt und von der nachklassischen Oekonomie behufs Vertheidigung der Kapitalansprüche, bezw. Bekämpfung der Arbeiteransprüche mit Vorliebe ausgespielt worden ist. Arbeitsfondstheorie und Bevölkerungstheorie sind die beiden Grundgesetze, aus denen Ferdinand Lassalle sein ehernes ökonomisches Lohngesetz ableitet. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Erstes Kapitel.

Eindrücke austauschen.

Die letzten Gäste waren von dem Bedienten an die Hausthüre geleitet worden und hatten dort dem beutegierig Harrenden ihre Mark- oder Fünfzigpfennigstücke in die Hand gedrückt.

In den verlassenen Salons löschte das Dienstmädchen die Lichter und drehte das Gas ab.

Digitized by Google

Im Eßzimmer standen auf dem Buffet noch unberührte Speisen und Wein.

„Du glaubtest, es würde nicht reichen und es ist noch so viel übrig geblieben", sagte Asta Werdenried zu ihrer Mutter. „Diese Gänseleberpastete, die zweiunddreißig Mark gekostet hat, ist nicht einmal angeschnitten worden."

„Glaubst Du, daß sie der Koch zurücknimmt?" fragte die Gräfin kläglich.

Sie saß auf einem der gradlehnigen, geschnitzten Stühle. Ihre Haltung und die Schlaffheit ihrer Züge schien völlige Erschöpfung anzudeuten; ihr gedunsenes Gesicht war stark geröthet, von einem ungesunden, schon ins Bläuliche spielendem Roth, und ihre flachliegenden, wasserblauen Augen irrten unruhig von einem Gegenstand zum anderen. Die fette kleine Hand, mit der sie nervös über das Damasttuch strich, zitterte. Ihre schwere Atlasrobe und die Diamanten vermochten nicht, das Trübselige der ganzen Erscheinung zu überstrahlen.

Vor einer halben Stunde freilich, als sie liebenswürdig und verbindlich lächelnd die Honneurs gemacht hatte, war das Aussehen der Gräfin ein sehr anderes gewesen; jetzt aber durfte man sich, gottlob, gehen lassen.

Asta stand am Buffet und trank langsam ein Glas Madeira.

„Er nimmt nichts zurück", antwortete sie auf die Frage ihrer Mutter; „höchstens wird er noch grob."

„Ich begreife nicht, Asta, wie Du jetzt noch Wein trinken kannst!" sagte die Gräfin gereizt.

Die junge Dame schob gleichgiltig das geleerte Glas fort.

„Ich trank blos so in Gedanken", sagte sie.

„Was war denn nur heute mit Feo?" fragte die Gräfin unruhig. „Ich dächte, so verstimmt wie heute, hätte ich sie noch gar nicht gesehen!"

„Prinz Friedrich hat die Dahlen zu Tisch geführt und nicht Feo", sagte Asta höhnisch. „Das ist Alles. Er hat ihr heut' auf Tod und Leben die Kour geschnitten."

„Wer, wem?" fragte die Gräfin ganz alterirt. Diese Frage war eine Art Lüge gegen sich selbst, denn sie wußte die Antwort ja genau.

„Der Prinz der Dahlen oder sie ihm", sagte Asta geringschätzig. „Es ist schließlich dasselbe. Jedenfalls ist diese Kourmacherei ebenso allgemein bemerkt worden, wie Feo's Verstimmung. Wenn Feo es nicht über sich gewinnt, den Prinzen ein für allemal laufen zu lassen, blamirt sie sich noch vor der ganzen Welt. Du wirst's sehen, Mama."

„Du nimmst das auch gleich so furchtbar tragisch!" protestirte die Gräfin. „Nach dem, wie der Prinz Feo ausgezeichnet hat, kann er sich als anständiger Mensch gar nicht zurückziehen."

Asta lachte kurz auf. „Ich fürchte, der Prinz hat andere Begriffe von Anstand als Du", meinte sie. „Aber die Cölestine Dahlen ist eine ganz nichtswürdige Kokette. Ihr Mann ist kaum zwei Jahre todt und schon angelt sie nach einem neuen! Ein Mann, den die mit ihren plumpen Künsten fesselt, könnte mir nicht mehr imponiren."

„Wenn sich nur Feo mehr zu beherrschen wüßte!" seufzte die Gräfin. „Mit diesem Leichenbittergesicht wird sie ihn nicht zurückerobern. Die Männer wollen heitere Gesichter sehen. Hätte ich ahnen können, daß Cölestine es gerade auf den Prinzen abgesehen hat, so wäre es mir nicht im Traum eingefallen, sie mit ihm zusammen einzuladen. In meinen eigenen Salons! Es ist wirklich frech."

Asta zuckte die Achseln. „Was hilft da ein Abend? Kommen sie nicht bei uns zusammen, so treffen sie sich an zehn anderen Orten. Prinz Friedrich ist eben ein charakterloser, schwacher Mensch, und ich wollte, Ihr gäbet ihn endlich

Digitized by Google

auf, Du und Feo. Es ist mir gräßlich, mit anzusehen, wie gelassen er das offen zur Schau getragene Interesse Feo's entgegennimmt."

„Ich begreife Dich aber gar nicht!" protestirte die Gräfin, ziemlich heftig. „Ein Mann wie Prinz Friedrich wird doch nicht ein junges Mädchen aus guter Familie monatelang offiziell auszeichnen und sich dann ohne Weiteres zurückziehen. Das wäre ja eine Gemeinheit. Als Mann von Ehre muß er sich für gebunden ansehen."

Aber so entschieden sich die Gräfin auch äußerte, sah sie doch ängstlich nach Zustimmung suchend in die kühlen grauen Augen der Tochter.

„Hast Du ernstlich darauf spekulirt, der Prinz werde Feo heirathen?" fragte Asta. „Verzeih', aber ich finde das lächerlich. Er hat bei ihr ans Heirathen ebenso wenig gedacht, wie jetzt bei Cöla Dahlen. Er darf ja überhaupt nur eine Prinzeß von Geblüt heirathen, sonst verliert er die Anwartschaft auf die Erbfolge. Glaubst Du, das wäre ihm einerlei?"

Das Gesicht der Gräfin war beängstigend blauroth geworden.

„Dann wäre es aber eine Gewissenlosigkeit, eine Schlechtigkeit, in dieser Weise Hoffnungen zu erwecken!" rief sie.

Asta warf einen Blick nach den anstoßenden Zimmern, wo die Dienstboten räumend ab und zu gingen, und schloß die Thür. Wenn ihre Mutter heftig wurde, ließ sie den gewohnten, vornehm gedämpften Flüsterton außer Acht und sprach mit hoher, scharfer, lauter Stimme.

„Was willst Du, Mama?" sagte Asta; „der Prinz ist jung und frei und lebenslustig. Er hat eine Konvenienzehe vor sich und da ist es gewiß immer noch besser, er amüsirt sich *vorher*, als daß er es später hinter dem Rücken seiner Gemahlin thut."

„Und Du vertheidigst ihn auch noch?" schrie die Gräfin. „Das fehlte blos! Zum Amüsement hochgestellter Herren sind mir *meine* Töchter zu gut!"

„Sie *sollten* es jedenfalls sein", entgegnete Asta herbe. „Niemand wünscht mehr als ich, daß Feo auf diesen Standpunkt kommen möchte. Aber sie ist blind und taub, wenn es sich um den Prinzen handelt. Rein närrisch ist sie! Ich wette, jetzt liegt sie wie das personifizirte Leiden auf ihrem Bett und weint."

Auch die Gräfin sah in diesem Augenblick aus, wie das personifizirte Leiden. Sie rang die Hände über den Knien und sagte mit dem thränenvollen Aufblick einer mater dolorosa: „Mein Gott, warum werde gerade ich so gestraft?! die Marie Tronsau, die nur ein Jahr älter ist als Du, hat schon drei Kinder und Cöla Dahlen ist längst Witwe. Nur *meine* Töchter finden keine Männer! Welche Opfer habe ich in all diesen Jahren gebracht, um Euer Glück zu begründen, und es ist Alles umsonst gewesen! Ich soll nun einmal keine Freude erleben an meinen Kindern!"

Asta zuckte unter jedem dieser bitteren Worte innerlich zusammen. Sie hatte sich selbst Alles dies hundertmal gesagt. Obwohl sie mit Vernunftgründen dagegen ankämpfte, empfand sie es als eine Schmach, daß sie mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht einmal verlobt war und Feo auch nicht. Aber gerade das brennende Verlangen, baldmöglichst aus dieser Schmach erlöst zu werden, hatte ihr im Verkehr mit den Männern jede Unbefangenheit und natürliche Liebenswürdigkeit genommen. Ihre stolze, mißtrauische Sinnesart ließ sie in jeder gewöhnlichen Freundlichkeit ihrerseits ein Kokettiren erblicken, und der Gedanke, die jungen „Epouseurs" ihres Kreises könnten meinen, sie wolle ihnen entgegenkommen, und darüber lächeln, verletzte ihr Gefühl so furchtbar, daß sie sich gerade solchen gegenüber stets zurückhaltend bis zur Schroffheit zeigte. Sie hatte darum „kein Glück" bei den Herren und war nur bei den Damen beliebt. Feo

Digitized by Google

war anders. Sie hatte immer so und so viele Verehrer. Aber entweder waren es keine „Partien“ gewesen, oder sie hatten sich zurückgezogen, sobald sie über die Werdenried'schen Vermögensverhältnisse ins Klare gekommen. Einen ernsthaften, und wie Asta fand, sehr annehmbaren Bewerber hatte Feo auch jetzt. Das war ein vierzigjähriger, reicher Fabrikbesitzer, Namens Arthur Oldesloh. Aber Feo hatte in diesem Winter nur einen Gedanken: den Prinzen! Die Aufmerksamkeiten dieses eleganten, schönen und vornehmen jungen Mannes hatten ihr vollständig den Kopf verdreht.

Asta seufzte und sah bekümmert in die thränenvollen Augen ihrer Mutter, der sie doch nicht helfen konnte.

„Muß denn durchaus geheirathet werden?“ fragte sie schüchtern. „Es giebt doch auch in unseren Kreisen genug unverheirathete Mädchen, die von aller Welt geachtet werden. Zum Beispiel Lenore von Rosen, die erst achtundzwanzig Jahre alt ist, und schon ein Hospital leitet und den Doktortitel hat....“

„Wie kommst Du denn auf die Rosen?“ fragte die Gräfin scharf. Asta zuckte nur mit den Achseln. Die Abneigung ihrer Mutter gegen die Rosen's war ihr unverständlich.

„Du weißt, ich will unter keinen Umständen, daß der Verkehr mit den Töchtern des Obersten von Rosen wieder angeknüpft wird,“ fuhr die Gräfin fort. „Mädchen, die mit jungen Aerzten zusammen anatomische Studien treiben und die indezentesten Dinge erörtern, sind kein passender Umgang für meine Töchter.“

„Dann mußt Du uns Eugenie Nettelbooms Haus auch verbieten,“ sagte Asta trotzig. „Dort trifft man Lenoren unfehlbar, denn Eugenie kann ja nicht ohne Lenore existiren.“

Die Gräfin schüttelte mißbilligend den Kopf. Sie hatte Fräulein Nettelboom, die so unverzeihlich glücklich war und ihr Glück so unbegreiflich wenig zu schätzen wußte, im Grunde ihres Herzens nie recht leiden mögen. Da sie aber ein großes Haus machte, in dem reiche und angesehene Leute ein- und ausgingen, mußte man sie wohl oder übel warm halten. „Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“, dachte die Gräfin, indem sie das mißbrauchte Bibelwort auf ihre Weise interpretirte. Laut sagte sie: „die gute Eugenie war immer etwas exzentrisch! Ich möchte sie, was die Wahl ihres intimen Verkehrs anbetrifft, Niemanden als Muster hinstellen. Aber ich verlange natürlich nicht, daß Ihr unhöflich gegen Fräulein von Rosen seid, wenn Ihr sie zufällig am dritten Orte trefft. Man kann bei aller Höflichkeit die Leute in einer gewissen Distanze halten.“

Asta gähnte. „Gute Nacht, Mama,“ sagte sie kurz. „Vier Stunden mit höflichem Gesicht Fadheiten anhören, macht gewiß müder als Dreschen.“

Die Gräfin wollte eine vorwurfsvolle Entgegnung machen, aber auch sie mußte gähnen, und während sie dies mit ihrer kleinen, fettgepolsterten Hand graziös kaschirte, nahm Asta den bereitstehenden Leuchter zur Hand und verließ das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Die Konfektioneuse.

Der nächste Vormittag sah die hübschen Komtessen Asta und Feo von Werdenried die Leipzigerstraße entlang gehen. Sie trugen rehfarbene, pelzbesetzte Straßenkostüme nach neuestem Schnitt mit reizenden Mützchen und Muffen. Der Blick manches Vorübergehenden ruhte mit Bewunderung auf den jugendlich schlanken Gestalten. Der frische Wintermorgen zauberte vorübergehend die Farbe der Gesundheit auf die von braunen Schleiern umhüllten zarten Gesichtchen.

Digitized by Google

Die Schwestern unterhielten sich lebhaft und machten nur kurze Pausen, wenn sie den respektvollen Gruß irgend eines Bekannten zu erwidern hatten.

„Ich muß das Kostüm haben!“ behauptete Feo. „Zu dem Eisfest auf der Rousseau-Insel muß ich es haben!“

„Feo! wie kannst Du nur so sprechen! Daß Du die Toilette haben möchtest, glaub' ich gerne. Aber von einem Muß kann da doch nicht die Rede sein. Bedenke doch, daß sie 400 Mark kosten soll.“

„Als ob das etwas ganz Unerhörtes wäre!“ schmollte Feo. „Cöla Dahlen trug neulich bei Tronsau's eine Toilette für 1100 Mark.“

„Meinethalben mag sie jeden Tag eine andere Robe für noch mehr Geld Parade tragen; das ist ihre Sache und sie wäre mir darum noch lange kein Ideal.“

„Dir nicht, aber den Herren,“ wandte Feo ein. „Sie wollen schöne Toiletten sehen und wer es am Besten kann, sticht die Anderen aus.“

„Aber wohin soll diese Verschwendung führen? Mama nimmt fortwährend Kapital auf, nächstens sitzen wir vis à vis de rien und Du kannst mit Deinen Prachtroben zum Trödler ziehen. Mir graut vor der Zukunft, wenn ich sehe, wie Ihrs treibt, Du und Mama.“

„Wenn Du nur einsehen wolltest, was für mich auf dem Spiele steht!“ rief Feo mit mühsam verhaltener Erregung. „Cöla Dahlen hat mir den Prinzen weggekapert, dies intrigante, kokette, herzlose Frauenzimmer! Aber ich werde Alles aufbieten, um ihn ihr wieder zu entreißen!“

„Ein kostbarer Mann, der sich als Fangball zwischen ein paar eifersüchtigen Frauenzimmern hin- und herwerfen läßt!“ höhnte Asta.

„Es ist mir ganz egal, was Du über ihn denkst. Ich will ihn haben.“

„Und Du glaubst ihn durch eine Toilette zurückerobern zu können?“

„Ja, denn es kommt darauf an, seine Aufmerksamkeit von Cöla Dahlen ab auf mich zurückzulenken. Deshalb muß ich bei dem Eisfest schöner und auffallender kostümirt sein, als sie. Sie ist eine ganz abscheuliche Person, die Anderen nichts gönnt! Sie hat mir einfach die Auszeichnungen des Prinzen nicht gegönnt! Und sie hat doch ihr Theil gehabt! Kann sie sich nicht mit einem Mann begnügen? Den Witwen sollte das Heirathen überhaupt verboten sein!“

„Ans Heirathen wird sie wohl bei dem Prinzen nicht denken,“ sagte Asta. „Dazu ist sie nicht dumm genug. Sie will einfach einen Saison-Erfolg mehr zu verzeichnen haben.“

In diesem Augenblick fuhr eine Equipage mit betreßtem Kutscher und Lakaien vorüber. Ein in den Wagenpolstern lehnender junger Offizier bog sich vor und grüßte die Schwestern mit der stark betonten Ehrerbietung, die mehr als Diener und Tressen den vornehmen Mann kennzeichnete.

„Du bist wahrhaftig ganz roth geworden,“ sagte Asta mit einem unwilligen Blick in das Gesicht ihrer Schwester. „Ich wollte, man sähe Dir Deine Gefühle etwas weniger deutlich an.“

„Wenn ich nur Equipage hätte!“ seufzte dagegen Feo, ohne der Bemerkung ihrer Schwester Beachtung zu schenken. „Es nimmt sich doch so viel besser aus! — Ob wir heute gut aussehen? Laß uns doch einmal bei dem Bankgeschäft dort stehen bleiben. Man sieht sich in den verdunkelten Scheiben wie in einem Spiegel!“

Die Musterung fiel befriedigend aus. Die rehbraunen Straßenkleider saßen patent und sahen vornehm und chik aus. „Also wird er wohl einen günstigen Eindruck erhalten haben,“ dachte Feo, und ihr hübsches, erregtes Gesicht heiterte sich auf. Wie hübsch, daß sie ihm begegnet waren! Nun würde er gewiß im Weiterfahren an sie denken. Er mußte sich doch selbst sagen, daß sie mehr der

Digitized by Google

Mühe werth war, als die Dahlen mit ihren gemalten Augenbrauen und ihrem zollhohen Ueberzug von Schminke und Puder! —

Asta überlegte indessen, wie sich ohne zu große Opfer der von Feo ersehnte Anzug beschaffen lasse. Feo sollte wenigstens nicht von ihr denken, daß sie neidisch oder mißgünstig sei.

„Weißt Du was?“ begann sie nach kurzem Schweigen. „Wir wollen Mama überreden, die Soirée bei Legationsraths fahren zu lassen; dann sparen wir wenigstens Handschuhe und Blumen. Und den Prinzen triffst Du dort doch nicht. Ich sage mich dann für das Eisfest krank an und wir kaufen statt zwei einfacheren Kostümen Dein weißes. So wird es gehen.“

Feo war tief gerührt. „Nein, was bist Du lieb!“ rief sie strahlend. „Machst Du Dir denn auch wirklich nichts aus dem Eisfest, Astachen?“

„Nein, mir liegt gar nichts daran. Es wird ein entsetzliches Gedränge werden.“

Mit beschleunigtem Schritt eilten die Schwestern jetzt dem Modemagazin von Heese zu, um ihre Einkäufe zu machen.

Die „kompleten Kostüme“ ꝛc. befanden sich in der Beletage. Dort probierte Feo in einem mit hohen Spiegeln ausgestatteten Kabinetchen die „Eistoilette“ an, die sie in der Auslage bezaubert hatte. Es war ein anscheinend einfaches, knapp anliegendes Kostüm von gelbweißem, seidenhaarigen Wollstoff, etwas ganz neues. „Pariser Modellrobe,“ wie das sympathische Ladenfräulein versicherte. Feo's langbewimperte, schwärmerische Augen und ihr feines, von der sicheren Erwartung ihres Triumphes glückstrahlendes Gesichtchen nahmen sich in der schneeflockenartigen, weißen und seidig weichen Umrahmung wirklich auffallend hübsch aus.

„Es ist wie für Sie geschaffen!“ sagte die Konfektionsdame freudig bewundernd. „Erlauben gnädiges Fräulein einen Augenblick? Ich will eben nur die Direktrice bitten, einen Blick darauf zu werfen.“

„Fräulein Anna ist im Begriff, auszugehen,“ sagte eine andere Konfektionsdame im Vorübergehen.

„Einen Augenblick nur!“ meinte die Erste und verschwand eiligst.

Gleich darauf kehrte sie mit „Fräulein Anna,“ der neuen Direktrice zurück. Diese, zum Ausgehen bereit, war in schwarzer Straßentoilette und trug einen schwarz getupften Gesichtsschleier. Sie fiel Asta dadurch auf, daß sie in Gang und Haltung ganz entschieden das Gepräge einer vornehmen Dame trug. Als sie sie daraufhin näher ansah, wuchs ihr Staunen. „Dies Gesicht kenne ich doch!“ dachte sie.

Fräulein Anna unterzog indessen die Toilette an Feo einer genauen Kritik und ordnete mit angenehmer, halblauter Stimme einige kleine Aenderungen an. „Nein, aber diese Stimme kenne ich doch!“ dachte Asta ganz ungeduldig. „Wo hab ich nur diese schöne Person schon getroffen?!“

Während die Schwestern dann gleichzeitig mit der Direktrice auf die Straße hinaustraten, konnte Asta ihre Neugierde nicht länger bezwingen. „Ich habe Sie ganz bestimmt schon einmal gesehen und sogar sprechen hören, Fräulein,“ sagte sie. „War es vielleicht in einem anderen Magazin?“

Die Dame sah Asta aufmerksam an, als suche auch sie nach einer Erinnerung. Auf einmal leuchtete es fröhlich in ihren Augen auf. Sie hatte gefunden.

„Wir haben als Backfische mit einander gespielt, Komtesse,“ sagte sie. „In Josephshagen sahen wir uns öfters. Ich bin Anne-Lise von Rosen.“

„Anne-Lise von Rosen!“ wiederholten die Schwestern aus einem Mund. Anne-Lise als „Ladenmamsell“! — Es schien kaum glaubhaft und doch erkannten jetzt Beide die ehemalige Spielgefährtin wieder.

Digitized by Google

„Wie geht es der Gräfin?“ fragte Anne-Lise die vor Ueberraschung und Bestürzung sprachlosen Komtessen.

Die Schwestern geriethen in die größte Verlegenheit. Was konnten sie Freundliches von der Mama sagen, deren Antipathie gegen die Rosen's sie kannten, und von der sie wußten, daß sie außer sich gerathen würde bei dem bloßen Gedanken, sie könnten auf offener Straße im Gespräch mit einer Modistin gesehen werden.

„Mama ist recht leidend,“ sagte Feo, die sich zuerst gefaßt hatte.

„Die Großstadt greift sie gewiß an,“ sagte Anne-Lise theilnehmend. „Berlin ist so lärmend und ruhelos! Es verbraucht viel Nervenkraft. Ich würde Ihre Frau Mutter gerne besuchen, wenn es ihr eine Freude wäre. Aber ich frage bei den alten Bekannten Papa's immer erst an, denn mein Beruf gilt nicht als salonfähig.“

Asta und Feo errötheten schuldbewußt; aber sie gewannen dieser unbefangenen Sprache gegenüber ihre Sicherheit zurück.

„Ist Ihnen das nicht schrecklich peinlich?!“ fragte Asta.

„O nein; ich wußte es ja von Anfang an.“

„Und Sie haben trotz alledem aus freiem Entschluß ...“ stammelte Asta und blieb in ihrem Satze stecken.

„Aus freiem Entschluß, gewiß,“ sagte Anne-Lise fröhlich. „Etwas wollte ich doch lernen, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Gelehrte Neigungen hatte ich aber gar nicht, und, um eine Kunst zu meistern, dazu gehört wohl mehr, als mittelmäßige Talente. Da habe ich mich dem Schneidern zugewendet. Ich habe auf der Schneider-Akademie in Brüssel und dann in Paris tüchtig lernen müssen; aber nun weiß ich auch, daß ich in meinem Fache etwas leisten kann.“

„Und fühlten Sie niemals Sehnsucht, in die Gesellschaft zurückzukehren?“ fragte Asta lebhaft.

„Nein. Ich verlangte nicht nach dem Verkehr in Kreisen, die ein Mädchen nicht als gleichstehend mit ihnen ansehen, weil es für seinen Unterhalt arbeitet. Können Sie das nicht verstehen?“

„Ich bewundere es“, sagte Asta, „aber ich würde es nicht nachmachen können.“

„Es muß entsetzlich schwer sein!“ rief Feo.

„Nicht so arg,“ sagte Anne-Lise lächelnd. „Einmal hatte ich in der sogenannten Gesellschaft gar nicht erst Wurzel gefaßt, und dann haben mir die wenigen echten Freunde meines lieben Papas und Lenorens ihr Haus nie verschlossen.“

„Ach, Sie verkehren wohl bei Eugenie Nettelboom?“ fragte Feo interessirt.

„Ich besuche Eugenie,“ antwortete Anne-Lise, „und ich sehe sie bei uns, aber ihre Gesellschaften mache ich nicht mit.“

Feo war über diese Auskunft erfreut. Anne-Lise von Rosen war so schön und anziehend, daß sie eine unbequeme Rivalin gewesen wäre, obwohl sie als Ladenfräulein ja „außer Konkurrenz“ stand. Aber was die „Passionen“ anbetrifft, fragen die Herren nicht viel nach Rang und Stand, das wußte Feo ganz gut.

„Nein, wie gerne würde ich mehr von Ihrem Leben hören!“ rief Asta aus.

„Besuchen Sie uns doch einmal,“ sagte Anne-Lise.

„Wo wohnen Sie?“ fragte Asta, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Mit Lenore zusammen in der Friedrichstraße.“ (Sie nannte die Hausnummer.) „Wir haben uns ein herziges Nestchen eingerichtet, und Lenore wird sich gewiß freuen, Sie zu sehen. Aber jetzt muß ich abbiegen. Ich gehe, um einer Kundin anzuprobiren. Auf Wiedersehen also!“ (Fortsetzung folgt.)

Druckfehler-Berichtigung. In Heft 7 der „Neuen Zeit“, S. 199, Zeile 9 v. u. muß es heißen: 3 Personen, statt 8 Personen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 10. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Tolstoi's Kreutzersonate.

Von **Robert Schweichel.**

Wenn ein Volk mit einer Nation bekannt wird, die auf einer höheren Stufe der Kultur steht, dann ahmt es zuerst deren Aeußerlichkeiten nach und nimmt ihre Fehler und Laster an. Nicht anders ist es den Russen ergangen, seitdem Peter I. ihnen die Kultur Westeuropas aufzuzwingen versuchte. Sie sind von allen Leiden der westlichen Gesellschaft heimgesucht und von deren Lastern durchseucht, während sie in ihrer Entwicklung erst diejenige Höhe erreicht haben, auf der Frankreich vor seiner großen Revolution stand. Wie damals die Franzosen, von jedem Einflusse auf die Bestimmung ihres nationalen Geschickes durch die Politik ausgeschlossen, in die Dichtung und Philosophie flüchteten, so heute die Russen. Und da für das ganze menschliche Geschlecht ohne Unterschied der Himmelsstriche und Rassen dasselbe Gesetz der Entwicklung gilt, so kann es nicht überraschen, daß die gegenwärtige russische Literatur ganz ähnliche Erscheinungen und Theorien aufweist, wie die um ein Jahrhundert ältere Frankreichs, und von demselben Sturm und Drang durchbraust ist. In Deutschland ist es seiner Zeit nicht anders gewesen.

Graf Leo Tolstoi nimmt in der heutigen russischen Literatur eine ähnliche Stellung ein wie J. J. Rousseau in der Frankreichs. Der Einfluß des Letzteren auf ihn ist unverkennbar, und weil die sozialen und politischen Zustände die denkbar ähnlichsten sind, so folgt er mit Nothwendigkeit der gleichen Marschroute. Wie Rousseau in seiner Neuen Heloise, so empört sich Tolstoi in Anna Karenina gegen die Gesellschaft und flieht dann wie jener voll Ekel vor ihrer moralischen Verkommenheit in die Einsamkeit und Einfachheit der Natur. Gleich Rousseau von dem Irrthum befangen, daß die Menschheit von einer reineren Höhe herabgesunken sei, wird auch sein Schiboleth die Rückkehr zur Natur, fordert er die Zerstörung der Städte, der Industrie, der Kirche, der Bildung und daß der Mensch die Vernunft als eine unnütze Last wegwerfe. „Wir suchen unser Ideal vor uns, während es hinter uns liegt", heißt es in einem seiner Traktate, die er auf seinem Landsitze Jasnaja Poljana verfaßte. „Die Entwicklung des Menschen ist nicht das Mittel, um das Ideal der Harmonie zu verwirklichen, das wir in uns

Digitized by Google

tragen; sie ist vielmehr ein Hinderniß. Ein gesundes, neugeborenes Kind entspricht vollkommen dem Ideal der Wahrheit, Schönheit und Güte, von dem es sich jeden Tag mehr entfernt; es steht der nichtdenkenden Kreatur, dem Thiere, der Pflanze, der Natur, welche der ewige Typus der Wahrheit, Schönheit und Güte ist, näher.“*) Von diesem Standpunkte aus blieb ihm noch ein letzter Schritt zu thun und er that ihn in seiner Weise gleich Rousseau, indem er die Kreutzersonate schrieb, wie dieser die Bekenntnisse.

Rousseau erfüllte damit an sich selbst die Forderung, daß der Mensch wahr sein müsse wie die Natur, zu der er ihn zurückführen wollte. Indem er sich in seiner ganzen Blöße hinstellte, verklagte und richtete er in sich die Gesellschaft seiner Zeit, durch die er geworden, was er war. Diese Absicht erhellt deutlich aus der Einleitung zu den Bekenntnissen, in der es heißt:

„Möge die Posaune des jüngsten Gerichts ertönen, wann sie will, ich werde mit diesem Buche in der Hand vor meinem höchsten Richter erscheinen. Ich werde laut bekennen: das habe ich gethan, gedacht, das war ich. . . . . Ich habe mich gezeigt, wie ich war, verächtlich und gemein, wann ich es war; gut, edelmüthig, erhaben, wann ich es war. Ich habe mein Inneres entschleiert, so wie du es selbst sahest, ewiges Wesen. Versammle um mich die zahllose Menge von Meinesgleichen, mögen sie meine Bekenntnisse hören, über meine Unwürdigkeit erröthen, über mein Elend seufzen! Enthülle Jeder am Fuße deines Thrones mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz und dann möge auch nur Einer sagen: Ich war besser als dieser Mensch da!“

Der arme Uhrmachersohn aus Genf war bereits vier Jahre todt, als seine Bekenntnisse erschienen. Graf Leo Tolstoi legte die seinigen einem gewissen Posdnyschew, dem Helden der Kreutzersonate in den Mund, erklärt jedoch in einem Nachwort zu derselben, daß er Ansichten, Meinungen und Urtheil Posdnyschew's zu den seinigen mache. Und sein Vertreter zeigt sich ebenso nackt, wie Rousseau, berührt die heikelsten Dinge ebenso rücksichtslos wie er und verurtheilt seine Gesellschaft mit der gleichen Unerbittlichkeit wie Jener die des vorigen Jahrhunderts. Wie in den Kindern die Richter der Eltern erwachsen, so erzieht sich die Gesellschaft aus ihrem Fleisch und Blut den unbestechlichen Richter, der sie verdammt. So trat Juvenal mit seinen Satiren in der altrömischen Gesellschaft auf, so hinterließ Rousseau seine Bekenntnisse dem achtzehnten Jahrhundert, so schmettert Tolstoi seine Kreutzersonate in die Orgien der heutigen Gesellschaft — alle Drei gleich bewunderungswürdig durch ihr hohes, sittliches Pathos, wie um der Kühnheit willen, mit der ihr Genie die widerlichen, schwärenden Wunden an dem Gesellschaftskörper bloslegt. Der Ekel und das Entsetzen vor dem eigenen Spiegelbilde, das sie der Gesellschaft vorhalten, ist das letzte Mittel, um dieselbe zur Besinnung und Umkehr zu bewegen. Vergebens! Die Gesellschaft Roms ist in der eigenen Fäulniß erstickt, über die französische brach die Sintfluth der großen Revolution herein; was wird das Schicksal der russischen sein?

Graf Leo Tolstoi begegnet dem Helden seiner Kreutzersonate zufällig auf einer Eisenbahnfahrt und Posdnyschew erzählt ihm seine Lebensgeschichte, nachdem die Reisegesellschaft ausgestiegen, der er sich als derjenige vorgestellt, der seine Frau aus Eifersucht ermordet habe. Der Fall hatte in allen Zeitungen gestanden und Posdnyschew ist anfänglich ein wenig verlegen, daß man den Fall

*) Vergleiche meine Aufsätze über den naturalistischen Roman bei den Russen und Franzosen in „Die Neue Zeit“ 1887.

Digitized by Google

nicht kennt. Er war von den Gerichten freigesprochen worden und, wie es scheint, völlig straflos ausgegangen. Die Eifersucht rechtfertigte sein Verbrechen in einem Lande, das selbst das geringste politische Vergehen, ja schon den Verdacht eines solchen mit barbarischer Härte straft. Während seiner Untersuchungshaft hat er Zeit gehabt, über sein Verbrechen und dessen Ursachen nachzudenken. Seitdem sind ihm die Schuppen von den Augen gefallen, er hat sich und die Gesellschaft erkannt und glaubt, auch das Mittel zur Rettung gefunden zu haben. Seine Ehe ist es, in deren Schilderung er ein grelles Licht auf die heutigen sozialen Zustände und Verhältnisse bis in deren versteckteste Falten wirft.

Die Geschichte ist eine gewöhnliche, alltägliche; denn nur durch eine solche konnte der Verfasser die Allgemeingiltigkeit seines Urtheils über die Gesellschaft beweisen. Daß er nicht zwischen dem unterscheidet, was als Reste der barbarischen Vorstufe der Zivilisation aufzufassen und was eine Folge der Korruption der heutigen Zivilisation ist, ändert an diesem Urtheile nichts. Auf solche Reste, die der Demoralisation allerdings den größten Vorschub leisten, ist es u. A. zurückzuführen, wenn die heutige Gesellschaft trotz ihrer monogamen Grundlage es duldet, daß der Mann in der Ehe ohne Beschränkung lebt, wie es in der syndyasmischen oder Paarungs-Familie gestattet war, während das Weib streng in den Grenzen der Einehe sich halten muß. Tolerirt aber die heutige Gesellschaft solche Zustände ohne Rücksicht auf den moralischen und physischen Ruin zahlloser Wesen, den sie verschulden, wie sollte sie es dem unverheiratheten Manne zum Verbrechen anrechnen, daß er seinen Lüsten rücksichtslos fröhnt? Ihm aber kann die Abscheulichkeit seiner Handlungsweise um so weniger zum Bewußtsein kommen, als selbst der Staat ihr Vorschub leistet, indem er die Prostitution nicht nur duldet, sondern sogar regelt und die Wissenschaft gewissermaßen dazu anleitet.

So führt denn auch Posdnyschew, der Sohn eines reichen, ehrenwerthen Edelmanns und Adelsmarschalls, als Student und Kandidat der Rechte, nachdem er auf der Grenze der Mannbarkeit seine Unschuld verloren, ohne Skrupel das liederliche Leben der gesammten goldenen Jugend. Ja, er hält sich für moralischer als die Andern, da er die Ausschweifungen nicht bis zum Exzeß treibt, keinen unnatürlichen Lastern fröhnt und vor allen Dingen, weil er nicht sein Herz an die gefälligen Mädchen verzettelt, sondern sie stets mit Geld abfindet. Mit der Bezahlung hat er nach seiner Ansicht alle seine Verpflichtungen gegen die armen Geschöpfe erfüllt und keine moralischen Bedenken stören seine Träume von einer reinen, idealen Ehe. Selbst das unschuldigste und tugendhafteste Mädchen erscheint ihm nur gerade gut genug als seine Gattin. Als er einige dreißig Jahre alt ist, erregt die hübsche Tochter eines verarmten Gutsbesitzers seine Neigung und er heirathet sie, d. h. er wird geheirathet. Denn, während er zu wählen glaubte, wird er durch die Mutter des Mädchens eingefangen.

Die wahren Opfer sind die unglücklichen Mädchen, welche nicht ahnen, wie sie betrogen werden. „Die Mütter wissen Alles", sagt der Bekenner Tolstoi's, „besonders die Mütter, welche von ihren Männern erzogen werden, und während sie sich stellen, als ob sie an die Reinheit der Männer glaubten, handeln sie in Wirklichkeit ganz anders. Sie wissen, mit welchem Köder sie die Männer für sich und ihre Töchter fangen können, daß die Poesie der Liebe, wie wir das nennen, nicht von inneren Vorzügen abhängt, sondern von der körperlichen Annäherung und außerdem von der Frisur, der Farbe und dem Schnitt der Kleidung. Jede Kokette weiß, daß die Männer lügen und erhabene Gefühle heucheln, daß sie nur den Körper verlangen und daher alle Schändlichkeiten eher verzeihen als

Digitized by Google

ein häßliches, geschmackloses Kostüm. Die Kokette weiß das mit Bestimmtheit, jedes unschuldige Mädchen fühlt es unbewußt, ebenso wie es die Thiere wissen, daher erscheinen sie in diesen verführerischen Jersey-Jacken, mit diesen gepolsterten Tournüren und Schleppen, darum zeigen sie ihre nackten Schultern und Arme und beinahe auch den Busen. Sehen wir uns das Leben unserer höheren, ja auch unserer unteren Klassen an, wie es in aller seiner Schamlosigkeit wirklich ist, so finden wir nichts als ein öffentliches Haus. Sie sagen, daß die Frauen in unserer Gesellschaft andere Interessen haben, als die Mädchen in jenen Häusern, ich aber sage nein und werde es beweisen. Wenn die Menschen verschiedene Lebensziele verfolgen und ein anderes inneres Leben führen, dann muß sich dieser Unterschied jedenfalls auch im Aeußern ausdrücken, auch ihr Aeußeres muß verschieden sein. Nun aber sehen Sie jene unglücklichen Verlorenen an und dann die Weltdamen der höchsten Stände. Es sind dieselben Gewohnheiten und Geberden, derselbe Geist, dieselbe Entblößung der Arme, der Schultern, der Busen, dieselben glatt anschließenden Kleider, dieselbe Leidenschaft für Edelsteine, für glänzende Schmucksachen, dieselbe Gier nach Unterhaltung, Tanz, Musik und Gesang. Die Einen wie die Andern suchen mit allen Mitteln zu verführen. Es ist kein Unterschied vorhanden. Will man strenge Worte gebrauchen, so muß man sagen, daß die Prostituirte für den Augenblick gewöhnlich verachtet, die Prostituirte auf Lebenszeit dagegen verehrt wird."

So wurde Posdnyschew denn trotz seiner Gespräche über erhabene Fragen und platonischer Mondscheinschwärmerei mit der jungen Dame durch deren Jersey-Taille, Locken und Tournüre gefangen. Jedoch schon in den Flitterwochen verdunstet seine eitle Selbsttäuschung und er findet den von allen Dichtern hochgepriesenen Honigmond zuweilen recht langweilig. Sehr begreiflich; denn die beiden Ehegatten haben und wissen einander nichts zu sagen, kein geistiges Band verknüpft sie. Die Folge davon ist Streit, der bei der geringsten Gelegenheit entsteht und mit Liebkosungen und Zärtlichkeit endet, um heftiger und andauernder wieder auszubrechen. Posdnyschew erschrickt über den Haß, den er dabei in den Augen seiner Frau funkeln sieht. Als ob ein anderes Gefühl in dem Herzen einer Frau entstehen könnte, sobald sie inne wird, daß sie für ihren Gatten nur Geschlecht ist. Posdnyschew bezeichnet diesen Widerwillen und Haß, den auch er empfindet, als den Protest des Menschlichen gegen das Thierische. Jedenfalls hat er Recht, wenn er eingesteht, daß er schon damals seine Frau ermordet habe, nicht erst, als er ihr den Dolch in das Herz stieß. Denn damals mordete er ihre Seele, indem er Alles, was die korrumpirende Erziehung dem jungen Mädchen noch von Schamgefühl und Sittlichkeit übrig läßt, in dem Brodem seiner thierischen Begierde erstickte.

Durch die Kinder wurde das eheliche Verhältniß kein besseres. Alles drehte sich im Hause fortan nur noch um sie, die Fürsorge für den Hausherrn mußte hinter der für die Kinder zurückstehen, seine Behaglichkeit wurde gestört und vollends die Unruhe, Sorge und Angst, wann eines von den Kleinen erkrankte! „Die Kinder sind ja das Höchste, das versteht sich, aber es muß doch Jeder leben", äußert Posdnyschew. „In jetziger Zeit ist es für Eltern nicht möglich, ruhig zu leben, es giebt kein regelmäßiges Leben für Erwachsene, heut zu Tage hängt das Familienleben jeden Augenblick an einem Haar. Wie man lebt und wo man lebt und womit man sich beschäftigt, das Alles hängt von der Gesundheit der Kinder ab und die Gesundheit der Kinder hängt von Niemand ab und Dank den Aerzten, welche behaupten, sie können die Gesundheit erhalten, kann das ganze Leben in jedem Augenblick auf den Kopf gestellt werden."

Digitized by Google

Gesteht er seine Selbstsucht offen ein, so behauptet er von den Frauen seines Standes, daß für diese die Kinder kein Gegenstand der Freude, des Stolzes, der Erfüllung ihrer Bestimmung seien, sondern Angst und unaufhörliche Beschwerden und Leiden mit sich bringen. Für die Frau aus der Gesellschaft ist das Kind nur ein Spielzeug, das animalische Muttergefühl nichts als Sinnlichkeit, ja eine Art Berauschung.

Auf den Einwand des Dichters, ob denn die Mütter etwa nicht ihre Kinder liebten? entgegnet Posdnyschew: „Sie lieben sie nicht mit menschlicher Liebe; sie lieben sie fast niemals und deshalb lieben sie sie auch nicht einmal mit hündischer Liebe. Bemerken Sie einmal: das Huhn, die Gans, die Wölfin bleibt für die Frau immer ein unerreichbares Vorbild der thierischen Liebe. Nur eine Frau seltener Art wird sich mit Lebensgefahr auf einen Elefanten werfen, um ihm ihr Kind zu entreißen. Aber kein Huhn, keine einzige Sperlingsmutter wird zögern, sich auf einen Hund zu stürzen, um sich für ihre Jungen aufzuopfern, während nur eine seltene Frau das thut. Der Frau ist die Möglichkeit gegeben, sich der physischen Liebe zu ihren Kindern zu enthalten, während das Thier diese Möglichkeit nicht hat. Sie hat andere, menschliche Pflichten, sie kann sich der thierischen Liebe enthalten, indem sie diese Liebe auf die Seele des Kindes überträgt. Das wäre die Rolle der Frau, aber das eben geschieht nirgends in unserer Welt. Wir lesen von Heldenmüttern, welche ihre Kinder einem Ideal zum Opfer brachten und halten das für ein Märchen aus alter Zeit, welches uns nichts angeht."

Endlich ward seine Frau es müde, Kinder zu gebären und der gefällige Hausarzt gab ihr mit Wissen des Gatten ein Mittel dagegen. Sie blühte nun auf, wurde heiterer und begann an den Freuden der Geselligkeit Theil zu nehmen. Sie war noch immer eine hübsche Frau und manches Auge richtete sich mit Wohlgefallen auf sie. Posdnyschew verstand diese Blicke und da er keine andere Liebe kannte als die sinnliche, seine Frau auf seinen eigenen Standpunkt herabgedrückt hatte, so bemächtigte sich seiner die Eifersucht. Jedes Lächeln von ihr, jedes freundliche Wort, das einem Andern galt, jede Bewegung, jeder Blick drückte ihm Stacheln in das Herz. Ein feiner Zug des Dichters ist es, daß ein Jugendfreund von Posdnyschew, der sich in Paris zu einem hervorragenden Geigenspieler und zum vollkommenen Wüstling ausgebildet hat, seine Eifersucht vor allen Andern erregt und nährt und zur Katastrophe steigert. Der Geiger ist ihm schon bei der ersten Visite widerwärtig, dennoch ladet er ihn ein, um mit seiner Frau Musik zu machen und ladet ihn immer wieder zu diesem Zwecke ein, obgleich das gemeinsame Musiziren ihm Höllenqualen verursacht. Will er etwa wie Hamlet dem Könige Fallen stellen, um für seinen Verdacht Gewißheit zu erlangen? Nein, es ist nur eine Folge der Lüge, von der nach Tolstoi alle gesellschaftlichen Verhältnisse durchtränkt sind.

Alles Lüge und nur wahr die unersättliche sinnliche Begierde dieser höflichen, glatten, lächelnden Menschen! In unserem Falle ist es die Eifersucht, welche die wilde Bestie in Posdnyschew aufweckt. Wir hören sie in ihm knurren, nun fährt er bissig auf seine Frau zu, mißhandelt sie und endlich zerfleischt er sie mit wollüstiger Wuth. Die Schilderung der verschiedenen Phasen der Eifersucht und wie sie, nachdem der Geiger Abschied genommen und Posdnyschew sich beruhigt hat, plötzlich wieder in diesem erwacht, während er in Geschäften von Hause fern ist; wie er zurückreist, seine Frau und den Virtuosen mordgierig auf Socken umschleicht, er die Frau erdolcht und ihr letztes kaum hörbares Wort, ihr letzter Blick ihm anstatt der erwarteten Vergebung den ganzen Haß zeigen,

Digitized by Google

den er in dem Herzen der Unglücklichen aufgehäuft hat — das Alles läßt uns Tolstoi auf der bekannten Höhe seines dichterischen Könnens erblicken.

Schildert er die schauderhaften Zustände der russischen Gesellschaft ohne alle Schminke, so muß es auffallen, daß er nicht die eigentlichen und tiefsten Wurzeln der Verdorbenheit aufdeckt. Die von ihm angeführten Gründe für diese sind nur sekundärer Art und anstatt bis zu den wirthschaftlichen und politischen Verhältnissen Rußlands als dem wahren Uebel vorzudringen, das fortzeugend immer neues Uebel muß gebären, bleibt er bei der Erziehung, der Lebensweise, Kunst und Wissenschaft und dem Mangel an Glauben stehen. Ob er es aus Kurzsichtigkeit thut, oder weil es in Rußland gar zu gefährlich ist, diese letzten Gründe der Korruption zu berühren, immerhin wird man von vornherein behaupten dürfen, daß Tolstoi dann auch nicht zum Retter der Gesellschaft, wofür er sich hält, berufen sein kann.

Posdnyschew giebt zu, daß es die Männer sind, welche die Frauen verderben und bis auf ihren moralischen Standpunkt herabziehen. Darum sei die Durchschnittsfrau in der Gesellschaftssphäre, der er angehört, meistens ein geringwerthiges Geschöpf, ohne sittliche Grundsätze, egoistisch, schwatzhaft und eigensinnig. Das Mädchen von 20 Jahren sei dagegen größtentheils ein entzückendes Wesen, bereit zu Allem, was schön und erhaben. Kommen auch Knaben und Mädchen mit denselben Fähigkeiten zur Welt, so haben doch die Mädchen ungeheure Vorzüge. Denn erstens seien sie nicht denselben verderblichen Einflüssen ausgesetzt wie die Knaben und jungen Männer, sie kennten nicht das Rauchen, den Wein, die Karten, die Schulanstalten, die Gesellschaft, den Dienst und zweitens seien sie sittlich rein und deshalb stehe das Mädchen, wenn es heirathe, immer höher als der Mann.

Woher kommt es aber dann, daß das Mädchen dem korrumpirenden Einflusse des Mannes so schnell unterliegt? Posdnyschew antwortet: weil das Mädchen ausschließlich für die Ehe erzogen werde. Warum das geschieht, darauf bleibt er die Antwort schuldig, die doch vor allen Dingen wichtig wäre. Denn um der legitimen Befriedigung des Geschlechtstriebes willen geschieht es doch sicherlich nicht. Der Bekenner aber fährt fort: Von Jugend auf lerne das Mädchen nur das, was seine Anziehungskraft erhöhen kann. Daran würde auch nichts durch die sogenannte höhere Erziehung auf Gymnasien und Universitäten geändert. Welcher Art auch die weibliche Erziehung sei, sie habe nur zum Zweck, den Mann zu fesseln. Die Eine fessele ihn durch Musik und Locken, die Andere durch ihre Kenntnisse und durch Auszeichnungen im bürgerlichen Leben. Man dürfe sich nicht über die Sittenlosigkeit wundern, welche unter dem weiblichen Theile der bevorzugten Klassen herrsche, sondern im Gegentheil darüber, daß die Sittenlosigkeit nicht noch größer sei. „Bedenken Sie nur, von früher Jugend an handelt es sich nur um Kleider, Putz, Reinlichkeit, Grazie, Tanz, Musik, Gedichte und Romane, Lieder, Theater, Konzerte zum äußerlichen und innerlichen Gebrauch, d. h. als Zuhörerinnen und Mitwirkende!“ Während die jungen Männer die Lüsternheit, zu welcher sie durch aufregende und zu reichliche Ernährung bei gänzlichem physischen Müssiggange systematisch aufgereizt würden, frei befriedigen dürften, litten von zehn jungen Mädchen neun unerträgliche Qualen durch die Erregung der Sinnlichkeit in Folge eines vollständigen physischen Müssigganges, der Verweichlichung des Körpers und einer süßen, üppigen Ernährung. Ihre Sinnlichkeit sei so erregt, daß sie nichts thun könnten und nur in Gegenwart von Männern auflebten und apathisch in sich zusammen sänken, sobald sie wieder unter sich wären.

Digitized by Google

Unter den Künsten ist es die Musik, auf die Tolstoi am schlechtesten zu sprechen ist. Von ihr hat er denn auch den Titel seiner Erzählung entnommen, da die Kreutzersonate von Beethoven, die Posdnyschew's Gattin mit dem Geiger spielt, einen Wendepunkt in der Eifersucht des Mannes bezeichnet.

„Diese Sonate ist schrecklich", äußert Posdnyschew. „Ueberhaupt ist die Musik etwas Schreckliches. Warum? Das weiß ich nicht. Was ist Musik? Was bewirkt sie? Man sagt, die Musik wirke erhebend auf die Seele. Unsinn! Lüge! Sie wirkt schrecklich — ich spreche von mir selbst — aber durchaus nicht erhebend. Sie wirkt nicht erhebend und nicht erniedrigend, sondern erschüttert das Herz. Die Musik macht mich Alles, meine ganze wirkliche Lage vergessen, sie versetzt mich in eine andere, nicht meine eigene Lage. Unter dem Einflusse der Musik erwachen unbegreifliche Gefühle. Ich glaube, das Unverständliche verstehen, das Unmögliche vollbringen zu können. Ich kann dies nur damit erklären, daß die Musik wirkt wie das Gähnen und wie das Lachen. Die Musik versetzt mich unmittelbar in jenen Seelenzustand, in dem sich derjenige befand, der sie komponirte. Warum aber? Das weiß ich nicht. Der Komponist der Kreutzersonate, Beethoven, wußte, warum er sich in dieser Stimmung befand. Diese Stimmung lenkte seine Thätigkeit und darum hatte sie für ihn einen Sinn, für mich aber ganz und gar nicht. Und darum bringt die Musik nur eine Aufregung ohne bestimmtes Ziel hervor. Wird ein Marsch gespielt, so marschiren die Soldaten im Schritt, bei den Klängen eines Tanzes wird getanzt, wird eine Messe gesungen, so verrichtet man seine Andacht, in jedem Falle hat die Musik einen bestimmten Zweck erfüllt .... Hier aber entsteht nur Aufregung, welche keinem Zweck entspricht, und deshalb ist die Musik so schrecklich und hat oft so gefährliche Wirkungen. In China steht die Musik unter der Aufsicht des Staates und so muß es sein! Oder darf man etwa zulassen, daß Jeder, dem es einfällt, Andere hypnotisirt und dann mit ihnen macht, was er will, und vor Allem, daß der erste beste sittenlose Mensch als solcher Hypnotiseur auftritt? Das ist eine schreckliche Macht, deren sich jeder Beliebige bemächtigt. Nehmen wir z. B. diese Kreutzersonate, das erste Presto! — und es giebt noch viele solche Stücke. Darf man etwa solche in einem Salon, inmitten von dekolletirten Damen, oder in Konzerten spielen, und dann nach dem Beifallklatschen ein anderes Stück folgen lassen? Solche Stücke darf man nur unter gewissen, bedeutsamen Umständen spielen, wenn es sich darum handelt, eine wichtige, dieser Musik entsprechende That zu vollbringen. Aber einen Sturm der Gefühle hervorbringen, welche weder dem Orte noch den Zeitumständen entsprechen und in Nichts ihre Bethätigung finden können, das kann nur verderblich wirken."

Vor der Zivilisation zu den Bauern geflohen, ein Feind der Wissenschaften und selbst der Vernunft, weil sie uns nicht den Zweck des Lebens erkläre, läßt Tolstoi in seiner Kreutzersonate keine Gelegenheit ungenützt, um seinen Haß gegen die Aerzte auszuströmen. Sie müssen vor allen Dingen beseitigt werden, wenn der Mensch zu dem Naturzustande, der sein Ideal ist, zurückkehren soll. Die Bauern, an deren Brust er sich geworfen hat, können nicht von ärgeren Vorurtheilen als er gegen sie erfüllt sein und ihnen bürdet Posdnyschew neben der Erziehung die Hauptschuld an der Verderbtheit der Gesellschaft aus. Wäre es nicht System, so müßte man es für Manie erklären, daß er dem Stande, dem Berufe aufbürdet, was von einzelnen Gewissenlosen gefehlt und verbrochen wird.

Wahrlich, man kann nicht vorurtheilsvoller urtheilen, und es fehlt nicht viel daran, daß er den Aerzten auch die Schuld an dem Unglauben der reichen

Digitized by Google

Gesellschaft beimißt. Posdnyschew nennt die vornehmen Weiber Wilde, die an den Arzt glauben, und zwar um so fester, je theurer er sich bezahlen läßt, weil sie nicht an Gott glauben. Darum verständen sie auch nur physisch zu lieben und ihr ganzes Streben sei nur darauf gerichtet, das Leben zu erhalten, was unmöglich sei. Wenn sie Glauben hätten, so wüßten sie, daß Scharlach u. s. w. nicht so schrecklich sind, weil diese Krankheiten nicht ergreifen können, was dem Menschen das Höchste sein soll, nämlich die Seele, und daß diese Krankheit im schlimmsten Falle nur herbeiführen könne, was Niemand von uns vermeiden kann — nämlich den Tod.

Tolstoi ist ein Gläubiger, nicht im kirchlichen Sinne. Die Hauptsache sind für ihn die Morallehren des Evangeliums. Die Kirche verwirft er als heidnisch, und so lange die weltliche Macht noch nicht die Wahrheit erkannt hat, darf man auch ihren Befehlen und Verboten nicht gehorchen. Mit diesem revolutionären Satze steht dann freilich in einem seltsamen Widerspruche, was George Kennan in seinem Buche: „Sibirien. Neue Folge", von ihm berichtet. Kennan überbrachte nach seiner Rückkehr aus Sibirien dem berühmten Dichter Briefe von verbannten Frauen. Dieser aber weigerte sich, sie zu lesen; denn sie hätten Gewalt gebraucht und müßten folglich unter Gewalt leiden. Ebenso lehnte er die Beisteuer zu einer Sammlung ab, deren Ertrag zur Erleichterung der Lage der Politischen in den Minen verwendet werden sollten.

Ich bin überzeugt, daß Graf Leo Tolstoi diesen Widerspruch zu lösen wissen wird, fallen die Frommen doch stets wie die Katzen auf die Füße. Es erging ihm übrigens wie Peter Besuchow in seinem Roman Krieg und Frieden. Wie dieser durch einen alten, unwissenden, maroden Soldaten zur Religiosität bekehrt wird, so führte den Verfasser ein Bauer aus Twer vom Nihilismus zum Evangelium, von der Skepsis zum Glauben. Und auf diesem Gebiete liegt dann auch das Mittel, durch welches er die verderbte Gesellschaft, die Menschheit, zu retten überzeugt ist. Darin täuscht er sich auch schwerlich, denn ein radikaleres ist nicht denkbar. Es heißt nämlich: Nachfolge Jesu, indem die Menschen der geschlechtlichen Liebe entsagen und Mann und Weib fortan nur in seelischer, in geistiger Ehe mit einander leben.

In seinem Nachwort zur Kreutzersonate gesteht Tolstoi, daß er Anfangs über die letzten Folgen seines religiösen Malthusismus betroffen war. Er tröstete sich jedoch damit, daß Jesus in seiner Ueberwindung der sinnlichen Welt durch den Geist ein Ideal aufstelle, das man nie ganz erreichen werde, wie eifrig man ihm auch nachstrebe. Denn nach ihm besteht des Wesen des Ideals darin, daß man sich ihm wohl nähern, es aber nie verwirklichen kann. Tolstoi übersieht bei seiner lahmen Definition, daß es ohne den festen Glauben an die Realisirbarkeit des Ideals ein ideales Streben überhaupt nicht geben würde, und daß Jesus nur darum diese Welt mit allen ihren Lockungen überwunden, weil er fest an das Himmelreich glaubte. Der Glauben Tolstoi's aber kennt die ewige Seligkeit nicht und so ruft er in seiner Verlegenheit den Pessimismus zur Hilfe. Schopenhauer war ihm stets ein trauter Geselle und ist es ihm geblieben. Kurz entschlossen erklärt er daher: Was liegt daran, wenn das Menschengeschlecht ausstirbt? Das Leben ist ja doch nur ein abgeschmacktes Uebel. Die Naturwissenschaft lehrt, daß die Welt eines Tages zu Grunde gehen muß, es kommt also nicht darauf an, ob das Menschengeschlecht früher oder später zu sein aufhört.

Ist das Leben wirklich ein abgeschmacktes Uebel, warum es auch nur eine Stunde länger tragen, da nach Schopenhauer schon die Verneinung des Willens zum Leben genügt, um sich davon zu befreien? Robert Hamerling's Homun-

Digitized by Google

culus machte in dieser Beziehung freilich eine eigenthümliche Erfahrung. Denn als auf den Vorschlag dieses chemisch erzeugten Herrn der Schöpfung die Menschen beschlossen, an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde, den Willen zum Leben zu verneinen, blieb zu ihrem Erstaunen die Wirkung aus. Warum? Weil ein junges, armes, unwissendes Menschenpaar, an das Niemand gedacht hatte, zur selben Stunde in der sonnigen, frühlingsgrünen Welt sich liebend umarmte.

Es ergeht dem Grafen ähnlich wie den Zünftlern, welche sich durch die Wiederherstellung der Innungen vor dem Untergange durch die Kapitalwirthschaft zu schützen hoffen. Nein, das Ideal, das wir suchen, liegt nicht hinter uns, wie Tolstoi behauptet. Was hinter uns liegt, sind überwundene Erscheinungsformen der menschlichen Entwicklung. Der Einzelne, Völker wie Nationen können auf ihrem Wege zu Grunde gehen; aber sie kehren nie um, sondern schreiten, ob auch langsam und unter steten Kämpfen zu neuen Zielen vorwärts und vor ihnen liegt das Ideal. Die zu lösende Aufgabe heißt daher nicht Rückkehr zum Naturzustande, sondern Erziehung des Naturmenschen, d. h. des Egoisten, zum Gattungsmenschen, oder mit anderen Worten zum politisch und wirthschaftlich freien Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes. So lange der Mann die wirthschaftliche Lage beherrscht, müssen die Mädchen für ihn erzogen und auf den Sklavenmärkten der Theater, Konzert- und Ballsäle zum Kaufe ausgestellt werden; denn die Ehe ist für sie Existenzbedingung. Man glaube doch nicht, daß die Frauen die Ursache ihrer entwürdigenden Stellung nicht kennen oder nicht fühlten. Daher ihr Streben, durch die Arbeit sich wirthschaftlich unabhängig zu machen. Bei dem heutigen Wirthschaftssystem gelingt dieses freilich nur Wenigen und nur bis zu einem gewissen Grade. Darum muß Derjenige, welcher die Wurzel alles Uebels treffen will, die Axt an die heutige Kapitalwirthschaft legen. Das wirthschaftlich freie Weib zwingt auch den Mann zur Sittlichkeit. Ohne Freiheit keine Moralität.

Deutsche und Amerikanische Zollpolitik.

Von **Karl Kautsky.**

(Schluß.*)

Die plötzliche Verschärfung der schutzzöllnerischen Tendenzen der Union, die sich in den Wahlen von 1888 kundgab, ist auf den ersten Blick ebenso unbegreiflich, wie die gleiche Erscheinung, die in Deutschland ein Jahrzehnt vorher zu Tage trat — unbegreiflich, weil in der ökonomischen Situation des Landes im Allgemeinen nicht begründet.

Um sie zu verstehen, genügt es in Amerika ebensowenig wie in Deutschland, die Entwicklung der Nation als Ganzes zu beobachten. Man muß untersuchen, wie sich die Interessen der einzelnen Klassen gestaltet hatten — ihre wirklichen nicht blos, sondern auch ihre vermeintlichen Interessen. Die Illusion spielt eine große Rolle in der Tagespolitik. Nur dort erzeugt das materielle Interesse eine vernünftige Klassenpolitik, wo es mit der richtigen Einsicht gepaart ist. Die Logik der Thatsachen wirft zwar eine Klasse schließlich immer wieder in die ihr durch die Verhältnisse vorgezeichnete Bahn; aber wenn ihr die Einsicht fehlt,

*) Wegen Raummangels verspätet.

Digitized by Google

geschieht dies immer erst dann, nachdem sie Lehrgeld gezahlt, Zeit und Kraft in unnützen Bemühungen vergeudet und durch bittere Erfahrungen und Enttäuschungen gelernt hat, was sie bei richtiger Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse von vornherein hätte wissen können.

Die Unwissenheit der Masse ändert an der Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung nichts. Aber für Politiker und herrschende Klassen, die nur von der Hand in den Mund leben, die sich zum Untergang verurtheilt fühlen, und denen jedes Jährchen weiterer Existenz, das sie sich erschwindeln, ein Gewinn ist, für die kann die Unwissenheit der Masse und deren Gewinnung durch falsche Vorspiegelungen höchst werthvoll sein.

Die Spekulation auf die Unwissenheit der verschiedenen Klassen hat indeß ihre Grenze. Der Mann aus dem Volke, der keine Zeit und Gelegenheit zu theoretischen Studien hat, kann sich über die Ursachen seiner Leiden täuschen, nicht aber über diese selbst. Die Leute aus dem Volk sind oft sehr unwissend, aber es ist eine für manchen Politiker höchst verhängnißvolle Täuschung, sie für dumm zu halten. Die ausgebeuteten Klassen wissen und haben stets genau gewußt, was ihnen fehlt und was sie brauchen; nur in Bezug auf den Weg und die Möglichkeit, unter den gegebenen Verhältnissen zur Befriedigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse zu gelangen, haben sie mitunter geirrt; und nur in Bezug darauf kann eine auf die Unwissenheit des Volkes spekulirende Partei hoffen, dasselbe eine Zeit lang täuschen zu können.

Wenn es Ende der siebziger Jahre den Schutzzöllnern in Deutschland so leicht gelang, den Freihändlern den Wind aus den Segeln zu nehmen, so nicht zum Mindesten deswegen, weil sie die Nothlage der Arbeiter, Handwerker, Bauern anerkannten, indeß die Freihändler dieselbe leugneten und die Leute dadurch zu gewinnen suchten, daß sie ihnen die albernen Phrasen der Manchesterschule vorschwatzten, denen zu Folge in der modernen Produktionsweise Alles aufs Beste bestellt und Jeder selbst daran Schuld sei, wenn es ihm schlecht gehe.

Die Irrthümer der verschiedenen Klassen entspringen nicht blos ihrer Unwissenheit, sie haben stets einen materiellen Kern, den man herausschälen muß, wenn man sie verstehen und mit ihnen fertig werden will. Mit bloßer moralischer Entrüstung, etwa „Brandmarkung" des Antisemitismus als „Schmach des 19. Jahrhunderts", der Zünftlerei als „Rückschritt in das finstere Mittelalter" u. s. w., lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor.

Bei jeder politischen Bewegung müssen wir uns fragen: 1. Wer hat ein wirkliches Interesse daran? und, wenn die Zahl der wirklichen Interessenten nur eine Minorität derer, die an dieser Bewegung sich betheiligen, 2. welches sind die materiellen Ursachen, welche in der Masse eine Stimmung erweckten, die sie dieser Bewegung zufallen ließ?

Die Zahl Derjenigen, die ein wirkliches Interesse an dem Hochschutzzoll, wie er in der Mac Kinley-Bill verkörpert ist, besitzen, ist in den Vereinigten Staaten gering; wahrscheinlich geringer als die Zahl der an der deutschen Zollpolitik Interessirten, da in Amerika die Landwirthe in den Kreis dieser Interessenten nur zu einem verschwindenden Theil eintreten. Wer aus dem Mac Kinley-Gesetz den größten Vortheil ziehen muß, das sind (abgesehen von den Spekulanten, die aus jeder einschneidenden ökonomischen und politischen Veränderung Profit zu schlagen wissen, sei es eine Erhöhung oder eine Erniedrigung von Zöllen, ein Eisenbahnbau oder ein Krieg) diejenigen großen Geldleute, in deren Händen die kartellirten Industrien sich befinden. Es ist richtig, der Freihandel verhindert die Ringe und Trusts nicht; es giebt deren auch in England. Aber der Frei-

Digitized by Google

handel erschwert ihre Bildung doch ungemein, da er die Zahl der Konkurrenten, die entweder vernichtet oder zu einer Vereinbarung gebracht werden müssen, sehr vermehrt; er gesellt zu den inländischen Konkurrenten alle die ausländischen, die unter verschiedenen Bedingungen arbeiten und mit den ersteren denn doch weniger Berührungspunkte haben, als diese untereinander. Die Zahl der Industrien, die heute schon bei unbeschränktem internationalem Wettbewerb sich kartelliren können, ist verschwindend klein. Dagegen ist unter einem Hochschutzzoll, wie er jetzt in den Vereinigten Staaten besteht, und bei der Höhe der ökonomischen Entwicklung in diesem Lande fast jeder bedeutende Zweig der Großindustrie zu einer Kartellirungspolitik befähigt. Daß also die großen Monopolisten, daß alle Jene, die Ringe und Trusts beherrschen und aus ihnen Vortheil ziehen oder Ursache haben, das nächstens erwarten zu können, mit ihrer ganzen Macht, die seit Cleveland's Wahl (1884) bedeutend gewachsen war, gegen diesen und für den republikanischen Kandidaten eintraten, ist nicht schwer zu verstehen.

Aber auch eine große Zahl von Industriellen aus Produktionszweigen, die zur Kartellirung nicht reif sind, die an der Förderung der Monopolisten kein Interesse haben, ja sogar unter den Preiserhöhungen derselben leiden, wollte vom Freihandel nichts wissen. Denn die ganze Produktionsweise der Vereinigten Staaten ist heute auf den Hochschutzzoll eingerichtet. Dessen Beseitigung und der Uebergang zum Freihandel, so vorsichtig und allmälig er auch vorgenommen werden mag, bedeutet eine kolossale industrielle Umwälzung; eine Umwälzung, die in ihrem Endergebniß zum Vortheil der amerikanischen Industrie ausschlagen und sie zu einem furchtbaren Rivalen der europäischen auf dem Weltmarkt machen muß, deren glückliche Ueberwindung aber nur Denjenigen möglich ist, die das genügende Kapital besitzen, um ihre Unternehmungen den neuen Verhältnissen anpassen zu können. Jede große Veränderung der ökonomischen Verhältnisse, werde sie bewirkt durch eine neue Erfindung, eine Handelskrise, ein Arbeiterschutzgesetz, eine Aenderung der Zollpolitik u. s. w., fegt eine Reihe von Unternehmungen weg, die sich bis dahin schon nur noch mühsam über Wasser hielten und die jetzt nicht mehr die Mittel haben, sich der Veränderung anzupassen. Diese Unternehmungen würden zwar in der Mehrzahl früher oder später auch ohne diese Veränderung zu Grunde gehen, so wie die dürren Blätter schließlich vom Baum fallen, auch wenn kein Sturm sie herabreißt; aber kein normaler Mensch beschleunigt freiwillig seinen Untergang, so unvermeidlich dieser auch sein mag, und so sind es gerade die kleineren Unternehmer, die sich in der Regel am heftigsten jeder fortschrittlichen Maßregel widersetzen, so dringend sie sein mag, selbst wenn sie geboten ist durch das Interesse der Unternehmerklasse selbst.

Und je mehr ein Mißstand die Augenblicksinteressen der Unternehmer begünstigt, das heißt mit anderen Worten, je größer er ist, je dringender seine Abhilfe, desto größer der Widerstand der Unternehmer gegen seine Aufhebung. Je länger die Arbeitszeit, desto weniger wollen die Unternehmer vom Normalarbeitstag hören; je höher der Schutzzoll, desto energischer wehren sie sich gegen dessen Reduzirung.

Daß also 1888 die Mehrzahl der industriellen Unternehmer, und zwar der kleinen wie der großen — wenn auch aus verschiedenen Gründen — alle Kraft gegen den drohenden Hereinbruch des Freihandels aufbot, trotzdem die Entwicklungshöhe der amerikanischen Industrie dessen Einführung nothwendig macht, ist begreiflich.

Aber die industriellen Unternehmer bilden nur eine einzige Klasse, und keineswegs die zahlreichste, der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Welches

Digitized by Google

sind nun die materiellen Ursachen, welche in einem großen Theil der anderen Klassen eine dem Hochschutzzoll günstige Stimmung erzeugten und den Sieg der Republikaner ermöglichten?

Man ist nur zu schnell bei der Hand, denselben einzig und allein auf Rechnung der Korruption zu setzen. Diese Erklärungsweise scheint uns mehr bequem als ausreichend zu sein. Soweit die Korruption als politischer Faktor in Amerika sich geltend macht, ist sie jeder der beiden Parteien, den Demokraten wie den Republikanern, ungefähr in gleichem Maße zu Gute gekommen. Wir glauben aber auch nicht, daß die politische Korruption in Amerika so mächtig ist, als man vielfach annimmt und eine pharisäische Presse bei uns gern glauben machen will. Das souveräne Volk der Vereinigten Staaten besteht nicht wie das des alten Rom in den letzten Jahrzehnten der Republik vorwiegend aus Lumpenproletariern, die aus der Prostituirung ihrer eigenen Persönlichkeit und der Ausbeutung der Arbeit Anderer — der Sklaven und der Provinzialen — ihre Existenz ziehen. Sie setzt sich vorwiegend aus Bauern und Lohnarbeitern zusammen, die von der Arbeit ihrer eigenen Hände leben und die die Folgen einer falschen Wirthschaftspolitik nicht auf Andere abwälzen können, sondern selbst zu tragen haben. Es erscheint uns undenkbar, daß größere Massen solcher Leute durch Geschenke bewogen werden könnten, ihre Stimmen für eine Politik abzugeben, die sie für schädlich halten. Eine entscheidende Wirkung kann der Stimmenkauf höchstens in den Großstädten ausüben, wo neben den Arbeitern ein zahlreiches käufliches Lumpenproletariat sich findet. So lange man uns nicht eines Besseren belehrt, erlauben wir uns daher, alle Erklärungen einer großen politischen Wendung in den Vereinigten Staaten durch den Stimmenkauf als Verallgemeinerungen von Beobachtungen zu betrachten, die in beschränkten Lokalitäten gemacht wurden und für diese richtig sein mögen, die man aber nicht ohne Weiteres generalisiren darf.

Noch weniger wie die Korruption kann uns als Erklärung die „Verführung" und „Bethörung" durch redegewandte Agitatoren genügen. Diese, bekanntlich auch der Sozialdemokratie gegenüber beliebte „Erklärung" ist wohl die albernste, die es giebt. Sie will die Ursache durch die Wirkung erklären. Ein Agitator kann eine Stimmung nicht machen, er kann sie blos benutzen; wo er die rechte Stimmung nicht vorfindet, da nützt ihm die schönste Rede nichts. Woher kommen aber jene Stimmungen, die den Agitatoren des Schutzzolls ihre Aufgabe so sehr erleichterten? Das ist die Frage.

Am Leichtesten erklärlich erscheint uns die schutzzöllnerische Stimmung in den Arbeiterkreisen. Eine tiefere ökonomische Einsicht hat in denselben noch wenig Wurzel gefaßt. Die amerikanischen Arbeiter sind in ihrer Mehrheit noch nicht gewöhnt, über das Nächstliegende hinwegzusehen. Und was war es, was sie als nächste Folge der Einführung des Freihandels für sich erwarten mußten? Daß sie sich schutzlos der Konkurrenz der Arbeiter Deutschlands, Oesterreichs, überhaupt des europäischen Kontinents gegenüber sahen. Wie bedürfnißlos die Mehrheit der europäischen Arbeiter ist, wie unterwürfig, wie willig, bis zu völliger Erschöpfung zu arbeiten, das zeigten den amerikanischen Arbeitern täglich die Einwanderer, namentlich die Slovaken, Italiener, polnischen Juden u. s. w. Sie fürchteten, der Freihandel habe die Tendenz, die amerikanischen Arbeiter auf das Niveau der europäischen herabzudrücken.

Unsere Fabrikanten sehen in Hungerlöhnen und übermäßig langer Arbeitszeit das beste Mittel, sich die ausländischen Märkte zu erhalten. Aber ohne diese Hungerlöhne und diese Schinderei wäre den amerikanischen Arbeitern wahr-

Digitized by Google

scheinlich vor dem Freihandel nicht bange geworden und der amerikanische Markt wäre heute für die europäische Industrie nicht verschlossen.

Weniger einleuchtend ist die Parteinahme eines Theils der Bauern für den Schutzzoll. Die amerikanische Landwirthschaft ist zum wichtigsten exportirenden Produktionszweig der Union geworden. Nicht blos der Süden, auch der Norden exportirt heute landwirthschaftliche Produkte in großen Mengen. Die Haupterzeugnisse die ausgeführt werden, sind Baumwolle (1888/89 Werth der Ausfuhr von Baumwolle 1000 Millionen Mark, über ein Drittel des Werthes der Gesammtausfuhr) und Cerealien und Mehl (Werth der Ausfuhr 1888/89 500 Millionen Mark), sowie Vieh und Fleischwaaren (Ausfuhr 1888/89 Rindvieh 70 Millionen, Fleisch, Speck 2c. 360 Millionen, Käse, Butter 2c. 56 Millionen Mark). Seit einem Jahrzehnt haben also nicht blos die Pflanzer von Baumwolle, sondern auch die Weizenbauer und Viehzüchter ein großes Interesse am Freihandel. Sie haben dasselbe aber 1888 keineswegs geltend gemacht, obwohl sie die ausschlaggebende Klasse der Nation sind.

Wir dürfen wohl heute vom amerikanischen Farmer zur Erklärung dieser seiner Haltung sagen, was wir von dem deutschen Bauern und Kleinbürger gesagt: der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm.

Der amerikanische Farmer ist nicht mehr der selbstbewußte, von Niemand abhängige Mann, der er noch vor zwanzig Jahren gewesen. In dieser Zeit hat sich eine große Revolution in der amerikanischen Landwirthschaft vollzogen. Der Umfang des herrenlosen kulturfähigen Landes ist sehr zusammengeschrumpft. Es ist fast nur noch in abgelegenen Einöden zu finden. Freilich ist noch ungeheuer viel unbebauter Boden vorhanden, aber derselbe ist fast gänzlich schon in Privateigenthum übergegangen, gehört Landspekulanten, Eisenbahngesellschaften 2c. Wer sich jetzt irgendwo neu niederlassen will, muß den Grund und Boden in der Regel *kaufen* — und nicht billig kaufen. Damit nimmt die nomadische Landwirthschaft von selbst immer mehr und mehr ein Ende; der Landwirth muß auf seinem Gut sitzen bleiben; ist dessen Boden erschöpft, dann kann er sich nicht mehr damit helfen, daß er weiterzieht, sondern nur damit, daß er ihn düngt und sonstige Verbesserungen anbringt. Er muß also *Kapital* in den Boden stecken, und ist er kein Kapitalist, dann muß er Kapital *borgen*. Die Produktionsbedingungen des amerikanischen Bauern beginnen denen des europäischen immer ähnlicher zu werden.

Während aber die Abnahme des herrenlosen Bodens und die Erschöpfung des bereits in Kultur genommenen bewirken, daß die Produktionskosten für den amerikanischen Bauern immer mehr steigen, sind ihm gleichzeitige furchtbare Rivalen erstanden, welche die allgemein gesellschaftlichen Produktionskosten der Landwirthschaft erheblich senken. Das sind im Bereich der Vereinigten Staaten die „Bonanzafarmen", die riesenhaften landwirthschaftlichen Betriebe, denen alle Behelfe der Wissenschaft, alle modernen kommerziellen Vortheile, die gesammte Uebermacht eines großen Kapitals zu Gebote stehen und die mit wenigen, elend bezahlten und nur mehrere Monate im Jahre beschäftigten Wanderarbeitern produziren. (Vergl. darüber den höchst instruktiven Artikel von Paul Lafargue, das amerikanische Getreide, seine Produktion 2c., „Neue Zeit", 1885. S. 246 ff.)

Zu dieser Konkurrenz im Innern, die allein schon auf die Dauer erdrückend wirken muß, gesellt sich nun noch die von Außen; die Konkurrenz neuer Länder, in denen noch große Strecken jungfräulichen und herrenlosen Bodens vorhanden, wie in Argentinien, oder in denen ein glückliches Klima mit der größten Bedürfnißlosigkeit unermüdlicher Arbeiter sich paart, wie in Indien.

Digitized by Google

Um das Unglück voll zu machen, wurde, während die Produktion rasch stieg, der internationale Getreidemarkt immer mehr verengt. Ein Land Europas nach dem andern — Großbritannien ausgenommen — suchte durch Zollschranken die Lebensmitteleinfuhr zu erschweren; immer höher wurden diese Schranken, immer schwieriger ihre Ueberwindung; ja es kam sogar zum absoluten Verbot der Einfuhr bestimmter Produkte, z. B. des amerikanischen Schweinefleisches.

Daß die amerikanischen Farmer, namentlich die kleineren, durch das Zusammentreffen aller dieser Umstände rasch in eine bedenkliche Nothlage gerathen sind, kann nicht verwundern. Wie hoch dieselbe gestiegen, zeigen einigermaßen die Zahlen, die der Artikel über die Verschuldung der amerikanischen Landwirthschaft im 6. Heft des jetzigen Jahrgangs dieser Zeitschrift unseren Lesern vorgeführt.

Sind auch die Lebensmittelzölle der verschiedenen Staaten des europäischen Kontinents nicht die einzig Schuldigen an dieser Nothlage, so sind sie doch die Mitschuldigen; sie haben dieselbe entschieden verschärft. Eine Milderung des Zolltarifs im Sinne des Freihandels hätte unter diesen Umständen nichts anderes bedeutet, als daß die amerikanischen Bauern noch die Ruthe küßten, die sie gezüchtigt. Eine Verschärfung des Zollschutzes ließ dagegen erwarten, daß die Industriestaaten des europäischen Kontinents ihre gegen die amerikanische Landwirthschaft gerichtete Zollpolitik aufgeben würden. Die erhöhten Zölle haben für die amerikanischen Landwirthe wesentlich die Bedeutung von Kampfzöllen.

Aber zum Theil dienen sie ihnen sogar als Schutzzölle! Denn man hat es für nothwendig befunden, auch die Lebensmittelzölle erheblich zu steigern! Der Rivale, den sie vom amerikanischen Markt ausschließen sollen, ist natürlich nicht Europa, sondern Kanada, das bisher z. B. große Quantitäten von Gerste und Eiern nach den Vereinigten Staaten ausführte.

Direkt als Kampfmittel, den Staaten des europäischen Kontinents günstigere Einfuhrbedingungen für die amerikanischen Landwirthe abzuzwingen, soll die Fleischbeschau-Bill wirken, die dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht giebt, den Import aus jenen Ländern gänzlich zu verbieten, die den Fleischprodukten oder anderen Erzeugnissen Amerikas ihren Markt verschließen. Um jeden Vorwand bezüglich der Gesundheitsschädlichkeit dieser Produkte unmöglich zu machen, will die Bill eine Fleischbeschau aller zu exportirenden Fleischwaaren organisiren. Endlich hat der Präsident das Recht, Nahrungsmitteln und Getränken die Einfuhr zu verbieten, wenn er sie für gefälscht hält — eine Bestimmung, die hauptsächlich die Weinproduzenten der Union erfreuen dürfte.

Alles das erklärt wohl zur Genüge das Interesse, das ein Theil der amerikanischen Landwirthe an der gegenwärtigen Zollpolitik hat oder hatte. Als Exporteure müssen sie eigentlich Freihändler sein: aber sie betrachten den Schutzzoll auch nur als Mittel, den Freihandel auf den Märkten, für die sie produziren, zu erzwingen.

Das gilt allerdings nur für die Nahrungsmittelproduzenten, die sich vornehmlich im Norden befinden, nicht für die Baumwollenproduzenten des Südens. Kampfzölle haben für diese keinen Zweck; eine Erhöhung der Schutzzölle bedeutet aber für sie eine Erhöhung der Produktionskosten, die um so bedenklicher, als die Baumwollproduktion außerhalb der Union zu einem bedeutenden Faktor auf dem Weltmarkt geworden ist.

Aber die Südstaaten produziren heute nicht mehr ausschließlich Rohstoffe. Die Aufhebung der Sklaverei und deren Ersetzung durch die Lohnarbeit schuf die Möglichkeit der Entstehung einer kapitalistischen Großindustrie. Die natürlichen Bedingungen einer solchen sind auch vorhanden. Alle Rohstoffe der heutigen

Digitized by Google

Massenindustrien finden sich auf ihrem Gebiet; neben der besten Baumwolle der Welt ungeheure Lager von Kohle und Eisenerz der besten Qualität.

Sobald die Verheerungen des Bürgerkriegs überwunden waren und man anfing, sich in die neue Produktionsweise einzuleben, begann auch schon die Entwicklung einer kapitalistischen Großindustrie in den Südstaaten. Und sobald diese ihre ersten Schwierigkeiten überwunden, nahm ihre Entwicklung ein rascheres Tempo an, als die des Nordens.

Vor Allem gilt das von den mit der Baumwolle in Verbindung stehenden Industrien. Die Fabrikation von Baumwollensamenöl, das namentlich zur Verfälschung des Olivenöls in immer steigendem Maße verwendet wird, hat großen Aufschwung genommen. Nähere Zahlen darüber haben wir leider nicht bei der Hand. Noch bedeutender ist die Textilindustrie geworden.

Es betrug der Baumwollenkonsum (in Ballen à 400 Pfund) in den

	Nordstaaten	Südstaaten	der Konsum der Südstaaten betrug Prozent des Gesammtkonsums der Union
im Durchschnitt von 1866—72	935 000	94 000	9 Prozent.
„ „ „ 1872—78	1 324 000	157 000	10 „
„ „ „ 1878—84	1 845 000	272 000	13 „
„ „ „ 1884—85	1 608 000	301 000	15 „
„ „ „ 1885—86	1 890 000	388 000	17 „
„ „ „ 1886—87	1 972 000	451 000	18 „
„ „ „ 1887—88	2 030 000	500 000	19 „
„ „ „ 1888—89	2 130 000	555 000	20 „
„ „ „ 1889—90	2 102 000	629 000	23 „

Man zählte Maschinen-Spindeln in den

	Nordstaaten	Südstaaten
1879—80	10 653 435	542 000
1884—85	12 100 000	1 150 000
1885—86	12 200 000	1 200 000
1886—87	12 275 000	1 225 000
1887—88	12 275 000	1 250 000
1888—89	12 725 000	1 450 000
1889—90	12 825 000	1 725 000
Zunahme von 1879—1889 . .	+ 20 Prozent	+ 218 Prozent.

Aehnlich ist der Aufschwung in der Roheisenproduktion. Es erzeugten Tonnen Roheisen in der ersten Hälfte des Jahres

	Nordstaaten	Südstaaten
1885	1 808 279	342 537
1890	4 207 771	961 966
Zunahme	+ 132 Prozent	+ 184 Prozent.

Wir sehen da in den Südstaaten eine rasch aufstrebende aber noch junge Industrie, die vorläufig genug damit zu thun haben dürfte, sich auf dem innern Markte Geltung zu verschaffen, und der daher jeder Zollschutz willkommen sein muß. Damit geräth aber die traditionelle Freihandelspolitik des Südens ins Wanken.

Freilich sollte man annehmen, daß derselbe Grund, nämlich die ökonomische Entwicklung, der anfängt, dem Süden schutzzöllnerische Ideen beizubringen, im Norden in demselben Grade freihändlerische Ideen hätte großziehen müssen: denn wenn der Süden aus einem Abnehmer zu einem Konkurrenten wird, dann ist umsomehr Veranlassung für die nordische Industrie vorhanden, einen Ersatz für

Digitized by Google

den ihr im Innern verloren gehenden Markt im Ausland zu suchen. Indeß gleicht die jetzige Wirthschaftspolitik der republikanischen Partei dem Mädchen aus der Fremde: für Jeden hat sie eine Gabe, und während sie die Zölle erhöht, sucht sie gleichzeitig der heimischen Industrie neue, auswärtige Märkte zu erschließen. Die Mac Kinley-Bill ist nur eine Seite der jetzigen Wirthschaftspolitik der Republikaner: eine andere ist die panamerikanische Idee, die gerade von den Hochschutzzöllnern, Blaine an der Spitze, am eifrigsten propagirt wird. Diese Idee besagt aber nichts anderes, als daß die Vereinigten Staaten das für Amerika werden sollen, was England um die Mitte dieses Jahrhunderts für die ganze Welt werden wollte: die große Werkstatt, die die anderen Länder mit Industrieprodukten versorgt und dafür von ihnen Lebensmittel und Rohstoffe bezieht. Die panamerikanische Idee ist die Idee des englischen Manchesterthums ins Amerikanische übersetzt und auf die westliche Halbkugel beschränkt. Auf diese Weise sucht man die freihändlerischen Bedürfnisse gewisser Industriezweige der Vereinigten Staaten zu befriedigen. Die jetzigen Wirthschaftsreformer der Union wollen nicht nur ihre Industrie gegen die auswärtige Konkurrenz schützen, sondern ihr auch gleichzeitig die Märkte einer halben Welt eröffnen; sie wollen das Angenehme des Schutzzolles mit dem Nützlichen des Freihandels vereinigen: in der That, wenn es gelänge, eine großartige Leistung.

Das erste Ergebniß der panamerikanischen Agitation war die Einberufung eines panamerikanischen Kongresses nach Washington für den 1. Oktober 1889, auf dem sich zahlreiche Vertreter aller amerikanischen Staaten zusammenfanden. In erster Linie sollte er den Vorbesprechungen zur Gründung eines alle Staaten Amerikas umfassenden Zollvereins dienen. Dies große Ziel wurde freilich auf diesem Kongresse nur wenig, wenn überhaupt, gefördert. Die Interessen der verschiedenen betheiligten Nationen sind denn doch zu verschieden.

Aber daneben wurde eine Reihe anderer Anregungen zum engeren wirthschaftlichen Aneinanderschluß der amerikanischen Staaten gegeben, und diese sind nicht erfolglos geblieben. Sofort nach dem Auseinandergehen des Kongresses im Frühjahr dieses Jahres machten sich die Yankees energisch daran, die Beschlüsse und Wünsche des Kongresses in die That umzusetzen. Eine Reihe dahingehender Gesetzesvorschläge ist der Legislatur der Vereinigten Staaten vorgelegt worden. Der panamerikanische Kongreß hatte den Wunsch nach einem einheitlichen amerikanischen Maß-, Gewicht- und Münzsystem ausgesprochen. Dementsprechend verlangt eine Bill, daß vom 1. Juli 1891 an die Zollämter der Union ausschließlich metrisches Maß und Gewicht gebrauchen. Die Einführung desselben in das tägliche Leben wäre dann nur noch eine Frage der Zeit. Vielleicht läßt auch der amerikanische „Vereinsdollar“ nicht allzulange auf sich warten.

Ferner sollte im vorigen Monat eine interamerikanische Eisenbahnkonferenz in Washington zusammentreten, beschickt von Kommissären der Vereinigten Staaten, Mexikos, Venezuelas, Kolumbias, Perus und Brasiliens. Ueber deren Ergebnisse liegen uns noch keine Berichte vor. Sie hatte den Zweck, die Vorarbeiten für eine Eisenbahn in Angriff zu nehmen, die von den Vereinigten Staaten aus ganz Amerika in der Richtung von Nord nach Süd bis nach Patagonien durchziehen soll. Ein riesenhaftes Unternehmen, das die Pacificeisenbahn weit in den Schatten stellen würde.

Endlich hatte in der letzten Sitzung vom 18. April dieses Jahres der panamerikanische Kongreß eine Resolution angenommen, die die Gründung einer panamerikanischen Bank zu Washington mit Filialen in allen amerikanischen Republiken empfahl. Schon im Juli wurde dem Kongreß eine Bill vorgelegt

Digitized by Google

zur Gewährung des Privilegiums an eine solche Bank auf zehn Jahre. Die Regierung der Union hat vorläufig eine Kommission zum Studium des Projekts ernannt.

Den größten praktischen Werth dürften aber gewisse Bestimmungen der Mac Kinley-Bill haben, die von der Absicht eingegeben sind, zwischen der Union und den tropischen Staaten Amerikas eine Art Freihandelsverhältniß zu erzwingen. Diese Bill setzte die wichtigsten Produkte des tropischen Amerika auf die Liste der Waaren, die zollfrei eingehen dürfen: so Kaffee, Zucker, rohe Häute u. dgl., bestimmt aber gleichzeitig, daß diese Zollfreiheit nur für die Produkte derjenigen Länder gelten soll, die den landwirthschaftlichen und anderen Produkten der Vereinigten Staaten keine „unbilligen Zölle" oder andere Lasten auflegen. Die Schutzzölle der anderen Staaten Amerikas sollen sich nur gegen Europa, nicht gegen die Union richten.

Ob und inwieweit diese Bestrebungen, die verschiedenen amerikanischen Märkte zu günstigen Absatzgebieten für die Exportindustrie der Vereinigten Staaten zu gestalten, Erfolg haben werden, ist ungewiß. Im günstigsten Fall muß es eine Reihe von Jahren dauern, bis diese Erfolge zu Tage treten können.

Die Lasten, die die Erhöhung des Schutzzolls mit sich bringt, müssen sich dagegen unmittelbar fühlbar machen und sie dürften die Arbeiter und Bauern, soweit sie Illusionen bezüglich der Wirkungen dieser Erhöhung gehegt, bald eines Besseren belehren*).

Selbst wenn die jetzige Wirthschaftspolitik der Republikaner den Erfolg haben sollte, die schutzzöllnerischen Regierungen und Parlamente Europas mürbe zu machen und zu veranlassen, ihre Lebensmittelzölle zu verringern und dadurch wieder ein freundschaftlicheres Verhältniß mit den Vereinigten Staaten anzubahnen, so würde das die Getreide- und Fleischpreise in Amerika nur unbedeutend beeinflussen. Der weitaus bedeutendste Abnehmer der amerikanischen Landwirthschaft würde ja doch nach wie vor England bleiben, dort gehen aber die amerikanischen Produkte heute schon zollfrei ein.

Den Hauptprofit aus einem Steigen der Korn- und Fleischpreise würden aber auch nicht die kleinen Farmer, sondern die Großgrundbesitzer, die Eisenbahnmagnaten und die Spekulanten machen, die den Kleinbauern beherrschen und ihm ihre Bedingungen vorschreiben. Die Hauptursachen, die die Noth der amerikanischen Bauern verursachen, bleiben nach wie vor bestehen; die Erweiterung des Absatzmarktes könnte sie höchstens vorübergehend ein wenig lindern. Aber auch das ist nicht zu erwarten, denn in den Schutzzollstaaten Europas macht man noch keine Miene zu einer ausgiebigen Verminderung der Lebensmittelzölle. Dagegen lastet jetzt schon drückend auf dem amerikanischen Bauern die Vertheuerung seiner Werkzeuge, Kleider u. s. w. durch das Mac Kinley-Gesetz.

Da darf man wohl erwarten, daß Diejenigen unter ihnen, die bisher schon freihändlerisch gesinnt waren, jetzt mit verdoppelter Kraft gegen den Schutzzoll auftreten werden; daß ein großer Theil Derjenigen, der seine Hoffnungen auf die chauvinistische Kampfespolitik der republikanischen Wirthschaftsreformer gesetzt, enttäuscht von ihnen sich abwendet.

Erheblicheren Zuzug, als aus den Reihen der Farmer, scheinen die Schutzzöllner 1888 aus den Reihen der industriellen Lohnarbeiter erhalten zu haben.

---

*) Während wir dies schreiben, treffen Nachrichten über die Siege der Demokraten bei den jüngsten Wahlen ins Repräsentantenhaus ein, die annehmen lassen, daß die Ernüchterung noch rascher gekommen ist, als wir erwartet.

Digitized by Google

Aber auch diese dürften jetzt als einzige erhebliche Folge der Erhöhung der Zölle eine Verschlechterung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen empfinden; diese Erhöhung führt also gerade das herbei, was sie nach der Meinung der schutzzöllnerischen Arbeiter verhindern sollte. Wohl wird den billigen Produkten der schlecht bezahlten und überarbeiteten Proletarier Europas der Eintritt verwehrt, nicht aber diesen selbst. Sollte die Einfuhr von Waaren aus Deutschland, Oesterreich ꝛc. nach den Vereinigten Staaten wirklich erheblich sinken, so dürfte in entsprechendem Maße die Einfuhr von Lohnarbeitern aus diesen Gebieten steigen. Der Arbeiter, der bisher in Europa für den amerikanischen Markt gearbeitet hat, wird, wenn ihm dies unmöglich gemacht ist, darnach trachten, es in Amerika selbst zu thun.

Die Konkurrenz der ausländischen Arbeitskräfte wird also durch den Schutzzoll nicht verhindert; dagegen aber vermindert der Schutzzoll die Konkurrenz der Unternehmer untereinander und begünstigt die Bildung von Ringen und Trusts. Das Monopol in einem Industriezweig bedeutet aber nicht blos für die Konsumenten, sondern auch für die Arbeiter eine erhebliche Schwächung ihrer Widerstandskraft gegenüber den betreffenden Ausbeutern, denen sie an Händen und Füßen gebunden überliefert werden. Und als Entschädigung für diese Fesselung bietet der Schutzzoll den Arbeitern die Vertheuerung ihrer wichtigsten Lebensmittel!

Diese Vertheuerung werden die amerikanischen Arbeiter bitter genug empfinden und sie wird ihnen wohl den Blick schärfen dafür, daß ihnen die größte Gefahr für ihre Lebenshaltung und Unabhängigkeit nicht von den Proletariern des Auslands, sondern von den Kapitalisten des Inlands droht.

Indem das Mac Kinley-Gesetz in einem Lande, dessen Industrie zum Freihandel reif geworden ist, den Schutzzoll auf die Spitze treibt, muß es auch dessen Absurdität und Unerträglichkeit auf die Spitze treiben, so daß seine Wirkung wohl darauf hinauslaufen wird, den Sturz des Schutzzollsystems zu beschleunigen, das sonst vielleicht nur langsam abgebröckelt wäre.

Ob daraus direkt nur die freihändlerischen Demokraten oder auch die Sozialisten Vortheil ziehen werden, darüber erlauben wir uns kein Urtheil. Indirekt aber wird und muß schließlich gerade die Sozialdemokratie aus der Beseitigung der amerikanischen Schutzzollpolitik den größten Nutzen ziehen. Das glauben wir mit Bestimmtheit sagen zu können, trotz der Reserve, die ein europäischer Beobachter in der Beurtheilung der so eigenartigen amerikanischen Verhältnisse sich auferlegen muß.

Aehnlich den englischen Arbeitern haben auch die amerikanischen — allerdings aus anderen Gründen — bis vor Kurzem eine Art Aristokratie im internationalen Proletariat gebildet. Sie waren demselben gegenüber eine privilegirte Klasse und als solche konservativ. Die Hauptgrundlage dieser bevorzugten Stellung bildete die große Menge unbebauten Bodens, der noch nicht in Privateigenthum übergegangen war und Leuten, die den Landbau verstanden und fleißig waren, mit Leichtigkeit die Gründung einer selbständigen Existenz ermöglichte. Daneben hat unleugbar auch der Schutzzoll eine Zeit lang mit beigetragen, daß die Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters im Allgemeinen eine höhere geblieben ist, als die des europäischen. Die Menge freien Bodens bewirkte, daß der Zuzug vom Land zur Stadt viel geringer war als in Europa, ja daß er mitunter mehr als aufgehoben wurde durch die Wanderung von der Stadt aufs Land; während dieser Umstand auf Einschränkung des Angebots von Arbeitskräften in der Industrie hinwirkte, entfaltete sich diese gleichzeitig rasch, seitdem der Zollschutz ihr zu Theil geworden, und die Nachfrage nach Arbeitskräften wuchs dem entsprechend.

Digitized by Google

Die Einführung arbeitsparender Maschinen und namentlich die Einwanderung aus Europa kam in dieser Klemme den Unternehmern zu Hilfe, aber doch nicht in dem Maße — die Mehrheit der Einwanderer waren Bauern, nicht Industriearbeiter — um die den Arbeitern günstigen Tendenzen gänzlich aufzuheben. Dank diesen Eigenthümlichkeiten fühlte sich der amerikanische Arbeiter als ein dem europäischen Proletarier überlegenes Wesen: für diesen mochte der Sozialismus gut sein, er selbst bedurfte seiner nicht; er fühlte die Kraft in sich, auf eigene Faust unter den bestehenden Verhältnissen sein Glück zu machen.

Seit einem Jahrzehnt ist diese Zuversicht im Schwinden. Die Landwirthschaft wird von Jahr zu Jahr weniger fähig, rasch neue, zuschüssige Arbeitskräfte aufzunehmen. An manchen Stellen beginnt sie schon, wie seit langem in Europa, solche in größerem Maßstabe an die Industrie abzugeben. Die Zustände ähneln immer mehr und mehr den europäischen. Und der Schutzzoll, der jetzt aus einem Förderungsmittel zu einem Hemmniß der weiteren Entwicklung der Industrie wird, hört in Folge dessen auch auf, der Arbeiterklasse der Vereinigten Staaten eine bevorzugte Stellung zu sichern. Nur in der Tradition und Illusion spielt er noch diese Rolle.

Fällt jetzt der Schutzzoll, der immer unerträglicher und unvereinbarer mit der ökonomischen Entwicklung der Union wird, dann fällt er für immer, dann wird die Frage, ob Schutzzoll, ob Freihandel, bald die amerikanischen Arbeiter ebensowenig mehr beschäftigen, wie sie die englischen beschäftigt; dann hört aber auch die traditionelle Parteipolitik auf und es wird Raum geschaffen zu neuen Parteibildungen. Dann hat die Sozialdemokratie eine ganz andere Aussicht als bisher, Einfluß auf die Massen zu erlangen. Die Industrie der Vereinigten Staaten hört auf, eine eigenartige, bevorzugte zu sein, sie und ihre Arbeiter nehmen keine Ausnahmestellung mehr ein. Sobald Amerika in die Reihe der Nationen eintritt, die für den internationalen Markt arbeiten, tritt seine Arbeiterklasse ein in die internationale Arbeiterbewegung. Sobald der amerikanische Arbeiter nicht mehr im Schutzzoll sein Heil sieht, verfällt er unfehlbar dem Sozialismus.

Der Fall der Sklaverei, die Niederlage der Demokraten, machte in den Vereinigten Staaten die Bahn frei für eine selbständige Arbeiterbewegung*). Der Fall des Zollschutzsystems, die Niederlage der Republikaner, wird die Bahn frei machen für den Sozialismus in der Arbeiterbewegung.

Aber der Fall der Schutzzölle in den Vereinigten Staaten muß nicht blos innerhalb derselben, sondern auch in allen Industriestaaten Europas die weittragendsten Folgen nach sich ziehen.

In Bezug auf die voraussichtlichen Wirkungen des Mac Kinley-Gesetzes, selbst wenn es die nächste Präsidentenwahl überleben sollte, vermögen wir freilich nicht so schwarz zu sehen, wie unsere Industriellen und deren Presse. Die Fabrikanten ebenso wie die Großgrundbesitzer sind nur zu schnell bereit, wegen jeder Unannehmlichkeit, die ihnen passirt, ein gewaltiges Geschrei anzustimmen und ihre Nothlage in den rührendsten Tönen zu schildern, um aus derselben im vollsten Sinne des Wortes Kapital zu schlagen. Die deutsche Industrie ist der amerikanischen nicht so sehr überlegen, daß nicht schon der bisherige Zollschutz genügt hätte, sie fast völlig vom amerikanischen Markt fern zu halten. Wenn dies nicht geschah, so ist dies hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß Deutschland nach den Vereinigten Staaten nicht große Stapelartikel exportirt, sondern

*) Marx, Kapital I, S. 305, 306 (2. Aufl.).

Digitized by Google

Spezialitäten, zu deren Produktion in Amerika entweder die Vorbedingungen fehlen oder die Luft: Es ist den Amerikanern nicht der Mühe werth, sich auf so beschränkte Produktionsgebiete zu werfen. Daran wird das Mac Kinley-Gesetz wenig ändern.

Die Industrie im Ganzen und Großen ist ein höchst zäher und anpassungsfähiger Organismus, sie wird sich auch in die durch das Mac Kinley-Gesetz geschaffene Situation zu schicken wissen. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß diese Anpassung ohne Opfer vor sich gehen wird. Wir haben im Eingang dieses Artikels darauf hingewiesen, daß jede tiefgreifende Aenderung in den ökonomischen Verhältnissen, welcher Art immer sie sei, eine Reihe nicht genügend kapitalkräftiger Unternehmungen matt setzt, die nicht im Stande sind, die mit der Anpassung an die geänderten Verhältnisse verbundenen Kapitalsauslagen zu tragen. Die Einführung des Freihandels in den Vereinigten Staaten wäre dort sicher manchem Unternehmen verhängnißvoll geworden; so wird die Erhöhung ihrer Schutzzölle manches Unternehmen in Europa ruiniren. Das Werk des Herrn Mac Kinley hilft mit, die Proletarisirung des Mittelstandes in Europa zu beschleunigen; es wird vielleicht auch beitragen zum Untergang der Hausindustrie. Das sind unter den heutigen Verhältnissen Vorgänge, die für die Betroffenen viel Elend und Noth im Gefolge haben; aber Elend und Noth, der Untergang einzelner Unternehmungen und ganzer Industriezweige schließen in der kapitalistischen Produktionsweise bekanntlich ein Gedeihen der Industrie im Allgemeinen nicht aus.

Das Mac Kinley-Gesetz bedeutet für Europa allerdings Vermehrung des Proletariats, Verschärfung der Klassengegensätze, aber keineswegs nothwendiger Weise eine erhebliche Schädigung der Industrie. Ja, man könnte fast sagen, die europäischen Industriellen, wenn sie nicht eine so kurzsichtige, von der Hand in den Mund lebende Klasse wären, sollten nichts eifriger wünschen, als die Aufrechthaltung des Mac Kinley-Gesetzes, die dauernde Herrschaft der Schutzzöllner in der Union. Der amerikanische Schutzzoll verschließt den europäischen Industriellen einen Markt; aber er lähmt auch einen ihrer gefährlichsten, vielleicht ihren gefährlichsten Konkurrenten. Gehen die Vereinigten Staaten heute zum Freihandel über, so bedeutet das eine ökonomische Revolution, deren Anfänge für die Kapitalisten Europas sehr profitabel sein dürften, die aber bald darauf hinauslaufen wird, daß der Yankee auf allen neutralen Märkten als mächtiger, vielleicht übermächtiger, Konkurrent auftritt.

Die amerikanische Industrie besitzt Hilfsquellen, wie kaum eine Europas. Ohne hemmende und kostspielige Ruinen aus der Feudalzeit, ohne jene Traditionen aus der Zeit der aufstrebenden Bourgeoisie, die heute, im Verein mit moderner Technik und moderner Wehrpflicht, als nationale und handelspolitische Gegensätze Europa in ein ungeheures Heerlager verwandeln und seine Produktivkraft lähmen, vereinigt die Union alle Vortheile einer aufs höchste entwickelten kapitalistischen Produktion mit denen eines jungfräulichen, noch nicht ausgebeuteten Landes. Sie besitzt eine Arbeiterklasse, die an Leistungsfähigkeit mit jeder anderen sich messen kann; eine Klasse von Technikern, die an Erfindungsgeist und Kühnheit nirgends übertroffen wird; eine Kapitalistenklasse, die an Energie, Rücksichtslosigkeit und Kapitalreichthum jeder anderen überlegen ist. Sie erzeugt die billigsten Lebensmittel, die besten Rohstoffe in riesenhaften Quantitäten. Und der heißeste Wunsch der europäischen Industriellen geht dahin, ein so furchtbarer Konkurrent möge seiner Fesseln sich entledigen, die ihn hindern, seine volle vernichtende Kraft zu entfalten — blos, weil während der kurzen Spanne Zeit, die er zum Ablegen der Fesseln braucht, ein kleines Geschäftchen in Aussicht steht!

Digitized by Google

Die Anwälte der heutigen Gesellschaftsordnung glauben, einen ganz besonderen Trumpf auszuspielen, wenn sie die materielle Sicherung der Nachkommenschaft für eine der schönsten Seiten des Privateigenthums und Erbrechts erklären. Es müsse einem Jeden ermöglicht sein, ein Kapital ansammeln und vererben zu können, damit er seine Kinder gut versorgt wisse. Die Sorge um die Nachkommenschaft mache die Akkumulation von Kapital zu einer die höchsten Tugenden erweckenden Beschäftigung.

Wir wollen nicht untersuchen, ob dem einmal so gewesen. Auf jeden Fall verhält es sich heute ganz anders damit. Die Akkumulirung von Kapital wird heute in immer größerem Maße nur noch möglich durch Gefährdung der Zukunft, auf Kosten der Sicherheit und des Glücks der Nachkommenschaft. Was immer der einzelne Kapitalist wünschen mag, das Gebahren der gesammten Kapitalistenklasse läuft immer mehr auf nichts anderes hinaus, als auf wahnsinnige Untergrabung der Stützen der bestehenden Produktionsweise.

Das zeigt auch deutlich die Handelspolitik der kapitalistischen Nationen. Im 17. und 18. Jahrhundert trachteten sie danach, sich mit allen, oft höchst unsaubern Mitteln, die fremden Märkte für ihre Waaren zu öffnen, gleichzeitig aber auch jeden Versuch des Auslands, diese Waaren selbst zu produziren, im Keime zu erdrücken, wo immer es möglich war. In den Kolonien wurde jede Industrie aufs strengste verboten. Die Auswanderung geschickter Arbeiter, die Mittheilung einheimischer Produktionsmethoden, die Ausfuhr von Maschinen war strengstens untersagt. Darin lag Methode, Sorge für die Zukunft; man wollte sich keine Konkurrenten großziehen.

Anders heute. Die Eröffnung fremder Märkte zum Absatz von Waaren, die direktem Konsum dienen, geht nicht mehr so rasch, wie die Entwicklung der Produktion in den kapitalistischen Ländern. Seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre schien es immer mehr, als sei die Ueberproduktion eine ständige, die wirthschaftliche Stagnation eine chronische. Aber noch einmal kam ein Aufschwung. Eine Reihe ehemaliger überseeischer Absatzmärkte Europas ist nach und nach so weit gekommen, eigene kapitalistische Industrien zu bilden, sich von Europa ökonomisch emanzipiren zu können; so Theile von Südamerika, Südafrika, Ostindien, Australien. Vor hundert Jahren hätten die Kapitalisten der alten kapitalistischen Nationen ein solches Beginnen mit allen Mitteln, wenn es sein mußte, mit Feuer und Schwert, unterdrückt. Jetzt dagegen überbieten sie sich an Eifer, den neuaufstrebenden Nationen zu ihrer wirthschaftlichen Emanzipation behilflich zu sein, blos, weil dabei für einzelne von ihnen ein Profit herausschaut. Sie überschütten sie mit Kapitalien, so daß diese über Hals und Kopf in die kapitalistische Produktion hineinspringen, Eisenbahnen, Fabriken, Bergwerke anlegen können.

Der wirthschaftliche Aufschwung der letzten Jahre, der jetzt zu seinem Ende gekommen zu sein scheint, war zum Theil dem Aufschwung des Militarismus, also der Großziehung des Staatsbankerotts geschuldet, zum Theil aber eine Folge der überstürzten Großziehung neuer Konkurrenten für die ohnehin schon bedrängte Industrie und Landwirthschaft Europas durch europäisches Kapital. Ist das nicht wahnsinnig? So kann nur eine Klasse handeln, die an ihre eigene Zukunft nicht mehr glaubt, der es nicht um Sicherung ihrer Nachkommenschaft zu thun ist, sondern blos um die Ausbeutung des Augenblicks, welches immer die Folgen sein mögen.

Von ebenso kurzsichtiger Habgier zeugt es, wenn die europäischen Fabrikanten den Sieg des Freihandels in den Vereinigten Staaten herbeiwünschen. Aber

Digitized by Google

was will man von einer Klasse erwarten, die überall Raubbau treibt, durch Waldverwüstung sich bereichert, um ihren Nachkommen kahle Felsen zu hinterlassen, die den Arbeitern das Mark aus den Knochen schindet, unbekümmert um die Verkommenheit des Geschlechts, das sie hinterläßt, die Militarismus und Staatsschulden großzieht und mit offenen Augen den Staat dem Bankerott zutreiben läßt — Alles angeblich zur Sicherung der Nachkommenschaft!

Die einzige wirkliche Sicherung der kommenden Generation bildet die Widerstandsfähigkeit des Proletariats gegenüber dem Kapital und die Einführung sozialistischer Maßregeln, zu denen es drängt. Das Kapital kann der kommenden Generation nicht mehr die Zukunft sichern. Sein Motto ist das der Pompadour geworden: Nach uns die Sintfluth!

Literarische Rundschau.

Dr. P. F. Aschrott, **Die amerikanischen Trusts** als Weiterbildung der Unternehmerverbände. (Braun's Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, II. Bd. S. 383—418). Auch separat erschienen. Tübingen, Laupp 1889.

Dr. Bruno Schönlank, **Die Kartelle.** Beiträge zu einer Morphologie der Unternehmerverbände. (Braun's Archiv III. Bd. S. 489—538.)

Die Literatur über die großen Kapitalsverbände, welche in den verschiedensten Produktionszweigen mehr und mehr an die Stelle der konkurrirenden Einzelunternehmungen treten, schwillt auch in Deutschland von Tag zu Tag an. Von allen hierhergehörigen Arbeiten darf man aber die von Aschrott und Schönlank als die instruktivsten bezeichnen, und es sei uns daher gestattet, sie hier besonders hervorzuheben.

Was Herr Brentano über die Kartelle zu sagen wußte — erst in seinem Vortrage in der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe und dann in seiner berüchtigten Leipziger Antrittsrede — hielt sich nur in den allgemeinsten Umrissen und kam über leichtfertige Zukunftsspekulationen und unbestimmte Analogien mit der Vergangenheit, mit mittelalterlicher Zunftverfassung und Preisregulirung, nicht hinaus. Auch die Wasserrab'sche Schrift über „Soziale Politik im Deutschen Reich" hätte ruhig ungeschrieben bleiben können und man hätte über das Wesen der Kartelle noch ebenso viel oder wenig gewußt — ganz abgesehen davon, daß die aufdringliche Art, in der Herr Wasserrab der Sozialreform und dem Großkapital mit gleichem Eifer zu dienen sucht, nicht nur seiner wissenschaftlichen Bildung ein schlechtes Zeugniß ausstellt. Die ältere Schrift des Professors Kleinwächter (Die Kartelle, 1883) zeichnet sich vollends nur durch das aus, was Herr Kleinwächter alles nicht weiß, weil sich die Unternehmer damals noch hartnäckig ausschwiegen über ihre Preis- und Produktions-Vereinbarungen. Nur als Zeichen des beginnenden und immer weiter fortschreitenden allgemeinen Stimmungsumschlages waren diese Lobreden auf die Kartelle als Ueberwinder der freien Konkurrenz und als höhere Produktionsformen der Zukunft bedeutsam; eingehende Aufschlüsse über ihre Entwicklung und wissenschaftliche Zergliederung ihres Wesens sucht man bei ihnen vergeblich.

Seitdem hat sich freilich auch das Material ganz anders gehäuft: Die Betheiligten haben selber mehr und mehr alle Geheimthuerei abgeschüttelt, die sie früher für nothwendig befanden; wir haben Fachzeitschriften (so besonders die Berliner „Industrie" und das Wiener „Handelsmuseum"), die regelmäßig in jeder Nummer über „Kartellwesen" berichten; wir haben die Enqueten der Vereinigten Staaten und Canadas über „trusts" und „combinations", so daß dem wissenschaftlichen Beobachter ein ganz anderes Feld der Thätigkeit erschlossen ist wie früher. Das nimmt aber der Bedeutung der erstmaligen Bearbeitung und Zusammenfassung dieses Materials nichts.

Schönlank unterscheidet vier Entwicklungsstufen der Kartelle, die sich ja auch ganz natürlich aus den heutigen Produktions- und Absatzverhältnissen ergeben. Erst vereinbaren die Produzenten, um einem ruinösen gegenseitigen Preisdruck zu entgehen, die Einhaltung

Digitized by Google

bestimmter Preise bei Lieferungen oder eine bestimmte Einschränkung der Produktion. Bald erkennt man, daß beide Vereinbarungen zusammen gehören, wenn man erfolgreich vorgehen will: die Preise sind nicht zu halten, wenn die Produktion weiter ungezügelt bleibt, man regulirt also Preise sowie Waarenerzeugung gemeinsam auf längere Zeit. Hier unterliegen die Unternehmer zwei Beschränkungen: für die Preise ist ihnen eine Minimal-, für die Produktion eine Maximalgrenze gezogen, innerhalb dieser Schranken aber ist ihre Bewegung noch immer eine freie, sie können produziren und absetzen wie sie wollen, sie können sich daher auch recht wohl noch auf den gleichen Absatzgebieten als kämpfende Konkurrenten treffen. Die Mängel dieser Form nöthigen zu einer neuen Erweiterung des Programms: man vertheilt die Absatzgebiete und errichtet gemeinsame Verkaufsstellen, von denen aus der Absatz gemeinsam erfolgt. Der Einzelbetrieb ist hier bereits vollständig abhängig von der Koalition, ohne die er nichts abzusetzen vermag, die Verkaufs-Zentralstelle ist — formell oder nicht — sein einziger Auftraggeber, und so haben wir nur noch einen Schritt bis zum vollkommenen „Trust", wo der Einzelbetrieb in jeder Beziehung zu einer Abtheilung der Zentralstelle wird, indem man die Aktien sämmtlicher Unternehmungen zusammenfaßt, die Profite aller Etablissements in einen Fonds vereinigt und alle früher konkurrirenden Werke zu einem Riesenunternehmen verschmilzt. Der Einzelunternehmer hat jede Selbständigkeit verloren, er ist der Beamte oder der bloße Pensionär dieses vollendeten Kartells geworden.

Man sieht auf den ersten Blick, daß an dieser ganzen Entwicklung nichts künstlich Gemachtes ist, sondern daß sie das natürliche und darum unvermeidliche Produkt bestimmter Entwicklungsstufen der kapitalistischen Wirthschaft ist. Schönlank weist daher mit Recht die freihändlerischen Uebertreibungen zurück, als habe das Schutzzollsystem die Preiskartelle und die Koalitionen des Kapitals geschaffen und als würden alle diese künstlichen Schöpfungen mit dem Schutzzollsystem wieder zusammenbrechen. Die Schutzzölle haben ja zweifellos die Kartellirung erleichtert, indem sie für die Produzenten einer Nation nach außen hin eine Sonderstellung schufen und innerhalb dieses abgegrenzten Kreises eine Verständigung erleichterten, aber nach ihrem Falle würden zweifellos nur die internationalen Fabrikantenassoziationen mehr und mehr an die Stelle der heute noch weniger ausgedehnten Verbände treten. „Die Vorgänge im Vereinigten Königreich, wo Syndikate, Investment-Trusts und andere Vereinigungen sich zur Genüge finden, und weiter die Existenz der internationalen Kartelle sprechen gegen eine Auffassung, welche die Veranlassung mit der Ursache, das Sekundäre mit dem Ursprünglichen verwechselt." — Die Mißerfolge der Kartelle in Einzelfällen beweisen auch nichts gegen ihre Naturwüchsigkeit, weil theils die Einzelkapitalisten noch nicht hinreichend disziplinirt sind, um sich dem Kapitals-Gesammtwillen und -Gesammtinteresse genügend unterzuordnen, und weil — wie das ebenfalls nicht anders sein konnte — Anfangs in der Organisation der Kartelle manche Mißgriffe vorkamen.

Der durchaus unangreifbare allgemeine Standpunkt der Schönlank'schen Arbeit wird hiernach den Lesern klar sein und wir können uns nunmehr mit einer kurzen Andeutung des Inhalts im Einzelnen begnügen. Schönlank bespricht zunächst den Einfluß der großen Weltkrisis der 70er Jahre auf die Bildung der Kartelle, ferner die Schule, welche die Aktiengesellschaftsform hierfür gewährt; die Beförderung durch das Schutzzollsystem, die Hemmung durch wirthschaftliche und sozialpsychische Trägheitswiderstände werden geschildert und auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt. Wir erhalten dann ein Bild von der Kampfweise der Kartelle gegen außenstehende, widerstrebende Konkurrenten, des immer umfassenderen Wirkungskreises der Verbände (besonders durch das Beispiel der Staßfurter Kalikonvention), der vollständig veränderten Stellung des Einzelkapitalisten und der Einzelunternehmung. Hieran schließt sich eine kurze statistische Uebersicht der in Deutschland bestehenden Kartelle, eine Abgrenzung der Produktionskartelle gegen die vorübergehenden bloßen Spekulationsmonopole eines Handelsartikels sowie gegen ältere Gebilde, mit denen man sie häufig in Vergleich zu setzen sucht. Den Nutzen der Kartelle für den Kapitalprofit belegt Schönlank mit Zahlen, andererseits führt er aber die Behauptung, als ob sie Unerhörtes in der Schröpfung der Konsumenten leisten müßten, auf ihr wahres Maß zurück. Polizeimaßregeln verwirft er selbstverständlich — in Amerika nützen die Antitrust-Akte zu weiter nichts, als daß man neue Waffen gegen die „Kombinationen" der Arbeiter hat — er fordert nur Koalitionsfreiheit und gesetzlichen Schutz für die Arbeiter.

Digitized by Google

Die Aschrott'sche Arbeit bewegt sich in engeren Grenzen. Sie schildert, im Anschluß an die amerikanischen Enqueten, hauptsächlich die Entstehung, Verfassung und Wirksamkeit zweier großer Trusts: des Standard Oil (Petroleum-) und des Sugar (Zucker-) Trust; von letzterem theilt er den Wortlaut der Vereinbarung mit. Aber gerade diese spezielle Darstellung giebt der Schrift ein besonderes Interesse und wir bedauern nur, aus Rücksichten auf den Raum von einer eingehenderen Wiedergabe Abstand nehmen zu müssen.

Aschrott sieht auf Grund der amerikanischen Erfahrungen „die Konzentration der Unternehmungen bei einer energischen und thatkräftigen Leitung vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus nur als nützlich und heilsam an"; „die kleinen, selbständigen Unternehmer verschwänden so wie so in dem natürlichen Laufe der Dinge und der „Staat" werde schon für eine gute „Aufsicht" Vorsorge treffen, daß sich die Leiter derartiger Riesenunternehmungen der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit voll bewußt bleiben, insbesondere auch nach der Richtung hin, daß sie in Beziehung auf die von ihnen abhängigen Arbeiter öffentliche Interessen zu berücksichtigen haben. . . . Unter dieser Garantie wird eine Konzentration der Unternehmungen einer weiteren Durchführung der im Deutschen Reiche eingeleiteten sozialen Reformen eine wirkliche Stütze gewähren können." Das heißt denn doch, eine sehr zwieschlächtige Entwicklung gar zu harmlos auffassen. Soweit das Kapital sich zu Riesenverbänden zusammenschließt, wird es sich wahrlich nicht mehr und mehr „vom öffentlichen Pflichtbewußtsein durchdringen" lassen, sondern in immer wachsendem Maße seine Macht fühlen und gebrauchen lernen, zur Unterdrückung der Arbeiter, zur Hemmung jeder Reform, zur Fälschung der öffentlichen Meinung, zur Beherrschung der Gesetzgebung. „Starke Schultern" bekommt wohl der Unterdrückte, aber nicht der Herrschende zum „Lasten auf sich" nehmen". Nach dieser Seite hin sind also die Kartelle zweifellos Hemmnisse der Hebung der Arbeiterklasse. Aber so lange Klassengegensätze existiren, hat fast jede Entwicklung nach oben und nach unten hin ganz verschiedene Gesichter, und was nach oben hin wachsende Macht und drohende Uebergriffe des Kapitals heißt, heißt nach unten hin wachsende Konzentration und engere Verbindung, tägliche Schulung und leichtere Erfassung und Aufklärung des Proletariates. Wie der seit ihrem Bestehen währende Kampf zwischen den beiden Klassen in den weiteren einzelnen Stadien künftig verlaufen mag, wer wollte das heute zu sagen sich vermessen! Daß er mit dem vollständigen Siege der Arbeiter *enden* muß, ist zweifellos. Was an Fortschritten bereits zwischen diesem letzten Ziele und der Gegenwart liegen wird, das wird nicht das „*Gewissen*" der Herrschenden, sondern *gegen* die herrschende und immer enger verbündete Klasse die *Macht* des immer mehr anschwellenden und immer fester zusammengefügten Proletariats geschaffen haben.

Wir bekämpfen also die Kartelle nicht, obwohl sie die Macht des Kapitals stärken, weil sie nothwendige Produkte der historischen Entwicklung sind — aber wir fürchten sie auch nicht, weil sie uns die zersplitterten Massen der Arbeiter organisiren und diese noch ganz anders zu einer Macht heranziehen. Den heutigen „Staat" nehmen wir nur soweit in Anspruch, als er die Arbeiter im politischen und wirthschaftlichen Gebrauche ihrer Macht nicht hemmen soll — denn wenn wir auf seine „Aufsicht" und „Kontrole" bauen wollten, so würden wir wohl bald finden, daß wir den Bock zum Gärtner gemacht haben. —ms.

Notizen.

Zum Jubiläum eines vergessenen Liedes. Ein Freund der „Neuen Zeit" schreibt uns: Im Anschlusse an den Artikel über Becker's Rheinlied dürfte für die Leser Ihres Blattes der Hinweis von Interesse sein, daß *Alfred de Musset* das einst populäre Lied ins Französische, allerdings in Prosa übersetzt und eine poetische Entgegnung verfaßt hat. Musset's Gedicht ist betitelt: „Le Rhin allemand, réponse à la chanson de Becker". Es beginnt mit der sich wiederholenden Strophe: „Nous l'avons eu vôtre Rhin allemand", und wird besonders in den letzten Versen recht bitter. So ruft M. den Deutschen zum Schlusse zu, wenn der Rhein ihnen gehöre, so möchten sie doch ihre Livrée darin waschen, im übrigen aber sich davor hüten, durch bacchantische Gesänge die Todten aus ihrem Schlafe zu wecken.

Die Wirkung des Becker'schen Liedes, diesseits wie jenseits des Rheins, zeigt sich in

Digitized by Google

der gereizten Antwort eines sonst so liebenswürdigen Dichters, wie Alfred de Musset es war, der fern von allen chauvinistischen Gefühlen ein aufrichtiger Verehrer der deutschen Literatur gewesen ist. L. C.

Die Altersversicherung auf Island. Auch die arktische Zone hat jetzt ihre Sozialreform. Einem Gesetz vom 11. Juli d. J. zu Folge ist jede Person zwischen 20 und 60 Jahren, die im Dienste eines Andern steht, verpflichtet, sich zu versichern. Der jährliche Versicherungsbeitrag beläuft sich für Männer auf 1 Krone (etwas über 1 Mark), für Frauen auf 30 Oer (etwas über 30 Pf.). Jeder Hausvater bezahlt für alle Abgabenpflichtigen, welche sich in seinem Hause während des Jahres aufhalten; er ist berechtigt, den Betrag vom Lohne abzuziehen. Das Gesetz gilt auch für Kinder, welche bei ihren Eltern arbeiten, sowie für Taglöhner. Die eingezahlten Beträge werden zur Verzinsung in eine Sparbank gelegt; während der ersten zehn Jahre nach Errichtung einer Unterstützungskasse ist die ganze Jahresabgabe, sowie der gesammte Zinsertrag zum Kapital zu schlagen. Später wird nur die Hälfte der Prämien und Zinsen dem Kapital zugefügt, während die andere Hälfte an schwache und altgewordene Bedürftige vertheilt werden soll, die in der Gemeinde heimatberechtigt sind und keine Armenunterstützung genießen. Deren Zahl muß nicht zu gering sein, wenn man es für nothwendig hält, sie eigens zu versichern. Es scheint also selbst im Lande der Edda schon das Proletariat zu gedeihen.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Drittes Kapitel.

Auf der Rousseau-Insel.

Diesmal war zu allgemeiner Freude nicht unmittelbar vor dem Eisfest Thauwetter eingetreten, sondern es konnte Alles seinen programmmäßigen Verlauf nehmen.

Die Musik schmetterte und die farbigen Lampions, die in langen Bogenketten von Ast zu Ast gingen, verliehen der Rousseau-Insel mitten im nordischen Winter das Aussehen einer venezianischen Sommernacht.

Beim mondscheinfarbenen, hellen Licht elektrischer Lampen wogte eine zur Freude gestimmte Menge über die Eisfläche, die Uniformen leuchteten, knapp anliegende Sportskostüme übertrafen sie aber an Schneidigkeit, und die Toiletten der Damen nun gar waren zuweilen feenhaft! Auf Schritt und Tritt zeigten sich dem Ankömmling neue glänzende, ja sogar schöne Erscheinungen.

Cöla Dahlen ließ sich eben von einem bekannten Lebemann und Sportfex, dem Doktor Erich Waldow, die Schlittschuhe anschnallen.

Das Kostüm der Gräfin war letzte Pariser Mode und, was mehr bedeutet, sie wußte es zu tragen. Ihr unter der Federtoque sichtbar werdendes Haar war mit Goldstaub bestreut, ihre Brauen, Augenumrandungen und Lippen gemalt, ihre Wangen weiß und rosa gepudert. Sie trug über dem langen Handschuh ein Armband von grünem Emaille in Form einer sechs Mal um den Arm gewundenen Schlange.

„Nach wem starren Sie denn plötzlich, als sei's das siebente Weltwunder?" fragte die Gräfin ihren Kavalier.

„Die kleine Komtesse Feo sieht heut' aber ganz famos aus!" rief Waldow.

„Wo ist sie denn?"

Digitized by Google

„Dort geht sie mit der Gräfin Mutter. Die Andere ist nicht sichtbar."

Cöla Dahlen reckte den Hals und erwischte noch einen Schimmer des Schneeflockengewandes.

„Richtig. Sie hat ein Penchant für starke Effekte. Es nutzt ihr blos nischt." (Cöla befleißigte sich einer ziemlich nachlässigen Sprechweise.) „Ich hab' ihr neulich erst, als ich mich langweilte, ihren Anbeter abspenstig gemacht; noch dazu in ihrem eigenen Hause."

Der Doktor lachte hell auf. „Gnädigste Gräfin sind wirklich unbezahlbar! Wer ist denn der Ueberläufer, wenn man fragen darf?"

„Natürlich darf man fragen; die Antwort können Sie sich aber allein geben, Sie Heuchler. Da kommt er ja gerade!"

„Prinz Friedrich?"

„Ja. Denken Sie sich blos, das Gänschen hat sich eingebildet, der würde sie heirathen. Der! Er müßte ja gerade verrückt geworden sein. Die Feo Werdenried ist doch gewiß nicht die Person, um die man eine Fürstenkrone bez. Thronfolge aufgäbe. Wenn der Prinz überhaupt 'ne Mesalliance macht, dann muß die Frau wenigstens einige Millionen mitbringen. Für nischt is nischt."

„Gnädigste Gräfin sprechen in der That wie ein Geschäftsmann", meinte Waldow lachend.

„Ich spreche, wie ich denke, voila tout. Mit Aufrichtigkeit macht man heutzutage, meiner Erfahrung nach, am meisten Effekt, weil Alles so grenzenlos verlogen ist. Aber ich nehme mir nicht die Mühe zu lügen, und das verblüfft. Jetzt passen Sie 'mal auf, Waldowchen! Die Feo hat sich nur so theatralisch herausgeputzt, um ihren schönen Ungetreuen wieder an sich zu locken. Ihre Schwester, die gutmüthige Asta, ist mit im Bunde und bleibt zu Hause, um dem süßen Feochen freies Spiel zu lassen. Das wäre nun allerdings nicht nöthig, denn die gute Asta, die ich, beiläufig gesagt, sehr gern habe, hat für die Herren 'mal gar nichts Anziehendes."

„Werden Sie denn der Komtesse den Prinzen heute überlassen?" erkundigte sich mit lachenden Augen der Doktor.

„I wo wer' ik denn?!" rief Cöla, über diese Zumuthung ordentlich entrüstet. „Mag doch Jede für sich selbst sorgen. Sie kann ja versuchen, ihn mir durch ihren den Modemagazinen entnommenen Liebreiz wieder zu entreißen. Wenns ihr glückt, laß' ich ihn laufen. Aber dem eitlen kleinen Balg auch noch helfen, — na, hören Se, wenn Sie mich je im Leben auf so viel Edelmuth ertappen, dann können Sie dreist 'nen Kranz zu meinem Sarg bestellen. Den werden Sie mir doch wohl spendiren, wie?"

„Und ob, Gräfin! Einen Distelkranz à la Makart."

Sie schlug ihn mit ihrem Muff. „Disteln sind für Esel. Die können Sie behalten. Aber jetzt holen Sie mir 'mal den Prinzen her, damit ich ihn informire. Rasch, bitte!"

Der Doktor entfernte sich dienstbereit und der Prinz kam.

„Mein Gott, Hoheit, wie lassen Sie auf sich warten!" rief Cöla, die noch auf der Holzbank saß, und streckte ihm dabei gnädig die Hand mit dem Schlangenarmband entgegen.

„Ich müßte, um allen meinen liebenswürdigen Gönnerinnen zu genügen, meine Dienste derart zersplittern, daß sie werthlos würden", sagte der Prinz, indem er ihre Hand ergriff und die Dame in die Höhe richtete.

„Wenn Sie es freilich mit Allen halten wollen", entgegnete Cöla schnippisch, „dann kaufe ich mir von vornherein nichts für Ihre Freundschaft."

Digitized by Google

Prinz Friedrich, der seinem Aeußeren nach ein hübscher, dunkelblonder Offizier war, wie Andere mehr, erfreute sich wirklich einer großen Beliebtheit, sowohl bei den Damen, als bei den Herren. Was man an ihm so gern hatte, wußte eigentlich Niemand recht zu sagen; aber alle Welt interessirte sich für ihn und fand ihn charmant.

„Haben Sie Ihre alte Flamme gesehen?“ fragte Cöla.

„Welche?“ fragte mit unschuldigem Gesicht der Prinz.

„Ich meine natürlich Ihre diesjährige offizielle, Feo Werdenried.“

Seine Augen blitzten schelmisch und er biß sich auf die Unterlippe, um das verrätherische Zucken des Mundes zu beherrschen. „Gnädigste Gräfin scherzen“, sagte er ernsthaft.

„Mit der Offiziellen? Nee, Hoheit! Das weiß ja doch alle Welt. Für nichts läßt die Gräfin Werdenried doch nicht bei jeder Gelegenheit die zukünftige, prinzliche Schwiegermama durchblicken?“

Jetzt lachte der Prinz. Er konnte die Heiterkeit nicht mehr zurückdrängen und wenn noch mehr davon abgehangen hätte! Was ihn so amüsirte, waren nicht die etwaigen Spekulationen der guten Gräfin Werdenried, — das war man ja von Müttern heirathsfähiger Töchter gar nicht anders gewöhnt, — sondern die Impertinenz und Unverfrorenheit der Dahlen.

„Hexe, die Sie sind!“ lachte er. „Aber eine von der schlimmsten Sorte!“

„Panzern Sie nur Ihr Herz heute Abend“, rieth Cöla ungerührt. „Feo läuft diesmal Sturm. Die Modistin hat wirklich das Möglichste gethan.“

Der Prinz machte auf einmal ein sehr ernstes Gesicht.

„Ich muß Ihnen bemerken, daß ich die größte Hochachtung vor der Komtesse Feo habe“, sagte er; „ich halte sie für ein gutes und vornehm denkendes Mädchen.“

Aber Cöla ließ sich nicht irre machen. „Das meint ihre Mutter gerade auch!“ bemerkte sie; „darum findet sie eben, daß sich das Töchterchen so besonders effektvoll mit der Fürstenkrone ausnehmen würde. Wenn ich mir denke, wie glatt es der guten dicken, immer obenhinaus wollenden Mama Werdenried von den Lippen gehen würde: meine Tochter, die Prinzeß! — Ich höre sie ordentlich, wie sie schmachtend ihre blöden Fischaugen verdreht und den Mund spitzt....“

„Hörbar?“ wandte der Prinz ein.

„Wie Sie wollen. Lassen Sie uns jetzt zu diesem Walzer eine Tour mit verschränkten Armen machen, Hoheit, und achten Sie auf die neidischen Gesichter der Damen, die keinen Kavalier gefunden haben. Wenn sie so Gift und Dolche blicken, die Mütter mit ihren Töchtern, das ist mir ein wonniger Anblick!“

„Sie sollten Mephistophela heißen statt Cölestine“, raunte er ihr zu.

Im Stillen nahm er sich vor, der hübschen kleinen Werdenried ganz fern zu bleiben, für den Fall, daß dem boshaften Geschwätz der Dahlen etwas Wahres zu Grunde läge. Nichts wäre ihm fataler gewesen, als durch seine harmlose Salon-Kourmacherei ernsthafte Hoffnungen zu erwecken! —

„Wer ist dort die junge Dame in Weiß?“ erkundigte sich der Legationsrath Baron von Aurange, ein erst kürzlich aus Madrid zurückgekehrter, etwas ausländisch aussehender junger Diplomat. „Beim Himmel, das ist eine entzückende Erscheinung!“

Er stand mit einigen Offizieren vor einer der Punschbuden.

„Die dort? Das ist eine Komtesse Werdenried“, antwortete man ihm.

„Noch zu haben?“

„Jawohl, Baron. Sie brauchen nur zuzugreifen.“

„Himmlische Kleine!“ bewunderte der lebhafte Aurange.

„Ich meine, die Werdenried's gehören zum ältesten Adel?“

Digitized by Google

„Das schon", sagte man ihm; „aber das fehlt."

Der Berichterstatter machte die Handbewegung des Geldauszählens.

„Schade!" rief Aurange und dann summte er vor sich hin: „Wo du nicht bist, Herr Organist?!... Schöne Mädchen ohne Geld und Familientraditionen sind zum Lieben da, und reiche Mädchen heirathet man", erklärte er; „aber arme Schönheiten von Familie sind rein zu gar nichts zu brauchen."

Man lachte, stimmte ihm bei, und nannte ihn einen Philosophen.

„Hast Du das eben gehört?" fragte Anne-Lise von Rosen ihren Vetter Kuno, mit welchem sie, langsame, schöne Bogen beschreibend, an der Punschbude vorüberglitt.

„Ja", sagte Kuno, „es klingt widerwärtig; aber in Offizierskreisen wirst Du heutzutage wenig andere Urtheile hören. Wir Lieutenants können einmal mit unserer Gage eine Frau ohne Vermögen nicht ernähren, und wir dürfen es nicht einmal versuchen."

„Ich freue mich immer wieder, daß ich von vornherein auf einen Lebenskreis verzichtet habe, in welchem arme Mädchen von Familie zu nichts zu brauchen sind!" sagte Anne-Lise. „Hab' ich nicht recht?"

„Nu natürlich! Sehr recht und noch einmal recht!" stimmte Kuno eifrig bei. „Könnt' ich nur auch, wie ich wollte! Manchmal hab' ich Lust zu den tollsten Streichen, nur um Luft zu kriegen. Das Dasein eines vermögenslosen Lieutenants, der sich nicht verkaufen mag, ist von einer trostlosen Aussichtslosigkeit! Und was das Schlimmste ist: es macht so marode! Es lähmt alle Thatkraft. Wenn ich noch ein Federheld wäre, das gäbe wenigstens eine schwache Aussicht für die Zukunft. Aber mit Tinte und Papier hab' ich nie viel anzustellen gewußt. Mir wird erst ganz wohl, wenn ich Feld- und Waldluft rieche."

Anne-Lise drückte die Hände Kunos kräftig. Sie kannte seinen Kummer so gut und sie liebte ihn so herzlich, den guten, tapferen, durch und durch ehrenhaften Menschen! Sie wußten Beide, daß sie einander lieb hatten und immer lieb haben würden und sie hätten einander längst gern geheirathet; aber es ging eben nicht und so mußten sie sich bescheiden.

„Du glaubst nicht, wie öde und wie verkehrt mir das Alles manchmal scheint!" rief er.

„Doch, ich glaub's", sagte Anna-Lise. Aber laß uns jetzt den Augenblick genießen. Er ist herrlich! Die Musik! Dies magische Licht, die schöne, klare Luft! Ah! — Ich möchte am liebsten die Mütze herunternehmen! Komm, wir wollen dort nach der Bucht, da ist es nicht so stark besetzt!"

Sie glitten weiter, Kennern der Schlittschuhkunst zur Augenweide.

„Mein Gott! Ist das nicht Feo Werdenried?" rief Eugenie Nettelboom, und ihren Kavalier ohne Form verlassend, glitt sie auf die, dem Ufer nahe Gruppe zu, die ihr den Schreckensruf entlockt hatte.

„Was ist denn passirt?" fragte sie in einem Ton, der Befehle zu ertheilen gewöhnt schien.

Man machte ihr respektvoll Platz.

Komtesse Feo lag flach ausgestreckt auf dem Eise; die Augen geschlossen, Gesicht und Lippen vollkommen farblos, sah sie aus wie eine schöne Leiche. Jemand war im Begriff auf Befehl Doktor Waldow's ihr Taille und Korsett zu öffnen, was sich als recht schwierig erwies.

„Sie ist plötzlich ohnmächtig geworden", sagte ganz verstört von Schreck der Kommerzienrath Oldesloh zu Eugenien. „Ich lief mit ihr; plötzlich ließ sie sich schwer fallen..."

Digitized by Google

„Wo mag die Gräfin Mutter sein?“ sagte, verlegen an seinem Schnurrbärtchen ziehend, ein junger Lieutenant.

„So eilen Sie doch und suchen Sie sie!“ mahnte Eugenie ungeduldig. „Und Sie, Herr Rath“, wandte sie sich an Oldesloh, „gehen Sie, bitte, rasch nach meinem Wagen und lassen Sie ihn so nah wie möglich heranfahren!“

Beide Herren entfernten sich.

„Wie ist es denn gekommen?“ fragte Jemand.

„Zu fest geschnürt, vermuthlich“, antwortete jemand Anderes.

Aber Eugenie hörte, wie Doktor Waldow einem neben ihm Stehenden lachend erzählte: „Der reine depit amoureux! 's ist nicht zu glauben, wie weit darin so Frauenzimmer gehen! Ihr Kourmacher, der Prinz Friedrich, hat sie ignorirt; das ist des Uebels ganzer Grund!“

Eugenie wandte sich mit funkelnden Augen um. „Seit wann ertheilen Sie öffentlich Informationen über die Privatangelegenheiten Ihrer Bekannten, Doktor Waldow?“ fragte sie schneidend.

Waldow blinzelte mit den Augen und verbeugte sich kühl.

„Die Komtesse hat mich nicht mit ihrem Vertrauen beehrt“, sagte er; „wer aber en public Schaustellungen giebt, pflegt auch en public bekrittelt zu werden. Oder nicht?“

Viertes Kapitel.

Katzenjammer.

Am Morgen nach dem Eisfest saßen Asta und Feo ohne ihre Mutter am Frühstückstisch, denn die Gräfin lag mit einer heftigen Migräne zu Bett.

Die Schwestern trugen alte Gesellschaftstoiletten, die jetzt als Morgenröcke aufgebraucht wurden und sehr chiffonirt aussahen.

Feo lehnte blaß und matt im Stuhl zurück, sah mit rothgeweinten Augen auf das Tischtuch und spielte mechanisch mit dem Kaffeelöffel.

Asta saß ihr gegenüber, trank ihren Kaffee und aß die gerösteten Weißbrotscheibchen mit ostentativer Gelassenheit. Aber ihre Brauen waren zusammengezogen, und von der Nasenwurzel bis unter das ins Gesicht fallende Haar lief eine tiefe Falte.

Die Schwestern hatten fast noch kein Wort mit einander gesprochen. Jetzt brach Asta das beängstigende Schweigen.

„Nach Allem, was man hört, hast Du Dich gestern gründlich blamirt“, sagte sie scharf.

Feo's trauriges Gesicht nahm bei den Worten ihrer Schwester einen Ausdruck gleichgiltigen Trotzes an. „Es ist mir ganz einerlei“, sagte sie.

„Mir aber nicht!“ fuhr Asta auf. „Wenn Du die Lächerlichkeit für Deine Person nicht empfindest, so denke wenigstens an Deine Angehörigen! Alle Welt erzählt sich heute, daß Du Dir die Augen ausweinst, weil Prinz Friedrich nicht mehr Dir, sondern der Cöla Dahlen nachläuft. Glaubst Du vielleicht, die Dahlen werde Dich schonen? — Mir wäre das an Deiner Stelle nicht einerlei.“

Feo war während dieser schonungslosen Worte abwechselnd roth und blaß geworden.

Ihre Lippen zitterten, als sie antwortete. „Wenn Du wüßtest, wie ich leide“, sagte sie mit halb erstickter Stimme, „dann wärst Du still.“

Asta's Züge wurden milder. „Wie kannst Du nur Dein Herz an einen Menschen hängen, der im Stande ist, Dich über den Künsten einer seelenlosen Kokette zu vergessen!“ sagte sie. „Ich begreife das wirklich gar nicht.“

Digitized by Google

„Er ist herzlos", entgegnete Feo; „er ist schlecht! Wenn er die widerwärtige Cöla wirklich gern hat, will ich auch gar nichts mehr von ihm wissen."

„Es wird Dir kaum etwas Anderes übrig bleiben", meinte Asta bissig. Das Mitleid, das sie eben mit der Schwester gehabt, verflog bei deren kindischen Zornesausbruch. Sie hätte über ihre eigene jammervolle Schwäche zürnen sollen, meinte Asta, nicht über den Prinzen, der Vergnügen suchte, wo es ihm am bequemsten in den Weg kam, gerade wie die anderen jungen Männer auch.

Feo ließ wieder müde den Kopf sinken und sah theilnahmslos vor sich hin. Der Anblick dieses hoffnungs- und widerstandslosen Leidens war für Asta eine fast unerträgliche Pein. Auch sie dachte jetzt mit Haß und Bitterkeit desjenigen, der an diesem Jammer die Schuld trug. „Warum diese entsetzliche, empörende Ungerechtigkeit in der Beurtheilung?!" dachte sie. „Den Männern verleiht es einen Nimbus, wenn sie mit den Herzen der Mädchen ihr leichtfertiges Spiel treiben, und die armen Dinger, die sich in Schmerzen krümmen in ihrer betrogenen Liebe, die verfallen der Lächerlichkeit oder der Geringschätzung! Sie sind so schwach, die Armen, so hilflos schwach! Und man verlangt von ihnen, daß sie mit Heldenkraft all ihre Täuschung und ihr Herzweh hinunterschlucken — und lächeln. Du lieber Gott, warum sind nur die Menschen gerade den Schwachen gegenüber so grausam?!"

Der Bediente trat ein und präsentirte auf silbernem Tablett eine Visitenkarte.

„Besuch? Jetzt?!" rief Asta mißbilligend. „Noch ist doch keine Visitenstunde?!"

In Feo's Augen leuchtete irgend eine unmögliche Hoffnung auf. Hastig und jäh erröthend griff sie nach der Karte, und sagte dann sehr enttäuscht: „ach es ist Eugenie."

Der aufschimmernde Strahl einer thörichten, sinnlosen Hoffnung war von Asta bemerkt worden. Diese Schwäche Feo's war ihr so zuwider, daß sich ihr Herz in fast krankhafter Abneigung zusammenkrampfte. Sie empfand etwas dem Ekel verwandtes.

Indessen reichte ihr Feo stumm und gleichgiltig das Visitenkärtchen über den Tisch hinüber.

„Sie haben die Dame wohl in den Salon geführt, Karl?" fragte Asta den Bedienten.

„Jawohl, gnädige Komtesse."

Asta stand auf. „Ich gehe, wie ich bin. Warum kommt sie zu einer so unmöglichen Stunde."

Feo warf einen kritischen Blick über die chiffonirte Morgentoilette Asta's. „Du, nein, das geht nicht!" meinte sie. „Laß Karl einfach sagen, wir wären noch nicht auf."

„Nein. Das würde Eugenie mehr choquiren, als dieser Anzug. Es ist zehn Uhr vorbei."

„Aber ich versichere Dir, Du kannst Dich in diesem verschossenen Seidenfetzen vor Niemand sehen lassen! Wenn's noch ein wirklicher Morgenrock wäre! Daß Du gar nicht fühlst, wie wenig anständig es aussieht!"

„Unsere Ansichten über den Anstand gehen ziemlich weit auseinander", sagte Asta scharf; worauf Feo erröthend die Augen senkte und schwieg.

Asta begab sich in den Salon, einen vom Dekorateur eingerichteten Gesellschaftsraum, der ungeachtet seines Reichthums an Plüschsesseln, Bronzerahmen und Vorhängen, bei Morgenbeleuchtung äußerst nüchtern und öde aussah. Es fehlte dem Zimmer durchaus an Charakter und Individualität.

Digitized by Google

Eugenie Nettelboom trat ihr, innige Theilnahme im Blick, entgegen. Aber Asta sah nicht auf den sympathischen Gesichtsausdruck der Dame, sondern auf deren reiches und kostbares Pelzwerk.

„Wie geht es Ihrem Schwesterchen heute?“ fragte Eugenie herzlich.

Asta antwortete mit geheuchelter Gelassenheit. Der Gedanke, daß die reiche, vielbegehrte Eugenie sie und ihre Schwester bemitleide, peinigte sie und veranlaßte sie, kühle Zurückhaltung zu zeigen. Sie nannte Eugeniens Theilnahme im Stillen Aufdringlichkeit und empfand beinah feindselig.

„Feo ist immer zart gewesen“, sagte sie kühl. „Sie muthet sich leicht zu viel zu.“

„Jawohl“, bekräftigte Eugenie; „ein geselliges Leben, wie Sie es führen, ist eine Strapatze. Feo macht entschieden zu viel mit. Das halten die Nerven nicht aus. Wenn ich Ihre Mama wäre, so würde ich den Rest des Winters mit Ihnen Beiden in der Schweiz oder an einem kleinen italienischen Luftkurort verbringen. Da ruht man sich gut aus.“

„Wozu drängt sie uns ihren Rath auf?“ dachte Asta empfindlich. „Ob sie denkt, wir dürften des Klatsches wegen unsere Flucht um keinen Tag aufschieben?“ Sie nahm die hochmüthigste Miene an, weil sie sich schmerzlich gedemüthigt fühlte. Ihre Antwort fiel so abweisend aus, daß Eugenie das Verfehlte ihres wohlgemeinten Rathes erkannte und aufstand, um zu gehen.

„Ich habe den Wagen unten warten“, sagte sie.

„Sie trägt den werthvollsten Pelz und fährt im eigenen Wagen mit Kutscher und Bedienten!“ dachte Asta. „Sie hat gut reden. Reichthum ist ein Freibrief für Alles. Wer würde sich erlauben, über sie Glossen zu machen und sie ins Lächerliche zu ziehen? Und dabei ist sie doch wirklich exzentrisch genug!“

Aber mit einem Male fiel ihr der Ausdruck schwermüthigen Ernstes in Eugeniens Zügen auf und machte sie betroffen. „Wie ist es nur möglich“, dachte sie, „reich und begehrt zu sein und doch nicht zufrieden auszusehen!“

„Ich möchte an Ihrer Stelle sein!“ rief sie, einem Impuls gehorchend.

Eugenie machte erstaunte Augen. „An meiner Stelle?! warum denn?“

„Weil einem reichen Mädchen die Welt zu Füßen liegt, während wir armen uns das ganze Leben hindurch mit Entsagung und Demüthigungen aller Art abzufinden haben. Kein Schicksal ist so freudlos, als das eines armen, vornehmen Mädchens! Wir werden eben gerade nur geduldet.“

Die lang angesammelte Bitterkeit kam in diesen Worten zum Ausdruck.

„O Asta!“ rief Eugenie lebhaft ergriffen, „Sie wissen nicht, was Sie sprechen! Sie kennen freilich nicht das Gift des Neides und der Mißgunst, das unser Leben zerfrißt! Sie ahnen nichts von der tödtlichen Menschenverachtung, die in uns großgezogen wird durch die Kriecherei, deren Motiv unser Geld ist! Was ein armes Mädchen je an Freundlichkeit und Liebe erfährt, das wird ihm doch um seiner selbst willen zu Theil. Wir dagegen verlernen es, an uneigennützige Freundschaft und Liebe zu glauben!“

„Wenn das Ihr Ernst ist“, wandte Asta ein, „warum werfen Sie Ihr Geld nicht fort? Das steht ja doch in Ihrer Hand.“

„Ich habe mir diese Frage hundertmal selbst vorgelegt“, antwortete Eugenie nachdenklich. „Es ist aber, als wolle man einen langjährigen Gewohnheitstrinker fragen: warum läßt Du nicht einfach das Trinken sein? Beinah das Gleiche ist es, nämlich die Macht der Gewohnheit, die uns in unseren Sklavenketten festhält. Den Luxus, den wir von Kindheit an gewöhnt sind, können wir nicht mehr entbehren. Er ist uns Bedürfniß, wie dem Trinker der Alkohol.

Digitized by Google

Wir sind eben verweichlicht, erschlafft! Was wir verachten, können wir doch nicht lassen. Nein, liebste Asta, glauben Sie es mir: zu beneiden sind wir reichen Mädchen nicht!"

* * *

Asta kehrte in besserer Stimmung zu Feo zurück, die noch immer, ohne das Frühstück zu berühren, vor ihrer Tasse saß.

„Was wollte Eugenie eigentlich?" fragte Feo etwas nervös.

„Sich nach Dir erkundigen natürlich. Sie meint, wir sollten von Berlin fort."

Feo erröthete heiß. „Sagte sie das?!"

„Ja; glaubst Du vielleicht, sie habe es gesungen? Aber Du solltest wirklich versuchen, etwas zu essen. Du siehst aus, wie eine Kalkwand. Komm, ich streiche Dir ein Butter-Toastchen. Siehst Du, da. Versuche nur ein wenig."

Astas Freundlichkeit löste die Starrheit Feos. „Wenn ich doch nur sterben könnte!" rief sie, die Hände vor die Augen legend. „Ich halte es nicht aus! Das Herzweh und dann noch die Schande vor allen Leuten! Ich will nicht bemitleidet und verspottet werden! Hätt' ich ihn doch nie gesehen! Mein Gott, mein Gott, warum werde ich so gequält?! Ich habe doch keinem Menschen etwas zu Leide gethan. Wär' ich nur schon todt!"

„Das Jammern hilft leider zu gar nichts", sagte Asta. „Laß uns lieber überlegen, was sich machen läßt."

„Was?"

Da war schon wieder der wahnsinnige Hoffnungsblick, so heiß verlangend, so gierig! Asta konnte diesen Ausdruck im Gesicht der Schwester kaum ertragen.

„Natürlich nichts, was Dir behagt", sagte sie schroff. „Ich meine nur, Du solltest Mama bitten, Dich für eine Weile fortzuschicken. Du könntest ja irgendwo irgend etwas lernen, was Dir im Nothfall nutzen kann. Das kommt jetzt in den anständigsten Familien vor, daß die Töchter etwas lernen, wovon sie, wenn sie nicht heirathen, leben können. Die Hedwig Petershoven z. B., die Kousine von der Tronsau-Gabelshausen ist Gouvernante in England, und die Fürstin, die Marie, mein' ich, spricht davon, wie von etwas ganz Alltäglichem."

„Jawohl", sagte Feo dumpf, „die Anne-Lise von Rosen ist ja sogar Ladenfräulein geworden. Möchtest Du Ladenfräulein sein?"

„Mein Ideal ist's gerade nicht", entgegnete Asta; „aber ich denke es mir immer noch erträglicher, als eine beständige Wiederholung von gestern und heute zu erleben."

Feo biß in ihren Butter-Toast und starrte dabei mit großen, entsetzten Augen vor sich hin. War es wirklich so weit gekommen, daß ihr anständiger Weise nichts übrig blieb, als Proletarierin zu werden, d. h. auf das Niveau der für ihren Unterhalt Sklavendienste verrichtenden, von den Herren ihrer Gesellschaft verachteten Frauen herabzusteigen?! Ihre Phantasie malte ihr in grauenhafter Lebendigkeit ihr eigenes Bild, wie sie als Konfektionsdame die Vorzüge ihrer Roben und Stoffe anpries. Und die elegante Dame, der sie verkaufte, war Célestine Dahlen am Arm des Prinzen! — „Nein, nein, das nicht! nur das nicht!" dachte Feo und schüttelte sich wie im Fieber. Dann stand sie rasch auf und ging entschlossen nach der Thüre.

„Was willst Du thun?" fragte Asta, der die plötzliche Energie in den Bewegungen Feo's nicht entgangen war.

„Ich will Toilette machen", sagte Feo, „damit wir nicht wieder in Verlegenheit kommen, in diesem Aufzug Besuch zu empfangen." (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 11. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Zur Frage des ehernen Lohngesetzes.

Von Ed. Bernstein.

III. Das Bevölkerungsgesetz.

Als Begründer des Bevölkerungsgesetzes, wie es dem ehernen Lohngesetz zu Grunde liegt, d. h. daß die Bevölkerung die „natürliche" Tendenz habe, sich schneller zu vermehren, als die zu ihrem Unterhalt erforderlichen Lebensmittel, wird gewöhnlich Malthus genannt. Es ist aber bekannt, daß Malthus in seinem 1798 erschienenen „Essay on Population" nur in verballhornisirter Form wiederholt hat, was vor ihm bereits eine ganze Reihe anderer Oekonomen ausgeführt hatten. Eigenthümlich ist ihm nur die Nutzanwendung, die er aus jenem volkswirthschaftlichen „Naturgesetz" zog. Als Vorgänger von Malthus werden von ihm selbst u. A. zitirt: Townsend (a dissertation on the poor laws, 1786), James Steuart (Principles of political economy, 1767), Benjamin Franklin (Observations concerning the increase of mankind etc. 1751), Arthur Young (Political arithmetics, 1774). Acht Jahre vor Malthus hatte der Venetianer Ortes in seinen Riflessioni sulla popolazione etc. (1790) bereits von einer geometrischen Progression der Volksvermehrung gesprochen, die zu Uebervölkerung und Elend führe, wenn nicht vorbeugende Maßregeln (Zölibat ꝛc.) ergriffen würden. Malthus' „Entdeckung" beschränkt sich demnach auf die Behauptung, daß in denselben Zeiträumen, wo sich die Bevölkerung, wenn sie lediglich ihren Trieben folgt, in geometrischer Reihe (1, 2, 4, 8, 16 ꝛc.) vermehrt, die Unterhaltsmittel nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4, 5) zunehmen. Die Nachfolger des Malthus haben diesen vollkommen unbewiesenen und unbeweisbaren Satz fallen gelassen und nur an der Behauptung festgehalten, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich schneller zu vermehren, als ihre Unterhaltsmittel; und in diesem Sinne ist das Malthusische Gesetz auch von Ricardo angenommen worden. Ricardo hat bei verschiedenen Gelegenheiten seine grundsätzliche Uebereinstimmnng mit Malthus ausdrücklich hervorgehoben.

„Ich bin glücklich", schreibt er in seinem Hauptwerk, „eine Gelegenheit zu haben, um meine Bewunderung über Malthus' Versuch über die Bevölkerung auszudrücken. Die Angriffe der Gegner dieses großen Werkes haben nur dazu

Digitized by Google

gedient, seine Tüchtigkeit zu beweisen." (David Ricardo's Grundgesetze der Volkswirthschaft. Aus dem Englischen von Dr. Ed. Baumstark, 2. Aufl. S. 368). Ebenso haben zwei weitere Autoritäten, auf die sich Lassalle beruft, in den von ihm zitirten Schriften sich energisch auf die Seite von Malthus gestellt; John Stuart Mill in seinen „Grundsätzen der politischen Oekonomie" (Kapitel über den Arbeitslohn) und W. Roscher, der in den „Grundlagen der Nationalökonomie" (§ 242, 243 Malthusisches Gesetz) die „Grundansichten von Malthus" als „festes Eigenthum der Wissenschaft" feiert. Heilig sei dies Eigenthum!

Vorläufig gehen uns indeß die Oekonomen, die nach Malthus — Ricardo geschrieben haben, noch nichts an. Bleiben wir vielmehr bei seinen Vorläufern. Diese gehen, wie wir gesehen haben, bis auf das Jahr 1751 zurück. Ja, Herr Roscher macht sich sogar das Vergnügen, darauf hinzuweisen, daß schon 1592 ein Italiener, Giov. Botero, den Unterschied zwischen der Vermehrungsfähigkeit der Menschen und der Ernährungsfähigkeit der „città" betont und ausgeführt habe, daß jene ins Unendliche fortwachsen würde, wenn ihr diese nicht Grenzen steckte. Eine Wahrheit, die so alt ist, an der muß doch zweifelsohne Etwas sein.

Sehen wir uns jedoch den letztgenannten Gewährsmann etwas näher an. Seine Schrift datirt aus dem Jahre 1592. Nun ist es bekannt, daß mit dem sechzehnten Jahrhundert der Glanz der italienischen Handelsrepubliken in Verfall gerieth. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, sowie die Entdeckung Amerikas machten ihrer Herrschaft über den Weltmarkt ein Ende. Die nordischen Handelsnationen, zunächst Holland, traten an ihre Stelle. Venetianisches Kapital, das daheim keine gewinnbringende Verwendung findet, wandert nach Holland, ebenso wie hundert Jahre später holländisches Kapital nach England, in diesem Jahrhundert englisches Kapital in die Vereinigten Staaten, Südamerika, Australien x. wandert, in neuerer Zeit begleitet von oder im edlen Wettstreit mit dem Yankee-Kapital. Wenn also gerade um die Zeit, wo diese Rückentwicklung im vollsten Gange ist — Mitte des 17. Jahrhunderts war Holland bereits „im fast ausschließlichen Besitz des ostindischen Handels und des Verkehrs zwischen dem europäischen Südwesten und Nordosten"*) — die Entdeckung gemacht wird, daß die Menschen das Bestreben haben, sich zu schnell zu vermehren, daß die Erde, die hier mit der civitas, der „città", dem städtischen Gemeinwesen identifizirt wird, nicht genug für sie hervorbringt, so ist das zum Mindesten ein sehr verdächtiger Umstand. Er fordert geradezu dazu heraus, die wirthschaftlichen Verhältnisse jener Zeit genauer zu betrachten, in der dieselbe Entdeckung von Neuem gemacht und der Wissenschaft einverleibt wurde.

Es kann natürlich nicht davon die Rede sein, zu behaupten, daß England in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich in derselben, bezw. einer analogen Lage befunden habe, wie die italienischen Seestädte Ende des 16. Jahrhunderts. Es hatte vielmehr Holland, nicht nur was den Handel, sondern auch, was die Industrie anbetrifft, bei Weitem überflügelt. Aber England war mehr als ein „citta" mit einigen unterworfenen Landdistrikten als Domäne. Es war ein großes Land, dessen Kraft bis dahin gerade auf seiner Bauernschaft, der Yeomanry, beruht hatte.**) Diese Bauernschaft war jedoch seit der Reformation durch eine Reihe schamloser Usurpationen und Gewaltmaßregeln von ihren Sitzen vertrieben,

*) Gustav von Jülich, Geschichte des Handels. Zitirt im „Kapital", I. Bd., 2. Aufl., Seite 785.

**) Noch Ende des 17. Jahrhunderts war nach Macaulay die Bevölkerung Englands zu vier Fünftel agrikol.

Digitized by Google

von Haus und Hof verjagt worden, sie füllte die Landstraßen und drängte sich in die Städte. Die „glorreiche Revolution" Ende des 17. Jahrhunderts hatte diesen Prozeß noch beschleunigt. Für die aufkommende Manufaktur war das ein sehr angenehmer Prozeß. Er lieferte ihr die nöthigen Arbeitskräfte — ein durch keinerlei Zunftsatzungen geschütztes Proletariat. Aber sie entwickelte sich nicht so schnell, um das ganze Heer der „freigesetzten" ländlichen Arbeiter aufzusaugen. So hatte England in derselben Periode, in der Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaften blühten, ein ungeheures Heer von „Armen", die den Gemeinden zur Last fielen.*) Die aufkommende politische Oekonomie, als eine bürgerliche Wissenschaft, obwohl über die Ursachen jener „überschüssigen Bevölkerung" durchaus nicht im Unklaren, da der Prozeß, der sie geschaffen, noch immer vor ihren Augen vor sich geht, folgert jedoch, daß sie einer zu starken Vermehrung der Menschen zuzuschreiben sei, ihrem höchst verwerflichen Trieb, sich ins Ungemessene fortzupflanzen.

Was war aber die Ursache, weshalb die Industrie jene große Reservearmee von Proletariern nicht bewältigen konnte, obwohl sie gleichzeitig fortgesetzt über Mangel an Arbeitskräften klagt? Sie ist in ihrer inneren Beschaffenheit, in dem damaligen Stand der Produktionsweise zu suchen. Man lese noch einmal die Jahreszahlen der Werke nach, aus denen Malthus seine Weisheit geschöpft: 1751, 1767, 1774, 1786 und vergleiche mit ihnen die großen Daten aus der Geschichte der Produktionstechnik. 1764 erfindet James Hargreaves die Spinn-Jenny und James Watt seine Dampfmaschine, 1767 verfertigt R. Arkwright die Spinn-Drossel, 1779 wird der Spinnstuhl, die sog. „Mule" erfunden und 1785 gelangt die Dampfmaschine zum ersten Mal zur Verwendung als Motor für den Spinnereibetrieb. Bis alle diese Erfindungen sich allgemein eingebürgert, verging natürlich jedesmal eine mehr oder minder beträchtliche Zahl von Jahren; zunächst bilden sie noch die Ausnahme von der Regel. Die Regel aber ist zur Zeit, wo die Franklin, die Steuart, die Young, die Townsend und fügen wir gleich hinzu, die Ferguson, die Adam Smith, die J. B. Say schrieben, die manufakturmäßige Produktion, wie sie bereits herrschte, als William Petty, der „Vater der englischen Nationalökonomie", Ende des 17. Jahrhunderts seinen „Essay on the multiplication of mankind" schrieb.

Was ist das charakteristische Merkmal der Manufakturproduktion? Daß sie bereits kapitalistisch betrieben wird, jedoch noch mit einem Fuß im Handwerk steckt. Sie beruht auf der Theilung der Arbeit im Einzelbetrieb, während das Handwerk ursprünglich nur die Theilung der Arbeit in der Gesellschaft darstellt. Der Einzel- oder Theilarbeiter in der Manufaktur bleibt jedoch im Wesentlichen Handwerker, dessen persönliche Geschicklichkeit, die handwerksmäßige Virtuosität in seiner Spezialverrichtung, so einfach diese auch sein mag, die Grundlage des ganzen Mechanismus bleibt. Ist er vom Unternehmer abhängig, direkt aus ökonomischen Ursachen, nicht wie der Arbeiter im Zunfthandwerk, in Folge von Innungsvorschriften, so ist auf der anderen Seite der Betrieb des Unternehmers von ihm abhängig. Der ganze Mechanismus des manufakturmäßigen Betriebes geräth ins Stocken, wenn der angelernte Theilarbeiter seine spezielle Funktion einstellt. Seine Individualität ist bereits verkümmert, aber sie existirt noch, wenn auch in ver-

*) Nach Eden „Geschichte der Armen", wirkte diese Usurpation des Gemeindelandes und die sie begleitende Revolution der Agrikultur so akut auf die Ackerbauarbeiter, daß, nach Eden selbst, zwischen 1765 und 1780 ihr Lohn anfing unter das Minimum zu fallen, um durch offizielle Armenunterstützung ergänzt zu werden. („Kapital", I. Band, S. 757.)

Digitized by Google

krüppelter Form (Fachidiotismus). Allerdings beginnt in der Manufaktur, wo sie zur Fabrikindustrie wird, immer mehr neben dem gelernten Arbeiter der ungelernte sich einzubürgern, aber der Erstere spielt noch die Hauptrolle, wie das noch heute in denjenigen Industrien der Fall, die im Wesentlichen manufakturmäßig betrieben werden (Bauhandwerk, Schriftsetzerei ꝛc.). In diesen Industrien sind auch alle Kategorien noch in Kraft, mit denen die klassische Oekonomie operirt, während sie in der modernen Großindustrie bereits verschwunden sind.

Karl Marx hat im „Kapital" zum ersten Mal und in wahrhaft klassischer Darstellung die charakteristischen Merkmale der manufakturmäßigen Produktion sowohl nach der technischen als auch der ökonomischen und sozialen Seite veranschaulicht, und wenn es den Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu weit überschreiten würde, so würde ich am liebsten den ganzen Abschnitt hier zum Abdruck bringen. Indeß muß ich mich darauf beschränken, den Leser auf das betreffende Kapitel im Original zu verweisen und lasse hier nur einige, für den Gegenstand dieser Arbeit besonders charakteristische Stellen aus dem 4. Abschnitt „Der kapitalistische Charakter der Manufaktur" folgen.

„Eine größere Arbeiterzahl unter dem Kommando desselben Kapitals bildet den naturwüchsigen Ausgangspunkt, wie der Kooperation überhaupt, so der Manufaktur.

„Umgekehrt entwickelt die manufakturmäßige Theilung der Arbeit das Wachsthum der angewandten Arbeiterzahl zur technischen Nothwendigkeit. Das Arbeiterminimum, das ein einzelner Kapitalist anwenden muß, ist ihm jetzt durch die vorhandene Theilung der Arbeit vorgeschrieben. Andererseits sind die Vortheile weiterer Theilung bedingt durch weitere Vermehrung der Arbeiteranzahl, die nur noch in Multiplen ausführbar. Mit dem variablen muß aber auch der konstante Bestandtheil des Kapitals wachsen, neben dem Umfang der gemeinsamen Produktionsbedingungen, wie Baulichkeiten, Oefen u. s. w. namentlich auch und viel rascher als die Arbeiteranzahl, das Rohmaterial. Seine Masse, verzehrt in gegebener Zeit durch gegebenes Arbeitsquantum, nimmt in demselben Verhältniß zu, wie die Produktivkraft der Arbeit in Folge ihrer Theilung. Wachsender Minimalumfang von Kapital in der Hand der einzelnen Kapitalisten, oder wachsende Verwandlung der gesellschaftlichen Lebensmittel und Produktionsmittel in Kapital ist also ein aus dem technischen Charakter der Manufaktur entspringendes Gesetz."

„. . . Die manufakturmäßige Theilung der Arbeit schafft durch Analyse der handwerksmäßigen Thätigkeit, Spezifizirung der Arbeitsinstrumente, Bildung der Theilarbeiten, ihre Gruppirung und Kombination in einem Gesammtmechanismus die qualitative Gliederung und quantitative Proportionalität gesellschaftlicher Arbeit und entwickelt damit zugleich neue, gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit. Als spezifisch kapitalistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses — und auf den vorgefundenen Grundlagen konnte sie sich nicht anders als in der kapitalistischen Form entwickeln — ist sie nur eine besondere Methode, relativen Mehrwerth zu erzeugen oder die Selbstverwerthung des Kapitals — was man gesellschaftlichen Reichthum, „Wealth of Nations" u. s. w. nennt — auf Kosten der Arbeiter zu erhöhen. Sie entwickelt die gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit nicht nur für den Kapitalisten, statt für den Arbeiter, sondern durch die Verkrüpplung des individuellen Arbeiters. Sie produzirt neue Bedingungen der Herrschaft des Kapitals über die Arbeit. Wenn sie daher einerseits als historischer Fortschritt und nothwendiges Entwicklungsmoment im ökonomischen Bildungsprozeß der Gesellschaft erscheint, so andererseits als ein Mittel zivilisirter und raffinirter Exploitation."

Digitized by Google

„. . . Während der eigentlichen Manufakturperiode, d. h. der Periode, worin die Manufaktur die herrschende Form der kapitalistischen Produktionsweise, stößt die volle Ausführung ihrer eigenen Tendenzen auf vielseitige Hindernisse. Obgleich sie, wie wir sahen, neben der hierarchischen Gliederung der Arbeiter eine einfache Scheidung zwischen geschickten und ungeschickten Arbeitern schafft, bleibt die Zahl der letzteren durch den überwiegenden Einfluß der ersteren sehr beschränkt. Obgleich sie die Sonderoperationen dem verschiedenen Grad von Reife, Kraft und Entwicklung ihrer lebendigen Arbeitsorgane anpaßt und daher zu produktiver Ausbeutung von Weibern und Kindern drängt, scheitert diese Tendenz im Großen und Ganzen an den Gewohnheiten und dem Widerstand der männlichen Arbeiter. Obgleich die Zersetzung der handwerksmäßigen Thätigkeit die Bildungskosten und daher den Werth der Arbeiter senkt, bleibt für schwierigere Detailarbeit eine längere Erlernungszeit nöthig, und wird auch da, wo sie vom Ueberfluß, eifersüchtig von den Arbeitern aufrecht erhalten. Wir finden z. B. in England die laws of apprenticeship mit ihrer siebenjährigen Lernzeit bis zum Ende der Manufakturperiode in Vollkraft und erst von der großen Industrie über Haufen geworfen. Da das Handwerksgeschick die Grundlage der Manufaktur bleibt, und der in ihr funktionirende Gesammtmechanismus kein von den Arbeitern selbst unabhängiges objektives Skelett besitzt, ringt das Kapital beständig mit der Insubordination der Arbeiter. „Die Schwäche der menschlichen Natur", ruft Freund Ure aus, „ist so groß, daß der Arbeiter, je geschickter, desto eigenwilliger und schwieriger zu behandeln wird, und folglich dem Gesammtmechanismus durch seine rappelköpfigen Launen schweren Schaden zufügt." Durch die ganze Manufakturperiode läuft daher die Klage über den Disziplinmangel der Arbeiter. Und hätten wir nicht die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, die einfachen Thatsachen, daß es vom 16. Jahrhundert bis zur Epoche der großen Industrie dem Kapital mißlingt, sich der ganzen disponiblen Arbeitszeit der Manufakturarbeiter zu bemächtigen, daß die Manufakturen kurzlebig sind und mit der Ein- oder Auswanderung der Arbeiter ihren Sitz in dem einen Land verlassen und in dem anderen aufschlagen, würden Bibliotheken sprechen. „Ordnung muß auf die eine oder die andere Weise gestiftet werden", ruft 1770 der wiederholt zitirte Verfasser des „Essay on Trade and Commerce". Ordnung, hallt es 66 Jahre später zurück aus dem Mund des Dr. Andrew Ure, „Ordnung" fehlte in der auf „dem scholastischen Dogma der Theilung der Arbeit" beruhenden Manufaktur, und „Arkwright schuf die Ordnung."

„Zugleich konnte die Manufaktur die gesellschaftliche Produktion weder in ihrem ganzen Umfang ergreifen, noch in ihrer Tiefe umwälzen. Sie gipfelte als ökonomisches Kunstwerk auf der breiten Grundlage des städtischen Handwerks und der ländlich häuslichen Industrie. Ihre eigene enge technische Basis trat auf einem gewissen Entwicklungsgrad mit den von ihr selbst geschaffenen Produktionsbedürfnissen in Widerspruch." („Kapital", I. Bd., 2. Aufl., S. 372, 378, 382.)

So sieht die Produktionsweise aus, auf welche die klassische Oekonomie ihre Dogmen aufgebaut hat, die noch heute von dem Troß der Vulgärökonomen nachgeschwatzt werden, obwohl die manufakturmäßige Produktion längst der Maschinenproduktion Platz gemacht hat. Und dem Geist dieser Produktionsweise entspricht sowohl das Malthusische Bevölkerungsgesetz, als auch das von demselben abgeleitete Lohngesetz.

Es ist in der That unschwer einzusehen, daß in einer Produktionsepoche, in der der Arbeiter bereits als Zubehör des kapitalistischen Produktionsmechanismus

Digitized by Google

fungirt, dieser selbst aber wiederum von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt und auch sonst sich nur schwerfällig bewegt, alle jene Auffassungen in Bezug auf die Beziehungen von Kapital und Arbeit, auf die Wirkungen von Angebot und Nachfrage auf den Arbeitslohn und die Umstände, die Angebot und Nachfrage von Arbeitern bestimmen, entstehen mußten, die wir bei den Oekonomen des vorigen Jahrhunderts finden. Wenn aber die Maschine als Ersetzerin menschlicher Arbeit zu Adam Smith's Zeiten erst in den Anfangskeimen vorhanden war, so war sie, als Malthus sein Buch über die Bevölkerung schrieb, schon in eine ganze Reihe von Industrien eingedrungen und hatte dort die Verhältnisse revolutionirt. Die ausschließliche Betrachtung der ökonomischen Fragen unter dem Gesichtswinkel der Manufaktur war daher hier schon weniger selbstverständlich. Indeß die politische Oekonomie, die als eigene Wissenschaft überhaupt erst in der Manufakturperiode aufgekommen war, fußte noch lange hinaus auf den von dieser abgeleiteten „Gesetzen". Adam Smith bleibt ihr Gewährsmann bis in die neueste Zeit, und selbst da, wo der bürgerliche Oekonom ihn kritisirt, geschieht dies unter allen möglichen Hinweisen und Motivirungen, nur nicht als den Vertreter einer überflügelten Produktionsweise. Die technischen Veränderungen, die die Maschine inzwischen zur Folge gehabt, werden prahlerisch hervorgehoben, die ökonomischen Umwälzungen, die sie bewirkt, werden, soweit sie an der Oberfläche liegen und daher nicht ignorirt werden können, mit einigen mehr oder minder apologetischen Redensarten abgethan. Daß aber die maschinelle Großindustrie nicht nur eine Steigerung des Abhängigkeitsverhältnisses der Arbeit vom Kapital, sondern eine ganz wesentliche Verschiebung aller Beziehungen der Beiden zu einander zur Folge gehabt hat, das findet man zum ersten Mal erschöpfend dargelegt bei Karl Marx.

Ricardo, dessen „Principles" 1817 erschienen, also zu einer Zeit, wo sich die revolutionirende Wirkung der Maschine bereits auf der ganzen Linie geltend machte, steckt noch tief in den aus der Manufakturperiode überkommenen Anschauungen. Er sieht wohl die quantitativen Aenderungen, die die Maschine in den Produktionsverhältnissen bewirkt, aber nicht die qualitativen. Selbst in dem Kapitel über Maschinerie, das er der dritten Auflage seiner „Principles", die 1821 erschien, anfügte, und in dem er mit anerkennenswerthem Freimuth erklärte, von der famosen Kompensationstheorie, bezüglich der durch die Maschinerie verdrängten Arbeiter*) zurückgekommen zu sein, fällt er schließlich immer wieder in die der Manufaktur entsprechende Auffassung zurück.

*) Der Theorie nämlich, daß alle Maschinerie, die Arbeiter verdrängt, stets gleichzeitig und nothwendig ein entsprechendes Kapital zur Beschäftigung eben derselben Arbeiter freisetzt. „Mein Irrthum", schreibt Ricardo, „entstand aus der Voraussetzung, daß immer, wenn das reine Einkommen der Gesellschaft zunehme, auch das rohe Einkommen derselben steige. Jetzt aber habe ich Grund zu der Ueberzeugung, daß der eine Fond, aus welchem die Grundherren und Kapitalisten ihr Einkommen beziehen, zunehmen kann, während der andere, derjenige, von welchem die Arbeiterklasse vornehmlich abhängt, abnehmen kann, und hieraus folgt, wenn meine Annahme richtig ist, daß dieselbe Ursache, welche das reine Einkommen des Landes erhöhen mag, gleichzeitig Bevölkerung überflüssig machen und die Lage des Arbeiters verschlechtern kann." (S. 236 der Mc Culloch'schen Gesammtausgabe der Ricardo'schen Schriften.) In der ersten 1836 erschienenen deutschen Ausgabe fehlt dieses wichtige Kapitel ganz, wie Baumstark, der Uebersetzer, erklärt, „weil die dritte Auflage trotz aller Bemühungen weder in England noch in Deutschland zu haben war und, wie man mir aus glaubhafter englischer Quelle versicherte, von der zweiten nicht verschieden sein soll." Erst der 1877 erschienenen zweiten Auflage des deutschen Textes hat Baumstark die dritte englische Auflage zu Grunde gelegt. Ich erwähne diesen Umstand, weil es möglich ist, daß Lassalle in Folge desselben das Kapitel über Maschinenwesen gar nicht gekannt hat.

Digitized by Google

So heißt es gleich im ersten Kapitel: „Wir können ruhig annehmen, daß, wie ungleich sie (die verschiedenen Arten menschlicher Arbeit) auch ursprünglich gewesen, wie verschieden auch der Aufwand von Talent, Geschicklichkeit oder Zeit, der zur Erlangung einer bestimmten Art von Fertigkeit im Unterschied von anderen erforderlich war, dieselbe doch von einer Generation zur anderen so ziemlich gleich bleibt" (S. 15).

Im Kapitel „Von den Arbeitslöhnen": „In dem anderen Falle (nämlich in längst bevölkerten und bebauten Ländern) vermehrt sich die Bevölkerung schneller als die zu ihrem Unterhalte erforderlichen Fonds. Jede Steigerung der industriellen Thätigkeit wird, wenn sie nicht von einer Abnahme des Bevölkerungszuwachses begleitet ist, das Uebel noch vermehren, denn die Produktion kann mit ihr nicht gleichen Schritt halten" (S. 54).

Im Kapitel von den Profiten: „Es ist somit die natürliche Tendenz der Profite, zu fallen, denn mit dem Fortschreiten der Gesellschaft und des Wohlstandes derselben erfordert der Mehrbedarf an Nahrungsmitteln einen immer größeren Aufwand von Arbeit"*) (S. 66). „So habe ich denn versucht, nachzuweisen, erstens, daß ein Steigen der Löhne den Preis der Waaren nicht erhöhen, aber ausnahmslos die Profite vermindern würde" (S. 71).

Im Kapitel „Wirkungen der Kapitalvermehrungen auf Profite und Zinsen": „Wenn man die Produktion der Bedürfnißgegenstände der Arbeiter stets mit derselben Leichtigkeit vermehren könnte, so wäre, bis zu welchem Betrage auch immer die Kapitalsvermehrung zunehmen würde, eine dauernde Veränderung im Verhältniß der Lohn- und Profitrate nicht möglich. . . . Und er (Adam Smith) scheint nicht zu sehen, daß zu derselben Zeit, wo das Kapital anwächst, auch die von demselben zu verrichtende Arbeit im gleichen Verhältniß zunimmt" (S. 174).

Ich könnte noch Dutzende von Beispielen anführen, wo, wie in den hier gegebenen, Arbeit und Kapital immer als nach Art und Produktivkraft gegebene Faktoren von fast unveränderlicher Beschaffenheit erscheinen. Zu jener Zeit aber spielte in England bereits die Frauen- und Kinderarbeit eine große Rolle in der Industrie; fast jeder Tag erhöhte die Produktivkraft der Arbeit, und die Praxis lieferte massenhaft Beweise dafür, daß die Profite keineswegs nothwendigerweise fallen müssen, wenn der Arbeitslohn steigt. Indeß selbst in dem schon erwähnten Kapitel über Maschinenwesen hält Ricardo in der Hauptsache an den in den obigen Sätzen zu Tage tretenden Ansichten fest. Er giebt zwar zu, daß die Maschine gelegentlich Arbeiter verdrängen kann, aber daß sie die ganze Stellung des Arbeiters grundsätzlich verändert, daß sie für das Verhältniß von Angebot und Nachfrage der Waare Arbeitskraft ganz neue Gesetze schafft, davon findet man auch in jenem Zusatzkapitel, trotzdem es eine gesteigerte Einsicht in die ökonomischen Wirkungen des Maschinenwesens verräth, nicht einmal eine Andeutung. Das Malthusische Bevölkerungsgesetz wird für Ricardo durch das Umsichgreifen der Maschine in der Produktion nicht im Mindesten beeinträchtigt. Es funktionirt, höchstens etwas verschärft, in der alten Weise fort. (Schluß folgt.)

*) Avis für Herrn Dr. Stiebeling. Vielleicht trägt diese Arbeit dazu bei, dem sonst verdienten Genossen klar zu machen, wie tief er noch in den Vorstellungen der alten Oekonomie steckt.

Digitized by Google

Die erste umfassende Unfallstatistik in Deutschland.

Von **Max Schippel.**

I.

Kein Schlachtbericht kann in seinen Einzelheiten und in seinem Gesammteindruck entsetzlicher wirken, wie das umfangreiche Werk, das kürzlich vom Reichsversicherungsamt der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, die „Statistik der entschädigungspflichtigen Unfälle für das Jahr 1887."*) In Tabellen und einem ungemein eingehenden Text wird uns hier ein Bild menschlicher Qualen und Leiden entrollt, das einen schneidenden Kontrast und doch wieder eine unbedingt nothwendige Ergänzung bildet zu den zahllosen Schilderungen der technischen Wunder der modernen Produktion. Die Maschinen und Einrichtungen der Produktion und des Verkehrs, von denen wir so oft lasen, wie sie spielend alle den Menschen entgegenstehenden Hindernisse überwältigen und wie sich ein unfaßbarer Strom von Reichthum von ihnen aus ergießt, sie treten uns mit einem Male von einer ganz anderen Seite entgegen: mit Menschenleben und Menschengliedern spielend, ein anscheinend nie versiegender Quell von Verstümmelungen und Todesfällen.

Was Alles den modernen Lohnsklaven inmitten des heutigen Produktionsgetriebes treffen kann, was ihn täglich und stündlich an Gefahren umlauert, erscheint hier mit kühlem Blute sorgsam systematisirt und bis in das letzte Detail hinein zahlenmäßig nach seinen Folgen festgestellt. Da es sich hier um die Darstellung und Erkenntniß einer von der Statistik bisher viel zu wenig beobachteten Seite unserer kapitalistisch organisirten Produktion handelt, so wollen wir eine eingehende Uebersicht der Unfälle geben.

Wir beginnen mit den Verletzungen durch Maschinen, worunter wir alle Verletzungen durch Motoren, Transmissionen, Arbeitsmaschinen, Fahrstühle, Aufzüge und Krahne mit einbegreifen. Die Zahl der entschädigungspflichtigen Verletzungen, welche sich hier 1887 ereigneten, betrug 4287; es sind das 26,84 Prozent aller in diesem Jahre überhaupt zur Entschädigung gelangten Unfälle. Der größte Antheil fällt den Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften zu; die Zahl der Verletzungen in Eisen- und Stahlwerken, in Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Kesselschmieden und sonstigen diesen Berufsgenossenschaften zugehörigen Betrieben beträgt 820. Eine nicht viel kleinere Zahl zeigte sich bei den Textil-Berufsgenossenschaften (einschließlich der Leinen-Berufsgenossenschaft): für Spinnereien, Webereien, Färbereien und dahin gehörende Betriebe ergeben sich 742 Unfälle durch Maschinen. Die dritte Stelle nehmen die Schneidemühlen, Möbelfabriken, Tischlereien u. s. w. der Holz-Berufsgenossenschaften mit 528, und die vierte Stelle die Betriebe der Knappschafts-Berufsgenossenschaft mit 360 Unfällen durch Maschinen ein. In dem verbleibenden Rest stehen die Müllerei-Berufsgenossenschaften mit 284 und die Baugewerks-Berufsgenossenschaften mit 282 Unfällen oben an. 469, das sind 10,94 Prozent der entschädigungspflichtigen Unfälle durch Maschinen hatten den Tod der Verletzten zur Folge.

*) Amtliche Nachrichten des Reichsversicherungsamtes, 1890, S. 200—448. Ueber einige Einwendungen und Verbesserungsvorschläge zu dieser Statistik vergl. R. van der Borght in Braun's Archiv, III. Jahrg., S. 539 ff. Wir schicken gleich voraus, daß im Folgenden unter „Unfällen" immer nur solche zu verstehen sind, die nach dem Unfallsgesetz „entschädigungspflichtig" waren. Die früheren statistischen Aufnahmen bezogen sich nur auf die Monate August bis November 1881. — Ueber die mehr rechnerische Seite der Unfallversicherung vergl. „Neue Zeit" 1889, S. 109 u. ff. über die Ergebnisse der Berufsgenossenschaften.

Digitized by Google

Der Zahl nach nehmen die Unfälle durch Arbeitsmaschinen die erste Stelle ein (2803). Hierauf kommen die Unfälle durch Fahrstühle, Aufzüge u. s. w. (899). Wesentlich geringere Unfallzahlen ergeben sich für die Transmissionen (369) und die Motoren (216).

Die schwersten Unfälle ereigneten sich durch Fahrstühle und Transmissionen, indem hier 27,25 beziehungweise 26,02 Prozent der Verunglückten, für welche Entschädigungen festzusetzen waren, den Tod erlitten. Von den Verletzungen durch Motoren waren 17,59 Prozent tödtlich, von den Verletzungen durch Arbeitsmaschinen 3,21 Prozent.

Unser Bericht gliedert nun, ganz wie eine technische Rundschau, die Maschinen weiter in solche, welche die Betriebskraft liefern (Motoren), in Einrichtungen, welche die Kraft übertragen (Transmissionen) und in eigentliche Arbeitsmaschinen, welche wie ungeheure, sich selbst bewegende Werkzeuge, die eigentliche Produktionsthätigkeit übernehmen oder unterstützen.

Beginnen wir mit den Motoren, so finden wir, daß die Wassermotoren weitaus die gefährlichsten sind; die Dampfmaschinen sowie die Gas-, Wind- und Heißluftmotoren weisen unter sich einen nahezu gleichen Gefährlichkeitsgrad auf, der rund um ein Drittel niedriger wie der der Wassermotoren ist — was bei der verwandten Bauart des größten Theils dieser drei Motorengattungen auch nicht überraschen kann. — Bei den Dampfmaschinen ereigneten sich 16 entschädigungspflichtige Unfälle, davon 4 mit tödtlichem Ausgange, bei dem Ingangsetzen; 32 beim Schmieren, davon 6 tödtlich; 26, darunter 1 Todesfall, bei der Untersuchung der Maschine auf das Warmlaufen oder auf die durch stoßenden Gang sich bemerkbar machende Lockerung eines Theiles derselben — eine Arbeit, welche sehr oft während des Ganges der Maschine vorgenommen wird. Das Putzen der Maschinen während des Ganges derselben führte zu 35 entschädigungspflichtigen Unfällen, von welchen 1 tödtlichen Ausgang hatte; von den hier noch nicht aufgezählten Unfällen ereigneten sich mehrere bei dem Anziehen von Muttern und Schrauben der Lager und Stopfbüchsen, sowie bei dem Auflegen von Riemen an der im Gange befindlichen Maschine. Die meisten Unfälle kamen hiernach beim Putzen und Schmieren während des Ganges und bei dem Ingangsetzen der Maschinen vor. — An Wasserrädern ereigneten sich 22 entschädigungspflichtige Unfälle (5 mit tödtlichem Verlauf), an Turbinen 3 (1 mit tödtlichem Verlauf); an einem kleinen Wassermotor mit Kurbelmechanismus kam 1 Unfall vor. Bei den Wasserrädern erweist sich das Wiedergangbarmachen derselben, nachdem sie das erstarrende Wasser bei großer Kälte mit dicken Eiskrusten überzogen und ihrer Beweglichkeit beraubt hat, als sehr gefährlich; ist die eine Seite des Rades vom Eise befreit worden, so bekommt die noch bedeckte Seite das Uebergewicht und bewegt das Rad ein Stück fort, wobei der Arbeiter oft erfaßt und verletzt wird. Aehnliche Vorgänge spielen sich zuweilen während des Schmierens oder sonstiger Arbeiten ab; das Rad muß dazu still gesetzt werden; schließt aber der den Wasserzufluß regelnde Schützen nicht ganz dicht ab, so füllen sich die Zellen der einen Seite des Rades allmälig mit Wasser an und dessen Uebergewicht zwingt das Rad bald, eine halbe Umdrehung zu machen, die dem überraschten Arbeiter leicht verhängnißvoll werden kann. An den Turbinen erwiesen sich besonders die Zahnräder gefährlich. An Gasmotoren ereigneten sich 10 entschädigungspflichtige Unfälle (2 tödtlich), an Windmühlen 7 (2 tödtlich), ferner an einem Heißluftmotor und an einem Federmotor je 1 Unfall, an elektrischen Motoren 2, an Roß- und Göpelwerken ebenfalls 2 Unfälle.

Wir kommen zu den Transmissionen mit im ganzen 226 Unfällen,

Digitized by Google

(davon 50 tödtlich). Hier traten beim Ingangsetzen der Transmission durch Auflegen des Riemens auf die Hauptriemenscheibe und auf sonstige Betriebsriemenscheiben 19 Verletzungen durch die Wellen ein, hiervon 9 tödtlich — beim Kürzen, Nähen, Abhalten und Zureichen der Riemen 6 Verletzungen durch Wellen, allesammt tödtlich — beim Schmieren der Wellenlager während des Ganges 14 Unfälle, davon die Hälfte tödtlich — beim Putzen und sonstigen Reinigungsarbeiten 9 Unfälle, 4 tödtlich — bei Bauarbeiten und sonstigen Arbeitsverrichtungen in der Nähe von nicht stillgesetzten Transmissionswellen 17 Unfälle, 7 tödtlich — beim Ueberschreiten von tiefliegenden, unverwahrten Transmissionswellen 4 Unfälle, 2 tödtlich — im Vorübergehen und beim Herantreten an unverwahrte Wellen 8 Unfälle, 5 tödtlich — durch Spielerei mit Stricken und Schnüren an den umlaufenden Wellen 5 Unfälle, 1 tödtlich. Bei den Zahnrädern und Riemenscheiben erhalten wir ein ganz ähnliches Bild; beim Schmieren der Lager und Räder kommen die meisten Verletzungen vor, der Zahl nach folgen sodann die bei dem Einrücken von Zahnrädern und dem Auflegen der Riemen, sowie bei der Untersuchung der Wellen und Lager der Transmissionen. Die Unfälle bei letzterer Arbeitsverrichtung und bei dem Nachziehen von Schrauben erwiesen sich als die folgenschwersten; die Unfälle bei dem Schmieren, Putzen und Reinigen stehen denselben in dieser Beziehung am nächsten. Die meisten der durch Riemen, Seile und Ketten herbeigeführten (178 entschädigungspflichtigen, 27 tödtlichen) Unfälle wurden bei dem Auflegen herbeigeführt; eine recht beträchtliche Zahl von Unfällen ereignete sich ferner durch lose auf den Wellen liegende und nicht gesicherte, zerreißende, sowie von den Scheiben herabfallende Riemen, ferner beim Nähen und Kürzen der Riemen, sowie bei der Vornahme von Arbeitsverrichtungen und bei dem Bewegen der Arbeiter in der Nähe von nicht genügend verwahrten Riemen.

Ueber das Kapitel der Verunglückungen an den eigentlichen Arbeitsmaschinen eine auch nur kurze Uebersicht zu geben, müssen wir uns hier versagen: wir wüßten nicht, wo wir anfangen und aufhören sollten; wir müßten Arbeitsmaschine auf Arbeitsmaschine in endloser Reihe vorüberziehen lassen und jeder wie einen Steckbrief die Liste der ihr zur Last fallenden Verunglückungen mit auf den Weg geben. Zentrifugen, Schleifsteine und Schmirgelscheiben, Drehbänke für Metall, Holz und Horn, Bohrmaschinen aller Art, Kreissägen für Holz und Metall, Bandsägen, Hobel- und Fräsmaschinen für Holz, Eisen und andere Materialien, Walzen und Kalander; Pressen, Balanciers und Prägewerke für Metall, Thon, Leder, Pappe, Torf, Asbest, Seifen, Nudeln, Zuckerwürfel sowie beim Buchdruck; die Hammer-, Fall- und Stampfwerke aller Gattungen, die Reißwölfe und Vorspinn-, Feinspinn- und Spulmaschinen, die Web- und Appreturmaschinen, die Papier- und Blechscheeren, die Fleischwölfe und Lumpenschneider, die Teigkneter und Maischbottiche, die Rührwerke und Holländer, Walkfässer und Mischwerke, die Gattersägen und wie die Arbeitsmaschinen sonst heißen mögen — sie alle haben nicht nur ihre besondere Funktion im Produktionsprozeß, sondern unter den heutigen Produktionsverhältnissen auch ihre besonderen Nücken und Tücken gegen die an ihnen thätigen Arbeiter. Sie führten 2803 Unfälle herbei, das sind 65,41 Prozent aller Unfälle an Maschinen (Motoren, Transmissionen, Arbeitsmaschinen und Fahrstühlen). Der Zahl nach stehen die Unfälle an den Arbeitsmaschinen, welche aus einer Anzahl von Walzenpaaren zusammengesetzt sind, also z. B. die Walzwerke der Eisen- und Stahlhütten und der Ziegeleien, die Krempel der Spinnereien, die Kalander und Walzenmühlen — oben an; die Zahl dieser Unfälle beträgt 516. Nach diesen kommen die Kreis-

Digitized by Google

sägen mit 484 Unfällen. Die dritte Stelle der Zahl nach nehmen die 273 Unfälle an Hobel- und Fräsmaschinen ein. Dem Gefährlichkeitsgrade nach stehen, wenn man nur die Maschinenarten mit mindestens 25 Unfällen in Betracht zieht, die Unfälle an Mahlgängen obenan, bei denen 13,89 Prozent mit dem Tode endeten. Hierauf kommen die Kollergänge mit 6,90, die Bandsägen mit 6,25, die Hammer-, Fall- und Stampfwerke mit 4,49, die Dresch- und Futterschneidemaschinen mit 4,26 Prozent. Im Allgemeinen gehören die Unfälle an Arbeitsmaschinen noch zu den am wenigsten schweren, wenn der tödtliche Ausgang als Maßstab genommen wird. Durchschnittlich enden 3,21 Prozent mit dem Tode.

Fahrstühle, Aufzüge, Krahne, Hebezeuge führten 899 entschädigungspflichtige Unfälle herbei, davon waren 245 (27,25 Prozent) tödtlich. Die Schachtförderung in Bergwerken veranlaßte hiervon 136 Unfälle, 72 mit tödtlichem Ausgange. Am gefährlichsten erwies sich die Arbeit des Beladens und Entladens der Förderkörbe; dieselbe hatte 41 Unfälle, davon 24 tödtliche im Gefolge. Während der Lastförderung selbst ereigneten sich 25 Unfälle, davon 15 tödtlich. Bei der Personenbeförderung kamen 40 Unfälle, hiervon 16 tödtlich, vor. Daran reihen sich dann Unfälle beim Schmieren und Repariren, bei nicht normaler Benutzung, durch sonstige Zwischenfälle. An den Bremsbergen der Bergwerke traten 131 Unfälle ein, 56 mit tödtlichem Ausgang. Das Beladen und Entladen, beziehungsweise das Auf- und Abbringen der Hunde hatte die meisten Unfälle im Gefolge, daran schließt sich der Zahl der Unfälle nach das unerlaubte Betreten des Bremsberges an, weiter das Bedienen der Bremse, das Repariren. Bei dem Betriebe von Fahrstühlen in Fabriken, Kellereien, Speichereien ereigneten sich 127 Unfälle, davon 32 tödtlich; das Beladen und Entladen, die Bedienung der Steuerung, die Bewegung des Fahrstuhls, Reparatur- und Bauarbeiten, jede Thätigkeit und jede Bewegung fordert auch hier ihr Opfer; ebenso ist es bei den einfachen Aufzügen ohne Fahrstuhl, wie sie in Fabriken, Kellereien, Speichern und auf Schiffen massenhaft benutzt werden. Von den 195 Unfällen trugen sich 128, davon 26 tödtlich, beim Anhängen und Abnehmen, Führen und Ueberwachen der Lasten zu; 67, davon 6 tödtlich, bei der Bedienung der Winde. Am meisten gefährdet scheinen hier die untenstehenden Arbeiter, weil die aufzuziehende Last oft zurückstürzt, in Folge Seil- und Kettenbruches, oder unsolider Befestigung der Lasten am Haken. Die Bauaufzüge gaben den Anlaß zu 136 Unfällen, davon waren 32 tödtlich. Bald war das aufzuziehende Stück unzureichend befestigt, bald trat ein unrichtiger Gebrauch, zu hastiges Anziehen und Einschwenken ein, bald riß oder fiel ein Theil der Winden und Aufzugsgerüste, die Arbeiter geriethen beim Zufassen zwischen Seil und Rolle oder Aufzugstrommel, sie stürzten beim Aufziehen herab — auch hier überholt die Wirklichkeit noch jede Vorstellung aller denkbaren Möglichkeiten.

Aehnlich führten die Krahne zu 119 entschädigungspflichtigen Unfällen, von welchen 13 den Tod der Verletzten zur Folge hatten; die sonstigen Hebezeuge (einfache Winden, Becherwerke und Elevatoren) zu 42 Unfällen, davon 6 tödtlich.

Man glaube aber nicht, daß die Unfälle an Maschinen aller Art (Motoren, Transmissionen, Arbeitsmaschinen, Fahrstühlen u. s. w.) den größten Bruchtheil aller Unfälle bereits umfaßten; was nach ihnen kommt, umschließt vielmehr nahezu drei Viertel aller Unfälle; und auch die Schwere der Unfälle steht bei den Maschinen unter dem Durchschnitt: hier verliefen 10,94 Prozent tödtlich, von allen 1887 entschädigten Unfällen aber 18,51 Prozent.

* * *

Digitized by Google

Durch die Explosion von Dampfkesseln wurden 36 Personen verletzt, davon 25 tödtlich, durch die Explosion von Dampfleitungen 4 bezw. 3, durch die Explosion von Dampfkoch- und Heizapparaten 7 bezw. 3. Weiter waren hier noch 39 andere durch gespannte Dämpfe herbeigeführte Unfälle zu verzeichnen, durch Zerspringen des Wasserstandsglases, durch die Handhabung des Ablaßhahnens, durch undichte Mannlochverschlüsse an Dampfkesseln, durch sonstige Zwischenfälle an Dampfleitungen und Dampfkoch- und Heizapparaten.

Die Erzeugung und Verwendung von Sprengstoffen, in erster Linie natürlich von Pulver und Dynamit, hatte 288 Unfälle, darunter 86 tödtliche zur Folge. Bei der Herstellung, bei der Aufbewahrung, bei der Verwendung dieser Stoffe fließt Menschenblut und schwinden Menschenleben; die Verwendung wiederum fordert in allen einzelnen Stadien ihre Opfer: bei der Vorbereitung der Dynamitpatronen zum Sprengen, beim Bohren, beim Besetzen der Sprenglöcher, beim Abfeuern der Sprengschüsse, beim Entfernen versagter Schüsse, beim Abräumen gesprengter Massen.

Entsetzliche Einzelheiten bietet besonders das Kapitel der Unfälle durch feuergefährliche, heiße und ätzende Stoffe. Man zählte 1887 deren 857, 294 davon hatten den Tod der Verletzten zur Folge. Durch die Explosion von schlagenden Wettern, theilweise in Verbindung mit Kohlenstaubexplosionen, starben 90 Menschen — Pardon wurde in diesen Fällen nicht gegeben — durch die Explosion von Kohlenstaub und kohlenstoffhaltigen Körpern wurden 39 Personen verletzt, 30 starben sofort oder später an den erhaltenen Brandwunden. Durch Petroleum und brennbare, explosionsfähige Gase, Dämpfe, Flüssigkeiten und Stoffe wurden 64 Personen verletzt, davon 17 tödtlich. Auch kamen Explosionen von Gefäßen vor; die mit gespannten Gasen und Dämpfen gefüllten Gefäße verletzten 22 Personen, eine derselben tödtlich. Sonstige Explosionen führten noch 5 Unfälle, hiervon 3 mit tödtlichem Ausgange, herbei. Flammen an Oefen, Feuersbrünste führten zu 47 Unfällen, wovon 20 tödtlich verliefen. Glühendes Metall traf 24 Menschen, davon 4 tödtlich, flüssiges (geschmolzenes) Metall 78 Menschen, davon 4 tödtlich, losgelöste glühende Metallmasse 36 Menschen, glühende und spritzende Schlacke 63 Arbeiter, davon 7 tödtlich, heiße Asche 32 Arbeiter, davon 6 tödtlich. Wasserdämpfe, heißes Wasser und heiße Flüssigkeiten — wie heiße Zuckerlösungen, heiße Maische und Würze in der Bierbrauerei, heiße Färberflüssigkeiten — verletzten und verbrühten 95 Menschen, davon 28 tödtlich. Aetzende Stoffe (Kalk, Mörtel, Zement), Laugen und Säuren führten 153 Unfälle herbei, wovon 26 mit dem Tode endeten. Gruben- und Pulvergase im Bergwerksbetrieb, giftige Gase in chemischen Betrieben, in Brunnen und Latrinen, Heiz- und Leuchtgaseinathmungen, erstickende staubförmige Körper, blutvergiftende Stoffe waren die Veranlassung zu 72 Unfällen, über drei Viertel davon — 59 — waren tödtlich.

Der Zusammenbruch und Einsturz schwerer Massen, sowie das Herab- und Umfallen von Gegenständen veranlaßten 3322 Unfälle, 801 mit tödtlichem Ausgange. Das Zusammenstürzen von Fels-, Sand- und Erdmassen trifft natürlich in erster Linie die Arbeiter in Bergwerken. Bei der Herstellung von Bohrlöchern, der Unterhöhlung der hereinzubrechenden Massen (der sogenannten Schrämarbeit), beim Prüfen der umliegenden Gesteinstheile auf ihre Festigkeit (dem Bereißen der Bohrlöcher), während des Abkohlens und des Arbeitens im Kohlenbruche (d. h. beim Ablösen größerer Kohlenmassen und beim Abbau in sich zusammengebrochener Kohlenmengen), beim Bergeversetzen (Ausfüllen der entstandenen Hohlräume mit taubem Gestein), beim Aufräumen, dem Reinigen

Digitized by Google

der Strecke und Erzscheiden — beim Fortschaffen der gewonnenen Gesteinsmassen; beim Kohlenwerfen vor Ort, beim Füllen von Trögen, Schlitten, Karren und Wagen, während des Förderns in den Strecken, bei der Leitung der durch Pferde fortbewegten Züge, bei der Herstellung von Zimmerungen zur Sicherheit und wieder beim Rauben (Herausnehmen) von Zimmerungshölzern, bei ihrem Zusammenbruch, beim Durchbruch von Sand und schwimmendem Gebirge, ja selbst bei der an sich gebotenen und aussichtsvollen Flucht vor hereinbrechenden Massen — nirgends ist der Arbeiter wirklich seines Lebens und seiner Glieder sicher. Und „über Tage" ist er ebenfalls noch nicht vor jedem Unfall geborgen, schlechter Abbau führt zu Einstürzen, auf den Halden und Lagerplätzen kommt es öfter zu Zusammenbrüchen. In Steinbrüchen, Sand-, Mergel-, Lehm- und Thongruben, bei Erdarbeiten zu Bauzwecken ereignen sich ebenfalls zahlreiche und schwere Unfälle durch Erdrutsch und Steinfall, beim Ausschachten und Verladen. Durch den Zusammenbruch von Gebäuden, Mauern, Gewölben und sonstigen Gebäudetheilen wurden 224 Unfälle herbeigeführt, 83 davon mit tödtlichem Ausgange. Das Zusammenbrechen, Umfallen und Herabfallen von Gerüsten, Bühnen kostete 143 Menschen das Leben, bei 554 Unfällen. Details über die hier besonders in Betracht kommenden Ereignisse brauchen wir nicht zu geben. Aufgeschichtete Waarenballen, Holzstapel und Aehnliches veranlaßten 155 Unfälle durch ihren Zusammenbruch und Umsturz, 15 davon verliefen tödtlich. Durch das Umfallen und Herabfallen von Bäumen, Stangen und anderen Gegenständen wurden 269 Unfälle herbeigeführt, davon 30 tödtlich.

Durch das Fallen der Arbeiter von Leitern, Treppen, Gerüsten, Balkenlagen, Mauern, Laufbrettern und Brücken geschahen 2313 Unfälle, davon 512 mit tödtlichem Ausgang; durch den Fall aus Fenstern, Lucken, vom Dache, von stillstehenden Wagen, von Stapeln, Maschinengestellen u. s. f. 371 Unfälle, davon 113 tödtlich; durch Sturz in Gruben, Keller, Brunnen, Schächte, Steinbrüche, Schiffe, Teiche, Kanäle 302 Unfälle, davon 92 tödtlich. Durch das Fallen auf ebener Erde (Ausgleiten, Stolpern) 567 Unfälle, davon 53 tödtlich.

Die Unfälle bei einfachem Auf- und Abladen, Heben und Tragen von Waaren und Materialien sind ebenfalls sehr zahlreich; von 1582 entschädigungspflichtigen Unfällen verliefen 130 tödtlich. Ueberall ereignen sich Verunglückungen: beim Umlegen und Niedersetzen von Gegenständen, beim Fortbewegen von Lasten, durch Schieben, Schleifen, Wälzen, Kippen und Kanten, beim Transportiren durch Werfen und auf sogenannten Rutschen (beim Wegnehmen von Ziegeln wird z. B. die Hand von dem nachfolgenden Stein getroffen), beim Heben, beim Einsetzen entgleister Kippwagen, Hunde oder Lowrys, beim Tragen, beim Abwerfen der Lasten, durch Abgleiten und Umschlagen der beim Auf- und Abladen benutzten Hebebäume, beim Laden und Löschen der Schiffe, beim Ein- und Auskellern von Fässern, beim Auftragen und Abtragen von Stapeln, durch umschlagende oder sonstwie den Arbeiter treffende Waggons, Rollwagen oder Kippwagen.

Die eigentlichen Unfälle durch Ueberfahren bei Fuhrwerken bilden aber wiederum ein Kapitel für sich. Man weiß, wie oft Arbeiter neben dem Geschirr oder vor dem Karren zu Falle kommen und verletzt oder überfahren werden; das Durchgehen der Pferde, ungenügende Bremsvorrichtungen, Zusammenstoß mit anderen Wagen, unerwartetes Anziehen der Pferde, unglückliches Auf- und Absteigen, Lenken und Schieben — Alles das führte 1887 zu 908 entschädigungspflichtigen Unfällen, von denen 236 tödtlich verliefen.

Digitized by Google

Bei den Eisenbahnen*) mit Dampfbetrieb, den Seil- und Kettenbahnen, den Schienenbahnen mit Thierbetrieb, den Handbahnen begegnen wir 685 Unfällen mit 149 tödtlichen Ausgängen.

Bei der Schifffahrt und dem Verkehr zu Wasser waren 158 entschädigungspflichtige, darunter 117 tödtliche, Unfälle zu verzeichnen; beim Beschreiten von Stegen und Gangbrettern, beim Ueberschreiten von Fahrzeugen, beim Ein- und Ausschiffen, beim Lösen und Befestigen, Heranschwenken, Beidrehen, An- und Abschieben von Fahrzeugen, durch Zusammenstöße, Brüche von Schiffstheilen, durch Schlepptaue ereigneten sich Unfälle.

177 Unfälle, darunter 42 tödtliche, wurden durch schlagende und beißende Thiere veranlaßt;

898 durch die Handhabung einfacher Werkzeuge (Hämmer, Messer, Beile, Aexte, Hacken, Brechstangen, Picken und Hauen); 30 davon waren tödtlich.

Dazu kommen schließlich noch 420 „sonstige Unfälle", die in diese Rubriken nicht unterzubringen waren: Verletzungen durch Splitter, Nägel, Scherben und scharfe Kanten, Verrenkungen und Verstauchungen, Augenverletzungen durch hereinfliegenden Staub. Auch hier traten 53 Todesfälle ein.

Damit hätten wir unseren vorläufigen Rundgang durch die fein säuberlich geordneten und gruppirten Reihen der Verwundeten und Todten beendet und können nun zu einigen allgemeinen Betrachtungen übergehen, welche die Publikation des Reichsversicherungsamtes uns nahelegt. (Schluß folgt.)

Der Entwurf eines Gesetzes betreffend die öffentliche Volksschule in Preußen.

Von einem Lehrer.

27. November 1890.

Ein Jahr mag es her sein. Wieder schwirrten die so oft aufgetauchten Gerüchte über die Ausarbeitung eines Volksschulgesetzes durch die Luft. Eine Gruppe von jungen Lehrern stand bei einander, unter denen befand sich auch ein ehrwürdiger, weißköpfiger Pädagoge. Lange hörte derselbe den frohen Hoffnungsliedern ruhig zu, endlich sagte er: „Glückliche Jugendzeit, du glaubst noch an Märchen!" Dann ging er.

Ja, zu einem Märchen schien das preußische Volksschulgesetz geworden zu sein, zu einer frommen Sage, nach deren Erfüllung man sich volle 40 Jahre gesehnt hat. Schon in Artikel 26 der Verfassung von 1850 war der Erlaß dieses Gesetzes vorgesehen, dreimal ist es seit jener Zeit ausgearbeitet worden, zu einer Vorlage an den Landtag kam es nie. 40 Jahre war ein großer und hochwichtiger Stand in dem Rechtsstaate Preußen rechtlos und der absoluten Willkür, der behördlichen Gnade und Barmherzigkeit preisgegeben! Wahrlich, ein idealer Zustand!

Diesmal aber sollten die hoffnungsfreudigen Gemüther recht behalten: die Thronrede kündigte das Gesetz an, und am 13. November wurde dasselbe vom Reichskanzler von Caprivi dem preußischen Abgeordnetenhause als dritte Regierungsvorlage übergeben. Wenn diese Zeilen in den Druck gehen, wird die Regierungsvorlage vielleicht schon die erste Lesung überstanden haben.

---

*) Die eigentlichen Eisenbahnen sind hier ausgeschlossen, die „Staatsbahnen" werden von der berufsgenossenschaftlichen Organisation nicht umfaßt.

Digitized by Google

Werfen wir nun einige Blicke auf diese nicht allein für die Lehrer, sondern für das gesammte Volkswohl so hochwichtige Regierungsvorlage und prüfen, ob dieselbe den gehegten Erwartungen entsprochen hat, ob sie einen merklichen Fortschritt bestehender Verhältnisse in sich schließt, oder ob sie Alles beim Alten läßt oder endlich — ob sie gar zum Rückschritt drängt.

Die Gesetzesvorlage zerfällt in 9 Abschnitte, die im Ganzen in 203 Paragraphen zerlegt sind. Greifen wir die wichtigsten Bestimmungen aus denselben heraus und knüpfen daran unsere Betrachtungen.

Der erste Abschnitt handelt von der Aufgabe und Entwicklung der öffentlichen Volksschulen. Folgende Bestimmungen aus demselben sind besonders wichtig:

„Aufgabe der Volksschule ist die religiöse, sittliche und vaterländische Bildung der Jugend durch Erziehung und Unterricht, sowie die Unterweisung derselben in den für das bürgerliche Leben nöthigen allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten." (§ 1.)

Einklassige Schulen sollen „im Allgemeinen" nicht über 80, mehrklassige nicht über 70 Kinder auf eine Lehrkraft rechnen. (§ 4.)

Unter Umständen können Halbtagsschulen eingerichtet werden. (§ 12.)

„Wo die Zahl der Schulkinder einer Religionsgesellschaft in einem Schulbezirke über 60 steigt, kann die Schulaufsichtsbehörde die Errichtung einer besonderen Volksschule für dieselben anordnen." (§ 15.)

„Den Religionsunterricht leiten die betreffenden Religionsgesellschaften." (§ 17.) Bei Einführung neuer Lehrpläne und Lehrbücher für den Religionsunterricht ist die Genehmigung der zuständigen Organe jener Religionsgesellschaft einzuholen, auch ist denselben das Recht ertheilt, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen, sich durch Fragen selbst von den Fortschritten der Kinder zu überzeugen, den Lehrer nach dem Unterricht eventuell sachlich zu berichtigen und bei der Ausstellung der Zeugnisse in der Religion mitzuwirken.

Die Ferien werden auf 8 Wochen festgesetzt.

Ueber die Aufgaben der Volksschule, wie sie der Gesetzentwurf angiebt, läßt sich wenig sagen; es kommt darauf an, wie man sie auffaßt. Es liegt aber die Vermuthung nahe, daß sich hinter den Eigenschaften „religiös, sittlich, vaterländisch" etwas sehr Einseitiges verbirgt. An sich können wir gegen die drei genannten Aufgaben der Volksschule nichts sagen — wenn „religiös" cum grano salis verstanden werden darf, was aber, wie wir bei § 15 sehen werden, nicht der Fall ist.

Bedauernswerth ist die hohe Zahl von Schülern, welche einem einzigen Lehrer zugeschoben werden darf; 70 in mehrklassigen, 80 in einklassigen Schulsystemen und das sogar noch „im Allgemeinen". In besonderen Fällen dürfen es also noch mehr sein. Was würde ein Lehrer an einem Gymnasium sagen, wenn er vor einer solchen Klasse stände! Soll dem Volksschullehrer das möglich sein, was dem Gymnasialpädagogen unmöglich ist? Und wenn der gewissenhafte Lehrer sich in wenigen Jahren todtarbeiten wollte, es würde unmöglich sein, jedem Schüler in einer solchen Klasse die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ist's etwa für das Volk gut genug, wenn die Kinder desselben summarisch behandelt werden, haben nicht die Geistesanlagen eines Jeden das gleiche Recht auf sorgfältige Ausbildung? Soll das Kind des Armen darunter leiden, daß seine Eltern nicht im Golde wühlen können, soll es deshalb geistig arm bleiben? 50 bis 60 Schüler ist die höchste Zahl, mit der ein tüchtiger Lehrer gewissenhaft und freudig arbeiten kann; das andere ist erfolglose Massendressur, die noch dazu den Lehrer zu einem grausam gequälten Lastthier macht. Wer dies nicht einsehen

Digitized by Google

kann, dem rathen wir eine einzige Woche in einer einklassigen Schule mit 80 Kindern, die in drei bis vier Abtheilungen getheilt sind und von einem einzigen Lehrer gemeinsam unterrichtet werden, zu hospitiren: er wird seinem Schicksal danken, nicht in der Haut des armen Lehrers, der für 750—900 Mark Jahresgehalt seine Gesundheit in wenigen Jahren daransetzt, stecken zu brauchen! Auch daß mit dem Unwesen der Halbtagsschulen (§ 12) nicht endgiltig aufgeräumt ist, muß als unerhört für eine Regierungsvorlage am Ende des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden. Man besolde doch endlich einmal die Volksschullehrer so, wie sie es für ihren wahrlich sehr schweren Beruf verdienen, dann wird auch der Lehrermangel, der jetzt überall fühlbar in Preußen herrscht, aufhören und der jammervolle Nothbehelf der Halbtagsschulen ist unnöthig geworden. Aber Preußen, das eine Armee unterhält, mit der es sich im Nothfalle ohne fremde Hilfe gegen zwei mächtige Gegner vertheidigen könnte, dies Preußen ist zu arm, um seine Volksschulen auch nur annähernd auf derselben Höhe zu halten, auf welcher sein Heer anerkanntermaßen steht.

Die allerwichtigsten Punkte in dem ersten Abschnitt aber sind die §§ 15 und 17, welche von dem Religionsbekenntniß und dem Religionsunterricht handeln. In einem viele Jahrzehnte hindurch währenden Kampfe, an welchem die größten Männer ihrer Zeit den lebhaftesten Antheil nahmen, suchte die Schule sich von der eisernen Umarmung der Kirche loszuringen, um als ein drei Jahrhunderte altes Kind der Kirche endlich die Selbständigkeit und das Recht der freien Bewegung zu erhalten. Mit hoffnungsfreudiger Erwartung sah man auch nach dieser Richtung dem neuen Gesetzentwurf entgegen; doch, wie schon der unerschrockene Wiener Pädagoge Dr. Fr. Dittes auf dem 8. deutschen Lehrertage in Berlin sagte: der Unterrichtsminister mag es nicht mit dem Kultusminister verderben! Herr Dr. von Goßler, der in manchen Dingen so modern zu denken versteht, stößt kaltblütig die Schule in die Arme der Kirche zurück und erwirbt sich dadurch den traurigen Ruhm, den Fortschritt der Schule um viele Jahrzehnte gehemmt, ja die Schule sogar um gut fünf bis sechs Dezennien zurückgedrängt zu haben! Es ist eine traurige, doch unleugbare Thatsache, daß der neue Gesetzentwurf die Schule der Kirche ausliefert. Die moderne Pädagogik ist bestrebt, an Stelle des konfessionellen Religionsunterrichtes einen allgemeinen, also ethischen zu setzen. § 15 des Schulgesetzes aber dringt auf konfessionellen Unterricht und räumt mit den Falk'schen Simultanschulen, diesen echt neuzeitlichen Schöpfungen, völlig auf. Und § 17 setzt dem Gebäude gar die Krone auf. „Den Religionsunterricht leiten die betreffenden Religionsgemeinschaften." Windthorst gewinnt an Boden, dieser Herold der Priesterherrschaft sieht den Sieg schon wieder an seine finstere Fahne geknüpft. Welche Gegenleistung mag der Staat für diese Gabe fordern? Politik und Schule, sie passen nicht zu einander; ein Theil hat darunter zu leiden. Welche Gefühle mögen durch die Brust der Volksschullehrer ziehen, wenn sie lesen, daß den Priestern aller Konfessionen das Recht zusteht, unangemeldet in den Unterrichtsstunden zu erscheinen, in den Unterricht einzugreifen und nach demselben den Lehrer zu rektifiziren. Man muß irre werden an der Zeitrechnung. Es ist unmöglich, daß wir an der Schwelle des 20. Jahrhunderts stehen! Die Lehrer der Willkür der Geistlichkeit, die durchaus keine Sympathien für den modernen Lehrerstand hegt, ausgeliefert, die Lehrer des Volkes den Quälereien einer nörgelnden orthodoxen Partei preisgegeben! Unerhört! Neulich las ich im Septemberheft (1890) der Zeitschrift „Nord und Süd" einen Aufsatz „Jugenderinnerungen" von dem berühmten Kunstgeschichtforscher Geh. Hofrath Wilhelm von Lübke. Er ist der Sohn eines

Digitized by Google

katholischen Volksschullehrers und schildert in entrüsteten Worten die grausamen Quälereien, denen sein pflichttreuer und wahrhaft menschenfreundlicher Vater durch die Geistlichkeit ausgesetzt war, durch welche ihm die Lust am Leben und am Beruf verbittert wurde. Diese Schilderung sollten alle Diejenigen lesen, welche sich mit dem alten Worte einlullen, daß unterm Krummstab gut wohnen sei! „Damals", so schreibt der Verfasser der Jugenderinnerungen, „habe ich eingesehen, wie verhängnißvoll es ist, wenn man den Lehrerstand unter die Botmäßigkeit der Kirche stellt, wenn man Geistliche, welche von Pädagogik meistens nichts verstehen, zu Vorgesetzten der Schule macht." Aber dem preußischen Unterrichtsminister fehlt diese Einsicht. Das genügt, um Schule und Lehrer der Kirche und ihrer „bildungsfreundlichen" Dienerschaar auszuliefern! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er zuweilen auch den nöthigen Verstand dazu, aber eben auch leider nur zuweilen! Daß auch die religiösen Schulbücher vor ihrer Einführung einer Kontrole der Geistlichkeit unterliegen sollen, die hier wie Blinde über Farben zu urtheilen haben, da solche Bücher vom pädagogischen Standpunkte aus zu betrachten sind, kann nach allem Vorhergegangenen nicht mehr Wunder nehmen.

Endlich haben wir aus dem ersten Abschnitt die Bestimmung hervorgehoben, daß die Ferienzeit auf 8 Wochen im Jahre festgesetzt werden und zweckentsprechend vertheilt werden soll. Bisher waren es im Durchschnitt 10 Wochen; 2 Wochen büßen also die Lehrer an ihrer nothwendigen Erholungszeit ein. Nun, 8 Wochen sind noch immer human gegenüber dem Projekt des Dr. Hugo Goering, der in seiner Zukunftsschule, die er die „Neue Deutsche Schule" benamset, gar keine Ferien haben will.

Der zweite Abschnitt handelt von den Trägern der Rechtsverhältnisse der öffentlichen Volksschule. Hieraus sind folgende Bestimmungen von ganz besonderer Wichtigkeit:

„Die Erhebung eines Schulgeldes in den öffentlichen Volksschulen findet fortan nicht statt." (§ 38.)

Dem Schulvorstande treten ein oder zwei der im Schulbezirk angestellten Volksschullehrer hinzu, die aber bei Geldbewilligungen kein Stimmrecht haben. (§ 75.)

Zu den Befugnissen des Schulvorstandes gehört u. a.: „die Kenntnißnahme von dem Verhalten der Lehrer und Lehrerinnen." (§ 80,9.)

Während wir in dem § 38 einen unbedingten Fortschritt zu begrüßen haben, bei dem es nur merkwürdig ist, daß er nicht schon längst gemacht wurde, beschleichen uns beim Lesen des § 75 sehr gemischte Gefühle. Selbst ein Minister von Mühler wollte schon 1869 dem ersten oder einzigen Lehrer Sitz und Stimme im Schulvorstande einräumen, und der moderne Minister von Goßler will 1890 1 bis 2 Lehrer widerruflich (wie das Gesetz ausdrücklich sagt) ohne Stimmrecht bei Geldbewilligungen in den Schulvorstand senden. Mit Recht fragt die „Preußische Lehrerzeitung": „Welche Stellung hat wohl solch ein Lehrer zwischen den andern Schulvorstandsmitgliedern, wenn er nicht dieselben Rechte hat?" In welcher Weise aber wird wohl dem Lehrerstand durch die allzeit widerruflich gestellten Delegirten genützt werden? In keiner! Denn einmal wird die Regierung (in Wahrheit der Lokalschulinspektor) keinen Lehrer delegiren, dessen er nicht als Werkzeug seiner resp. ihrer Interessen sicher ist, dann aber kann jeder unsichere Kantonist bei der geringsten Selbständigkeitsregung sofort abberufen und durch einen sicheren ersetzt werden. Die Lehrerdelegirten stehen also durchaus unter der Regierungsgewalt, nur dort, wo blos ein Lehrer in einer Gemeinde ist, wird derselben durch die Natur der Sache Einhalt geboten.

Digitized by Google

Für diejenigen Provinzen, in welchen eine Vertretung der Lehrer im Schulvorstande bisher gar nicht üblich war, mag ja immerhin ein minimaler Fortschritt durch dieses Gesetz zu konstatiren sein; in Provinzen, welche jetzt eine solche Vertretung bereits besitzen, wird dagegen ein empfindlicher Rückschritt eintreten.

Empörend ist es, daß nach § 80,9 der Schulvorstand das Verhalten der Lehrer und Lehrerinnen kontroliren darf. Es findet sich durchaus nicht die Begrenzung „in der Schule", die Kontrole ist auch über das ganze Privatleben ausgedehnt. Die Lehrer des Volkes stehen also gewissermaßen unter Polizeiaufsicht, sind also gesellschaftlich degradirte Leute. Und da will man noch von der Achtung und Werthschätzung sprechen, welcher sich der Volksschullehrerstand von Seiten der Regierung zu erfreuen hat! Achtung und Beobachtung sind doch wahrlich zweierlei. Warum wird dann nicht der Pfarrer derselben allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen? Wahrlich, es ist ein Elend, Paria zu sein! Was alles beobachtet werden darf, darauf wollen wir gar nicht näher eingehen; die Regierung stellt das ja auch ganz in das Belieben der Mitglieder des Schulvorstandes. Das eine Mitglied interessirt sich vielleicht für die politische Gesinnung des Lehrers, das andere für seine religiösen Anschauungen, wieder ein anderes für die Lektüre, ein viertes für den Bierkonsum des Lehrers u. s. w. in infinitum! Welch idealer Zustand! Wie schön genau werden dann die Konduitenlisten in den Händen der Regierung sein, wie wunderschön kann man dann die frommen Schafe von den widerhaarigen Böcken scheiden! Es lebe die Polizeiaufsicht!

Im folgenden (dritten) Abschnitt sind von Interesse nur Beginn und Ende der Schulpflicht, als welche das vollendete 6. und das vollendete 14. Lebensjahr festgestellt werden, und die Bestimmung in § 93, nach welchem Unternehmer, welche schulpflichtige Kinder von der Schule durch Arbeitsbeschäftigung zurückhalten, mit Geldstrafen von 1 bis 150 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen belegt werden, eine Bestimmung, der wir unseren Beifall nicht versagen können.

Im vierten Abschnitt stoßen wir auf vier ganz besonders wichtige Punkte.

1. Den Gemeinden wird das Lehrerberufungsrecht genommen; dieselben dürfen der Regierung nur Vorschläge unterbreiten, die berücksichtigt, aber auch abgelehnt werden können. (§ 118,2.)

2. Es kann bei Kirchenämtern für den Lehrer die Abtretung der niederen Küsterdienste verlangt werden. (§ 110—112.)

3. Bei amtlichen Reisen oder Reisen zu amtlichen Konferenzen erhalten Lehrer und Lehrerinnen eine Vergütung aus der Staatskasse. (§ 126.)

4. Das Diensteinkommen der Lehrer und Lehrerinnen wird geregelt und zwar besteht dasselbe

a) aus dem Grundgehalt, welches nicht genau normirt ist, sondern sich mit Rücksicht auf örtliche Verhältnisse regeln soll; (§ 129)

b) aus Alterszulagen, die nach dem vollendeten 10. Dienstjahre auf jährlich 100 Mark, steigend von fünf zu fünf Jahren um je 100 Mark bis auf jährlich 600 Mark berechnet sind (bei Lehrerinnen nach 10 Jahren 70 Mark, steigend von fünf zu fünf Jahren um 70 bis zu jährlich 420 Mark) und

c) aus der freien Dienstwohnung oder entsprechender Miethsentschädigung bestehen soll.

Punkt 1 bedeutet die Aufgabe des Gemeindewahlrechtes bei 30 000 Lehrerstellen und die Begründung der Ministerallmacht in ebenso viel Fällen. Steht an der Spitze des Staates ein von neuzeitlichem Geiste durchdrungener

Digitized by Google

Minister, so mag dies von Segen für die Lehrerschaft sein, im anderen Falle ist diese Bestimmung von noch größerem Unsegen.

§ 118,2 räumt endlich einmal mit dem „frommen Knechte Fridolin", dieser traurigen Possenfigur im Lehrerstande auf und erfüllt damit endlich einen lange gehegten und wohlberechtigten Herzenswunsch des Lehrerstandes. „Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster", Glockenschmierer und Uhraufzieher, Kirchenkehrer und Hochzeits-, Kindtaufs- und Leichenbitter mochte wohl für den Schulmeister von anno dazumal eine Ehre sein, heut ist's eine Schmach für ihn. Freilich, der Herr Konsistorialpräsident Hegel ist anderer Meinung; denn er herrschte die Lehrer an: „Für den Lehrer muß jede Dienstleistung im Hause Gottes eine Ehre sein!" Die Zeiten sind nun vorbei. Richtiger aber wäre es schon gewesen, der Gesetzentwurf hätte überhaupt Kirchen- und Schulamt gänzlich von einander getrennt. Die Bibel sagt ja schon: „Niemand kann zween Herren dienen!" Kirche und Schule aber sind zwei grundverschiedene Herren. Wir haben also nur eine halbe Arbeit vor uns, die andere Hälfte bleibt noch zu thun.

Auch § 126 wird freudig von den Betheiligten aufgenommen werden; da derselbe ihnen Ersatz der pekuniären Auslagen für die gezwungenen Wanderungen zu den nichts weniger als angenehmen amtlichen Lehrerkonferenzen verheißt. Bisher herrschte in diesem Punkte eine sehr verschiedene Praxis. Hoffen wir nur, daß die Vergütigung nicht gar zu spärlich ausfällt, damit sie nicht etwa nur zu einer lukullischen Beköstigung in den ortsüblichen Suppenstationen für wandernde Handwerksburschen ausreicht. Auf fette Pfarrerskost rechnen die Lehrer ja gar nicht, sie sind wahrlich mit gastrosophischen Genüssen nicht verwöhnt!

Gar trübe sieht es aber mit der Regelung der so brennenden Dotationsfrage in dem Gesetzentwurf aus. Hier ist so gut wie gar nichts geschehen, es bleibt fast ganz beim Alten. Das geradezu erbarmungswürdige Einkommen der meisten Lehrer wird kaum eine irgendwie nennenswerthe Verbesserung erfahren. Nach wie vor wird der Lehrer den Hunger in den Witzblättern personifiziren müssen, nach wie vor wird ihm, den sein dornenvolles Amt schon schwer genug drückt, der Hohn der „Satten" treffen. Zwar die Wohnungsfrage ist geregelt, aber auch nur für Neubauten; doch werden die berüchtigten Brühl'schen „Schulpaläste", die windschiefen und halbverfallenen Armenhäuser, in welchen in manchen Gegenden die Schule und die Amtswohnung des Lehrers untergebracht sind, mit der Zeit wohl verschwinden; auch wird man wohl einem Lehrer nicht mehr einen Kornboden mit Zementbelag, in den man schnell einen schiefen Lehmofen gesetzt hatte (wie dies thatsächlich noch 1881 in einem der reichsten Dörfer Preußens geschehen ist!) als Wohnung anweisen dürfen: wie aber steht es mit dem Baareinkommen?

Dasselbe besteht aus einem Grundgehalt. Wie groß ist dasselbe? Das bleibt der Willkür der Regierung überlassen; man nennt dies: den örtlichen Verhältnissen anpassen. Es kann niedrig, es kann auch — sehr niedrig sein. Selbst Minister von Mühler gab in seinem Gesetzentwurf 1869 ein ganz bestimmtes Gehaltsminimum an; Herr von Goßler behält diese Bestimmung in jedem Falle seiner Ministerallmacht vor. Wieder sind die Lehrer der Regierung auf Gnade und Ungnade überliefert. Erst nach vollen 10 Dienstjahren tritt eine Alterszulage von vollen 100 Mark ein, die sich von 5 zu 5 Jahren vergrößert, so daß der Lehrer nach 35 Dienstjahren sein Gehaltsmaximum erreicht hat. Rechnen wir das Alter eines neu in den Beruf eintretenden Lehrers auf 21 Jahre, sein Gehaltsminimum auf 900 Mark (das ist sehr hoch gerechnet, gewöhnlich schwankt die Summe zwischen 750—800 Mark), so hat er in einem Lebens-

Digitized by Google

alter von 31 Jahren ein Einkommen von 1000 Mark. Ländliche Verhältnisse zwingen den Lehrer meist zu früher Heirath. Man darf gewöhnlich in diesem Alter einen Hausstand von 3 bis 4 Köpfen rechnen. Da giebt es ein schwieriges Divisionsexempel zu lösen; denn man verlangt vom Lehrer, daß er anständig gekleidet ist, auch bringt sein Beruf manche Auslage (für Bücher ꝛc.) mit sich, welche ein Arbeiter nicht zu machen nöthig hat. Im 56. bis etwa 60. Lebensjahre hat er dann das Gehaltsmaximum von 1500 Mark erreicht. Wahrlich, wenn man sich bei solchen Aussichten über den herrschenden Lehrermangel wundern will, dann gehört man selbst zu den wunderlichen Leuten. Das schönste an der ganzen Sache aber ist, daß § 135 als Ergänzung sagt: ein rechtlicher Anspruch auf Gewährung von Alterszulagen steht den Lehrern und Lehrerinnen nicht zu. Also nicht einmal ein Recht auf diesen sauer erworbenen Gehaltszuschuß sollen die Armen haben, als Gnadenbrocken müssen sie denselben ansehen, der ihnen von der Hand des allmächtigen Herrn Ministers gereicht oder auch vorenthalten werden kann. Statt Recht — Willkür und Gnade, und das nennt man in Preußen ein Gesetz! Sapienti sat! — Daß eine generelle Regelung der Gehaltsfrage nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, das könnte Preußen von Frankreich lernen, wenn es nur lernen wollte. Es giebt aber Staaten, die zwar gern von sich etwas lernen lassen, nie sich aber soweit erniedrigen, selber von anderen etwas zu lernen. Sollte es solchen Staaten nicht zuletzt gehen wie dem faulen Schüler, der immer mehr zurückkommt und zuletzt verjagt wird?

Der fünfte Abschnitt behandelt die Pensionirung der Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen, die nach eingetretener Dienstuntauglichkeit eintritt. Die Pensionsberechtigung beginnt nach dem vollendeten 10. Dienstjahre ($^{15}/_{60}$ des Gehalts) oder auch früher, wenn die Unbrauchbarkeit durch unverschuldetes Unglück im Dienst zugezogen wurde. Für jedes weitere Jahr wird $^{1}/_{60}$ des Diensteinkommens berechnet, bis das Maximum von $^{45}/_{60}$ erreicht ist. Die Pensionirung erfolgt von der Gehaltsstufe, auf welcher sich der in den Ruhestand Tretende in dem Augenblick seiner Pensionirung befindet. Von Wichtigkeit ist, daß nach § 172 das Stelleneinkommen nicht zur Aufbesserung der Pension herangezogen werden darf, und wäre damit einer ebenso unmoralischen als ungerechten Praxis ein Ende gemacht, nach welcher in manchen Orten der Stellennachfolger dem Emeritus $^{1}/_{3}$ des ganzen Stelleneinkommens (nicht etwa nur des Baargehaltes) auf Lebenszeit zu entrichten hatte. War's da wohl zu verwundern, wenn mancher arme Lehrer auf den Tod seines Amtsvorgängers mit Sehnsucht harrte, um sich endlich einmal nothdürftig satt essen zu können? Auch den Emeriten wird mit dieser Aenderung gedient sein; denn wahrlich, es muß ein drückendes Gefühl für dieselben gewesen sein, zu sehen, wie ein Kollege von dem winzigen Gehalte, welcher kaum einen Mann spärlich ernährt, noch den dritten Theil hergeben mußte und zwar für ihn hergeben mußte!

Der sechste Abschnitt redet von der Fürsorge für die Lehrerwitwen und Waisen. Was der Staat unter „Fürsorge" versteht, sehen wir an der Bestimmung, daß die Witwe eines preußischen Volksschullehrers das ungeheure Witwengeld von jährlich 250 Mark erhalten soll. Steht da nicht zu befürchten, daß sich die Witwe gelegentlich wirklich einmal leichtsinniger Weise satt essen könnte? Leichtsinniger Weise; denn wenn sie's thäte, müßte sie zur Strafe mindestens 8 Tage fasten, um das „Verschlemmte" wieder einzuholen. So lange aber preußische Abgeordnete im Parlament fordern dürfen, daß man ihnen vor der Witwengelderhöhung erst eine „verhungerte Lehrerswitwe zeigen solle", so lange dürfen wir nicht erwarten, daß man die im Leben sicher oft genug schwergeprüfte

Digitized by Google

Lehrersfrau auch zu den Menschen rechnet. Für jedes Kind wird der Witwe außerdem bis zum 18. Lebensjahre desselben ein jährliches Erziehungsgeld von 50 Mark gezahlt. Völlig verwaiste Kinder von Lehrern erhalten jährlich 250 Mark, sind es mehrere, so werden auf jedes Kind mindestens jährlich 84 Mark gerechnet. Eine preußische Lehrerswittwe mit 4 Kindern bezieht also 450 Mark jährlich oder 90 Mark pro Kopf. „Laßt sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind!“ —

Der siebente Abschnitt bietet nichts von besonderem Interesse, dagegen berichtet der achte von den Leistungen des Staates zur Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen. Da der Staat den Gemeinden Rechte bezüglich der Schule abnahm, so war es auch seine Schuldigkeit, Pflichten zu übernehmen. Der Staat zahlt nach § 194 den Gemeinden jährliche Beiträge zum Diensteinkommen der Lehrkräfte und zwar:

1. für einen alleinstehenden oder einen ersten ordentlichen Lehrer . 600 Mark,
2. für einen zweiten ordentlichen Lehrer . . . . . 400 „
3. für einen anderen ordentlichen Lehrer . . . . . 300 „
4. für eine ordentliche Lehrerin . . . . . 150 „
5. für einen Hilfslehrer oder eine Hilfslehrerin . . . . . 100 „

Ferner wird der Regierungsbeitrag zur Pension bis auf 1000 Mark erhöht, und endlich erhalten die Gemeinden jährliche Zuschüsse von zunächst 10 Millionen Mark zu Schulbauten. Das ist doch endlich eine nennenswerthe Leistung. Aber wem kommt sie zu Gute? Den Lehrern nicht, sondern den Gemeinden und nicht zum geringsten Theil — den armen Großgrundbesitzern! Diese armen Leute werden sicherlich die Staatsgabe nicht entrüstet zurückweisen, gewährt ihnen dieselbe doch den Mehrgenuß von so und so viel Flaschen Champagner im Jahre!

Wir sind am Schluß unserer Betrachtungen über die neue preußische Unterrichtsgesetzvorlage. Ziehen wir das Fazit derselben, indem wir das Gute und das Schlechte in der Vorlage gegen einander abwägen und führen wir zunächst das Gute an:

1. Einige Lehrer erhalten einige finanzielle Erleichterungen (z. B. bei Pensionirung der Vorgänger).
2. Es ist zu hoffen, daß die Lehrer von den niedrigsten Küsterdiensten allmälig befreit werden.
3. Die Schulversäumnißfrage findet eine gesetzliche Regelung.
4. Die Gemeinden erhalten beträchtliche Zuschüsse zum Lehrergehalt und zu Schulbauten.
5. Der Besuch der Volksschulen ist unentgeltlich.

Ich glaube nichts, was für die Regierungsvorlage spricht, vergessen zu haben. Nun aber das Päckchen für die andere Wagschale:

1. Die Regierungsvorlage macht es möglich, daß die Volksschule ein Spielball politischer Parteien und eine Zuchtanstalt des politischen Parteigeistes wird.
2. Sie überbürdet die Lehrer mit Schülermaterial und schadet dadurch der Gründlichkeit des Unterrichtes.
3. Sie liefert die Volksschule des 19. Jahrhunderts wieder der Kirche aus und macht sie zur Magd der Kirche. Hierdurch schürt sie den so verderblichen Konfessionshaß und macht die Schule zu einem mittelalterlichen Institut.
4. Die Stellung des Lehrers im Schulvorstande ist eine Ausnahmestellung ohne Bedeutung.
5. Die Lehrer sind einer drückenden außeramtlichen Kontrole ausgeliefert.

Digitized by Google

6. Die Ministerallgewalt gegenüber Lehrern und Gemeinden wird fest begründet; jeder Lehrer muß unbedingt das Werkzeug der Regierung sein.

7. Die Dotationsfrage der Lehrer bleibt ungelöst.

8. Die Alterszulage beginnt zu spät, schreitet in zu großen Zwischenräumen fort und ist allezeit widerruflich.

9. Die Witwenpension ist so erbärmlich geblieben wie sie war.

10. Das Waisengeld ist zu gering.

Fünf leichte Gaben auf der einen, zehn schwere Plagen auf der anderen Schale; wohin neigt sich die Zunge der Wage? — Wahrlich, wenn die preußische Regierung die Absicht gehabt hätte, das soziale Elend des preußischen Volksschullehrerstandes einem Jeden deutlich vor Augen zu führen, sie konnte dann keinen besseren Weg wählen, als ein solches Volksschulgesetz vorzulegen, das trotz des darin offen gekennzeichneten Elendes doch einen gewissen Fortschritt gegenüber dem Bestehenden zu erkennen geben soll. Den Eltern aber wird dieses Gesetz die Augen öffnen, daß sie bei einer Berufswahl ihrer heranwachsenden Söhne dieselben vor einem sicheren Proletariat bewahren. Wird aber auf diese Weise der Lehrermangel, welcher schon jetzt in manchen Gegenden fühlbar ist, immer drückender, dann wird sich auch wohl die preußische Regierung dazu bequemen, die wichtigsten Forderungen der preußischen Lehrerschaft durch ein entsprechendes Gesetz anzuerkennen. Ob dieselben gar zu hoch sind, möge Jeder aus den hierunter angeführten Sätzen erkennen. Die preußischen Lehrer wünschen:

1. ein bestimmt fixirtes, auskömmliches Grundgehalt;

2. Alterszulagen von 5 Dienstjahren ab;

3. eine auskömmliche Witwenpension;

4. Ablösung der niederen Küsterdienste (müßte eigentlich heißen: aller Küsterdienste!);

5. Aufhebung der geistlichen Lokalschulinspektion;

6. Sitz und Stimme im Schulvorstande;

7. Beschränkung der Befugnisse der Geistlichen bei der Inspektion des Religionsunterrichtes.

Es steht zu hoffen, daß das Parlament die Regierungsvorlage ablehnen wird. Wieviel Jahrzehnte werden wohl vergehen müssen, bis die preußische Regierung sich zu einer neuen und zeitgemäßen Schulvorlage aufrafft? Vom Ministertische hallt die Antwort: „ungezählte!“ Denn: non possumus!

S. Nadson — ein russischer Dichter des Pessimismus.

Von **R. M. Roberti.**

Il sempre sospirar nulla rileva.
Petrarca.

Niemand ist, unseres Wissens, so berechtigt von sich mit Lenau zu sagen: „meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben“, wie der unglückliche, in seinem 24. Lebensjahre vom Tod hingerafften russischen Dichter Nadson. Ein kurzes Leben von ununterbrochenen Leiden, eine künstlerische, zarte Seele, einer jener zur Selbstaufopferung fähigen Charaktere, wie sie nur noch in Rußland zu treffen sind — das ist der russische Dichter, dessen Bild wir hier blos in großen Zügen zu schildern versuchen.

Zunächst einige Worte über seinen äußeren Lebensgang.

Digitized by Google

Nadson ist den 14. Dezember 1862 in Petersburg geboren. Sein Vater, ein begabter und musikalisch gebildeter Mann, starb sehr jung, als der künftige Dichter noch keine zwei Jahre alt war, in einer Anstalt für psychische Kranke. Seine Mutter war eine außerordentlich sympathische Erscheinung. Nach dem frühen Tode ihres Gatten mußte sie sich und ihre zwei Kinder durch Ertheilung von Unterricht ernähren. Nadson zählte sieben Jahre, als sie von ihrem Sohne, der dann ins Gymnasium eintrat, schied und sich nach Kiew begab. Bald darauf kehrte sie zurück nach Petersburg, wo sie in äußerste Noth gerieth und 31 Jahre alt an der Schwindsucht starb.

Mit acht Jahren fängt Nadson an, sehr viel, ohne Auswahl und System zu lesen. Noch als Kind liest er die Werke von Turgeniew, Tolstoi, Auerbach u. m. A. In einer Stelle seines Tagebuches, das er mit 11 Jahren zu führen anfing, bemerkt er: „ich kann sie auch nicht Revue passiren lassen, alle diese Bücher, welche ich gelesen habe; viele von ihnen haben auf mich einen mächtigen Einfluß ausgeübt." Die Nothwendigkeit seines Tagebuches, das fast als die einzige Quelle zu seiner Biographie erscheint, erklärte er schon damals folgendermaßen: „Ich bin der Meinung, daß ein Tagebuch für mich unentbehrlich ist. Manchmal bemächtigt sich meiner das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, ich will Jemandem meine Freuden, meinen Kummer anvertrauen und finde außer der hundertköpfigen Gymnasial-Kameradschaft keine einzige Seele, der gegenüber ich es thun könnte. . . . In solchen Augenblicken greife ich zu meinem Tagebuch und begieße es mit heißen Thränen. . . ."

Bald wurde er in einer geschlossenen Lehranstalt, einer der Petersburger Kadettenschulen untergebracht, und nach dem Tode seiner geliebten Mutter, der dem empfindsamen Kinde großen Schmerz verursachte, ist Nadson „allein in der großen Welt geblieben", da er auch von seiner Schwester, die dann ebenfalls in einer geschlossenen Mädchenlehranstalt lebte, getrennt war.

Die Neigung zur Analyse giebt sich bei dem begabten Kinde sehr früh kund. So schreibt er als zwölfjähriger Knabe in seinem Tagebuche, indem er sich über die Ansichten eines seiner Schulkameraden äußert: „N. hält für die größte Tugend des Menschen Charakter und Willensstärke! Sie zu besitzen ist freilich nicht überflüssig, aber, wahrlich, es giebt doch weit edlere Gefühle und Eigenschaften. . . . Mir scheint, daß ein Geiziger immer schlecht sein muß, und der Geiz ist mir so zuwider, daß ich nie einem Geizigen mich anschließen könnte. . . . Ich sympathisire mit lustigen, aber auch nicht übermäßig lustigen, unbedingt redlichen, nicht geizigen, ernsten Menschen und mit solchen, die alle ihre Seelenkräfte auf einen Gegenstand zu konzentriren im Stande sind. . . . Ich theile die ganze Menschheit in zwei Hälften ein: in Lebendige und Todte. Die Ersten unterscheiden sich von den Letzteren durch ihr Naturempfinden, die Fähigkeit, über alles Höhere und Schöne in Entzücken zu gerathen. Zu meinen Lebendigen zähle ich Künstler, Romanschreiber, Verfasser von Volkslegenden und Erzählungen. An ihrer Spitze stehen Dichter, wie Gogol, Puschkin, Lermontow, Nekrassow und auch einige mir gut bekannte Frauen; zu den Todten — Kaufleute, solche Gelehrte, die nur ihren trockenen Studien leben und dabei nichts Anderes sehen und verstehen wollen. Unlängst habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es noch eine Mittelklasse von Menschen giebt. . . ."

Ende 1877 machte Nadson die Bekanntschaft der Familie D. in Petersburg; das waren die glücklichsten Augenblicke seines Lebens: die Liebe zu der höchst idealen Natascha loderte auf in seinem düsteren Herzen, um ihn bis zum Grabe zu geleiten. Das Mädchen ist kurz darauf gestorben, und ihrem Andenken widmete

Digitized by Google

Nadson alle seine Gedichte. Der unglückliche Jüngling kehrte sich nun ganz in sich, die Reflexion ließ ihn nicht mehr in Ruhe.

Sehr früh hat sich auch unseres unglücklichen Dichters das verzehrende Verlangen nach Zergliederung seiner selbst bemächtigt und im Zusammenhange damit jene „Lebensangst", wie der Schwede Ola Hanson die Nirvanakrankheit unseres Jahrhunderts nennt, welche in der Ibsen'schen Frage gipfelt:

Warum man heutzutag' so finster blickt,
Und kaum sein bischen Leben wagt zu zimmern,
Von einer dunklen Furcht, so scheint's, gedrückt; —
Weshalb kein Glück dem trägen Geiste frommt,
Und Keiner seines Leidens Grund versteht.

So lesen wir in seinem Tagebuche vom 10. Mai 1880: „Das Ideal des Lebens, nicht das persönliche, sondern das gesellschaftliche, folglich das höchste Ideal des Menschen ist Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Arbeit ꝛc. Das Alles wird aber in den letzten Resultaten auf das „Vergnügen" zurückgeführt, das letztere ist nun auch ohne Opfer und Kampf zu erreichen; man soll nur das, was wir das Heiligste im Menschen nennen, zu vertilgen suchen. Aber mich quält noch die Frage: ob mich ein solches egoistisches Ideal zu befriedigen im Stande wäre? Ich muß entschieden „nein" sagen, und zwar deshalb, weil ich zu einer Abart von Menschen gehöre, die für Aufopferung und keinesfalls für egoistisches Glück und selige Ruhe geschaffen sind. Ich muß folglich annehmen, daß entweder für mich gar kein Ideal existirt, oder dasjenige Ideal, welches man noch im Leben verwirklichen kann, mich nicht befriedigt; folglich ist mein Leben zwecklos und erscheint vielmehr als eine Qual. . . . Die Welt ist zu eng für mich, und es giebt doch keine andere Welt, wenn wir auch die Existenz eines Paradieses annehmen, das wiederum auf persönliches Glück und Ruhe zurückgeführt wird und daher blos von Menschen erfunden ist. . . ."

Im Sommer 1883 wurden bei ihm alle Symptome der Schwindsucht entdeckt. Im Herbst des folgenden Jahres giebt seine Krankheit zu ernsten Bedenken Anlaß. „Ich muß mich ordentlich kuriren", schreibt er, „um von mir „die Seligkeit des Nichtseins", wie die Dichter zu sagen pflegen, zu entfernen." Seine Freunde beschlossen, ihn nach dem Süden zu schicken. Am 4. Oktober 1885 nahm er seinen Weg zuerst nach Wiesbaden und von dort nach Mentone. In Wiesbaden machte er die Bekanntschaft Friedrich Bodenstedt's, der auch später einige Gedichte Nadson's ins Deutsche übersetzte. Aus Mentone wurde er nach Nizza gebracht, wo er sich einer qualvollen Operation unterzog. Die letztere blieb aber erfolglos, und er mußte noch zwei Mal dieselbe Operation in Bern durchmachen. Dazu gesellte sich noch eine völlige Nervenzerrüttung. So schreibt er denn an einen Bekannten: „Mein Kummer ist kein grund- und, so zu sagen, harmloser Kummer der unbefriedigten Jugend. Er erscheint vielmehr als diejenige Krankheit, mit der wir jetzt die Sünden der Vergangenheit und unsere gegenwärtige Entwicklung erkaufen. Ich bin ganz der Meinung, daß der Tag naht, wenn die Nerven als fünftes Element auftreten werden, d. h. als eine der Hauptkräfte, die die Welt bewegen. . . ."

Der Dichter wußte selbst allzugut, daß, wenn nicht seine Tage, so doch seine Monate gezählt seien. In einem Briefe, den er vor seiner Rückkehr nach Rußland an einen Freund schrieb, heißt es: „Wenn Sie nur sich vorstellen könnten, wie schrecklich das Bewußtsein ist, daß man vor sich keine Zukunft sieht. . . . Denken Sie sich dabei, daß ich doch das Alles in keinem Romane, in

Digitized by Google

keinem Buche lese, daß ich es selbst bin, der stirbt. . . ." Unterdessen hatten seine Gedichte in Rußland großen Erfolg. Der ersten Ausgabe von 1885 folgte im Januar 1886 eine zweite, und es verflossen keine zwei Monate, als schon eine dritte nothwendig wurde. Den Herbst 1886 brachte Nadson im Süden Rußlands, in der Krim zu. Die Aerzte brachten eine zweite Reise nach dem Ausland in Vorschlag, aber der Dichter leistete ihrem Rathe keine Folge, da er seinen baldigen Tod ahnte und in der Heimat sterben wollte. 19. Januar 1887 starb der unglückliche Jüngling an einer tuberkulösen Entzündung des Gehirns — einer der schrecklichsten und qualvollsten Krankheiten, als ob die Natur auch diesmal auf grausamste Weise die ihr abgelauschte „infinita vanità del tutto" (unendliche Leere des Alls) rächen wollte. (Schluß folgt.)

Notizen.

Ueber die Entwicklung der großstädtischen Bevölkerung im Deutschen Reiche findet sich in G. v. Mayer's „Allgemeinem Statistischen Archiv" eine Abhandlung, die von besonderem Interesse ist, weil sie nicht die Großstädte in ihrer Isolirung ins Auge faßt, sondern in ihrer Zusammengehörigkeit mit den Vororten, Grenz- und Außendörfern, soweit diese in engster, wirthschaftlicher Abhängigkeit zu den großen Bevölkerungszentren stehen. Das wirthschaftliche Gebiet einer Stadt ist bekanntlich meistens mit dem verwaltungsrechtlichen noch lange nicht erschöpft: stundenweit kommen die Bewohner der Vororte in die städtischen Fabriken und Geschäfte, sie leben wohl in besonderen, unabhängigen Gemeinden, wirthschaftlich aber ist ihr Verhältniß zur Großstadt kein anderes, wie das der Bewohner eines äußeren, wirklichen Stadtviertels. Und Jeder, der einigermaßen selber sehen und beobachten kann, weiß ja auch, daß immer mehr Ortschaften wirthschaftliche Dependenzien der Großstadt werden, die ihre alles umschlingenden Arme immer weiter hinaus streckt, und daß gerade die Vororte — in Folge der großstädtischen Miethen, Grundstückspreise u. s. w. — ganz rapid wachsen. Ihre Vernachlässigung bei statistischen Vergleichen muß daher das Bild, das wir von der beherrschenden sozialen Stellung der Großstädte gewinnen, von Jahr zu Jahr zu einem immer weniger zureichenden machen.

Brückner, der Verfasser der erwähnten Abhandlung, hat nun durch sorgsame Erkundigungen für alle Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern die „Vororte" in diesem Sinne festzustellen gesucht, bei Städten von 100 000 bis 150 000 Einwohnern einen Umkreis von etwa 4 Kilometern, bei größeren Gemeinwesen auch noch weitere Bezirke berücksichtigend. Die Zahlen für diese Orte hat Brückner dann mit den Zahlen für die eigentlichen Großstädte vereinigt, und das absolute und relative Wachsthum dieser Bevölkerungs- und Wirthschaftszentren tritt alsdann noch viel überraschender zu Tage.

Wir erhalten hierbei folgende Zahlen für die Einwohnerschaft:

	des Reiches	der Städte mit über 100 000 Einwohnern	dieser Städte mit Vororten
1861	38 137 410	2 484 748	?
1864	39 389 904	2 766 138	?
1867	40 088 825	2 994 645	3 432 261
1871	41 058 792	3 352 181	3 883 923
1875	42 727 360	3 812 144	4 538 895
1880	45 234 061	4 325 952	5 211 366
1885	46 855 704	4 884 240	5 969 089

In den 24 Jahren von 1861 bis 1885 haben demnach die Großstädte ihre Bevölkerung auf das Doppelte gebracht, wogegen dem Reiche nur etwas über ein Fünftel seiner Bewohnerzahl von 1861 zugewachsen ist. Von der ganzen Zunahme (8 718 294 Köpfe), welche das Reich erfuhr, kamen 2 399 792 Köpfe, also drei Elftel, auf jene Städte allein, obwohl sie bis 1875 noch lange nicht ein Elftel der Bevölkerung enthielten — nimmt man ihre Vororte hinzu, so haben sie gewiß volle drei Achtel des gesammten Bevölkerungs-

Digitized by Google

zuwachses aufgenommen. Im allgemeinen ist also die Zunahme der Städte mehr als dreimal so stark, wie die des Reiches überhaupt.

Zugleich ergiebt sich aus diesen Zahlen aber, daß die Vorortsbevölkerung noch rascher wuchs wie die der Großstädte selber. 1867 bergen die Vororte, die Brückner in Betracht zieht, 450 000, 1885 dagegen 1,1 Millionen Menschen in ihren Mauern. Es wuchsen durchschnittlich jährlich:

	die Großstädte allein	die Großstädte mit ihren Vororten	das Reich
1867—71 . .	28,2 pro Mille	30,9 pro Mille	5,9 pro Mille
1871—75 . .	32,1 „	38,9 „	10,0 „
1875—80 . .	25,3 „	27,6 „	11,4 „
1880—85 . .	24,2 „	27,1 „	7,0 „

Stets steht also — trotz aller Schwankungen der Zahlen in jeder Abtheilung — die Zunahme der Vororte noch über derjenigen der eigentlichen städtischen Mittelpunkte. 1871—75 ist der Abstand sogar ein ganz ungeahnter: offenbar hat damals die in so vielen Städten beobachtete akute Wohnungsnoth die Bevölkerung besonders stark in die Außenorte getrieben; die hohen Grundstückspreise haben wohl auch mehr noch wie sonst zu Fabrikanlagen außerhalb des eigentlichen städtischen Weichbildes geführt.

Das Resultat dieser Entwicklung spricht sich auch darin aus, daß von den Großstädten und ihren nächsten wirthschaftlichen Dependenzien 1867 $^7/_8$ in den Städten und $^1/_8$ in den Vororten wohnten, 1885 aber weniger wie $^5/_6$ in den Städten und mehr wie $^1/_6$ in den Vororten.

Von der gesammten Reichsbevölkerung nahmen auf:

	die Großstädte	die Großstädte mit ihren Vororten
1861	65,1 pro Mille	?
1864	70,2 „	?
1867	74,7 „	85,6 pro Mille
1871	81,6 „	94,6 „
1875	89,2 „	106,1 „
1880	95,6 „	115,2 „
1885	104,3 „	127,4 „

Die Brückner'sche Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, man sieht aber schon jetzt aus ihr, daß sie eine werthvolle Bereicherung der Untersuchungen über die großstädtische Entwicklung darstellt.

England ist in seiner Getreideversorgung am meisten von allen Staaten auf die ausländische Produktion angewiesen. Man rechnet dort auf den Kopf der Bevölkerung einen Weizenkonsum von $5^1/_2$ Bushel jährlich, so daß der Jahresbedarf des Vereinigten Königreiches (Englands, Schottlands und Irlands) sich auf etwa 26—27 Millionen Quarters beläuft (1 Quarter = 8 Bushels = 2,9 Hektoliter; das Bushel also circa $36^1/_2$ Liter). Die für den Konsum verfügbare inländische Produktion beträgt nun durchschnittlich 8 bis 9 Millionen Quarters, je nach dem Ausfall der Ernte; etwa 18 Millionen, also ungefähr zwei Drittel, müssen durch die Einfuhr gedeckt werden. 1889/90 betrug in der That — wenn man das eingeführte Mehl in die entsprechende Quantität Weizen umrechnet — der Weizenimport $18^3/_4$ Millionen Quarters. Davon lieferten:

	Quarters		Quarters
1. die Vereinigten Staaten .	8 443 890	8. Oesterreich	411 730
2. Rußland	4 435 130	9. Türkei	181 000
3. Indien	2 239 590	10. Egypten	54 900
4. Kanada	641 350	11. Frankreich	36 050
5. Rumänien	598 920	12. Chili	10 280
6. Deutschland	560 030	Andere Länder ohne Ursprungsbezeichnung . .	826 160
7. Australien	434 500		

Die europäischen Länder lieferten also ein Drittel des Importes (6,2 Millionen Quarters), die überseeischen Gebiete die übrigen zwei Drittel (12,6 Millionen). — In

Digitized by Google

dieser Saison dürften die Vereinigten Staaten und Rußland bedeutend weniger Ueberschuß haben. Das amerikanische Departement of Agriculture schätzt die diesjährige Ernte der großen überseeischen Republik auf 402 Millionen Bushels, davon brauchen die Vereinigten Staaten selber, mit Saatkorn, über 360 Millionen, so daß nur 5 Millionen Quarters der neuen Ernte zur Ausfuhr verfügbar bleiben. 1889/90 exportirten die Vereinigten Staaten über 13½ Millionen Quarters, davon die erwähnten 8,4 Millionen, also ungefähr zwei Drittel, nach England. Dieses Jahr würde danach England, wenn man die verfügbaren Vorräthe in den Vereinigten Staaten auch auf 3½ Millionen Quarters ansetzen wollte, höchstens 6 Millionen aus dieser Quelle erwarten können. Rumänien und Oesterreich-Ungarn werden vielleicht reichlicher senden können, über Indien und Kanada ist ein sicheres Urtheil im Augenblicke nicht möglich; man rechnet aber in England auf eine gewisse Knappheit der Zufuhr und darum auch auf eine Preissteigerung des Brotstoffes.

Weibliche Fabrikinspektoren in Amerika. Wie die „Humanität" berichtet, wurden kürzlich im Staate New York nicht weniger als acht Frauen auf einmal als staatliche Fabrikinspektoren angestellt. Vier davon gehören der arbeitenden Klasse an; eine, Namens Alexandrine Bremer, erwarb sich während des deutsch-französischen Krieges als Samariterin große Verdienste und zeichnete sich später in New York als Sekretärin des deutschen Hilfsvereines besonders aus. Das Gehalt dieser Inspektorinnen beträgt 1000 Dollar (über 4000 Mark) jährlich.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Fünftes Kapitel.

Der Strohhalm des Ertrinkenden.

Feo Werdenried brauchte heute ungewöhnlich viel Zeit zu ihrer Toilette, so viel, wie sonst nur, ehe sie in Gesellschaft ging. Vor Allem studirte sie eingehend ihr Spiegelbild. Gram und Aerger üben im Allgemeinen keine verschönernde Wirkung. Die Farblosigkeit des Gesichts konnte allenfalls interessant gefunden werden; aber es lagen da Züge um Mund und Augen, die ihr ganz und gar nicht gefielen. Sie zwang den Schmerz gewaltsam nieder, um seine äußeren Spuren zu verwischen, machte ein möglichst sorgloses Gesicht und trällerte, um dies besser zu erreichen, eine lustige Operettenmelodie. Nach und nach fühlte sie sich denn auch durch den Erfolg ihrer Anstrengungen einigermaßen befriedigt. Wie sie jetzt in dem schwarzen Velvetinekleid, dem schneeweißen Halskräuschen und dem Korallenkettchen vor dem Spiegel stand, sah sie wohl noch blaß und rührend aus, aber unstreitig sehr hübsch. „Und mit einem solchen Aussehen wollen sie mich zu einer langweiligen Gouvernante machen!" dachte sie ganz empört über eine derartige Zumuthung. „Jeder, der mich ansieht, fühlt ja, daß ich zu etwas ganz anderem bestimmt bin."

Es klopfte an die Thüre.

„Wer ist da?"

„Ich, Feo!" rief Astas Stimme. „Bitte, mach' auf."

Feo ließ die Schwester ein.

Digitized by Google

„Du, der Karl behauptet, Du habest ihm Ordre gegeben, etwaige Herrenbesuche anzunehmen. Ist das wahr? Der Kommerzienrath Oldesloh ist im Salon."

Feo war in rascher Folge roth und wieder blaß geworden. „Ja, ich will ihnen zeigen, daß ich mich nicht verstecke", sagte sie. „Mama ist ja zu Hause."

„Du hast Dich ja so fein gemacht", meinte Asta.

„Eben gerade"; entgegnete Feo. „Aber bitte, laß mich allein mit ihm. Ich bin dann viel unbefangener. Du siehst einen immer so prüfend an; das stört mich."

Asta lächelte. „Dann geh nur und laß den armen Oldesloh nicht zu lang warten und behandle ihn nicht zu schlecht. Er hängt Dir mit einer rührenden Treue an."

„Ja, er ist wirklich rührend", bestätigte Feo, und legte sich ein Korallenarmband um.

Der Kommerzienrath, ein ziemlich korpulenter und sehr blonder Vierziger, dessen frische Gesichtsfarbe auf intakte Gesundheit schließen ließ, begrüßte die eintretende Feo mit der ganzen entzückten Unbefangenheit eines schüchternen Liebhabers. Er betete die schöne, hochmüthige Aristokratin an und fürchtete sich gleichzeitig vor ihr. Wäre er nicht seines Reichthums wegen überall als eine begehrenswerthe „Partie" verwöhnt worden, so hätte er gar nicht gewagt, seine Augen zu der eleganten und distinguirten Erscheinung Feos aufzuschlagen. Aber sie war arm und darauf baute er seine Hoffnung. Freilich hatte sie ihn nie im Geringsten ermuthigt, sondern im Gegentheil recht schnöde behandelt; aber das konnte sich mit der Zeit ändern, dachte Oldesloh; steter Tropfen höhlt den Stein, und Jakob, der Erzvater, diente um Rahel 14 Jahre.

Arthur Oldesloh entstammte einer niederdeutschen Bauernfamilie und hatte als Erbe seiner Väter ehrlichen, geraden Sinn, Hartnäckigkeit, zähes Festhalten an dem einmal Ergriffenen, unbedingte Zuverlässigkeit, aber auch etwas Eckiges, Schwerfälliges und Nüchternes überkommen. Er war nicht gerade dazu angethan, die Phantasie junger Mädchen zu reizen und auf Feo übte er nicht die allermindeste Anziehungskraft aus. Nicht einmal seine offenkundige Verehrung war ihr schmeichelhaft und sie ärgerte sich, wenn sie in der Gesellschaft seinetwegen geneckt wurde.

„Wie kann man nur so helle Wimpern und Augenbrauen haben!" dachte sie, während sie ihn einlud, sich ihr gegenüber zu setzen.

Schüchtern erkundigte er sich nach ihrem Befinden und dabei ruhte der Blick seiner ehrlichen blauen Augen voll innigem Mitgefühl auf ihrem zarten Gesichtchen.

„Er würde mich auf Händen tragen!" dachte Feo. „Dessen kann ich sicher sein. Und es muß geschehen! Es hilft Alles nichts. Nur eine Verlobung kann mich jetzt retten und zugleich an „ihm" rächen. Denn es wird ihm nicht einerlei sein, das weiß ich."

Und sie fing an, dem entzückt lauschenden Oldesloh vertraulich zu erzählen, wie müde sie dieses Hastens von einer Gesellschaft zur anderen sei, wie sie körperlich und geistig darunter leide und wie sehr sie sich zuweilen nach dem Frieden eines behaglichen Familienlebens sehne.

Es war ihr nicht wohl dabei; denn die Unaufrichtigkeit kam ihr keineswegs natürlich an. Nur die lähmende Furcht vor der durch Asta ihr eröffneten Perspektive beeinflußte ihr Handeln.

Nichtsdestoweniger erreichte sie über Erwarten schnell ihr Ziel. „Ich habe doch immer gewußt, daß sie im Grunde ein ernstes, gediegenes Mädchen ist",

Digitized by Google

dachte Oldesloh, während er ihr zuhörte. „Wie natürlich, wie echt weiblich ist der Wunsch nach einer eigenen Familie und wie reizend unbewußt spricht sie sich darüber aus. Das Glück, sie zu besitzen, scheint fast zu groß, nun es auf einmal so nahe ist!“

Als sie geendet und ihn mit seitwärts geneigtem Köpfchen erwartungsvoll ansah, sagte er bewegt: „Komtesse Feo, ich bin nur ein einfacher Mann und nicht mehr jung, aber wenn Sie sich entschließen könnten, mein Weib zu werden, so würde ich Alles thun, was irgend in meinen Kräften steht, Ihr Dasein zu einem glücklichen zu machen. Sie müssen längst wissen, daß ich Sie von ganzer Seele liebe. Ich bitte Sie jetzt nicht um Gegenliebe. Die kommt später. Ich bitte Sie nur, mir zu vertrauen. Darf ich auf Erhörung hoffen?!“

Feos Herz klopfte heftig. Dies war der erste wirkliche Heirathsantrag, den sie empfing und sie hatte sich das natürlich ganz anders ausgemalt. Oldesloh war beinahe feierlich ernst und imponirte ihr zum ersten Mal. Er hatte etwas väterlich Ueberlegenes, etwas Respekt Abnöthigendes und sie kam sich plötzlich ihm gegenüber schuldig vor. Aber dann beschwichtigte sie die mahnende Stimme des Gewissens mit dem Vorsatz: „ich werde immer sehr gut zu ihm sein.“

Jetzt schlug sie erröthend die Augen nieder und antwortete zaghaft: „Wie Sie mich erschreckt haben! — Ist es wirklich wahr, daß Sie . . . daß ich Ihre Frau . . . haben Sie mich denn wirklich so lieb?“

Da kniete er mit einem Mal vor ihr und sah mit zärtlichem Verlangen zu ihr auf. Es war gerade wie in den Romanen, nur daß er statt semmelblond und schwerfällig zu sein, wie Prinz Friedrich hätte aussehen müssen.

„Feo!“ stammelte er, „meine Seligkeit hängt von Ihrem Ja ab!“

„Um Gotteswillen stehen Sie auf!“ sagte sie wider ihren Willen zitternd. „Wenn uns Jemand sähe!“

„Ja oder nein?“ beharrte er.

Es geht nicht! es ist nicht möglich! rief es in Feos Herzen; aber ihre bleichen Lippen sagten: „wenn Sie mich denn durchaus haben wollen, — meinetwegen ja.“

Und ehe sie sich dessen versah, fühlte sie den Druck seiner vollen, von strohblondem Bärtchen beschatteten Lippen auf den ihren. Scham und Abneigung erfaßte sie und mühsam unterdrückte sie einen Aufschrei. Dann drängte sie ihn fort. „Bitte nicht! Ich kann nicht! — Bitte nur nicht küssen, sonst könnt' ich Sie hassen!“ rief sie mit Thränen in den Augen und glühenden Wangen.

Ganz verwirrt und betrübt stand der arme Oldesloh auf. Natürlich war er bäurisch, tölpelhaft und roh gewesen und hatte nicht mit den zarten jungfräulichen Empfindungen der Komtesse gerechnet. Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen!

Reumüthig bat er sie, ihm seinen Ungestüm zu verzeihen. Die Freude über ihr Jawort habe ihn der Fassung beraubt. Aber sie möge Geduld mit ihm haben, er werde ihr ganz gewiß nicht zum zweiten Mal Anlaß geben, sich über ihn zu beklagen. Wenn sie nur sein süßes kleines Weib werden wolle, so würde er demüthig warten, bis sie ihm einen Kuß erlaubte.

So sprach er lange und Feo beruhigte sich allmälig. Sie raffte sich sogar zu kleinen Neckereien und liebenswürdigen Scherzen auf. Das Bewußtsein, die Braut eines sehr reichen, thöricht in sie vernarrten Mannes zu sein, hatte doch etwas berückendes. Alle Welt würde ihr Glück wünschen und sie beneiden, denn Reichthum galt in den hauptstädtischen Kreisen mehr als Rang. Auch zog Oldesloh sich gut an und machte auf der Straße eine recht elegante Figur, so

Digitized by Google

daß sie sich an seinem Arm schon sehen lassen konnte. Dieser Punkt gehörte für Feo zu den wichtigen, denn die „beau monde“ war ihre Welt.

Asta begriff gar nicht, wie Oldesloh nur so lange bleiben konnte, noch dazu im tête à tête mit Feo. Es war wirklich sehr unpassend. Sie fand schließlich, daß sie die Pflicht habe einzuschreiten und begab sich in den Salon.

Sie hatte schon ein spitzes Wort auf der Zunge, doch blieb sie in stummer Ueberraschung stehen.

Die Beiden waren erröthend, wie ertappte Kinder verlegen, aufgesprungen, und während Oldesloh, was er nie zuvor gethan, der Komtesse Asta die Hand küßte, rief Feo schmeichelnd: „schilt nicht, Astachen! wir haben uns verlobt!“

Sechstes Kapitel.

„Durch die Lappen gegangen.“

In einer Weinstube unter den Linden saßen beim Austernfrühstück Prinz Friedrich und Baron Heinrich von Aurange. Der Prinz biß gewohnheitsmäßig auf seinen schönen Schnurrbart und gähnte dann und wann. Dabei glitt ein träumerisches Lächeln über sein Gesicht, wenn er des vergangenen, bis tief in die Nacht reichenden Abends gedachte. Die Auszeichnungen, die ihm von Seiten liebenswürdiger Damen zu Theil geworden waren, begleiteten ihn als schmeichelnde Erinnerung. „Ich möchte wirklich wissen, was sie eigentlich Alle an mir finden!“ dachte er.

Aurange konstatirte die Gedankenabwesenheit seines Freundes mit überlegenem Lächeln und wollte eben nach dem Börsenblatt greifen, in dem er Skandalgeschichten zu lesen pflegte, als die sich öffnende Thür einen guten Bekannten einließ.

„Morjn Waldow!“ rief er. „Natürlich aus dem Ei geschält, wie immer.“

„Guten Morgen, meine Herren! Scharmant, daß ich Sie gerade treffe! Nun, Eisfest allerseits bekommen?“

Der Divisionsarzt a. D. Dr. Waldow war überall gern gesehen und stets willkommen. Man nannte ihn einen Lebensvirtuosen. Gesund wie ein Fisch im Wasser, rosig und glatt von Haut wie ein Kind, trug er die feinste Wäsche und die theuersten Ueberzieher in ganz Berlin. Seine Freunde pflegten zu erzählen, Waldow besäße für jede Nüance des Himmels einen besonderen Anzug und die Zahl seiner Stiefeletten sei Legion. Kritische Geister bezeichneten ihn wohl auch als einen „Patentfatzken“, aber wenn sein thaufrisches Angesicht mit dem von Reinlichkeit wohlduftenden gescheitelten Haar und dem Backenbärtchen irgendwo vor ihnen auftauchte, lächelten auch diese Kritiker unwillkürlich erfreut. Kurt Waldow war von Haus aus nicht vermögend, hatte aber in jungen Jahren eine etwas ältere Amerikanerin und mit ihr ein amerikanisches Vermögen erheirathet. Seit dieser Glücksheirath lebte er als Privatier in einer der schönsten Villen des Berliner Geheimrathsviertels und war das heimliche Ideal junger Streber.

Behaglich lächelnd ließ sich Waldow von dem Kellner aus seinem neuesten Ueberzieher schälen und setzte sich zu den Freunden.

„Ein Dutzend Austern, Sie!“

„Ich dachte, Sie hätten vor, heute Morgen mit Ihrer Frau Gemahlin die Gewerbe-Ausstellung zu eröffnen?“ fragte lächelnd Aurange.

„Das war allerdings meine Absicht; aber meine Frau klagte heute Morgen über Kopfschmerzen. Die Gesellschaft und vor Allem der verdammte Wohlthätigkeitsrummel wird ihr zu viel. Meine Frau steht, Gott sei's geklagt, im Ruf des Reichthums und ich kann Ihnen versichern, meine Herren, daß ich zu thun habe, um sie vor dem in-Stücke-gerissen-werden zu retten.“

Digitized by Google

Aurange machte ein ironisches Gesicht. „Der zärtliche Gatte kleidet Ihnen famos, Waldow."

Der Prinz lachte auf. „Ja, ja, Sie sind in der That ein Märtyrer der Ehe, Doktor!" rief er. „Jedenfalls nie um einen Vorwand verlegen, solo umherzustreifen."

„Ich habe das Mißgeschick, daß man mir glaubt, wenn ich lüge und nicht glaubt, wenn ich die Wahrheit rede", sagte Waldow gemüthsruhig.

„Waldow's Glück ist sprichwörtlich", sagte der Prinz zu Aurange. „Das tollste ist, daß seine Frau heute noch thatsächlich in ihn verliebt ist."

„Tausend, ja!" rief Aurange bewundernd. „Wie machen Sie denn das, Sie Hauptschwerenöther?"

„Man muß die Frauen eben zu behandeln wissen", sagte Waldow und schlürfte eine Auster herunter.

„Geben Sie uns doch das Rezept", meinte Aurange.

„Gerne", antwortete Waldow. „Ich mache durchaus kein Geheimniß aus der Kunst. Wenn Sie einmal in den heiligen Stand der Ehe treten, so beobachten Sie nur zweierlei. Erstens müssen Sie Ihrer Gattin zwar nicht ernsten Anlaß, immer aber die Möglichkeit geben, eifersüchtig zu sein. In der Weiber Augen verlieren wir an Werth, sobald sie sich unserer gar zu sicher fühlen. Zum Zweiten müssen Sie aber dafür sorgen, daß sie gelegentlich ein wenig in Angst um Ihr kostbares Leben geräth. Unter diesen Bedingungen befindet man sich unter dem Ehejoch ganz vortrefflich."

„Wie fangen Sie es denn an, daß Ihre Frau Gemahlin um ihr Leben in Sorge ist, Sie Sicherheitskommissarius?" fragte lachend der Prinz.

„Nichts einfacher! Ich huldige ja doch dem edlen Jagd- und Reit-Sport! da muß man dann nur in der richtigen Weise davon zu plaudern wissen. Ich werd's Ihnen vormachen, wenn Sie wieder bei mir soupiren. Sie sollen mal zusehen, wie meine Frau blaß wird und große Augen macht und mir flehend die Hand über den Tisch entgegenstreckt und bittet: „ach, einziger Kurt, sei doch nicht so tollkühn! Ich ängstige mich noch zu Tode um Dich!"

Die Freunde lachten.

„Wissen Sie übrigens das Allerneueste?" fragte Waldow.

„Na, legen Sie los. Wir wissen gar nichts."

„Eine Verlobung. Die kleine Werdenried ist Ihnen durch die Lappen gegangen, Hoheit."

„Werdenried?" fragte Aurange. „Ist das nicht die kleine Schneeflocken-Schönheit von der Rousseau-Insel?"

„Jawohl. Die Komtesse Feo. Auch nicht mehr siebzehnjährig, aber allerliebst. Sie scheint sich gestern definitiv von Ihrer Treulosigkeit überzeugt zu haben, mein Prinz. Und da hat sie vernünftigerweise nach einem reellen Ersatz gegriffen."

Der Prinz war überrascht. „Wer ist denn der Glückliche?" fragte er etwas befangen.

„Der reiche Oldesloh, dem ich eben begegnete, als er aus dem Werdenried'schen Palais gestiegen kam. Er schwimmt in Wonne, der arme Tropf. Rannte spornstreichs zum Juwelier, um seine Perle gebührlich in Gold und Edelsteine zu fassen."

„Da hat sich also das Schneeflöckchen einen Goldfisch geangelt", meinte Aurange anerkennend. „Das, mein lieber Waldow, heißt heutzutage Karrière machen."

Digitized by Google

Der Prinz sah nachdenklich vor sich hin. Gestern hatte er endlose Neckereien über die Herzenshärtigkeit anhören müssen, durch welche er die schöne Komteffe Feo zur Verzweiflung gebracht habe. Natürlich hatte er abgewehrt; aber in der bekannten passiven Weise, die allen Vermuthungen Spielraum läßt. Seiner Eitelkeit war das Gerede, an dessen Entstehung er sich unschuldig wußte, sehr glatt eingegangen. Eine anerkannte Ballschönheit um seinetwillen in Verzweiflung — das mußte seinen Nimbus wesentlich erhöhen. Es war ihm auch selbst nicht gleichgiltig, eine so heftige Leidenschaft erweckt zu haben, wennschon diese Erfahrung für ihn nicht zu den Neuheiten gehörte. Das Fatale war, daß er dem Gerede nicht energischer widersprochen hatte. Wenn heute ihre Verlobung bekannt würde, so würde Jedermann auch seiner Erwähnung thun, und ganz gewiß mit schadenfrohem Lächeln. „Die ist ihm aber durch die Lappen gegangen", würde man sagen, wie Waldow vorhin. Was für ein widerlicher, roher Kerl doch im Grunde dieser Waldow war!

„Warum so düster, mein Prinz?" fragte Waldow boshaft. „Die Schneeflocke, deren innere Gluth Ihnen am Besten bekannt sein dürfte, bleibt, da Oldesloh in Berlin etablirt ist, aller Voraussicht nach in Erreichweite.

„Pfui, Waldow", sagte der Prinz; „das finde ich nun gemein."

„Du mein lieber Himmel!" rief der Doktor; „was wollen Sie blos? An den Extravergnügungen der Frauen sind bekanntlich immer die Ehemänner schuld. Wer seine Frau richtig anfaßt, braucht nicht in Sorge zu sein, und wer das nicht fertig bringt, der ist, mit Verlaub, ein Esel und verdient nichts Besseres. Was meinen Sie, verehrter Baron, hab' ich Recht oder nicht?"

Der Prinz stand auf. „Hier ist stickige Luft", sagte er; „ich werde etwas Kälte kneipen. Empfehle mich, meine Herren."

In unerfreuliche Gedanken versunken, schlenderte er die Linden entlang der Passage zu, um seine in der Behrenstraße gelegene Wohnung aufzusuchen. Es war ihm zu Muthe, als habe man ihn in seinem Rechte verkürzt. Die rücksichtslos zur Schau getragene Schwärmerei der kleinen Werdenried war ihm zwar in letzter Zeit fast unbequem geworden, aber er hatte stets geglaubt, daß er dem ein Ende machen werde, nicht sie. Ob sie den Geldsack Oldesloh aus kühler Berechnung nahm, oder aus dépit amoureux, wie Waldow meinte? Das letztere lag entschieden mehr in ihrem Naturell.

Auf einmal stutzte er und zog den Hut tief. Die, mit der sich seine Gedanken beschäftigt, kam ihm gerade entgegen, hübscher und distinguirter aussehend, meinte er, als je. Er sah sie ernst an und seine Augen fragten, ob es denn wahr sei? —

Feo war unter dem Halbschleier, der ihr Gesichtchen umhüllte, erschreckend bleich geworden. Sie hatte sich, seit Oldesloh sie verlassen, in Gedanken damit beschäftigt, sich eine etwaige Begegnung mit dem Prinzen auszumalen. Sie wollte dabei nicht allein Gleichgiltigkeit, sondern Glück zur Schau tragen.

Aber wie schon so oft, verlor sie die Herrschaft über sich selbst, so bald der Gegenstand ihrer Leidenschaft unerwartet vor ihr auftauchte. Ihr heißer Blick gab den stummen Vorwurf des seinen verschärft zurück. „Du bist an Allem schuld", schien sie zu sagen, „Du allein hast mich dahin gebracht!"

Dies stumme Fragen und Antworten nahm kaum einige Sekunden in Anspruch, gerade so lange, wie er den Hut zog und sie den Gruß mit vornehmer Neigung des Köpfchens erwiderte. Dann gingen sie aneinander vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 12. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Zur Frage des ehernen Lohngesetzes.

Von Ed. Bernstein.

IV. Die Lohnfondstheorie.

Um nicht weiter zurückzugehen, so finden wir die Lohnfondstheorie bei Adam Smith, wie folgt, auseinandergesetzt:

„Die Nachfrage nach Lohnarbeitern kann offenbar nur im Verhältniß zur Zunahme der Fonds wachsen, welche zur Lohnzahlung bestimmt sind." (Ad. Smith, Untersuchung über das Wesen und die Ursache des Volkswohlstandes, deutsch von F. Stöpel. Bd. 1, S. 95.)

„Diese Fonds", setzt Ad. Smith hinzu, „sind von zweierlei Art; sie bestehen erstens aus dem Einkommen (revenue), welches die Kosten des nothwendigen Unterhalts, und zweitens aus dem Kapital (stock), welches die Auslagen für die Beschäftigung ihrer Meister übersteigt."

Er erläutert das zunächst an dem Beispiel eines „Gutsbesitzers, Rentners oder Geldmanns", der, wenn der Ueberschuß seines Einkommens über das zum Unterhalt seiner Familie Erforderliche wächst, seine Dienstboten (!) vermehrt, und läßt diesem ersten Beispiel das eines „unabhängigen Handwerkers" folgen — „etwa ein Weber oder ein Schuhmacher" — der „mehr Kapital erworben hat, als er zum Kauf der für seine eigene Arbeit erforderlichen Materialien und zu seinem Unterhalte bis zum Verkauf des Produkts braucht", und von dem Ueberschuß „einen oder mehrere Gesellen beschäftigt, um aus ihrer Arbeit Gewinn zu ziehen". Nimmt dieser Ueberschuß zu, so „wird er natürlich auch die Zahl seiner Gesellen vermehren. Die Nachfrage nach Lohnarbeitern wächst also nothwendig mit der Zunahme des Einkommens und Kapitals eines Landes, und kann unmöglich auch ohne dies wachsen". (S. 95, 96 a. a. O.)

Was hier auf den ersten Blick auffällt, ist die Natur der gewählten Beispiele. Beide entsprechen einer Produktionsepoche, die noch hinter die Manufaktur zurückreicht. Die Gleichstellung von Arbeiter und Dienstboten sowohl, wie das Bild des Handwerksmeisters, der selbst arbeitet und nebenbei noch, nach Maßgabe seines „Kapitals", Gesellen beschäftigt, gehören der Feudalzeit an, und wenn sich zu Adam Smith's Zeiten noch massenhaft Typen dafür in der Praxis

Digitized by Google

vorfanden, so stand diesen Resten einer absterbenden Produktionsweise als Typus der damals modernen Produktion die Manufaktur gegenüber, in der nicht mehr der Meister den Gesellen, sondern der Kapitalist, für gewöhnlich ein Kaufmann, Meister und Gesellen beschäftigt, „um aus ihrer Arbeit Gewinn zu ziehen". Die Werkstatt weicht der Fabrik, und aus dem, zum Hauspersonal des Meisters gehörenden Gesellen wird der moderne, in jeder Hinsicht „freie" Proletarier. Dieser Prozeß vollzieht sich vor Adam Smith's Augen; ohne seine Nachtheile sich zu verheimlichen, begrüßt Smith ihn als einen gesellschaftlichen Fortschritt, er polemisirt gegen die Zunftvorschriften, die ihn aufhalten, und verherrlicht die ökonomischen Vortheile der durch die Manufaktur bewirkten Arbeitstheilung. Um so charakteristischer, daß er als klassisches Beispiel für die Lohnfondstheorie das pfahlbürgerliche Handwerk wählt. Hier stimmt es allerdings, daß ein gegebenes „Kapital" immer nur eine gegebene Anzahl Arbeiter zu beschäftigen vermag.

Indeß ist dieser Rückfall — bekanntlich nicht der einzige bei Adam Smith — keineswegs bei ihm allein zu konstatiren. Ueberall, wo die politische Oekonomie auf die Lohnfondstheorie — die von nun an auf lange hinaus zum Dogma wird — zurückgreift, vergißt sie alle Lobgesänge auf die unablässigen Fortschritte im Maschinenwesen, die sie noch soeben angestimmt, und offerirt als Normalzustand der modernen Gesellschaft, wenn nicht das absolute Mittelalter, so doch mindestens das in der Manufaktur stecken gebliebene China. „In unseren altgewurzelten Gesellschaften", schreibt 1821 Destutt de Tracy, „ist der Fonds, aus dem der Lohn bestritten wird .... eine beinahe konstante Größe." (Destutt de Tracy, Traité de la volonté et de ses effets, p. 202 — zitirt bei Marx, „Kapital", 2. Bd. S. 485.)

Und Ricardo: „Aber in beiden Fällen" — nämlich, sowohl wenn mit der Vermehrung des Kapitals*) sein Tauschwerth steigt, als auch wenn derselbe stabil bleibt oder sinkt — „wird der Marktsatz des Arbeitslohnes steigen, denn mit der Zunahme des Kapitals wächst im gleichen Verhältniß die Nachfrage nach Arbeit." (The works of David Ricardo, ed. by Mc. Culloch, p. 51.)

Und das schreibt Ricardo, nachdem er soeben davon gesprochen, daß das Kapital der Menge nach zunehmen, aber sein Tauschwerth gleichzeitig fallen könne, da „der Zusatz mit Hilfe von Maschinerie, ohne eine Vermehrung, ja sogar bei einer Verminderung der zu seiner Herstellung bisher erforderlichen Arbeitsmenge verfertigt worden sein kann".

Ferner John Stuart Mill: „Der Arbeitslohn kann nur durch eine Vermehrung des zur Miethung von Arbeitern angewendeten Gesammtfonds oder durch eine Verminderung der Zahl der Arbeiter steigen; sowie andererseits nur durch eine Verminderung des zur Bezahlung von Arbeit bestimmten Fonds oder durch eine Zunahme der Zahl der zu bezahlenden Arbeiter sinken." (Grundsätze der politischen Oekonomie, deutsch von Ad. Soetbeer, Bd. 2, S. 2.)

Um auch einen deutschen Oekonomen zu nennen, so sei hier der alte Rau zitirt: „Der Begehr" — nämlich nach Arbeitern — „wenigstens in den hervorbringenden Gewerben, richtet sich nach der den Unternehmern sich darbietenden Gelegenheit, Arbeit auf einträgliche Weise anzuwenden und nach dem hierzu verfügbaren Kapital. ... Ist die Volksmenge gegen jenen Theil des Kapitales sehr groß, so kann aus demselben vielleicht nur ein Theil der Arbeiter beschäftigt,

*) Worunter Ricardo alle zur Fortsetzung der Produktion erforderlichen Gebrauchswerthe, Nahrung und Kleidung inbegriffen, versteht.

Digitized by Google

in jedem Falle aber nur ein sehr niedriger Lohn gegeben werden, der kaum noch den nöthigen Unterhalt gewährt." (K. H. Rau, Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, 6. Aufl. 1860.)

Diese Theorie oder, wie Marx es nennt, dieses Dogma der klassischen Oekonomie, ist schon verhältnißmäßig früh bekämpft worden, namentlich von Seiten der englischen Sozialisten in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts und ihren festländischen Nachfolgern. Aber die Widerlegung beschränkt sich überall in der Hauptsache auf den Nachweis, daß nicht das in den Händen der Unternehmer befindliche, bezw. durch ihr Geldkapital repräsentirte Waarenkapital, sondern das gesammte, im beständigen Erneuerungsprozeß befindliche gesellschaftliche Einkommen es sei, aus dem der Lohn der Arbeiter bestritten wird, derselbe also nicht, wie dies unter der Herrschaft des kapitalistischen Eigenthums der Fall, in der Menge des Ersteren seine natürliche Grenze finde. Sie kritisiren das Dogma vom Standpunkt ihrer sozialistischen Auffassung der Gesellschaft, untersuchen aber nicht, in wie fern es für die bestehende kapitalistische Gesellschaft Geltung hat.

„Die Masse des wirklich akkumulirten Reichthums, nach seiner Größe betrachtet, ... ist so durchaus unbedeutend im Vergleich mit den Produktivkräften der Gesellschaft, der er angehört, was auch ihre Zivilisationsstufe sei; oder auch nur im Vergleich zu der wirklichen Konsumtion dieser selben Gesellschaft während nur weniger Jahre; so unbedeutend, daß die Hauptaufmerksamkeit der Gesetzgeber und der politischen Oekonomen gerichtet sein sollte auf die Produktivkräfte und ihre künftige freie Entfaltung und nicht auf den bloßen akkumulirten Reichthum, der das Auge frappirt.... Es wird wenig bedacht, von den Meisten nicht einmal vermuthet, in einem wie äußerst kleinen Verhältniß, sei es nach Masse oder Wirkungskraft, die thatsächlichen Akkumulationen stehen zu den menschlichen Produktivkräften, ja selbst zu der gewöhnlichen Konsumtion einer einzigen Menschengeneration, während nur weniger Jahre.... Kraft des Besitzes dieses fixen, dauernden, nur langsam verzehrten Theils des öffentlichen Reichthums — des Bodens und der Rohstoffe, an denen, der Werkzeuge, mit denen gearbeitet wird, der Häuser, die während der Arbeit Obdach geben — kraft dieses Besitzes beherrschen die Eigenthümer dieser Gegenstände zu ihrem eigenen Vortheil die jährlichen Produktivkräfte aller wirklich produktiven Arbeiter der Gesellschaft, so unbedeutend jene Gegenstände auch sein mögen im Verhältniß zu den stets wiederkehrenden Produkten dieser Arbeit.... Es ist ein ewiger Kreislauf von Produktion und Konsumtion. In dieser ungeheueren Masse jährlicher Produktion und Konsumtion würde die Handvoll wirklicher Akkumulation kaum entbehrt werden.... Die wirkliche Akkumulation ist von durchaus sekundärer Bedeutung und erhält auch diese Bedeutung fast ausschließlich durch ihren Einfluß auf die Vertheilung des Jahresprodukts." (William Thompson, Inquiry into the Principles of the Distribution of Wealth, zitirt bei Marx, „Kapital", 2. Bd., S. 309—313.)

Thompsons Buch erschien in erster Auflage im Jahre 1824. Die Widerlegungen, welche die Lohnfondstheorie in den folgenden Jahrzehnten deutscherseits erfuhr: Hermann, Staatswirthschaftliche Untersuchungen, 1832, und Rodbertus, zur Erkenntniß unserer staatswirthschaftlichen Zustände, 1842, bewegen sich in der Hauptsache im gleichen Ideenkreise: sie nehmen ihre Beweise aus dem Umlauf der Produkte, der aber nur in allgemeinen Umrissen dargestellt wird, während die sich aus der Natur der kapitalistischen Produktion für denselben ergebenden Folgerungen, bezw. die bestimmenden Faktoren entweder ganz unberücksichtigt bleiben oder ideologisch verfabelt werden.

Nach Hermann sind es die Konsumenten, welche den Arbeitslohn bezahlen,

Digitized by Google

während das Kapital nur als „Frachtmittel“ dient; nach Rodbertus werden die Arbeiter „nicht aus dem Kapital, aus einem bei Beginn der Arbeit schon vorhandenen Vorrath, sondern aus dem eigenen Produkt, oder, wenn dies nicht selbst in Unterhaltsmitteln besteht, in Folge der Theilung der Arbeit und des Tausches, doch aus Unterhaltsmitteln gelohnt, die Produkt derselben Periode sind, für welche sie ihren Lohn empfangen“ (a. a. O. S. 16).

Beide Widerlegungen leiden zunächst an demselben Fehler: sie nehmen die Gesellschaft als ein einheitliches Ganzes und abstrahiren von ihrer speziellen kapitalistischen Organisation. Bei Rodbertus ist das erklärlich genug: wie an anderen Stellen seiner bemerkenswerthen Schrift, so zielt er auch hier direkt auf sein Arbeitsgeld los und springt daher, gerade wo er an dem Punkt anlangt, auf den es ankommt, plötzlich von der Gesellschaft wie sie ist, auf die Gesellschaft über, wie sie sein sollte. Dabei bekommt er es fertig, dem durchaus richtigen Satz, daß der Arbeiter seine Arbeit dem Kapitalisten vorschießt, eine Deutung zu geben, die den Arbeiter selbst als einen kleinen Kapitalisten erscheinen läßt. Wenn es auch richtig ist, daß der Arbeiter erst nach bewirkter Arbeitsleistung ausgelohnt wird, so geschieht dies jedoch keineswegs in Terminen, die sich mit der „Produktionsperiode“ decken. Der Maschinenbauer, der Bauhandwerker ꝛc. würden sich schönstens dafür bedanken, erst nach der Produktionsperiode ausgelohnt zu werden. Möglich, daß Rodbertus, der Landwirth war, immer noch der Landarbeiter aus der Zeit der Naturallöhnung vorgeschwebt hat, der nach der Ernte sein „Deputat“ erhielt. Er schreibt nämlich wörtlich: „Allerdings ist auch im Zustande der Theilung der Arbeit, beim Beginn der Produktionsperiode, für welche von dem Lohn der darin geschehenen Arbeit die Rede ist, ein Vorrath von Arbeitsmitteln vorhanden, nämlich derjenige, von welchem der Arbeiter während seiner Arbeit lebt. Allein dieser Vorrath ist nicht ein solcher, aus dem er für die in Rede stehende Arbeit gelohnt wird. Er ist vielmehr schon als Verbrauchsvorrath in den Händen der Arbeiter vorhanden, und stammt als Einkommen aus der vorangehenden Periode, für welche er zu seiner Zeit Lohn, aber ebenfalls nur als Antheil am Produkt, war. Dieser Vorrath ist demjenigen Vorrath analog, den der isolirt wirthschaftende Mensch besaß, und der ebenfalls Einkommen aber nicht Kapital zu nennen war“ (a. a. O. S. 17). Sowohl dieser Satz, als auch die Behauptung, auf die Rodbertus immer wieder zurückkommt, daß der Arbeiter seinen Lohn „immer nur gegen Produkte derselben Zeit, für die er gelohnt wird, realisirt“, abstrahiren von allen Besonderheiten der modernen Produktionsweise. Der „Vorrath“, den der Arbeiter am Beginn eines neuen Arbeitstermins (Woche, Doppelwoche, Monat) in Form des Lohnes in Händen hat*), ist zwar die Bezahlung für die Arbeitsleistung des vorhergegangenen Arbeitstermins, realisirt sich aber keineswegs in Produkten desselben, sondern in Produkten einer bedeutend weiter zurückliegenden Epoche. Es ist gerade eines der charakteristischen Merkmale der kapitalistischen Produktion, daß der Vorrath, auf den der Arbeiter während der Dauer der Produktionsperiode oder der bis zur Realisirung seines Produkts verstreichenden Periode angewiesen ist**), ihm als Vorrath zur Verfügung des Kapitalisten, als

*) Bezw. haben sollte, da bekanntlich in sehr vielen Fällen der Arbeiter gezwungen ist, auf Kredit zu leben.

**) Der Arbeiter in der mechanischen Weberei stellt z. B. in sehr kurzer Zeit ein fertiges Produkt her. Bis dasselbe aber „realisirt“ ist, d. h. in den Konsum eingeht, vergehen in der Regel Monate.

Digitized by Google

Kapital, entgegentritt. Da Rodbertus sich über diese Thatsache hinwegsetzt, verliert seine Auseinandersetzung für die vorliegende Frage jede praktische Bedeutung.

Dasselbe ist der Fall mit der Hermann'schen Theorie. Auch hier wird das Problem dadurch gelöst, daß der Kapitalist einfach eskamotirt wird — leider nur auf dem Papier. Daß der Kapitalist nicht für seinen Privatgebrauch, sondern für den Markt produziren läßt, daß also in letzter Instanz die Masse der Konsumenten im Preis des fertigen Produkts auch den Preis der in demselben vergegenständlichten Arbeit bezahlen, ist unleugbar richtig, ändert aber nichts an der Thatsache, daß der Arbeiter seinen Lohn längst erhalten hat und haben muß, bevor das Produkt selbst an den Mann gebracht ist. Freilich, wenn sich die Sache überall so machte, wie die Hermann'sche Theorie unterstellt, daß der Unternehmer, ehe er an die Produktion herantritt, mit dem Konsumenten darüber verhandelt, was dieser ihm für das Produkt bietet, dann hätte der Hinweis auf den Letzteren, als die für die Lohnhöhe entscheidende Instanz, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, Sinn und Verstand; da dieser idyllische Zustand aber nur noch in vereinzelten Industrien besteht, im Uebrigen aber die Konkurrenz auf dem offenen Markt bei der Preisbestimmung ihr großes Wort mitzusprechen hat, so muß man wirklich über die ganze Wissenschaftlichkeit des Herrn Professor Lujo Brentano verfügen, um noch heute dem Hermann'schen Argument Allgemeingiltigkeit beilegen zu können. In der That bekommt es Herr Brentano fertig, in seinem 1872 erschienenen Buche „Zur Kritik der englischen Gewerkvereine" zu erklären: „der wahre Gegenwerth der Arbeit liegt also nicht im Kapitale, sondern in dem, was die Konsumenten entgegenbieten. Das, was ein Konsument für eine Waare bietet, ist aber keineswegs ein unabänderlich feststehender Betrag. Dieser Betrag ist vielmehr verschieden je nach dem Grade, in dem der Konsument einer gewissen Waare bedarf, und kann sich möglicherweise auf dessen ganzes Vermögen belaufen" (a. a. O. S. 202). Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß Herr Brentano Professor in Leipzig ist. Hoffentlich lassen es sich die sächsischen Weber gesagt sein und sprechen einmal bei dem Herrn Professor mit der Bitte vor, ihnen doch gefälligst mitzutheilen, wie sie unter dem heutigen Wirthschaftssystem zu diesem wahren Jakob, dem „wahren Gegenwerth" ihrer Arbeit, den „die Konsumenten entgegenbieten", gelangen.

Von englischen Widerlegungen der Lohnfondstheorie ist die Thornton'sche die bekannteste. Sie ist rein empirisch, eine Zusammenfassung der Erfahrungen der englischen Gewerkvereine. Thornton beruft sich darauf, daß der Unternehmer bei der Bezahlung der Arbeiter sich nicht danach richtet, wie viel er ihnen nach Maßgabe seiner Mittel und Einnahmen zahlen kann, sondern danach, wie viel er ihnen nach Lage des Arbeitsmarktes zahlen muß; daß er keinen Fond hat, von dem er sagt: das ist das Alleräußerste, was ich für Löhne ausgeben kann, und darum werde ich es unter allen Umständen für Löhne ausgeben. Was für den einzelnen Unternehmer nicht besteht, besteht aber auch nicht für die Gesammtheit der Unternehmer, folglich könne von keinem nationalen Lohnfonds die Rede sein, sondern sei auch für die Gesammtheit der Arbeiter die Summe ihres Einkommens keine absolut begrenzte, dieselbe vielmehr bis zu einem gewissen Grade der Ausdehnung fähig. Er zählt sechs Fälle auf, in denen es nach seiner Ansicht den Gewerkvereinen möglich sei, durch organisirte Aktion eine dauernde Lohnerhöhung zu Wege zu bringen, und zwar sei dies der Fall (ich zitire nach der deutschen Ausgabe):

1) in einem Gewerke, in welchem, zu Folge einer Eigenthümlichkeit seines Wesens, die Unternehmer thatsächlich ein Monopol für ihren Distrikt besitzen;

Digitized by Google

2) in einem Gewerke, für dessen Betrieb das eine Land außerordentliche Vorzüge vor den übrigen Ländern besitzt;

3) in einem Gewerke, bei dem die Nachfrage in Folge des wachsenden Reichthums oder der zunehmenden Anzahl der Kunden zur Zeit in fortwährendem Steigen begriffen ist;

4) in einem Gewerke, in dem ohne Steigerung, vielleicht sogar bei einer beträchtlichen Herabsetzung der Preise, die durch verbesserte Maschinen und Arbeitsprozesse gehobene Produktivität der Industrie den Arbeitgebern eine größere Waarenmenge zur Verfügung stellt und also ihren Bruttogewinn vermehrt;

5) in sämmtlichen Gewerken, falls die Lohnerhöhung in allen gleichzeitig und gleichmäßig stattfindet, und

6) in jedem Gewerke, in dem die Geschäfte in so großem Maßstabe betrieben werden, daß dabei trotz eines niedrigen Prozentsatzes ein größerer Gewinn zu erzielen ist, als in anderen Gewerken bei einem hohen Prozentsatze. (Thornton, die Arbeit, deutsch von H. Schramm, Leipzig 1870, S. 317/318.)

Thornton behauptet in seinem 1869 erschienenen Buch, es unterliege „kaum irgend einem Zweifel, daß die Totalsumme des jährlichen Verdienstes der englischen Arbeiter, Dank den Gewerkvereinen, gegenwärtig um volle 5 Millionen Pfund Sterling mehr beträgt, als es ohne sie betragen haben würde" (S. 334 a. a. O.), pro Kopf der, nach Thornton, daran betheiligten 2 600 000 erwachsenen männlichen Arbeiter eine Mehreinnahme von etwa 2 Pfund gleich 40 Mark pro Jahr.

Sieht man sich die Thornton'sche Zusammenstellung etwas genauer an, so wird man bei 1, 2 und 3 unschwer erkennen, daß sie die Fälle darstellt, in denen es möglich sein soll, eine Lohnerhöhung auf die Konsumenten abzuwälzen, wo also die Hermann'sche Theorie ihre Berechtigung hätte. Es käme eigentlich noch der fünfte Fall hinzu; dieser aber ist der Einzige, in dem Thornton sich nicht auf erwiesene Thatsachen stützt — denn eine gleichzeitige und gleichmäßige Lohnerhöhung in allen Gewerken hat es bisher noch nicht gegeben — und ist denn auch glücklich falsch, was bei der Abwesenheit jeder systematischen Untersuchung der Produktionsverhältnisse in Thornton's Buch allerdings kein Wunder.

So bleibt z. B. bei der Formulirung der ersten drei Fälle die Frage der speziellen Natur der dort in Betracht kommenden Arbeiten ganz unerörtert, und doch liegt es auf der Hand, wie viel gerade von dieser Frage abhängt. Nehmen wir z. B. Fall 1. So richtig es ist, daß in einer ganzen Reihe von Industrien, in Bezug auf die derselbe zutrifft — z. B. in den Bauhandwerken, im Kundengeschäft der Bekleidungs- und ähnlichen Industrien — die Arbeiter im Großen und Ganzen gegründete Aussicht haben, bei guter Organisation und günstigem Geschäftsgang Lohnerhöhungen durchzusetzen und aufrecht zu erhalten — so gilt doch diese Regel keineswegs unbedingt. Je mehr in diesen Industrien die Theilung der Arbeit durchgeführt ist, um so mehr hören die Aussichten auf, für alle betheiligten Arbeiter die gleichen zu sein. Oertliche und selbst Welt-Monopolindustrien, in denen Maschine und Handlanger oder Frauen oder jugendliche Arbeiter die Hauptfaktoren des Betriebes bilden, sind von dieser Regel ausgeschlossen. Außerdem bildet sich gerade in gewissen Monopolbetrieben oft eine solche Machtstellung der Unternehmer gegenüber den Arbeitern aus, daß diese auf dem Wege der bloßen Koalition gar nichts vermögen, wenn ihnen nicht überhaupt jede Koalition bei Strafe des Hungertodes verboten ist.

Erst bei Fall 4 und 6 wird von Thornton die Art des Betriebes als wichtiger Faktor im Kampf zwischen Kapital und Arbeit gewürdigt, indeß auch

Digitized by Google

hier, und namentlich in Fall 6, nur in ganz vagen Umrissen. Daß die in beiden Paragraphen entwickelten Umstände solche sind, die den Arbeitern die Erkämpfung besserer Lohnbedingungen erleichtern, sagt die einfachste Ueberlegung und hat die Erfahrung oft genug bestätigt. Aber es kommt auch hier sehr auf die Natur des Betriebes und den Charakter der Arbeit an.

Zu welchem Unsinn die rein äußerliche Betrachtungsweise Thornton's führt, dafür nur ein Beispiel. Auf Seite 324 seines Buches sagt er wörtlich:

„Selbst in einem Lande, in dem der Handel in steigender Entwicklung begriffen ist, vermag der Unionismus unmöglich den Lohn in irgend einem besonderen Gewerke zu erhöhen, ohne daß er die Nachfrage nach den Erzeugnissen anderer Gewerke um den Aufschwung bringt, den diese sonst genommen haben würden, oder ohne daß er in gleichem Maße die Nachfrage nach Arbeitskräften in jenen anderen Gewerken benachtheiligt."

Danach sind es unter allen Umständen die Konsumenten, welche die Lohnerhöhung zu bezahlen haben, während die Arbeiter, die dieselbe errungen, den Mehrbetrag ihres Einkommens systematisch zu vergraben pflegen. Der Unternehmergewinn aber ist ein Noli me tangere, womit wir auf Umwegen wieder bei der soeben erst begrabenen Lohnfondstheorie angelangt wären. Welch fröhliche Auferstehung!

Die bürgerliche Oekonomie, mit ihrer unüberwindlichen Abneigung vor einer gründlichen Analyse des Produktionsprozesses des bürgerlichen Reichthums, läßt uns, wie in so vielen Fragen, so auch in der Frage des Lohnfonds im Stich. Das günstigste, was sie uns bietet, sind eklektische Gemeinplätze." *)

(Schluß folgt.)

Briefe aus Nordamerika.

New York, November 1890.

Nach dem Unabhängigkeitskriege durchlebten die Vereinigten Staaten schwere Zeiten. Handel und Verkehr lagen darnieder, viele der besten Ansiedlungen waren zerstört, die während des Krieges verhältnißmäßig stark entwickelte Wollen- und Eisenindustrie wurde durch die nach dem Friedensschluß hereinströmende billige englische Waare lahm gelegt, das kursirende Papiergeld war auf einen geringen Bruchtheil seines Nennwerthes gesunken u. s. f. Es galt also wieder aufzubauen. Sehen wir zu, wie das geschah in jeder der drei Gruppen, in welche die Vereinigten Staaten im 18. Jahrhundert eingetheilt wurden, in den Süd-, den Mittel- und den Neu-England-Staaten.

Die südlichen Staaten, zu denen damals Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Karolina und Georgia gezählt wurden, gelangten zu Macht und Ansehen durch den Baumwollenbau, und mit dem Baumwollenbau wuchs die — Sklaverei. Dieselbe erlangte eine außerordentliche Gebietserweiterung durch den Ankauf von Louisiana im Jahre 1801 und durch die Annexion von Florida 1821, und die Südländer, die weißen Einwohner der südlichen Staaten, trieben die fernere Ausdehnung durch Bildung von neuen Sklavenstaaten mit großem Erfolg. Baumwollenbau und — Sklavenzucht, eine ganz neue Industrie, waren bald die einzigen Industrien des Südens, Louisiana ausgenommen, das auch Zuckerrohr

*) So auch W. Roscher in seinen „Grundlagen der Nationalökonomie". Vgl. § 166 im Kapitel über den Arbeitslohn.

Digitized by Google

baute. Die weiter nördlich gelegenen Südstaaten betrieben die Sklavenzucht, und namentlich das stolze Virginien versorgte die eigentlichen Baumwollstaaten mit dieser eigenthümlichen lebendigen Waare, welche die außerordentliche Eigenschaft besaß, sowohl Produkt wie Produzent zu sein. Wohl war die Baumwolle schon vor dem Unabhängigkeitskriege bekannt und gebaut worden, aber nur in geringem Umfange, weil die Reinigung der gebrauchtesten Sorte zu viel Arbeit verursachte. Da erfand 1793 E. Whitney, ein Arbeiter in Massachusets, den Cotton Gin, eine Maschine, welche die Baumwolle von ihrem Samen sondert und reinigt, und wohl das Tausendfache dessen leistete, was ein Mensch bis dahin mit den Händen fertig bringen konnte. Und nun blühte der Baumwollenbau rasch empor, und die Sklaverei, bis zu dieser Zeit auf schwachen Füßen stehend, wurde durch denselben auf lange Zeit befestigt. Erwähnt sei noch, daß in Virginien und Maryland auch der Tabakbau zu großem Gedeihen gelangte.

Die Mittelstaaten — New York, New Jersey, Pennsylvanien und das kleine Delaware — trieben besonders Ackerbau. In Pennsylvanien (zum Theil auch in Maryland) entwickelte sich allmälig eine starke Eisen- und Wollenmanufaktur, und die Städte New York und Philadelphia wurden lebhafte Handelsplätze. Schifffahrt und Schiffbau erlangten bald große Bedeutung in New York mit seinem unübertrefflichen Hafen und förderten die Entwicklung verwandter Gewerke. Der North River, wie der Hudson an der Westseite der Stadt New York genannt wird, war die Pflanzstätte des Schiffbaues, so lange die Wälder der benachbarten Gegenden und Staaten das nöthige Holz lieferten. Die Förderung von Kohlen wurde, wenn auch vorerst in bescheidenem Maße, in Pennsylvanien betrieben.

Oben heißt es: Es galt also wieder aufzubauen. Bei diesem Aufbau marschirten allen Andern voran die Neu-England-Staaten (Connecticut, Rhode Island, Massachusets und New Hampshire, zu denen später die davon losgelösten Staaten Maine und Vermont traten), deren Bewohner im Volksmunde Yankees genannt werden, ein Name, den die Europäer gewöhnlich — nicht ganz mit Recht — allen Eingebornen der Vereinigten Staaten beilegen. Diese Neu-Engländer waren — bis nahezu 1830 — fast ausschließlich Nachkommen der alten Puritaner, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die nordöstliche Küste der Vereinigten Staaten besiedelt hatten, intelligent und arbeitsam, einfach und streng in ihren Sitten, aber auch schlau und zäh. Der Boden der Neu-England-Staaten ist durchschnittlich wenig fruchtbar, der Ackerbau also nicht lohnend für die dichte Bevölkerung dieses Landstrichs, und so fingen die Neu-Engländer an, sich zu theilen. Die kräftigen, jungen Leute nahmen Axt und Flinte auf die Schulter und wanderten gen Westen, um bessere Ackergründe zu suchen, die sie bald fanden in den großen Ebenen der Nebenflüsse des Mississippi und an den südlichen Ufern der mächtigen Binnenseen dieses Kontinents. Die volkreichen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, 2c. wurden hauptsächlich von diesen Yankees gegründet, von diesen sogenannten Pionieren des Westens, denen später die Einwanderer aus Europa in unaufhaltsamem Strome folgten. Die Arbeit dieser Pioniere war schwer und Hilfe dabei in den eben erschlossenen Gebieten gar nicht zu erlangen, und so wurden denn Maschinen erfunden zur Bebauung und Bearbeitung des Bodens. Während unter gewöhnlichen, uns bekannten, Umständen die Maschinen bestimmt sind, die begehrlichen Arbeiter überflüssig zu machen und auf das Pflaster zu werfen, dienten jene Maschinen dazu, die fehlende Arbeitskraft zu ersetzen, den Mangel an Arbeitern zu beseitigen. Bekanntlich sind die amerikanischen Ackerbaumaschinen noch heute

Digitized by Google

in der ganzen Welt berühmt. Daß bei solchen, fast bis zur Hälfte dieses, des 19. Jahrhunderts bestehenden, Produktionsverhältnissen keine wirkliche Scheidung in Klassen erfolgte, ist begreiflich. Immerhin trugen diese Ansiedlungen später wesentlich zur Vereinfachung der ökonomischen Verhältnisse, zum Uebergang in die moderne Produktionsweise dadurch bei, daß sie bei ihrem weiteren Vordringen bald auf die Vorposten der Sklaverei stießen und mit denselben in Kampf geriethen.

Waren die vorgenannten Pioniere ausgezogen, um *Land* zu suchen, in Besitz zu nehmen und zu bebauen, so nahmen die zurückbleibenden Yankees nunmehr das *Wasser* in Anspruch, um ihre Lage zu verbessern und empor zu kommen. Neu-England hat eine ausgedehnte, buchtenweise Küste am Atlantischen Ozean; Schifffahrt, Küsten- und Seehandel, Fischfang kamen in Schwung und erlangten nebst dem dazu gehörigen Schiffbau und verwandten Gewerken bald große Bedeutung. Wichtiger aber noch als das Wasser des Meeres, war das Wasser der Flüsse, waren die *Wasserkräfte*, welche die findigen Yankees sich dienstbar machten. Zahlreiche Flüsse und Bäche, den nahe liegenden Gebirgen entspringend, durchströmen das Land, meistens in kurzem Lauf und mit starkem Gefälle, welches die Einwohner förmlich einlud, Mühlen und Fabriken zu bauen und Industrien zu gründen. Zu den alten, wieder herzustellenden Wollen- und Eisenindustrien und zu der Schuhmanufaktur gesellte sich indessen bald eine neue, die Welt erobernde, die Baumwollenindustrie, und schon im Jahre 1787 entstand die erste Baumwollspinnerei in Massachusets. Die Entwicklung dieser Industrie hielt nunmehr Schritt mit der Entwicklung des Baumwollenbaus in den südlichen Sklavenstaaten der Union, dessen Wachsthum besonders in den zwanziger Jahren dieses Säkulums ein immer schneller werdendes Tempo annahm. Stärkeren Aufschwung erlangten alle diese Industrien besonders während der Wirren mit England, die 1807 begannen und zu dem zweiten Kriege mit demselben Lande, 1812—1814, führten. Empfindlichen Rückgang erlitten diese Industrien aber nach dem Friedensschluß (von Gent) durch die Einfuhr billiger englischer Produkte, so daß auf Betreiben der Fabrikanten im Jahre 1816 Schutzzölle für einige Produkte eingeführt wurden. Aus den freien und unabhängigen Bürgern der Neu-England-Staaten waren Fabrikanten, d. h. Käufer von menschlicher Arbeitskraft, Plusmacher geworden, und die Scheidung in Klassen vollzog sich, wenn auch langsam; denn zur Fabrik gehören Lohnarbeiter, d. h. Arbeiter, die „als freie Personen über ihre Arbeitskraft als Waare verfügen", und auch diese fanden sich, obwohl sie die andere Existenzbedingung des modernen Proletariers: „los und ledig, *frei* von allen, zur Verwirklichung ihrer Arbeitskraft nöthigen Sachen zu sein", noch nicht erfüllten, denn sie waren die Söhne und Töchter, besonders die letzteren, der benachbarten „freien und gleichen" Bürger und Einwohner. Und darin weicht die historische Entwicklung des Klassengegensatzes in diesem Lande von derjenigen der industriellen Länder Europas ab, welche sich ihre *freien* Arbeiter durch Bauernlegen und Blutgesetzgebung verschafften. (Siehe darüber Marx, Kapital, Bd. I, Kapitel 24.) Daß unsere amerikanischen Fabrikanten übrigens auch diese noch fehlende Bedingung herzustellen, ihre Arbeiter *ganz frei* zu machen wußten, wird sich später zeigen.

Am Schlusse des ersten Artikels (Nr. 8 1890/91 dieser Zeitschrift) wurde gesagt: Man wird später sehen, was aus den bäuerlichen Zuständen geworden, wie dieser freie und unabhängige (free and independent) Bürger sich weiter entwickelt hat. Nun — die bäuerlichen Zustände sind von den Ansiedlern, den Pionieren, nach dem Westen getragen worden, während auf den von ihnen ver-

Digitized by Google

lassenen Gebieten nach und nach Industrie und Fabrikwesen, an den Küsten der Mittel- und Neu-England-Staaten aber Handel und Fischfang, Schifffahrt und Schiffbau empor blühten. Aus den „freien und unabhängigen" Bürgern und Verkündigern der Unabhängigkeitserklärung waren Sklavenhalter, Sklavenhändler, und — Sklavenzüchter, Kaufleute, Rheder, Unternehmer und Fabrikanten geworden, und unterhalb dieser standen die Handwerker und Arbeiter aller Arten in stets wachsender Zahl.

Ueber die Lebensweise, Arbeitszeit ꝛc. der Letzteren, über ihre ersten schüchternen Versuche zur Organisation und über ihre Vorpostengefechte mit den Erstgenannten sei nunmehr Einiges berichtet. Die Sklaverei, und die mit derselben verbundenen Zustände bleiben dabei einstweilen unerörtert, während den Zuständen in den Neu-England-Staaten gebührender Weise ein hervorragender Platz einzuräumen ist.

Wie schon erwähnt, blühten Handel, Schifffahrt und Schiffbau sehr empor in New York. Dort fand auch der erste größere Ausstand statt, derjenige der Matrosen und Seeleute im Jahre 1802, die in bekannter, uns fast anheimelnder Weise, durch die Straßen und an den Docks vorüberzogen, um die „Scabs" zum Anschluß zu nöthigen. Unter Anwendung der Verschwörungsgesetze — conspiracy laws — wurde der Ausstand schnell unterdrückt und die Führer desselben ins Gefängniß geworfen. Im Jahre 1803 erlangte die erste Gewerkschaft, diejenige der Schiffszimmerleute, ihren Freibrief und gesetzliche Anerkennung, 1806 die Hauszimmerleute. Verschiedene andere Gewerke organisirten Ortsvereine und 1818 erhielten die Schriftsetzer auch ihren Freibrief, ein wohl zu schätzendes Privilegium, da es ihnen die Rechte einer juristischen Person sicherte. Bemerkenswerth ist die Mittheilung des Petenten, welcher die Inkorporirung erbat und durchsetzte, daß „zwei Gentlemen ihn scharf angefahren hätten, da sie sehr entrüstet waren über die Zumuthung, im Tagelohn stehende Handarbeiter zu inkorporiren".

Die Schuhmacher, die Küfer und die Hutmacher waren frühzeitig in geheimen Verbindungen organisirt, und die Ersteren übten den Boykott schon vor hundert Jahren in recht wirksamer Weise aus.

In den Häfen und Küstenplätzen Neu-Englands sammelte sich eine große Zahl geschickter Handwerker und begann frühzeitig sich zusammen zu schaaren, wenn auch vorerst fast nur zu geselligen und Unterstützungszwecken. Die wettergebräunten, kräftigen Schiffszimmerer und Kalfaterer hatten bei den „Gentlemen" keinen guten Namen, denn ein Schriftsteller schildert sie:

„Unterhalb der Kaufleute — below the merchants (sic!) — bildete die Klasse der Arbeiter ein sehr energisches Element (es ist von Boston die Rede). Die Kalfaterer waren kühne Politiker. Die Seiler waren raufsüchtig und suchten Händel mit den Soldaten, die zu dem Bostoner Blutbad (Boston massacre) führten."

Sehr bezeichnend, besonders als Vorbild für neuere Vorgänge, ist die wohl bestätigte Thatsache, daß der „Kalfaterer-Klub eine zu politischen Zwecken gebildete Körperschaft war, welche ihre Pläne legte, um bestimmte Personen in Vertrauensämter und einflußreiche Stellen zu bringen". Gesetzliche Anerkennung durch Inkorporirung erhielten die Schiffszimmerer und Kalfaterer in Boston erst im Jahre 1822.

Es war übrigens dafür gesorgt, daß es diesen Arbeitern nicht zu wohl ginge, denn ihre Arbeitszeit währte vom Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, und sie standen im gesellschaftlichen Verkehr eine Stufe tiefer, als die Kaufleute, Advokaten, Beamte, Geistliche, Unternehmer u. dgl. Während die eben Genannten

Digitized by Google

die sogenannten „gentlemen“ hießen, nannte man die Handwerker und Arbeiter nur „goodmen“. Unsere „freien und gleichen“ Bürger hatten allerdings Feudalität und Monarchie mit Stumpf und Stiel ausgerottet, aber die Anschauungen des England aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die Stellung der Handarbeiter so viel als möglich bewahrt, und nicht die Anschauungen allein, sondern auch die Gesetze und Gewohnheiten jener Periode, besonders die Verschwörungsgesetze — conspiracy laws — (die heute noch in vielen Staaten bestehen) und das Recht der Behörden, der Gentlemen, die Löhne festzusetzen. Mittelst Verordnung bestimmten die Gemeinderäthe und ähnliche Behörden im letzten Jahrhundert dahier das Maximum des dem Arbeiter zu zahlenden Lohnes, das Höchste, was er erhalten durfte. Von einem Minimum war keine Rede. In der Ortschaft Newburyport (Massachusets) wurde beispielsweise im Jahre 1777 folgende Verordnung erlassen:

„In Uebereinstimmung mit dem „Gesetz zur Verhütung von Monopol und Bedrückung“ verordnet der Gemeinderath, daß die Maximumlöhne (maximum wages) seien wie folgt:

„Zimmerleute . . . 5 Shillings 4 Pence per Tag 2c.“

Der Berichterstatter, Mc. Neill von Massachusetts, sagt dazu: „Man bemerke wohl, daß es durch diese Verordnung den Unternehmern verboten war, mehr als eine bestimmte Summe per Tag zu zahlen, aber es war ihnen nicht verboten, den möglichst niedrigen Preis für Arbeit zu zahlen.“

War die Arbeitszeit also stets so lang wie der Tag, d. h. gewissermaßen von astronomischer Größe, so war der Lohn hingegen nie höher, als es das pekuniäre Interesse der „Gentlemen“ erlaubte.

Karl Marx berichtet im „Kapital“ Bd. I, S. 225 ff. (3. Auflage) über die Findigkeit der englischen Fabrikanten zur betrügerischen Gewinnung von Arbeitszeit, Minutenmausereien u. dgl. in den fünfziger Jahren dieses, des 19. Jahrhunderts. Nun — unsere Yankees verstanden dieses Geschäft auch und noch früher. Beim Schiffbau, wie bei verschiedenen anderen Industrien, war es Gebrauch, den Arbeitern zu gewissen Tageszeiten Grog oder andere Spirituosen frei zu liefern. Im Jahre 1817 beschloß ein Mr. Magone, Schiffbauer in Medford (Massachusets), diesen Gebrauch abzuschaffen und setzte es nach kurzem Kampfe durch. E. H. Rogers, welcher diesen Kampf erzählt, bemerkt dazu:

„Die Arbeitszeit war damals von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und alle Unternehmer oder Bauherren waren durch das Herkommen verpflichtet, wenigstens zwei Mal täglich Spirituosen frei zu liefern. Diese zwei Getränkelieferungen waren in Wirklichkeit Ruhepausen und wurden „lunch“-Zeiten genannt, während deren die Leute Gelegenheit zum Essen und Trinken hatten, und Mr. Magone's „no rum“- (keinen Rum-) Bewegung bedeutete „keine lunch-Zeit“, und war faktisch eine Verlängerung der Arbeitszeit, da der Unternehmer sowohl Zeit als Rum sparte. Elf Uhr Vormittags und vier Uhr Nachmittags waren die gebräuchlichen lunch-Zeiten.“

Von den Arbeitern in den Fabriken sagt der erste Bericht des Massachusets-Bureau für Arbeitsstatistik, 1870, S. 91 Folgendes:

„Die ersten Arbeiter in den Fabriken waren Einheimische, — eine thätige, intelligente, fleißige, strebsame, wohlerzogene, reinliche und ordentliche Klasse von jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Kinder unter 15 Jahren wurden selten in den Fabriken angetroffen*). Das System langer Arbeitsstunden, wie in England,

*) Wie sehr der Appetit nach Kinderarbeit wächst, werden wir bald sehen.

Digitized by Google

wurde zuerst angenommen, und die Arbeiter gingen vor dem Frühstück zur Arbeit; zum Frühstück wurden ihnen 30 Minuten und zum Mittagbrot 45 bewilligt. Die allgemein übliche Arbeitszeit betrug 14 oder 15 Stunden per Tag."

Von einer eigentlichen Arbeiterbewegung ist in dieser Periode, die bis ungefähr 1825 währt, keine Rede. Die Industrie stak in den Kinderschuhen und die Klassenscheidung war kaum begonnen. F. A. S.

Die erste umfassende Unfallstatistik in Deutschland.

Von **Max Schippel.**

II.

Wir haben bisher die Einzelunfälle nach ihrer Verknüpfung mit bestimmten technischen Produktionseinrichtungen gruppirt und wollen nunmehr versuchen, ein allgemeineres Bild der Unfallsvertheilung nach ganzen Ländern und Industriezweigen, sowie nach ihren Folgen für die unterstützungsberechtigten Versicherten und für die unterstützungspflichtigen Berufsgenossenschaften zu gewinnen.

Fragen wir zunächst, *ein wie starker Bruchtheil* der Versicherten Deutschlands und seiner Einzelstaaten der Unfallsgefahr erlag und entschädigt werden mußte. Wir finden dann, daß 1887 entschädigte Verletzte auf je 1000 Versicherte entfallen

Im Deutschen Reich	Preußen	Bayern	Sachsen	Württemberg	Baden	Hessen	Hamburg	Elsaß-Lothringen
4,14	4,44	4,60	3,14	4,18	3,75	3,59	0,82	2,97

Diese Zahlen enthalten ein überraschend günstiges Ergebniß für *Sachsen* und *Elsaß-Lothringen*. Man ist versucht, diese Thatsache in Zusammenhang zu bringen mit der anderen, daß in den Reichslanden und in Sachsen der *Großbetrieb* besonders stark vertreten ist — während im Deutschen Reich 1887 durchschnittlich 12,09 versicherte Personen auf einen versicherungspflichtigen Betrieb kamen, umfaßte durchschnittlich ein Betrieb in Sachsen 17,77, in Elsaß-Lothringen sogar 22,05 Personen. Ganz wird man den Zusammenhang gewiß auch nicht leugnen können, da innerhalb *desselben* Produktionszweiges die Unfallsgefahr sicherlich mit dem Umfang der Betriebe in umgekehrtem Verhältniß steht: nirgends wird weniger Rücksicht auf Menschenleben und menschliche Gesundheit genommen, wie in dem, mit allen Mitteln der Verzweiflung gegen die Großunternehmung kämpfenden Kleinbetrieb. Aber innerhalb *verschiedener* Produktionszweige kommen zweifellos ganz andere Umstände zum Uebergewicht gegen den Einfluß des größeren oder kleineren Umfanges des Betriebes: ein Bergwerk mit hunderten von Arbeitern und mit der entwickeltsten Technik wird immer noch mehr Gefahren bergen, wie ein kleiner Betrieb etwa der Buchdruckerbranche. Wir stimmen daher dem Berichte des Reichsversicherungsamtes unbedingt zu, daß die günstigen Zahlen für Sachsen und die Reichslande daraus zu erklären sind, daß in den beiden Ländern die gefährlichen Industrien verhältnißmäßig schwächer vertreten sind. In Preußen gehören z. B. von je 1000 Versicherten 161,4 den Bau-Berufsgenossenschaften an, 137,6 der Eisen- und Stahlindustrie,

Digitized by Google

132,6 den Knappschaftsberufsgenossenschaften, erst dann kommt mit 103,6 die Textil- und Leinenindustrie, die weit hinter den erstgenannten Zweigen an Gefährlichkeit zurücksteht. Im Königreich Sachsen stellt die Textilindustrie weitaus das größte Kontingent: 269,7 von je 1000 Versicherten, dann erst kommt das Baugewerbe mit 221,4 und in dritter Linie die Eisen- und Stahlindustrie mit nur 79,0 und dann die Bergwerksbranche mit nur 52,4 Personen. Elsaß-Lothringen hat ähnlich von 1000 Versicherten 398,1 in der Textilberufsgenossenschaft, und 160,8 bezw. 130,9 in der Stahl- und Eisen- und in der Baugewerksberufsgenossenschaft. Dagegen finden wir in der freien Stadt Hamburg 178,8 in der Baugewerks-, 117,0 in der Speditions-, Speicherei- und Kellerei-, 116,9 in der Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft. Diese verschieden starke Beschäftigung der Bevölkerung in gefährlichen und ungefährlicheren Gewerben schafft offenbar die zahlenmäßig angeführte größere oder geringere Massenhaftigkeit der Opfer in den einzelnen Bundesstaaten.

Als die gefährlichsten Industriezweige stellen sich — zu Folge den Ergebnissen der Berufsgenossenschaften, die ja immer gleiche und verwandte Industrien umschließen sollen — nach dem Reichsversicherungsamt dar:

	Verletzten auf 1000 Versicherte	darunter mit tödtlichem Ausgang
die Brauerei- und Mälzerei	mit 9,08	1,48
„ Knappschafts-Berufsgenossenschaft . .	„ 8,30	2,45
„ Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft . . .	„ 8,08	2,40
„ Spedition, Speicherei und Kellerei . .	„ 6,33	1,29
„ Müllerei	„ 6,23	0,98
„ Papiermacherei	„ 6,03	0,69
„ chemische Industrie	„ 5,73	0,90

als die am wenigsten gefährlichen:

	Verletzten	darunter Getödteten
die Seiden-Berufsgenossenschaft	mit 0,84	0,06
„ Bekleidungsindustrie	„ 0,79	0,03
„ Tabaks-Berufsgenossenschaft	„ 0,51	0,06

Viele Todesfälle im Verhältniß zur Zahl der Versicherten finden wir ferner, auch bei geringerem Prozentsatz der Unfälle im Allgemeinen, in der Binnenschifffahrt, in der zwar nur 4,17 pro Mille der Versicherten verunglücken, aber 1,76 pro Mille tödtlich verletzt werden; ferner in der Schornsteinfeger-Berufsgenossenschaft, die 3,01 pro Mille Verletzte, aber 1,06 pro Mille tödtlich Verletzte aufweist, und endlich bei den Privatbahnen (Fabrik- und Grubenbahnen, Seil- und Kettenbahnen u. s. w.), wo nur 3,77 pro Mille verunglücken, aber 1,02 pro Mille tödtlich. Relativ wenig Todesfälle zeigt auch die Töpferei- (0,06 pro Mille) und die Buchdrucker-Berufsgenossenschaft (0,09 pro Mille) — bei beiden ist aber auch die Zahl der Unfälle überhaupt eine relativ niedrige, es wurden nur 1,33 bezw. 1,02 von je tausend in diesen Zweigen Versicherten von irgend einem Unfall betroffen.

Bei der Binnenschifffahrt verlaufen 41,97 Prozent aller Unfälle tödtlich, bei den Schornsteinfegern 35,29 Prozent, bei der Fuhrwerks- und Knappschafts-Berufsgenossenschaft 31,07 bezw, 29,56 Prozent.

Daß die Unfälle vollständige Erwerbsunfähigkeit herbeiführen, also, ohne gerade den Tod des Betroffenen zu verursachen, doch besonders schwer sind, finden wir in folgenden Berufsgenossenschaften. Es waren von allen entschädigten Verletzten dauernd erwerbsunfähig:

Digitized by Google

Privatbahnen	36,54	Prozent
Spedition, Speicherei, Kellerei	34,01	„
Schornsteinfeger	29,41	„
Ziegelei	27,91	„
Baugewerk	26,93	„
Straßenbahn	26,57	„
Töpferei	23,44	„
Müllerei	22,33	„

dagegen bei

der Papierverarbeitung	1,37	Prozent
„ Feinmechanik	1,28	„

Wir kommen dann zu den „theilweise Erwerbsunfähigen", das heißt zu den Unfällen, die zu einer dauernden Verkümmerung der Arbeitskraft führen, ohne die Erwerbsfähigkeit ganz aufzuheben. Besonders häufig finden wir diesen Ausgang bei folgenden Berufsgenossenschaften:

Von allen Verletzten blieben theilweise erwerbsunfähig:

Feinmechanik	87,18	Prozent
Nahrungsmittelindustrie	81,41	„
Papierverarbeitung	80,82	„
Musikinstrumentenindustrie	79,49	„
Bekleidungsindustrie	79,41	„
Textil- und Leinenbranche	76,64	„
Edel- und Unedelmetallindustrie	75,00	„
Zuckerindustrie	70,32	„

dagegen bei der

Schornsteinfegerberufsgenossenschaft nur	11,77	Prozent

Die leichtesten Unfälle führen zu vorübergehender Erwerbsunfähigkeit: nach einer längeren oder kürzeren Periode der Heilung kann der Betroffene — nach Meinung der hier in Betracht kommenden Instanzen wenigstens — wieder mit ungeschmälerter Kraft seine Arbeit verrichten. Nach dieser günstigen Seite stehen in erster Linie die Seiden-, Schornsteinfeger- und Tabaks-Berufsgenossenschaft, bei denen 26,66 bezw. 23,53 und 21,74 Prozent aller Verunglückten nur vorübergehend zu unterstützen waren.

Natürlich müssen Mann, Weib und Kind in gleicher Weise Leben und Glieder im Dienste des Kapitals opfern. Es verunglückten

Personen unter 16 Jahren	436
„ von 16 bis 20 Jahren	1 396
„ „ über 20 Jahren	14 138
männliche	15 357
weibliche	613

Diese relativ geringe Zahl der weiblichen Verletzten erklärt sich zweifellos daraus, daß die Frauenarbeit in den hervorstechend gefährlichen Berufen sehr wenig vertreten ist. In einzelnen von dem weiblichen Element stark durchsetzten Gewerbszweigen ist natürlich auch der Antheil der Frauen an den Verunglückungen ein ganz bedeutender. So stellten von allen entschädigten Verletzten überhaupt die entschädigten weiblichen Verletzten

bei den Textil-Berufsgenossenschaften	33,24	Prozent
„ der Bekleidungsindustrie-Berufsgenossenschaft	29,41	„
„ „ Papierverarbeitungs-Berufsgenossenschaft	24,66	„
„ „ Buchdrucker-Berufsgenossenschaft	22,81	„
„ „ Tabak-Berufsgenossenschaft	19,57	„
„ „ Seiden-Berufsgenossenschaft	16,67	„

Digitized by Google

Prozentual verschwindend war hingegen die Betheiligung der Weiber an den Unfällen in der Steinbruchs-, Holz-, Mülleret-, Knappschafts-, Baugewerks-, Speditions- und Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft. Gar keine weiblichen Verletzten weisen auf die Berufsgenossenschaft der Gas- und Wasserwerke, die Schornsteinfeger-, Privatbahn-, Straßenbahn-Berufsgenossenschaft und die Binnenschifffahrts-Berufsgenossenschaften.

Massenunglücksfälle endlich — wo ein unglückliches Ereigniß mehrere Personen zugleich trifft, wo also die Zahl der Unfälle und der verletzten Personen nicht übereinstimmt — kommen besonders vor in den Bergwerken, Baugewerken, Steinbrüchen, in der chemischen Industrie, in der Stahl- und Eisenindustrie.

* * *

Wieweit — fragt mancher Leser wohl unwillkürlich — sind diese Unfälle unvermeidliche Folgen der Anwendung der modernen Produktionsmittel und der modernen Technik, und wieweit sind sie lediglich der besonderen kapitalistischen Gestaltung des Arbeitsprozesses zuzuschreiben?

Eine Unfallstatistik mit kurzen und trockenen begleitenden Bemerkungen kann natürlich diese Frage auch nicht annähernd beantworten. Und doch liefert uns der Bericht des Reichsversicherungsamtes einige schlagende Beweise dafür, daß nur die Organisation des Produktionsprozesses nach dem Gesichtspunkte des höchsten Gewinnes für den privaten Unternehmer hunderte und tausende von Opfern heischt, die sammt und sonders hinwegfallen würden, wenn man die Produktion nach den Interessen der Arbeit leiten und technisch ausgestalten wollte.

Dieser Behauptung scheint freilich auf den ersten Blick zu widersprechen, daß das Reichsversicherungsamt selber nicht weniger wie 25,64 Prozent aller entschädigten Unfälle der Schuld der Arbeiter zuschreibt — ihrem Leichtsinn, ihrer Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit, dem Handeln wider bestehende Vorschriften — daß es ferner 43,40 Prozent aller Unfälle als „bei dem heutigen Stand der Technik nicht abwendbar" bezeichnet, und daß es nur 19,76 Prozent der Unfälle als „Schuld der Arbeitgeber" bucht (für die weitere Anzahl von Unfällen soll Arbeitern und Arbeitgebern zugleich oder Mitarbeitern und dritten Personen die Verantwortung zufallen).

Aber was heißt denn hierbei Leichtsinn und Unachtsamkeit der Arbeiter? Einem Arbeiter wird vielleicht bei seiner Thätigkeit der Rockärmel vorn zerschlitzt, ein kleiner Fetzen hängt unter dem Handgelenk herab, die Räder fassen, wie er gerade an ihnen etwas zu stellen hat, den Zipfel, Hand und Arm reißt es ihm nach und schließlich richtet ihn das ganze übermächtige Getriebe zu einem leblosen Brei zu. Man kann es freilich recht bequem Leichtsinn nennen, daß er nicht sofort die Arbeit aussetzte und den Rock flickte oder flicken ließ, und daß er mit einem, wenn auch nur einen Zoll herabhängenden Aermelfetzen Verrichtungen vornahm, bei denen, wie er wissen konnte, jedes nicht ganz fest anschließende Kleidungsstück gefährlich ist. Aber hatte er in dem Hasten und Jagen der Arbeit auch nur einen Augenblick Zeit, so gewissenhaft umständlich zu sein? Und muß denn die Einrichtung einer Fabrik so sein, daß jede flatternde Schürze und jedes aufgegangene Halstuch für den Träger unabsehbare Gefahren birgt? Wenn über einen Fluß nur ein Baumstamm hinüberführt, dann mag es Leichtsinn sein, sich beim Uebergang überflüssiger Weise umzusehen; wenn aber etwa eine Gemeinde für sichere und bequeme Brücken und Stege sorgen kann, so ist für das, was durch den Leichtsinn des Passanten verschuldet schien, nur die Nachlässigkeit der Gemeindeverwaltung verantwortlich zu machen, und eine allgemeine Entrüstung würde unter den Betheiligten ausbrechen, wenn etwa ein Gemeindeverwaltungsbericht jeden hier Verunglückten als Opfer seines Leichtsinns verzeichnen wollte.

Digitized by Google

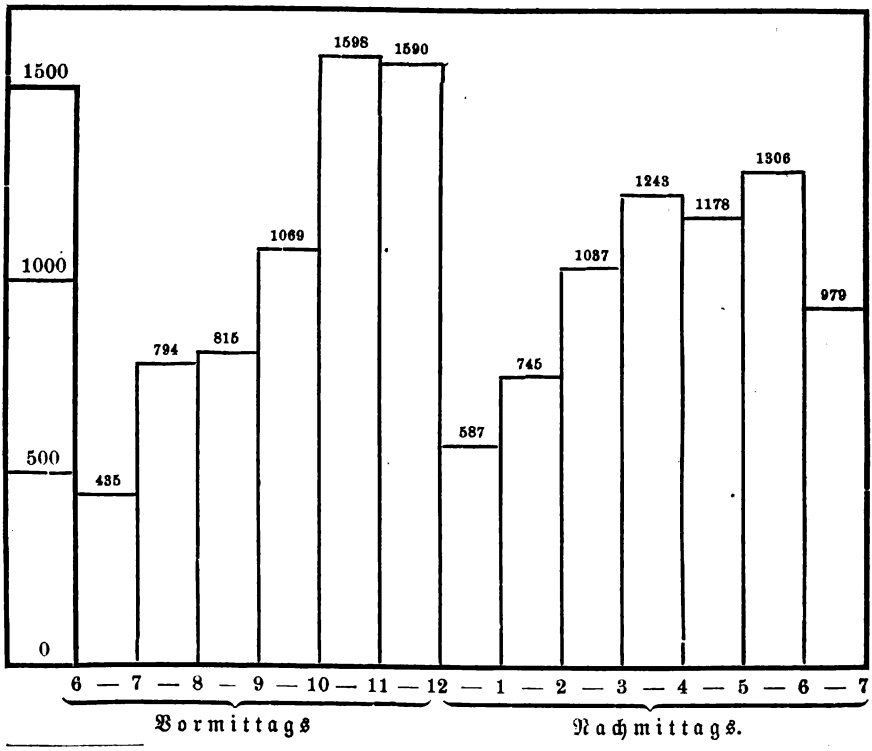
Man kann selbst vom rücksichtslosesten Unternehmerstandpunkt aus nicht verlangen, daß ein Arbeiter mit seiner täglichen Arbeitslast zwölf Stunden lang und noch länger wie an einem Abgrund hinwandeln soll, jede Bewegung berechnend und jeden nicht überlegten Fußtritt mit dem Leben bezahlend. Was man unter solchen Verhältnissen Leichtsinn und Unüberlegtheit nennt, ist schließlich meistens nichts wie Ermattung und Ueberarbeitung, die es dem Arbeiter mehr und mehr unmöglich macht, sich wie ein Aal durch die ihn umlagernden Gefahren hindurchzuwinden. Die Ueberarbeit der Menschen aber ist heute, bei unserer wunderbaren Produktionsfähigkeit nichts Unabänderliches mehr, sondern nur eine Folge der kapitalistischen Ausbeutung der Arbeitskraft.

Die Statistik des Reichsversicherungsamtes zeigt diesen Zusammenhang zwischen Ueberarbeitung und Unfallsvermehrung auf das Unwiderleglichste.

Es ereigneten sich nämlich

Vormittags:			Nachmittags:		
6— 7 Uhr . . .	435	Unfälle	12—1 Uhr . . .	587	Unfälle
7— 8 „ . . .	794	„	1—2 „ . . .	745	„
8— 9 „ . . .	815	„	2—3 „ . . .	1037	„
9—10 „ . . .	1069	„	3—4 „ . . .	1243	„
10—11 „ . . .	1598	„	4—5 „ . . .	1178	„ *)
11—12 „ . . .	1590	„	5—6 „ . . .	1306	„
			6—7 „ . . .	979	„ **)

In folgender graphischer Darstellung tritt die Steigerung von Stunde zu Stunde noch viel deutlicher hervor:



*) Vesperpause. **) Theilweise bereits Schluß der Arbeit.

Digitized by Google

Man beobachte die ganz ununterbrochene, regelmäßige Unfallsvermehrung am Vormittag, bis in der 11. und 12. Stunde der Höhepunkt erreicht ist. Die 12. Stunde würde wahrscheinlich die 11. noch bedeutend übersteigen, wenn sie in ihrem letzten Theil nicht bereits vielfach eine Zeit des Arbeitsstillstandes oder der Vorbereitung darauf wäre. Von 12 bis 1 Uhr haben wir wieder einen Tiefstand der Unfallszahl, fast allgemein ruht hier die Arbeit. Aber gleich die erste Arbeitsstunde setzt am Nachmittag mit einer relativ hohen Zahl ein, die Mittagsruhe bietet keinen vollen Ersatz für die Anspannung des Morgens. Dann springt die Zahl der Unfälle auf 1037 von 2—3 Uhr empor, auf 1243 von 3—4 Uhr, auf 1306 von 5—6 Uhr. Dazwischen eine leichte Senkung, weil die Vesperpause in die Zwischenzeit fällt. Um 6 Uhr wird heute in Deutschland eine große Anzahl der Fabriken geschlossen; auch wo bis 7 Uhr gearbeitet wird, ist die letzte Stunde vielfach dem Abräumen und Stillsetzen gewidmet, so daß das Sinken der Unfallszahl ganz erklärlich ist.

Der Einfluß der Ermattung und Ueberarbeitung auf die Verunglückung ist somit drastisch dargelegt.

Wir schließen daraus noch weiter. In den ersten beiden Arbeitsstunden verunglückten zusammen 1229 Menschen; im Durchschnitt pro Stunde etwa 600. Nehmen wir an, das sei die Zahl der Unfälle, welche unter den heutigen Produktionszuständen arbeitsrüstigen, durch Ueberanstrengung noch nicht erschlafften Arbeitern begegnen könnten, so kämen wir während der 13 verzeichneten Arbeitsstunden auf 7800 Unfälle*). Was darüber ist, wäre lediglich der Ueberarbeit zuzuschreiben, d. h. nicht einem unabänderlichen Faktor, sondern lediglich einer Folge der heutigen Ausbeutungswirthschaft. Darüber hinaus zählen wir aber noch 5596 Unfälle, so daß von 13 396 in unserer Liste aufgeführten Unfällen ohne Ueberarbeit etwa 40 Prozent aller Unfälle hinwegfielen.

Unter den heutigen technischen Fabriks- und Werkstattseinrichtungen! Was will das aber wiederum heißen! Das will besagen, daß 40 Prozent aller Unfälle vermeidbar wären, selbst wenn das menschenmörderische Streben der Kapitalisten, alle Ausgaben für Schutzeinrichtungen zu sparen, oder der Zwang für Kleinbesitzer, an solchen Einrichtungen sparen zu müssen, ungefesselt weiter bestände.

Daß heute das Kapital vielfach für den Arbeiterschutz gar nichts thut, selbst wo mit ein paar Pfennigen unsägliches Unheil verhütet werden kann, dafür liefert der Bericht des Reichsversicherungsamtes nahezu auf allen Seiten Belege. Jedes Schutzbrett, jeder Schutzkasten, jede Handvoll Sand scheint dem Kapital ein zu hoher Aufwand, auch wenn Menschenleben dadurch zu retten sind.

Wir greifen auf das Geradewohl einige Beispiele heraus! In einem Eiswerke verlor der die Kammräder schmierende Arbeiter den linken Arm, welchen die Räder erfaßten; die Kammräder sind erst nach dem Unfall mit einem Schutz-

*) Man könnte einwenden, daß selbst unter unseren Voraussetzungen die Zahl 600 zu niedrig gegriffen sei, da wir die Stunde von 6—7 Uhr mit in den Durchschnitt einbeziehen, von 6—7 Uhr aber noch nicht Alles arbeitet. Dafür haben wir aber auch einen viel höheren Durchschnitt genommen, wie ihn die erste Stunde zeigt (600 statt 435) und ferner die Zeiträume mit Frühstücks-, Mittags- und Vesperpause, ferner auch die Abendstunde von 6—7 Uhr voll gerechnet. Wenn man weiter bedenkt, daß die erste Morgenstunde gerade in gefährlichen Betrieben eine der letzten Stunden der Nachtschicht ist und ihre Unfallszahl dadurch sicherlich gesteigert wird, so wird unsere Schätzung kaum als zu günstig erscheinen.

Digitized by Google

kasten überdeckt worden, theilt die Unfall-Zählkarte mit. — Einem Müllergesellen, welcher ein in der Nähe des unverwahrten Wasserradgetriebes befindliches Lager schmierte, wurde vom Wind der Rock in jenes Getriebe geweht, welches ihn nunmehr erfaßte, etwa zehn Mal um die Welle schleuderte und ihm den rechten Oberschenkel brach sowie den rechten Unterarm verletzte. „Das bisher offene Getriebe ist nunmehr mit einer Schutzwand versehen worden", heißt es abermals trocken auf der Zählkarte. — „Ein Schneidemüller, welcher das Hauptgetriebe durch Einlegen eines Setzholzes zum völligen Stillstand bringen sollte, stürzte in Folge eines Fehltrittes in die vermuthlich unverwahrte Radgrube und wurde ihm der Kopf zwischen Mauer und Rad zerquetscht, so daß der Tod augenblicklich eintrat." — Ein Schleiferlehrling hatte den Stillstand des Werkes veranlaßt und griff hierauf nach einem Korbe; der letztere gab nach, der Lehrling fiel auf die noch nicht ganz stillstehende, unverwahrte und in unmittelbarer Nähe befindliche Transmission, deren eine Riemenscheibe ihn ergriff, mehrere Male um die Welle schleuderte und ihm einen Oberschenkel und einen Arm brach. „Die Schleiferei ist mit umlaufenden Theilen überfüllt, welchem Uebelstande nunmehr durch Entfernung des am meisten hindernden Schleifsteins abgeholfen ist", berichtet die Zählkarte. — In einer Lederfabrik trat ein Arbeiter durch den offenen Spalt des Deckels einer Grube, in welcher Lohe gekocht und umgerührt wurde; der Arbeiter starb an den Folgen der Verbrühung. Vielleicht — meint die Zählkarte — trug mangelhafte Beleuchtung die Schuld. — Auf Seite 365 schließen sich unmittelbar aneinander folgende Mittheilungen: „Bei dem Vorübergehen geriethen zwei Arbeiter durch Ausgleiten mit den Beinen in mit heißer Lauge gefüllte Behälter; offenbar fehlte an den letzteren ein Schutzrand, der um so nöthiger war, als in Fabriken, wo Natron- und dergleichen Laugen hergestellt oder verwendet werden, der Fußboden stets schlüpfrig ist. — Vier andere Arbeiter in solchen Fabriken erlitten durch Ausgleiten ähnliche Verletzungen; durch Streuen von Sand oder geeignetere Fußbekleidung hätten auch diese Unfälle verhütet werden können. — Ferner trat ein Arbeiter in einer chemischen Fabrik, als er den Ablaßzapfen eines Behälters wieder einsetzen wollte, in einen Kasten mit heißer Lauge; die Unfall-Zählkarte theilt mit, daß dem Arbeiter der Unfall nicht zugestoßen wäre, wenn jener Zapfen leichter zugänglich gewesen wäre. — Ein geheizter, mit Aetznatron gefüllter Kessel lief über, und floß die Lauge nach der Feuerung zu; der den Kessel bedienende Heizer erlitt hierbei Brandwunden an den Füßen; es ist den Betriebsunternehmern aufgegeben worden, entweder eine Ablaßrinne anzulegen oder den Fußboden vor dem Kessel schräg zu legen. — Ein Arbeiter einer Papierfabrik hatte Natronlauge nach den Kochern hinaufzupumpen; als er einen der Hähne des Laugereservoirs öffnete, spritzte ihm Lauge ins Auge. Die Hähne zu solcher Lauge hätten sich wohl, ohne sie unzugänglich zu machen, durch Schutzbleche so verwahren lassen, daß die Lauge den Arbeiter nicht hätte treffen können." — Ein Arbeiter rief, als er glühende Asche durch Aufgießen von Wasser mittelst eines Eimers löschen wollte, eine Aschenexplosion hervor, welche seine Kleider in Brand setzte; „dem Verletzten hätte eine Handspritze zur Verfügung gestellt werden sollen." — In einem Walzwerk erlitt ein Arbeiter beim Transport glühender Bleche, da der zu benutzende Weg an und für sich sehr schmal, durch daselbst niedergelegte Kesselböden aber noch mehr beengt worden war, eine Wunde und eine Verbrennung. Die Unfall-Zählkarte theilt mit, daß dem Werkeigenthümer aufgegeben worden ist, auf solchen zum Transport glühender Bleche bestimmten Wegen möglichst freie Bahn zu halten. — Das gänzliche Fehlen von

Digitized by Google

Zimmerung in einem als gebräch bekannten Umbruchsorte im Rothliegenden führte zur Verletzung eines mit dem Füllen seines Hundes beschäftigten Bergjungen. — Mangelhafte Zimmerung brachte einem Häuer beim Weitertreiben einer Strecke mit Abtreibezimmerung den Tod; „der Unfall würde vermuthlich vermieden worden sein, wenn die Thürstockspaare gegen einander verbolzt gewesen wären." — In einem anderen Falle führte das Fehlen einer Verbolzung zum Zubruchegehen der ganzen Pfeilerstrecke. — Ein Arbeiter in einer Zuckerfabrik glitt aus und stürzte in einen mit heißer, verdünnter Salzsäure gefüllten und weder mit einem Deckel noch mit einer Einfriedigung versehenen Kasten; ein Mitarbeiter suchte ihn zu retten, stürzte aber ebenfalls in den Kasten. Beide erlitten den Tod. — In anderen Zuckerfabriken fielen zwei Arbeiter in „Säurewasser"; „auch hier fehlten wohl die obengenannten Schutzvorrichtungen"; beide Arbeiter starben. — Im Ofenhaus einer chemischen Fabrik wollte ein Arbeiter einen Heber an eine Eindampfpfanne legen, trat durch Ausgleiten mit einem Fuß in die Pfanne und verbrannte sich schwer. „Ein Geländer an der Pfanne würde einen hinreichenden Schutz gewährt haben." — In einer Farbenfabrik stieg ein Arbeiter mit einem Topf Salpetersäure eine Leiter herunter, wobei er ausglitt und beim Fallen einen Theil der Säure über sich ergoß. „Es erscheint bedenklich, einen so gefährlichen Stoff auf einer Leiter im offenen Gefäß transportiren zu lassen." — Es ereigneten sich ferner vier Unfälle beim Transportiren gefüllter Schwefelsäureballons mittelst Karren oder Tragbahren durch Reißen der Henkel oder des Bodens der die Ballons enthaltenden Körbe, wodurch die Ballons brachen und die Säure die Arbeiter erheblich verbrannte. „Solche Körbe pflegen möglichst lange im Gebrauch zu bleiben; ihrer Beschaffenheit ist daher in besonderem Maße Aufmerksamkeit zuzuwenden." — Ein anderer Arbeiter wollte einen Schwefelsäureballon entleeren; der letztere zerbrach und sein Inhalt ergoß sich über das Bein des Arbeiters, ihm schwere Brandwunden zufügend. „Wäre der Ballon in einer passenden Kippvorrichtung aufgehängt gewesen, oder hätte der Arbeiter eine kleine Kautschukluftpumpe mit Heber und Schlauchverbindung, wie sie vielfach gebräuchlich sind, zur Verfügung gehabt, so hätte er sich nicht verletzt."

Lebensgefährliche Ueberfüllung aller Räume — um zu sparen; mangelhafte Bauten — um zu sparen; Versagung jeder Schutzeinrichtung — weil man das Geld in anderer Weise nutzbringender anlegen kann; überall finden wir dieselben Verhältnisse, unter denen man den Proletarier heute produziren läßt.

Und nun nehme man unsere vorige Schätzung hinzu. 40 Prozent aller Unfälle hätten selbst bei den heutigen Fabrik- und Werkstatteinrichtungen vermieden werden können, wenn die Arbeiter nicht überangestrengt würden. Welch eine Summe von Unglück wäre weiter verhütet worden, wenn rüstige Arbeiter auch in einer menschenwürdigen Umgebung produzirten!

Wir wollen heute nicht darüber reden, ob die moderne Technik Alles, was das Menschengeschlecht bedarf, ohne jede Gefahr für Leib und Leben zu produziren gestattet. Aber das darf der Sozialismus ruhig behaupten, daß die gewaltig überwiegende Mehrzahl der heutigen Unfälle nur eine Folge ist der kapitalistischen Leitung des Produktionsprozesses. Wird letzterer für und durch die Gesammtheit des Volkes geleitet, so werden unzählige Opfer ganz von selbst verschwinden.

Auch der Bericht des Reichsversicherungsamtes bietet werthvolle Belege für diese Erkenntniß.

Digitized by Google

Der Fall Parnell.

London, den 9. Dezember 1890.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Eine Ehebruchsaffäre, wie sie in der modernen Gesellschaft zu den Alltäglichkeiten gehört, hat in der Konstellation der leitenden politischen Parteien eines ganzen Reiches Verschiebungen zur Folge gehabt, die sich für die innere politische Situation dieses Reiches von größter Tragweite erweisen dürften. Freilich ist der agirende Held jenes Ehebruchdramas kein gemeiner, oder sagen wir lieber, kein gewöhnlicher Sterblicher. Es ist ein König, wenn auch zum Glück ein ungekrönter.

Die Akten über die Affäre Parnell-O'Shea, den Lesern dieser Zeitschrift durch die Tagespresse bekannt, sind noch nicht geschlossen. In dem Prozeß, der mit der Verurtheilung der Frau O'Shea als schuldig des Ehebruchs mit Charles Parnell endete, ist nur die eine Seite, der klagende Ehemann und seine Zeugen, zum Wort gekommen. Die Verklagten gaben ihre formelle Schuld zu, indem sie von jeder Vertheidigung absahen und sich in contumaciam verurtheilen ließen, aber die formelle Schuld braucht nicht nothwendigerweise eine moralische zu sein, und so ist es auch nicht möglich, ein endgiltiges Urtheil über die Rolle abzugeben, die die einzelnen Personen in der ganzen Affäre gespielt. Soweit dieselbe bis jetzt bekannt, sind die beiden männlichen Hauptpersonen, der ungekrönte König und der gekrönte Ehemann, einander würdig gewesen. Dieser, ein abenteuernder Lebemann, der sich von dem nicht blos platonischen Verehrer seiner Frau, als der ihm zum mindesten Parnell bekannt war, ein Mandat zum Parlament schenken läßt; Jener ein rücksichtsloser Intrigant, der den Ehemann seines Schätzchens seiner Partei als Abgeordneten aufzwingt, wobei er sich allerdings auf sehr erlauchte Vorbilder berufen konnte. Die Ehrenstellen des Reiches an diejenigen zu vertheilen, denen man die Ehre erwiesen, ihre Frauen schön zu finden, gehörte einst zu den anerkannten sozusagen legitimen Gepflogenheiten regierender Häupter.

Das ist jetzt selbstverständlich ganz anders geworden. In England wenigstens hat man seit langen Jahren nichts dergleichen vernommen, und selbst Leuten, die Herrn Parnell seine Liebesabenteuer mit Frau O'Shea verziehen oder doch sich mit der Erklärung darüber hinweggesetzt hätten, daß die Politik mit der Privatmoral nichts gemein habe, ging die königliche Belohnung des Herrn O'Shea für die Reize seiner Frau etwas über die Hutschnur. Merkwürdigerweise ist jedoch in dem Entrüstungssturm, der nach beendetem Prozeß in der Presse und in den politischen Vereinen über das Haupt des Führers der Irländer losbrach, viel weniger von dieser, wirklich unsauberen Affäre die Rede gewesen, als von dem schweren Verstoß gegen die heiligen Gesetze der offiziellen bürgerlichen Moral.

Den Reigen eröffneten natürlich die Konservativen und Unionisten, so wenig namentlich die Ersteren dazu geeignet sind, sich als Anwälte der bürgerlichen Moral und ganz besonders des hier in Frage kommenden Kapitels derselben aufzuwerfen. Die edlen Herzöge, Lords und Baronets an der Spitze der Tory-Partei haben sehr triftige — sagen wir historische Gründe, eine prinzipielle Erörterung desselben nicht besonders wünschbar zu finden, viele unter ihnen auch nebenbei noch triftigere persönliche Gründe. Indeß sie konnten es ruhig darauf ankommen lassen, sie wußten, wen sie trafen, wenn sie auf Parnell schlugen, und daß sie von dem wirklichen Objekt ihrer Angriffe nichts zu fürchten hatten. Die Fanatiker der bürgerlichen Ehrbarkeit, die religiösen Mucker, die „Nonconformists", sitzen nicht im konservativen, sondern im liberalen Lager, sie bilden

Digitized by Google

eine der festesten Stützen der Gladstone'schen Partei. Diese Vertreter der bornirten Heuchelei gingen über Hals und Kopf auf den konservativen Leim. Pathetisch erklärten sie, mit einem Führer, der so arg gegen das sechste Gebot verstoßen, nicht länger zusammen gehen zu können. Die „Pall Mall Gazette", oder vielmehr Herr Stead, der ehemalige Herausgeber der „Pall Mall Gazette", warf sich in diesem Blatt, an dem er noch immer mitarbeitet, mit besonderem Eifer zum Sittenwächter der liberalen Partei auf. Es ist das eine der Spezialitäten dieses Herrn, der einen Typus in der Journalistik darstellt, wie er wirklich nur in England möglich ist. Und Herr Stead, der überall seine Verbindungen hat, war auch sehr bald in der Lage, dem in seinen heiligsten Gefühlen verletzten liberalen Shopkeeper unter der Hand versichern zu können, daß der „Große Greis", der Stolz des englischen Liberalismus, eine „sehr entschiedene Meinung" über die Angelegenheit des Herrn Parnell habe. Was denn auch seine Richtigkeit hatte.

Herr Gladstone hatte wirklich seine „very strong opinions". Bei einem Manne, der in der bürgerlichen Heuchelei so verbohrt ist, daß er sich jeder Erleichterung der Ehescheidung mit Händen und Füßen widersetzt, übrigens auch wieder kein Wunder. Und sicherlich war Niemand besser von Gladstone's Ansicht unterrichtet, als der Delinquent selbst, Herr Parnell. Dieser indeß, der Jahr für Jahr den kranken, der Einsamkeit bedürftigen Mann gespielt, wann er in die Arme seines Schätzchens sich zurückzog, der mit eherner Stirn dem Satisfaktion verlangenden Gatten der Frau O'Shea erklärt hatte, zu einer solchen Forderung läge nicht der geringste Anlaß vor, der kühle Politiker, der es verstanden hatte, das leichtbewegte, heißblütige Volk der Irländer zu einer, mit eiserner Disziplin zusammen gehaltenen parlamentarischen Partei zu vereinigen, zeigte nicht die geringste Lust, sich zur Rolle des reuigen Sünders zu bequemen. Und die Haltung des irischen Volkes bestärkte ihn in seiner Absicht, Widerstand bis aufs Aeußerste zu leisten.

Im ersten Moment hatten die Enthüllungen des O'Shea'schen Ehescheidungsprozesses auf die Masse der Irländer geradezu konsternirend gewirkt. Ihr bisheriger Abgott stand nach denselben wirklich zu schäbig da. Man wartete auf eine Erklärung seinerseits, die sein Verhalten, wenn nicht rechtfertigen, so doch erklären würde; aber dieselbe blieb aus. Parnell hatte seine Landsleute in Punkto offenen Aussprechens allerdings nicht verwöhnt. Er hatte ihnen aber vor Allem nie gestattet, sich in seine Privatangelegenheiten zu mischen. Selbst seinen Fraktionsgenossen gegenüber verhielt er sich wie das Schiller'sche Mädchen aus der Fremde: „eine Würde, eine Höhe, entfernte die Vertraulichkeit". Von den vielen Anekdoten, die man sich in dieser Hinsicht erzählt, hier nur eine. Nach einer, für die Irländer wichtigen Abstimmung verläßt einer der irischen Abgeordneten den Sitzungssaal; er erblickt Parnell, und stürzt voller Aufregung auf ihn zu: „Parnell, die Regierung ist unterlegen, was meinen Sie dazu?" „Herr Parnell, wenn ich bitten darf", war die lakonische Antwort des ungekrönten Königs.

Kein Wunder, daß Parnell unter seinen engeren Fraktionsgenossen persönlich nicht sehr beliebt war. Gar Mancher, der eben auch seine Verdienste um Irland hatte oder zu haben glaubte, hatte sich diese geringschätzige Behandlung nur mit Widerwillen gefallen lassen. Diesen kam der Vorfall gar nicht ungelegen. Indeß vorderhand ließ sich nichts thun, man mußte warten, bis Parnell gesprochen. So lange er schwieg, schwiegen auch die übrigen parlamentarischen Vertreter der Partei.

Nicht so die Anhänger im Lande. Die Angriffe der englischen Regierungspresse auf Parnell, das Triumphgeschrei der Unionisten, daß nun, wo der einzige Mann, der sich fähig erwiesen, die Irländer zusammen zu halten, am Boden liege, auch Homerule tödtlich getroffen sei, die tölpelhafteste Erklärung der Mucker

Digitized by Google

im liberalen Lager, daß wenn die Irländer an Parnell festhielten, Homerule aus dem liberalen Programm gestrichen werden müsse, alles das weckte ihren Trotz. Sie fanden, daß die Herren Moralprediger sehr viel Grund hätten, vor ihrer eigenen Thüre zu fegen, und in vielen Versammlungen wurde der feste Entschluß kundgegeben, nun erst recht an Parnell festhalten zu wollen. „Wir lassen uns von Niemand Vorschriften über unsere Führer machen, die Engländer haben kein Recht, sich in unsere Angelegenheiten einzumischen", hieß es im irischen Lager. Der alte Haß gegen England ist durch das Homerule-Bündniß mit den Liberalen noch nicht so tief ausgerottet, um nicht bei der ersten Gelegenheit wieder in hellen Flammen aufzuschlagen.

Darauf scheint Parnell gerechnet zu haben, denn das Spiel, das er nun einleitete und, wie man zugestehen muß, mit einer Virtuosität sonder Gleichen durchführte, wäre ohne diesen Umstand einfach unmöglich gewesen. Aber nicht nur das nationale Vorurtheil, sondern auch das ökonomische Interesse eines einflußreichen Theils der irischen Wählerschaft verstand der schlaue Demagoge in wirksamer Weise für seine Sache ins Feld zu führen.

Um der Homerule-Bewegung ein Paroli zu bieten, hat die gegenwärtige Regierung im vorigen Frühjahr im Parlament einen Landankauf-Gesetzentwurf eingebracht, dessen Inhalt sich in kurzen Worten dahin charakterisiren läßt: ein Gesetz, die irischen Landlords unter Garantie und auf Kosten der britischen Steuerzahler zu Gunsten der irischen Pächter auszukaufen. Auf wirklichen Widerstand stieß der Entwurf zur Zeit eigentlich nur bei den Liberalen; die Konservativen, bezw. die betheiligten Landlords thaten zwar, als ob sie bei den im Entwurf vorgesehenen Bedingungen der Landübertragung zu kurz kämen, aber Jedermann wußte, daß diese Opposition nicht mehr werth war, als die bei Geschäftsleuten vor Abschluß eines Handels üblichen Betheuerungen, daß man „auf Ehrenwort" bei der Geschichte noch zulege. Die Irländer — d. h. die dii minorum gentium, stießen im Anfang mit ins Horn der Liberalen; als aber das Gesetz im Unterhaus zur Verhandlung kam, überraschte Herr Parnell alle Welt durch die wohlwollende, fast freundschaftliche Kritik, die er dem Entwurf des Herrn Balfour, des „Todfeindes der irischen Klasse", angedeihen ließ. Es waren fast nur untergeordnete Ausstellungen, die er an ihm zu bemängeln hatte, mehr Vorschläge, wie das Gesetz praktischer zu gestalten sei, als in irgend einem wesentlichen Punkte ein grundsätzlicher Widerstand. Kurz, es unterstand keinem Zweifel, daß Parnell es für zweckmäßig fand, um der Taube Homerule auf dem Dach willen, den Sperling, den die konservative Regierung den irischen Pächtern bot — und es war ein fetter Bursche, dieser Sperling; unter Brüdern seine 30 Millionen Pfund Sterling werth — nicht fahren zu lassen. Den Liberalen war das keineswegs sehr angenehm, aber was halfs? Sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen.

Darüber sind die Parlamentsferien ins Land gegangen, und das Ende derselben brachte die obengeschilderte Situation. Statt ihr auszuweichen, sei es auch nur durch einen Urlaub „krankheitshalber", wie es ein Anderer gethan hätte, erschien Parnell, als sei nichts vorgefallen, bei Zusammentritt des Parlaments im Unterhause, und ließ seine Fraktionsgenossen wissen, daß er allergnädigst bereit sei, auch diesmal wieder für das Amt des Fraktionspräsidenten, das mit der Würde des obersten Parteiführers zusammenfällt, zu kandidiren. Darüber große Verlegenheit in den Reihen der irischen Abgeordneten. Sie wußten natürlich ganz gut, wie der alte Gladstone und seine Kollegen über ihren bisherigen Führer dachten, sie wußten aber nicht, wie dieser selbst über das, was weiter zu geschehen habe, gesonnen sei. Der ungekrönte König hielt es nicht der Mühe

Digitized by Google

werth, seine Fraktionsgenossen über seine ferneren Absichten zu informiren. Dagegen verlangte die aufgeregte öffentliche Meinung in Irland eine Genugthuung gegenüber der „insolenten" Zumuthung der Engländer, sich von ihnen Vorschriften über die Person des Führers machen zu lassen. Genug, es half nichts, man mußte in den sauren Apfel beißen, und als es zur Abstimmung kam, wurde Parnell einstimmig — nur ein Abgeordneter enthielt sich der Abstimmung — zum Präsidenten wiedergewählt. Immer noch hofften die guten Leute, er werde nun, nachdem ihm diese Genugthuung geworden, freiwillig abtreten. Aber weit gefehlt. J'y suis, j'y reste, war das Motto Parnell's. Und das Wort hat er auch gehalten; der geriebene Politiker hat sich dem „tapferen Degen" Mac Mahon weit überlegen gezeigt.

Ein offener Brief Gladstone's an John Morley, worin der Erstere erklärte, daß Parnell's Wiederwahl zum Führer der irischen Partei jede Aussicht auf Durchsetzung Homerules in absehbarer Zeit illusorisch mache und den Werth seiner (Gladstone's) fernerer Führerschaft, da er sich Homerule zur Hauptaufgabe gemacht, auf Null reduzire, wurde von Parnell Schlag auf Schlag mit einem Manifest an das irische Volk beantwortet, unter Hinweis auf eine Konferenz, die er vor Jahresfrist mit Gladstone in Hawarden, und Besprechungen, die er mit Morley, dem zweiten Führer der Liberalen, gehabt. Aus diesen Besprechungen gehe hervor, heißt es im Manifest, daß Gladstone und seine Freunde beabsichtigten, behufs Versöhnung der öffentlichen Meinung in England mit ihrem Homerule-Programm, die wichtigen Fragen der Polizei- und Justizverwaltung in Irland ad calendas graecas zu vertagen, während andererseits sie die Interessen der irischen Pächter mit Rücksicht auf die Doktrinäre der Partei, die von keiner Staatshilfe in dieser Frage etwas wissen wollen, schmählich vernachlässigten und verschleppten. So sähen die Vortheile der Bundesgenossenschaft aus, mit deren Verlust man jetzt Irland bedrohe, wenn es nicht auf seine Selbständigkeit verzichte und ihn, Parnell, den englischen Wölfen hinwerfe, die nach seiner Vernichtung heulten. Er aber, Parnell, meine, wenn Irland dieses Bündniß nur durch Preisgabe seiner Unabhängigkeit aufrechterhalten könne, dann sei es besser, die Errichtung von Homerule noch hinauszuschieben, als durch Kompromittirung seiner Rechte eine so unbefriedigende Regelung zu erkaufen. Kein Wort von seiner persönlichen Angelegenheit, kein Wort der Zurückweisung, kein Wort der Aufklärung über die im Prozeß O'Shea gegen ihn erhobenen Anklagen. Wer hat sich jetzt darum zu kümmern, wo Irlands Unabhängigkeit und Unantastbarkeit in Frage gestellt ist? Wo Ich bin, Charles Stuart Parnell, da ist Irland — das ist der Grundton des Manifestes des ungekrönten Königs. L'Etat c'est moi.

Es ist ein verblüffendes Werk von einem Pronunciamento, und wahrhaft verblüffend war auch die Wirkung, die es auf alle Betheiligten ausgeübt hat. Die Liberalen schrien auf vor Wuth, Gladstone, Morley und Harcourt erklärten Parnell's Angaben für unwahr — der Erstere hütete sich jedoch, unzweideutig anzugeben, was er nun wirklich auf jener Konferenz mit Parnell gesagt, — die Gegner Parnell's unter den irischen Abgeordneten sahen ein, daß sie sich gründlich in der Annahme getäuscht, derselbe werde sie der unangenehmen Pflicht, ihn rund und nett abzusetzen, großmüthig selbst entheben, und daß sie daher entweder zu Kreuze kriechen oder den Kampf aufnehmen mußten, und die irischen Wähler — sandten Zustimmungsadressen über Zustimmungsadressen an Parnell. Die Konservativen und liberalen Unionisten ihrerseits schwelgten natürlich im höchsten Entzücken.

Von nun an spielt sich der Kampf zwischen Irländern und Irländern ab, heftig, leidenschaftlich, wie es bei diesem erregbaren Volk nicht anders zu er-

Digitized by Google

warten. Die behufs Sammlungen für den Kriegsfonds der Partei nach Amerika entsandten Delegirten erklären sich mit fünf gegen eine Stimme gegen Parnell; der irische Klerus, die Bischöfe und Erzbischöfe erließen eine gemeinsame Erklärung gegen ihn; von den irischen Parlamentsmitgliedern hielten mindestens zwei Drittel entschieden gegen ihn zusammen, und doch lauten bis heute noch die Mehrzahl der Adressen und Resolutionen, die von Irland oder von Irländern in Amerika und England einlaufen, zu seinen Gunsten. Es ist eine Situation, ähnlich der Boulangers in Frankreich vor zwei Jahren. Aber Parnell ist so wenig ein Boulanger, wie er ein Mac Mahon ist. Obwohl, wie Figura zeigt, la femme auch in dieser Affäre eine Rolle spielt.

Es würde mich zu weit führen, den verzweifelten Kampf, der sich die ganze abgelaufene Woche hindurch zwischen Parnell und seinen Getreuen einerseits und den Antiparnelliten andererseits im Sitzungszimmer Nr. 15 des Parlamentsgebäudes abgespielt hat, chronologisch zu schildern. Die Opposition verfügte über die überwiegende Mehrheit, aber Parnell hatte, als noch zu Recht bestehender Präsident, die Leitung der Geschäfte in der Hand, und er machte von diesem Privilegium den rücksichtslosesten Gebrauch. Seine Leute durften die Opposition in der gröbsten Weise insultiren, er ließ es ruhig geschehen und antwortete auf Beschwerden dagegen kühl: „das Land wird urtheilen". Die Opposition mußte sich dagegen gefallen lassen, von ihm mit Beiworten wie „unverschämt" ꝛc. regalirt zu werden. Das nur nebensächlich. Die Hauptsache war, daß er es wunderbar verstand, die entscheidende Abstimmung von Tag zu Tag zu verschieben, mit den Worten, dieselbe Obstruktion, die die Partei im Parlament so oft mit Erfolg gegen den gemeinsamen Feind praktizirt, jetzt gegen die eigene Partei ins Werk zu setzen. Er wußte, Zeit gewonnen, hieße für ihn Alles gewonnen. Je länger der Konflikt andauerte, um so mehr durfte er hoffen, die Volksstimme gegen das Parlament ausspielen und Schwankende zu sich hinüberziehen zu können. Indeß auch seine Gegner wußten das, und als es vorigen Sonnabend sich zeigte, daß Parnell nichts unversucht lassen würde, die Debatte noch auf diese neue Woche hinüberzuschleppen, da gaben sie den Versuch, ihn „legal" abzusetzen, auf, und zogen, 45 an der Zahl, aus dem Sitzungssaal, Parnell mit 30 seiner Getreuen zurücklassend. Der Mann mit dem eisernen Willen hatte das Feld behauptet. Die Anderen haben natürlich sofort eine eigene Sitzung abgehalten, dort die Absetzung Parnell's ausgesprochen, einen neuen Vorsitzenden gewählt — kurz, die Partei in ihrer Art neukonstruirt, aber Parnell hat die Maschinerie der alten Partei in der Hand behalten. Seine Gegner nennen sich die Patrioten im Gegensatz zu den Parnelliten, während diese sich de jure die irische Nationalpartei nennen dürfen. Und sie werden nicht müde, sich zu rühmen, daß sie es auch de facto können. Sie behaupten, die überwiegende Masse des Landes zur Seite zu haben, und es auf jede Probe in dieser Hinsicht ankommen zu lassen. Parnell läßt erklären, daß er entschlossen sei, die Sache bis zum Ende durchzufechten, und droht seinen Gegnern mit einem Plebiszit in der einen oder anderen Form. Und soweit sich die Dinge bis jetzt übersehen lassen, ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß ein solches zu seinen Gunsten ausschlagen würde. Die „Patrioten" sind zwar auch gesonnen, vor das Volk zu treten, und haben auch schon beschlossen, ihrerseits ein großes Manifest an das irische Volk zu erlassen, aber obwohl sie viele Männer von gutem Namen unter sich zählen — auch Michael Davitt, der unter den Arbeitern Irlands nicht unbedeutenden Anhang hat, hält zu ihnen — bleibt der Erfolg noch abzuwarten. Die irische Frage ist in erster Linie eine Pächter- oder Bauernfrage, und

Digitized by Google

wie wir oben gesehen haben, hat Parnell, als gewandter Taktiker in seinem Manifest in erster Reihe an das Interesse der Pächter appellirt. „Was nützt das Bündniß mit den Liberalen?“ ruft er ihnen zu. „Die Liberalen bieten Euch ein farbloses Homerule-Projekt, weder Fisch noch Fleisch, aber sie bieten Euch keine materielle Hilfe. Homerule bekommen wir jedoch auf jeden Fall, und um so eher, je energischer wir unsere Selbständigkeit bewahren. Vorerst aber braucht Ihr materielle Hilfe, und die bietet Euch die jetzige Regierung. Wozu um der schönen Augen der Liberalen willen sie zurückweisen? Nur keine Sentimentalität.“

Dieser Appell ist unzweifelhaft geeignet, die irischen Pächter zu bestechen. Was kümmert es sie, wenn ihnen die Mittel geboten werden, sich selbständig zu machen, ob das Geld aus den Taschen der englischen Steuerzahler genommen wird oder sonst woher? Und was ist ihnen Gladstone? Gerade daß sie an dem Bündniß mit den Liberalen festhalten, kann den Opponenten Parnell's gefährlich werden. Und andererseits ist auch der Nutzen ihrer Bundesgenossenschaft für die Liberalen ein recht prekärer. Im Konkurrenzkampf mit den Parnelliten werden sie gezwungen sein, um nicht als die schlechteren Patrioten zu erscheinen, dieselben womöglich in Versprechungen noch zu überbieten und die Liberalen, die mit Rücksicht auf einen großen Theil ihrer Wähler vorläufig ihr Homerule-Programm so eng als möglich abgrenzen möchten, in arge Verlegenheiten bringen. Aber damit nicht genug. Jetzt stehen sich im Parlament Parnelliten und Antiparnelliten in einer Stärke von 3 : 5 gegenüber. Gelingt es Parnell, und er hat die Kriegskasse in der Hand, seinen Gegnern nur 10—12 Sitze abzuringen, so hat er die Majorität auf seiner Seite, und es untersteht nach Lage der Dinge keinem Zweifel, daß dies die Wiedervereinigung der irischen Partei unter seiner Führung bedeuten würde. Für die Sexton, die Healy, die O'Brien ꝛc. heißt es dann einfach: der Bien muß. Die englischen Liberalen aber müßten alsdann ihren vereinigten Gegnern mindestens 80 weitere Sitze abnehmen, um bei den nächsten allgemeinen Wahlen die Majorität im Parlament zu erhalten, und auch das nur, wenn sich die Irländer neutral verhalten. Stellen sich diese unter Parnell ihnen feindlich gegenüber, was bekanntlich 1885 der Fall, so brauchten sie sogar noch zirka 45 Sitze mehr. Indeß diese Eventualität kann zunächst ganz außer Betracht gelassen werden; es genügt die erstere, um die Hoffnung der Liberalen, bei den nächsten Wahlen wieder ans Ruder zu kommen, ganz bedeutend herabzuschrauben. Nur Eines könnte ihre Aktien wieder in die Höhe bringen: eine Bundesgenossenschaft, so stark, daß sie sie von den Irländern ganz unabhängig machte.

Eine solche Verstärkung böte ihnen eine Wiedervereinigung mit den liberalen Unionisten. Der radikale Flügel derselben fühlt sich bei dem Bündniß mit den Tories ohnehin nicht wohl, und man braucht nur das Organ derselben, den „Daily Chronicle“, zu lesen, um sich zu überzeugen, wie gerne derselbe zu einer Rückkehr in den Mutterschoß der liberalen Partei die Hand böte, wenn diese nur die Homerule-Idee aufgeben wollte. Indeß der radikale Flügel ist selbst nur die Minderheit dieser Partei, die Mehrheit bilden die Whigs, und eine Vereinigung mit diesen würde nur auf Kosten des radikalen Flügels der liberalen Partei geschehen können. Was die Partei auf der Rechten gewinnen würde, würde sie auf der Linken verlieren, und ohne Homerule, ohne tiefgehende politische und wirthschaftliche Reformen auf dem Programm, würde sie wenig Aussicht haben, die Massen für sich in Bewegung zu setzen. Fehlt es auch nicht an Stimmen im liberalen Lager, die der Wiedervereinigung mit den feindlichen Brüdern das Wort reden, so sind sie doch noch sehr vereinzelt.

Einstweilen bleibt den Liberalen keine andere Aussicht, die verlorene Position

Digitized by Google

wiederzugewinnen, als wenn es ihnen gelingt, die Arbeiter in noch stärkerem Maße und noch weiterem Umfange als bisher an ihrem Sieg zu interessiren, die rührigsten Elemente des Proletariats in ihre Kadres einzureihen. Kein Zweifel, die neueste Wendung der irischen Frage hat die Wichtigkeit des Arbeitervotums für die in England kämpfenden Parteien ganz bedeutend gesteigert. Und die Arbeiterfrage drängt sich immer mehr in den Vordergrund. Der Aufschwung der Geschäfte, der seit 1888 eingetreten, scheint bereits an seinem Ende angelangt. Der letzte Bericht des Handelsamts weist einen erheblichen Rückgang in den Ein- und Ausfuhrzahlen auf. Momentane Ereignisse mögen daran ihren Antheil haben, aber die symptomatische Bedeutung dieser Erscheinung bleibt darum doch bestehen. Schon die vorhergehenden Zahlen hatten ein verlangsamtes Tempo der Aufbesserung angezeigt. Wir nähern uns allem Anscheine nach wieder einer Krise. Diese aber wird die Arbeiterfrage in einem Maße, wie es seit Langem nicht der Fall, zu einer brennenden machen.

Die erste Folge der Parnellkrisis war die Befestigung der gegenwärtigen konservativen Regierung, was sich sowohl in der inneren wie in der äußeren Politik derselben geltend machen wird. Die zweite und weittragendere Folge wird eine Stärkung der Arbeiterbewegung sein, die direkt und indirekt dem Sozialismus zu Gute kommen wird. Die Liberalen werden den Sozialisten Konzessionen machen müssen, mögen sie wollen oder nicht. „Dieser Zwischenfall bringt uns um fünf Jahre in der Agitation vorwärts", äußerte John Burns, als die Kriegserklärung Parnell's gegen Gladstone erschien. Und im Hinblick auf die im Ehescheidungsprozeß O'Shea als belastendes Faktum mitgetheilte Flucht des ungekrönten Königs per Rettungsleiter aus dem Fenster der Frau O'Shea fügte der populärste der englischen Sozialisten hinzu: „Wir sollten aus Dankbarkeit jetzt alle Shlipsnadeln mit kleinen Rettungsleitern tragen". Das ist in drastischer Form eine Charakterisirung der Situation, die den Nagel auf den Kopf treffen dürfte.

-cb.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Siebentes Kapitel.

Lenorens Freunde.

„So allein, Komtesse?!"

Mit Verwunderung hatte Doktor Waldow in der vor ihm her huschenden Frauengestalt, als er sie endlich zu überholen im Begriff war, Komtesse Asta von Werdenrieb erkannt. Diese wohlerzogene, tadelfreie junge Dame zwischen neun und zehn Uhr Abends allein in der Friedrichstraße? — Das war einigermaßen befremdend.

Asta stutzte einen Augenblick; sie wäre am liebsten stumm weiter gegangen, um ihm glauben zu machen, er habe sich in der Person getäuscht. Aber Waldow pflegte eingestandener Maßen, wo er nicht wirklich Bescheid wußte, von allen möglichen Motiven stets das niedrigste anzunehmen und darüber zu reden als von etwas Feststehendem. Um sich vor boshaften Kommentaren zu schützen, schien es ihr gerathen, direkt an seine Diskretion zu appelliren.

Digitized by Google

„Ich bin auf dem Weg zu einer Freundin!“ sagte sie daher; „aber bitte, verrathen Sie mich nicht, Herr Doktor! Mama darf nämlich von diesem Besuch nichts wissen.“

Waldow lächelte perfide. „Komtesse würden das Inkognito am sichersten wahren“, sagte er, „wenn Sie meine Begleitung annähmen.“

Sie hatte nichts dagegen und schritt, durch sein leichtes Plaudern ganz angenehm unterhalten, an seiner Seite weiter. So gelangten sie bis zu einem hochbenummerten Miethsbau der alten Friedrichstraße, als Asta mit einem „hier bin ich angekommen; gute Nacht, Herr Doktor“, im Flureingang verschwand.

Waldow merkte sich die Hausnummer, trat dann ebenfalls in den Flur und studirte beim Schein einer Gasflamme die an der Wandtafel bezeichneten Namen der Miether, die ihm aber unbekannt und gleichgiltig waren.

„Heilloses Frauenzimmer!“ lachte er vor sich hin, als er die Straße zurückschlenderte. „Der hätt' ichs nun grad nicht zugetraut. Aber die Scheinheiligsten sind allemal die Verdorbensten.“

Indessen war Asta mit klopfendem Herzen drei Treppen hinan gestiegen. Hier blieb sie vor einer Thüre stehen und drückte schüchtern an dem Knopf der elektrischen Klingel.

Auf einem Porzellanschild stand in schwarzen Buchstaben: „Lenore von Rosen. Dr. med.“ Und darunter Angabe der Sprechstunden.

Ein niedliches, freundlich blickendes Dienstmädchen öffnete und führte Asta durch einen mit alten Bildern geschmückten Flur in das Eßzimmer, wo eine ganz stattliche Gesellschaft bereits ihrer wartend um den Theetisch saß.

Asta glaubte noch nie etwas so trauliches und behagliches gesehen zu haben, wie dieses Zimmer mit seiner einfachen, altmodischen Einrichtung. Hier mußte offenbar Alles grade so sein, wie es war, wie bei organischen Gebilden. Nichts Ueberzähliges und nichts Unharmonisches beirrte den Blick.

Auch die Gesichter der Anwesenden, ihr ganzes Gebahren drückte bei aller Belebtheit einen wunderbar wohlthuenden Frieden aus. Eugenie Nettelboom und der Lieutenant von Rosen, die Asta aus der Gesellschaft kannte, schienen hier ein ganz anderes Wesen angezogen zu haben. Sie fühlten sich offenbar zu Hause, und gaben sich viel freier als sonst. Lieutenant von Rosen war zwar auch in Astas Kreisen beliebt und geschätzt, aber er galt für eine Art Naturwunder, denn obwohl er hübsch und kräftig und gesund war, führte er ein gradezu legendenhaft solides Leben. Er gab sich nie und unter keinen Umständen mit Liebschaften ab, hatte für die Modenarrheiten seiner Standesgenossen immer nur ein geringschätziges Lächeln, unterhielt sich mit älteren Damen eben so gern wie mit jungen und sagte gewöhnlich nur das, was er wirklich dachte oder fühlte. Er pflegte mit Damen, die ihm gefielen, zu sprechen, wie ein Freund zum Freunde spricht, und das hatte für die Verständigeren viel Reiz. Aber auch die Herren hielten auf ihn und appellirten in Ehrensachen gerne an sein Urtheil. Asta hatte ihn bis jetzt nie anders als ernst, zurückhaltend und zuweilen sogar gedrückt gesehen. Jetzt dagegen lachte und scherzte er mit fast kindlicher Ausgelassenheit und seine hübschen braunen Augen glänzten wie eitel Sonnenschein.

Außer Kuno von Rosen und Eugenie waren drei Freunde der Rosens zugegen, die Asta nicht kannte. Der älteste darunter, der Professor genannt wurde, war von Beruf Arzt, wie Lenore, von Neigung aber, so wollte es Asta scheinen, Kunstenthusiast. Professor Brudermeyer hatte einen Antinouskopf von so reinem griechischen Schnitt, als sei er aus der Werkstatt eines antiken Bildhauers hervorgegangen. Aber seine tiefliegenden Augen blickten weltfremd. Er sprach über

Digitized by Google

Wagner und Michel-Angelo in einer Weise, die dem Geiste der bewundernd und staunend Lauschenden Ausblicke in eine ihr ganz neue, völlig ungeahnte Welt eröffnete. Und die Anderen waren immer au fait und hatten Belege oder treffende Entgegnungen bei der Hand, während sie, Asta, kaum zu folgen vermochte. Eugenie schien in ihren Empfindungen ganz mit dem Professor zusammenzufließen, während Anne-Lise und Kuno muthwillige Neckereien dazwischen warfen, die beiden anderen Herren aber häufig Widerspruch erhoben. Der Assessor Dr. Gallus trat nämlich mit Feuer für die Staats- und Kriegskunst ein und ließ die „schönen Künste" nur als Mittel zum Zweck gelten, was der Professor und Eugenie für eine Profanation erklärten. Assessor Gallus, ein eckiger, harter und trotziger Niederdeutscher, machte auf Asta den Eindruck eines in Zivil gesteckten Sergeanten. Doch hatte sein scharf markirter, beinah viereckiger Kopf mit den klar und streng blickenden Augen etwas Bedeutendes. Gallus urtheilte scharf und absprechend, aber meist sehr logisch. Er wendete sich in Streitfragen vorzugsweise an Lenore, auf deren Worte er am Meisten zu geben schien.

Der dritte Freund Lenorens war ein junger Philosoph und Privatdozent, Doktor Trautmann, welcher aussah, wie sich Asta einen Dichter vorstellte. Sein Anzug war abgeschabt und spiegelte, seine Haltung lässig, sein blondes lockiges Haar länger als die Mode es gestattete, seine Augen gefühlvoll bis zur Schwärmerei.

Wenn er sprach, und sein Organ war auffallend angenehm, — schnellte er gleichsam empor und Alles an ihm schien zu leben. Seine Redeweise hatte, mochte man ihm nun beistimmen oder nicht, etwas unwiderstehlich fortreißendes. Er wollte nicht mehr und nicht weniger, als die Leiden der Armuth aus der Welt schaffen. Um diese Leiden zu schildern, gab er herzbrechende Erlebnisse zum Besten, bei deren Erzählung er Thränen vergoß. Dann klagte er sich an, der Prasserei und dem Luxus ergeben zu sein, an den Tafeln des Lebens zu schwelgen, während Tausende darbten.

„Und er hat nicht einmal einen anständigen Rock!" dachte Asta.

Die Stunden verflogen in diesem Zauberkreis, wie Minuten. Mitternacht kam und der Diener Eugeniens meldete deren Wagen. Einer von den Herren hatte dem Diener geöffnet, denn das Rosen'sche Mädchen war längst schlafen gegangen. „Genug, daß sie tagsüber für uns arbeitet", sagte Anne-Lise auf Astas Frage; „es wäre sehr unrecht, sie nun noch Nachts für uns wachen zu lassen."

Das war Alles so fremdartig! —

Eugenie wollte Asta in ihrem Wagen mitnehmen und vor ihrer Wohnung absetzen. Die Gräfin Werdenried und Feo kamen voraussichtlich erst gegen drei oder vier Uhr von einem „kostümirten" Ball zurück, also war Asta sicher, unbemerkt in ihr Zimmer zu gelangen. Sie bedauerte lebhaft, diese merkwürdigen, anziehenden Menschen schon verlassen zu müssen und beantwortete die Bitte der Rosen's, ihren Besuch zu wiederholen, mit Enthusiasmus.

„Nur daß ich leider damit auf Gelegenheit warten muß, heimlich fortkommen zu können", sagte sie leise zu Lenoren. „Mama würde es nicht erlauben."

„Warum nicht?" fragte Lenore betroffen.

Asta erröthete tief; aber es war ihr unmöglich, Lenoren anzusehen und irgend etwas Anderes zu sagen, als die Wahrheit.

„Mama denkt, eine Dame, die Aerztin ist, sei unmoralisch", gestand sie stockend.

Lenore von Rosen antwortete nur mit einem Lächeln. Aber tagelang wurde Asta dieses Lächeln nicht los. So hatte gewiß Johann Huß gelächelt, als er das glaubenseifrige Bäuerchen ein Scheit Holz zu seinem Scheiterhaufen herbeischleppen sah.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Ball-Freuden.

Fürst und Fürstin Tronsau-Gabelshausen gaben ihren zweiten Ball in der Saison. Die schönen Räume des fürstlichen Palais waren ihrer Möbel entleert und mit Treibhauspflanzen dekorirt. Zimmerfontänen und Lichterglanz zwischen Palmenwedeln, sowie das Gewoge kostbarer Toiletten, Uniformen und Edelsteine funkelte und leuchtete dem Eintretenden tausendfarbig entgegen.

Nahe dem Eingang standen Fürst und Fürstin. Der Fürst in großer Uniform, offizieller Haltung und entsprechendem Gesicht. Er bemühte sich durchaus nicht, zu verbergen, daß das Empfangen und Begrüßen der werthen Gäste nur eine lästige Zeremonie war, die absolvirt werden mußte, deren Beendigung man jedoch sehnlichst entgegensieht.

Die Fürstin, geborene Freiin von Petershoven, war ebenfalls in großer Toilette, das heißt, sie trug eine sehr dekolletirte pfirsich-farbene Damastrobe mit langer Schleppe und einen werthvollen Brillantschmuck. Ihr blasses, feines und ernstes Gesicht paßte nicht recht zu dem vorschriftsmäßigen Prunken mit Schultern und Armen, kostbaren Stoffen und Edelsteinen. Ein hohes, schwarzes Kleid zeigte die Fürstin unstreitig mehr zu ihrem Vortheil. Das pflichtmäßige Lächeln auf ihren Lippen stand in seltsamem Gegensatz zu dem müden, resignirten Ausdruck ihrer Augen, und dieser Gegensatz mußte aufmerksamere Beobachter peinlich berühren.

Ein solcher Beobachter war heute Abend Prinz Friedrich, der seinen „melancholischen Tag" hatte. Er war nicht *immer* aufgelegt zu tanzen, angenehme Dinge zu sagen und Gemeinplätze anzuhören.

Das ganze Treiben erschien ihm heute widersinnig, fade und lächerlich. Die Meisten stellten sich, als ob sie sich amüsirten, in Wahrheit suchten sie unruhig nach irgend einem sich bietenden Vortheil herum. Man war ja auf der Heirathsbörse. Wer aber Nichts zu gewinnen hatte, und an Eitelkeitstriumphen kein Vergnügen fand, der langweilte sich offenherzig, wie der Fürst, der die Streber- und Streberinnen-Horde heute beherbergte. Er freute sich nur darauf, Alles hinter sich zu haben, um dann zu seiner Balleteuse zu fahren. Und die Fürstin, die betrogene, vernachlässigte Frau, mußte als Wirthin alle Welt anlächeln und sehr erfreut thun. Als ob da irgend etwas Erfreuliches an diesen aufgeputzten, durcheinander tänzelnden, einander belügenden und unwahr lächelnden Menschen gewesen wäre! Sie machten nicht einmal ein gutes Gesammtbild, denn das Ganze war unruhig, ohne Mittelpunkt, ohne Gliederung, ganz und gar unmalerisch.

So dachte der Prinz und biß verdrießlich auf seinem Schnurrbart herum. Da schlug ihn Jemand mit dem Finger auf den Aermel. Er wandte sich rasch zur Seite und sah in die ummalten Wachspuppenaugen der Gräfin Dahlen.

„Mein Gott Prinz, Sie stehen ja da wie Lot's Weib und mit einem Gesicht wie sieben Jahre schlechtes Wetter. Was ist denn los?"

„Nichts", entgegnete er mit der unbekümmert zur Schau getragenen Verstimmung verzogener Menschen. „Verlangen Sie nur heute keinen Esprit von mir, Gnädigste! Ich bin nicht in meiner Assiette."

„O, da will ich Sie bald wieder hineinbringen", meinte sie. „Hecheln wir erst einmal die Nächststehenden durch. Die Fürstin sieht wieder miserabel aus. Die gute Marie hat nie verstanden, etwas aus sich zu machen. Je mehr sie sich aufdonnert, desto ruppiger sieht sie aus. Von Chik aber auch keinen Dampf! Ne Schullehrersfrau könnte sich nicht geschmackloser präsentiren."

„Ich verehre die Fürstin", sagte der Prinz ernsthaft.

„So? Welch sonderbare Geschmacksrichtung."

Digitized by Google

„Sie thut mir leid", fügte er hinzu.

„Warum denn? Weil sie ein großes Haus macht?"

„Vielleicht auch deswegen. Fürstin Marie hat entschieden ihren Beruf verfehlt. Sie gehört nicht in die große Welt. Ich habe sie im Sommer auf dem Lande unter ihren Dorfleuten gesehen und kann Ihnen versichern, daß sie sich da sehr gut ausnahm."

„Wenn sie nicht in die große Welt paßt, hätte sie den Fürsten nicht heirathen sollen."

„Ich glaube beinahe, sie ist nicht gefragt worden. Es war eine von den Familien arrangirte Sache."

„Nun, der Fürst weiß sich wenigstens für die Langweile seines Ehehimmels schadlos zu halten."

„Er ist ein Thor", sagte der Prinz schroff, „und noch etwas schlimmeres als ein Thor."

„Nein, in dieser Bußpredigerstimmung sind Sie wirklich ungenießbar!" rief Cöla und wandte ihm achselzuckend den Rücken. —

„Diese Minerva also", sagte um dieselbe Zeit Dr. Waldow zu dem Baron Aurange, „diese Minerva mit ihrem antiken Faltenwurf und majestätischem Schritt trägt im bürgerlichen Leben den ungriechischen Namen Nettelboom und hat von ihrem seligen Papa, einem holländisch-indischen Tabaksfürsten ein Vermögen von sieben bis elf Millionen geerbt, über das sie allein disponirt. Sie ist von sämmtlichen hier anwesenden Damen die beste Partie."

„Und ist wirklich noch zu haben?!" rief Aurange. „Das ist ja ein wahres Naturwunder. Zu den Jüngsten scheint sie eben nicht zu gehören. Wie?"

„Hm. Die Dreißig wird sie seit geraumer Zeit überschritten haben."

„Was tausend! Dafür sieht sie übrigens verteufelt gut aus. Eine wahrhaft fürstliche Erscheinung! Zum Repräsentiren im großen Style wie gemacht! Da nimmt man's mit den Jahren nicht so genau. Im Gothaer ist's ja gottlob nicht nachzulesen."

Waldow lachte. „Aha, Sie fangen schon Feuer, Baron!"

„Ja, bei Gott. Mein Herz ist wie trockener Zunder angesichts solcher Millionchen Goldfüchse. Und obendrein eine so präsentable Inhaberin! Sagen Sie mir blos, wie es zu erklären ist, daß dieser fette Bissen nicht längst weggeschnappt worden!"

„Ja, das ist eine verzwickte Geschichte. Die Nettelboom wirft nunmehr seit fünfzehn Jahren mit Körben um sich, weil sie sich in den Kopf gesetzt hat, nur um ihrer Person Willen geehelicht zu werden. Können Sie sich so etwas Lachhaftes vorstellen?"

„Eine ganz verschrobene Idee!" meinte Aurange nachdenklich. „Bitte stellen Sie mich vor, Waldow. Ich schwärme nämlich für den griechischen Styl."

„Seit wann denn?"

„Was hat die Zeit mit unseren Leidenschaften zu thun?! liebt Minerva vielleicht, zu philosophiren? Ich bin Kantianer, d. h. ich halte die Zeit für etwas durchaus unwesentliches, wenn es sich um die Jahre reicher Mädchen handelt. Schopenhauer dagegen verachte ich tief, denn wenn ich nicht irre, ermangelt dieser Herr der schuldigen Galanterie gegen das ewig Weibliche, das uns hinanzieht. Sie sehen, guter Waldow, mein Geist ist würdig adjustirt; also 'ran ans Vergnügen."

Das Tanzen hatte inzwischen bei den jungen Leuten Leben und Bewegung hervorgerufen. Die Wangen rötheten sich, die Augen glänzten, die Paare hielten sich enger umfaßt und drehten sich rascher. Dazu jubelten und klagten die einschmeichelnden, leidenschafterfüllten Tanzweisen und versetzten die nervösen Tänzerinnen in einen Taumel der Lust, von dessen Entstehung und Beschaffenheit

Digitized by Google

sie freilich nichts ahnten. Der männliche Theil der Jugend, der viel abgestumpfter und blasirter war, half dafür tüchtig mit Sekt nach, um in der angenehm erregten Stimmung nicht zurückzubleiben.

Nach dem Tischwalzer führte der Kommerzienrath Oldesloh seine Braut nach einem zum Palmengarten umgewandelten Seitenzimmer. Er hatte ihretwegen wie ein Held im Schweiße seines Angesichts getanzt, obschon ihm seiner Beleibtheit halber das Kreiseln eine Strafe war. Aber Feo, die zitternd an seinem Arm hing, schien jetzt angegriffener als er. Ermattet ließ sie sich auf eine der Ruhebänke sinken. Oldesloh, der dies Zusammenbrechen voll Besorgniß mit ansah, fragte sie, ob er ihr irgend welche Erfrischungen herbeischaffen könne.

„Trinke Du lieber auf mein Wohl", sagte sie, „und laß mich zehn Minuten allein! Meine Nerven . . ." Sie beendete den Satz nicht, sondern lehnte sich seufzend zurück. Angstvoll blickte Oldesloh auf sie nieder. Sie sah mit den geschlossenen Augen jetzt beinah geisterhaft aus.

„Wenn Du erst mein kleines Frauchen bist", sagte er zärtlich, „dann wollen wir diese bösen Nerven schon kuriren."

Sie zuckte zusammen. „Thu mir die einzigste Liebe und geh!" flehte sie. „Ich muß ein wenig allein sein, dann wird mir besser!"

Ihre Stimme bebte vor nervöser Angst. Er wagte kein Wort weiter zu sagen, sondern entfernte sich gedrückt.

Als sie seine sich entfernenden Schritte hörte, seufzte sie erleichtert auf und öffnete die Augen. Der Raum, in den sie sich geflüchtet, war menschenleer und verhältnißmäßig kühl und still. Undeutlich sah sie durch ein Gewirr von Farrenwedeln und Palmblättern das Gewoge des anstoßenden Saales. Das leise Plätschern einer Fontäne drang an ihr Ohr. Hier brauchte sie sich nicht länger Zwang anzuthun! In diesem lauschigen Eckchen suchte sie gewiß Niemand.

Feo preßte die Hände gegen das Herz und schloß die Augen aufs Neue. Ihre Haltung, ihr ganzer Ausdruck hatte etwas Gequältes. Es war ihr eine Marter, den Prinzen mit anderen Damen tanzen und sprechen zu sehen, während er sich um sie nicht mehr kümmerte. Sie hatte wild getanzt, um sich zu betäuben. Jetzt flog ihr Athem und ihre Pulse klopften. Aber das Verlangen nach Dem, der sie floh und den sie selbst fliehen mußte, war nur noch heißer und stürmischer geworden.

„Ah Pardon, — ich störe wohl?" sagte Jemand.

Feo fuhr auf. Sie zitterte am ganzen Körper. Das war sein Ton! Jawohl, da stand er vor ihr und sah traurig fragend zu ihr herab.

Es war ihr nicht möglich, auch nur eine Silbe vorzubringen. Da sie schwieg und ihn mit großen Augen hilflos anstarrte, setzte er sich zu ihr. In vertraulicher Weise nahm er ihr den Fächer aus der Hand und klappte ihn lässig auf und zu, während er mit vorgeneigtem Oberkörper fragend in ihr Gesicht sah, das Leidenschaft und Kummer so wenig zu verbergen wußte.

„Wie glücklich könnten wir sein", sagte er melancholisch, „wenn wir uns nicht dem Moloch der Konvenienz opfern müßten."

Sie verstand nur, daß er ihretwegen traurig war.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Müssen wir denn?!" fragte sie tonlos.

„Es giebt ein altes Wort, das heißt noblesse oblige", antwortete er. „Wir, die wir auf weithin sichtbaren Postamenten stehen, dürfen unsere Neigungen nicht berücksichtigen. Man glaubt, wir beherrschen die Gesellschaft, aber in der That beherrscht die Gesellschaft uns. Wir sind ihre eigentlichen Sklaven, und die Kette drückt darum, daß sie vergoldet ist, nicht weniger. Ich habe oft den Bauernjungen um seine Freiheit beneidet."

Digitized by Google

Feo lauschte athemlos. So ernst und gütig hatte er noch nie zu ihr gesprochen! Wenn er sie auch ausgezeichnet hatte, so war bisher doch nie die Andeutung eines tieferen Gefühls über seine Lippen gekommen. Und sagte er nicht jetzt ganz deutlich, daß er sie mit Schmerz aufgab, weil er dazu gezwungen war?! Er liebte sie also doch!! —

Dies Gefühl erfüllte sie mit einem solchen Rausch von wonnigem Entzücken, daß alles Andere davor ins Nichts versank. Sie lächelte ihn mit halb geöffneten Lippen an und ihr Blick begegnete dem seinen mit einer so schrankenlosen Zärtlichkeit, daß er die Besinnung verlor. Ehe er es wußte und wollte, stahl sich sein Arm um ihre Taille, sein schönes Gesicht neigte sich dem ihren entgegen und die durstigen Lippen fanden sich in wilden Küssen. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, umschlang Feo den Geliebten und erwiderte seine Liebkosungen heißer noch als sie gegeben wurden. Ihre Maßlosigkeit fing an, ihn zu beunruhigen.

„Du mußt jetzt versuchen, Dich zu fassen, Süßeste", sagte er beschwichtigend. „Die Welt würde uns dies Glück nicht verzeihen. Wir müssen klug und vorsichtig sein, sonst laufen wir Gefahr, unsere Liebe in den Schmutz gezerrt zu sehen."

„Hast Du mich denn auch wirklich lieb?"

„Ja", sagte er, „und ich wollte es Dir ganz anders beweisen, wenn wir hier sicher wären. Kann ich Dich nicht einmal irgendwo allein sehen?"

„Wenn ich nur wüßte, wo? Für Dich thäte ich Alles! Ich liebe Dich Tausendmal mehr als mich selbst. Tausend Millionenmal mehr! O Du Süßer, Du!"

Er überlegte einen Augenblick. „Wir werden es schon einrichten, liebes, goldenes Herz. Wenn Du mir vertraust, wird Alles gut gehen. Aber ich bitte Dich, sei vorsichtig! Eine kleine Unvorsicht kann uns endlose Unannehmlichkeiten zuziehen, besonders Dir. Versprich mir, Nichts zu unternehmen, ohne daß ich vorher darum weiß!"

Sie versprach mit einem Kuß. „Ich möchte Dich auffessen!"

Er lachte. „Verspar Dir ein wenig für das nächste Mal, süßes Liebchen! Für dies Mal müssen wir uns trennen; man darf uns nicht beisammen finden."

Mit einem träumerischen Lächeln stand sie auf. „Nur laß mich nicht zu lang allein, damit ich nicht vor Sehnsucht sterbe."

„Glaubst Du denn, ich würde mich weniger nach Dir sehnen?" —

Sie stand jetzt vor ihm mit den behandschuhten Händchen auf seinen Schultern und sah ihm glückstrunken in die Augen. Langsam neigte sie sich über ihn und drückte einen letzten, langen Kuß auf seine Lippen. Dann ließ sie ihn seufzend los und schwebte, in ihrem silbergestickten Gazekleid einer Nixe gleichend, nach dem Ballsaal zurück.

Prinz Friedrich blickte, das letzte, weiche Lächeln noch auf den Lippen, traumverloren vor sich hin. Aus diesem Träumen schreckte ihn plötzlich die Stimme Waldow's. „Hoheit finden überall die angenehmste Unterhaltung", sagte er mit seinem perfiden Lächeln.

„Spion!" entfuhr es dem Prinzen. Er war wüthend.

Waldow blinzelte. „Was beliebten Hoheit zu bemerken?"

„Daß Sie als der Gentleman, der Sie bekanntermaßen sind, jeder Zeit bereit sein werden, für den Ruf der Komtesse Feo Werdenried Ihre Hand ins Feuer zu legen", sagte der Prinz schnell gefaßt.

Waldow lachte. „Aber ganz selbstverständlich! Es wäre ja in höchster Potenz geschmacklos, eine so reizende junge Dame irgendwie kompromittiren zu wollen." —

„Ihr Ehrenwort!"

„Meinetwegen auch das." (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 13. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Das schweizerische Arbeitersekretariat und der schweizerische Arbeiterbund.

Von Dr. H. Lux.

Die Errichtung von Arbeiterkammern und Arbeitsämtern, die unter der unmittelbaren Aufsicht der Arbeiter selbst stehen, bildet überall einen der wichtigsten Programmartikel einer zielbewußten, organisirten Arbeiterschaft. Bisher haben nur die nordamerikanische Union und die Schweiz staatlich protegirte Institutionen aufzuweisen, welche dem Verlangen nach Arbeitsämtern entsprechen.

Für kontinentale Verhältnisse ist natürlich das „schweizerische Arbeitersekretariat" besonders interessant, weil wir auf dem ganzen Kontinent überall ziemlich die gleichen Produktionsbedingungen, die gleichen wirthschaftlichen Verhältnisse überhaupt wiederfinden; während die rapide ökonomische Entwicklung, wie sie in Nordamerika vor sich geht, dort Verhältnisse gezeitigt hat, die den unseren nicht mehr so ähnlich sind. Aus diesem Grunde widmen wir auch der Darstellung des schweizerischen Arbeitersekretariates eine eingehendere Besprechung.

Diese Besprechung des schweizerischen Arbeitersekretariates und seines Postamentes, des schweizerischen Arbeiterbundes, schließt sich eng an die offiziellen Veröffentlichungen*) dieser beiden Institute an. Durch freundliche Unterstützung des Arbeitersekretärs, Herrn Herm. Greulich, wofür demselben an dieser Stelle noch besonderer Dank gesagt wird, wurden überdies dem Verfasser dieses noch eine ganze Anzahl werthvoller Ergänzungen und Aufschlüsse zu Theil.

Die Entstehungsgeschichte des schweizerischen Arbeitersekretariates ist für Schweizer Verhältnisse charakteristisch und hat darum ebenfalls allgemeines Interesse.

*) 1) Secretariat ouvrier suisse, dossier des actes compulsé par H. Scherrer, avocat.; Berne 1888 (die deutsche Ausgabe ist vollständig vergriffen). — 2) I., II. und III. Jahresbericht des leitenden Ausschusses des schweizerischen Arbeiterbundes und des schweizerischen Arbeitersekretariates 1887, 1888, 1889. — 3) Unfallstatistik, erhoben und bearbeitet im Auftrage des schweizerischen Industrie- und Landwirthschafts-Departements vom schweizerischen Arbeitersekretariat. Winterthur 1889. Sämmtliche Veröffentlichungen im Kommissionsverlag von Geschwister Ziegler, Winterthur.

Digitized by Google

Sie zeigt deutlich, welche bedeutenden Sympathien den Bestrebungen der Arbeiterschaft von Seiten der leitenden Behörden entgegengebracht werden.

Die Idee des Arbeitersekretariates wurde im Schooß des mächtigen Grütlivereines geboren. Am 28. August 1886 reichte das Zentralkomite des Grütlivereines beim eidgenössischen Handels- und Landwirthschaftsdepartement ein Gesuch um Subventionirung eines zu gründenden Schweizer Arbeitersekretariates ein und legte dem Gesuch einen Organisationsentwurf bei. Die Petition wünschte eine Zutheilung des Arbeitersekretariates zum Grütliverein — der übrigens trotz aller diesfälligen feindseligen Angriffe ein rein national-schweizerischer Verband genannt werden muß — und stützte sich bei dem Subventionsbegehren vor Allem auf die dem Gewerbesekretariat gewährten Subventionen. Das Zentralkomite erklärte zum Vornherein, daß das Arbeitersekretariat lediglich dem Studium und der Förderung der wirthschaftlichen Interessen der Arbeiterschaft dienen solle, daß es mit besonderer Parteipolitik durchaus nichts zu thun haben würde und demgemäß auch einer besonderen, politischen Parteizwecken fernstehenden Aufsicht unterstellt werden sollte.

In der Antwort auf diese Eingabe sprach sich der Departementschef, Bundesrath Droz, sehr anerkennend über das Projekt eines Arbeitersekretariates aus und bekundete seine volle Sympathie mit diesem Gedanken — außerdem erklärte er sich mit dem Subventionsbegehren des Grütlivereines grundsätzlich einverstanden.

Da aber bald darauf das Zentralkomite von befreundeter Seite erfahren, daß ein allgemeines Arbeitersekretariat bei dem Bundesrath mehr Anklang finden würde, als ein bloßes Appendix des allerdings ca. 14 000 Mitglieder zählenden Grütlivereines, so ging das Zentralkomite sofort auf den Wunsch des Bundesrathes ein und bemühte sich, weitere Unterstützungen der Petition von möglichst zahlreichen Arbeiterverbänden zu erlangen.

Die Budgetkommission des Ständerathes empfahl dann auch die Petition zur Annahme und der Bundesrath selbst, indem er sich mit dem ganzen Plane einverstanden erklärte, sicherte dem Arbeitersekretariat eine jährliche Unterstützung von 5000 Frcs. (die übrigens später auf 10 000 Frcs. erhöht wurde) aus seinem freien Kredite zu, wenn anders folgende Bedingungen erfüllt würden:

1. Daß ein Komite gebildet werde, in welchem alle schweizerischen Arbeiterverbände im Verhältniß zu ihrer Mitgliederzahl vertreten sind;
2. daß der Arbeitersekretär von diesem Komite ernannt werde und von demselben die Arbeitsaufträge und näheren Weisungen erhalte;
3. daß jährlich ein Voranschlag der muthmaßlichen Einnahmen und Ausgaben des Arbeitersekretariates — und jeweilen im Anfang eines jeden Jahres die Rechnungen über das abgelaufene Jahr mit Belegen dem Departement eingesandt werden;
4. daß dem Handels-Departement anheimgestellt sei, sich in den Sitzungen des Komite's durch einen Delegirten mit berathender Stimme vertreten zu lassen.

Das Zentralkomite entwarf auf Grund dieser Bedingungen einen Organisationsplan und ging dann ungesäumt daran, Unterschriften des schweizerischen Arbeitertages, der Arbeitervereine und Krankenkassen, die dem projektirten Unternehmen Geneigtheit zeigten, zu sammeln.

Inzwischen aber glaubte der Bundesrath aus verschiedenen Aeußerungen der Presse entnehmen zu müssen, daß ausländische Elemente ihre Hand mit im Spiele hätten, und daß das Arbeitersekretariat auch bestimmten politischen (sozia-

Digitized by Google

listischen) Tendenzen dienen sollte. Da dies ganz gegen die Absicht des Bundesrathes gewesen wäre, so stellte er denn auch nach einem hierüber mit dem Zentralkomite gepflogenen Schriftenwechsel noch folgende weiteren Bedingungen auf, an welche er die zu gewährende Subvention knüpfte.

1. Die Vereine, welche die Delegirten zu wählen haben, sollen wenigstens in ihrer Majorität aus Schweizern zusammengesetzt sein. Stimmrecht bei der Wahl der Delegirten haben nur Schweizerbürger.
2. Bei der Wahl des Bundesvorstandes und beim Vorschlage für den Arbeitersekretär dürfen in der Delegirtenversammlung nur Schweizer mitwirken.
3. Die Mitglieder des Bundesvorstandes, sowie der Arbeitersekretär müssen Schweizerbürger sein.

Das Zentralkomite widerlegte — unter völliger Anerkennung der neuen Bedingungen — alle Bedenken des Bundesrathes, und nachdem dieser wiederum seine Subvention zugesichert hatte, wenn die Prinzipien des nach den bundesräthlichen Vorschlägen umgestalteten Organisationsplanes angenommen würden, berief das Komite für den 10. April 1887 eine „allgemeine schweizerische Delegirten-Versammlung zur Organisation des schweizerischen Arbeitersekretariates" nach Aarau.

In großer Anzahl liefen die Anmeldungen zur Theilnahme ein und die Arbeitervereine aus sämmtlichen Schweizer Kantonen mit mehr als 100 000 Mitgliedern waren auf derselben durch etwa 180 Delegirte vertreten.

Advokat H. Scherrer aus St. Gallen, der sich um die ganze Angelegenheit hohes Verdienst erworben hat, eröffnete die Versammlung mit einem historischen Rückblick über die Entwicklung des Gedankens eines schweizerischen Arbeitersekretariates und betonte, daß das Ziel der neuen Schöpfung die Ausgestaltung des Sekretariates zu einer Art Arbeitsamt, wie solche in der nordamerikanischen Union bestehen, sei. Die Basis des Ganzen solle eine möglichst alle Arbeiterverbände umfassende Organisation, ein schweizerischer Arbeiterbund sein. Ein derartiger Bund sei dringend erforderlich, weil man ohne denselben Niemanden verpflichten könne, bei den Arbeiten und statistischen Erhebungen des Arbeitersekretariates mitzuwirken.

„Auf diese absolut nöthige und höchst werthvolle Mitwirkung einer möglichst großen Zahl von Vereinen und Arbeitern kann nicht verzichtet werden. Daß der Verband je eine Gefahr für die politische Selbständigkeit der einzelnen Glieder bilden könne, ist nicht zu befürchten. Derselbe beschäftigt sich mit Interessen, die Allen gemeinsam sind. In Allem, was über sein wirthschaftliches Programm hinausgeht, behalten dagegen die einzelnen Vereine vollste Freiheit ihrer politischen Parteistellung und Aktion. Nie würde der Schweizer Grütliverein zu etwas Anderem seine Hand bieten."

So interessant es auch wäre, auf die Einzelheiten der für die gesammte soziale Entwicklung der Schweiz wichtigen Versammlung in Aarau näher einzugehen, so verbietet sich dies doch durch den beschränkten zur Verfügung stehenden Raum; Diejenigen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, haben überdies durch die leicht zugänglichen Publikationen des schweizerischen Arbeitersekretariates Gelegenheit genug, sich hierüber genauer zu informiren.

Aus den Sitzungen wollen wir nur noch hervorheben, daß vor Allem von Redaktor Steck in Bern gewichtige Bedenken gegen eine so schwierig zu dirigirende Maschinerie, wie es der geplante Arbeiterbund sei, erhoben wurden; daß dieselben aber nicht anerkannt wurden, so daß man schließlich mit großer Majorität die Konstituirung eines allgemeinen Arbeiterbundes beschloß.

Digitized by Google

Für den Geist, in welchem die Delegirtenversammlung arbeitete, ist nichts bezeichnender, als die folgende Ausführung des ultramontanen Nationalrathes Decurtins, der einleitend eine Bemerkung des „Sozialdemokrat“ (Nr. 15 vom Jahre 1887) zitirte, worin in Bezug auf den Arbeitertag gesagt ist:

„Mehr noch als das Sekretariat, von dem es thöricht wäre, sich übertriebenen Erwartungen hinzugeben, bietet die mit demselben verbundene Organisation der schweizerischen Arbeiterschaft die Möglichkeit einer Interessenvertretung, wie sie im gleichen Verhältniß bis jetzt noch in keinem Lande bestanden hat. Selbst wenn die von einigen Seiten geäußerte Befürchtung, daß die vorgeschrittenen Elemente von den Indifferenten, bezw. den Vertretern der von allerhand Nebeninteressen durchsetzten Vereine überstimmt werden könnten, zutreffen sollte, was wir indeß nicht glauben, so wäre damit noch nichts verloren, sondern im Gegentheil den Ersteren nur ein Sporn zu um so eifrigerer Aufklärungsarbeit gegeben. Bevor die Arbeiterklasse nicht einen entschiedenen Willen hat, kann ihr überhaupt kein Gott helfen.“

Herr Decurtins konstatirte seine volle Uebereinstimmung mit diesem Ausspruch und appellirte dann an die Solidarität der Interessen, die alle Arbeiter veranlassen sollte, den beantragten Bund zu schließen:

„Was kann uns hindern daran? Etwa die Nichtübereinstimmung in konfessionellen Dingen? Keineswegs. Ich bin ultramontan durch und durch, doch in sozialen Dingen, in allen Brotfragen, da stehe ich zu euch. Und mit mir die katholischen Arbeiter; sie werden mitthun, wo es sich um die Besserung der wirthschaftlichen Lage des Arbeiterstandes handelt; denn der Hunger ist weder katholisch noch protestantisch. Darum, wer mithilft in solchen Fragen, der sei willkommen, ob er im Uebrigen zum Evangelium Bakunin's oder Lassalle's oder zur katholischen Lehre sich bekenne. Ziehen wir aus der Geschichte die nützlichen Schlüsse! Schon einmal haben die sozial Gedrückten sich in unserem Land die Häude reichen wollen: die Berner und Luzerner Bauern im Bauernkriege, um ihres Elendes los zu werden; aber zu ihrem Schaden wurde das Bündniß durch religiöse Einwirkungen wieder zerrissen. Vergessen wir es nicht: ein Arbeiterbund mit 100 000 Mitgliedern wird eine Macht sein ganz ungleich mehr als das bloße Sekretariat ohne eine hinter ihm stehende regelrechte Organisation. Den Einfluß einer solchen Macht auf die Gestaltung der schweizerischen Sozialgesetzgebung wird Niemand unterschätzen, er darf auch nicht leicht genommen werden vom Standpunkt der sozialdemokratischen Elemente, denn auch sie sind in unserem Lande, wo wir freie Luft haben und Ellbogenraum zur Entwicklung, wo also bis heut keine Nothwendigkeit besteht dafür, die soziale Hoffnung auf die Revolution zu stellen — die in anderen Verhältnissen, wo den Arbeitern die Hände gebunden, wo sie minderen Rechtes sind als die anderen Klassen, ihre Berechtigung haben kann — darauf angewiesen, auf dem Wege friedlicher Reform den sozialen Bestrebungen Bahn zu brechen.“

„Gehen wir also nicht, wie in der Reformationszeit Luther und Zwingli, kalt und stolz von einander. Die katholischen Arbeiter bieten euch ehrlich die Hand, weist sie nicht zurück!“ — —

Nach eingehender Berathung des vom Grütliverein entworfenen Organisationsplanes wurden sodann folgende prinzipielle Bestimmungen für den Arbeiterbund resp. das Arbeitersekretariat akzeptirt:

„Die schweizerischen Arbeitervereine schließen sich zur gemeinsamen Vertretung ihrer ökonomischen Interessen zu einem schweizerischen Arbeiterbunde zu-

Digitized by Google

sammen und verpflichten sich durch ihre Mitgliedschaft bei allen Untersuchungen und statistischen Erhebungen über Arbeiterverhältnisse mitzuwirken und Auskunft zu ertheilen.

„Die Organe des schweizerischen Arbeiterbundes sind:

a) Die Delegirtenversammlung (die alle 3 Jahre stattzufinden hat).
b) Der Bundesvorstand (der aus Schweizerbürgern und zu zwei Drittel aus Arbeitern bestehen muß).
c) Der leitende Ausschuß (die Vertretung des Arbeiterbundes nach Außen, vollziehende und verwaltende Behörde des Bundes).
d) Der Arbeitersekretär."

Das wichtigste der in Frage kommenden Organe des Arbeiterbundes ist natürlich der Arbeitersekretär, denn er ist es, der die produktive Arbeit des Arbeiterbundes erst schafft, während dieser selbst nur die Unterlage und der Rückhalt für sein Wirken ist. — Nach den Satzungen des Arbeiterbundes muß der Arbeitersekretär Schweizerbürger sein, und wird vom Bundesvorstand — unter Wahrung des Vorschlagsrechtes der Delegirtenversammlung — auf drei Jahre gewählt. [Nach dem Bundestagsbeschluß vom 7. April 1890 in Olten wird der Arbeitersekretär nunmehr von der Delegirtenversammlung selbst gewählt.]

Was nun die Stellung des Arbeitersekretärs anbetrifft, so ist er unmittelbar dem Bundesvorstande unterstellt, dieser hat sein Arbeitsprogramm zu begutachten und zu genehmigen. In gewissem Sinne aber kann man den Arbeitersekretär auch eine direkt eidgenössische Behörde nennen; denn einmal bezieht er vom eidgenössischen Bundesrath seinen Gehalt, und dann hat er nicht blos den Vorständen des Schweizer Arbeiterbundes, sondern auch dem eidgenössischen Bundesrath „zu allen angeordneten Untersuchungen die Arbeiterfrage betreffend, zu statistischen Erhebungen und Bearbeitungen sowie Begutachtungen zur Verfügung zu stehen". Aber da diese Arbeiten immer nur innerhalb des vom Arbeiterbunde genehmigten Thätigkeitsbereiches fallen können, so steht der Arbeitersekretär doch in keinem solchen Abhängigkeitsverhältniß zu dem Bundesrath, daß dieser etwa einen Einfluß auf die wissenschaftliche Auswerthung der Forschungen des Arbeitersekretariates haben könnte.

Was nun die Art der Thätigkeit des Arbeitersekretariates anbetrifft, so giebt am besten darüber das Programm Aufschluß, das dessen derzeitiger Vorsteher, Herr Greulich, am Delegirtentage in Aarau zur Begutachtung vorlegte.

Herr Greulich bezeichnete in demselben als die erste und wichtigste Arbeit des Sekretärs alle Vorarbeiten, die nöthig sind, um die Einführung der umfassenden Unfallversicherung zu fördern in einer Gestalt, in der die wirthschaftlichen Interessen der Arbeiter bestmöglichst gewahrt sind. Im Speziellen wären dazu zunächst folgende Arbeiten zu erledigen:

1. Eine statistische Erhebung über Arbeitslöhne;
2. Erhebungen über die bei den Krankenkassen ausbezahlten Unterstützungen und zwar nach der Dauer der Unterstützung;
3. Vorarbeiten zu einer Schweizer Fabrik- und Gewerbestatistik.

Alle die genannten Arbeiten sind unbedingt erforderlich für die Aufstellung brauchbarer Unfallversicherungsgesetze. Besonders der zweite Punkt darf in seiner Wichtigkeit nicht unterschätzt werden. Eine genaue Erhebung ist unbedingt erforderlich, wenn man eine genaue Vertheilung der Lasten auf die Kranken- und Unfallversicherungskassen bewirken und die drückenden Ungleichheiten vermeiden will, die in Deutschland z. B. zur Zeit herrschen. Die Krankenkassen haben in Deutschland sämmtliche Unfallkosten zu tragen, die eine Erwerbsunfähigkeit bis

Digitized by Google

zu 13 Wochen nach sich ziehen — und doch bilden diese Fälle 96 Prozent aller Unfälle, während nur 4 Prozent der Unfälle mit den schwersten Folgen (Tod oder dauernde Erwerbsunfähigkeit) den Berufsgenossenschaften der Unternehmer zur Last fallen.

Diese Arbeiten bezeichnete Herr Greulich in dem erwähnten Programm ganz ausdrücklich als zunächst in Angriff zu nehmende Vorarbeiten und betonte dabei mit Recht, daß gerade diese statistischen Erhebungen von amtlichen Organen nicht geleistet werden können, da diesen aus Furcht vor neuen Steuererhebungen genaue Angaben kaum gemacht werden würden; — nur einem unabhängigen Arbeitersekretariat wird es möglich sein, diese für die sozialpolitische Gesetzgebung unbedingt erforderlichen Arbeiten zu leisten. Das Arbeitersekretariat als solches aber bringt schon bedeutende Vortheile mit sich, denn erstens geschehen die Erhebungen sachkundiger und rascher als es bei einem bureaukratischen Apparat möglich ist, zweitens geschehen die Erhebungen durch die Arbeiter selbst und schließlich ist bei der ganzen Bearbeitung das Interesse der Arbeiter der leitende Gesichtspunkt. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß diesen zu Liebe bei der Feststellung der Resultate der wissenschaftlichen Objektivität irgend ein Zwang angethan werden sollte, im Gegentheil ist diese letztere die conditio sine qua non für ein ersprießliches Arbeiten des Sekretariates, denn jede ungenaue oder gar falsche Aufstellung und Bearbeitung würde bei der Veröffentlichung Anlaß zu begründeten Ausstellungen geben, und diese würden nicht blos die ganze Arbeit völlig werthlos machen, sondern auch das Sekretariat überhaupt in den Augen der öffentlichen Meinung diskreditiren.

Die Arbeiten des Arbeitersekretariates sind aber durch solche statistische Erhebungen nicht erschöpft. „Das Arbeitersekretariat hat die Interessen der Arbeiterschaft auf dem ganzen Gebiet der Volkswirthschaft zu wahren und zu fördern; es ist ein Organ, durch das die Arbeiterverhältnisse in jeder Richtung untersucht, die Wünsche und Begehren der Arbeiter, soweit sie wirthschaftlicher Natur sind und sich auf die Gesetzgebung beziehen, gesammelt und je in die Form gebracht werden sollen, die eine Realisirung ermöglicht.

„Natürlich können hierbei nicht immer die Wünsche Einzelner, oder einzelner Arbeiterpruppen zur Erfüllung gebracht werden, sondern das Arbeitersekretariat hat nur solche Begehren an die Hand zu nehmen, welche sich auf gemein eidgenössische Gesetzgebung oder Verwaltungsmaßregeln beziehen.

„Zu warnen ist vor einem Standpunkte, den nach der Meinung Einzelner das Arbeitersekretariat einnehmen sollte, daß es nämlich bei jedem Konfliktfalle „quasi amtlich als Vertreter des Arbeiters eintrete“. Ein solches Auftreten müsse das Sekretariat in durchaus schiefe Stellung bringen, das schweizerische Arbeitersekretariat kann nur die ganze schweizerische Arbeiterschaft vertreten, nicht aber eine einzelne Gruppe.

„Eine andere Aufgabe aber wird das Arbeitersekretariat nicht von der Hand weisen können: nämlich die Auskunftertheilung in wirthschaftlichen Angelegenheiten.“

Vorausgesetzt für ein ersprießliches Arbeiten des Arbeitersekretärs ist es schließlich, „ihm ein solches Maß von Vertrauen entgegen zu bringen, daß man ihn selbständig arbeiten läßt, damit seine Arbeiten das Gepräge unabhängiger freier Forschung und innerster Ueberzeugung tragen, das ihm den größten Werth verleihen wird; und des weiteren sind genügende Mittel vorausgesetzt, um in einem nicht zu ausgedehnten Zeitraum die ihm obliegenden schwierigen Arbeiten lösen lassen zu können“.

Digitized by Google

Mit dem 1. Juni 1887 begann auf Grund des eben skizzirten Programmes das Arbeitersekretariat seine Arbeiten; und nachdem es bereits drei Jahre hindurch funktionirt hat, läßt sich nunmehr auch ein Urtheil über seine Wirksamkeit und seine Bedeutung für die soziale Entwicklung fällen.

Die Wahl des Statistikers Greulich zum Arbeitersekretär war eine sehr glückliche. Eine ungeeignete Persönlichkeit in dem Arbeitersekretariat hätte von vornherein ein begründetes Vorurtheil gegen dasselbe wachgerufen; — daß aber im Gegentheil bei der ganzen vorurtheilslosen Bevölkerung der Schweiz das Arbeitersekretariat in hohem Ansehen steht, ist unzweifelhaft das Verdienst Greulich's. Aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, daß bei Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Unternehmern nicht blos die ersteren, sondern auch in wiederholten Fällen die letzteren sich an den Arbeitersekretär um Vermittlung wandten.

In der Natur der Sache liegt es natürlich, daß solche Ansuchen hauptsächlich von Seiten der Arbeiter ausgingen — besonders häufig in den Fällen, in denen es sich um Uebertretung des Fabrikgesetzes handelte.

In dem einen dieser letzteren Fälle hatte die Intervention des Arbeitersekretärs die amtliche Untersuchung von Seiten des Landwirthschafts- und Handelsdepartementes des Kantons Waadt und des weiteren die Bestrafung der betreffenden Fabrikanten zur Folge — in einem anderen Falle schritt der betreffende Fabrikinspektor ein.

Auch eine ausführlich motivirte Eingabe des Arbeitersekretariates an den Bundesrath, in welcher derselbe um ein ausführliches Verzeichniß sämmtlicher unter das Haftpflichtgesetz fallenden Betriebe ersucht wurde, muß an dieser Stelle als Intervention des Arbeitersekretariates zu Gunsten der Arbeiterschaft erwähnt werden.

Was nun die Ausführung der Programmarbeiten des Arbeitersekretariates anbetrifft, so ist von vornherein zu bemerken, daß bis zu diesem Augenblick noch keine einzige völlig abgeschlossen vorliegt.

Die geplante Lohnstatistik wurde im ersten Arbeitsjahr überhaupt nicht erst in Angriff genommen, weil es bekannt wurde, daß vom Bundesrathe aus eine eidgenössische Unfallszählung geplant sei, und daß demgemäß die Bearbeitung des zweiten Programmpunktes angebrachter wäre.

Unter Verständigung mit der für die Vorarbeiten zur Unfallszählung eingesetzten Kommission, zu der übrigens der Arbeitersekretär mit hinzugehörte, wurde sofort an die statistische Erhebung der in den Bereich der Krankenkassen fallenden Unfälle gegangen.

Nach Bewältigung einer ungemein großen Arbeit gelang es im Laufe des Jahres 1888 aus dem eingelaufenen Erhebungsmaterial, das sich auf das Rechnungsjahr 1886 bezog, 1051 Krankenkassen mit 152 622 Mitgliedern, die 4540 Unfälle aufwiesen, auszuscheiden — und da außerdem noch von einigen anderen Hilfskassen Angaben hinzukamen, so lagen insgesammt über 5067 Unfälle nähere Angaben vor.

Das eingegangene Material wurde kritisch gesichtet, resp. durch spezielle Anfragen noch ergänzt und dann unter den verschiedensten Gesichtspunkten zusammengestellt und besprochen. Das Resultat der zweijährigen, mühevollen Arbeit liegt nun in einer ersten Veröffentlichung unter dem Titel: „Unfallstatistik" im Druck vor.

Einer besonderen Kritik dieser Arbeit müssen wir uns zunächst noch entschlagen, da sie der Verfasser selbst noch als unfertig bezeichnet und sie nur als vorläufige Arbeit, gewissermaßen als „Probepfeil" betrachtet wissen will.

Digitized by Google

Eines der wichtigsten Momente einer Unfallstatistik: der Unfallsgrad,*) die relative Gefährlichkeit eines bestimmten Gewerkes tritt nämlich bei den vorliegenden Erhebungen des Arbeitersekretariates nicht nur nicht deutlich genug hervor, sondern gewährt sogar an manchen Stellen ein direkt falsches Bild. So erscheint z. B. die Beschäftigung in lithographischen Anstalten wesentlich gefährlicher als die Beschäftigung der Maurer und Bauarbeiter; und des weiteren scheinen die 103 Küfer und Bierbrauer, die in der ganzen betrachteten Zeit nur einen einzigen Unfall zu verzeichnen haben, einer wesentlich gefährlicheren Beschäftigung obzuliegen, als die Maschinenarbeiter mit 763 Unfällen auf 6758 Krankenkassenmitglieder, denn in dem ersteren Falle ist der Unfallgrad 41,0, in dem letzteren 20,2. Der Grund für diese eigenthümliche Erscheinung ist hauptsächlich darin zu suchen, daß bei einer großen Zahl von Betrieben die Anzahl der in denselben beschäftigten Arbeiter relativ sehr gering ist, so daß der ausgleichende Einfluß der großen Zahlen nicht zur Geltung kommt, sondern vielmehr ein einziger, zufällig recht schwerer Unfall das Bild zu verwischen vermag.

Keinesfalls kann daher das bisher vorliegende Material als Unterlage für eine umfassende eidgenössische Unfallsgesetzgebung dienen.

Das soll nun auch nicht geschehen, es sind vielmehr, da von Anfang an ein solches Resultat erwartet wurde, statistische Erhebungen über alle Unfälle innerhalb drei Rechnungsjahren in Aussicht genommen worden. Es ist dies gleichbedeutend mit einer Erhebung über eine dreimal so große Anzahl von Personen in einem einzigen Jahre, unter der Voraussetzung allerdings, daß sich innerhalb dieser drei Jahre die Produktionsbedingungen — was die Entwicklung der Technik anbetrifft, — nicht zu sehr geändert haben.

Die statistischen Erhebungen über die drei Rechnungsjahre 1886—1888 liegen nunmehr abgeschlossen vor und das Material ist so weit verarbeitet, daß nächstens die Veröffentlichung der umfassenden Unfallstatistik zu erwarten ist.

Auf diese Veröffentlichung kommen wir sofort nach ihrem Erscheinen zu sprechen, heut wollen wir nur soviel bemerken, daß das dreimal reichere Material wesentlich wichtigere Schlüsse auf die „relative Gefährlichkeit" eines Betriebes gestatten wird, als dies nach den ersten Veröffentlichungen möglich ist. Eine genaue Fixirung des Unfallsgrades aber ist unbedingt erforderlich, wenn man in möglichst gerechter Weise die zu leistenden Beiträge der respektiven haftpflichtigen Betriebe bestimmen will.

Was nun die statistischen Erhebungen selbst anbetrifft, so geschahen dieselben, wie erwähnt, nicht blos im Auftrage des Bundesvorstandes, sondern gleichzeitig auch im Auftrage des eidgenössischen Industrie- und Landwirthschaftsdepartements, das einen Theil der erwachsenen Kosten trägt. Als charakteristisch für die Stellung des Arbeitersekretariates muß noch erwähnt werden, daß der Bundesrath für alle postalischen Sendungen, die Unfallstatistik betreffend, völlige Portofreiheit bewilligt hatte.

Ebenso wie der Bundesrath den Erhebungen jeden nur irgend möglichen Vorschub leistete, so bemühten sich auch die Arbeiter selbst, die Arbeiten ihres Sekretariates zu fördern. Die im zweiten Rechnungsjahre von 148000 Mit-

*) Unter Unfallsgrad verstehe ich das Verhältniß der Unfallsschwere zur Unfallswahrscheinlichkeit. Die Unfallsschwere wird gemessen an der Anzahl der Unfallstage (? d. Red.), die durchschnittlich auf jede Person des Betriebes kommt; die Unfallswahrscheinlichkeit aber ist das Verhältniß der Zahl der im Jahre verunglückten Personen zu der Anzahl der in den betreffenden Betrieben überhaupt beschäftigten Personen. Hiernach ist der Unfallsgrad nichts anders als die auf je einen Unfall kommende Anzahl der Unfallstage.

Digitized by Google

gliedern des Arbeiterbundes eingegangenen Mittheilungen über Berufsart und Alter legen ein erfreuliches Zeichen dafür ab, wie weit das Verständniß für statistische Arbeiten in das Volk gedrungen ist.

Wenn die Arbeit des Sekretariates über die Unfallstatistik schon jetzt, noch ehe die endgiltigen Veröffentlichungen vorliegen, als durchaus gelungen bezeichnet werden muß, so ist das Gleiche über die Lohnstatistik leider nicht zu sagen.

Als im zweiten Arbeitsjahre mit den Erhebungen für die Lohnstatistik begonnen werden sollte, und dafür ein Extrakredit von 6000 Frcs., sowie Portofreiheit beim Bundesrath petitionirt ward, stieß diese Petition auf schwere Bedenken; man fürchtete unrichtige und unkontrolirbare Angaben und damit ein Mißlingen des Unternehmens, das dann mehr schaden als nützen könnte.

Nach reichlichem Schriftenwechsel zwischen Bundesrath und Arbeitersekretariat einigte man sich schließlich dahin, daß zunächst ein lokal begrenzter Versuch gemacht werden sollte, und zwar in Winterthur, wo sich eine gutorganisirte Arbeiterschaft befindet. Der Fabrikinspektor, Herr Dr. Schuler, wurde angewiesen, dem Arbeitersekretär möglichste Unterstützung angedeihen zu lassen.

Das Arbeitersekretariat setzte sich mit den Lokalkommissionen der Arbeiter in Verbindung und Herr Dr. Schuler bewog eine große Anzahl von Geschäftsinhabern, ihre Lohnbücher dem Arbeitersekretär zur Einsicht vorzulegen. Portofreiheit wurde bewilligt.

Die Veröffentlichung der Lohnstatistik wird erst mit dem 4. Jahresbericht des Arbeitersekretariates geschehen, so viel aber läßt sich über dieselbe schon jetzt sagen, daß sie den gehegten Erwartungen nur in geringem Maße entsprechen wird; — das theilweise Mißlingen ist hauptsächlich den Arbeitern selbst zuzuschreiben; denn da zufällig gleichzeitig mit diesen Erhebungen die Steuerregister revidirt wurden, so glaubte eine große Anzahl von Arbeitern, daß ihre Angaben eventuell den Steuerbehörden ausgeantwortet werden würden. Die Betheiligung von Seiten der Arbeiterschaft war darum eine sehr schwache; kaum der dritte Theil der Arbeiter der mechanischen Werkstätten sandte die Zählkarten zurück, in den anderen Gewerken war die Betheiligung noch schwächer, am schwächsten von Seiten der weiblichen Arbeiter.

Außerdem aber stimmen die Angaben der Arbeiter mit den Angaben der Lohnbücher zum Theil nicht überein, so daß in dieser Beziehung eine Kontrole, resp. Ergänzung mangelhafter Angaben nicht wohl möglich ist.

Ein Urtheil darüber, ob vermittelst der statistischen Methode auf Grund von Angaben der Arbeiter eine brauchbare Lohnstatistik aufgestellt werden kann — und diese Frage sollte ja der Versuch in Winterthur zur Entscheidung bringen — kann vorläufig, so lange die Veröffentlichungen nicht vorliegen, nicht abgegeben werden. Herr Greulich scheint die Frage aber doch im bejahenden Sinne zu beantworten, und wir glauben ihm beipflichten zu können, unter der Voraussetzung allerdings, daß die Erhebungen in einer gut organisirten Arbeiterschaft vorgenommen werden und sich nicht zufällig solche Komplikationen einstellen, wie bei der Erhebung in Winterthur.

Weiterhin sollten im Anschluß an den zweiten Programmpunkt — die Unfallversicherung — Erhebungen bei den Krankenkassen Deutschlands angestellt werden, wie sich nach der Einführung des Unfallgesetzes die Verhältnisse bei den Krankenkassen — insbesondere in Bezug auf die Karrenzzeit — gestellt hätten. Diese Erhebungen, die hauptsächlich in Form einer persönlichen Enquête durch den Arbeitersekretär geschehen sollten, konnten jedoch wegen der damaligen gespannten Verhältnisse zwischen der Schweiz und Deutschland, die es sogar unmöglich

Digitized by Google

machten, ein Verzeichniß der größeren Berufs- und Betriebskrankenkassen zu erhalten, nicht zur Ausführung gebracht werden und sind vorläufig bei Seite gestellt worden.

Dagegen übernahm das Industrie-Departement die Kosten für eine Studienreise des Arbeitersekretärs zur Pariser Welt-Ausstellung. Das Resultat derselben, eine Darstellung der Arbeiterschutzeinrichtungen in Paris, soll in einem besonderen Artikel demnächst besprochen werden.

Der dritte Programmpunkt, der durch eine Arbeiter-Enquête bezüglich des Entwurfes eines schweizerischen Gewerbegesetzes erledigt werden sollte, ist durch drei werthvolle Vorstudien bearbeitet worden.

Die erste ist in einem Vortrage*) niedergelegt, den der Arbeitersekretär am Zentralfest des Grütlivereins in Glarus hielt. In demselben wurden die Umrisse eines schweizerischen Gewerbegesetzes, das den Charakter eines allgemeinen Arbeiterschutzgesetzes tragen sollte, gezeichnet.

Die zweite Vorstudie entstand gelegentlich des großen Zimmererstrikes in Zürich im Jahre 1888. Eine Anzahl von Gewerbeinhabern hatte anläßlich derselben an die Kantonsregierung eine Petition eingereicht, in welcher um Erlaß von Polizeiverordnungen gegen die Strikes gebeten wurde, durch welche:

1. zum Schutz der arbeitenden Minderheit alle und jede Gewaltmaßregeln, durch welche die Einzelnen gezwungen oder eingeschüchtert werden, auch die bloßen Insulten, Verfolgungen, Belagerungen ꝛc. polizeilich untersagt werden und

2. die Polizeidirektion gehalten wird, je beim Beginn eines Strikes durch ihre Organe, nöthigenfalls unter Zuziehung der Gemeindepolizei, strenge darüber wachen zu lassen, daß diese Vorschriften gehandhabt werden."

Sofort nach dem Bekanntwerden dieser Petition intervenirte der Arbeitersekretär in einer ausführlichen Eingabe bei der Kantonalregierung. Diese Eingabe, die ihrem wesentlichen Inhalte nach in dem zweiten Jahresberichte des Arbeitersekretariates enthalten ist, gipfelt hauptsächlich in dem Verlangen nach vollständig gleicher Behandlung der Arbeiter und Gewerbeinhaber durch die Behörden. Jede speziell gegen die Strikes gerichtete Polizeiverordnung sei eine Beeinträchtigung der verfassungsmäßigen Rechte eines jeden Staatsbürgers, denn auch die Gewerbeinhaber haben freies Koalitionsrecht, das sie bis an die äußerste Grenze des Zulässigen auszunützen wissen. Diese Eingabe, von 5000 Arbeitern unterzeichnet, hatte entschiedenen Erfolg insofern aufzuweisen, als 1. die Frage der Sicherstellung der Fabrikkassengelder wieder aufgenommen wurde, 2. in der Kommission für Fabrik- und Gewerbewesen bei einer eintretenden Vakanz die Zuziehung eines Vertrauensmannes der Arbeiter in Aussicht genommen wurde und 3. die ganze Petitionsbewegung der Unternehmer wesentlich abgeschwächt wurde.

Die dritte Vorstudie betrifft einen Versuch, der späteren Gesetzgebung auf dem Wege der freiwilligen Organisation vorzuarbeiten. Unter Zusammenwirken des Oberrichters Zürcher und des Arbeitersekretärs wurde die Errichtung eines Gewerbeschiedsgerichtes und Einigungsamtes, dessen Statuten Herr Greulich ausarbeitete, angebahnt.

Beide Institute sind seitdem in das Leben getreten, indem sich eine Anzahl von Fachvereinigungen der Unternehmer und Arbeiter speziell zu ihrer Gründung zusammengethan haben.

---

*) Im Druck erschienen unter dem Titel: Zur schweizerischen Gewerbegesetzgebung. Vortrag von Hermann Greulich. St. Gallen. Th. Wirth u. Cie. 1888.

Digitized by Google

Das Gewerbeschiedsgericht entscheidet in konkreten Streitfällen zwischen Arbeiter und Unternehmer. — Sowohl Meister wie Arbeiter der Vereinigung wählen aus ihrer Mitte je einen Obmann und dessen Stellvertreter sowie mindestens drei Schiedsrichter. Nach der Verfassung wechseln Meister-Obmann und Arbeiter-Obmann in dem Vorsitz der Schiedsgerichte ab, ferner ist zu jeder Sitzung ein Meister-Schiedsrichter und ein Arbeiter-Schiedsrichter einzuladen. Sekretär des Schiedsgerichtes ist zur Zeit Bezirksrichter Ehrensberger. Streitigkeiten, welche ein Objekt von 300 Frcs. überschreiten, sowie Forderungen aus Haftpflicht werden nur dann zum Ausgleich in die Hand genommen, wenn beide Parteien schriftlich erklären, sich dem Entscheid fügen zu wollen.

Das Einigungsamt, das über prinzipielle Streitfragen zwischen Arbeitern und Unternehmern entscheidet, besteht aus dem Gesammtvorstande des oben genannten Verbandes; derzeitiger Präsident ist Oberrichter Müller.

Mit der Thätigkeit beider Institute sind, mit Ausnahme der Schreinermeister, annoch beide Parteien des Verbandes zufrieden gewesen, so daß man das Schiedsgericht sowohl als auch das Einigungsamt als durchaus zweckentsprechende Institute bezeichnen muß.

Berücksichtigt man all diese Leistungen des Arbeitersekretariates, zieht man ferner die Arbeit des Sekretärs in Betracht, die er durch Auskunftertheilung an Behörden, Vereine, Geschäftsinhaber und Arbeiter — hauptsächlich über Haftpflicht — leistete, und erwähnt man schließlich noch, daß der Arbeitersekretär eine große Anzahl von öffentlichen Vorträgen, die innerhalb seines speziellen Arbeitsbereiches lagen, hielt, so muß man zugeben, daß das Arbeitersekretariat ein ganz bedeutendes Quantum nutzbarer, sozialpolitischer Arbeit geleistet hat. — Hiergegen fällt es gar nicht in das Gewicht, daß bei einzelnen Programmpunkten des Arbeitsplanes ein theilweises Mißlingen zu verzeichnen ist.

Für die schweizerische Arbeiterbewegung ist das Arbeitersekretariat eine Behörde von größter Wichtigkeit. Zunächst trägt es unmittelbar zur Stärkung des Solidaritätsgefühles des Arbeiters bei, weil der Arbeiter sieht, wie in seinem eigenen, unmittelbaren Interesse fruchtbare Arbeiten vorgenommen werden, weil er weiß, daß er hier jederzeit Beschwerden vorbringen kann und auch wirklich gehört wird, da ja die Interessen des Arbeitersekretariates und der Arbeiter mit einander zusammenfallen. Dann aber hat das Arbeitersekretariat noch Bedeutung insofern, als es durch sein Bestehen allein und weiter durch die Art seines Arbeitens der gesammten schweizerischen Bevölkerung den Beweis liefert, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln die Arbeiter ihre sozialen Reformen durchzuführen gedenken. Es ist sicher einer von denjenigen Faktoren, welche mitwirken können, daß die größten sozialpolitischen Wandlungen sich vollziehen, ohne daß durch Blut und Eisen der Kampf zwischen den feindlichen Parteien entschieden wird.

Das Aktionsprogramm der spanischen Sozialdemokratie.

Von **Ernst Bark.**

Paris, November 1890.

Seit der Revolution vom September 1868 ist Spanien aus der Revolutionsära niemals herausgekommen, und die Aufgabe der spanischen Sozialisten besteht darin, diese revolutionäre Gährung im Interesse des Sozialismus auszunutzen. Schon 1869 versuchten das die Kommunalisten in Cartagena, Barcelona,

Digitized by Google

Malaga und anderen Orten; leider fehlten der Bewegung Einheit und klare Zielbewußtheit, und sie half nur zum Sturze der 1873 in Folge der Abdankung Amadeo I. eingeführten Republik, indem sie dem von den Monarchisten unterstützten Karlismus den Vorwand gab, die klerikalen Instinkte des Volkes anzustacheln.

Jener sozialistischen Bewegung fehlten klare Ziele; sie war völlig unter dem geistigen Banne des Anarchismus eines Proudhon und Bakunin. Erst als in Frankreich der wissenschaftliche Sozialismus Ende der siebziger Jahre zur Herrschaft kam, fand er in Spanien Anklang, wo er denn seit 1880 in einer rührigen Partei vertreten ist, die jetzt im jungen Schriftsetzer Pablo Iglesias und in dem Madrider Wochenblatte „El Socialista" mit Geschick vertheidigt wird. Trotz des Organisationstalentes dieses Mannes, der voll und ganz auf den Prinzipien von Karl Marx fußt, gelang es dieser Partei nicht, die Massen zu revolutionären und auf die Politik des Landes den geringsten Einfluß auszuüben und zwar aus zwei einfachen Gründen: weil Spanien eine geringe Industrie besitzt und ihm, mit einziger Ausnahme von Katalonien, die großen Arbeitermassen fehlen, und zweitens, weil der Spanier seinem Charakter und seiner Erziehung nach ein Mann der That und deshalb wohl geneigt ist, eine Revolution zu machen, nicht aber die Ausdauer besitzt, einen systematischen wirthschaftlichen Kampf mit dem Kapitale zu führen, der Ausdauer, Hartnäckigkeit und jener Dulderopferfähigkeit bedarf, wie sie bei den Völkern des zähen Nordens zu finden ist.

Die Aufstellung eines Aktionsprogrammes, das den Forderungen des wissenschaftlichen Sozialismus und doch zugleich diesen eigenthümlichen Schwierigkeiten in Spanien gerecht wird, nöthigte sich auf, und so bildete sich vor etwa zwei Jahren eine neue sozialistische Partei, die sich vornehmlich die Taktik der deutschen Sozialdemokratie zum Vorbilde nahm und, auf derselben Basis des wissenschaftlichen Sozialismus von Marx ruhend, sich ebenfalls „Sozialdemokraten" nannte. Diese Parteigruppe war es, die der Maifeier besonders in Madrid eine so große Bedeutung gab, daß die Regierung des Sagasta schleunigst eine Parlamentskommission ernannte, deren Aufgabe es ist, die drohende soziale Frage zu studiren und Gesetzesvorschläge auszuarbeiten, und daß Sagasta's Nachfolger, Canovas, den Abgeordneten des Vereins der Madrider Maurer, Union Obrera, des zahlreichsten Arbeitervereines der spanischen Sozialdemokraten, versprach, den Regierungseinfluß geltend zu machen, damit Arbeitervertreter in die im Februar zu wählenden Cortes zu sitzen kämen.

Das im Parteiorgane „El Democrata Social" (Madrid) veröffentlichte Programm stimmt wesentlich mit den ähnlichen Dokumenten in anderen Ländern überein, es ist dasjenige des internationalen Kollektivismus, angewandt auf die eigenthümlichen spanischen Verhältnisse und zwar mit feiner Berücksichtigung der „theoretisch" sehr fortschrittlichen spanischen Gesetzgebung, deren logische Fortführung das sozialistische Programm erscheint. Der Advokat Isidoro Lapuya, auch in Deutschland durch einige in Leipzig im Spanischen erschienenen Werke bekannt, hat hierbei eine große Geschicklichkeit bewiesen. Die bis dahin den Sozialismus beargwöhnenden Republikaner haben sich durch diese geschickte Taktik thatsächlich bestechen lassen, und der Leiter des Leiborganes von Ruiz Zorrilla, „El Pais", ist so sehr von den Vorzügen des Programmes entzückt, daß er sich bemüht, die gesammte Partei der Progressisten sozialistisch zu machen. Es muß hier besonders hervorgehoben werden, daß „El Pais" energisch für die Achtstundenforderung eintrat und daß sich die spanischen Progressisten somit sehr vor-

Digitized by Google

theilhaft von ihren Kollegen in Deutschland unterscheiden, deren ganze Weisheit im bornirten Manchesterthum besteht. Hierdurch erklärt sich auch den mit diesen spanischen Verhältnissen nicht Vertrauten die auf den ersten Anschein befremdliche Thatsache, daß die Partei der „sozialen Demokraten" mit jenen Progressisten sich verbündet hat, um gemeinsam die Republik zu machen, indem sie der Ueberzeugung ist, daß eine republikanische Revolution in Spanien durch die Mitwirkung der Sozialisten einen ausgesprochen sozialen Charakter annehmen wird und dadurch Spanien vielleicht zuerst von allen Völkern Europas das herrliche Menschheitsideal des modernen Sozialismus zu verwirklichen berufen ist.

Um zu verstehen, in wieweit diese edlen Hoffnungen Berechtigung haben, darf nicht übersehen werden, wie gering verhältnißmäßig der Widerstand in Spanien ist, den der Kapitalismus dem Evangelium der Arbeit entgegenzustellen im Stande ist, da er daselbst noch nicht zur Entfaltung hat kommen können, während die Massen nach dem Zeugnisse des gewiß unparteiischen Emil de Laveleye im Jahre 1869 schon 300 000 organisirte Sozialisten aufzuweisen hatten und der Sozialismus theoretisch in Spanien selbst von solchen monarchischen Blättern wie „El Imparcial" und „El Resumen" als berechtigt und wahr anerkannt wird. Noch kürzlich brachte der liberal-monarchische Imparcial, das verbreitetste Blatt des Landes, eine Reihe vortrefflicher Artikel, wo der Sozialismus als der Ausdruck des modernen Fortschrittes, als ein Protest gegen die heutige Anarchie in der Produktion und als das Zukunftsideal der Gegenwart gepriesen wurde. Es ist für einen Deutschen wirklich beschämend zu sehen, wie die entsprechenden liberalen Zeitungen in Deutschland noch immer eine völlige Unwissenheit über die wahren Grundlagen des Sozialismus zur Schau tragen und ihn nur mit den schmutzigen Waffen der Verleumdung zu bekämpfen verstehen.

In den Rahmen dieser kurzen Studie paßt es leider nicht, auf die sonstigen hochwichtigen Faktoren einzugehen, die dem Sozialismus in Spanien die Wege ebnen; ich erwähne blos die ungeheure Konzentrirung des Grundbesitzes in den Händen weniger Adelshäuser, wodurch der sonst so spröde Bauernstand so leicht zu revolutioniren ist, wie das die in ganz Andalusien verbreitete Verschwörung der 1884 prozessirten Mano Negra („Schwarze Hand") beweist; die Nothwendigkeit ungeheurer Bewässerungsanlagen, die nur auf kollektivem Wege zu verwirklichen sind und den modernen Kollektivismus gleichsam nothwendig machen; der echtdemokratische Zug der Spanier in Sitten und Anschauungen, wodurch sie sich von sämmtlichen Kulturvölkern vortheilhaft unterscheiden, und andere Gründe, wie das Klima, die rasche Auffassung des Spaniers, die ihn befähigt, sich sogleich in die neuen Verhältnisse hereinzufinden, und selbst seine gegenwärtige Armuth und Bedürfnißlosigkeit, die ihn veranlassen, dem sozialistischen Kollektivbetriebe ohne Bedenken beizustimmen, was der französische Arbeiter schon nicht so leicht thäte, da ihm stets das Ideal eines eigenen Geschäftes vorschwebt.

Ohne uns auf Prophezeiungen einzulassen, was stets undankbar und lächerlich ist, läßt sich versichern, daß die Dinge in Spanien unaufhaltsam der Revolution zueilen, selbst wenn die Bewegung in Portugal, auf welche augenblicklich in Spanien viel gerechnet wird, durch die von monarchischem Interesse zur Vermittlung zwischen Portugal und England gedrängte Tripelallianz einen vorläufigen Abschluß erhalten sollte. Die republikanische Sturmfluth läßt sich durch alle Zugeständnisse der schwachen Regentschaft nicht zurückhalten und das endlich erzwungene allgemeine Wahlrecht wird diese Fluth nothwendigermaßen noch mehr erregen. Der Zusammensturz der Monarchie ist nur noch eine Frage der Zeit, er kann noch einige Jahre auf sich warten lassen, er kann aber auch

Digitized by Google

jede Stunde erfolgen. Die Sozialisten haben dieser Sachlage Rechnung tragen müssen und sie haben sich genöthigt gesehen, ein Minimum-Programm aufzustellen, das eine vorbereitende Etappe des internationalen Kollektivismus bedeutet und andererseits geringe Schwierigkeiten zu seiner sofortigen Verwirklichung darbietet und auf die Mitwirkung der republikanischen Verbündeten zählen kann, oder wenigstens auf deren Gewährenlassen.

Drei wesentliche Punkte charakterisiren dieses mit Geschick verfaßte Programm. Der bei der geringen Arbeitermasse in Spanien nicht genügend wirkungsvolle „Klassen"-Kampf erweitert sich seinem eigentlichen Wesen nach in einen Kampf der Arbeit gegen das Kapital, wobei die gerade dort sehr zahlreichen Elemente des geistigen Proletariates für den Sozialismus gewonnen sind und die Basis eine breitere wird, was zugleich durch den Umstand begünstigt wird, daß in Spanien die Unterscheidungslinie zwischen Volk und Mittelklassen überhaupt völlig verwischt ist. Die soziale Frage ist somit ein Protest gegen den Müßiggang und das Privilegium und nicht der erstrebte Sturz einer herrschenden Klasse; denn die herrschenden Elemente sind arme Teufel von abenteuernden Politikern, die täglich davor zittern, daß sie ihre Stellungen verlieren, während nur einige dutzend Glücklicher einige sichere Millionen aufs Trockene zu bringen im Stande sind. Diesen Elementen kommt nichts gelegener, als der Kollektivismus, der natürlich das Beamtenpersonal außerordentlich vermehren muß, und sie haben keinerlei Interesse, der Kollektivisirung oder Sozialisirung des gegenwärtig im Privatbesitze befindlichen Handels und der Industrie entgegenzutreten.

Soweit, was den Widerstand betrifft, den der Kollektivismus zu überwinden hat. Schwieriger schon ist es, sofort die Revolution zu positiven Leistungen auszunutzen und den Stein im sozialistisch-kollektivistischen Sinne ins Rollen zu bringen, damit ihn keine Macht mehr zurückzuhalten im Stande ist. Hier haben nun die spanischen Sozialdemokraten auf einfache Weise die beiden Grundlagen des Sozialismus, Organisation der Produktion und die Anerkennung der Arbeit als Quelle des Besitzes im Gegensatz zum Kapitalismus, der der Arbeit ihren verdienten Lohn entzieht, formulirt, indem sie das Fundament legen, auf welchem dann allmälig unter dem unvermeidlichen Drucke der Ereignisse das gesammte Gebäude des modernen Sozialismus sich aufbauen muß, und mehr als ein solches Fundament darf man heute selbst von der glücklichsten Revolution billigerweise nicht verlangen.

Der Plan ist in aller Kürze folgender: sämmtliche Etablissements, sowohl industrielle, kommerzielle, landwirthschaftliche, wissenschaftliche ꝛc., in denen mehr als fünf Personen, d. h. mehr als eine Familie, arbeiten, werden sofort in eine Kooporativ-Assoziation verwandelt, an welcher die vorherigen Eigenthümer als gleichberechtigte Arbeiter theilnehmen können. Die Regierung, d. h. die Cortes, beschließt über diejenigen Etablissements, die von staatswegen, oder von Provinzen, oder Munizipalitäten, gegen eine an die früheren Besitzer zu zahlende Entschädigungssumme anzukaufen seien, um sie dem Kollektivbetriebe gemäß zu organisiren. Aus technischen Gründen wird diese kollektive Organisation nur allmälig auszudehnen sein und naturgemäß werden diejenigen Betriebe zuerst kollektivisirt werden, die einem allgemeinen Bedürfniß entsprechen, namentlich die Produktion der Nahrungsmittel, der Kleidungsstoffe und der Wohnungen. Die Cortes haben desgleichen zu bestimmen, welchen Gewinnantheil die Besitzer der noch nicht kollektivisirten Betriebe von den Kooporativ-Gesellschaften beanspruchen dürfen, wobei die Kapitalisten immer in der Arbeitergenossenschaft ein Gegengewicht finden, da jeder Betrieb, in dem mehr als fünf Personen beständige Be-

Digitized by Google

schäftigung finden, nothwendigerweise sich zu einer Kooperativ-Gesellschaft zu konstituiren verpflichtet ist, deren Bücher von den Arbeitern kontrolirt werden und deren Reingewinn zwischen der Arbeit und dem Kapitale auf eine billige, von den Cortes zu bestimmende Weise vertheilt wird.

Auf den ersten Blick ist ersichtlich, daß eine solche allmälige und zudem begrenzte Kollektivisirung praktisch durchführbar ist, selbst wenn der Bürgerkrieg die Verhältnisse schwierig machen sollte. Indem die Vergesellschaftlichung vorläufig die Betriebe mit blos fünf und weniger Arbeitern ausschließt, wird die große Masse der Kleinindustriellen für die Sache gewonnen und besonders werden die Kleinbauern nicht in ihren eingefleischten Vorurtheilen und in ihrer Anhänglichkeit für ihr Stück Grund und Boden zurückgestoßen. Die Fortschritte des Kollektivbetriebes werden mit der Zeit von selbst jene Kleinindustriellen und Kleinbauern eines Besseren belehren, bis auch sie aus freien Stücken ihren Individualismus aufgeben werden, was wahrscheinlich dann geschehen wird, wenn der Kollektivbetrieb sich derart entwickelt hat, daß alle Bedenken unserer heutigen Individualisten wegen der vermeintlichen Unfreiheit und Abhängigkeit der Individuen schwinden.

Vom politischen Standpunkte hat dieses in seinen Grundzügen nur kurz angedeutete Aktionsprogramm der spanischen Sozialdemokraten den großen praktischen Werth, daß es, den Forderungen des wissenschaftlichen Sozialismus im Wesentlichen entsprechend, mit den gegebenen Verhältnissen in Spanien rechnet und von Seiten der republikanischen Parteien auf Gewährenlassen zählt, weshalb es ein sehr geschickter Schachzug war, sich an der republikanischen Revolutions-Koalition, deren Führerschaft Ruiz Zorilla besitzt, zu betheiligen. Die Dinge liegen in Spanien derart, daß dieses Bündniß eine Pflicht wurde, und es wäre falsch, den spanischen Sozialisten deswegen einen Vorwurf machen zu wollen, daß sie mit dem bürgerlichen Radikalismus gemeinsame Sache gegen den gemeinsamen Gegner machen. Zudem vergesse man nicht, daß die spanischen Verhältnisse, wie ich angedeutet habe, eine von der Taktik anderer Länder abweichende Stellungnahme erfordern, und daß es die Pflicht der sozialistischen Parteien aller Länder ist, das gemeinsame schöne Ideal je nach den eigenthümlichen Verhältnissen jedes Volkes auf besondere Weise zur Verwirklichung zu bringen. In hohem Grade erwünscht wäre es, und ich spreche hiermit einen Wunsch meiner spanischen Freunde aus, wenn die ausländischen Gesinnungsgenossen ihre Meinung über das Vorgehen dieser sozialistischen Strömung aussprechen wollten, da hier gerade das edle Prinzip der Solidarität praktisch zur Geltung kommen soll, damit die Erfahrungen und Rathschläge der Einen den Anderen zu Nutz und Frommen gereichten.

* * *

Nachwort der Redaktion: Wir glauben, vorliegenden Artikel, der für die jetzige Situation in Spanien charakteristisch ist und von einem mit den jetzigen spanischen Verhältnissen wohl vertrauten Schriftsteller herrührt, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, können aber nicht umhin, es gleichzeitig auszusprechen, daß wir gegen die darin empfohlene Taktik schwere Bedenken hegen.

Vor Allem will es uns nicht gefallen, daß neben der bereits bestehenden und, wie Bark selbst zugiebt, rührigen und zielbewußten sozialdemokratischen Partei eine neue gegründet wurde. Einen triftigen Grund giebt unser Herr Mitarbeiter dafür nicht an. Er sagt allerdings, daß es ihr nicht gelungen sei, Einfluß auf die Politik des Landes zu gewinnen. Aber wie konnte sie das, so

Digitized by Google

lange das allgemeine Stimmrecht fehlte?*) Indeß, selbst wenn wir annähmen, daß die Taktik der spanischen Sozialdemokratie in manchen Punkten eine verfehlte war, so war das kein Grund, sie durch Gründung einer Konkurrenzorganisation zu schwächen. Es wäre das blos ein Grund gewesen, Alles aufzubieten, um die bestehende Partei in neue Bahnen zu drängen. Eine Spaltung ist nur im äußersten Nothfall gerechtfertigt: dann, wenn in der Bewegung unsaubere Elemente zur Herrschaft kommen und sie für ihre Privatzwecke ausbeuten, ohne daß es gelingt, ihrer Herr zu werden; oder wenn die Partei eine Richtung einschlägt, die unserer Sache verderblich werden muß.

Unsere Korrespondenz erzählt weder von dem Einen noch von dem Anderen. Freilich, Unterschiede sind zwischen beiden Richtungen vorhanden, aber sie scheinen uns nicht für die jüngere derselben zu sprechen. Denn die Unterschiede beruhen darauf, daß die jüngere Sozialdemokratie in Spanien den bürgerlichen Republikanern besser gefällt, als die alte.

Nicht etwa, daß wir von vornherein jedes Zusammenarbeiten zweier verschiedenen Parteien zu einem bestimmten, zunächstliegenden Zweck von vornherein verdammten. Das Proletariat hat noch nicht die Kraft, allen anderen Klassen seinen Willen aufzuzwingen. Die Sozialdemokratie kann vorläufig nur dadurch praktische Vortheile in der Politik für sich erringen, daß sie mit anderen Parteien zur Durchsetzung bestimmter Forderungen zusammengeht. Schon Marx und Engels haben diese Taktik im kommunistischen Manifest empfohlen**), und sie wird um so nothwendiger, je mehr die Sozialdemokratie aus einer bloßen Propagandagesellschaft zu einer mächtigen (aber noch nicht übermächtigen) Partei wird. Jeden Kompromiß verwerfen, hieße sich selbst zur politischen Unfruchtbarkeit verdammen. Es war nicht nur erlaubt, sondern geradezu nothwendig, daß die Sozialdemokratie in Deutschland bei den letzten Stichwahlen für Freisinn und Zentrum stimmte, um das Ausnahmsgesetz los zu werden, und ebenso erscheint es uns gerechtfertigt, daß die Sozialisten in Belgien die bürgerlich-radikale Bewegung für Gewährung des allgemeinen Stimmrechts unterstützen, daß sie in Spanien mit den bürgerlichen Republikanern gegen die Monarchie gemeinsame Sache machen. Es fragt sich blos, in welcher Weise man das thut.

Man darf nicht über dem Mittel den Zweck, nicht über dem Augenblickserfolg die Sache vergessen, darf die Selbständigkeit der Partei nicht gefährden, nicht falsche Vorstellungen in der Masse erwecken, nicht die Grundlagen unserer Bewegung verschieben. Wir fürchten, daß es der neuen spanischen Sozialdemo-

---

*) Man sollte freilich meinen, daß die sozialistische Propaganda in Spanien eine leichte Sache sei, da es dort 1869 schon 300000 organisirte Sozialisten gab, wie Herr Bark nach dem „unparteiischen" Laveleye berichtet. Das Zitat ist nicht ganz genau. Laveleye berichtet in seinem „Socialisme contemporain" (1881), daß 1869 die „Internationale" in Spanien 20000 Mitglieder zählte (S. 357). Bis 1873 wuchs deren Anzahl allerdings auf 300000, man vergesse jedoch nicht, daß inzwischen die Spaltung in der „Internationale" eingetreten war und die spanischen Internationalisten in der Mehrzahl auf Bakunin's Seite traten. Für die Anarchisten existiren aber bekanntlich die Gesetze der Mathematik eben so wenig als andere Gesetze, und sie machen 300000 Anhänger aus 300 mit derselben Leichtigkeit, mit der Falstaff aus zwei Gegnern elf machte. Und anarchistische Zahlen bei Laveleye, der weniger unparteiisch ist als unkritisch und flüchtig! Er machte aus den 10000 Demonstranten vom 13. Dezember 1869 in Wien über 100000 (S. 339); wer weiß, wie bei ihm die Zahlen angeschwollen sind, die die Bakunisten von sich selbst angaben!

**) „Die Kommunisten unterstützen überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände ꝛc."

Digitized by Google

kratie nicht gelingen wird, diese Klippen zu umschiffen, wenn sie in der von Herrn Bark empfohlenen Weise vorgeht.

Jeder Erfolg, und selbst der größte, ist zu theuer erkauft, wenn der Preis dafür die Verbreitung von Unklarheit über unsere Ziele in den Massen ist. Wir müssen aber annehmen, daß das Programm der neuen Sozialdemokratie Spaniens diese Wirkung hat, da Herr Bark, der uns leider nicht näher damit bekannt macht, angiebt, daß es die bürgerlichen Republikaner „bestochen" habe, die von „den Vorzügen des Programms entzückt" seien. Nichts schlimmer, als wenn unsere Gegner unser Programm loben; das ist noch bedenklicher, als wenn sie unserer Taktik zustimmen. Man denke sich die Herren Richter und Barth von unserem Programm entzückt. Was für ein jämmerliches Programm müßte das sein! Nun sind freilich die spanischen Bourgeoisrepublikaner aus anderem Holze geschnitzt, als die Deutsch-Freisinnigen, aber das macht die Sache nicht besser. Die große Schwierigkeit, mit der die Sozialdemokratie überall dort zu kämpfen hat, wo eine wirklich radikale Bourgeoisie sich findet, wie z. B. in Frankreich, ist der Umstand, daß diese ihr den Wind aus den Segeln nimmt dadurch, daß sie sich selbst als „sozialistisch" ausgiebt, einige mehr oder weniger unwesentliche sozialistische Forderungen akzeptirt und so die sozialistischen Instinkte der Massen für sich ausnützt. Um so nothwendiger ist es, unter solchen Umständen, den Massen den Unterschied zwischen „sozialistischen" Demokraten und Sozialdemokraten zu zeigen und auf die größte Präzision und Klarheit des Programms zu achten. Ein sozialistisches Programm, das den bürgerlichen Radikalismus entzückt, nützt blos diesem, nicht der Sozialdemokratie.

Daß aber das Programm der neuen spanischen Sozialdemokratie einige Unklarheit enthält, läßt uns Herr Bark ahnen, indem er darauf hinweist, daß an Stelle des Klassenkampfes „ein Kampf der Arbeit gegen das Kapital" getreten sei, was wir nicht anders auffassen können, als daß der Satz, daß die Emanzipation des Proletariats nur durch dieses selbst geschehen kann, gestrichen ist, und die neue Sozialdemokratie ein Kartell aller mit dem Kapital Unzufriedenen werden will. Der bloße „Kampf gegen das Kapital" eröffnet aber die Reihen der Sozialdemokratie dem verzopftesten Kleinbürgerthum sowie dem Lumpenproletariat der verschiedensten Gattungen, den Deklassirten aller Klassen.

Kein Zweifel, die Basis der Partei wird dadurch eine breitere, aber keineswegs eine sicherere. Man vergrößert die Partei, indem man sie einer Reihe der unzuverlässigsten Elemente eröffnet, Elemente, die ganz andere Ziele haben, als das Proletariat, denen es nicht um seine Emanzipation, sondern um die politische Ausbeutung seiner Kraft zu thun ist, die die Partei kompromittiren und ihr dann den Rücken wenden, wenn es heißt, Opfer für sie zu bringen.

Das Gefährlichste unter diesen Elementen sind die Deklassirten der Bourgeoisie. In Spanien wie in Italien ist diese Sorte, namentlich verbummelte Literaten und Juristen, die nach Posten und Sinekuren jagen, sehr zahlreich, und die Idee, aus ihnen eine sozialistische Kerntruppe zu bilden, nicht neu. Es war eine der Lieblingsideen Bakunin's*), durch deren Befürwortung er nicht wenig zur moralischen Verlumpung des Anarchismus beigetragen hat. Diese streberhaften Bourgeois-

*) Am 5. April 1872 schrieb er an Franzisco Mora in Madrid: „Italien ist, nächst Spanien, in dieser Stunde vielleicht das revolutionärste Land. In Italien existirt, was den anderen Ländern fehlt: eine glühende, energische Jugend ohne jede Stellung, ohne Karrière, ohne Ausweg .... Heute stürzt sie sich kopfüber in den revolutionären Sozialismus mit unserem ganzen Programm, dem Programm der Allianz."

Digitized by Google

elemente drängen sich heute schon an die Sozialdemokratie heran und werden es um so mehr thun, je stärker dieselbe ist; es wird eine unserer wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben in der Zukunft sein, uns derselben zu erwehren und diejenigen bürgerlichen Elemente, die aus Begeisterung und reinem Interesse für den Emanzipationskampf des Proletariats zu uns kommen, scharf zu sondern von jenen, die in die Reihen der Proletarier sich einschleichen, um auf ihren Schultern emporzusteigen. Und Herr Bark hält es für eine ungemein schlaue Taktik, wenn die Partei ihr Programm förmlich darauf einrichtet, daß es sie zu einer Partei der Kandidaten und Stellenjäger werden lasse.

Wir können in der neuen spanischen Sozialdemokratie nach den Andeutungen, die Herr Bark uns von ihr giebt, nichts Anderes sehen, als eine Uebersetzung des französischen Possibilismus ins Spanische. Daß die spanischen „Marxisten" sich dagegen ablehnend verhielten, kann nicht Wunder nehmen. In der That, mögen auch die Absichten der Gründer der neuen Sozialdemokratie in Spanien noch so ehrliche und uneigennützige sein, die possibilistische Taktik läuft unfehlbar darauf hinaus, Leuten in der Partei den Weg zu ebnen, die den Einfluß, den sie im Proletariat erringen, an bürgerliche Politiker verkaufen, von denen sie dafür Unterstützung in der Presse, bei den Wahlen 2c., wenn nicht noch bedenklichere Unterstützung erhalten. Versuche zu einer solchen Ausbeutung der Emanzipationsbestrebungen des Proletariats sind durch einzelne ehrgeizige oder geldbedürftige Individuen schon öfters gemacht worden; der Possibilismus bringt diese Ausbeutung in ein System. Da er von bürgerlicher Seite unterstützt wird, kann er natürlich eher augenfällige Erfolge erzielen, als eine Partei, die prinzipiell völlig korrekt vorgeht; aber diese Erfolge kommen nicht dem Proletariat zu Gute, sondern seinen possibilistischen Führern. Das Proletariat muß deren Erfolge mit Vermehrung von Unklarheit und Korruption in seinen Reihen, mit Verzögerung seiner Emanzipation bezahlen.

Wir wünschen, daß wir zu schwarz sehen, daß sich die neue spanische Sozialdemokratie von der bisherigen in nicht allzu unvortheilhafter Weise unterscheiden möge und der Zwiespalt zwischen Beiden kein allzu tiefgehender sei. Die Thatsachen, die unser geehrter Herr Mitarbeiter mittheilt, gewähren leider dieser Hoffnung nur wenig Raum.

S. Nadson — ein russischer Dichter des Pessimismus.

Von **R. M. Roberti.**

(Schluß.)

Viele werden vielleicht den Weltschmerz für eine pathologische Erscheinung halten und deshalb die Charakteristiken seiner Dichter als in die Berichte eines Krankenhauses gehörig betrachten. Wir wollen dagegen insofern Einwendung erheben, daß, sollen wir den „lebendigen", nicht blos in philosophische Formeln eingeschnürten, Pessimismus von einem solchen Standpunkte ansehen, wir den größten und besten Theil unserer Gebildeten mehr oder weniger von dieser Krankheit heimgesucht finden werden. Auch sie hat ihre Ursachen, die tief in unserer gegenwärtigen Gesellschaft wurzeln, auch sie ist das echte Kind unseres stürmischen Jahrhunderts, das auf allen Gebieten die alten Fundamente morsch und faul findet und sie mit den starken Grundfesten eines mächtigen sozialen Neubaues zu vertauschen strebt.

Digitized by Google

Die krankhaften Erscheinungen sind auch in der „theoretischen" Welt um so mehr zu finden, als sie fast ausnahmslos aus den ökonomischen und sozialen Zuständen unserer gegenwärtigen Gesellschaftsform herrühren.

Wenn nun der Weltschmerz eine Krankheit ist, so tritt er doch als Krankheit unseres Jahrhunderts auf und ist mit allen anderen krankhaften Erscheinungen des gegenwärtigen gesellschaftlichen Organismus in Zusammenhang zu bringen und nur auf solche Weise zu ergründen.

Ihrer Aufgabe gemäß kann diese kleine Skizze über einen der Vertreter der Weltschmerzrichtung in der russischen Poesie nicht die psychologischen Ursachen des Weltschmerzes erforschen wollen, noch seine historische Entwicklung zu erklären suchen. — Leopardi in der italienischen, Alfred de Musset und Madame Ackermann in der französischen, Lenau und theilweise Heine in der deutschen — das sind die Hauptvertreter des Pessimismus in der westeuropäischen Dichtung. Als Vorläufer dieser Literaturerscheinung ist der Dämonismus, das natürliche Kind der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts, zu betrachten. Allein der Dämonismus weiß noch nichts vom Schmerze als von einem „absoluten Uebel"; weder Goethe noch Byron und seine Schule sind sich des Prinzipes bewußt, dem später Schopenhauer in den Worten: „das Leben ist eine Mystifikation, eine Störung der seligen Ruhe des Nichts", Ausdruck gegeben hat. Leopardi war der erste unter den Dichtern, der ihm Leben und jene unerschütterliche Kraft verlieh, welche auf den denkenden und empfindenden Leser, indem ihm die „verdammten" Fragen näher gerückt werden, eine mächtige Wirkung auszuüben im Stande ist.

Wenn aber der italienische Dichter und Madame Ackermann ihre eigene festbegründete Weltanschauung haben, die sich aus jeder Zeile ihrer philosophischen Gedichte erkennen läßt — eine Weltanschauung klar in ihren verneinenden Resultaten, so ist man kaum dasselbe von Lenau und unserem russischen Dichter anzunehmen berechtigt. Die Letzteren haben noch kein festes Bewußtsein von dem Menschen und der Natur als „von einem letzten Schöpfungsakte", sie sind keine Denker, die den Ursachen des allgemeinen Uebels nachspüren und „den unerklärbarsten Theil des Mysteriums der Schöpfung" zu ergründen suchen; sie empfinden blos das Uebel, sie tragen es in ihrem Herzen und können selbst als seine Opfer gelten.

Wenn ein Dichter des Schmerzes immer subjektiv sein muß, so verhalten sich jedenfalls Leopardi und die französische Dichterin zu dem subjektiv Erlebten bewußt, Lenau aber, wie auch Alfred de Musset und Nadson bleiben subjektiv auch in ihrer Darstellungsweise.

Es sollte eigentlich eine ausgemachte Thatsache sein, daß besonders in Bezug auf einen lyrischen Dichter der Gedanke „le style c'est l'homme" seine unbeschränkte Wahrheit behält — der italienische Dichter und die Ackermann besitzen einen philosophischen Styl; man sieht gleich sehr klar ein, daß sie ihre Schmerzen und Leiden in Emotionen verarbeiteten, die in ihren Verstand, in ihr Bewußtsein übergingen. Daher zeichnen sich ihre Gedichte, um den trefflichen Ausdruck des Battista Alberti „la musica dell'architettura" anzuwenden, durch jene „Musik der Architektur" aus, die in enger Verbindung des schöpferischen Gedankens mit der dichterischen Form besteht, gleich dem Bilde des Bildhauers, das vom Marmor unlösbar ist.

Nicht so bei Nadson. Er empfindet mehr, als er denkt und vermag seine Gefühle in keine klare und bestimmte Denkform zu bringen.

Daher besitzt Nadson keinen selbständigen Styl: seine Empfindungen sind nicht in bewußte Emotionen übergegangen und seine Sprache ist keine Verkörperung

Digitized by Google

seiner Gefühle, welche nur zu oft die sprachlichen Grenzen zu sprengen suchen. In Leopardi vereinigte sich ein starker philosophischer Verstand mit dem unermeßlichen Schmerze und er „bediente sich des ersteren, um dem letzteren Ausdruck zu geben". In Nadson vereinigte sich ein höchst empfindsames Herz mit demselben grenzenlosen Schmerze. Wenn der italienische Dichter, um mit Robert Hamerling zu sprechen, „die Hölle mit den Melodien des Paradieses sang", so sind bei dem russischen Dichter die Grenzen zwischen dem Gedanken und dem Gefühle nicht so klar getrennt; deshalb fehlt Nadson auch jene Größe, jene Kühnheit des Gedankens, die Leopardi zum größten Lyriker des modernen Italien macht.

Der italienische Dichter leidet bewußt unter dem Drucke der „colonna adamantina" (der ehernen Säule), der „unsterblichen Langeweile" (noja immortale), gegen welche

„Machtlos ist Jugendmuth, machtlos
Der süße Laut von einer Rosenlippe,
Machtlos der zarte Blick, der zitternde, aus dunklem Augenpaar."

Nadson leidet, indem er noch mit sich selbst ringt, indem er sich noch nicht von seinen Idealen losgerissen und ihnen nicht entsagen kann.

Leopardi verwandelt das Subjektive ins Allgemeine, Nadson das Allgemeine ins Subjektive; Leopardi ruft kein Mitleid hervor, und wenn er auch als Lyriker von seiner eigenen Person spricht, so wählt er sie nur zur Illustration seiner mächtigen Gedanken. Nadson erregt Mitleid, ja noch mehr, er sucht es bei seinen Lesern. In der italienischen Dichtung nimmt Leopardi eine gesonderte, isolirte Stellung ein, denn, wenn pessimistische Akkorde sich auch bei anderen italienischen Dichtern von Tasso bis Stecchetti hören lassen, so können sie doch die Höhe derjenigen von Leopardi nicht erreichen. Leopardi hat den Weltschmerz gründlich und erschöpfend behandelt und ist, wie Schopenhauer sagt, von demselben „ganz erfüllt und durchdrungen".

In der russischen Literatur steht Nadson nicht allein, er hat in Poleschajew, Iwan Aksakow, wenn auch in Behandlung dieses Themas nicht so mächtige, so doch sehr bedeutende Vorläufer. „In der Geschichte unserer Poesie von Puschkin an", sagt der treffliche russische Kritiker Dobroljubow, „ist eine traurige Thatsache zu betonen, die noch ihre völlige Erklärung erwartet. Alles, was nur Bemerkenswerthes in unserer poetischen Literatur der letzten vierzig Jahre erschien, unterlag der Wirkung dieser Thatsache. Es besteht darin, daß das Ende der Thätigkeit unserer Dichter durch das Bewußtsein ihrer Ohnmacht und das Bedauern über die umsonst verschwendeten Kräfte ihrer Jugend bezeichnet wird".

Nicht nur bei dem durch und durch vom byronischen Dämonismus durchdrungenen Lermontow, selbst bei Puschkin finden wir Gedichte, die als Perlen der Weltschmerzdichtung angesehen werden müssen. Dennoch können wir weder den Einen noch den Anderen zur Weltschmerzrichtung zählen, denn die Unzufriedenheit, die bei dem Einen wilder, bei dem Anderen besonnener hervortritt, darf man nicht mit dem Pessimismus identifiziren. Das ganze Wesen muß von der Unzufriedenheit, nicht mit dem Leben unter ungünstigen Verhältnissen, sondern mit dem Leben als Naturerscheinung erfüllt sein — das eben verstehen wir unter dem Weltschmerz und das finden wir bei Nadson im höchsten Grade. Er kann nur keinen philosophischen Ausdruck dieser seinem Naturell entspringenden Unzufriedenheit verleihen, wie der italienische Dichter oder die begabte Ackermann.

Der Mensch ist auch für unseren russischen Dichter ein leidendes Wesen. Der Schmerz allein ist die einzige Wahrheit, die wir besitzen, denn das Leiden entstammt der Unzufriedenheit, und diese herrscht allenthalben. Wenn das Leiden

Digitized by Google

einen Zweck hätte, so wäre es wenigstens vernünftig; welches Ziel wohnt aber unserem Leben inne? Nur das eine — der Tod.

Die Lösung der Frage nach dem endgiltigen Ziele des menschlichen Daseins wird nach und nach unserem Dichter zur Lebensfrage, von der er überwältigt wird. Im Voraus allzu gut wissend, daß „nur ein Narr" noch auf Beantwortung dieser Frage warten kann, will er sich doch von keinem Wahne verlocken lassen, der ihm die nackte Wahrheit, der indischen Maja gleich, verhüllen würde. Die selbstzufriedenen Leute bedauern ihn und treten an unseren Dichter mit dem Rathe, zu glauben heran. „Glaube", sagen sie, „der Zweifel ist nur mit Qual verbunden; die urewigen Geheimnisse lassen sich ihres verhängnißvollen Schleiers nicht berauben." Allein der Dichter fertigt sie mit der Antwort ab: „Nein, glaubet ihr, Dunkelmänner, Hasenseelen! Aus Furcht vor der nackten Wahrheit will ich mich nicht betrügen lassen; ich folge nicht Eurer armseligen Schaar und dort, wo ich wissen muß, kann ich nicht glauben."

Was aber der Dichter wissen will, ist uns ja bekannt. Er sucht die Beziehungen des Pascal'schen unbegreiflichen Ungeheuers zu der ewigen Natur genau zu erkennen; er erstrebt die Lösung „der uralten Räthsel, worüber schon manche Häupter gegrübelt".

„. . . was bedeutet der Mensch,
Woher ist er kommen, wo geht er hin,
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen."

Er will wissen, wozu die Sonne aus dem Himmelsblau in ihren Strahlenwellen Licht und Leben ausströmt, wer der Schöpfer der ganzen mächtigen Natur und aller ihrer unzähligen Erscheinungen ist. Er will wissen, wozu der Mensch selbst geschaffen worden als Theil dieser Natur, mit seiner Seele, die ununterbrochen an ihrem zwecklosen Dasein leidet, mit der warmen Liebe im Herzen, mit dem Drange nach der Wahrheit, mit einem Bewußtsein seiner Kräfte und einem denkenden Verstande. Er will leben, nicht in beständiger Furcht sich das „Warum" vorzuführen, sondern so, daß jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick einen ewigen Sinn enthalte, welcher ihm das Recht zum Leben gäbe. Und wenn seine Frage unbeantwortet bliebe, wenn er mit Erbitterung zur Einsicht käme, daß kein Strahl der von ihm ersehnten Morgenröthe die Finsterniß, die dicht umnebelnde, zu durchdringen vermag, wozu dann ein Leben ohne Ziel und Bedeutung fristen? Er müßte vor seinem eigenen Gewissen vor Scham erröthen, ein solches zweckloses Leben fortzuführen; von Stolz und verachtendem Trotze erfüllt, müßte er dann ohne Thränen und Verdruß die Kette seiner Tage zerbrechen. . . .

In einem anderen Gedichte kommt schon Nadson zur Lösung der erwähnten Fragen, und zwar in dem Sinne, daß das Leben — seiner Natur nach — etwas Böses sei; das Leben ist ein schlimmes Spiel, zu dem der Mensch gute Miene zu machen gezwungen wird:

„Der gähnende Abgrund des Bösen, der vor meinen Augen sich aufthut, ist boden- und grenzenlos; und ich stehe an seinem Rande, von dem Nebel der unerträglichen Nacht erstickend, machtlos wie ein Kind, von dem schmerzlichen Gedanken verfolgt: „was bedeute ich, Pygmäe, mit meiner ganzen Liebe und Vernunft, meinem Willen und meiner Seele in dem grenzenlosen Meere des Märtyrerblutes, durch Jahrhunderte vergossen, von dem ewig Bösen der Menschen und ihrer ewigen Feindschaft? . . ."

Die große, weite Welt erscheint unserem Dichter blos als ein Kerker, in dem die Natur uns gefesselt hält, und Nadson zieht aus der Betrachtung des

Digitized by Google

Lebens den traurigen Schluß, zu dem auch sein genialer Vorläufer gelangte: „Wozu ist unser Leben nütz? — Nur, es zu verachten!“

In einem sinnreichen Gedichte vergleicht er sich mit einem Wurm,

„Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.“

„Vom Schicksale zermalmt, wälze ich mich, wie ein Wurm kriechend, in Todesangst; und in den letzten Athemzügen röchelnd, ringe ich noch mit dem grausamen Geschicke und lasse mich von ihm nicht demüthigen. Das Leben aber, meiner spottend, fährt fort, sein lustiges Spiel zu treiben in den Reden der tobenden Menge, in den Blumen des neuerwachten Frühlings, im Gesange der sorglosen Vögel und im Sonnenscheine des rauschenden Tages. Mit festen Schritten und grimmigem Blicke geht die Königin Leben vorwärts und, einem reißenden Strome gleich, zieht sie mit sich die armen Menschen. Und ich, ich greife heftig den Saum ihres Kleides und strenge mich an, sie mit meinem Hohne und meinen Lästerungen aufzuhalten. „Bleibe, rufe ich ihr nach, in machtlosem Zorne, in Deinen Gesetzen ist kein Sinn und in Deiner Bewegung kein Zweck. Wie eitel und blind Du bist! Eine Sklavin der Leidenschaften, des Lasters, bist Du empörend dumm und grausam.“

Allein die stolze Königin beachtet ihn gar nicht, sie schreitet wie zuvor hochmüthig vorwärts und läßt seinen verzweifelten Schrei spurlos verschallen in der Lebenswüste und „ich“, sagt der Dichter, „ersticke blutend, zerschlagen und betäubt — ein Wurm, vom Schicksal zertreten unter der millionenköpfigen Menge.“

Es existirt doch eine Wissenschaft, könnte man unserem unglücklichen Dichter entgegnen; der Mensch strebt doch nach Vervollkommnung seines physischen und geistigen Wesens, die Menschheit hofft doch einmal Gleichheit und Brüderlichkeit ins Leben zu rufen.

Allein eben das ängstigt den Pessimisten. Mit dem deutschen Dichter antwortet er, daß

„Nur im Streben ist das Leben,
Im Erreichen ist der Tod.“

Wenn er sich in diese vom besten und edelsten Theile der Menschheit ersehnten zukünftigen Zustände versetzt und alle seine Ideale verwirklicht sieht, fühlt er sich dennoch so unglücklich, daß sein umnachteter Blick zurück, in die Vergangenheit schweift.

In einem in tiefen Empfindungen wurzelnden Gedichte „Die Zukunft“ äußert unser Dichter höchst verzweifelte Gedanken über das mögliche Eintreten eines solchen Zustandes. Nadson scheint aus dem erwähnten Gedichte mit prophetischer Stimme zu sprechen, und zwar fängt das Gedicht selbst mit den apokalyptischen Worten an: „es werden Tage großer Verwirrung kommen“. Der Mensch, müde von der Zwecklosigkeit seines Weges, wird endlich einsehen, daß es keine Rettung gebe und daß man weiter nicht mehr gehen kann. Er ist schon kein Sklave, vielmehr Herr seines Schicksals. Und dennoch wird ihm die Unzufriedenheit keine Ruhe geben. Die ganze Vergangenheit mit all ihrem Blut und Greuel wird dann vor ihm aufstehen. Der Mensch sieht dort in der weiten Ferne Kreuze, an die man Freiheitskämpfer genagelt, Geißeln in den Händen der blutgierigen Henker, Scheiterhaufen, auf denen man zu Ehren verschiedener Götzen Propheten und Volksführer verbrannt. Und es quält ihn dann eine bis in die Tiefen seines Gemüthes eindringende Frage: „Wozu all diese Opfer und Leiden? Wozu so spät zur Einsicht kommen, daß dem ganzen Wirrnisse des Weltalls blos das eine Ziel innewohnt — die Ruhe des Nichtseins?“

Digitized by Google

Hier erinnert uns der russische Dichter einerseits an die gedankenreichen dramatischen Szenen des Ungarn Emerich Madách und andererseits an Giacomo Leopardi, der mehr als ein Mal in seinen genialen „Conti" dasselbe Motiv anschlägt:

„Meinem Aug' ist nachtumgraut
Die Zukunft, und, was ich erblicke, schrecket
Mich so, daß Traum und leeres Wähnen die Hoffnung scheint."

Unser russischer Pessimist theilt auch mit Leopardi die feste Ueberzeugung, daß als die einzige absolute Wahrheit für den Menschen nur der Schmerz gelten kann. Sein ganzes poetisch-pessimistisches Glaubensbekenntniß faßt Nadson in einem seiner von tiefem Schmerze durchdrungenen Gedichte zusammen, das dem Grundgedanken nach mit dem berühmten „A se stesso" von Leopardi viel Aehnlichkeit hat. „Du närrischer Mensch", sagt zu sich selbst unser junge Dichter, „leide nicht und liebe nicht den Menschen! Du bist zu bedauern und zu bemitleiden, indem Du Deine Liebe und Deinen Schmerz einer Chimäre weihst, die blos Deiner krankhaften Phantasie zu entspringen scheint. Erstarre, sterbe. . . . Verschwende nicht erfolglos Deine Kräfte. Laß das Menschenblut stromweise sich in das Leben ergießen und laß das Laster unbeschränkter Herrscher sein. Ob Gutes oder Böses Dich umgiebt, — die Vergessenheit und das Grab bleiben doch immer das Endziel und Weltresultat."

Ausgehend von dem Gedanken Leopardi's, der seinem Herzen zuruft: „Hör' auf zu schlagen, denn Dein Pochen ist nutzlos und die Erde ist keinen Seufzer werth", kommt Nadson zur Betrachtung aller übrigen Erscheinungen im Mikrokosmos, in der Menschenseele. Liebe ist für ihn nur ein Spaß aus Müßiggang, sie ist nicht eine reine Seelenflamme, die den Menschen läutert und verklärt, sondern ein Feuer im erhitzten Blute, ein drückender Alp, ein schwerer Rausch eines Betrunkenen. Von einer anderen Liebe träumte einst der ideale Dichter, jene war ganz Gedanke, ganz Schönheit, von Blumen umflochten, mit jungfräulichem Lächeln und reinem Herzen. — „Das Mittelding von Engel und von Vieh", wie Albrecht Haller den Menschen nannte, nimmt für unseren Dichter in der großen und ganzen Natur keine bestimmte Stellung ein. Mit dem „christlichen Prometheus" Pascal stimmt Nadson vollkommen überein, daß der Mensch nicht weiß, wohin er gehört. Der Mensch ist voll von Widersprüchen, die ihn blos verwirren; der Gegensatz zwischen „dem Erhabenen" und „dem Elend" ist zu schroff, als daß diese unüberbrückbare Kluft dem empfindsamen Menschen nicht Furcht und Grauen einflößte.

Darin besteht nämlich das Hauptmerkmal des Weltschmerzes — in der krankhaft entwickelten Individualität, welche ihr Glück nicht im Glücke Anderer sieht, sondern in Etwas, was ihr Glück unabhängig von dem aller anderen Mitmenschen mache. Es ist bekannt, daß der Byronismus zuerst als Protest der entwickelten Individualität auftrat im Namen ihres unbeschränkten Glückes.

In den Grenzen des Byron'schen Dämonismus behielt noch der Weltschmerz seine titanischen Gesichtszüge, der Mensch fühlte noch eine unermeßliche Kraft, gegen die finsteren Mächte in der Natur und Gesellschaft ins Feld zu ziehen. Wenn aber der Mensch zur vollen Einsicht seiner Schwäche gelangt und dabei das mächtige Verlangen das geschwächte Vermögen überholt, da tritt schon eine andere psychische Erscheinung ein, Jammer und Klage über die Unversöhnlichkeit des Ideals mit der Wirklichkeit. Je höher und weiter bei solchen, so zu sagen dualistischen Naturen das Ideal vom Wirklichen absteht, desto größer muß bei ihnen die Verzweiflung an der Möglichkeit sein, es jemals erreichen zu können.

Digitized by Google

Wenn Lessing das Ziel des Lebens im Ringen nach Wahrheit sieht und die Seligkeit ihres vollen Besitzes den Engeln im Himmel überläßt, so stellen die Pessimisten das dämonische Verlangen nach der „absoluten" Wahrheit, von der sie in der Natur keine Spur antreffen. Sie sehen nicht wie die Optimisten „eine Freude an der Bethätigung unserer Kraft, in der Förderung unseres inneren oder äußeren Besitzes, in der Befriedigung unseres menschlichen Verlangens nach dem Guten, Schönen und Wahren", denn sie treten eben mit der Frage hervor, was das Schöne, Wahre und Gute zu bedeuten habe, und theilen mit der metaphysisch-optimistischen Schule den absoluten, unpositiven Ausgangspunkt ihrer, obgleich in den Resultaten verschiedenen, Weltanschauung. Sie wollen die Natur durchaus ihres Schleiers berauben und bilden sich ein, hinter ihn einen Blick geworfen und anstatt des optimistischen Etwas ein bloßes Nichts gefunden zu haben. Und das Leben ist „eine Schaumwelle in dem großen Meere des Nichts", ein böser Traum, in dem der Mensch vergebens irgend welche reale Gesetze aufzufinden sich die Mühe giebt.

Nadson kommt oft und mit besonderer Vorliebe auf dieses Thema. Nachdem er uns in mehreren Gedichten die sogenannten Lebenskontraste, die Antithese zwischen „Erhabenheit" und „Elend" vorführt, sagt er ein Mal: „Und das bedeutet Leben? ... Und das ist die Schöpfungskrone, der vernünftige Mensch? ... Allein in diesem widerwärtigen Getümmel und bunter Abwechslung von verschiedenartigen Erscheinungen läßt sich kein Gedanke, kein Sinn wahrnehmen, wie in einem fieberhaften, ängstigenden Traum."

Manchmal schleicht an ihn die Hoffnung, die ihm Glück und Liebe verspricht und den Ersatz für das Verlorene in Aussicht stellt. „Aber nicht dem ist Ruhe gewährt, der im Fegefeuer des aufrichtigen Zweifels Alles im Leben geprüft hat. Und es giebt für mich, schließt der Dichter, keine Hoffnung und kein Selbstvergessen und ewig muß ich kämpfen und leiden."

Wohin er auch blicken mag, überall tritt an ihn die ewige Finsterniß, er schaut in sein eigenes Herz und sieht es bluten. Wofür? ...

Die Unzufriedenheit mit dem Dasein wurzelt tief in seiner psychischen Organisation, die von jeder Erscheinung der Außenwelt erregt und erschüttert wird. Ein innerer Wurm wühlt in seiner empfindsamen Seele, er nagt an seinem Lebensmarke und verwandelt die Naturempfindungen des gesunden Naturmenschen in reflektorisch verarbeitete Gefühle eines überreizten und entnervten Gemüthes. Unser Dichter kann mit Heine sagen: „Ich hab' durchschaut den Bau der Welt und hab' zu viel geschaut und hin ist alle Freude und ew'ge Qualen zogen in mein Herz." Nicht zu schauen aber in die Lebenstiefen ist für solche Naturen unmöglich: denken bedeutet für sie leiden, und das Leiden macht ihr Leben aus.

Deshalb hat Nadson vollkommen recht zu behaupten: „An jedem Gedichte war ich krank, jeder schöpferische Gedanke hat mich gemartert."

Die vom düsteren Flor umhüllte Muse des unglücklichen Dichters sagt ja selbst von sich: „Mit Schönheit habe ich nicht prunken können, ich litt mit Dir zusammen. ... Der einsamen Trauer unverstandener Schrei, bittere Thränen, Thränen im Kampfe mit der rohen Noth — das war meine Wiege, das war der Born, der Schimmer und Glanz Deiner dichterischen Schöpfung."

Nadson ist zum Lieblingsdichter der russischen Jugend geworden und wird in der poetischen Nationalliteratur Rußlands eine bedeutende Stellung einnehmen. Unter den Nadson'schen Gedichten befinden sich echte Diamanten, ähnlich denen nur wenige in der Dichterkrone von Puschkin oder Lermontow zu finden sind,

Digitized by Google

wie z. B. das von einem rein Shelley'schen Geiste durchwehte Gedicht, „Meine Muse ist gestorben", „Das Leben", „Die Mutter" und mehrere andere.

Wir schließen unsere kurze Skizze einer Charakteristik des Dichters mit den eigenen Worten Nadson's, in denen er sich selbst und seine Dichtung zu schildern sucht:

„Habt Ihr ihn gekannt, den Dichter? Er war ein Ehrenmann. Nicht nach Ruhm strebte er im Leben: er kämpfte in seinen Gedichten mit dem schweren Nebel, er litt in ihnen mit dem verfolgten Bruder. Er war ja selbst vom grausamen Geschick verfolgt, selbst trug er von Jugend auf schwere Ketten, selbst war er gedemüthigt, verhöhnt und gekränkt; er litt ja selbst nicht wenig und liebte bis zum Wahnsinn; in seinen Gedichten stimmte er keine falschen Töne an. Mit schönem Gewande hat er nie seine Muse geschmückt, um nach sich die Menge zu locken. Und wenn sein Vers von Gift durchtränkt ist, so hat doch das Gift auch ihn nicht geschont; und wenn sein Gesang als ein lauter Angstruf durch die finstere Nacht ertönte, so hat doch diese Angst auch ihn verzehrt. . . ."

In Sachen Brentano contra Marx.

In meiner Vorrede zur vierten Auflage von Marx' „Kapital", I. Band, war ich genöthigt, den Verlauf der von Herrn Lujo Brentano s. Z. beliebten anonymen Kampagne gegen Marx zu berichten, einer Kampagne auf Grundlage der Anschuldigung, Marx habe ein Zitat aus einer Rede Gladstone's gefälscht.

Herr Brentano hat hierauf geantwortet in einer Broschüre: „Meine Polemik mit Karl Marx. Von Lujo Brentano. Berlin, Walter und Apolant 1890." Die Antwort hierauf werde ich ihm nicht schuldig bleiben.

Inzwischen bringt Nr. 49 vom 4. Dezember 1890 des „Deutschen Wochenblatts" eine fernere Notiz in dieser Angelegenheit, worin es heißt:

„Offenbar ist Niemand befugter, diesen Streit um den Wortlaut der Gladstone'schen Rede zu entscheiden, als Gladstone selbst. Es ist deshalb von besonderem Interesse, daß Gladstone in Folge des Wiederabdrucks der Brentano'schen Polemik mit Marx zwei Briefe an Brentano gerichtet hat. Am 22. November schreibt Gladstone an Brentano: „Sie haben völlig Recht und Marx vollständig Unrecht", und am 28. November: „Ich habe keinerlei Veränderung vorgenommen."

Was soll das heißen? Worin „haben Sie völlig Recht", und worin „Marx vollständig Unrecht?" Womit habe „ich keinerlei Veränderung vorgenommen?" Wie das dasteht, kann es Alles heißen oder auch Nichts. Warum beschränkt sich Herrn Brentano's Mittheilung auf diese zwei kurzen Sätze?

Entweder hat ihm Herr Gladstone nicht erlaubt, die ganzen Briefe zu veröffentlichen. Dann ist das Beweis genug, daß sie Nichts beweisen.

Oder aber, Herr Gladstone hat die Briefe von vornherein für die Oeffentlichkeit geschrieben und Herrn Brentano deren beliebigen Gebrauch gestattet. Dann beweist die Veröffentlichung nur jener nichtssagenden Auszüge erst recht, daß Herrn Gladstone's Aussage in ihrer Gesammtheit für Herrn Brentano unverwerthbar ist, und ebendeshalb wie oben „zurechtgestümpert" wurde.

Um zu wissen, was obige zwei Sätzchen werth sind, müssen wir nicht nur die beiden Briefe Herrn Gladstone's, sondern auch die entsprechenden des Herrn Brentano vor uns haben. Und solange nicht die ganze zwischen Beiden in dieser Sache geführte Korrespondenz in der Originalsprache veröffentlicht ist, sind obige Fragmente für die Streitfrage absolut bedeutungslos und nicht das Papier werth, worauf sie gedruckt sind.

F. Engels.

Digitized by Google

Notizen.

Ueber die Zunahme der Frauenarbeit enthält der kürzlich ausgegebene „20. Jahresbericht des arbeitsstatistischen Bureaus von Massachusetts" (S. 519—601) eine ungemein lehrreiche Darstellung, die leider nur über ein Jahrzehnt ausgedehnt werden konnte, da wohl für 1885 und 1875 genügende staatliche Aufnahmen vorhanden sind, aber nicht für weiter zurückliegende Zeiträume. Wir versuchen, die Resultate aus diesem industriell hochentwickelten Staate der nordamerikanischen Union möglichst kurz und übersichtlich zusammenzustellen.

Die gesammte männliche Bevölkerung von Massachusetts betrug 1875 794 383, 1885 932 884 Köpfe; die Zahl aller weiblichen Einwohner 1875 857 529, 1885 1 009 257.

Erwerbsthätig (engaged in gainful pursuits) waren:

	von den männlichen Einwohnern	von den weiblichen Einwohnern
1875	499 395	182 906
1885	600 769	300 999

Von je 100 weiblichen Einwohnern mußten sich demnach selbst ganz oder theilweise unterhalten 1875: 21,33, 1885: 29,82. Das heißt also: die Zahl der Frauen, die nicht mehr in ihrem „Familienberuf" aufgingen, wuchs im Laufe eines Jahrzehnts um 118 093 oder 64,56 Prozent, während die gesammte weibliche Bevölkerung nur um 17,69 Prozent stieg!

Natürlich ist dadurch die Zusammensetzung des gesammten Arbeitskörpers in Massachusetts wesentlich verschoben worden. 1875 bestand er zu 73,19 Prozent aus Männern und zu 26,81 Prozent aus Frauen, 1885 aber bildeten die Männer nur noch 66,62 Prozent, die Frauen dagegen 33,38 Prozent.

Die Gesammtheit der erwerbsthätigen Frauen gliederte sich wiederum nach den Lebensaltern in folgender Weise:

0,13	Prozent	waren	10—13	Jahre	alt
23,19	„	„	14—19	„	„
41,08	„	„	20—29	„	„
15,05	„	„	30—39	„	„
8,72	„	„	40—49	„	„
5,45	„	„	50—59	„	„
5,86	„	„	60—79	„	„
0,51	„	„	80 und mehr Jahre alt.		

Bei 0,01 Prozent der erwerbsthätigen weiblichen Bevölkerung war das Alter nicht angegeben. Ueber $^4/_{10}$ aller erwerbsthätigen Frauen standen demnach im Alter von 20—29 Jahren, sie bildeten von der gesammten gleichaltrigen weiblichen Bevölkerung von Massachusetts 59,77 Prozent. Die Erwerbsthätigen zwischen 14 und 19 Jahren machten von allen gleichaltrigen Mädchen sogar 61,11 Prozent aus. Dagegen arbeiten von den Frauen zwischen 30 und 39 Jahren nur 30,44 Prozent, von allen zwischen 40 und 49 Jahren nur 22,58 Prozent und einige höhere Altersklassen zeigen ein noch tieferes Sinken der Betheiligung. Die Wirkung der heutigen Ehe und des heutigen Familienlebens tritt in dieser verhältnißmäßig schwächeren Betheiligung der über 30 Jahre alten Frauen deutlich hervor. Während von den erwerbsthätigen Männern 32,21 Prozent verheirathet waren, fand man unter den Arbeiterinnen nur 11,71 Prozent Vermählte. Doch ist die Zahl der erwerbsthätigen Ehefrauen immerhin seit 1875 um 39,64 Prozent gewachsen (Witwen und Ehegeschiedene sind immer mit als „married females" gerechnet).

Nach dem Berichte des Arbeitsstatistikers möchte man annehmen, daß die Weiber mehr wie die Männer zeitweilig arbeitslos sind: mehr wie ein Fünftel (20,92 Prozent) seien 1885 für eine längere oder kürzere Periode außer Beschäftigung gewesen. Aus den Mittheilungen geht nicht hervor, wieweit diese periodische Arbeitslosigkeit der etwaigen stärkeren Betheiligung der Frauen an Saisongewerben oder der größeren Rücksichtslosigkeit der Unternehmer gegen die widerstandslosen, weil unorganisirten weiblichen Arbeitskräfte zuzuschreiben ist.

Aus anderen Theilen des Berichtes möchten wir noch zwei Thatsachen als hierher gehörig hervorheben.

Digitized by Google

Die eine wird nicht überraschen: sie betrifft die schlechtere Löhnung der weiblichen Arbeit (siehe: classified weekly wages, S. 403—443). Während von allen männlichen Arbeitern der manufacturing and mechanical industries*) von Massachusetts nur 20,61 Prozent weniger als 1 Dollar (4 Mark) den Tag verdienen, bringen es 72,94 Prozent aller weiblichen Arbeitskräfte dieser Berufszweige auf keinen höheren Lohn. Mehr wie 9 Dollars die Woche verdienen 63,78 Prozent der Männer und nur 10,26 Prozent der Weiber.

Auf den ersten Blick überraschend ist die weitere Mittheilung, daß nämlich da, wo die Arbeit der Frauen und Minderjährigen stark vertreten, wo also wohl auch der Lohn stark gedrückt ist, doch die Arbeitszeit eine Tendenz zur Verkürzung zeigt (vergl. daily working time p. 445—517). Diese Thatsache dürfte einfach daraus zu erklären sein, daß für Frauen und Unerwachsene in Massachusetts ein Zehnstundengesetz besteht, und daß wegen des nothwendigen Zusammenarbeitens von Männern, Frauen und Kindern dadurch, besonders in der Textilindustrie, auch die Arbeitszeit für die erwachsenen Männer nothwendig eine Einschränkung erfährt.

Die Impfung. Der bedeutendste Einwand, den die Impfgegner (als solche nennt das Brockhaus'sche Konversationslexikon, 13. Aufl. „Naturärzte, Vegetarianer, Pietisten, einzelne Geistliche und die (!) Sozialdemokraten") gegen die Kuhpockenimpfung vorbringen können, ist die Gefährdung des Geimpften durch gewisse Krankheiten, Impfrothlauf, Uebertragung von Syphilis und Skrophulose ꝛc. Dieser Einwand betrifft nicht das Wesen der Impfung an sich, sondern nur die Art ihrer Ausführung. Deren Gefahren werden auf ein Minimum verringert, wenn man an Stelle von Menschenlymphe nur Thierlymphe verwendet. In Preußen macht denn auch die Impfung mit letzterer erfreuliche Fortschritte, wie folgende Zahlen zeigen, die wir dem Artikel „Das Impfwesen in Preußen" von Prof. Dr. A. Guttstadt im letzten Heft der Zeitschrift des preußischen statistischen Bureaus entnehmen.

Es wurden zur Impfung verwendet:

	1887		1888	
I. Erstimpfung:				
1. Menschenlymphe:				
a. von Körper zu Körper	153 193	= 19,1 Proz.	111 414	= 13,4 Proz.
b. Glycerinlymphe	158 904	= 19,8 „	129 071	= 15,6 „
c. anders aufbewahrte	38 262	= 4,8 „	30 079	= 3,6 „
2. Thierlymphe:				
a. von Körper zu Körper	11 439	= 1,4 „	3 946	= 0,5 „
b. Glycerinlymphe	291 942	= 36,4 „	414 770	= 50,0 „
c. anders aufbewahrte	133 064	= 16,6 „	123 818	= 15,0 „
3. Unbekannter Impfstoff	15 036	= 1,9 „	15 898	= 1,9 „
II. Wiederimpfung:				
1. Menschenlymphe:				
a. von Körper zu Körper	136 468	= 19,2 „	100,179	= 13,9 „
b. Glycerinlymphe	144 531	= 20,4 „	105 409	= 14,6 „
c. anders aufbewahrte	30 695	= 4,3 „	24 735	= 3,4 „
2. Thierlymphe:				
a. von Körper zu Körper	9 292	= 1,3 „	6 450	= 0,9 „
b. Glycerinlymphe	266 859	= 37,6 „	373 753	= 51,8 „
c. anders aufbewahrte	118 135	= 16,6 „	106 053	= 14,7 „
3. Unbekannter Impfstoff	4 191	= 0,6 „	4 494	= 0,6 „

Es sind also innerhalb eines Jahres die Impfungen mit Menschenlymphe bei Erstimpfungen von 43,7 Prozent auf 32,6 Prozent, bei Wiederimpfungen von 43,9 Prozent auf 31,9 Prozent zurückgegangen; dagegen hat sich die Zahl der Impfungen mit Thierlymphe bei Erstimpfungen von 54,4 Prozent auf 65,5 Prozent, bei Wiederimpfungen von 55,5 Prozent auf 67,4 Prozent gehoben; sie betrug also 1888 bereits zwei Drittel aller Impfungen.

*) Oben sind natürlich auch die Hausmädchen, Lehrerinnen, weiblichen Beamten u. s. w. mitgerechnet.

Digitized by Google

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit. (Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **L. v. Osta.**

Neuntes Kapitel.
Angeknüpftes wird fortgesponnen.

Prinz Friedrich galt in seinen Bekanntenkreisen für einen soliden und bis zur Peinlichkeit gewissenhaften Menschen. Nie, auch in der lustigsten Champagnerstimmung nicht, ließ er sich dazu fortreißen, mit seinen Erfolgen bei den Damen zu renommiren, oder auch nur der Thatsache derartiger Erfolge Erwähnung zu thun. Und doch war er kein „Joseph", wie der „merkwürdige" Kuno von Rosen, sondern, wie alle Welt wußte, von den Damen unglaublich verwöhnt und ein Lebemann, der nicht leicht einen sich ihm darbietenden Genuß moralischer Bedenken wegen von sich wies.

Uebrigens hielt er sich auch für sehr gediegen und solide und pflegte sich seinen jeweiligen „Flammen" gegenüber dieser Tugenden zu rühmen. Er war thatsächlich, so lange eine seiner „Liaisons" währte, der betreffenden Dame bedingungslos treu, während er wußte, daß es Andere damit durchaus nicht genau nahmen. Bei seinen oberflächlichen Salon-Kurmachereien, die für ihn einfach zum guten Ton gehörten, vermied er gewissenhaft, Herzenstöne anzuschlagen, um nicht Hoffnungen zu erwecken. Wenn die jungen Damen, denen er Aufmerksamkeiten erwies, sich dennoch einbildeten, er liebe sie, so war das nicht seine Schuld. Wenn er freilich einem solchen bedauernswerthen Mißverständniß auf die Spur kam, so zog er sich zurück und entschloß sich sogar, sehr gegen seine Neigung, Unhöflichkeiten zu begehen, um die Betreffende aufzuklären.

Wenn der Prinz über sein Leben und seine Prinzipien nachdachte, so fand er immer, daß er viel besser war, als Andere, z. B. Aurange und Waldow, und das gereichte ihm zur Genugthuung.

Jene machten sich nicht allein kein Gewissen daraus, unschuldige Mädchen zu verführen, sondern rühmten sich auch noch solcher Gemeinheit. Er dagegen hätte es ganz und gar ehrlos und schändlich gefunden, ein armes, dummes, kleines Ding mit List und Kunst ins Unglück zu locken. Diese Zartheit des Gefühls war ihm angeboren, wie er sich mit einigem Stolz selbst sagte; er war eben eine „durch und durch vornehme" Natur, der alle Rohheit fern lag. Wenn sich die Schönen ihm freilich gradezu in die Arme warfen, dann stieß er sie natürlich nicht von sich, und er war auf diese Weise trotz all seiner Gewissenhaftigkeit schon zu einer Reihe von Liebeserfahrungen gelangt, um die ihn manch Schlimmerer beneidet hätte. Seine Maitressen — er selbst vermied diesen mit häßlichem Beigeschmack behafteten Ausdruck peinlich — waren fast nur Damen aus der Gesellschaft gewesen, unverstandene und unglückliche Ehefrauen meist, die ihn mit ihrer Leidenschaft beglückt hatten. Da er es also durchweg mit gebildeten und wirklich liebenden Damen zu thun gehabt, war er niemals der frivolen Auffassung und zynischen Weiberverachtung anderer Lebemänner verfallen. Er liebte nicht allein diejenigen, die ihn beglückten, sondern ehrte sie sogar, die einen mehr, die anderen weniger, je nach den verschiedenen Charakteren. Auch war er ängstlich auf Wahrung ihres Rufes bedacht.

Digitized by Google

Das Fatale und Widerwärtige dieser „gediegenen Liaisons“ lag immer in deren Ende. Den Damen wollte das Temporäre und Episodische solcher Verhältnisse nicht einleuchten. Und doch lebten sich diese von sinnlicher Leidenschaft genährten Liebschaften so schnell aus! Die Gluth erlosch auf beiden Seiten, und dann wünschte der Prinz ein ruhiges Auseinandergehen in aller Freundschaft. Aber fast immer kam es erst zu Thränen und bitteren Anklagen, ja bisweilen selbst zu Drohungen. Da wurden die feinen Damen in ihrer maßlosen Heftigkeit gelegentlich zu Fischweibern, und dann widerten sie ihn an. Hatte er sich glücklich frei gemacht, so nahm er sich gewöhnlich vor, diese Erfahrung die letzte sein zu lassen. Aber was half es ihm? Die Damen **wollten** ihn nun einmal nicht in Frieden lassen. Was ihn auf dem Ball der Tronsau an die Seite der süßen kleinen Feo gezogen, war doch der redliche Wunsch gewesen, sie seiner Theilnahme zu versichern und sie zu trösten! Nun war wieder die alte Geschichte daraus geworden! —

Nie, so lange man sich ihrer erinnerte, war Feo Werdenried so unwiderstehlich reizend und animirt gewesen, als während der zweiten Hälfte des Tronsau'schen Balles. Es schien mit einem Mal ein bisher unbemerkter Zauber von ihr auszugehen, der die Herrenwelt anzog, wie ein Licht die Mücken.

Sie derartig umschwirrt und gefeiert zu sehen, war für die mütterliche Eitelkeit der Gräfin Werdenried ein Triumph, dessen Genuß nur durch einen Gedanken etwas verkümmert wurde, nämlich, daß Feo doch vielleicht eine glänzendere Partie hätte machen können, als den bürgerlichen Fabrikanten Oldesloh.

Der Gräfin Aufmerksamkeit wurde indessen durch ein anderes Interesse von Feo abgelenkt. Waldow stellte ihr nämlich den Legationsrath Baron Aurange vor, nachdem er angedeutet, daß dieser zukunftsreiche junge Diplomat eigens von Madrid nach Berlin gereist sei, um sich hier eine Frau zu suchen. Sofort stand es bei der Gräfin fest, diese Frau müsse der Baron in ihrer Tochter Asta finden; denn so viel Enttäuschungen sie auch schon in Bezug auf ihrer Töchter Heirathsaussichten erlebt, so hoffte sie doch immer wieder von Neuem.

Aurange führte sich damit ein, daß er Feos Schönheit pries und sie die Königin des Balles nannte.

„Feo gefällt immer“, antwortete die Gräfin mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln, „und doch ist Asta eigentlich die Hübschere. Sehen Sie, dort spricht sie eben mit Fräulein Nettelboom.“

Aurange erbat sich die Erlaubniß, Komtesse Asta um eine Extratour ersuchen zu dürfen und eilte zu ihr hin.

Entzückt blickte die Gräfin dem tanzenden Paare nach. „Sie sehen brillant neben einander aus“, dachte sie. „Das wird ihm nicht gleichgiltig sein. Gerade bei den Gesandtschaften spielt das Aussehen eine so große Rolle. Die Nettelboom sah eben im Vergleich zu Asta wie ein Koloß aus.“

Um vier Uhr Morgens fuhr die Gräfin mit ihren Töchtern nach Hause. Zwei Herren trugen Feos Kotillon-Blumen in den Wagen nach.

Asta hatte nur zwei Bouquets, wie die besorgte Mama feststellte; aber sie war mitunter auch schon ganz leer ausgegangen.

„Von wem?“ forschte die Gräfin eifrig.

„Die Blumen?“ meinte Asta gleichgiltig. „Diese gab mir Lieutenant Rosen und die anderen Herr von Aurange.“

„Macht Dir Lieutenant Rosen den Hof?“

„Nein.“

„Er wäre auch nichts für Dich; denn er ist ganz arm, wie die Rosen's

Digitized by Google

alle. Herr von Aurange dagegen ist ein junger Mann, auf dessen Auszeichnungen jedes Mädchen stolz sein darf. Ich hörte, er habe Dich ziemlich auffallend bekourt."

„Er hat einige Male mit mir getanzt und eine Menge liebenswürdige Dinge gesagt."

Die Gräfin strahlte. „Ich merkte gleich, daß Du ihm gefielst!" rief sie; „wie ein Pfeil schoß er auf Dich zu!"

Feo hätte berichten können, daß auch sie mit Aurange getanzt, Blumen von ihm empfangen und Schmeicheleien angehört habe. Aber sie lehnte in selige und süße Erinnerung versunken in der Wagenecke und war der Gegenwart entrückt.

„Herr von Aurange scheint sich für Eugenie Nettelboom zu interessiren", sagte Asta nachdenklich.

Die Gräfin fuhr auf.

„Wie denn? was meinst Du damit?"

„Daß er für sie zu schwärmen scheint. Er sah sie immer so ganz besonders an und sprach viel ernsthafter mit ihr, als mit mir zum Beispiel."

„Wie soll man auch mit einem solchen Blaustrumpf anders sprechen als ernsthaft?" meinte die Gräfin beruhigt. „Scherz verstehen diese gelehrten Frauenzimmer ja gar nicht. Aber Ihr könnt mir glauben, die Herren sind immer froh, wenn sie ihnen den Rücken kehren dürfen! Am wenigsten fällt es ihnen ein, solch' ein verbildetes Wesen heirathen zu wollen."

„Das ist in diesem Fall auch ganz gut, denn Eugenie würde ihn wahrscheinlich doch nicht nehmen."

„Glaube doch nicht, daß sie so thöricht wäre!" meinte die Gräfin mit überlegenem Lächeln. „Du liebst es, Deine Freundinnen zu idealisiren, mein gutes Kind. Aber eine Nettelboom müßte ja geradezu verdreht sein, wenn sie einen Mann, wie Aurange ausschlüge. Ein guter Name, eine aristokratische Erscheinung, weltmännische Manieren und Esprit und bei alledem den Botschafterposten in sicherer Aussicht! Auch das verwöhnteste Mädchen kann nicht mehr verlangen. Ich habe ihn aufgefordert, morgen zu unserem five o'clock-tea zu kommen."

„Mama!" rief Asta unwillig erröthend. „Ohne daß er Besuch gemacht hat?"

„Aber liebes Kind, wie kannst Du nur so pedantisch sein! Du mußt doch bedenken, daß er eben erst aus dem Süden kommt, wo die Geselligkeit so viel freier ist und daß ihn unsere nordische Steifheit unangenehm befremden muß. Er wird es uns Dank wissen, wenn wir ihn unter uns zu Hause machen."

„Er wird denken, Du wolleſt ihn heranlocken, um ihm Deine Tochter aufzuhängen!" rief Asta bitter.

„Aber Asta! Wie kannst Du Dich nur so gewöhnlich ausdrücken?! Mit diesem schroffen, wenig verbindlichen Wesen wirst Du es noch dahin bringen, als alte Jungfer zu versauern! Du brichst mir noch das Herz."

Und die Gräfin begann, um weiteren unliebsamen Erörterungen vorzubeugen, ein wenig zu weinen.

* * *

Einige Tage später ging Feo Werdenried langsam zwischen Potsdamer Thor und Kanalbrücke auf und nieder, obwohl es seit einer halben Stunde in kleinen, dichten Flocken schneite.

„Gnädigste Komtesse?" sagte plötzlich Jemand dicht hinter ihr.

Es war recht gut, daß der dunkle Schleier ihr glühendes Erröthen barg.

„Endlich!" sagte sie in hastigem Flüstern. „O Gott, wie entsetzlich lang

Digitized by Google

ist mir die Zeit geworden! Ich liebe Dich zum Sterben! Ich kann gar nichts mehr denken den ganzen Tag und die Nacht, als nur immer Dich. Und wenn ich schlafe, träume ich von Dir. Was soll nur aus mir werden?!"

Er war während ihrer leidenschaftlichen Auslassungen ziemlich rasch neben ihr hergegangen. Jetzt blieb er bei dem ihn erwartenden Koupe stehen und öffnete den Wagenschlag.

„Steig rasch ein, Liebchen!"

Sie folgte seiner Weisung unbedenklich und schleunig. Der Wagen rollte fort.

„Wenn mich aber Jemand erkannt hat?" fragte sie, sobald seine stürmischen Liebkosungen sie zu Athem kommen ließen.

„Dann hat sich Jemand geirrt. Wer will Dir denn etwas beweisen? Noch obendrein bei Schneetreiben und dieser neidischen Vermummung!"

„Ach Liebster, ich fürchte mich so sehr, wenn Du nicht bei mir bist!"

„Wer wird nur so bange sein?! Was ich Dir rathe, darfst Du ruhig thun. Es giebt freilich schlechte, gewissenlose Männer, aber durch mich ist noch nie ein Mädchen in Ungelegenheiten gekommen. Darauf kannst Du Dich verlassen. Oder vertraust Du mir nicht?"

„Würde ich denn jetzt hier sein, wenn ich Dir nicht vertraute?" fragte sie zärtlich zurück.

Er fuhr sie durch viele Straßen nach einer Stadtgegend, die ihr fast unbekannt war. Dort brachte er sie in ein Restaurant, wo er ein sehr elegantes kleines Zimmer reservirt hatte. — —

Zwei Stunden später ließ sich Feo bei Eugenie Nettelboom melden, deren Villa am Thiergarten lag, unweit des Zoologischen Gartens.

Eugenie saß in ihrem halbrunden Musik-Saal mit Fräulein Braunsdorf und dem Baron Aurange.

Während die liebenswürdige alte Dame in der Kaminecke mit Wollarbeiten für einen Wohlthätigkeitsbazar hantirte, hatten sich Eugenie und Aurange in eine Sammlung von Photographien der in Pompeji aufgefundenen Fresken vertieft.

„Sehen Sie hier die über den Mord ihrer Kinder brütende Medea!" rief Eugenie enthusiastisch. „Beachten Sie das Gesicht! die Haltung! Bei aller Ruhe wie ergreifend! Ich kenne kein modernes Bild, das mit so geringen Mitteln eine solche Wirkung hervorruft."

Aurange ließ seine ehrerbietig bewundernden Blicke von der Medea zu Eugenien wandern. „Ich sehe es, nun Sie mich darauf bringen", sagte er.

Eugenie, deren liebevolles Interesse soeben noch einzig dem Kunstwerk zugewandt war, blickte auf. Der Ausdruck demüthiger, beinah schüchterner Verehrung in dem Gesicht des vornehmen Weltmannes machte sie betroffen.

In diesem Augenblick erschien Feo, die sich nach der lieben Eugenie und Fräulein Braunsdorf's Befinden erkundigen wollte.

Die Mappe mit den Photographien wurde zu des Barons ziemlicher Freude bei Seite geschafft und man unterhielt sich in leichtem Ton mit Feo. Diese war auffallend belebt, geradezu prickelnd. Aurange streifte sie des öfteren mit einem interessirten Seitenblick.

Als sie sich nach einem Viertelstündchen verabschiedete, ging auch Aurange.

„Geben Sie mich noch nicht ganz auf", sagte er beim Abschied, indem er die dargebotene Hand Eugeniens ehrerbietig an die Lippen führte.

„Im Gegentheil", sagte sie mit freudig aufleuchtenden Augen, „ich denke Sie noch ganz zum Griechenthum zu bekehren, lieber Baron."

Er hielt ihre Hand länger als nöthig fest, und ließ sie nur mit einem

Digitized by Google

zögernden Blick los. Es schien, als habe er etwas auf dem Herzen, das er doch nicht auszusprechen wagte.

Eine gewisse Intimität in Ton und Blick der Beiden wäre Feo zu anderer Zeit nicht entgangen. Heute aber sah sie ihre Umgebung nicht viel deutlicher, als in einem Traum.

Sie war schon am Fuß der Freitreppe angelangt, als Aurange ihr nachkam und ihr seine Begleitung anbot.

„Gewiß, gerne", sagte sie zerstreut und sah ihn mit einer Zärtlichkeit an, die, wie er wohl merkte, nicht ihm galt.

Neben ihr hergehend, sprach er nachlässig von gleichgiltigen Dingen, beobachtete sie aber desto aufmerksamer. Aurange kannte die „Weiber". Er wußte, was dies zerstreute und glückliche Lächeln, das Beben der Stimme bei den nichtigsten Aeußerungen, die ununterdrückbare Innigkeit der Blicke, Alles in Allem: intensive Lebendigkeit und Wärme des Empfindens im Verein mit Schlaffheit des Denkens und Wollens zu bedeuten hatte. „Ein Weib, dessen Leidenschaft zum ersten Mal erwidert wird, ist immer berückend", dachte Aurange. „Nur soll mir Niemand weiß machen, daß hier der langweilige, dicke Fabrikant das Dornröschen wach geküßt hat! Ich möchte wirklich wissen, wer dies unverschämte Glück gehabt?"

Sie fesselte ihn und entzückte ihn, und er gab sich diesem Eindruck ruhig hin, um so ruhiger, als er nichts von ihr erreichen wollte, und um so lieber, als er während der letzten Stunde seine wahren Gedanken und Empfindungen in den Schraubstock geklemmt hatte, als er nämlich mit der schöngeistigen Erbin „Kunst gesimpelt", wie er es nannte. „O ihr ollen Griechen!" dachte er jetzt, „laßt euch mit eurer ganzen Kunst begraben, oder vielmehr bleibt unausgegraben! Denn ihr seid unendlich öde im Vergleich zu einem Stückchen heißblütigen Lebens, wie dies charmante kleine Persönchen!"

Aber diesen frommen Wunsch mußte er in seinem Busen wohl verwahren, denn der Weg zu dem Herzen und damit zu den Millionen der großen Nettelboom schien über Griechenland zu führen. Er mußte ihre Sympathie erringen, indem er an ihren Schwärmereien theilnahm. Ihre Weibesliebe mußte auf Umwegen erlangt werden und das Interesse der Meisterin an dem begabten Schüler sollte das Uebergangsstadium machen.

Aurange sah seinen Weg klar vor Augen und zweifelte nicht im Mindesten an der Erreichung des Zieles. Aber es war ein langweiliger und ziemlich beschwerlicher Weg, für dessen Strapazen er sich in den Erholungspausen nach Möglichkeit schadlos zu halten gedachte.

So machte es ihm jetzt Spaß, der kleinen Werbenried tüchtig die Kur zu schneiden und er amüsirte sich im Stillen über die allerliebste Gelassenheit, mit der sie das hinnahm.

„Jetzt ist auch der verwöhnte Aurange in mich vernarrt", dachte Feo, als die Deutlichkeit seiner Schmeichelworte ihr endlich doch auffiel. „Es ist kein Wunder, daß „er" mich so schrecklich lieb hat! Ich muß wirklich etwas an mir haben, was den Männern die Köpfe verdreht."

Und sie freute sich darüber in Gedanken an den, dessen Liebe ihr zum Leben nöthig schien. Nicht im Entferntesten ahnte sie aber, daß der weltkundige Roué an ihrer Seite sie zu der „bereits angegriffenen und daher leicht zu habenden Waare" einregistrirte und entsprechend behandelte. (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 14. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Zur Jahreswende.

Wieder stehen wir an der Wende eines Jahres und wieder ziehen die Ereignisse desselben an unserer Erinnerung vorüber, die einen bereits wie zu fernen Schatten verblaßt, die andern noch mit der ganzen Kraft und Fülle des ersten Eindrucks auf uns wirkend.

Was ist ein Jahr im Laufe der Geschichte! Aber wie bei einem vom Fieber Geschüttelten von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute die Krankheitsäußerungen sich ändern, so überstürzen sich auch in jähem Wechsel die Geschehnisse in unserer bürgerlichen Gesellschaft, je näher die Stunde ihrer Auflösung rückt. Die Zeit ist aus den Fugen, und wenn wir ihre großen Entwicklungsgesetze noch so genau kennen, und wenn uns nachträglich auch alle Begebnisse erklärlich und naturnothwendig erscheinen, so wirken sie bei ihrem ersten Eintritt doch immer häufiger wie ungeahnte Ueberraschungen.

So war auch das verflossene Jahr reich an unerwarteten politischen und ökonomischen Wandlungen, die sich aber alle einfügen in das Bild einer sich rasch zersetzenden Wirthschaftsordnung und die fast alle zu kaum geträumten Erfolgen derjenigen Klasse ausschlugen, die in ewig frisch grünender Volkskraft am Krankenlager unserer Zeit als Erbin steht.

Als das Jahr 1890 begann, rüstete sich in Deutschland Alles zu den Wahlen. Die Legislaturperioden im Reiche waren verlängert, allen Parteien erschien daher der Ausgang der Kräftemessung folgenschwerer denn je. Wuchtige Interessengegensätze innerhalb der Bourgeoisie kamen im Augenblick nicht zur Geltung, wohl aber sah man einer großen Aktion des Reichskanzlers entgegen, welche dem Kern der alten abgewirthschafteten Majoritätsparteien von neuem die unumschränkte parlamentarische Herrschaft sichern sollte. Es ist heute kein Zweifel mehr, daß die damals umgehenden Gerüchte auf Wahrheit beruhten: der Abgott der besitzenden Klassen Deutschlands, der in sich gleichmäßig alle raffinirten Bereicherungstriebe der Bourgeoisie und alle brutalen Unterdrückungsgelüste des Junkerthums vereinigte, war auch diesmal bereit, alle Künste seiner zäsaristischen Demagogie zur Beeinflussung und Fälschung der Wahlen aufzubieten. Denn für ihn handelte es sich nicht nur um den ungestörten Fortgang der agrarisch-indu-

Digitized by Google

striellen Beutepolitik, sondern um Sein oder Nichtsein, um die Erhaltung der beherrschenden Stellung seiner Person und seiner „Dynastie“ in der Regierung.

Das Schicksal des Sozialistengesetzes war noch nicht entschieden; rechter und linker Flügel des Kartells hatten sich über die Ausweisungsbefugniß nicht zu einigen vermocht, wenn sie auch einig waren in dem Willen, das Ausnahmegesetz zu verewigen. So konnte es bei den Wahlen die ausschlaggebende Rolle spielen, das rothe Gespenst der drohenden Revolution konnte heraufbeschworen werden, um den ängstlichen deutschen Spießbürger von allen Oppositionsneigungen zurückzuschrecken, und Fürst Bismarck war ganz der Mann dazu, das bewährte Einschüchterungsmittel rücksichtslos zur Anwendung zu bringen.

Man braucht sich blos in diese Lage, wie sie vor einem Jahre bestand, zurückzuversetzen, um den erstaunlichen Umschwung, der sich unterdeß vollzogen hat, in seiner ganzen Ausdehnung zu erkennen. Fürst Bismarck gab das Signal zum Angriff nicht, statt dessen erschienen die kaiserlichen Erlasse, die kein Wort über das Sozialistengesetz enthielten, dagegen für die Arbeiter gesetzliche Schutzmaßregeln, wenn auch nur in ganz allgemeinen Umrissen, in Aussicht stellten. Die Wahlen schleuderten die Sozialdemokratie nicht zur politischen Einflußlosigkeit zurück, sondern hoben sie zur stärksten Partei im Reiche empor. Das Sozialistengesetz hat kein ewiges Leben gewonnen, sondern ist sang- und klanglos in den Orkus versunken. Und der einst allmächtige Fürst Bismarck ist lebend zu den Todten gelegt worden.

Das blinde Würfelspiel des Zufalls, rein persönliche Verhältnisse scheinen über die innere Politik Deutschlands entschieden zu haben.

Und doch lagen alle Veränderungen, die sachlich von Belang sind, ausgereift im Schooße der Entwicklung. Die gewaltige Entfaltung der proletarischen Bewegung bildete überall die treibende Kraft, bei der Bismarck'schen Zwangspolitik so gut wie bei der Haltung der neuen Machthaber. Die Extreme berühren sich oft, weil sie aus derselben Situation fast mit derselben Stärke hervorwachsen können. Wenn eine Armee nach manchen verlorenen Schlachten noch ein Mal vor dem gesammten Feinde steht, so ist die Stimmung, die nochmals alle Kräfte aufbieten und Alles an eine Karte setzen möchte, ebenso natürlich wie diejenige, welche zu einem Waffenstillstand räth, obwohl es äußerlich nichts Verschiedeneres geben kann, und Gründe vom Gewichte einer Stecknadel bestimmen dann leicht die Entscheidung nach dieser oder jener Seite.

Neue verantwortungsvolle und große Aufgaben waren mit seiner überraschenden Erstarkung dem deutschen Proletariat gestellt, und die Sicherheit, mit der es sich den neuen Verhältnissen anzupassen wußte, ist eines der sprechendsten Zeichen für seine geistige Beweglichkeit und seine politische Schulung. Auf dem ersten Kongreß, der nach langen Jahren wieder auf deutschem Boden zusammentreten konnte, berauschte es sich nicht in großen Reden und jubelnden Demonstrationen, sondern ging mit kühlem Blute daran, sich eine neue Wehrverfassung zu geben, um den Kämpfen der Zukunft gewachsen zu sein. Wenn es am 1. Mai eine größere Zurückhaltung beobachtete wie die Arbeiter anderer Länder, so erklärt sich dies wohl zu einem guten Theile aus der ganz richtigen Erkenntniß, daß, wenn sonst unbedeutend erscheinende Thatsachen den Ausschlag gegen die Bismarck'sche Zwangspolitik geben konnten, ebenso geringfügige Zwischenfälle die Wagschale auch wieder nach der anderen Seite sinken machen könnten.

Mit ihrer vortrefflichen Schulung wird sich die deutsche Sozialdemokratie auch den weiteren Aufgaben gewachsen zeigen, welche die eingetretene vollständige Verschiebung im Parteileben mehr und mehr mit sich bringen wird. Je breitere

Digitized by Google

Bevölkerungsschichten eine Partei umfaßt, desto umfassender und vielseitiger müssen auch ihre politischen Bestrebungen werden. Je mehr die Sozialdemokratie die bürgerlichen Parteien zerreibt und sich an ihre Stelle setzt, desto mehr muß sie zu einem Hort auch aller derjenigen demokratischen Forderungen werden, die — wie Fragen der Schulreform, der Ausdehnung politischer Rechte — keine rein proletarischen mehr sind, wenn sie auch die Klassenbewegung des Proletariats unendlich zu fördern vermögen. Die Propaganda einer kleinen Sekte und die Taktik einer machtvollen Partei können sich nicht mehr decken; aber es bedarf auch des umfassendsten Wissens und der größten prinzipiellen Klarheit, damit eine Partei, deren historische Bedeutung und Berechtigung in ihrem Klassencharakter beruht, immer die Grenzlinie einzuhalten vermag, an der Klassenpolitik und bloße Gelegenheitsmacherei sich scheiden. In Deutschland sind die Voraussetzungen der richtigen Entscheidung zweifellos am vollständigsten erfüllt.

Doch nicht nur dem deutschen Proletariat waren im verflossenen Jahre Triumphe und Erfolge beschieden; in allen Ländern, in denen die kapitalistische Produktion herrscht, war das Jahr 1890 eines der fortschrittreichsten für die Arbeiterklasse, und selbst die aristokratischeste und, wenn man will, bürgerlichste Arbeiterorganisation, welche die Welt bisher gesehen hat, die englischen Trades Unions, zollten auf ihrem letzten Kongreß zum Entsetzen aller alten Gewerkschaftsführer und aller bürgerlichen Freunde des Trades Unionismus dem Sozialismus ihren Tribut. Der 1. Mai vollends war für das internationale Proletariat von ähnlicher Bedeutung wie der 20. Februar für die deutschen Genossen, und für die ganze Welt ein Merkzeichen, daß auch ohne Organisation, ja ohne die Möglichkeit einer Verbindung, die Proletarier aller Länder gemeinsam marschiren und um ihre Emanzipation kämpfen gelernt haben.

Und diesem erhebenden Ringen einer geknechteten Klasse gegenüber, welches beschämende Schauspiel auf der Seite der Herrschenden!

Auch die Regierungen hatten, wie ein halbes Jahr früher die Arbeiter in Paris, ihren internationalen Kongreß, der seine Sitzungen noch unter dem Nachhall der allgemeinen Wahlerregung in Berlin eröffnete. Wer jedoch vermuthet hätte, daß etwas von dem Sturm und Drang der imposanten Volkskundgebungen hinübergeklungen wäre in die Berathungen der Regierungsvertreter, mußte sich jämmerlich enttäuscht sehen. Die hochmögenden Herren hinterließen keine andere Spur ihrer Thätigkeit, wie ein inhaltsarmes Protokoll und einige leere Resolutionen. Mit ihrer Abreise von Berlin war für sie der internationale Arbeiterschutz erledigt, nirgends haben sich an die Konferenz gesetzgeberische Folgen geknüpft.

Die deutsche Regierung ging auf eigene Faust auf dem Gebiete der Arbeitsgesetzgebung vor, aber wie unbedeutend waren die Bestimmungen über den Arbeiterschutz, und wie waren sie noch dazu verquickt mit direkt arbeiterfeindlichen Forderungen, welche alle Strikeerlasse und Koalitionsverbote der Aera des Sozialistengesetzes tief in den Schatten zu stellen drohen.

Und nun vollends die politische Charakterlosigkeit der deutschen Bourgeoisie nach den Wahlen! Sie hatte für den Wahlkampf die kaiserlichen Erlasse ausgenützt, an allen Straßenecken hatten sie, Dank der Vermittlung kartellfreundlicher Gemeindebehörden, kurz vor dem Wahltag geprangt. Als die gewählten Vertreter in den Reichstag einzogen, bekämpften sie selbst die nichtssagende Vorlage der Regierung mit der verblendetsten Kurzsichtigkeit. Und die gemeinsame Furcht vor der Arbeiterbewegung kettete bald auch die vordem so feindseligen Parteien der Bourgeoisie wieder zusammen. Das alte Kartell war geschlagen aus der Wahl zurückgekehrt, aber ein Kartell von vielleicht noch gefährlicherer Art bereitete sich

Digitized by Google

von den ersten Reichstagsverhandlungen ab durch die Stellungnahme des Zentrums vor, die alle agrarische und kirchliche Reaktion zu verstärken droht, ohne auf der anderen Seite irgend etwas an der alten Kartellpolitik zu mildern.

Nur einen Trost haben die Herrschenden den Arbeitern beim Jahreswechsel zu spenden: Die Alters- und Invalidenversicherung wird mit dem 1. Januar in Kraft treten. Leider hat sie schon jetzt für die Betroffenen so sehr jedes Interesse verloren, daß diese nur mit Mühe dazu zu bewegen sind, sich die nöthigen Bescheinigungen über ihre Arbeitsverhältnisse zu beschaffen. Und wie hat man die Bismarck'sche Versicherungsgesetzgebung dereinst gefeiert! . . .

In den Höhen der politischen Entwicklung spiegelt sich in besonderen Formen nur das wieder, was unten in den Tiefen des wirthschaftlichen Lebens an Umwälzungen vor sich geht. Das Wachsthum der Besitzlosigkeit heißt politisch das Wachsthum der sozialdemokratischen Partei. Die gemeinsamen Interessen des Besitzes gegen das Proletariat führen im politischen Leben zu immer größerer Annäherung der bürgerlichen Parteien unter einander, zu gemeinsamer Abwehr aller Arbeiterschutzgesetze und zu gemeinsamer Förderung aller auf die Steigerung des Mehrwerthes und der Arbeitsausbeutung hinwirkenden Maßregeln. Wie das Proletariat wächst, wird auch die Sozialdemokratie wachsen, und je erkenntlicher dadurch die Gefährdung der alten Besitz- und Produktionsordnung hervortritt, desto stärker wird gegen die aufstrebende Bevölkerungsschicht der versuchte Druck von oben sein; nur die Furcht vor üblen Folgen wird die Herrschenden abhalten, zu dem Aeußersten, und wenn es ein neues Ausnahmegesetz wäre, zu greifen.

Machen wir uns darum, trotz aller unserer Erfolge, keine Illusionen für die Zukunft. Die Bourgeoisie kann durch politische Vereinigung noch enorme Kräfte freisetzen, die heute durch das Eingreifen untergeordneter Interessengegensätze gegenseitig sich lahm legen. Und wie sie durch ihre Trusts und Kartelle die Konkurrenz unter ihren Mitgliedern zu beseitigen beginnt, so wird sie dereinst auch den politischen Streit in ihren Reihen zu dämpfen wissen.

Auch wirthschaftlich werden wir auf harte Erfahrungen gefaßt sein müssen. Schon sind die ersten Sturmvögel aufgeflattert, welche das Nahen der Krisis verkünden, die, immer wieder verschleppt und vertuscht, schließlich doch zum Ausbruch kommen wird.

Aber Aufschwung und Krisis haben uns stets in gleichem Maße Kämpfer zugeführt, und wenn wir immer so fortschreiten, wie es das letzte Jahr gezeigt hat, dann wird die nächste Krisis auch die letzte sein, welche die Menschheit über sich ergehen lassen muß.

Darum Glück auf zum neuen Jahr! Zu neuen Kämpfen und zu neuen Siegen!

Digitized by Google

Die Zivilisation und die großen historischen Flüsse.

Von G. Plechanoff.

Unter diesem Titel ist in vorigem Jahre ein Buch von L. J. Metschnikoff erschienen*), von dem man, ohne im mindesten zu übertreiben, sagen kann, daß es die wichtigsten Grundfragen der Philosophie der Geschichte berührt, und einige auf eine vollkommen befriedigende Weise löst. Außerdem ist dieses Buch sehr reich an ungemein treffenden Bemerkungen über untergeordnete wissenschaftliche Einzelfragen, und wenn nur diese Bemerkungen systematischer geordnet wären, so würde der Inhalt dieses Buches an Reichthum noch gewonnen haben. Der Verfasser hätte es auch wahrscheinlich gethan, wenn er nicht vorzeitig von dem Tode dahingerafft worden wäre. Wir wollen nun versuchen, seine Gedanken in wenigen Worten wiederzugeben.

Welche Ursachen bewirken die innere Entwicklung der menschlichen Gesellschaften? Warum bleiben einige Völkerstämme beinahe vollkommen unbeweglich stehen, während andere sich in große staatliche Körper zusammenschließen, in welchen ein politisches Dasein beginnt, wo Wissenschaft, Literatur, angewandte und schöne Künste, große Produktivkräfte entstehen, mit einem Worte Alles, was wir Zivilisation nennen? Und warum sind zu verschiedenen Zeiten verschiedene Völker die Träger der Zivilisation? Warum konzentriren sich in einer gegebenen historischen Epoche die hauptsächlichsten Kräfte der Zivilisation gerade in einer gewissen Gegend, oder in gewissen Gegenden, um später in ein neues Territorium überzugehen, dessen Herrschaft seinerseits von neuen Rivalen bestritten wird? Warum verschob sich der Schwerpunkt der Zivilisation von den Ufern des Nil, des Tigris und des Euphrat nach Griechenland und Rom, dann nach Mitteleuropa, um vielleicht einmal nach Nord-Amerika verlegt zu werden? Existirt irgend eine Gesetzmäßigkeit in diesem scheinbar launenhaften Gange der Zivilisation? Endlich, und das ist vielleicht das Interessanteste, ist ja auch in den zivilisirten Ländern nicht Alles vollkommen. Die historische Entwicklung wird um einen sehr theuren Preis erkauft. Sie führt, wenigstens für eine Zeit, und man muß eingestehen, für eine sehr lange Zeit, zur Theilung der Gesellschaft in Klassen und Stände, zur Herrschaft einer kleinen Zahl Privilegirter, zur Bedrückung der Masse des Volkes, zur Erniedrigung des menschlichen Individuums, und sehr oft zum gemeinsten, abscheulichsten Despotismus. Was treibt also die Menschheit in die rauhe Schule der Zivilisation? Welche Kraft zwingt einige Völkerstämme, von ihren ursprünglichen sozialen Verhältnissen zu lassen, sich in neue politische Gruppen zusammenzufassen, um nun den harten „Frohndienst der Geschichte" zu leisten?

Es wäre natürlich sehr leicht, derartige Fragen durch einen Hinweis auf die göttliche Fügung zu beantworten: so gefiel es Gott in seiner unendlichen Weisheit; eine derartige Antwort läßt keinen Raum mehr für den Zweifel. In der Wissenschaft aber kann sie von gar keiner Bedeutung sein. Solange wir uns auf einen göttlichen Willen beziehen, haben wir kein Recht, von einer Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen zu sprechen. Aber die Entdeckung dieser Gesetzmäßigkeit ist ja eben die Aufgabe der Wissenschaft. Daher konnte auch nie die strenge Wissenschaft mit der Religion friedlich zusammenleben. Nach und nach vertrieb die Wissenschaft die Religion aus allen ihren Positionen, und zu unserer Zeit

*) La Civilisation et les grands fleuves historiques. Par Léon Metschnikoff, avec une préface de Elisée Reclus. Paris 1889.

Digitized by Google

wird schon Niemand, der nur irgend einen Begriff vom wissenschaftlichen Denken besitzt, auf den göttlichen Willen, als die Ursache der Naturerscheinungen oder der gesellschaftlichen Entwicklung hinweisen. Es genügt aber noch nicht, dem Hinweise auf eine göttliche Fügung zu entsagen, um sich eine strengwissenschaftliche Denkweise anzueignen. In der Sozialwissenschaft begegnen wir noch bis jetzt vollkommen willkürlichen Erklärungen von Thatsachen, vollkommen unwissenschaftlichen Auslegungen von Erscheinungen. Bei derartigen Erklärungen hält man sich nicht immer verpflichtet, die Logik zu Rathe zu ziehen. Wenn die Frage nach der Ursache dieser oder jener historischen Erscheinung aufgestellt wird, so geschieht es oft, daß gar nicht dumme und recht ernste Menschen sich mit Antworten begnügen, die absolut nichts beantworten, da sie nichts anderes sind, als die Wiederholung der Frage, nur in anderer Form. Ihr stellt z. B. einem „Gelehrten" eine von den oben genannten Fragen. Ihr fragt: warum entwickeln sich einige Völker so erstaunlich langsam, während andere wieder sehr schnell den Weg der Zivilisation zurücklegen? Der „Gelehrte" wird Euch ohne Zaudern antworten, daß sich diese Thatsache durch die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Rassen erklärt. Begreift Ihr nun den Sinn dieser Antwort? Einige Völker entwickelten sich so langsam, weil es ihre Rasseneigenthümlichkeit ist, sich langsam zu entwickeln; andere dagegen zivilisiren sich sehr schnell, weil die Haupteigenschaft ihrer Rasse darin besteht, daß sie sich schnell entwickeln können. Wenn Ihr die zivilisirten Völker mit einander vergleichen wollt, so werdet Ihr auch hier sehen, mit was für einer erstaunlichen Leichtigkeit alle Eigenthümlichkeiten ihrer Geschichte durch ihre Rasseneigenschaften erklärt werden. In den Händen gewandter Menschen wird „Rasse" ein Schlüssel zur Lösung aller Fragen der Sozialwissenschaft. Angesichts der wunderbaren Macht dieses magischen Wortes könnte man, wie es schiene, wohl erwarten, daß der mit ihm verbundene Begriff sich durch eine vollkommene Klarheit und völlige Bestimmtheit auszeichnet. In der That ist es jedoch ganz anders.

In einem sehr gelungenen Abschnitte seines Buches „Die Zivilisation und die großen historischen Flüsse" unterwirft der Autor die moderne Lehre von der Rasse einer sehr strengen Analyse. Er hebt zuerst die merkwürdige Thatsache hervor, daß es gerade die Darwinisten sind, welche zur Erklärung sozialer Phänomene mit Vorliebe auf die Eigenschaften der Rasse hinweisen, Anhänger des Prinzips der Evolution, welche theoretisch vollkommen zugeben, daß die Eigenthümlichkeiten einer gewissen Art oder einer gewissen Gattung nur das Resultat ihrer Anpassung an ihre Umgebung in ihrem Kampfe ums Dasein sind. Dann beweist L. J. Metschnikoff meisterhaft, wie unbestimmt und irrig der ganze Begriff der Rasse ist, und führt das Zeugniß eines so hervorragenden Anthropologen wie Topinard an, welcher behauptet, daß angesichts der schon lange dauernden Vermischung und Kreuzung der verschiedenen Stämme von keiner reinen Rasse mehr die Rede sein könne, und daß „wenn wir von einer indogermanischen, lateinischen, deutschen, englischen, slavischen Rasse sprechen, das Wort Rasse nur einen Sinn als politische Bezeichnung haben kann, und nur eine zufällige Zusammenhäufung verschiedener anthropologischer Elemente bedeutet." L. J. Metschnikoff fügt noch hinzu, daß alle großen Zivilisationen das Resultat von sehr bunten Mischungen verschiedener ethnischer Elemente waren, von Mischungen, in welchen man bisweilen nicht einmal annähernd die verhältnißmäßige Bedeutung der einzelnen sie ausmachenden Theile bestimmen kann. So z. B. ist es schwer zu sagen, welche von den drei Rassen, die schwarze, die gelbe oder die weiße, das meiste für die Zivilisation des alten Egypten gethan hat. Die

Digitized by Google

Geschichte Chaldäas zeigt sogar, daß die schwarze Rasse, die sogenannten Kuschiten, in der Zivilisation allen anderen voraus war. Die schwarzen Gelehrten jener Zeit durften also ihre Rasse für die zum Fortschritt fähigste halten und mitleidig auf die weißen und gelben Stämme herabschauen, welche damals in der tiefsten Unwissenheit steckten. Jetzt hat sich die Lage geändert, jetzt steht die weiße Rasse allen anderen voran, während die schwarze durch ihre Zurückgebliebenheit auffällt. Wenn wir aber auch annehmen wollten, daß die weiße Rasse entwicklungsfähiger als alle anderen sei, so würde uns dieses sehr wenig den Unterschied in den historischen Schicksalen der Völker erklären. Wir würden doch nicht wissen, „warum einander so verwandte ethnische Gruppen, wie die Kurden und die Deutschen, die Engländer und die Afghanen, die ja alle in gleicher Weise zum arischen Zweig der weißen Rasse gehören, doch so verschiedene Rollen in der Geschichte gespielt haben" (S. 98). Es ist klar, daß diese Verschiedenheit ihrer Rollen nicht durch die Eigenschaften ihrer Rasse bestimmt war, sondern durch andere Ursachen, über welche Diejenigen, die gewöhnt sind, Alles auf Rechnung der Rasse zu setzen, kaum nachgedacht haben.

Wo müssen aber diese anderen Ursachen gesucht werden? L. J. Metschnikoff antwortet darauf, daß sie in den geographischen Bedingungen, in welchen die menschlichen Gesellschaften leben, zu suchen sind. Es ist allgemein bekannt, daß die Eigenthümlichkeiten der geographischen Bedingungen an verschiedenen Orten sehr verschieden sind, und daher auch die Schicksale der Völkerstämme, welche an sich ihre gewaltige Wirkung verspüren. Der Gedanke von der Einwirkung der geographischen Umgebung auf das historische Schicksal der Menschheit ist in der Wissenschaft längst nicht mehr neu. Er wurde oftmals von griechischen und römischen Schriftstellern ausgesprochen; zu unserer Zeit wurde er von Montesquieu, Hegel, Buckle, Ritter und vielen anderen entwickelt. Jedoch wurde die Einwirkung der geographischen Umgebung auf die historischen Schicksale der Gesellschaft nicht selten höchst unklar und sogar geradezu falsch verstanden. So fand z. B. Hippokrates, daß die asiatischen Völker überhaupt viel feiger seien, als die europäischen. Er suchte diese Thatsache aus der Einwirkung der geographischen Umgebung zu erklären. „In Asien" — sagte er — „existirt kein solcher Unterschied in der Temperatur der verschiedenen Jahreszeiten, wie in Europa. Dort ist die Temperatur beständiger. Daher ist dort der menschliche Geist nicht solchen Erschütterungen, und der Körper nicht so schroffen Abwechslungen unterworfen, welche mehr geeignet sind, einen unbezwingbaren, leidenschaftlichen und unabhängigen Charakter zu schaffen, als ein einförmiges Dahinleben. Gerade die Abwechslungen und die Mannigfaltigkeit wecken den menschlichen Geist und erlauben ihm nicht, im Stillstand zu verbleiben." Von demselben Standpunkt aus, nur mehr in das Einzelne eingehend, spricht auch Montesquieu in seinem berühmten Buche „Der Geist der Gesetze" von dem Einfluß des Klimas auf den menschlichen Charakter: „Die kalte Luft bewirkt, daß die Enden der äußeren Fibern unseres Körpers sich zusammenziehen; dieses vergrößert ihre Elastizität und erleichtert den Rücklauf des Blutes von der äußeren Körperfläche zum Herzen. Die Kälte vermindert auch die Länge der Fibern und erhöht dadurch ihre Kraft. Die warme Luft macht dagegen die Enden der äußeren Fibern schlaff, verlängert sie und vermindert also ihre Elastizität und ihre Kraft. In einem kalten Klima sind demnach die Menschen kräftiger .... sie besitzen mehr Selbstvertrauen, d. h. mehr Muth; ein größeres Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, folglich weniger Rachsucht; sie fühlen sich sicherer, daher sind sie auch offenherziger, nicht so argwöhnisch, nicht so diplomatisch, nicht in dem Maße zur Tücke geneigt ..... Die

Digitized by Google

Völker der heißen Länder sind furchtsam wie Greise; die Völker der kalten Länder muthig wie Jünglinge." (Buch XIV., K. II.)*) Von den mehr oder weniger wahrscheinlichen physiologischen Wirkungen des Klimas auf den Menschen ausgehend, unternimmt Montesquieu auf rein deduktivem Wege so zu sagen eine Konstruirung des Charakters der Völker, die in den heißen und kalten Ländern wohnen. Und gemäß diesen deduktiv konstruirten Charakteren stellt er Vermuthungen auf über „den Geist der Gesetze", welche für die Völker verschiedener Länder am Besten geeignet wären. Und wenn sich in den Gesetzen irgend eines Landes wirklich etwas findet, was den gemachten Vermuthungen entspricht, so erhält die Theorie den Schein, streng bewiesen zu sein. Auf eine gleiche Weise räsonnirte auch öfters Buckle. Ueberhaupt besteht der Grundfehler dieser Forscher darin, daß sie die Spuren der Einwirkung der geographischen Umgebung mehr in der Psychologie oder sogar in der Physiologie verschiedener Völker suchten, als in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Unter der Einwirkung der geographischen Umgebung, sagten sie, bildete sich dieser oder jener Charakter eines gewissen Volkes aus, und seine Geschichte wurde durch diesen Charakter bestimmt. Es ist aber leicht ersichtlich, daß eine solche Ausführung uns wieder zu den Eigenthümlichkeiten der Rasse führt. Der Unterschied besteht nur darin, daß in diesem Falle die Entstehung der vermeinten Eigenthümlichkeiten der Rasse etwas eingehender erklärt wird. Die Forscher in dieser Richtung vergaßen, daß der Mensch in der Gesellschaft lebt, deren Einfluß auf seinen Charakter und seine Gewohnheiten unendlich größer ist, als der unmittelbare Einfluß der Natur. Um also die Einwirkung der geographischen Umgebung auf das historische Schicksal der Menschheit richtig beurtheilen zu können, muß man genau verfolgen, wie diese natürliche Umgebung auf die Form und die Eigenschaften jener sozialen Umgebung einwirkt, die zunächst den Charakter und die Neigungen des Menschen bestimmt. L. J. Metschnikoff prüfte sehr detaillirt die Einwirkungen „der großen historischen Flüsse": des Nil, des Tigris und des Euphrat, des Jang-tse-Kiang und des Hoang-ho auf die Entwicklung der alten orientalischen Zivilisationen. Diese Zivilisationen waren nicht nur alt, sondern sogar die ältesten. Es ist daher selbstverständlich, daß ein richtig angepacktes Studium derselben uns darüber aufklären wird, welche geographischen Verhältnisse am meisten zu einem entschiedenen Auftreten der Menschheit auf der Bahn der Zivilisation beitrugen. Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten „der großen historischen Flüsse" reduziren sich nach L. J. Metschnikoff's Meinung auf Folgendes: „Die von ihnen bewässerten Länder werden je nachdem entweder üppige Kornkammern, aus welchen die Menschen durch eine Arbeit von einigen Tagen für das ganze Jahr ihren Lebensunterhalt schöpfen können, — oder Friedhöfe, welche mit unzähligen Leichnamen besät sind, den Opfern der Ueberschwemmungen, des Hungers und der ansteckenden Krankheiten. Um das Land unter den außergewöhnlichen Verhältnissen, die von diesen Flüssen geschaffen worden, ausbeuten zu können, sind gemeinsame Arbeiten streng disziplinirter Arbeiter nothwendig, die sich aus der Bevölkerung ihrer Ufer rekrutiren, einer Bevölkerung, die gewöhnlich aus sehr mannigfaltigen Elementen besteht, welche der Sprache, der Rasse, dem Aeußern und den Gebräuchen nach

*) Voltaire bemerkt dazu in seinem „Dictionnaire philosophique": „Man muß sich vor solchen allgemeinen Sätzen sehr hüten. Noch nie sah man einen Lappen oder Samojeden in den Krieg ziehen, und die Araber eroberten in achtzig Jahren ein größeres Gebiet, als das römische Reich umfaßte. Die Spanier schlugen bei Mühlberg in geringer Zahl die norddeutschen Krieger (1547 im schmalkaldischen Krieg). Diese Behauptung des Verfassers ist so falsch wie die andern, die sich auf das Klima beziehen." D. Red.

Digitized by Google

sehr verschieden sind. Die Kanäle des Jang-tse-Kiang und die Dämme des Hoang-ho sind aller Wahrscheinlichkeit nach ein Resultat kunstvoll organisirter gemeinsamer Arbeit von viel mehr Generationen, als die Pyramiden und die Tempel Egyptens. Die kleinste Unachtsamkeit beim Stechen dieses oder jenes Grabens, oder beim Stützen irgend eines Dammes, die geringste Nachlässigkeit, ein egoistisches Auftreten seitens eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen in der Sache der Erhaltung des gemeinsamen Wasserreichthums, wird unter so ungewöhnlichen Verhältnissen die Quelle sozialer Uebel und weitreichenden gesellschaftlichen Unglücks. Demnach fordert so ein Fluß-Ernährer mit Todesdrohen eine enge und dauernde Solidarität zwischen jenen Massen der Bevölkerung, welche oft einander fremd, ja feindlich sind; er verurtheilt Jedermann zu solchen Arbeiten, deren gemeinsame Nützlichkeit sich erst mit der Zeit offenbart, und deren Plan sehr oft einem gewöhnlichen Menschen ganz unverständlich bleibt. Das ist die eigentliche Ursache der furchtsamen und vergötternden Anbetung des Flusses, dieses Gottes, welcher ernährt und befiehlt, tödtet und Leben giebt, welcher seine Geheimnisse nur wenigen Auserwählten anvertraut und von gewöhnlichen Sterblichen einen blinden Gehorsam fordert" (S. 189). Und wirklich läßt ein Hymnus an den Nil, welcher von H. Maspero übersetzt und von L. J. Metschnikoff zitirt ist, keinen Raum mehr für einen Zweifel über den Grund dieser Vergötterung. „Heil dir, o Nil, der du dich auf der Erde offenbarest und friedlich erscheinst, um Egypten zu beleben. Der Erschaffer des Korns, der Schöpfer der Gerste, verewigt er den Gang der Zeiten .... Sein Wirken verschafft Millionen von Unglücklichen Ruhe. Wenn er sinkt, fallen im Himmel die Götter um, und die Menschen gehen zu Grunde .... Wenn er anschwillt, wird die Erde von Lust erfüllt, ein jeder Magen freut sich, jedes Geschöpf bekommt seine Nahrung, alle Zähne arbeiten ...., selbst die Opfergaben existiren nur Dank ihm" u. s. w. (S. 215—216). Doch dieser mächtige und geheimnißvolle Gott, der Schöpfer „von allen guten Sachen" schuf auch den Despotismus, welcher dem alten Egypten so eigenthümlich war. „Kein einziges Volk" — schreibt Lenormand von den Egyptern — „ging so weit in der Verehrung der Macht des Fürsten, stellte so hoch den Begriff von dieser Macht, vergötterte sie bis zu einem solchen Grade. Und dies geschah deshalb, weil nirgends die Aufgabe und die Nothwendigkeit dieser Macht dem Volke aus den Bedingungen des materiellen Lebens, aus der Produktion der allernothwendigsten Existenzmittel so klar wurde." Uebrigens zeigt sich bei aufmerksamer Betrachtung, daß auch die Macht der chaldäischen Könige sich auf die materiellen Lebensbedingungen, auf die Produktion der allernothwendigsten Existenzmittel stützte. Dieses begriffen, wie es scheint, die Könige selbst. „Zum Wohle der Menschen erforschte ich die Geheimnisse der Flüsse ....", spricht einer von ihnen. „Ich leitete das Flußwasser in die Wüsten; ich füllte damit die ausgetrockneten Gräben ...., ich bewässerte die wüsten Ebenen; ich gab ihnen Fruchtbarkeit und Ueberfluß; ich machte aus ihnen den Wohnsitz des Glückes" u. s. w. (S. 258). Im Allgemeinen hatte die despotische Macht dieselbe ökonomische Bedeutung auch in China, wenigstens in der Gegend zwischen dem Jang-tse-Kiang und dem unteren Hoang-ho. „Dort begegnet uns wieder ein Land, welches die Menschen für ihre Mühe reichlich belohnt, sie aber auch bei Strafe ihrer Vernichtung zur vollkommensten Solidarität und zu strenger und beständiger Disziplin zwingt, die sich sogar bis auf die kleinsten Einzelheiten des Lebens erstreckt" (S. 353—354). Auch in Indien endlich, wo die geographischen Eigenthümlichkeiten des Landes der Entstehung eines einheitlichen Staates hinderlich waren, machten sie doch den Despotismus zu einer unumgänglichen und für eine gewisse Zeit nützlichen politischen Form.

Digitized by Google

Das Material, das heute der Wissenschaft zu Gebote steht, genügt, um die sozialpolitischen Verhältnisse erkennen zu lassen, welche bei den indischen Ariern vor der Entstehung despotischer Staatskörper herrschten. Die charakteristische Seite dieser Verhältnisse sind unabhängige Gemeinden, an deren Spitze gewählte Häuptlinge stehen. In Folge der geographischen Bedingungen konnten die Gemeinden nur solange unabhängig bleiben, als die indischen Arier noch in den üppigen Thälern von Kaschmir wohnten, „wo die urältesten Hymnen der Rig-Veda entstanden, und in der Nachbarschaft des Hindu-Kusch. Der Ueberfluß an Regen und die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigten ein Hirtenleben oder eine Bebauung des Landes durch freie Arbeit kleiner, unabhängiger Gruppen". Wenn die Arier ihre Ansiedlungen in Indien nicht ausgedehnt hätten, so hätten sie für immer ihre freien ursprünglichen Institutionen erhalten können, hätten aber auch gar keine Rolle in der Geschichte gespielt. Sie drangen jedoch unaufhaltsam in das Innere des Landes vor, wo andere geographische Bedingungen sie erwarteten. Der weite Landstrich, welcher im Gesetzbuch des Manu „das Land der Mitte", „Madja-Deza", heißt, besitzt alle Eigenschaften, welche der historischen Entwicklung günstig sind (S. 303). Die Agrikultur, welche dort gleichfalls die Arbeit des Menschen aufs Reichlichste belohnt, ist undenkbar ohne eine planmäßige Organisation und eine Disziplin der Arbeit, was die alten Zivilisationen schuf, aber auch gleichzeitig die alten despotischen Reiche entstehen ließ. Das Gleiche gilt für das ganze Gangesthal. Ein großes Bewässerungssystem ist dort durchaus nothwendig; die mindeste Unachtsamkeit in der Erhaltung dieses Systems droht dem Lande mit viel furchtbarerem Unglück, als der schrecklichste, vernichtendste Einbruch von Feinden. Die Zentralgewalt, die dieses System verwaltet, gewinnt eine ungeheure Macht und wird despotisch.

Doch die alten Zivilisationen des Orients sind nur die ersten großen Schritte der Menschheit auf der Bahn der historischen Entwicklung. Für weitere Schritte ist schon eine andere geographische Umgebung erforderlich, welche die Entwicklung anderer sozialpolitischer Verhältnisse begünstigt. Die Entwicklung der technischen Künste und das Wachsthum der Reichthümer schaffen die Nothwendigkeit eines internationalen Verkehrs, eines Austausches. Der Schwerpunkt der Zivilisation wird an die Küsten der Mittelmeere verlegt. Neue Personen betreten die historische Szene: Phönizier, Griechen, Römer u. s. w. Jene Völker, welche, gleich den alten Egyptern, sich in Folge dieser oder jener Ursachen den neuen Bedingungen der Zivilisation nicht anpassen können, treten in den Hintergrund, gerathen in Verfall. Für die Völker aber, welche sich diesen Bedingungen anzupassen verstehen, beginnt nun eine neue Periode der Blüthe. Dies war z. B. das Schicksal Chaldäas, welches in der ersten Periode als ein ausschließliches Agrikulturland auftritt, jedoch später eine ungemein wichtige Rolle durch den Handel des persischen Golfes spielte, dieses Europa nächstgelegenen Mittelmeeres des Orients. Aber allmälig entwickelt sich der internationale Verkehr bis zu einer solchen Höhe, daß ihm schon die Mittelmeere zu eng werden, — und nun tritt die kultivirte Menschheit in die Periode der Zivilisation der Weltmeere, welche in die erste Reihe jene Länder schiebt, welche für einen Weltmeerhandel am geeignetsten sind.

In sozialpolitischer Hinsicht werden die alten Zivilisationen der Flüsse, wie wir schon sagten, durch das Vorherrschen großer Despotien charakterisirt; in der Periode der Zivilisation der Mittelmeere, in welche unser Autor auch die Zivilisation des mittelalterlichen Europa verlegt, tritt ein neues Prinzip in die Welt. Die vorherrschende Form ist die föderative Republik, die sich übrigens

Digitized by Google

auf das Sklaventhum gründet und daher immer mehr oder weniger oligarchisch ist (S. 44—45). Endlich ist die neueste Periode der Zivilisation, die Periode der Weltmeere, ihrer Richtung nach sowohl dem Despotismus als auch der Oligarchie feindlich; sie hat die Tendenz, die von der großen Revolution proklamirten Menschenrechte zur Wirklichkeit zu machen, die Herrschaft einer Klasse über die andere zu zerstören, und die Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der That durchzuführen. (S. 51—52).

Also waren bei den gegebenen Naturbedingungen für das Dasein der Menschheit sowohl der Despotismus, als auch die Theilung der Gesellschaft in Klassen, die Unterdrückung einer Klasse durch die andere, und noch viele andere Schattenseiten der Zivilisation für ihre Fortentwicklung nothwendig. Doch führen die Erfolge dieser Entwicklung allmälig zur Negation dieser Schattenseiten, und die Zeit ist nicht mehr entfernt, wo eine neue Periode freier und vernünftiger sozialer Verhältnisse beginnen wird. Zu diesem Resultat gelangt L. J. Metschnikoff, und wir sind natürlich damit vollkommen einverstanden. Es scheint uns nur, daß der Verfasser sich zuweilen nicht ganz exakt ausdrückt. Am Ende des ersten Kapitels seines Buches behauptet er unter anderem Folgendes: „der soziologische Fortschritt steht in einem umgekehrten Verhältniß zum Zwang, zur Gewalt, und in einem direkten Verhältniß zur Abwesenheit irgend einer Einschränkung des Willens, zur Freiheit, zur Anarchie“ (S. 28). Nach seiner Meinung wurde dieses schon von Proudhon bewiesen. Mit einer solchen Behauptung sind wir durchaus nicht einverstanden. Erstens wird die vom Autor aufgestellte These durch den Inhalt seines eigenen Buches widerlegt. Wenn man die sozialen Einrichtungen, welche sich in der Periode „Fluß-Zivilisationen“ gebildet haben, mit denen der ursprünglichen menschlichen Gesellschaften vergleicht, so erblickt man, daß „Zwang“ und „Gewalt“ in den ersteren eine viel größere Rolle spielen, als in den letzteren. Kann man aber sagen, daß die „Fluß-Zivilisationen“ im Sinne eines „soziologischen Fortschritts“ hinter den Urgesellschaften zurückstanden? Man kann mit dem freien Leben der Wilden mehr sympathisiren, als mit einem zivilisirten Despotismus; warum aber dem Worte Fortschritt einen so willkürlichen und paradoxen Sinn beilegen, Dank welchem es sich erweist, daß die Naturvölker, die kaum vorwärts kommen, auf der Bahn des Fortschritts weiter gewandert sind, als die Völker, die einen großen historischen Weg zurücklegten? Ueberhaupt glauben wir, daß abstrakte Formeln in der Sozialwissenschaft immer schädlich sind. Schon in Folge ihrer Abstraktion sind sie immer äußerst einseitig, und umfassen nie den reichen Inhalt des wirklichen Lebens und der Geschichte. Die verschiedenen Gesellschaften nach der Höhe ihres „Fortschritts“ zu klassifiziren und dabei nur eine Seite ihrer Verhältnisse zu berücksichtigen, ist heute ebenso wenig berechtigt, als z. B. die Pflanzen-Arten, -Geschlechter und -Familien nach der Zahl der Staubfäden, oder die Menschenrassen nach dem Querschnitt des Haares zu klassifiziren: Irrthümer und Widersprüche erscheinen bei solchem Verfahren bald in ungeheurer Menge. In den Urgesellschaften gab es mehr Freiheit, als in den orientalischen Despotien; doch standen die letzteren im Sinne des Fortschritts viel höher, weil ihre Bevölkerung eine größere Herrschaft über die Natur ausübte, als die freien Wilden. Man kann doch von einem Fortschritt der Menschen nicht sprechen, ohne den Grad ihrer Herrschaft über die Natur zu berücksichtigen. Die Eigenschaft, eine solche Herrschaft zu gewinnen, ist ja das wichtigste Kennzeichen, das den Menschen vom Thiere unterscheidet. Wenn sie der Mensch nicht besäße, und wenn das Maß seiner Herrschaft über die Natur sich unter günstigen Bedingungen nicht unaufhörlich ändern würde, so

Digitized by Google

würde es keine Geschichte und keinen menschlichen Fortschritt (in welchem Sinne dieses Wortes immer) geben. Wir wollen außerdem noch Folgendes bemerken. Für uns, wie wir schon sagten, ist es zweifellos, daß die Menschheit von der Geschichte zur Freiheit und Gleichheit geleitet wird. Wird sie aber von ihr zur Anarchie geführt? Kann man wirklich behaupten, daß die soziale Entwicklung in der Richtung weiter vor sich geht, auf welche Proudhon hinwies? Durchaus nicht. Proudhon's „Anarchie" ist in einem solchen Grade vom Geiste des kleinbürgerlichen Individualismus durchtränkt, daß, wenn wirklich die Menschheit eines Tages von den Proudhon'schen Ideen durchdrungen worden wäre, eine planmäßige Organisation der gesellschaftlichen Produktion, auf welcher Basis immer, unmöglich wäre, am Allerwenigsten auf der der Freiheit und Gleichheit. Natürlich kann in den sozialen Formen, welchen sich jetzt die zivilisirte Menschheit offenbar nähert, weder für den Despotismus, noch für die politische Herrschaft einer Klasse über die andere am Platz sein, auch nicht für die anscheinend demokratische Regierung, welche jetzt in einigen Ländern der ökonomischen Herrschaft der Bourgeoisie über das Proletariat zur Stütze dient. Aber, wird die Gesellschaft nicht die Herrschaft über ihre eigenen produktiven Kräfte beibehalten? Wird sie nicht die Herrschaft über die Organisation dieser Kräfte beibehalten? Natürlich wird sie das, denn der Verzicht auf diese Herrschaft Seitens der Gesellschaft wäre gleichbedeutend mit Selbstmord. In diesem Falle wird aber die Gesellschaft nicht anarchistisch sein, weil Anarchie eine vollkommene Abwesenheit aller Herrschaft bedeutet, und einen unbegrenzten Raum nicht der Freiheit läßt, welche ohne Organisation undenkbar ist, sondern der Willkür einzelner Personen, welche jede Organisation unmöglich macht. Ueberhaupt wollen wir bemerken, daß L. J. Metschnikoff's Ausführungen über die Anarchie seinem Buche ziemlich stark schadeten — dadurch nämlich, daß sie einer systematischen Entwicklung der darin enthaltenen, vollkommen richtigen und fruchtbaren Gedanken hinderlich waren. Zuweilen scheint es, daß er vor seinen Schlüssen, welche im direkten Gegensatz zu den anarchistischen Anschauungen stehen, zurückschreckt, und es versucht, sie durch verschiedene Einwendungen, welche seiner Lehre widersprechen, abzuschwächen. Hier ein Beispiel. Nachdem er sehr klar bewiesen hat, daß die Produktion im alten Egypten sich nicht anders organisiren konnte, als nur mit Hilfe der despotischen Gewalt, hält er es für nöthig, den Sinn seiner Worte zu mildern, und bezieht sich auf E. Reclus, nach dessen Meinung die geographischen Bedingungen des Nilthals seinen Einwohnern die Wahl ließen zwischen der Despotie und der Assoziation, die auf der Gleichheit Aller beruht (S. 227). Unser Autor bemerkt dabei freilich, daß die Worte: Fortschritt und Entwicklung keinen Sinn hätten, wenn die alten Egypter mit einer freien Assoziation hätten beginnen können. Wenn dem aber so ist, so hatten also die alten Egypter nur einen Ausweg — den Despotismus, und daher kann man nicht sagen, wie es L. J. Metschnikoff thut, daß „die geographischen Bedingungen des Nilthals sogar von Anfang an keineswegs den Einwohnern den Despotismus aufdrängten", sondern „ihnen nur riethen, solidarisch zu sein". Wir wiederholen noch einmal, daß L. J. Metschnikoff durch solche Einwendungen seinen eigenen wissenschaftlichen Resultaten Abbruch that; die Neigung aber dazu entstand bei ihm, wie es scheint, aus seiner Vorliebe für „Anarchie". Auch in einem anderen Sinne war diese Vorliebe für unseren Verfasser schädlich.

Sie hinderte ihn, in seinem Buche die materialistische Auffassung der Geschichte konsequent anzuwenden. Die anarchistische Lehre ist äußerst idealistisch. Die Anarchisten sprechen viel von der Freiheit, von den Rechten des menschlichen

Digitized by Google

Individuums, von der Schädlichkeit aller Herrschaft u. s. w., sie ziehen aber nie die objektiven Bedingungen der Entwicklung der Menschheit in Betracht, die Bedingungen, welche nicht nur ohne den Willen des Menschen geschaffen werden, sondern im Gegentheil durch ihren Einfluß die Richtung seines Willens und seiner Handlungen bestimmen. Die Aufgabe des jetzigen Materialismus in seiner Anwendung auf die Sozialwissenschaft besteht ja gerade darin, zu zeigen, wie die Entwicklung der Menschheit unter dem Einflusse der von seinem Willen unabhängigen objektiven Bedingungen seines Daseins vor sich ging. Mit anderen Worten: der jetzige Materialismus steht im schroffsten Gegensatz zu dem Geist der anarchistischen Lehre. Ein Mensch, welcher auch nur theilweise mit dem Anarchismus sympathisirt und diese Lehre nur ein wenig ernst nimmt, wird unwillkürlich sich zuweilen zu idealistischen Deutungen der Geschichte hinreißen lassen, selbst wenn er seinen Grundanschauungen nach ein überzeugter Materialist ist. So sind z. B. die Hauptthesen von L. J. Metschnikoff's Philosophie der Geschichte vollkommen materialistisch. Aber in den Einzelheiten verirrt er sich nicht selten in den Idealismus. Solchen Einzelheiten begegnen wir fast in jedem Abschnitte seines Buches. Im Kapitel „Der Indus und der Ganges" sagt er, daß Indien eine ganz besondere Aufgabe in der Geschichte der Menschheit zufiel, und daß es „die Geschichte des Rechts mit der empörenden Institution der Kasten begonnen hatte" (S. 281). Er legt den Kasten darum eine so große Bedeutung bei, weil sie, nach seiner Meinung, der königlichen Gewalt, die in den anderen Mittelpunkten der „Fluß-Zivilisationen" unbeschränkt war, gewisse Schranken auflegten. „Im Alterthume vermochte es nur Indien, eine solche soziale Ordnung zu Stande zu bringen, welche durch ihren inneren Mechanismus regulirt wurde, unabhängig vom Zwange irgend einer persönlichen und willkürlichen Gewalt. Um diese Aufgabe der Weltgeschichte zu lösen, übertrieb Indien bis zur Absurdität, bis zur Ungeheuerlichkeit die überall vorkommenden Klassenunterschiede." Dies Alles hat um so mehr eine idealistische Färbung, da wir nicht einmal sehen, wie die indischen Kasten eigentlich entstanden sind und wie der Autor ihre Entstehung mit den Eigenheiten der geographischen Umgebung in Verbindung setzt. Von angesehenen Forschern wird sogar die Existenz dieser Kasten, wie sie sich L. J. Metschnikoff vorstellte, einem starken Zweifel unterworfen. Folgendermaßen äußert sich darüber H. S. Maine, dessen Kompetenz Niemand bestreiten wird: „Mir ist die allgemein verbreitete Meinung bekannt, nach welcher die indische Gesellschaft sozusagen in viele horizontale Schichten getheilt ist, von denen jede eine besondere Kaste bildet. Dies ist ein völliger Irrthum. Es ist sehr zweifelhaft, ob jemals die braminische Theorie der Kasten, welche eine über der anderen stehen, thatsächlich galt . . . es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß man in der neuesten Zeit dieser Theorie mehr Wichtigkeit beilegte, als irgendwann in den älteren Epochen. In der Wirklichkeit existirt in Indien nur eine einzige Kaste — die der Priester, welche in einem gewissen, obwohl sehr engem Sinne für die oberste gehalten wird. . . . Kaste ist nur eine Bezeichnung für ein Handwerk oder sonst eine Beschäftigung." (Die Dorfgemeinden des Orients und des Westens.)

Wir wollen nicht darüber streiten, ob H. S. Maine Recht hat oder nicht, obwohl wir glauben, daß er Recht hat. Doch L. J. Metschnikoff hätte jedenfalls, bevor er von der besonderen historischen Aufgabe Indiens sprach, beweisen müssen, daß Maine's Ansicht eine falsche ist. Unser Autor vernachlässigte aber die Forderungen der Kritik im Interesse einer voreingenommenen idealistischen Anschauung, welche keineswegs im Einklang mit den Hauptthesen seiner historischen Theorie steht.

Digitized by Google

Bevor wir noch andere solche Verirrungen in den Idealismus aufweisen, möchten wir nur bemerken, daß überhaupt in dem von uns besprochenen Werke der Geograph dem Historiker zu wenig Spielraum läßt. Das kommt vielleicht daher, weil der Verfasser keine Zeit hatte, sein Werk dergestalt zu bearbeiten, daß die einzelnen Elemente in das richtige Verhältniß zu einander gekommen wären. Aber wie dem auch sei, dieser Mangel ist in seinem Buche sehr fühlbar. Die geographischen Eigenthümlichkeiten der Länder, in welchen sich die „Fluß-Zivilisationen" abspielten, sind darin so umständlich mitgetheilt, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber so bald vom Charakter der sozialen Verhältnisse, welche durch diese Eigenthümlichkeiten geschaffen werden, die Rede ist, wird die Ausführung sehr kurz. Sie wird zu kurz, sobald der Verfasser die innere Entwicklung der an den Ufern der geographischen Flüsse entstandenen sozialen Ordnung berührt. Daher kommt es, daß L. J. Metschnikoff's Lehre an einer Art, möchten wir sagen, geographischen Schematismus krankt. Man wird uns bemerken, daß die moderne Wissenschaft bis jetzt noch sehr wenig Material für ein eingehendes Studium des Charakters und der Entwicklung der sozialen Verhältnisse im alten Orient bietet. Das ist vollkommen richtig; aber jedenfalls mußte alles Material, welches wir schon besitzen, benützt werden; das that L. J. Metschnikoff nicht. Wenn also auch aus seinem Buche unzweifelhaft folgt, daß die geographische Umgebung auf den Menschen hauptsächlich vermittels der unter ihrem Einfluß entstehenden ökonomischen Verhältnisse wirkt, so sind jedoch diese Verhältnisse von dem Verfasser sehr wenig aufgeklärt. Wenn er sie mehr beachtet haben würde, so hätte er vielleicht darin die Lösung jener Phänomene gefunden, welche er einfach als „Erschöpfung" eines gegebenen historischen Volkes, als Verminderung seines „Lebenssaftes" u. s. w. erklären mußte. Die Nothwendigkeit eines Uebergangs der Menschheit von einer Periode der Zivilisation in die andere wäre noch deutlicher hervorgetreten. Die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Perioden wären noch klarer zum Vorschein gekommen, und die Entstehung dieser Merkmale würde verständlicher.

Es scheint uns, daß, wenn L. J. Metschnikoff z. B. von den Eigenthümlichkeiten der Zivilisationen der Mittelmeere sprechen wollte, er die Entstehung dieser Eigenthümlichkeiten aus der Natur der geographischen Umgebung auch vermittels der Oekonomie hätte wenigstens andeuten sollen. Jetzt aber bleibt es unklar, warum diese Zivilisationen, wie er sie nennt — oligarchisch waren, d. h. warum sie sich auf die Sklaverei begründeten. Außerdem hätte noch ausführlicher erklärt werden müssen, aus welchem Grunde und in welchem Maße der Autor das Leben des mittelalterlichen kontinentalen Europas dem der phönizischen, karthagischen, athenischen und sonstigen Republiken gleichstellt. Die Thatsache, daß hier wie dort die Massen unterjocht waren, genügt noch bei Weitem nicht, um eine solche Gleichstellung zu rechtfertigen. Ferner hat die Unterjochung der Massen in den Zivilisationen der Mittelmeere ihre eigene Geschichte, und um diese zu erklären, genügt es noch nicht, auf die Rolle der Mittelmeere überhaupt zu verweisen, sondern es muß die innere, ökonomische Geschichte der an ihren Küsten entstandenen Gesellschaften wissenschaftlich untersucht werden. L. J. Metschnikoff behauptet, daß der mittelalterliche Feudalismus mit seiner Institution der Leibeigenschaft nichts weiter war, als eine dörfliche Ergänzung der städtischen Republiken Karthagos, Athens und Roms (S. 50). Doch dörflich heißt ja fast ausschließlich landwirthschaftlich, und für Agrikulturvölker hat ja das Meer, nach L. J. Metschnikoff's eigener Theorie, gar keine Bedeutung: solche Völker entfernen sich sogar öfters von ihm, „wenden ihm den Rücken", anstatt

Digitized by Google

es zu ſuchen. Auf welche Weiſe konnte alſo das Mittelmeer einen entſcheidenden Einfluß auf den Bau der ſozialen Verhältniſſe im mittelalterlichen landwirthſchaftlichen Europa haben? Es iſt klar, daß der ganze Lauf der Geſchichte nicht blos durch die Einwirkung der geographiſchen Umgebung erklärt werden kann. Die Umgebung thut natürlich das Ihrige; aber die unter ihrem Einfluß entſtandenen ſozialen Verhältniſſe haben auch ihre eigene innere Logik, welche ſogar oft in Widerſpruch mit den Forderungen der geographiſchen Umgebung gerathen kann. In der neueſten Geſchichte Europas, ſowie auch in jeder anderen, könnte man viele Beiſpiele ſolcher Widerſprüche aufzählen. Das Studium der inneren Logik der ſozialen und hauptſächlich der ökonomiſchen Verhältniſſe iſt nicht minder nothwendig, als das Studium der geographiſchen Unterlage der Weltgeſchichte. Dieſe Forſchungen ergänzen ſich gegenſeitig und unter ihrem vereinten Wirken werden ſich nach und nach die innerſten Geheimniſſe der Geſchichte enthüllen. In den letzten vierzig Jahren haben beſonders Marx und mehrere ſeiner Anhänger viel für das Studium der inneren Logik der ſozialen Verhältniſſe gethan, und leider ließ L. J. Metſchnikoff faſt alle ihre Reſultate ohne Beachtung. Im Allgemeinen gelangt ſein Werk zu denſelben Schlüſſen, zu welchen auch die Marxiſten gelangten*). Doch er würde an Harmonie und Folgerichtigkeit nur gewonnen haben, wenn er als Kontrole die hiſtoriſchen Anſchauungen von Marx und Engels benutzt haben würde. Um ſich davon zu überzeugen, genügt es, die oben angeführte Anſchauung L. J. Metſchnikoff's zu unterſuchen, laut welcher die hiſtoriſche Entwicklung zur Umgeſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Sinne der Freiheit und der Gleichheit führt. Worauf begründet ſich dieſe Anſchauung? Auf die allgemeine Erwägung, daß die Menſchheit mit der Zeit lernen muß, ihre Arbeit ohne den Stock eines Deſpoten und ohne die eigennützige Aufſicht des Unternehmers zu organiſiren. Dieſe Erwägung hat eine große Wahrſcheinlichkeit für ſich; dieſe iſt ſo groß, daß unſer Autor es eigentlich gar nicht nöthig hatte, ſie durch Analogien aus der Natur zu bekräftigen, da alle ſolche Analogien gewöhnlich ſehr gezwungen und willkürlich ſind. Doch, wie wahrſcheinlich auch L. J. Metſchnikoff's Erwägung iſt, ſie bleibt doch nur wahrſcheinlich. Sie würde nur in dem Falle den Charakter einer Gewißheit erhalten, wenn er wenigſtens mit einigen Worten gezeigt haben würde, auf welche Weiſe die Logik der inneren Verhältniſſe die modernen ziviliſirten Länder zum genannten Ziel führt. Die Marx'ſche Schule that es, indem ſie die gehörige Aufmerkſamkeit dem Anwachſen und den Eigenſchaften der modernen produktiven Kräfte ſchenkte, ſowie auch dem Widerſpruch, in dem ſich dieſe Kräfte

*) Bereits zwanzig Jahre vor Herrn Metſchnikoff hat Marx in ſeinem „Kapital" einige der weſentlichſten Grundlagen der „Fluß-Ziviliſationen" angedeutet. Er ſagt einmal: „Die Nothwendigkeit, die Perioden der Nilbewegung zu berechnen, ſchuf die egyptiſche Aſtronomie und mit ihr die Herrſchaft der Prieſterkaſte als Leiterin der Agrikultur"; und ſpäter: „Eine der materiellen Grundlagen der Staatsmacht über die zuſammenhangloſen, kleinen Produktionsorganismen Indiens war Regelung der Waſſerzufuhr" (Kapital I, 2. Aufl. S. 536, 537, Note 5 und 6). Es ſei geſtattet, darauf hinzuweiſen, daß ich, angeregt durch dieſe Stellen, fand, daß, was für die Thäler des Nil und Ganges, auch für die des Euphrat und Tigris, des Jang-tſe-Kiang und Hoang-ho gelte und daß die materielle Grundlage nicht nur der egyptiſchen und indiſchen, ſondern auch der chineſiſchen und meſopotamiſchen Reiche zum Theil die Nothwendigkeit der Flußregulirung bildete, der auch theilweiſe der orientaliſche Deſpotismus zuzuſchreiben iſt. Ohne von Herrn Metſchnikoff etwas zu wiſſen und vor dem Erſcheinen ſeines Buches habe ich dieſe Theorien entwickelt in einer Abhandlung über die „moderne Nationalität", Neue Zeit, 1887, S. 392 ff. K. Kautsky.

Digitized by Google

zu den jetzigen Verhältnissen der Produktion befinden. Marx bewies, daß der Sozialismus nothwendig aus dem Kapitalismus folgt. Schade, daß L. J. Metschnikoff es nicht für nöthig hielt, mit der Marx'schen Lehre zu rechnen. Diese Lehre würde seiner Theorie des Fortschritts den Charakter einer streng durchgeführten und glaubwürdigen verleihen. Die Marx'sche Schule hat auch in Rußland ihre Anhänger. N. Sieber's Buch „Die Umrisse der primitiven ökonomischen Kultur" wäre für L. J. Metschnikoff's Forschungen von großem Nutzen gewesen.

Indem wir dieses niederschreiben, vergessen wir doch für keinen Augenblick, daß „die Kritik leicht ist, schwer die Kunst", und daß sehr selten Werke erscheinen, an welchen selbst die dem Autor gewogensten Kritiker nichts zu tadeln hätten. Wir vergessen auch nicht, daß L. J. Metschnikoff's Buch nicht als ein vollendetes Werk betrachtet werden kann, da der Tod ihn hinderte, es gehörig zu bearbeiten. Aber auch in seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Buch eine sehr bemerkenswerthe Arbeit und wir rathen dringend denjenigen von unseren Lesern, die des Französischen mächtig sind, das Werk zu lesen, oder besser gesagt, zu studiren.

Die jüngste Schwenkung des französischen Klerus.

Von **Paul Lafargue.**

Paris, im Dezember 1890.

Der französische Klerus hat sich zu allen Zeiten durch seine hohe Frömmigkeit ausgezeichnet: er hat sich stets darein ergeben, seine theuersten Gefühle zu verleugnen, um, wie er sagte, Gottes Willen zu gehorchen. Kaum war eine Regierung gestürzt und hatten deren Gegner die Macht an sich gerissen, da beeilte sich auch schon die Geistlichkeit, unter Berufung auf den Willen Gottes, der nach dem Evangelium „den Gewaltigen vom Stuhl stürzt und den Niedrigen erhöht", dem neuen Herrn ihre Ergebenheit und ihre Dienste anzubieten und alle ihre früheren Treueide und alle Gunstbezeugungen zu vergessen, die ihr vom gestürzten Regime zu Theil geworden. Seit Beginn unseres Jahrhunderts haben Revolutionen den verschiedensten Regierungen zur Macht verholfen; der Klerus aber ist stets derselbe geblieben; stets hat er das erbauliche Beispiel seiner Unterwerfung unter den göttlichen Willen gegeben. In Frankreich braucht sich eine neue Regierung nie darüber zu beunruhigen, wie sich wohl der Klerus zu ihr stellen werde; sie ist im Voraus sicher und gewiß, daß er mit seinen Gebeten, sowie seinen Forderungen auf Geld und Ehren zu ihr kommt.

Die bürgerlichen Republikaner waren denn auch höchlich enttäuscht, als sie sahen, daß die Geistlichkeit der Regierung feindselig gesinnt blieb, welche an Stelle des bei Sedan im Schmutz erstickten Kaiserreichs getreten war. Diese Haltung des Klerus hatte ihren guten Grund: er betrachtete die Republik nämlich als eine dem Herrn mißfallende Regierungsform, als eine Züchtigung, welche er dem französischen Volk auferlegt, um es für seine Gottlosigkeiten zu strafen. In der Republik giebt es keine königlichen und kaiserlichen Feste, bei denen Kardinäle und Bischöfe ihre gastronomischen und theologischen Tugenden zur Schau tragen können; in ihr giebt es auch keine Senatorensitze und andere gut bezahlte Sinekuren, die den Pfaffen gestatten, ihre Verachtung des Reichthums zu beweisen. — Die Monarchie war die wahre Regierung nach dem Herzen und

Digitized by Google

Magen der hohen kirchlichen Würdenträger, unter ihr wurden die Männer Gottes gut genährt, hoch geehrt und gut bezahlt.

So seufzte der Klerus des republikanischen Frankreichs nach der Monarchie, wie eine verdammte Seele nach der Erlösung; er begnügte sich nicht damit, sie mit seinen heißesten Wünschen herbeizusehnen, sondern er zettelte Verschwörungen an, um den legitimen „Roy", den Grafen von Chambord, der traurig zu Frohsdorf*) in Oesterreich lebte, auf den Thron seiner Väter zurückzuführen.

Der Kardinal Lavigerie, ein Pfaff, der sich unruhiger gebärdet als der Teufel im Weihkessel, und der gegenwärtig eine geradezu betäubende Reklame mittels der Bekämpfung der Sklaverei durch die Ausbeuter der weißen Sklaven macht, gehörte 1874 zu den Verschwörern, welche die Rückkehr des Königs vorzubereiten suchten. Er schrieb diesem am 25. August 1874: Sire, Frankreich geht aus den Fugen, kommen Sie und „proklamiren Sie die Monarchie in einer unserer Städte mit Hilfe eines unserer Generäle, der dort kommandirt und dessen man sich im Voraus versichert haben müßte. Es giebt Generäle, welche hierzu bereit sind, ich weiß es, und treue Diener werden Ihnen an diesem Tag nicht fehlen, um Sie mit ihren Herzen und ihrer Brust zu schirmen. Alles hängt von Ihnen ab, Sire .... In einigen Städten wird es zum Straßenkampf kommen. Das kann Ihnen nur nützen, und wird nicht länger als einen Tag dauern. Sie selbst werden vielleicht im ersten Augenblick mancher Gefahr ausgesetzt sein; ich darf wohl sagen, um so besser, Sire. Ihre Feinde können dann nicht länger behaupten, daß Eure Majestät keine persönliche Gefahr läuft, wenn Sie Ihre Fahne und Ihr Prinzip festhält."

Aber der Graf von Chambord war ein behäbiger Mastbürger, der lieber eine Gabel als eine Fahne führte; er schenkte den dringlichen Rufen kein Gehör. Er erklärte jedoch, daß er bereit sei, nach Frankreich zurückzukehren, sobald ihn die Nation rufen werde, was auf gut Deutsch einfach besagte: „Macht nur die Revolution, liebe Freunde; wenn Ihr die Republik erwürgt habt, und es keine Schläge mehr zu holen giebt, so werde ich kommen, um über Euch zu regieren." Wenn Chambord ein König in partibus blieb, so war er dafür, wie man sieht, als philosophirender Bourgeois nicht ganz ohne. Die Monarchisten verzweifelten über den Mangel an Tapferkeit ihres Königs von Gottes Gnaden, dem sich Napoleon III. bei Weitem überlegen erwiesen, der wenigstens seine Haut zu Markte getragen hatte. Die wüthenden Pfaffen flehten zum Herrn, „die Augen des Grafen von Chambord zu öffnen oder zu schließen", damit man sich nach seinem Tode einen thätigeren und unternehmungslustigeren Prätendenten verschaffen konnte. Ihr Wunsch ging in Erfüllung, ihr „angestammelter" König starb.

Der Klerus hatte aber entschieden Pech. Chambord's Hasenherzigkeit hatte ihn verhindert, in Frankreich den Bürgerkrieg zu entzünden; auf der anderen Seite ward er durch die parlamentarische Taktik Gambetta's aus der Fassung gebracht. Dieser Magengewaltige war ein Adler unter den Gänsen des französischen Parlaments. Er hatte begriffen, daß man, um den Bestand der Republik zu sichern und die monarchistischen Parteien lahm zu legen, im Parlament eine Opposition schaffen müsse, welche die Regierung auf einem anderen Terrain, als

*) Das Dorf, in dem sich die Residenz des Grafen von Chambord befand, hieß ursprünglich Krotendorf (Krötendorf). Dieser Name war denn doch zu unpassend, man verwandelte ihn in Froschdorf. Aber auch das schien noch ein zu anzüglicher Name für den Sitz des allerchristlichsten Königs zu sein, und so nahm man nochmals eine Verwandlung vor: aus dem amphibienreichen Sumpf wurde ein idyllisches frohes Dorf; wenn man nur ebenso leicht die Republikaner hätte in Legitimisten verwandeln können! Die Red.

Digitized by Google

dem der Staatsform bekämpfe. Die Religion sollte ihm dieses Schlachtfeld liefern. In einer zu Romans gehaltenen Rede, die viel Lärm machte, wiederholte Gambetta Voltaire's Wort und erklärte, daß die Kirche der Feind sei, den man zu Boden schmettern müsse. Natürlich ließ er sich nicht einmal im Traum einfallen, die Kirche wirklich stürzen zu wollen; er wollte sie im Gegentheil aufrecht erhalten, damit sich im Parlament eine konservativ-klerikale Partei bilde. Er erwartete, dadurch die fortgeschrittenen Republikaner, denen die Pfarrer Angst machten, um seine Person zu schaaren und die Arbeiter von jeder sozialistischen Agitation abzulenken, wenn er ihnen täglich einen Pfaffen zu verspeisen gab. Er hoffte, über dem Lärm, der sich in der Kammer für und gegen die Religion erhob, gemächlich auf seiner Ministerbank einschlummern zu können.

Als Gambetta gestorben war, setzten Ferry und die Opportunisten, welche er in das Geheimniß gezogen hatte, den Krieg gegen die Religion fort, und man verwandte schier endlose Sitzungen auf Diskussionen darüber, ob man die Klöster schließen solle. Im Stadtrath von Paris wurden die Radikalen ganz besonders wild; sie brachten Jahre damit zu, die Spitäler zu verweltlichen, d. h. die Ordensschwestern durch weltliche Krankenpflegerinnen zu ersetzen: eine Schwester aus einem Hospital vertrieben zu haben, war der höchste Ehrgeiz eines radikalen Republikaners des Pariser Stadtraths. Während man so des Langen und Breiten über die Religion diskutirte, daß man fast den Verstand darüber verlor; während man zeterte und wetterte, daß die gesammte Bevölkerung geradezu taub ward, brachten Katholiken, Opportunisten und Radikale ihr Schäfchen ins Trockene. Die Monarchisten, der Mehrzahl nach Großgrundbesitzer, erhielten Zolltarife, welche ihre Ochsen, Hammel und ihr Getreide gegen die ausländische Konkurrenz schützten, Opportunisten und Radikale spekulirten Arm in Arm in den Koulissen der Finanz mit den Geldern der öffentlichen und Privatkassen, vergeudeten in wahnwitziger Weise die Staatseinkünfte und bezeichneten die Jahre ihrer Herrschaft durch die Expeditionen nach Tunis und Tonkin, durch Anleihen und neue Steuern. Was soziale Reformen zu Gunsten der Arbeiter anbelangte, so verschob man sie auf die Zeit, wenn man erst mit der Kirche fertig geworden wäre.

Die Monarchisten fanden das Spiel ganz allerliebst. Der Krieg gegen die Religion hatte ihnen erlaubt, der Republik Privilegien abzuluchsen, die sie unter einer monarchischen Regierung auch nicht besser hätten erhalten können. Sie wurden so anmaßend, daß sie sich fast für die Herren Frankreichs hielten; der Landbevölkerung waren sie sicher, es blieb ihnen nur noch übrig, die städtischen Arbeiter zu kapern. Herr de Mun sollte mit seinem christlichen Sozialismus die Proletarier erobern.

Die verblüffende Popularität Boulanger's brachte Anfangs die Monarchisten aus der Fassung, jedoch erholten sie sich schnell von ihrem ersten Staunen. Sie sagten sich, daß der Boulangismus ein Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit sei, daß sie sich beeilen müßten, die Gelegenheit zu ergreifen, um sich — da sie doch in Wirklichkeit so wie so die Herren seien — die republikanische Staatsform vom Halse zu schaffen. Um das zu erreichen, brauchten sie nur Boulanger in der Hand zu haben. Sie kauften ihn zum Preis von etlichen Millionen. Der tapfere General versprach Alles, was sie nur wünschten: die Republik abzuschaffen, den König oder nach ihrem Belieben den Teufel wieder einzusetzen; ja er ging selbst so weit, ihnen zu versprechen, daß er nur einige Wochen die diktatorische Gewalt behalten wolle, wenn er sie erst mit ihrer Hilfe erlangt haben würde. Alle diese Intriguen sind kürzlich enthüllt worden. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Unverfrorenheit Boulanger's oder über die

Digitized by Google

Naivetät der Monarchisten, welche ihm die Gebete ihrer Geistlichen und die Goldfüchse ihrer Beutel zur Verfügung stellten.

Boulanger's Flucht warf das ganze Gebäude von Intriguen über den Haufen. Die einen Augenblick aus dem Sattel gestürzten Monarchisten erhielten jedoch bald die Ueberzeugung, daß das Verschwinden des Generals im Gegentheil ein Trumpf in ihrem Spiele sei: sie gedachten ihn durch einen Prinzen aus königlichem Geblüt zu ersetzen. Sie inszenirten daher den dummen Streich des jungen Herzogs von Orleans, der gerade von Boulanger, während dessen kurzer Rolle als Kriegsminister, aus Frankreich verbannt worden war. Wenn der junge Prinz, unter dem Vorwand, seinen Militärdienst zu leisten, nach Frankreich zurückkehrte, so mußte er wegen Uebertretung des Gesetzes, die Verbannung der Prätendenten betreffend, verurtheilt und zum Märtyrer des Patriotismus werden, er konnte also die Popularität auflesen, der Boulanger durch seine Flucht verlustig gegangen. Der Plan war ziemlich geschickt ausgeheckt, aber zu seinem Unglück verdarb der junge Mann Alles durch seine Gefräßigkeit: während seiner ganzen Haft dachte der junge, glühende Patriot nur daran, sich den Bauch zu füllen. Carnot, dem sein Platz am Herzen liegt, verlangte, daß man den Herzog während seines Aufenthalts im Gefängniß streng behandle. Constans bewies ihm jedoch, daß mit Trüffeln gefülltes Geflügel weit wirksamer sei, ihm den Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, als das Gefängniß. Er hatte Recht. Dem Prinzen blieb als ganzer Lohn seiner Unternehmung der Spottname: „Der Prinz von der Suppenschüssel." In den herrschenden Klassen ist nicht mehr der Stoff zu finden, aus dem man Helden formt.

Die Abenteuer Boulanger's und des Herzogs von der Suppenschüssel haben dem Klerus die Augen geöffnet: er hat begriffen, daß die Monarchie in Frankreich nicht mehr möglich ist, und so steht er im Begriff, eine Schwenkung auszuführen, um sich der Republik anzuschließen. Der Kardinal Lavigerie, derselbe, welcher 1874 den Bürgerkrieg entfachen wollte, um den König auf den Thron zu führen, eröffnet den Reigen. In einem offenen Brief erklärt er: „Wie kann man noch einige Hoffnung bewahren, angesichts der Ereignisse, welche Schlag auf Schlag aufeinandergefolgt sind, als ob sie durch die Vorsehung selbst überstürzt worden wären, und angesichts all' der Hindernisse, welche sich in Frankreich der Wiederaufrichtung und vor Allem dem Bestand der monarchischen Staatsform entgegenstellen würden? . . . Bei uns ist nur noch die republikanische Staatsform lebensfähig. In diesem Gedanken wird man bestärkt, wenn man nicht bei Frankreich stehen bleibt, sondern die übrige Welt studirt.

„In einem Jahrhundert, sagte Napoleon auf St. Helena, wird Europa republikanisch oder kosakisch sein. — Vielleicht hätte er das letztere Wort unausgesprochen gelassen, wenn er, wie wir Zeuge der Fortschritte und der wachsenden Kühnheit des Nihilismus gewesen wäre.

„Die Republik wird binnen Kurzem überall unzerstörbar sein. Man hat gesehen, daß der in Mexiko gemachte Versuch, sie zu vernichten, einem der edlen Söhne des Hauses Oesterreich das Leben gekostet hat, obgleich die volle Macht des Kaiserreichs hinter ihm stand. Man hat erst kürzlich gesehen, wie die Republik in Brasilien durch den Sturz des besten und bescheidensten der Menschen begründet worden ist. Man sieht, wie die nämlichen lärmenden Bestrebungen in den verschiedenen Ländern Europas zu Tage treten. Ich habe soeben Italien durchreist. Hier wird die Republik vorbereitet, zum Theil bewußt, durch Geheimbünde, zum Theil unbewußt, durch die wachsenden Leiden und die alten Erinnerungen des Volks."

Digitized by Google

Nach dem Kardinal Lavigerie ist der Bischof von Annecy gekommen, der nicht weniger kategorisch erklärt, daß der monarchistische Geist, welcher in Frankreich ebenso gut, ja vielleicht in stärkerem Maße als in jedem anderen Lande Europas existirt hat, nicht mehr vorhanden ist. Und der Papst billigt in der jesuitischen, der römischen Kurie eigenthümlichen Weise diese Schwenkung, indem er sagt, daß die Regierungen durch den Willen Gottes eingesetzt sind.

Die Monarchisten sind wüthend: die Unversöhnlichkeit des Klerus diente ihnen als Schild; unter dem Vorwand, die heilige Kirche zu vertheidigen, erwarben sie Schutzzölle für ihre landwirthschaftlichen Produkte und Begünstigungen der Staatsverwaltung für ihre Verwandten. Die Geistlichen antworten auf die Angriffe der Monarchisten durch den Vorwurf, daß diese der Religion nicht gedient, sondern sich im Gegentheil ihrer bedient haben, um ihre persönlichen und Parteiinteressen zu fördern. Wenn dies so fortgeht, werden die Geistlichen noch die Monarchie in Grund und Boden hinein verdammen und zu Vertheidigern der parlamentarischen Republik werden, welche, wenn sie gleich so thut, als ob sie den Klerus angreife, ihn doch besser bezahlt, als dies irgend eine andere Regierung gethan.

In Folgendem eine erfreuliche Uebersicht über das stetige Wachsthum der Staatsausgaben für die Religion: je mehr man in Frankreich die Pfaffen angreift, um so theurer bezahlt man sie.

Kultusbudget:

	Franken
1803 ein Jahr nach dem Konkordat	4 000 000
1805	12 000 000
1813	17 000 000
1815 trotz der Verkleinerung des Reichs	19 000 000
1817	20 000 000
1820	24 000 000
1829	35 581 510
1847 die Regierung des Königs Louis Philipp, eines Voltairianers und Freidenkers, erhöht das Budget um drei und eine halbe Million	39 000 000
1849 ein Jahr Republik macht das Budget um zwei Millionen steigen	41 000 000
1854	44 439 000
1871 der erste Akt der Republik bestand darin, das Kultusbudget zu erhöhen auf	49 000 000
1875 machte man einige Beschränkungen, in deren Folge das Budget reduzirt ward auf	47 407 240

Die opportunistische und freidenkerische Republik bezahlt also ihre Geistlichkeit — obgleich Frankreich zwei seiner bevölkertsten Provinzen verloren — zweimal theurer, als es die legitime Monarchie that. Die Geistlichen sagen sich, wenn die bürgerlichen und freidenkerischen Republikaner uns so fett bezahlt haben, als wir ihre Gegner waren, so werden sie unsere Gehälter verdoppeln, wenn wir anfangen, ihnen zu dienen.

Die Pfaffen könnten sich täuschen: die bürgerlichen Republikaner bedurften ihrer, um die Arbeiter von der Verfolgung ihrer Klasseninteressen abzulenken; die Arbeiter waren in der That naiv genug, in den religiösen Streitfragen leidenschaftlich Partei zu ergreifen und darüber ihre wahren Klasseninteressen zu vergessen. Von dem Augenblick an, wo sich die Pfaffen unterwerfen, verlieren sie ihre politische Bedeutung und werden vielleicht nach Verdienst behandelt werden.

Digitized by Google

Pariser Spaziergänge eines Hamburgers im Jahre 1796.

Von Reinhold Rüegg.

Der eine Band der vom Hamburger Domherrn Dr. J. Lorenz Meyer 1798 herausgegebenen „Fragmente aus Paris im IV. Jahr der französischen Republik" schildert das Pariser Nationalinstitut der Wissenschaften und Künste, das Nationalmuseum für Naturgeschichte, den botanischen Garten, die Sternwarte, die polytechnische Schule und übrigen höheren Unterrichtsanstalten, das neue republikanische Maß- und Gewichtssystem, den Telegraphen ꝛc.; man liest die tüchtigen Darstellungen heut noch mit Gewinn. Auch der zweite, vorwiegend das öffentliche Leben behandelnde Theil hat treffliche Partien; die reisenden literarischen Handwerksburschen der Gegenwart zeigen nicht immer so guten Willen.

Meyer traf im Frühling 1796 in Paris ein. Auch die republikanische Polizei wollte „Papiere" von dem Fremden haben. Das Gesetz befahl diesem zum Bezug der Aufenthaltskarte zwei solide Bürger mitzubringen! Meyer hatte vier Reisegenossen, von Rechtes wegen waren also zehn Zeugen nöthig. Aber der Gastwirth war ein Mann von Gewicht; er begleitete die Herren auf die Municipalität, und das genügte. Mit der Karte in der Tasche unternahm Meyer vorerst eine Fahrt durch die ihm von einem früheren Aufenthalt her bekannten Gassen. Es war nicht mehr dasselbe lärmende wilde Treiben: „Als ich eines Tages im Winter 1784 über den Pont-neuf fuhr und mein Wagen nach dem Quai de Conti umbog, raste der wilde Herzog von Orleans in seinem vierspännigen Phaeton solchermaßen an mir vorüber, daß mein Wagen von dem seinigen mit fürchterlicher Gewalt auf das Pflaster hingeschleudert wurde; ich erlitt eine leichte Quetschung, Kutscher und Bedienter wurden jedoch stark verletzt. Solche damals häufige Vorfälle begegnen nicht mehr und jene Uebermüthigen, die gleichgiltig zusahen, wenn ein Mensch von ihren Pferden zertreten ward, sind verschwunden.... Auch die Zahl der Bettler, der scheußlichen Mißgeburten und Krüppel fand ich im Vergleich mit einst sehr reduzirt. Unverändert war nur, selbst in den letzten Gassen, die Zuvorkommenheit gegen die Fremden.... Die meisten Auftritte, die unsere deutschen Zeitungsschreiber in ihrer Uebertreibungssucht als mörderisch oder wenigstens als blutig hinstellen, sind an sich selbst nichts weniger als bedeutend, und werden von der wachsamen Polizei in der Regel rasch gedämpft. Dahin gehörten vormals die angeblichen Rottirungen gegen die Kleinhändler. Ich bin oft Zeuge solcher geringfügiger Vorfälle gewesen und fand sie nachher in französischen und deutschen Zeitungen in gefährliche Aufläufe und Mordszenen verwandelt und mit Säbelhieben, tödtlichen Kopfwunden, abgehauenen Händen blutig ausgemalt — oder gar zu einem Anfang der Contrerevolution aufgebauscht."

Dieser Brauch hat sich erhalten, er gehört zum reaktionären System!

Interessant plaudert Meyer über das in ein „Gleichheits-Haus" umgetaufte Palais Royal: „In den Morgen- und Abendstunden, wo vordem Alles, was Paris Reizendes und Verführerisches hatte, herbeieilte, um in dem Garten des Palais Royal zu sehen und gesehen zu werden, füllt jetzt den Gleichheits-Garten und die Hallen umher jene häßliche Rasse von Agioteuren und betrügerischen Wechslern. In großen Zügen schlendern sie Arm in Arm auf und ab oder stehen in einzelnen Gruppen bei einander. Menschen in ungebürsteten, durchlöcherten Hüten, zottigen

Digitized by Google

ungekämmten Haaren, abgetragenen Ueberröcken, schmutzigen langen Hosen, herabhängenden Stiefeln, mit einem keulenähnlichen Knotenstock in der Hand, das ist der große Theil dieses Publikums. Ein anständiges Frauenzimmer erscheint fast gar nicht mehr, um nicht von einer Agioteur-Jagd überrascht zu werden. Diese Agioteur-Jagden waren des Polizeiministers Merlin Hauptspaß; man nannte sie auch Merlinaden. Mittags, wenn der Garten am vollsten war, ward das Haus in aller Stille von Soldaten umzingelt; ein Polizist gab das Zeichen mit einer kleinen Pfeife und in demselben Augenblicke wurden durch Aufpasser alle Hinterthüren der Arkaden geschlossen. Ward die Geschichte nicht früher verrathen, so stürmte, wie die Pfeife ertönte, Alles aus dem Garten gegen die Arkadengitter und Ausgänge oder zu den Mädchen in die oberen Stockwerke. Die Eingefangenen gingen dann einzeln durch die mit Wachen besetzte große Eingangsthür und mußten ihre Karte vorweisen. Wer verdächtig schien, wurde arretirt. Dann öffnete man wiederum die Thüre und nach wenigen Minuten war die vorige Gesellschaft wieder da und das vorige Spiel. Gegen die Straße Vivienne hin war ein ähnlicher Versammlungsort dieser verächtlichen Gesellen. Alle Stunden rückten Dragoner an, die Haufen auseinander zu treiben, die sich aber gleich hinter den trabenden Pferden wieder schlossen. Ein unnützes Spiel!"

„Der Parteigeist der Decadins und Dominicains, so nennen einander spöttelnd die Anhänger des alten und des neuen Kalenders, hinsichtlich der Feier der Dekade oder des Sonntags, ist besonders in den Kaufläden im Gleichheitshause sichtbar. Hier sind einige Läden am Dekadentage, andere, und bei Weitem die Mehrzahl, am Sonntag geschlossen, und die Kaufleute legen dadurch stillschweigend ihr politisches Glaubensbekenntniß ab. Es ist übrigens nicht etwa ein religiöser Eifer, der die Leute zum alten Sonntag zieht, sondern der Widerspruch. Den Budenbesitzern ist es sehr gleichgiltig, ob ihre Kirchen, wie das mit vielen der Fall ist, in Korn-, Mehl- oder Kriegsvorrathshäuser umgewandelt oder wieder der Gottesverehrung gewidmet werden."

Einen angenehmen, freundlichen Eindruck machten einzelne Boulevards, wo die Kinder sich tummelten, und hier erfuhr Meyer, daß „seit der Revolution die glückliche Sitte des Selbstsäugens der Kinder in Paris viel allgemeiner geworden, als vormals, da man die Neugebornen zu gedungenen Ammen aufs Land schickte, der sorgsamen Wartung entzog und dem Eigennutz preisgab". Die sogenannte gute „oder, um klarer zu reden, die unrepublikanische, erzaristokratische Gesellschaft der Herren und Damen bewegt sich auf den Boulevards zwischen den Straßen Grange-Batalière und Montblanc, einem Bann-Ort, wo sie einige Abendstunden in Staubwolken umherwandeln und sich auf Stühlen recken und schaukeln. Man hat diesen Spaziergang passend „das kleine Koblenz" genannt. Das ist der einzige öffentliche Ort, den diese Aristokraten und Aristokratinnen des Besuches würdigen; sicher retten sie sich aus dem patriotischen, ihnen verhaßten und verächtlich sogenannten Pöbelhaufen rechtlicher Bürger, deren Gemeinschaft ihnen viel lästiger ist, als der dicke Staub, den sie verschlucken, und als die Gesellschaft feiler Mädchen aus allen Winkeln, die sie hier theilen. Wer auf aristokratischen Ton Anspruch erhebt, muß sich hier einige Mal in der Woche unter seines Gleichen sehen lassen."

Brot hatten die Pariser, nicht minder auch Spiele; täglich wurde in fünfzehn Theatern gespielt und in den glänzenden Einrichtungen der Schauspielhäuser, den täuschenden Dekorationen, den Maschinen und Tänzen, sowie in den großen Talenten der Schauspieler erkannte Meyer das alte Paris wieder; das stimmte ihn vergnügt, er war ein Theaterenthusiast und besaß auch Verständniß. Auf

Digitized by Google

Befehl der Regierung mußten die Künstler in den Pausen patriotische Lieder vortragen; die Wirkung dauerte aber nicht an, denn die Pariser brachten ihre patriotische Leidenschaft ins Theater mit, und bald wurde bei einzelnen Stellen, entweder von dieser oder jener Partei, gepfiffen und gejohlt. Zwei patriotische Lieder wurden in der großen Oper mit besonderem Pompe gegeben, die „Huldigung an die Freiheit" und die von Mehul komponirte Kriegshymne. Unter feierlicher Musik rollt der Vorhang auf. Eine dreifache Linie zum Abmarsch gerüsteter Streiter steht da, — vor der Front eine Gruppe Offiziere. Ein Volksrepräsentant tritt vor, feuert sie an, der Chor wiederholt seine letzte Zeile „Die Republik ruft uns!" die Linie schwenkt unter Trommelschlag auf die entgegengesetzte Seite. Die Mütter kommen und fordern ihre Söhne zum Kampfe auf. Der Chor unterbricht und es erscheinen die Väter. Kleine Knaben rennen zu ihren Vätern, umklammern sie, werden von ihnen auf die Arme gehoben und geküßt, worauf die Kleinen sich auch zwischen die Soldatenreihen drängen und an den Gewehren hinauf klettern. Der Anblick ist rührend und spricht zu jedem Herzen. Die Mütter und Weiber haben während einer neuen Schwenkung der Linie den Hügel im Hintergrund erstiegen und bilden hier pittoreske Gruppen. Die Krieger schwören auf das Schwert ihres Anführers, für Frieden und Freiheit zu kämpfen. Es wird zum Abmarsch geblasen und die Kolonne marschirt den Hügel hinan. Hier werden die Soldaten von ihren Weibern empfangen; die Kinder fliegen ihren Vätern noch einmal in die Arme — und der Vorhang fällt unter dem jauchzenden Zuruf des Publikums.

„Am lautesten war der lang nachhallende Beifall, mit welchem diese wöchentlich mehrmal gegebene Vorstellung endigt, an den Tagen, da die so unvermuthete und mit allgemeinem Unwillen aufgenommene Nachricht von der Kündigung des Waffenstillstandes am Rhein in Paris ankam. . . ."

„Die Huldigung an die Freiheit, ein Schauspiel, das mit großer Pracht auf dem Operntheater gegeben wird, ist der berühmte Marseiller Marsch voll Hoheit und Würde, Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft, Kraft und Feuer in der Komposition von Rouget de Lisle. Ich hörte Soldaten sagen, dieser allmächtige und erhabene Gesang begeistere die Armeen zum Kampf; jeder Soldat sänge, wenn mitten im Feuer des Angriffs und zwischen dem Kanonendonner diese allgeliebten Töne erschallen, in einem sich Allen mittheilenden Enthusiasmus mit und finde oder gäbe so den Tod. Treffend war daher der für den französischen Dichter schmeichelhafte Willkommensgruß Klopstock's, als Rouget de Lisle ihn im vorigen Sommer in Hamburg besuchte. „Sie sind", sagte er zu ihm, „ein schrecklicher Mann; denn fünfzig Tausend brave Deutsche haben Sie erschlagen." Rouget war, so erzählte mir dieser liebenswürdige Mann in Paris selbst, als Ingenieur-Offizier in Straßburg, als man zum Beginn des Kampfes nichts als kriegerische Gassenhauer hörte. In einer Stunde der Begeisterung schloß er sich ein und in einer Nacht war die Hymne sammt der Musik vollendet.

„Die schönste Szene der prächtigen Darstellung dieser unter vielen Abwechslungen des Spiels gesungenen Hymne ist der Moment, da vor dem Anstimmen des letzten Verses „Heilige Liebe zum Vaterland", ein Zug von Kriegern mit fliegenden Fahnen und von Mädchen, Jünglingen und Kindern, in den Tempel der Freiheit einzieht, die Letzteren, um auf dem Altar des Vaterlands ein Opfer von Blumen und Früchten darzubringen. Vor der Göttin des Tempels sinkt die Menge auf die Knie nieder, während unter gedämpfter Musikbegleitung der letzte Vers gesungen wird. Am Ende der Strophe: „Mögen unsere sterbenden Feinde deinen Triumph und unseren Ruhm schauen", donnern in der

Digitized by Google

Ferne die feindlichen Geschütze und das Waffengetöse hebt an. Das Wirbeln der Trommeln, das Klirren der Schwerter und das Schmettern der Trompeten tönt zu dem Geschrei: „Auf zu den Waffen!“ Auf der einen Seite fliehen die Weiber und Kinder, auf der anderen stürmen die Männer dem Feind entgegen — und der Vorhang fällt.“

Einen breiten Raum nimmt in Meyer's Aufzeichnungen der Abschnitt über das Zeitungswesen ein. Es erschienen damals etwa fünfzig Tages- und Wochenblätter, die mit Ausnahme der offiziellen meist recht ärmlich sich präsentirten: „schmutziges, graues Löschpapier, unleserliche Schrift, halbe und ganze Zeilen nicht ausgedruckt“. Aber im Ganzen waren sie prompt bedient, und die Abendblätter brachten um 6 Uhr über die Sitzung des Raths der Fünfhundert, die kaum zwei Stunden vorher geschlossen, schon einen gedrängten vollständigen Bericht; besonderen Ruf hatten die Referate des „Journal du soir“, so daß in einem Lustspiele gesagt wurde: „Es gab eine Zeit, wo jedes Wort den Tod brachte, wenn man es nicht so ausdrückte wie das „Journal du soir“. Geistreiche Spötterei, Satire und boshafter Klatsch waren beliebt und gepflegt, wie dies noch geschieht. Wenig bekannt dürfte sein, daß auch ein deutsches, von den Mainzern Dorsch, Blau und Nimis redigirtes Journal „Der Pariser Zuschauer“ herauskam, von dem die Regierung 3000 Exemplare abonnirte, um dem Volke im Elsaß und Lothringen republikanische Lektüre zu bieten. „Das Unternehmen“, fügt Meyer bei, „hätte auch für Deutschland Bedeutung erlangen können, wenn es nach einem besseren Plane und in einem erträglicheren deutschen Stile geschrieben und die Versendung eine zweckmäßigere wäre.“ So lange Georg Böhmer daran wirkte, waren seine Artikel gut, dann fing es an zu sinken und starb zuletzt an Entkräftung.

Die bürgerlichen Feste, welche eingeführt wurden, die kirchlichen Feiertage auszustechen, waren gut gemeint, aber Gedanken und Gefühle, die dazu gehören, lassen sich nicht dekretiren, und je mehr das Gepränge ein theatralisches wird, desto mehr tritt die Idee zurück. So verloren denn die patriotischen Feierlichkeiten bald ihren Zauber und kamen hauptsächlich nur noch dem Bedürfniß der neugierigen Bummler entgegen. Ueber das Sieg- und Dankesfest vom 10. Prairial (29. Mai) lesen wir: „Die eigentliche Hauptszene war auf dem Mittelpunkt des Marsfeldes konzentrirt. Was dort vorging, sahen und hörten blos die auf dem künstlichen Hügel Postirten, Mitglieder der Behörden und Eingeladene. Das Volk steht fern, hat nichts von den Reden und Chören. Der Göttin des Vaterlandes opfert man und es werden Bürgerkronen gespendet, aber das Volk gewahrt nur in der Ferne die von den Altären aufsteigenden verfinsternden Rauchwolken. Das Feld war rings mit Freiheitsbäumen bepflanzt, nach der Zahl der Departements; an jedem Baume hing ein Schild und zwischen den Zweigen flatterten dreifarbige Fahnen. Pappeln und Orangenbäume und Laubgehänge umkränzten den Hügel; es fehlte auch nicht an Trophäen und Geschützen. In der Mitte erhob sich eine gewaltige Eiche und darunter auf hohem Fußgestell die kolossale Bildsäule der Freiheit, die Linke auf die Konstitutionsakte gestützt; neben ihr die Statuen des Sieges und des Ruhms; vor der Freiheit war der Altar errichtet.

„Beim Sonnenaufgang donnerten die Kanonen. Um ein Uhr schritten die fünf Direktoren, umgeben von ihren Ministern, Staatsboten und Garden und begleitet von allen fremden Gesandten und sämmtlichen Autoritäten nach dem Hügel. Der Zug wurde von einer Symphonie begrüßt. Die Direktoren bestiegen ihre erhöhten Sitze, das Gefolge saß zu beiden Seiten im Halbzirkel. Präsident

Digitized by Google

Carnot hielt die Rede, in der er Anerkennung allen Denen zollte, die für die Republik gelitten und gestritten. Unter den Klängen von Siegeshymnen näherten sich jetzt die Deputationen der vierzehn Armeen, Veteranen und verwundete Soldaten in der Mitte, empfingen Bürgerkronen und Fahnen und überbrachten diese dann den vierzehn Armeen repräsentirenden vierzehn Bataillonen, die nunmehr kriegerische Uebungen ausführten. Die Marseillaise wurde gesungen, die Direktoren kehrten zurück und das Feld ward zum Tanze geöffnet. Aber der Tanzenden waren nur wenige, die Masse hatte an dem Schauspiel keinen Antheil genommen. Viele erklärten, am Friedensfeste erst wollten sie tanzen."

Sehr malerisch nahm sich das Fest des Ackerbaus aus, bei dem die Verwaltungsmänner der Departements den Vorsitz führten. Der Hügel war mit Garben, Aehrenkränzen und Blumengewinden dekorirt. Auf dem Altar des Vaterlandes loderte ein Feuer. Ein Zug von Knaben und Mädchen, mit Blüthen geschmückt, schritt in Begleitung von Bauern vor zwei mit weißen Ochsen bespannten antiken Wagen her. Auf dem einen stand ein goldener Pflug und auf dem andern saß, von Garben umgeben, die Göttin der Freiheit, vor welcher zwei Kinder das heilige Feuer unterhielten. Man sang Hymnen und Volkslieder; dann ward der Pflug auf den Hügel geschafft, wo der Präsident des Pariser Departements die Landleute anredete und Einzelne belohnte. Darnach zog er mit dem Pflug eine Furche, in welche Samen gestreut wurde. Der Plan war hübsch, ebenso die Ausführung, aber die Aufnahme gering, ja frostig.

Natürlich stattete der Hamburger Domherr auch dem Rathe der Fünfhundert einen Besuch ab. „Die Sitze der Repräsentanten", erzählt er, „sind nummerirt und werden periodisch durch das Loos gewechselt, wodurch den ehemaligen Parteiverbindungen und jener, böser Vorbedeutung vollen Benennung der Rechten und Linken, des Berges und Sumpfes nun vorgebeugt wird(!). Die Zuhörertribünen sind kleiner und fassen nur etwa zweihundert Personen. Auf diesen Tribünen, die einst mit unerhörter Frechheit die Versammlung verspotteten und trotzten, herrscht ungestörte Ruhe; die geringste Ungezogenheit wird mit Verweisung aus dem Saal bestraft. In den Logographen-Logen sitzen etwa 20 von Journalisten besoldete Geschwindschreiber, deren Gewandtheit überrascht. Ihre Schrift ist eine Chiffresprache von Abkürzungen. Diese Burschen erheben sich oft selbst zu den ersten Zensoren der Redner; unverschämt tadeln sie oder lachen unter sich und es geschieht nicht selten, daß einer zur Ordnung gerufen oder vom Präsidenten hinausgeschickt wird. Es ist übrigens kaum begreiflich, wie diese Tachygraphen den so oft unterbrochenen Verhandlungen folgen können in dem nicht akustisch gebauten Saale. Das sogenannte Murren in der Versammlung ist ein seltsames Getöse von unartikulirten Tönen, Räuspern, Scharren oder gar Stampfen, dem die Klingel des Präsidenten Stille gebietet; und das Geblöck der Saaldiener: „Ruhig, Bürger!" verursacht oft mehr Lärm wie jenes Getöse selbst.

„Die Sitzungen sollten um 11 Uhr beginnen, doch werden sie selten vor ein Uhr eröffnet; die Anwesenheit von 200 Deputirten ist dazu erforderlich, doch hält man nicht strenge an der Vorschrift. Die für die Abgeordneten dekretirte Kleidertracht ist noch nicht eingeführt und wird es wahrscheinlich nicht, da man schon gegen den theatralischen Schnitt dieser Brahminentracht Einwendungen erhoben und ein passenderes Kostüm vorgeschlagen hat. Auch wäre die Anschaffung, ob nun der Staat oder der Einzelne die Kosten trage, zu theuer. Der Präsident zeichnet sich durch eine dreifarbige Schärpe aus, die Saaldiener tragen eine rothe. Die Repräsentanten sollen auch dreifarbige Schärpen und Federbüsche auf den Hüten erhalten."

Digitized by Google

Den „Geist der Mäßigung, der Ordnung und der Ruhe“, der die Verfassung diktirte, fand Meyer auch in der Versammlung, doch bemerkt er trauernd, daß der „Anarchiegeist“ sich doch zu viel rege. Er wohnte einer Sitzung bei, in welcher es zu tumultuarischen Szenen kam. „Eine Schaar Mitglieder stürmte nach der Rednerbühne, stießen dort aufeinander und auf allen Bänken wurde geschrieen, gestikulirt; man ballte die Fäuste und ein Saaldiener war gezwungen, einen der Rasenden nach seinem Platz hinzutragen. Der Auftritt war so, daß er zur Stunde noch — obschon der Geist der Ordnung nunmehr ein volles Jahrhundert geherrscht — als „Zwischenfall“ denkbar wäre“. Meyer nimmt entschieden Partei für die Männer der Ordnung, sagt aber weislich nicht, wer am lautesten und unanständigsten getobt!

Ein längeres Kapitel gilt dem Vollziehungs-Direktorium. Die Direktoren bewohnten einzelne Flügel und Stockwerke des vormaligen Luxemburg-Palastes. Eine Ehrenwache von 240 Mann Fußsoldaten und Berittenen bewachte den Palast und paradirt an festlichen Tagen. Zwei Soldaten begleiten jeden Direktor bei seinen Ausgängen. Die Amtstracht ist reich, „das Privatleben republikanisch einfach und sehr eingezogen.“ Der ganze Tag ist für die fünf Machthaber „eine ununterbrochene Arbeitsstunde“ und Abends versammelt sich bei ihnen ein kleiner Kreis von Freunden zu einer Theegesellschaft, in welcher ein Spielchen gemacht wird. Fremde haben leicht Zutritt. „Die selten gegebenen Diners sind einfach, stechen von den Festen der insolenten neugebackenen Pariser Banquiers, Kapitalisten und Lieferanten ungemein ab und bestehen in zwei mäßig besetzten Gängen, ohne jenen Ueberfluß von Weinen, die an den Tafeln jener übermüthigen Staatsplünderer fluthen.“

Die öffentlichen Audienzen wurden mit einem beträchtlichen Glanze umgeben. Den Saal schmückten Trophäen: „Jeden Mittag um 12 Uhr wird dieser Saal aufgethan und Jeder eingelassen, der seine Bürgerkarte vorweist. Die Zuschauer sind immer zahlreich, und auf den Stühlen, an den Wänden, sowie auf einer im Halbzirkel gestellten Reihe von Sesseln erblickt man viele geputzte Damen. Der Mittelplatz wird von Offizieren eingenommen. Aus dem einen Gemach tritt um halb ein Uhr derjenige Direktor, welcher in der betreffenden Dekade die Audienz giebt und die Saaldiener rufen, diese sei eröffnet. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechts tritt Jeglicher, der dem Direktorium etwas mitzutheilen, Anträge und sonst schriftliche Vorstellungen zu überreichen hat, oder den Direktor selbst sprechen will, hervor. Dieser redet mit jedem leise, nachdem er das Memorial eingesehen hat, verweist an einen der Minister, giebt mündlichen oder schriftlichen Bescheid auf Tags vorher empfangene Eingaben.“

Einzelnen Direktoren, besonders Carnot, sowie den Ministern zollt Meyer reiches Lob; als den schätzenswerthesten Bestandtheil der Pariser Gesellschaft bezeichnet er aber die Gelehrten, welche, auf ihre einstigen Pensionen verzichtend, der Sache der Revolution sich anschlossen, ihr freudig Opfer brachten, gemeinnützige Zwecke förderten und ihre Forschung dem Staat in jeder Weise nutzbar zu machen suchten; und endlich rühmt er auch ihre Urbanität, ihre Achtung vor fremdem Verdienst und die gesellige, herzliche Aufnahme der ihnen empfohlenen Ausländer. Minder erbaut ist er dagegen von der üppigen, frech gewordenen Bourgeoisie, die wüthend für Mäßigung gesprochen hatte, um wüthend gründen, ausbeuten und stehlen zu können. Diese „gute Gesellschaft“, welche den „guten Ton“ zu besitzen glaubte, nennt Meyer — und sicher ohne Uebertreibung — die schlechteste Gesellschaft von allerschlechtestem Tone. „Die seit der Revolution schnell hervorgewachsenen neuen Reichen, die Wucherer, die Lieferanten

Digitized by Google

der Armee und ihre Schweife — diese sind es, welche jetzt in Paris vermöge ihrer durch Agiotage, durch Raub an der Nation, aus den Trümmern der Finanzen Frankreichs und des Eigenthums der gestürzten Großen zusammengerafften Schätze eine erste und ephemerisch glänzende Rolle spielen. Die Häuser dieser Kapitalisten, ihre Landhäuser und Gastmähler sind mit strotzender Pracht überladen. Aufgeblasener Hochmuth, grobe Ungezogenheit ist der die Abkunft und das Handwerk dieser Glücksritter bezeichnende Charakter. Gerade diese Menschen, welche der Revolution Alles, was sie besitzen, zu danken haben, sind mit dem Troß ihrer Schmeichler und Parasiten die ärgsten Aristokraten, und wer sich Republikaner nennt, wird von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen."

Ein zähes Geschlecht, diese Parvenüs; es bläht sich noch fortwährend.

Notizen.

Eine neue Theorie der Pflanzenernährung. Ein englischer Naturforscher, Herr J. A. Reeves, hat, gestützt auf langjährige Untersuchungen, eine neue Theorie der Pflanzenernährung aufgestellt, die, wenn zutreffend, von großer Tragweite für die Landwirthschaft sein würde. In einer Abhandlung: „Sap: Does it rise from the Roots?" — „Steigt der Pflanzensaft von der Wurzel aufwärts?" führt er aus, daß entgegen der bisher allgemein herrschenden Anschauung, daß der Pflanzensaft von der Wurzel ausgehend, durch die sogenannte Kapillarität bezw. Endosmose dem Stamm und den Blättern mitgetheilt werde, thatsächlich der Saft von den Blättern stamme und abwärts sich den übrigen Theilen der Pflanze mittheile. Mit wenigen Ausnahmen ziehen die Pflanzen keine andern Stoffe als Gase durch die Wurzel aus der Erde. Unzählige Beobachtungen, die Herr Reeves angestellt, haben stets eine Abwärtsbewegung des Saftes in den Pflanzen, keine eine Aufwärtsbewegung desselben gezeigt. Nach der heute herrschenden Theorie müßte der Pflanzensaft bei hohen Bäumen bis zu 300 und 400 Fuß aufsteigen, wofür es jedoch an jeder ausreichenden Erklärung fehle. Die kapillare Anziehung könne flüssige Stoffe im Holz keine 30 Zoll hoch treiben.

Die Pflanze entnimmt nach Herrn Reeves vermittelst der Blätter der Luft und namentlich dem Regenwasser die Hauptbestandtheile ihrer Nahrung; der Saft entwickelt sich abwärts, gemäß dem Gesetz der Schwere, bis zu den Wurzeln, die die unverdauten Stoffe dem Boden abgeben. Damit erkläre sich die den Theorikern bereits bekannte Thatsache, daß der Boden nach der Ernte mehr Kohlenstoff und Stickstoff enthält als vorher. Aus dem Boden ziehe die Pflanze, wie bereits erwähnt, nur Gase, oder vielmehr die Gase steigen aus dem Boden innerhalb der Pflanze auf und werden von ihr assimilirt.

Herr Reeves ist demgemäß ein entschiedener Gegner der Theorie von der Erschöpfbarkeit des Bodens. Im Gegentheil, je mehr der Boden bepflanzt werde, um so mehr steigere sich seine Ertragsfähigkeit. Nicht für ein und dieselbe Pflanze, da allerdings die Gase, die ihr Wachsthum beförderten, erschöpft werden könnten, wohl aber für einen rationellen Fruchtwechsel; denn was für die eine Pflanze Auswurfsstoff, sei für die andere Nahrung. Der sogenannte „jungfräuliche" Boden Amerikas ꝛc. beweise das am Besten, denn seine hohe Ertragsfähigkeit rühre gerade daher, daß er nicht jungfräulich sei, sondern Generationen hindurch eine üppige Vegetation getragen. Ebenso gebe es keinen fruchtbareren Acker als ein Grundstück, das Jahre hindurch als Weideland gedient. Der Boden habe nicht „geruht", sondern die Gräser haben auf ihm ihre befruchtende Wirkung ausgeübt. Wo der Fruchtwechsel nicht genüge, um im Boden die für eine bestimmte Pflanze erforderten Gase zur Entwicklung zu bringen, sei allerdings Düngung angebracht, aber dieselbe müsse nach anderen Grundsätzen erfolgen als diejenige, die heute üblich sei, und die eine ungeheure Verschleuderung von Material bedeute. Heute breite der Landwirth den Dung in kleinen Haufen auf dem Felde aus, lasse ihn etwa zwei Wochen so liegen und wende ihn dann um, um nach weiteren zwei Wochen den Prozeß zu wiederholen. Alles, um den Dung zur Zersetzung zu bringen. Daß der Dung sich zersetze, sei allerdings nothwendig, aber die Zersetzung müsse im Boden, nicht

Digitized by Google

draußen erfolgen, sonst entweichen neun Zehntel der brauchbaren Gase, bevor der Dung dem Boden einverleibt wird. Mit anderen Worten, die Düngung könne bei rationellem Verfahren unendlich viel billiger und erfolgreicher geschehen, als es heute allgemein der Fall. Nichts dagegen sei absurder, als den Boden ganz brach liegen zu lassen, ihn „lüften" zu lassen, wie der Kunstausdruck vielfach lautet. Nicht nur, daß er dadurch nichts gewinne, verliere er noch die Gase, die er enthalte. Düngen oder bepflanzen, das seien die einzigen Mittel, den Boden fruchtbar zu erhalten. Praktisch sei das auch bereits von vielen Landwirthen erkannt worden, aber man sei der Sache bisher nicht auf den Grund gegangen und habe bei Weitem noch nicht alle Konsequenzen gezogen.

Dies in Kurzem das Wesen der Reeves'schen Theorie. Sie ist bereits heftig angegriffen worden, und sie mag auch in vielen Punkten noch der vollen Beweiskraft ermangeln. Aber eine Reihe bekannter Phänomene des Pflanzenlebens scheinen entschieden für sie zu sprechen. Der Reichthum des Urwaldes, die Fruchtbarkeit des Bodens, auf dem er gestanden, finden erst ihre volle Erklärung durch die Theorie, daß die Pflanze nicht nur vom Boden nimmt, sondern ihm auch giebt, daß der Boden um so fruchtbarer, je mehr Pflanzen auf ihm gezogen. Erweist sich das allgemein als richtig, so stehen wir vor einer Thatsache, deren ökonomische Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Das immer und immer wieder den Arbeitern vorgehaltene Schreckgespenst der Uebervölkerung rückt damit endgiltig außerhalb des Kreises diskutirbarer Gegenstände. Der unbegrenzten Steigerung der Produktivität in der Technik tritt die unerschöpfliche Steigerung der Fruchtbarkeit des Bodens als Thatsache zur Seite.

Die Sterblichkeit in der französischen Armee im Frieden ist nach einer Denkschrift vom 16. Juni 1889 des Kriegsministers Freycinet an den Präsidenten der Republik seit 1879 von 12 auf weniger als 8 pro Tausend, also um ein volles Drittel heruntergegangen, in Folge geeigneter hygienischer Vorkehrungen, namentlich in Folge der Bemühungen des Sanitätskorps, dessen Befugnisse sehr erweitert wurden. Besonders sollen der Typhus- und die Pocken sehr abgenommen haben, ersterer in Folge der Verbesserungen in der Wasserversorgung der Kasernen und der Lager, letztere in Folge der Einführung der obligatorischen Impfung aller, auch der vorübergehend Einberufenen. Noch 1877 betrug die Zahl der Pockenkranken 1042; in den letzten vier Jahren (bis 1889) im Durchschnitt nur noch 242. Die Zahl der Todesfälle an Pocken wurde im gleichen Zeitraum von 96 auf 16 im Jahr reduzirt; und auch diese sollen nur auf Reservisten entfallen, die die Krankheit bereits mitbrachten. Auch in der deutschen Armee soll seit der Einführung der obligatorischen Wiederimpfung noch nie ein Todesfall an Pocken vorgekommen sein. Im Krieg 1870/71 verlor die Armee Deutschlands, wo die Impfung viel verbreiteter, als in Frankreich, nur 459 Mann an den Pocken, die viel kleinere französische Armee dagegen 23 400 Mann.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Zehntes Kapitel.

Aurange kommt an die Unrechten.

„Fürwahr, die Tugend kostet Müh", deklamirte eines Sonntag Vormittags Herr von Aurange, als er von der Dreifaltigkeitskirche aus per Droschke erster Güte nach dem neuen Museum fuhr.

Hier, und zwar in der Rotunde, hatte er ein Rendez-vous verabredet; aber nicht mit einer hübschen Dame, dann wäre er weit selbstbewußter und vergnügter gewesen! — sondern mit einem Professor.

Digitized by Google

Unlängst in einer Soiree hatte er den Professor Brudermeyer sprechen gehört und den starken Eindruck beobachtet, den der mit Geist und Seele improvisirte Vortrag über das Wesen der Antike auf die Zuhörerschaft gemacht hatte. Die Damen hatten diesem bescheiden auftretenden jungen Mediziner Blicke der Bewunderung gewidmet, die den verwöhnten Aurange neidisch machten. Er war thatsächlich fêtirt worden, dieser simple Gelehrte, und dabei hatte er bis auf seinen verwunderlichen Antinouskopf gar keine Persönlichkeit! Allein Aurange war ein kluger Mann und reiste mit Nutzen. Er freundete, sobald sich dazu Gelegenheit fand, den Doktor an, in der Absicht, gelegentlich Privatlektionen zu profitiren, „Geist zu schinden", wie er sich in altem Universitätsjargon ausdrückte. Das Aufgeschnappte an richtigem Orte nutzbringend zu verwerthen, sollte ihm nicht schwer fallen. Seine Fähigkeiten erlaubten ihm, die eingeheimsten Edelsteine weltmännisch geschliffen und à jour gefaßt auszustellen, so daß sie in seinem Besitz einen brillanten Effekt machten.

„So hilft eine Hand der anderen", philosophirte er in der Wagenecke. „Dieser vor lauter Wissen linkisch gewordene Brudermeyer frischt sich auf durch den Umgang mit einem Mann von Welt und setzt mich dagegen in den schätzenswerthen Besitz tiefsinniger Gedanken über alterthümliche Monumente. So soll es sein. Die reiche Tochter des Tabakpflanzers wird mich durch ihre Däuser in Stand setzen, Karière zu machen, und ich gebe ihr dagegen den Rang einer Baronin von Aurange, Botschafterin und Exzellenz in spe. Unmoralisch will man das finden? Ganz im Gegentheil! Indem wir einander mit unseren diversen Gütern ergänzend unter die Arme greifen, nähern wir uns ja mit vollen Segeln dem Ideal eines sozialen Staates."

Aurange war mit sich zufrieden. Dies war bekanntlich auch Schiller's Marquis von Posa, nachdem er Alles in die heillosesteKonfusion und sich und seine Theuersten ins Verderben gebracht hatte.

Immerhin waren es sehr angenehme Empfindungen, mit denen der Baron die heiligen Hallen des Musentempels betrat.

In der Rotunde saß einsam eine schwarzgekleidete Dame.

„Tausend noch mal, das Frauenzimmer ist ja eine Schönheit ersten Ranges!" dachte Aurange betroffen. „Sogar jung scheint sie zu sein und die Farben waschecht! Das wunderhübsche Ding erwartet sicherlich unter der Firma, Kunst zu kneipen, einen guten Freund. Aber wie dem auch sei, ich müßte wirklich nicht der gemüthvolle Mensch sein, der ich bin, wenn ich es mir nicht angelegen sein ließe, der „Guten, Schönen" das Warten etwas zu verkürzen."

Aurange wußte, daß bei den „Weibern", wie überhaupt im Leben, derjenige am Weitesten kommt, der am Raschesten wagt. Aber diese Lebensweisheit half ihm nicht über eine gewisse Unsicherheit fort, die ihn störend befiel, als er sich der Schönen näherte.

Er meinte, dies rühre daher, daß er gar nicht herausfinden konnte, wie er diese Repräsentantin der Berliner Weiblichkeit klassifiziren sollte. Sein Kennerblick ließ ihn im Stich.

In der „Gesellschaft" hatte er sie nirgends getroffen und sie sah auch nicht aus, als gehöre sie dahin, trotz ihres ruhigen, durchaus vornehmen Gesichtes. Ein Zug von Unabhängigkeit lag über ihrem ganzen Wesen, der an die Amerikanerinnen erinnerte. Aber um eine solche zu sein, waren ihre Toilette und ihr Gesichtstypus zu deutsch. Eine durchreisende Fremde vielleicht? — Nein; sie trug weder Reisekleidung, noch sah sie sich um. Fremde sind überall erkennbar. Aber was war sie denn? Sängerin? Künstlerin? — er verneinte alles

Digitized by Google

dies mit Entschiedenheit. Sein Interesse war über diesem vergeblichen Suchen zu lebhafter Neugier geworden.

Anstatt sie sogleich anzureden, wie er erst beabsichtigt, ging er an ihr vorbei in den anstoßenden Skulpturensaal, wo er zu seiner Befriedigung seinen Professor nicht entdeckte, und kehrte dann zu der räthselhaften Unbekannten zurück.

Sie schien sich inzwischen gar nicht bewegt zu haben. Die Hände über den Knien ineinander gelegt, saß sie da und blickte gerade vor sich hin, wie eine Statue des Ausruhens. Noch nie hatte die Erscheinung einer Frau auf Aurange so stark den Eindruck unantastbarer Reinheit gemacht. Er fühlte sich geneigt, den Versuch, mit ihr anzubandeln, fallen zu lassen. Aber sowie er sich dieser Regung bewußt wurde, lachte er sich selbst seiner Zaghaftigkeit wegen aus.

„Und wenn sie eine dieser griechischen Göttinnen selbst wäre", dachte er, „der Versuch, das schöne Marmorbild zu beleben, muß gemacht werden."

Er näherte sich ihr mit ehrerbietigem Gruß. „Gestatten Sie mir eine Frage, meine Gnädigste?"

Ein fast unmerkliches Neigen ihres Kopfes ermunterte ihn zu sprechen.

„Ich glaubte einen Bekannten hier zu treffen. Einen großen, schmalschulterigen Herrn, mit sehr krausem Haar und einer Brille. Sollten Sie ihn gesehen haben?"

Kein Zug in der Miene des Barons verrieth, daß es ihm um etwas anderes, als um die Beantwortung seiner Frage zu thun sei.

Die Dame schien etwas nachzudenken, dann sagte sie unbefangen: „Ein auf Ihre Beschreibung passender Herr ist während der letzten Viertelstunde nicht hier gewesen."

Sie sprach dem Accent nach wie eine gebildete Preußin; aber mit derselben Sicherheit, die ihm in ihrem Aussehen schon als etwas nicht alltägliches aufgefallen war. Aurange wußte, daß er interessant und vornehm aussah. Man hielt ihn in den Restaurants gewöhnlich für eine sehr hochstehende Persönlichkeit und katzbuckelte mehr vor ihm, als z. B. vor seinem guten Freund, den Prinzen Friedrich, der doch „von Geblüt" war. Aber auf diese Sphinx machte sein distinguirtes Exterieur offenbar nicht den mindesten Eindruck.

„Wo man nicht imponirt, muß man Theilnahme zu erregen suchen", dachte er und stellte sich mit großem Geschick unschlüssig, rathlos, hilflos. Er sah nach dem Eingang, konsultirte seine Uhr, sah wieder nach dem Eingang und ließ den suchenden, zweifelnden Blick auf ihr Gesicht zurückwandern, als müsse ihm von ihr irgend eine Hilfe kommen.

Und richtig, über ihre Züge glitt ein sehr liebenswürdiges, heiteres Lächeln! Nun hatte er Fuß gefaßt, und das war die Hauptsache.

Er erwiderte ihr Lächeln mit gut gespielter Befangenheit und sagte halb schüchtern: „Ich bin fremd hier."

„Der Herr, den Sie erwarten, wollte Sie vermuthlich herumführen?" fragte sie freundlich.

„Ja", sagte er, „und seine Erklärungen wären mir sehr werthvoll gewesen, denn ich verstehe aus mir selbst heraus verzweifelt wenig."

Dies offene Geständniß schien sie zu interessiren. „Was wünschen Sie besonders zu verstehen? Vielleicht kann ich Ihnen, als eine Einheimische, etwas aushelfen."

Bei dem Triumph, mit dem ihn diese Antwort erfüllte, hatte er Mühe, seine naiv bescheidene Physiognomie festzuhalten.

Er zog die Augenbrauen in einer Art hoch, die ihm den Ausdruck gutmüthiger Selbstironie verlieh. „Ich möchte fassen können, was an diesen arm-, bein- und kopflosen Marmorherrschaften so schön gefunden wird. Mein Professor schwört auf alles das und wollte mir die Schönheit ad oculos beweisen."

Digitized by Google

Sie lachte. „O wie unselbständig werdet ihr vornehmen Herren doch!“ rief sie. „Jetzt wollt ihr nicht einmal mehr für euch selber sehen, sondern braucht einen Professor dazu!“

„Sie ist originell und hat Geist“, sagte er sich. „Da wird ihr schon beizukommen sein.“

Er sah ihr mit einer so dringenden Frage in die Augen, daß sie zum ersten Mal ein wenig erröthete.

„Ich sehe eben, was ich sehe“, meinte er. „Was kann ich für etwaige Stumpfheit meiner Augen?“

„Wissen Sie nicht, daß alle Organe, die wir nicht gebrauchen, nach und nach verkrüppeln?“ fragte sie zurück. „Sie können das Sehen üben, wie das Gehen. Ich denke oft bei den Reichen, die sich überall und in Allem bedienen lassen, an jene nicht arbeitenden Ameisen, die die Seh- und Geh-Werkzeuge verloren und dafür nur große Kneipzangen bekommen haben, mit denen sie die Arbeitsameisen, die sie als Reitthiere benutzen, zwicken, um sie anzutreiben.“

Er sah sie erstaunt an. In Petersburg hätte ihn eine solche Sprache im Munde einer hübschen und vornehmen jungen Dame nicht weiter überrascht; aber seit wann traf man in der guten Stadt Berlin starkgeistige Revolutionärinnen?! Nun, von solchen Lippen war der demokratische Mumpitz allenfalls anzuhören. Aber er wollte ihr doch etwas zu thun machen, der kleinen, heuchlerisch sanften Petroleuse!

„Sie erwähnen da eines Naturgesetzes“, entgegnete er ruhig. „Der liebe Gott erweist sich in allen seinen Institutionen als Aristokrat, bei den Ameisen wie bei den Menschen. Dagegen hilft kein Auflehnen.“

Sie wurde nachdenklich. „Bei den Thieren wohl nicht“, antwortete sie; „aber die Menschen können, weil sie Einsicht und Gerechtigkeitsgefühl haben, die Instinkte, die zur Selbstkultivirung auf Kosten Anderer antreiben, bändigen. Ich verzichte auf ein Glück, das Anderen Leiden schafft. Es beglückt mich überhaupt nicht mehr.“

„Damit kommen Sie nicht weit“, versetzte er; „es hört sich recht hübsch an; aber Sie können es nicht einen einzigen Tag konsequent durchführen; denn es ist vollkommen naturwidrig.“

Er hatte ruhig und sachlich gesprochen und sie dabei mit berechneter Ueberlegenheit fest angesehen. Die Menschen sind im großen Ganzen so stark Sinneneindrücken unterworfen, daß auch die Klarsten unter ihnen immer geneigt sind, den Schein für das Wesen zu nehmen. Aurange, der ein großer Komödiant war, hatte über dies Kapitel reiche Erfahrungen gesammelt.

Seine Sicherheit hatte auch diesmal nicht verfehlt, Eindruck zu machen. Das gönnerhafte Lächeln, mit dem die junge Dame ihn im Anfang ihrer Unterhaltung angeblickt, war einem sehr aufmerksamen, sehr ernsten Ausdruck gewichen. Sie sah jetzt beinah kindlich zu ihm auf. „Wenn wirklich die eine Hälfte der Menschheit zum Genuß und die andere zum Leiden bestimmt ist“, sagte sie, „dann will ich unter denen sein, die leiden müssen.“

Das klang vollkommen echt. Aurange fühlte sich unheimlich ergriffen und verwirrt. „Sie ist einfach gut und ich bin ein gemeiner Kerl“, fuhr es ihm durch den Sinn. Er hätte sich in diesem Augenblick am liebsten äußerlich vor ihr gedemüthigt; aber er sagte nur halblaut: „ich glaube, Sie sind ein Wunder!“

In diesem kritischen Moment fühlte Aurange plötzlich, daß Jemand hinter ihm stand. Er machte eine halbe Wendung in der Erwartung, Brudermeyer zu sehen, aber es war eine Dame.

„Ach, Lenore!“ rief die Schönheit erfreut und sprang auf.

Digitized by Google

Aurange warf einen raschen Blick auf diese Lenore. „Die Schwester", sagte er zu sich selbst. „Dasselbe Genre, nur etwas passirt und nicht so schön, wie die Kleine." Ihr Dazwischentreten hatte ihn wieder zu sich selbst gebracht.

„Dieser Herr", erklärte Anne-Lise, „wünscht die Schönheit der pergamenischen Torsen herauszubekommen."

Lenore richtete die klaren, klugen Augen forschend auf den Lernbegierigen. Seine Physiognomie gefiel ihr nicht. „Wenns einem solchen Lebemann Ernst ist, etwas zu lernen", dachte sie, „so sucht er sich nicht die Anne-Lise zum Lehrmeister. Aber es scheint ihr Vergnügen zu machen. Mag er ein wenig gelangweilt werden."

„Kommen Sie", sagte sie zu Aurange, und er folgte ihr gehorsam nach einer Marmorgruppe. Mit angenehmer leiser Stimme machte sie ihn auf einzelne Schönheiten aufmerksam und er faßte, was sie ihm erklärte, gelehrig auf. Sie setzte die Worte nicht so schön wie Brudermeyer und gebot auch nicht über dessen imposanten Reichthum an Kunstausdrücken, aber was sie vorbrachte, war so einleuchtend, daß er sich's sofort einprägte.

Lenore, die in seinem Wissensdrang nichts weiter als einen Vorwand, eine Unterhaltung mit Anne-Lise anzuknüpfen, gesehen hatte, wunderte sich über das unverkennbare Interesse, mit dem er ihr zuhörte. „Hier scheinen mich meine physiognomischen Kenntnisse einmal irre geführt zu haben", dachte sie erfreut. „Dieser Eifer ist nicht gespielt."

Sie wurde in Folge ihres wachsenden Vertrauens lebhafter und unbefangener, befragte ihn oft um seine ursprüngliche Ansicht in Bezug auf die eine oder andere Gruppe und zog auch Anne-Lise ins Gespräch.

Lenore hatte eben etwas über die erstaunliche Naturwahrheit, mit der die griechischen Meister den menschlichen Körper nachgebildet, geäußert, und blickte unversehens von dem um sein Leben ringenden Riesenleib eines Giganten auf in das Gesicht ihres Begleiters. Aber sie wandte sich mit jähem Erblassen ab. Statt der vermeinten ernsten Sachlichkeit hatte sie ein frivoles Lächeln gesehen.

Aurange und Anne-Lise sahen sie, über ihr plötzliches Verstummen befremdet, fragend an.

„Wir wollen es für heute genug sein lassen", bemerkte Lenore mit ganz veränderter Stimme.

Aurange erröthete schuldbewußt. Hatte sie ihm die unzüchtigen Gedanken von der Stirn abgelesen?! —

Er sprach in feiner Form seinen Dank aus, und, wegen des Versäumten um Verzeihung bittend, nannte er seinen Namen.

Aber er hoffte umsonst auf eine Aufforderung, die Bekanntschaft fortzusetzen. Die beleidigte Priesterin der Kunst begnadigte ihn nicht.

„Was hat er denn verbrochen?" fragte Anne-Lise etwas verwundert, als sie mit Lenore ins Freie hinaustrat.

Lenore krümmte verächtlich die Oberlippe.

„Mir ist, als hätte ich Schmutz angefaßt", sagte sie.

„Er hatte doch so gute Manieren und schien so ernst", meinte Anne-Lise ganz betrübt.

„Ja, leider hat er gewinnende Formen!" rief Lenore. „Wenn Gemeinheit sich immer als Gemeinheit vorstellte, würde sie nicht halb das Unheil anrichten, was sie verbreitet. Aber wir können ihn weder ausmerzen, noch umwandeln, liebste Anne-Lise; darum thun wir am Besten, nicht mehr an ihn zu denken."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 15. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Zu Grillparzer's Gedächtniß.

Von **Robert Schweichel.**

Der 15. Januar bezeichnet einen jener Tage, die in der Geschichte der deutschen Dichtkunst roth anzustreichen sind. Denn es wurde an ihm vor hundert Jahren ein Dichter geboren, dem die dramatische Muse nächst Schiller und Goethe den reichsten Lorbeer wand: Franz Grillparzer. Er selbst schätzt sich in seiner erst nach seinem Tode aufgefundenen und veröffentlichten Lebensbeschreibung trotz seiner großen Bescheidenheit für den Besten, der nach Goethe und Schiller gekommen sei, und nicht die Nachwelt erst hat dieses Urtheil ohne Vorbehalt bestätigt. Freilich erhielt er erst spät, erst an seinem achtzigsten Geburtstage, den sichtlichen Beweis in den reichen Ehren, die ihm von allerwärts zu Theil wurden, daß er sich in Erkenntniß seiner dichterischen Bedeutung nicht getäuscht habe. Man kann zugeben, daß er schneller allgemein anerkannt worden, wenn er außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle das Licht der Welt erblickt hätte; aber ebenso gewiß ist es, daß er nur in Oesterreich, nur in Wien, wo seine Wiege stand, zu demjenigen dramatischen Dichter sich entwickeln konnte, der er geworden ist. Denn seine Vaterstadt bot ihm zwei für den Dramatiker höchst wichtige Vorbedingungen, die er im „Reiche draußen" entweder gar nicht oder nur vereinzelt gefunden haben würde. Die Lust der lebensheiteren Wiener an theatralischen Darstellungen hatte bekanntlich hier schon viel früher als im übrigen Deutschland den Boden für eine deutsche Bühne vorbereitet und besaß, als Grillparzer auftrat, in dem Burgtheater bereits längst ein bewährtes und vortrefflich geleitetes Kunstinstitut. Umgekehrt war diese Bühne wiederum nicht ohne erziehenden Einfluß auf das Publikum geblieben, das ihr freilich auf mehr als halbem Wege durch den künstlerischen Zug in dem Charakter der Oesterreicher entgegenkam. Auf einer solchen Bühne, vor solchen Zuschauern durfte der Dichter gewiß sein, in seinen feinsten Absichten und leisesten Andeutungen verstanden und gewürdigt zu werden. So berichtet Heinrich Laube z. B. über die Aufführung von „des Meeres und der Liebe Wellen", daß die Wiener zustimmend lächeln, wenn Hero im dritten Akte auf Leanders Liebesdrängen unerwartet antwortet: „Komm morgen!" da sie die naive Dichtung vollkommen naiv begleiten. In Norddeutschland faßt man dagegen die Aeußerung moralisch auf,

Digitized by Google

das ganze Haus lacht und zerstört dadurch die poetische Stimmung. Von der ersten Aufführung des dramatischen Märchens „Der Traum ein Leben" erzählt Laube, daß man die bunte Begebenheit hinnahm, ohne sich für dieselbe zu erwärmen, bis dahin, wo es auf der mit Menschen überfüllten Bühne unerwarteter Weise einen Augenblick still wird, man eine Uhr schlagen hört und der Held des Stückes, Rustan, als ob er allein und unbehelligt wäre, vor sich hin spricht:

„Horch es schlägt — drei Uhr vor Tag!
Kurze Zeit, so ists vorüber
Und ich dehne mich und schüttle,
Morgenluft weht um die Stirne.
Kommt der Tag, ist Alles klar,
Und ich bin dann kein Verbrecher,
Nein, bin wieder, der ich war."

Das rasch auffassende Wiener Publikum verstand sogleich, daß die ganze bisherige Handlung in ihrer Buntheit nur ein Traum ist, und ein allgemeiner Beifall begrüßt die Ueberraschung. — Solche Eigenschaften waren es dann wohl auch, die Hebbel bewogen, seine norddeutsche Heimat mit der Kaiserstadt an der Donau zu vertauschen, wo ein geschultes, mit lebhafter Phantasie begabtes Theaterpublikum die Aufführung leicht beweglich begleitet, rasch auffaßt und genießt und auf der Stelle dankbar ist.

Franz Grillparzer war der Sohn eines Advokaten. Die Familie erfreute sich eines gewissen Wohlstandes, der es erlaubte, Franz und seine beiden Brüder im Hause unterrichten zu lassen. Dieser Unterricht war jedoch äußerst unordentlich und einseitig, so daß Franz, der still und in sich hineinlebend erwuchs, manche weit klaffende Lücke in seinem Wissen auszufüllen hatte, als er später auf die Schule und die Universität kam. Es war dieses namentlich mit den alten Sprachen der Fall, in denen er jedoch das Versäumte mit einem so eisernen Fleiße nachholte, daß er nicht nur den durch die Prüfungen an ihn gestellten Forderungen im vollsten Maße zu genügen vermochte, sondern ihrer auch Meister bis an sein Lebensende blieb. Die Auszüge, die er für griechische Dramen aus den alten Schriftstellern machte, zeugen von seiner weit umfassenden Belesenheit in ihnen. Nicht minder bedeutend waren seine Kenntnisse in den modernen Sprachen, im Italienischen, Französischen, Spanischen und Englischen, die er sich meistens durch Selbstunterricht erwarb. Er blieb sein ganzes Leben hindurch ein Lernender, wie er auch spät noch mit der Kantischen Philosophie sich vertraut machte. Nie aber kam es ihm in den Sinn, mit seinem Wissen zu prunken, am wenigsten in seinen Dichtungen. Denn nach seiner Ueberzeugung ist alles Wissen, alles Lehren mit einem prosaischen Element gemischt und gehört daher nicht in die Poesie, nicht in das Drama. Der Dichter ist nicht auf das Wissen, sondern auf das Können gestellt. In seinen hinterlassenen Papieren, die mit seinen sämmtlichen Dichtungen von Joseph Weilen und Heinrich Laube im Jahre 1872 herausgegeben wurden, besitzen wir den Beweis, wie klar und scharf er über das Wesen der Poesie und auch über die Musik und Malerei gedacht hat, von seinem feinen, treffenden Urtheile über einzelne Dichter abgesehen.

Zu seinem Vater, der ein schweigsamer Mann war, stand er nie in einem vertrauten Verhältnisse. Wie er in seiner Selbstbiographie, die er leider nur bis zum Jahre 1836 fortgeführt hat, bekennt, hat er ihn nie geliebt. Eine gewisse Gleichartigkeit der Charaktere mochte einerseits ebenso die Schuld tragen, wie andererseits die Unfähigkeit des Vaters, in das stille, poetische Gemüth des Sohnes einzudringen. Um so inniger war das Verhältniß zur Mutter. Er

Digitized by Google

nennt sein Zusammenleben mit ihr ein idyllisches und berichtet darüber: „Seit ich nach dem Versiegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Aeußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Ueberzeugungen gleicherweise enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend, wenig sogenannte Bildung, von Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem Künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für Jedes, und sie konnte in Alles eingehen, wenn sie's auch nicht verstand." — Entschieden war das Künstlerische in ihm der Mutter Erbtheil.

Der Vater war aus Kummer über das schmachvolle Erliegen Oesterreichs unter den Wetterschlägen des ersten Napoleon gestorben, oder es war doch sein Tod dadurch beschleunigt worden, und da der Krieg auch seine Vermögensverhältnisse gänzlich ruinirt hatte, so sah sich der achtzehnjährige Franz als der Aelteste plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, noch ehe er seine Universitätsstudien vollendet hatte, für die Mutter und jüngeren Geschwister zu sorgen. Er suchte diese schwere Pflicht mit der größten Selbstverleugnung zu erfüllen, indem er Privatunterricht ertheilte, Hauslehrer in einer gräflichen Familie wurde und dabei seine juristischen Studien fortsetzte, sodaß er im Jahre 1813 in den Staatsdienst treten konnte. Die Anstellung, die er erhielt, war nur klein, und nur langsam, höchst langsam rückte er auf der bureaukratischen Leiter aufwärts, ohne je, trotz seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, eine hohe Sprosse zu erreichen und in materielle Verhältnisse zu gelangen, die ihm gestattet hätten, eine eigene Familie zu gründen. Oesterreichs größter Dichter hat es nie weiter als bis zum Archivdirektor im Finanzministerium gebracht und er wurde als solcher auf sein Ansuchen im Jahre 1856 mit dem Titel eines kaiserlichen Hofrathes pensionirt.

Es gebrach ihm eben an den Eigenschaften, durch welche im Polizeistaate strebsame Beamte ihren Weg machen. Er war schüchtern und bescheiden, obgleich er sich seines inneren Werthes bewußt war. Wenn er sich für den Besten hielt, der nach Goethe und Schiller gekommen ist, so setzte er doch hinzu, daß Einer in einer gegebenen Zeit ganz gut der beste Dichter und dennoch ein höchst unbedeutendes Licht sein könnte. Er verstand es weder, sich bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen, noch eine günstige Gelegenheit zu seinem Vortheile auszubeuten, noch weniger Andern heimlich ein Bein zu stellen, um sich an deren Platz zu drängen. Ein Haupthinderniß war für ihn seine politische Gesinnung, und er mußte es wiederholt erfahren, daß ihm aus diesem Grunde ganz unfähige Subjekte vorgezogen wurden.

Er war in dem Geiste der Josephinischen Zeit erzogen und groß geworden, und von diesem „Makel" vermochten ihn selbst die Beweise seiner warmen Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus, die er als Dichter gab, nicht zu reinigen. Man belohnte ihn mit Orden, aber man beförderte ihn nicht und blieb mißtrauisch gegen ihn, während er auf der andern Seite in den Verdacht serviler Gesinnung gerieth. So erhoben sich in dieser Beziehung schwere Anschuldigungen gegen ihn, als er im Jahre 1828 sein Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn", auf die Bühne brachte. Ebenso wurde im Jahre 1848 sein Gedicht auf Radetzky mißverstanden und zwar auf beiden Seiten. Die Konservativen jubelten und die

Digitized by Google

demokratische Partei warf ihm vor, daß er die Gewalt auffordere, die Freiheitsbestrebungen Italiens niederzuschlagen, indem er sang:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer!
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer."

Daß er dafür selbstverständlich den Haß der Italiener erntete, wie für: „Ottokars Glück und Ende" im Jahre 1825 den der Tschechen, sei nur nebenher bemerkt. Allerdings war er auf die revolutionäre Bewegung von 1848 von seinem altliberalen Standpunkte aus, den er sich durch sie nicht verrücken ließ, schlecht zu sprechen; worauf es ihm jedoch vor allen Dingen ankam, das war die Erhaltung des alten Staatsbestandes mit dem Deutschthum als Träger der Kultur darin. Nach seiner Ansicht hatte Deutschösterreich die Aufgabe, die Völkertrümmer, als welche er die Ungarn, Kroaten, Tschechen, Slovenen u. s. w. betrachtete, in verständiger Weise zu germanisiren und so deutsche Gesittung im Osten zu verbreiten. Auf diesem Standpunkte empfand er die Zweitheilung Oesterreichs als einen Riß durch sein eigenes Herz, und von diesem Standpunkte aus war und blieb er ein Gegner der mehr und mehr einwurzelnden Ansicht seiner Landsleute, daß Deutschösterreich in dem neugeschaffenen Deutschen Reiche aufgehen müßte. Man wird sich leicht vorstellen können, wie es ihn schmerzte, wenn er seit 1866 in seinem Vaterlande den österreichischen Patriotismus als eine Kinderkrankheit bezeichnen hörte, er, der sich als eine Säule deutscher Bildung, deutscher Humanität und Dichtkunst in Oesterreich betrachten durfte, als eine einsam dastehende Säule freilich.

Wenn Jemand, so war er zu dem Ausrufe berechtigt: „Dank vom Hause Oesterreich!" Aber es war von jeher und zu ihrem Heile das Loos der deutschen Poesie, sich ohne Gunst von Oben, durch ihre eigene Kraft emporzuringen. Das war auch das Schicksal der Muse Grillparzer's, und wenn sie auch schließlich zum Siege gelangte, so hatte er doch vollen Grund darüber zu klagen, wie viel Kraft und Feuer seinem Genie durch den Kampf mit den widerwärtigen Verhältnissen verloren ging. Unter diesen steht das nimmer schlummernde Mißtrauen der Zensurbehörde gegen ihn obenan. Zwei Stücklein, die Grillparzer von ihr erzählt, sind für die damals in Oesterreich herrschenden Zustände zu bezeichnend, um sie mit Stillschweigen zu übergehen. „Ottokar's Glück und Ende" war der Zensurbehörde eingereicht worden, und obgleich dieses historische Schauspiel eine glänzende Verherrlichung der Habsburger Dynastie ist, so läßt der Bescheid doch Woche auf Woche, Monat auf Monat auf sich warten, und als man dringender und dringender wird, heißt es endlich zur Verzweiflung des Dichters, der die Originalhandschrift eingereicht, daß das Manuskript verloren gegangen sei. Darüber waren zwei Jahre hingegangen. Da ereignete es sich, daß die Kaiserin neue Bücher zur Lektüre wünschte, und weil sie die vorgeschlagenen Werke bereits kannte, so schickte sie zur Direktion des Burgtheaters, ob dort vielleicht ein interessantes Manuskript eingeschickt sei? Man erwähnt „Ottokar's Glück und Ende", das seit zwei Jahren bei der Zensur liege und trotz aller Bemühungen nicht zurückzubekommen sei. Der Bote der Kaiserin fährt ungesäumt zur Zensurhofstelle und das Stück findet sich augenblicklich. Den Grund der Verschleppung erfuhr Grillparzer später bei einem zufälligen Zusammentreffen mit dem Hofrath der Zensurbehörde. Der Mann kam von selbst auf die Sache zu sprechen, versicherte dem Dichter, daß er sein Feind nicht sei und in dem Stücke gar nichts Gefährliches gefunden habe, worauf er im Tone der wohl-

Digitized by Google

wollendsten Gutmüthigkeit hinzufügte: „Aber ich dachte mir, man kann doch nicht wissen —!"

Eine nicht minder eigenthümlich schlimme Erfahrung machte Grillparzer etwas später mit seinem: „Ein treuer Diener seines Herrn". Der Hof wohnte der ersten Aufführung bei und Kaiser Franz äußerte seinen Beifall in den Worten, das Stück sei ihm so lieb, daß er es ganz für sich behalten möchte. Es wurde, so lange Kaiser Franz lebte, nicht wieder aufgeführt. Eine Entschädigungssumme, die man dem Dichter bot, wies dieser stolz zurück. Alfred Klaar trifft wohl den richtigen Grund für dieses Interdikt, wenn er in seiner „Geschichte des modernen Dramas" sagt: „Es gefiel in jener Zeit (kurz vor der Julirevolution) in den Regierungskreisen nicht, die Diensttreue mit ihren großartigen Opfern als Heroismus hingestellt zu sehen. Man wollte die Unterwürfigkeit dogmatisch gelehrt und mechanisch eingehalten haben, nicht auf ihren ethischen Grund hin geprüft. Man wollte nicht, daß die Bezwingung alles Rechtsgefühls durch diese Treue, daß alle Resignation der Loyalität anschaulich gemacht werde. Man wollte das zur Gewohnheit gewordene Unterthanengefühl nicht überdacht und bewundert wissen, denn von der Bewunderung bis zur Verwunderung ist nur ein Schritt."

Ich möchte hinzufügen, daß diese Verwunderung und ihre Folgen um so gewisser platzgreifen mußten, als ganz Wien den Dichter kannte, seine liberale Gesinnung, seine Charakterfestigkeit und seine Zurücksetzung im Dienste. Schwerlich hat der mißtrauische Kaiser diesen Faktor außerhalb seiner Berechnung gelassen. Jedenfalls verleideten diese Erfahrungen Grillparzer das Theater, und er wurde gleichgiltiger gegen die Aufführung seiner Stücke, wenn er auch nicht zu dichten aufhörte. Denn die Poesie war sein Dämon, wie er sagte. Ein Anderes trat dazu. Es schmerzte ihn, daß keines seiner Dramen auch nur annähernd einen ähnlichen Erfolg wie sein Erstlingswerk „Die Ahnfrau" und demnächst „Der Traum, ein Leben", errang, das im Beifallssturm durch ganz Deutschland brauste und „Die Schuld" von Adolf Müllner völlig in den Schatten drängte. Sie wurden zwar im Theater an der Wien gespielt, doch nur sporadisch, und außerhalb Oesterreichs öffnete sich ihnen nur hier und dort eine Bühne und ließ sie rasch wieder verschwinden.

So spann er sich denn immer tiefer in seine Junggesellen-Einsamkeit ein, die nur gelegentlich durch eine Reise unterbrochen wurde. Italien hatte er schon im Jahre 1819 kennen gelernt; später wallfahrtete er über Berlin und Leipzig zu Goethe nach Weimar, besuchte Paris und London, und nur Spanien, mit dessen dramatischer Literatur er sich bis an sein Lebensende beschäftigte, sah er nie. Außer seinen Reisetagebüchern fand sich in seinem reichen schriftlichen Nachlasse eine Studie über das spanische Theater und Lope de Vega. Auch zwei im Manuskript ganz vollendete Dramen: „Libussa" und „Ein Bruderzwist in Habsburg", und der Anfang eines dritten: „Esther", enthielt der Nachlaß.

Dem einsam Alternden schufen die drei Schwestern Fröhlich ein Heim, indem sie ihm in der Spiegelgasse, vier Treppen hoch, eine kleine Wohnung neben der ihrigen einrichteten und ihn mit hingebender Freundschaft pflegten. Zu der Jüngsten von ihnen, Katharina Fröhlich, die er mit ihrem vollen Namen als Wiener Bürgerkind in „Ottokars Glück und Ende" eingeführt, trug er eine tiefe Liebe im Herzen, der er während seines ganzen Lebens treu blieb. Sein Gehalt und die nur spärlichen Einnahmen aus seinen Stücken, denn damals kannte man die Tantièmen noch nicht, hatten ihm nicht gestattet, die Jugendgeliebte heimzuführen. Seine „Kathi" schloß ihm dann auch die

Digitized by Google

Augen, als er am 21. Januar 1872, angekleidet im Lehnstuhl sitzend, ohne irgend ein vorhergehendes Anzeichen plötzlich zu athmen aufgehört hatte.

Heinrich Laube schildert ihn als von kleiner Mittelgröße, schlank und fein gebaut. „Sein lichtblaues Auge beherrschte das Antlitz und verklärte es. In sich gekehrt erschien er von vornherein immer und immer unnahbar. Da er aber doch im Grunde sehr wohlwollend war, so entwich dieser Schein von Unnahbarkeit bald; das Auge belebte sich, die spärlichen Antworten erweiterten sich, und allmälig wurde er eingehend nach den verschiedensten Richtungen, ausgiebig im höchsten Grade. Ueberall war ja sein Geist gewesen, überall war er zu Hause, und bald sprach der Mann, welcher uns herb und trocken empfangen, lebhaft und mannigfaltig und vor allen Dingen immer eigenthümlich. Auch wenn er die gewöhnlichste Wahrnehmung äußerte oder äußern mußte, so geschah dies mit einem Zusatz von Begründung, welche nur ihm gehörte. Man erfuhr, daß Alles im großen Zusammenhang stünde bei diesem Sprecher, welcher nie Redner sein wollte, und welchem doch zu voller Rede das reichste Material augenblicklich zu Gebote stand. Dies Material gehörte nur ihm, es war gezeichnet mit dem Stempel seiner persönlichen Verarbeitung. Kurz, der mündliche Verkehr mit ihm war sehr reichhaltig in Belehrung und in Anregung. Weniger in Aufmunterung. Dafür hatte er zu viel Enttäuschungen erfahren, dafür sah er zu weit, sah er zu viel. Seine große Kenntniß und sein großer Verstand brachten seinem Blicke immer sogleich den verschiedenartigen Inhalt, welcher einen Menschen bildet oder einen Zustand oder eine Handlung."

Er war eben der geborene Dramatiker; Lyriker nur so weit als es jener sein muß, daher finden wir in seinen Gedichten nichts von Ueberschwenglichkeit. Die Lyrik war für ihn ein Mittel der Selbstbefreiung und demgemäß herrscht in seinen Gedichten die Reflexion vor, die sich gern in die Form des Sinngedichts kleidet und wohl auch witzig sich zuspitzt. Denn Grillparzer besaß Witz und auch an einer gewissen Schalkhaftigkeit gebrach es ihm nicht. Die gebundene Rede stand ihm wie keinem Zweiten zu Gebot. Um die Metrik hat er sich, wie er selbst gesteht, nie gekümmert; er verließ sich auf sein feines Ohr. Man hat es als einen Beweis gegen Shakespeare's Autorschaft der unter seinem Namen bekannten Dramen geltend zu machen versucht, daß seine eigenhändigen Bühnenmanuskripte nur selten einmal eine Korrektur aufweisen. Dasselbe ist bei Grillparzer der Fall, dessen Dramen ohne Ausnahme in Versen geschrieben sind. Fast alle wurden in einem Gusse und in unglaublich kurzer Zeit auf das Papier geströmt. So hat er die fünf Akte der „Ahnfrau" in gereimten Trochäen in fünfzehn oder sechzehn Tagen geschrieben. Nöthigten ihn die Umstände, eine dramatische Arbeit auf einige Zeit zu unterbrechen, so war er mit der Fortsetzung nie ganz zufrieden. Er fürchtete stets, daß das Feuer, das ihn zu Anfang der Arbeit durchglühte oder richtiger durchfieberte, in der Zwischenzeit sich einigermaßen abgekühlt hätte. Der Leser und Zuschauer seiner Dramen bemerkt indessen nichts davon.

Im Gegensatz zu denjenigen Dramatikern, welche wie Schiller von der Idee ausgingen und zu ihr Handlung und Charaktere ersannen, ging er gleich Goethe immer von sachlicher Anschauung aus, die er dann in dem Brennpunkt einer Idee zusammenfaßte, während seine große Menschenkenntniß ihm das Mittel gewährte, die gegebenen, ob auch nur angedeuteten Charaktere mit individuellem Leben zu erfüllen. Selbst bei seinem ersten Stücke: „Die Ahnfrau" verfuhr er nicht anders. Eine Gespenster- und eine Räubergeschichte, die er in einem Guß verschmolz, lieferten ihm den Stoff dazu. Das Hauptgewicht legte er nach

Digitized by Google

den Vorbildern Goethe's und Schiller's in ihrer reifen Periode auf die Fabel des Dramas, die er so reich wie möglich auszustatten und künstlerisch abzurunden trachtete. Goethe war und blieb für ihn der Einzige in allen Literaturen, während er in Schiller den größten dramatischen Dichter der Neuzeit verehrte und ihm in der Weltliteratur seine Stelle zwischen Shakespeare und Racine anwies. Es ist selbstverständlich, daß in dem Maße, in dem Grillparzer in seiner Abgeschlossenheit die eigene Individualität vertiefte, auch der Inhalt, auch die Charaktere seiner Dramen sich vertieften. Trat er auf diese Weise den Charakteristikern, den Kleist, Grabbe, Ludwig, Hebbel näher, die im engen Anschluß an Shakespeare, auf die Fabel nichts, auf den Charakter alles gaben, so blieb doch der Gegensatz zwischen dem Dichter, dessen Ideen aus der Anschauung herauswuchsen, und Jenen, deren Ideen durch die Philosophie hindurch gegangen waren, in aller Schärfe bestehen. Er vermied daher auch jede persönliche Berührung mit Hebbel, und als Jemand versuchte, beide zusammen zu bringen, soll er die bezeichnende Aeußerung gethan haben: „Hebbel ist im Stande, das Gespräch darauf zu bringen, was Gott ist; er weiß es, und ich weiß es nicht, und das ist mir unangenehm."

Vor allen Dingen besaß Grillparzer eine bewunderungswürdige Bühnenkenntniß und ein berufener Richter in dieser Beziehung, Heinrich Laube, urtheilt: „Das ist fast durchweg Grillparzer'sche Art: er ließ sich nie bewegen, seine poetischen Gestalten um irgend einer Konvenienz willen zu verkürzen, er gestattete sich die grelle Konsequenz. Aber die Bühne zeigte immer, daß der Dichter bei aller Verwegenheit seiner Gestalten und Handlungen in den Möglichkeiten der Bühnenwirkung verblieben war. Sie bestanden auch die gefährlichste Probe. Grillparzer war eben tief innerlich ein Theaterdichter." — Nur ein Mittel wies er stets entschieden zurück: die Reizung durch das Häßliche. Was sich in dieser Richtung für Poesie ausgab, das erklärte er für unkünstlerisch, für Ungeschmack und Unreife, welche mit Reizmitteln des raffinirenden Verstandes locken wolle. Indem Grillparzer immer große und besonders neue Anforderungen an die Schauspieler stellte, erweiterte er die Typen der darstellenden Kunst und bereicherte das Theater ungemein. Die Inszenesetzung seiner Stücke sei freilich immer schwer, meint Laube, und das sei wohl auch ein Grund, warum die meisten Bühnen sich seiner Stücke enthalten haben.

Es war das spanische Theater, es war Calderon's „Andacht zum Kreuze", nicht Müllner's „Schuld", welche zuerst den Quell der dramatischen Dichtkunst aus der Brust Grillparzer's hervorlockte, obwohl er ohne den Vorgang dieser Schicksalstragödie wohl nie gewagt hätte, wie er selbst gesteht, die neue Versart des Trochäus auf die Bühne zu bringen. Der romantische Geschmack des Publikums kam ihm entgegen und so hatte „Die Ahnfrau" in ganz Deutschland einen ungeheuren Erfolg. Grillparzer sagt, er habe in dem Stücke nicht das blinde Walten eines Familienschicksals, sondern die Vererbung der Sünde, wie sie im Glauben dogmatisch fortlebt, einen Akt geheimnißvoller Gerechtigkeit darstellen wollen. Wie in den „Räubern" herrscht in dem Stücke ein gewaltiges Ringen nach individueller Freiheit, Zeitfragen werden blitzartig beleuchtet, in genialer Weise die widerstreitenden Anschauungen über das Richteramt, das der Mensch an dem Menschen üben kann und soll, einander gegenübergestellt, und die große lyrische Gewalt der Empfindung enthusiasmirte allerwärts das Publikum. Die Kritik freilich konnte sich nicht damit zufrieden geben, daß das Fatum der Griechen in ein kleines, eigenwilliges und grillenhaftes Familienschicksal zusammenschrumpfte und durch ein Gespenst versinnlicht wurde, das nicht

Digitized by Google

nur den Mittelpunkt, sondern gewissermaßen die bewegende Kraft der Handlung bildet. Sie war damit im Rechte, aber sie setzte sich Grillparzer gegenüber in ein schweres Unrecht, als sie fortfuhr, das Können des Dichters nach diesem Jugendwerke zu messen, während er schon längst über dasselbe hinausgeschritten war. Das Gespenst der „Ahnfrau" ließ lange, sehr lange die Strahlen seines Geistes nicht über die Grenzen Oesterreichs hinausdringen.

Grillparzer hatte sich inzwischen aus der beängstigenden Schwüle der Spuck- und Räuberromantik zu den sonnigen Gefilden Griechenlands gewendet. Drei Stoffe entnahm er dessen Alterthum: „Sappho", „Das goldne Vließ" und „Des Meeres und der Liebe Wellen", jedoch versuchte er nur in dem mittleren Drama die antike Weltanschauung zur Darstellung zu bringen. In den beiden andern folgte er dem Beispiele, das Goethe in seiner „Iphigenie" gegeben hatte. Er erfüllte die klassischen Gestalten mit deutschem Gemüth und deutscher Sinnigkeit. Zeigt uns „Sappho" die Klärung und Steigerung, welche sich in der Bildung des Dichters vollzogen hatte, so war wohl die „Corinna" der Frau von Staël nicht ohne Einfluß auf die Dichterin von Lesbos. Die Anklänge sind unverkennbar. Grillparzer faßt es als tragische Schuld der Sappho auf, daß sie, nur in der Dichtkunst lebend und unbekümmert um das Urtheil der Menschen, die Bestimmung des Weibes mißachtet und verletzt hat. Da wird die Alternde in demselben Augenblicke, in dem sie zu Olympia aus dem Wettkampf der Gesänge als Siegerin hervorgeht, von ihrem Schicksal in Gestalt der Liebe zu dem in Jugend und Leibesschöne blühenden Phaon erfaßt. Er seinerseits hält die schwärmende Begeisterung, mit der ihn die Dichtungen und der strahlende Ruhm der ihm persönlich unbekannten Sappho erfüllen, für Liebe. Phaon ist der herrlichste Schmuck des Triumphzuges, in dem die zwiefache Siegerin in die Heimat zurückkehrt. Aber es widerstreitet dem kräftigen, männlichen Charakter Phaons, wie überhaupt der Mannesnatur, in der Liebe der nur empfangende Theil zu sein. Die bewunderungswürdige Exposition läßt uns sogleich die Stürme errathen, die unter den Rosen der Liebe schlummern. Sie brechen hervor, als Phaon im Hause der Sappho deren Sklavin Melitta, einem sinnigen, noch in sich verschlossenen Naturkinde begegnet. Die Natur fordert ihr Recht, Phaon erkennt seine Täuschung und zerbricht das Joch, das Sappho ihm auferlegt hat. Nachdem diese einen Augenblick lang die höchste Beseligung der von ihr verachteten Liebe gekostet, lernt sie nun alle deren Qualen kennen. Der Dichter läßt sie jedoch nicht in ihrer wilden Verzweiflung enden; sie entsagt und den Göttern für die hohe Fülle der Gaben, die sie empfangen, dankend, stürzt sie sich ausgesöhnt mit sich selber ins Meer.

Diese in wenigen Wochen in einem Zuge hingeschriebene Tragödie, die am 21. April 1818 zum ersten Male im Burgtheater aufgeführt wurde, gehört nicht nur zum Vollendetsten, was Grillparzer gedichtet hat, sondern auch zu den reinsten und kostbarsten Perlen unserer dramatischen Poesie überhaupt. Und Grillparzer zählte damals erst sechsundzwanzig Jahre.

Um mehr als zehn Jahre später, am 3. April 1831, erlebten „Des Meeres und der Liebe Wellen", welche die Sage von Hero und Leander behandeln, die erste Aufführung. Auch über diese Liebestragödie hat der Dichter den ganzen Zauber seiner Poesie ausgegossen. Man könnte sie ein griechisches Idyll nennen, wäre nicht der tragische Ausgang. Daß derselbe nicht aus innerer Nothwendigkeit, sondern durch einen Zufall, ein Naturereigniß herbeigeführt wird, indem Leander Nachts in dem stürmischen Meere ertrinkt, ist die Schwäche des Stückes. Um sie zu härten, hat der Dichter vergebens seine Kunst aufgeboten,

Digitized by Google

vergebens läßt er vor unseren Augen von dem Priester und den Wächtern des Venustempels alle Vorkehrungen treffen, um Leander, falls er den Thurm der Hero glücklich erreichen sollte, gefangen zu nehmen, und geschieht es, so ist sein Loos der Tod. Der Zufall greift vor und die tragische Wirkung bleibt aus. Unser Mitgefühl bedauert einen Verunglückten und in Hero ein holdes Mädchen, dem der Tod des Geliebten das Herz bricht. Die Liebestragödien keines Dichters und keiner Nation haben eine so eigenartige Mädchengestalt geschaffen, wie es Hero ist. Sie ist ganz naive Natur und als solche empfindet sie auch die Liebe, die ihr Herz in dem Augenblicke ergreift, als sie sich der Venus zur Priesterin geweiht, nicht als Schuld, sondern als ein Recht der Natur, das sie in naiver Weise vertheidigt. Fühlte sie sich schuldig, so würde sie ihre Liebe ängstlich zu verbergen trachten. Aber sie denkt in der Naivetät ihres Gefühls kaum daran, und als sie die Leiche Leanders findet, ergreift sie keine Reue über ihr der Göttin gebrochenes Gelübde, sondern es steigert der Schmerz ihre Liebe.

„In Doppelschlägen pocht ihr Herz",

und todt sinkt sie an dem Altar der Liebesgöttin zu Boden.

Ungleich tiefer und gewaltiger, ja bis zur Gewaltsamkeit getrieben, sind die Konflikte in der Trilogie: „Das goldene Vließ", deren Ausarbeitung Grillparzer unmittelbar nach der „Sappho" begann. Nach Laube's Mittheilungen trägt das Original-Manuskript auf dem ersten Blatte das Datum des 29. September 1818 und auf seinem letzten das Datum des 27. Januar 1820. Die Selbstbiographie des Dichters giebt uns keinen Fingerzeig darüber, was ihn bewog, den grausigen Stoff aus der Urzeit Griechenlands zu dramatisiren, wie sie denn überhaupt nur Aeußerliches, Thatsächliches berichtet und nie zu den Beweggründen hinabsteigt. Kein Mädchen kann ihr Herz sorgsamer verhüllen, als Grillparzer sein Inneres verbarg. Sollte ihn nicht zur Behandlung des Themas, das die Wildheit des Barbarenthums und die Gesittung des Griechenthums einander gegenüber stellt, etwa der Hinblick darauf bewogen haben, daß in dem österreichischen Staate das deutsche Element als Träger der Kultur in ähnlicher Weise den Ungarn und Slaven gegenüberstand?

Wie dem jedoch sein mag, diese im Alterthum so schneidenden Gegensätze sind die Wurzeln, aus denen in der Trilogie die furchtbare Tragik emporwächst. Hier wie in den „Nibelungen", welche dem nach durchsichtiger Schönheit strebenden Grillparzer ein Gräuel waren, ist an den Besitz des Goldes der Fluch geknüpft und erfüllt sich durch Untreue, Raub und Mord. Meisterhaft ist die Steigerung. In dem ersten Theile: „Der Gastfreund" übt Medea, das wilde Kind des rauhen, barbarischen Kolchis, die von der Mutter ererbten Zauberkünste fast wie ein Spiel und hilft durch sie ohne klares Bewußtsein den der gelobten Gastfreundschaft vertrauenden Phrixus berauben und tödten. Erst nach der unheilvollen That wird sie sich über ihre dämonische Macht deutlich. In sie versenkt und über ihr brütend, begegnen wir der zur Jungfrau herangereiften Zauberin in dem zweiten Theile: „Die Argonauten", dessen bunt sich kreuzende Handlung und Ausstattung an die Oper streift. Jason erscheint und wirft in Medea's Herz den Feuerbrand der Liebe, wie er von ihrer eigenartig wilden Schönheit gefesselt wird. Durch ihren Zauber gewinnt er das goldene Vließ und sie folgt ihm über die Leichen ihres Bruders und ihres Vaters in die Ferne. Dort reift die Saat zur entsetzlichen Ernte. Der dritte Theil führt von der Heldin den Titel: „Medea". Wir finden sie und Jason zu Korinth, die Gastfreundschaft des Königs Kreon anflehend. Widrige Schicksale haben die Fahrt nach Hellas jahrelang hingezögert und jetzt ist Jason unter dem Verdachte, seinen Oheim, den

Digitized by Google

Herrscher von Hellas, ermordet zu haben, aus seiner Heimat ausgetrieben. Er ist schuldlos, die That fällt, wenn auch unbeabsichtigt, Medea zur Last. Jason ist erschöpft, seine Kraft gebrochen und auch die Liebe zu Medea dahin, die unter den bestandenen Gefahren, Zeit und Gram gealtert ist. In dem sonnigen Griechenland und besonders der Tochter Kreon's gegenüber, der jungen, liebreizenden und feinsinnigen Kreusa, seiner Jugendgespielin, erscheint sie Jason widerwärtig. Die Barbarin steht wie eine finstere Wolke an Hellas heiterem Himmel; aber sie liebt den Mann noch immer, dem sie Alles zum Opfer gebracht hat, und es ist rührend, wie sie aus Liebe zu ihm sich abmüht, die Künste der Griechen zu lernen, in ihre Gesittung sich einzuleben. Vergebens! Als dann der Herold der Amphiktyonen die Vertreibung Jason's und seiner Gattin auch aus Korinth fordert, Jason von der Acht aber befreit wird, da Medea ihr Verschulden an dem Tode seines Oheims eingesteht, Kreon ihm seine Tochter zur Gattin giebt und Medea allein in das Elend gehen soll, durch den Richterspruch selbst ihrer beiden Kinder beraubt, deren Herzen sich der schönen Kreusa zugewendet haben, da flammt die Wildheit der zauberkundigen Kolcherin wieder furchtbar auf. Da vernichtet sie Kreusa durch ihr dämonisches Hochzeitsgeschenk, legt die Königsburg in Asche und ermordet ihre Kinder. Mit dem goldenen Vließe um die Schultern geht sie in die Wüste. Aber ihre Rache ist voll gesättigt und so liefert sie den unheilvollen Schatz Jason aus, der ihr deshalb gefolgt ist, und ermahnt ihn zu dulden und zu büßen, wie sie es fortan thun will. Vielleicht erscheint sie in ihrem nunmehrigen Sühnebedürfniß etwas zu weich, fast sentimental, aber auch hier steht sie noch hoch über dem Jammermanne Jason. Dem Charakterbilde, wie es der Dichter in Medea gezeichnet, hat die deutsche Literatur nur eines an die Seite zu setzen, das Wallenstein's. Ergreift uns die Trilogie Schiller's mächtiger als die Grillparzer's, so liegt dieses darin, daß uns der Stoff der ersteren menschlich näher liegt; an dichterischer Kraft und Kunst sind beide Trilogien einander ebenbürtig und beide einzig in der Literaturgeschichte der neuen Völker.

Mit „Ottokars Glück und Ende" verließ Grillparzer das Reich der Sage und betrat den festen Boden der Geschichte. Ueberhaupt geschah es zum ersten Male, daß ein österreichischer Dichter mit einem Drama aus der Geschichte Oesterreichs vor das Publikum der Kaiserstadt trat. Dieses, sowie der Umstand, daß die Zensur zwei Jahre lang das Stück zurückgehalten hatte, wurden für dasselbe zur wirksamsten Reklame. Am Tage der Aufführung, den 19. Februar 1825, wurde das Trauerspiel auch zuerst als Buch ausgegeben und 600 Exemplare davon verkauft. Dennoch entsprach der Erfolg der Darstellung nicht ganz den günstigen Erwartungen. Der eine Grund dafür ist in dem Umstande zu suchen, daß das Publikum einer neuen Kunstgattung gegenüber stand, für welche sein Geschmack erst gebildet werden mußte, was dann in der Folge auch gelungen ist. In dem Drama selbst liegt der andere Grund. Es giebt Stoffe, denen nur das Epos gerecht zu werden vermag, und zu diesen gehört das Schicksal Ottokars, wie ergreifend es auch ist. Auf der anderen Seite ist Kaiser Rudolfs Wirksamkeit so sehr auf den Verstand gestellt, daß das Gemüth nicht zu seiner Rechnung kommt. Der Dichter hat sich daher darauf beschränken müssen, Ottokar, bei dem ihm Napoleon vorschwebte, wie er selbst zugiebt, und Rudolf als Charakterbilder einander gegenüber zu stellen, und um der Schwäche der dramatischen Handlung abzuhelfen, zwischen beide die Königin Kunigunde eingeschoben, deren moralische Häßlichkeit abstößt. Der despotische, im Glücke übermüthige, im Unglücke völlig haltlose Ottokar und der pflichtbewußte, in seinen Entschlüssen unerschütterliche, und dabei bescheidene Rudolf sind Meisterwerke der Charakeristik, und mit großer

Digitized by Google

dichterischer Kraft wird zwischen ihnen die Katastrophe herbeigeführt, aus welcher der Ahnherr des Hauses Habsburg als Sieger über den Böhmenkönig hervorgeht.

Um so reicher an Geschehnissen ist das nachgelassene Trauerspiel: „Ein Bruderzwist in Habsburg". In dieser Beziehung erinnert es an die Historien Shakespeare's. Zur historischen Tragödie hätte es aber einer zusammengefaßten Handlung und eines handelnden Helden bedurft, und Beides fehlt ihm. Abgewendet von den politischen Welthändeln, aus denen der dreißigjährige Krieg empor zu flammen im Begriff steht, und nur gleichsam als Chor in Reflexionen sie begleitend, verhält sich die Hauptfigur Rudolf II.; die Regierung ist ihm eine schwere Bürde und nur Wissenschaft und Kunst erregen seine Theilnahme. Sein Charakter ist einer der originellsten und interessantesten der deutschen Literatur und mit dem Scharfblick in der Kunst Shakespeare's erfaßt und durchgeführt. Man hat ihn wohl mit des britischen Dichters Hamlet verglichen; allein die Thatkraft dieses wird nur durch die Umstände von ihrem Ziele abgelenkt, während Kaiser Rudolf durch nichts zu bewegen ist, in die politischen Ereignisse einzugreifen, obgleich sie seinen Thron in immer größerer Nähe bedrohen. Nur eine That begeht er, aber nicht als Herrscher, sondern als Vater, und sie ist so entsetzlich, daß nicht der Zuschauer, sondern nur der Leser durch Reflexion sie zu verstehen vermag. Er verhindert, daß seinem natürlichen Sohne, Don Cäsar, der im Kerker zu verbluten droht, ärztliche Hilfe gebracht wird. Warum? Die Sittenfäulniß am Staatskörper, die er wohl erkennt, vermag er nicht zu heilen: am eigenen Fleische schneidet der sonst so milddenkende Mann sie unbarmherzig aus. Und sein Bruder Mathias, der in Ungarn ihm feindlich gegenübersteht, bildet keineswegs einen Charaktergegensatz zu ihm. Er ist vielmehr weich und bestimmbar, und wird von den Ereignissen fortgedrängt, anstatt sie zu lenken. Die Rolle des Handelns fällt daher den mehr im Hintergrunde stehenden Neffen des Kaisers, dem bigotten Ferdinand und dem thatenfrohen Leopold zu. Sie allein handeln zielbewußt, wenn sie auch ihrer Stellung nach die politische Aktion nicht bestimmen können, und sie sind es, welche bei dem Tode des Kaisers die Wahl Wallenstein's zum General durchsetzen.

Hatte Grillparzer die Gestalt des Kaisers Rudolf, der kein Regent, doch ein weiser und guter Mensch im vollen Sinne des Wortes war, zum Träger seines Vaterlandsgedankens gemacht, so legte er in „Libussa" seine Ideen über den Staat nieder, dessen Werden aus sagenhaften Anfängen in diesem Trauerspiele zur Anschauung gelangt. In keinem anderen Drama hat er eine solche sententiöse, mit Milde gepaarte Weisheit gehäuft, wie sie hier von Libussa ausgesprochen wird, während Primislaus das bewußte historisch-kulturelle Prinzip mit allen seinen Härten vertritt. Und hieran, obgleich sie deren Nothwendigkeit anerkennt, geht Libussa zu Grunde; denn Kultur und naive Natur sind unversöhnliche Gegensätze. Diesem Grundgedanken entsprechend, ist das Drama so reich, ja überreich an Symbolik, daß es schwer hält, unter ihr den Faden der Handlung zu verfolgen, und die Frische, die sonst Grillparzer eigen ist, leidet.

Der mehr sagenhaften Geschichte darf man auch wohl das Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn", das zuerst am 28. Februar 1828 im Burgtheater aufgeführt wurde, zurechnen. Seltsam muthet es uns an zu hören, daß gerade dieses Stück eine glänzende und günstige Aufnahme fand. Wir heutigen Menschen fühlen uns von ihm mehr oder weniger zurückgestoßen, so eigenthümlich und kühn die Charaktere sind, so spannend und bis zur Wildheit lebhaft die Handlung, so künstlerisch abgerundet die Komposition ist. Die der ungarischen Geschichte entnommene Fabel führt uns in Banchanus, dem Minister

Digitized by Google

des Königs Andreas, einen Mann vor, den nichts in seiner gelobten Pflichttreue wankend machen kann. In des Königs Abwesenheit mit der Regierung betraut, erträgt er jeden Spott der Höflinge, jede Kränkung von Seiten der Königin, und von deren Bruder, einem Wüstlinge, die höchste Beleidigung seiner Ehre, ohne zu wanken, wie es ihn auch im Innern schmerzt. Grillparzer sagt, daß er in Banchanus den Heroismus der Pflichttreue darstellen wolle. Unser Gefühl aber vermag es nicht zu fassen, daß der Mann selbst dann den Menschen in ihm zu verleugnen im Stande ist, als sein junges schönes Weib sich selbst den Dolch in das Herz stößt, um der Gewalt, die der Bruder der Königin mit deren Vorwissen ihr anthun will, zu entgehen, und sein eigener Bruder und der seiner Frau sich empören, um die Schmach zu rächen. Einen solchen Heroismus der Treue vermögen wir nicht von der Knechtsseligkeit zu unterscheiden; er ist unsittlich. Der Dichter selbst hat in Folge dieses Stückes manche Verdächtigung erfahren. Fragt man, wie ein Mann von dem hohen sittlichen Bewußtsein, der Ehrenhaftigkeit und Charakterstärke Grillparzer's durch eine solche Fabel zur dramatischen Bearbeitung gereizt werden konnte, so wäre vielleicht zu erwidern, daß er durch die Geschichte des Banchanus an sein eigenes Geschick als Staatsdiener erinnert wurde. Auch er erlitt Zurücksetzungen, Kränkungen und Unrecht und wankte in seiner Pflichttreue nicht.

Dem Heroismus der Dienstreue stellte Grillparzer im Jahre 1834 ein Gemälde des ungemessenen Ehrgeizes gegenüber. Er that es in einer Form, die ebenso von seiner Genialität zeugt, wie Laube's Ausspruch bestätigt, daß er als geborener Theaterdichter auf der Bühne Alles wagen dürfte. Es ist: „Der Traum ein Leben", der uns in bunt wechselnder, aphoristischer Handlung, wie sie dem Traum eigen ist, in Rustan den Ehrgeiz zeichnet, der, von dämonischer Gewalt gestachelt, alle moralischen Bedenken bei Seite wirft und von dem ersten Fehltritte an immer tiefer in den Sumpf der Verbrechen sinkt. Hieran knüpft sich dann sogleich im Traum die Rache, so daß Rustan, als er bei Sonnenaufgang erwacht, reuevoll das Bekenntniß ablegt:

„Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!"

Die Aehnlichkeit des Titels mit Calderons: „Das Leben ein Traum" und der Umstand, daß Grillparzer sein dramatisches Märchen ebenfalls in dem trochäischen Versmaß des spanischen Dichters schrieb, hat zu der Annahme geführt, daß er von jenem die Anregung erhielt. Seine Quelle aber war ein Märchen Voltaire's: „Le Blanc et le Noir" (Der Weiße und der Schwarze), und er hatte seine heimliche Freude daran, daß die kritischen Spürnasen, die ihm, beiläufig, ein Gräuel waren, nicht eher dahinter kamen, als bis er selbst sein Geheimniß offenbarte. Mehr als die Anregung und ein paar Namen hat Voltaire ihm übrigens nicht gegeben.

Seine nächste Schöpfung war nach vierjährigem Schweigen ein Lustspiel. So bezeichnet er „Weh Dem, der lügt". Es ist aber im vollen Sinne des Wortes ein Schauspiel und zwar ein etwas breites. Das in Folge des Titels durch den ernsten Inhalt enttäuschte Publikum bereitete Grillparzer trotz der nicht uninteressanten Handlung und der trefflich gezeichneten Charaktere ein Fiasko.

Digitized by Google

Das Publikum ist wie das Meer, der leiseste Hauch bewegt es. Bald wiegt es lächelnd und sanft Denjenigen, der sich ihm anvertraut, bald schlagen über ihm die wilden Wogen zusammen.

Franz Grillparzer vertraute der Bühne keines seiner Stücke mehr an. Von denen, die in seinem Pulte verschlossen blieben, sind noch „Die Jüdin von Toledo" und das Fragment „Esther" zu betrachten. In dem ersteren Trauerspiele hat der Dichter einen Stoff des Lope de Vega, jedoch in eigener Weise behandelt, indem er ihn psychologisch vertiefte, während der Spanier die Religion und das Wunder zu Hilfe nahm. Früh verwaist, von Männern erzogen und jung an eine prüde englische Prinzessin verheirathet, hat König Alphons von Kastilien die Liebe nicht kennen gelernt. Da drängt sich die schöne, drollige, putzsüchtige und lebenslustige Jüdin Rahel in seinen Weg und setzt sein Herz oder richtiger seine Sinne in Flammen. In seinem Liebesrausche vergißt er die Pflichten des Regenten und die Gefahren, welche dem Reiche von den Mauren drohen. Um ihn zu sich selbst zu bringen, lassen die Großen der Krone das Mädchen ermorden und sie erreichen ihren Zweck. Rachedürstend eilt der König an die Leiche; jedoch ihr Anblick steigert nicht seine Wuth, sondern ernüchtert ihn.

„Statt üpp'ger Bilder der Vergangenheit
Trat Weib und Kind und Volk mir vor die Augen,
Zugleich schien sich ihr Antlitz zu verzerren,
Die Arme sich zu regen, mich zu fassen,
Da warf ich ihr ihr Bild nach in die Gruft
Und bin nun hier und schaudre."

Der aufmerksame Leser wird von dieser Wandlung kaum überrascht, denn schon in einer vorhergehenden Szene keimt in dem König der Entschluß, sich von Rahel loszureißen; er thut ihr Bildniß von sich, hängt es dann aber wieder um. Hätte er eine seelische Liebe zu ihr gehegt, würde der Anblick der Todten ihn nicht zu seiner Pflicht zurückgebracht haben; allein er liebte nur das Weib in ihr, die schöne Form, und die Erwägung der Beweggründe der Ermordung vollenden die Umkehr. Um einen solchen Ausgang zu ermöglichen, mußte sich in die Hitze des Königs ein gewisses kühles Element mischen und durfte Rahel nicht über ein niedriges Niveau hinauswachsen. Dadurch aber erleidet der volle Herzensantheil, den man an dem jungen Liebespaare nehmen möchte, eine leise Beeinträchtigung.

Voll und ganz nimmt dagegen das Fragment „Esther", dessen erster Akt abgeschlossen vorliegt, das Herz gefangen. Ein wunderbarer Zauber ist über diese biblisch-geschichtliche Heldin ausgegossen, die durch ihre hohe und keusche Schönheit den Despoten schnell erobert und durch ihre liebenswürdige Natürlichkeit und große Klugheit beherrscht. Auch diese edle, bescheiden sich selbst genügende, anmuthige Frauengestalt ist eine werthvolle Bereicherung der deutschen Literatur. Bekanntlich wird das Fragment von bedeutenden Schauspielerinnen gern zur Darstellung gewählt und erzeugt stets die reinste und schönste Wirkung.

Ueberblicken wir die Dramen Grillparzer's, so sehen wir ihn von den Spaniern ausgehen und zu ihnen zurückkehren, nachdem er erst an dem klassischen Geiste Goethe's sich gebildet und dann dem Studium Shakespeare's sich zugewendet hatte. Aber er bleibt durchaus selbständig. Seine Stoffe entnimmt er der Sage und Geschichte alter Völker und seine Wahl entscheidet ausschließlich ihre Brauchbarkeit für das Drama. Ob er damit den Geschmack seiner Zeit traf oder nicht, ließ ihn gleichgiltig. Nie hat er ihm das geringste Zugeständniß gemacht, nie um die Gunst des Publikums gebuhlt. Unbeirrt und nur dem Gotte in seinem

Digitized by Google

Busen lauschend, schritt er seinen eigenen Weg zu der Höhe hinan, wo der Lorbeer der Unsterblichkeit grünt. Darum konnte er als Dichter in Deutschland nicht populär werden, wie er es als Bürger in Wien wurde. Die Bildung ist es, die seine Bedeutung erfaßte und mit seinen Dramen langsam seinen Ruhm verbreitete. Sie war es, die ihn an seinem achtzigsten Geburtstage mit Ehren überhäufte, wie keinen deutschen Dichter vor ihm, und als er ein Jahr später starb, beging Wien nach einem Wort Laube's seine Leichenfeier, „als ob ein Haupt des Landes zur Erde bestattet würde". Ein Selbstherrscher in dem Reich der Dichtkunst war er und als solcher steht sein Namen unvergänglich leuchtend in der Literaturgeschichte.

Zur Frage der Taktik.

Von **G. Deville.**

Paris, im November 1890.

Ist es für die sozialistische Partei gut, revolutionäre Absichten an den Tag zu legen? Ist es für sie zweckmäßig, von Revolution zu sprechen? Das ist die taktische Frage, die an dieser Stelle einer Prüfung zu unterziehen ich mir gestatte, und zu deren Erörterung mich die Ueberzeugung drängt, daß die sozialistischen Parteien der zivilisirten Länder an einem Wendepunkt angelangt sind, wo ihre Zukunft zum großen Theil von der Art und Weise abhängt, wie sie diese Frage gelöst haben oder lösen werden. Es ist sicher, daß die thatsächliche Entwicklung schließlich zum Triumph des Sozialismus überall dort führen muß, wo die kapitalistische Produktionsweise eine gewisse Höhe erreicht hat. Aber der Sieg kann erleichtert oder erschwert, beschleunigt oder verzögert werden, je nach der Taktik unserer Partei.

Wohl besteht heute zwischen den sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder nur eine Gemeinsamkeit der Ideen und Ziele, nicht aber eine völlige Uebereinstimmung der Art und Weise des Vorgehens: den Unterschieden der ökonomischen und politischen Bedingungen entsprechen nothwendigerweise Unterschiede der Taktik. Dennoch aber giebt es Fragen, denen gegenüber eine Uebereinstimmung der Taktik eine gebieterische Nothwendigkeit wird. Wie mir scheint, gilt dies besonders von der Frage, welche der vorliegende Artikel behandeln soll, und die thatsächlich in dem einen Lande ganz anders beantwortet wird, wie in dem anderen, wie sehr man auch sich rühmen mag, daß sie überall die gleiche Antwort finde.

Der Sozialismus ist nichts, als das mit Naturnothwendigkeit eintretende Ergebniß der gegenwärtigen ökonomischen Entwicklung; Dank Marx stellt er heutzutage wesentlich eine Theorie der Entwicklung dar. Es ist jedoch richtig, daß Evolution und Revolution nicht in Widerspruch zu einander stehen, einander nicht ausschließen; im Gegentheil, sie folgen und ergänzen einander; letztere bildet auf jedem Gebiet den Abschluß der ersteren; die Revolution ist nur die eigenthümliche Krisis, die jeden Abschnitt der Entwicklung zu einem thatsächlichen Abschluß bringt. Gleichwie in einem gegebenen Augenblick das Küchlein die Eierschale zerbricht, innerhalb deren es sich regelrecht entwickelt hat, so wird auch der Sozialismus einst, wenn es die Ereignisse fordern, die bestehende Rechtsordnung (légalité) durchbrechen, innerhalb deren er sich entwickelte. Die kommende Rechtsordnung, welche gewisse Privatinteressen schädigen wird, kann offenbar nicht

Digitized by Google

aus dem normalen Wirken der jetzigen Rechtsordnung hervorgehen, deren Aufgabe es ja gerade ist, diese Interessen gegen jede Verletzung zu wahren.

Uebrigens können die Gesetze neue Gesellschaftsformen und Produktionsweisen nicht schaffen, welche ihren Unterbau bilden; sie können ihnen blos hinterdrein Ausdruck und Anerkennung verleihen. Die Gesellschaftsform, deren Durchführung die sozialistische Partei anstrebt, erwächst von selbst aus den ökonomischen Umwandlungen, die sich unter unsern Augen vollziehen; aber sie wird an Stelle der heutigen Gesellschaft treten durch einen Bruch mit der heute herrschenden Rechtsordnung, einen Bruch, der in einem gegebenen Moment unvermeidlich sein und sich aufdrängen wird, ohne Rücksichtnahme darauf, ob er einzelnen Individuen paßt oder nicht.

Ein solcher Bruch wurde z. B. in Frankreich am 4. September 1870 durch die Verhältnisse den Jules Simon und anderen eingefleischten Anhängern der Gesetzlichkeit aufgezwungen. Dieser Bruch ist es, der die Revolution bildet.

Wir können wohl behaupten, daß einmal die Situation eine solche werden wird, daß unter dem unwiderstehlichen Druck der Verhältnisse die bestehende Rechtsordnung aus den Fugen gehen muß; aber wir können in der Sache nicht mehr thun, als diese Behauptung aufstellen. Wann und wie sich dies Ereigniß vollziehen wird, das wissen wir nicht; und wenn die Sozialisten konstatiren, daß es unvermeidlich kommen muß, so sind sie doch keineswegs seine Ursache und können sie nicht sein, da es von Niemand abhängt; die Befürchtungen der Einen werden es nicht hinausschieben, die Ungeduld der Anderen wird es nicht beschleunigen. Obgleich oder richtiger weil man ebenso wenig über den Charakter wie über die Zeit des unvermeidlichen Bruches mit der bestehenden Rechtsordnung etwas Bestimmtes zu sagen vermag, hat man ein Recht zu erklären, daß dieser Bruch oder mit anderen Worten die Revolution sich auf friedlichem Wege vollziehen kann, wie dies am 4. September 1870 der Fall gewesen ist.

Aber schon vorher, bis zum Eintritt dieser unausbleiblichen Situation, müssen die sozialistischen Parteien thätig sein, und zwar unausgesetzt thätig sein. Aber welches muß das Ziel, welches die Art ihres Vorgehens sein? Die Aufgabe, die ganze Aufgabe der Sozialisten besteht darin, die Masse aufzuklären, sie zum Bewußtsein ihrer Lage und ihrer Ziele zu bringen, sie zu organisiren, damit sie allen Eventualitäten gewachsen sei. Sozialisten heranbilden, dem Sozialismus die möglichst große Zahl von Anhängern zu gewinnen, das ist das Ziel, welches die sozialistischen Parteien mit Aufbietung all' ihrer Kräfte verfolgen müssen, indem sie sich aller friedlichen und gesetzlichen Mittel, aber auch nur solcher, bedienen.*) Jeder andere als der friedliche und gesetzliche Weg zur Aufklärung und Organisation der Masse muß, bewußt oder unbewußt, zu Ereignissen führen, in deren Folge Anhänger nicht gewonnen, sondern vielmehr verloren werden, zu Ereignissen, welche vielleicht für lange Zeit hinaus die beste Propaganda zur Unfruchtbarkeit verurtheilen.

Wenn man, anstatt die Massen der Arbeiter einfach zu belehren, suchen würde, sie zu erbittern und aufzustacheln, so kann man angesichts der so zahlreich vorhandenen Ursachen zur Unzufriedenheit leicht einen raschen Augenblickserfolg erzielen, aber welches wird wohl das Resultat der erzeugten Erbitterung sein? Glaubt man, daß die aufgebrachten Gemüther in der Folge auf Jene hören werden, welche ihnen zur Ruhe und Geduld rathen? Und wenn die be-

*) Deville hat hier natürlich nur zivilisirte Staaten im Auge, in denen eine gesetzliche Grundlage der Agitation vorhanden ist. D. Red.

Digitized by Google

treffenden Rathschläge unterbleiben oder kein Gehör finden sollten, so werden die flammenden und entflammenden Reden unüberlegte Strikes, gefährliche Demonstrationen, gewaltthätige Ausbrüche der Erbitterung und Rachsucht seitens Einzelner oder seitens von Gruppen mit allen ihren verhängnißvollen Folgen nach sich ziehen.

Schon seit Langem wäre das Glück der Gesammtheit zur Wirklichkeit geworden, wenn der Wille, glücklich zu sein, zu seiner Verwirklichung genügte. Weder durch gewaltsame Auflehnung gegen das Elend, noch durch den festen Willen, sofort einen Zustand ungerechter Leiden zu Boden zu schmettern, kann man Elend, Leiden und Ungerechtigkeiten aus der Welt schaffen. Man unterlasse also auch solche Aufreizungen sowohl gegen Personen als auch gegen die bestehende Ordnung der Dinge, welche Attentate und Putsche zeitigen können.

Marx betrachtet die Personen als „Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen“*), und wir dürfen nicht „den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt.“**) Auch werden die ökonomischen Verhältnisse durchaus keine Veränderung erfahren, wenn in Folge eines Attentats eine Person durch eine andere ersetzt würde. Eine Gesellschaft „kann naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen, noch wegdekretiren“.***) Der Sprung, den ein Putsch den Sozialismus machen ließe, könnte nur ein Sprung nach rückwärts sein, denn unbestreitbar wäre das einzige heut mögliche Resultat jeder Revolte, jedes Aufstandes, neben der Niederschmetterung eines solchen Versuchs eine Schwächung der Kräfte des Sozialismus und ein mehr oder weniger lange anhaltender Stillstand der sozialistischen Bewegung.

In dieser Hinsicht stimmen übrigens alle Sozialisten mit einander überein; alle erklären sich gegen ein System von Attentaten und Putschen. Aber können nicht dieselben bedenklichen Folgen, die sie von einer solchen Politik erwarten und die sie alle, wie sie behaupten, vermeiden wollen, auch dadurch erzeugt werden, daß man von der Revolution *spricht*? Und wenn dies möglich und man darüber einig ist, daß diese unangenehmen Folgen in dem einen Fall vermieden werden müssen, muß man sich dann nicht bemühen, sie gleicherweise in dem anderen Falle zu vermeiden?

Wir haben bereits gesagt, was das Wesen einer Revolution ausmacht; der Bruch mit der in Kraft stehenden Rechtsordnung. Er allein ist die einzig nothwendige Bedingung einer Revolution, alles Uebrige ist nur eventuelles Beiwerk. Gerade weil eine Revolution „sich in brutalen oder humanen Formen bewegen kann“,†) ist es falsch, sich dieselbe ausschließlich unter den brutalsten Formen vorzustellen. Im Allgemeinen und ganz besonders in Frankreich ist man nur zu sehr zu der Vorstellung geneigt, daß das Wort Revolution nothwendigerweise Barrikaden, Flintenschüsse, Dynamitexplosionen und Hinrichtungspelotons in sich begreife. Anstatt Gewicht darauf zu legen, den betreffenden Irrthum zu zerstreuen, tragen die Revolutionäre vielfach nur dazu bei, ihn zu verbreiten.

Ohne Zweifel liegt dieser ihrer Handlungsweise in erster Linie einfach das Haschen nach gewissen effektvollen Phrasen zu Grunde, aber ihre Zuhörer fassen diese Phrasen buchstäblich auf. Wenn indeß blutrünstige Reden die Instinkte einer sehr kleinen Minderheit angenehm kitzeln, so kann man doch vernünftiger-

*) „Das Kapital“, I. Band, 3. Aufl., S. VIII.
**) A. a. O. S. IX.
***) A. a. O. S. VIII.
†) A. a. O. S. VIII.

Digitized by Google

weise nicht leugnen, daß sie die ungeheure Mehrzahl sogar Derer abschrecken, welche in Wirklichkeit, obgleich sie sich dessen nicht bewußt sind, alles Interesse am Triumph des Sozialismus haben.

Für diese Minorität, wie für die Majorität ist das Resultat das gleiche: die Einen wie die Anderen vergessen die vor ihnen entwickelten sozialistischen Theorien, denn diese fordern, um gut erfaßt zu werden, eine geistige Anstrengung, welche nur sehr Wenige machen, der sich aber vielleicht Viele unterziehen würden, wenn nicht die revolutionäre Phraseologie dazwischen träte. Diese wird sogleich von Allen verstanden und im Gedächtniß behalten. Das, was ohne die geringste Anstrengung verstanden wird, schadet Dem, was eine Anstrengung erheischt, um verstanden zu werden. Man sieht den Sozialismus nur von seiner revolutionären Seite, und die Revolution nur von ihrer brutalen Seite an.

Diejenigen, deren Temperament diese Phraseologie entspricht, sind stets geneigt, in der That oder in der Idee zu Anarchisten zu werden. Es dauert nicht lange, so fangen sie an, unter der Flagge der sozialistischen Propaganda sich den leichten Deklamationen der revolutionären Rhetorik zu überlassen. Sie bilden sich ein, daß die gesammte Theorie des Sozialismus in Kraftausdrücken bestehe, die durchaus nichts mit ihr zu thun haben, die ihnen aber allein in der Erinnerung geblieben sind. Unvermeidlich werden sie dazu geführt, diese Kraftausdrücke noch zu verstärken, und von da bis zu den Aufreizungen, die jeder Sozialist verwirft, ist nur ein Schritt. Diesen Schritt machen die Betreffenden um so schneller, als sie finden, daß die Revolution doch sehr langsam herbeikommt, von der sie Anfangs wähnten, daß sie sehr leicht zu bewerkstelligen sei, weil sich ihre Worte und Wünsche unausgesetzt mit ihr beschäftigten. Sie wollen die Revolution, sie sehen sie vor sich, sie berühren sie sozusagen mit ihrem Finger, und wenn sie trotz alledem auf ihr Kommen noch warten müssen, so legen sie schließlich Denen die Schuld dafür bei, die ihre Thorheit nicht theilen.

Diejenigen dagegen, welche durch diese Kraftworte erschreckt werden, verwechseln wieder den Sozialismus mit den blutigen Aussichten, welche das Wort Revolution vor ihren Augen eröffnet. Das, was sie erschreckt, hindert sie, das zu ergründen, was sie mit Befriedigung erfüllen sollte und veranlaßt sie, dasselbe von vornherein bei Seite zu schieben. Leute, welche naturgemäß die sozialistischen Reihen verstärken müßten, treten dem Sozialismus, der doch ihre Emanzipation anstrebt, feindlich gegenüber, und einzig und allein deswegen, weil man ihnen von etwas ganz Anderem als vom Sozialismus gesprochen hat. Es sind in Wirklichkeit die Gegner des Sozialismus, denen die revolutionären Deklamationen in die Hände arbeiten.

Wenn man die Nothwendigkeit anerkennt, die Masse für den Sozialismus zu gewinnen, dann betrete man den Weg, der dahin führt und beginne nicht die Propaganda damit, daß man die Masse abstößt und zwar dadurch abstößt, daß man vor ihren Augen Schreckbilder heraufbeschwört, die ganz unbegründet sind. Eine derartige Taktik besagt keineswegs, daß wir unsere Fahne in die Tasche stecken sollen. Meine Forderung geht nicht im Geringsten dahin, die sozialistische Theorie in irgend Etwas zu verstümmeln, sondern umgekehrt, sich strikt an sie zu halten. Worauf es ankommt, ist, Sozialisten heranzubilden, der Masse das Bewußtsein der ökonomischen Bewegung und einen ihrer Rolle in dieser Bewegung angepaßten Willen zu geben. Welchen Zweck hat es aber, besonderen Nachdruck auf die Krisis zu legen, welche die gegenwärtige Phase der Entwicklung abschließen und den Ausgangspunkt einer neuen Phase bilden wird, da diese Krisis doch von jedem Wollen der Einzelnen unabhängig ist? Warum eine Thatsache

Digitized by Google

erörtern, welche die Umstände, wir mögen es wollen oder nicht, mit zwingender Gewalt herbeiführen werden, von deren Erscheinungen und Verlauf aber Niemand etwas zu sagen im Stande ist? Wenn Jemand das Bedürfniß hat, von der Revolution zu sprechen, dann muß er sich auf jeden Fall wenigstens bemühen, jenes ebenso landläufige als der sozialistischen Propaganda schädliche Mißverständniß zu zerstören, anstatt es zu verbreiten.

Man setze dem Volk die sozialistische Theorie auseinander, die ganze sozialistische Theorie ohne Einschränkungen, ohne etwas zu verschweigen, aber man vergesse nicht volltönenden Phrasen zu Liebe die Wirklichkeit, die doch die Grundlage unserer Theorie ist, und die ebenso die Art und Weise unseres Vorgehens bestimmen muß, wie sie unsere Denkweise bestimmt.

Die Propaganda hat nur dann Erfolg, wenn sie dem Fühlen und Wollen Derer entspricht, an die man sich wendet. Es ist aber offenbar, daß die ungeheure Majorität durch die geringste Befriedigung ihrer materiellen Interessen mehr angezogen wird, als durch die revolutionären Phantasien. Man lasse also diese Phantasien bei Seite, die nur hohle Spekulationen ins Blaue hinein sind, und beschäftige sich praktisch in Worten und Thaten mit den nächstliegenden, ja sogar mit den augenblicklichen Interessen der Masse, deren Befriedigung möglich ist. Ueberall, wo eine derartige Taktik eingeschlagen worden ist, z. B. in Frankreich seitens verschiedener sozialistischen Stadträthe, hat dieselbe ausgezeichnete Resultate gezeitigt.

Wenn es richtig ist, daß eine derartige Taktik manche Leute vergessen läßt, daß auch die theoretische Aufklärung zu unseren Aufgaben gehört, so liegt die Schuld nicht an der Taktik, sondern an den betreffenden Persönlichkeiten, welche sie schlecht anwenden. Denn man kann eine praktische Thätigkeit in einer Weise entfalten, daß die theoretische Aufklärung dadurch nicht beeinträchtigt, sondern im Gegentheil ungemein gefördert wird. Wenn man die einzelnen kleinen Verbesserungen nicht unter dem Vorwand herabsetzen soll, daß sie gar Nichts seien, so braucht man sie doch auch nicht unter dem Vorwand bis in die Wolken zu erheben, daß sie Alles bedeuteten. Es handelt sich darum, sie für das zu nehmen, was sie wirklich sind: höchst wirksame Mittel, die Masse zu heben und zu beeinflussen und sie auf die Seite Derer zu bringen, die ihre Interessen und Ideen thatkräftig vertreten. Auf alle Fälle muß man sich vor revolutionären Provokationen und Aufreizungen jeder Art hüten, die zu nichts Gutem führen können, und muß die sozialistische Propaganda streng auf friedlichem und gesetzmäßigem Boden betreiben.

Eine derartige Taktik für eine Nothwendigkeit erklären, heißt schließlich nichts Anderes, als ganz offen sagen, was thatsächlich Alle anerkennen, die das System der Attentate und Putsche verwerfen und bekämpfen. Es handelt sich blos darum, daß auch bei jeder Gelegenheit unsere Worte unserem thatsächlichen Standpunkt entsprechen. Daß man bisher nicht immer in dieser Weise vorgegangen, ist kein Grund, so fortzufahren: als ob ein Fehler durch seine Fortsetzung gut gemacht würde! Man darf um so weniger zögern, die Taktik der Klugheit anzunehmen, als man ein glänzendes Beispiel der Resultate vor Augen hat, welche sie zeitigen kann. Ich glaube nicht, an dieser Stelle dementirt zu werden, wenn ich behaupte, daß es die angedeutete Taktik ist, welche die deutsche Sozialdemokratie befolgt hat und weiter befolgen wird; wir Alle wissen, mit welchem Erfolg; einem Erfolg, der nur die gerechte Belohnung eines politischen Geistes ist, der sich ebenso weise bei der Wahl der Taktik als fest und entschieden bei ihrer Durchführung erwiesen hat.

Digitized by Google

Ein Wort der Erwiderung an Herrn Dr. Max Bylo*).

Von G. Bunge.

Herr Dr. Bylo sagt (S. 78 Zeile 3 von unten), ich hätte „eine enorme Besteuerung des Alkohols an der Quelle, eine Fabriksteuer, vorgeschlagen". Hieraus ersehe ich, daß Herr Dr. Bylo meine Schrift „Die Alkoholfrage" nicht gelesen hat. Hätte er sie gelesen, so würde er gesehen haben, daß alle Gründe, die er vorbringt, dort bereits widerlegt sind.

Herr Dr. Bylo vertheidigt den Werth des Alkohols als Arzneimittel. Diesen habe ich nie bestritten. Jedenfalls aber gehört eine Diskussion dieser schwierigen Frage nicht in eine populäre Zeitschrift.

Ebenso müßig wäre es, über die Frage zu streiten, ob der Alkohol als Genußmittel in mäßigen Dosen schädlich sei oder nicht. Thatsache ist, daß die Menschen nicht mäßig sein können. Wer das nicht einsieht, kennt nicht die Geschichte des Kampfes wider die Trunksucht. — Jeder sagt: ich bin mäßig. Und jeden Augenblick kommt wieder einer mit dem Delirium ins Irrenhaus.

Möge Herr Dr. Bylo doch versuchen, den Weg anzugeben, auf dem man den mäßigen Genuß beibehalten und die Unmäßigkeit beseitigen könne. Die Geschichte des Kampfes wider die Trunksucht wird ihn lehren, daß das Alles bereits hundertfach versucht worden ist — immer vergeblich, und daß es nur einen Weg giebt, der zum Ziele führt — das Beispiel der völligen Enthaltsamkeit. — Ich fordere unbedingt, daß, wer über den Kampf wider die Trunksucht schreiben will, die Geschichte dieses Kampfes kenne.

Zur Alkoholfrage.

Von Dr. Ferdinand Simon.

Wenn wir uns auf Herrn Bylo's Artikel in Nr. 3 der „Neuen Zeit" etwas ausführlicher einlassen, so geschieht dies keineswegs deshalb, weil es uns gelungen wäre, darin irgend etwas Neues, sei es an Thatsächlichem oder an Gedanken, in Bezug auf die Alkoholfrage zu entdecken — „ein altes Thema mit nicht einmal neuen Variationen" nennt es Herr B. selbst. Aber die landläufigen Redensarten werden von ihm unter Betonung seiner ärztlichen Autorität einem Laienpublikum vorgetragen, dies ist es, was uns als Kollegen zur Entgegnung herausforderte. Wir glauben umsomehr zu dieser Entgegnung berechtigt zu sein, als Schreiber dieses zu den Unterzeichnern des von Herrn Dr. Bylo angegriffenen Züricher Aufrufs gehört.

Herr Bylo beginnt seinen Angriff mit der Aufzählung der Verdienste des Alkohols als Heilmittel in Krankheitsfällen. Nun aber geht gerade das Bestreben des Züricher Vereins dahin, den Alkohol aus der Reihe der Genuß-

*) Dr. Max Bylo. „Für und wider den Alkohol", diese Zeitschrift, dieser Jahrg. S. 77. — Nach dem Grundsatze „audiatur et altera pars" geben wir in diesem und dem folgenden Artikel zweien der von Herrn Dr. Bylo in Nr. 3 der „Neuen Zeit" Angegriffenen das Wort — leider in Folge des chronischen Raummangels etwas verspätet. Der Raummangel ist es auch, der uns zwingt, auf eine Fortsetzung der Polemik zu verzichten, soweit es sich um die medizinische Seite der Frage handelt, zu deren Entscheidung die „Neue Zeit" ohnehin nicht berufen ist. Auf die soziale Seite der Frage gedenken wir selbst nächstens nochmals einzugehen. Die Redaktion.

Digitized by Google

mittel auszuscheiden, und ihn nur als Medikament gelten zu lassen, wie das für andere, in vielen Beziehungen ähnlich wirkende, giftige Substanzen, Morphin, Cocaïn ꝛc., überall und allgemein anerkannt ist. Somit ist also dieser Theil der B'schen Erörterung völlig gegenstandslos und bedürfte eigentlich keinerlei Erwähnung, wenn nicht seit Alters im Publikum das unausrottbare Vorurtheil bestünde, daß irgend ein Heilmittel, welches auf bestimmte Krankheiten irgend welche günstigen Wirkungen entfaltet, auch für den Gesunden von Vortheil sei. Und daher muß hier auf das Energischste betont werden, daß ein giftiges Medikament, dem man noch so wunderbare Erfolge nachrühmt, nur in die Hand des Arztes gehört, nie und nimmer in die Hände des Laien, — daß es aber am allerwenigsten auf Grund jener ärztlichen Erfahrungen zum Genußmittel und zwar zum täglichen Genußmittel gesunder Menschen proklamirt werden darf.

Dies ist in Bezug auf den Alkohol der Standpunkt derjenigen Kollegen, welche mit uns den Züricher Aufruf unterzeichnet haben. Wer nur den Artikel des Herrn Bylo kennt, könnte glauben, daß die praktischen Aerzte der Abstinenzbewegung völlig fern stehen. Nichts weniger als das. In England z. B. besteht ein Abstinenzverein von über 400 praktischen Aerzten, dessen wissenschaftliches Organ das „Medical Temperance Journal" ist.

Alle diese Kollegen des Herrn B. halten unbeschadet ihrer ärztlichen Erfahrung die allgemeine Enthaltsamkeit vom Alkoholgenuß nicht nur für eine soziale Möglichkeit, sondern geradezu für ein Postulat der Volksgesundung. In den wissenschaftlichen medizinischen Kreisen Deutschlands bricht sich aber auch immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die Verwendung der Spirituosen am Krankenbett einer kritischen Sichtung von Grund aus bedarf (— giebt es doch, namentlich in Deutschland, der praktischen Aerzte genug, welche den Alkohol wie ein mittelalterliches Universalelixir jedem ihrer Patienten in die Gurgel schütten —). Allerdings können eine solche unbefangene Nachprüfung der Alkoholwirkungen auf den Kranken nur diejenigen Aerzte leisten, welche, nicht blind gemacht durch den uralten Volksaberglauben an die Heilkräfte des Alkohols, es immer wieder versuchen, den Kreis seiner Indikationen einzuschränken und in einer möglichst großen Zahl von Fällen ohne dieses Wundermittel auszukommen.

Es ist hier der Ort, darauf hinzuweisen, daß die von Herrn B. behaupteten Wirkungen der mäßigen Alkoholdosen auf den gesunden und den kranken Organismus keineswegs wissenschaftlich feststehende Wahrheiten sind, sondern althergebrachte, in der praktischen Medizin von Geschlecht zu Geschlecht kritiklos überlieferte Dogmen, welche gegenwärtig sämmtlich durch die Untersuchungen einer Reihe von Forschern eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Wenn z. B. Herr B. zum Beweise der verdauungsfördernden Wirkung des Alkohols die Arbeit Peuzoldt's anführt, so befinden wir uns in der angenehmen Lage, demgegenüber sechs andere, neuere Autoren (Kretschy, W. Buchner, Schütz, Bikfalvy, Massanori, Klikowicz) zitiren zu können, welche zu dem entgegengesetzten Resultat gelangt sind.

Sicher festgestellt ist nur, daß der andauernde unmäßige Alkoholgenuß zu schwerer, meist unheilbarer Zerrüttung des Organismus führt, welche je nach dem Organ, an dem sie vorwiegend auftritt, und nach der Form, die sie dort annimmt, verschiedene Krankheitsbilder hervorruft. Dieselben werden von der Medizin, in Berücksichtigung ihrer gemeinsamen Ursache, nämlich des Alkohols, unter dem Sammelnamen „Alkoholismus" vereinigt. Sicher festgestellt ist außerdem noch, daß die alkoholischen Geisteskrankheiten eine ausgesprochene Neigung zur Vererbung zeigen.

Doch wollen wir eine der strittigen Wirkungen mäßiger Alkoholdosen hier

Digitized by Google

kurz besprechen, weil sie in besonderer Beziehung zur sozialen Bedeutung des Alkohols steht, — es ist das die Wirkung auf das Nervensystem.

Herr B. befindet sich nämlich sammt der ganzen alten medizinischen Schule im Widerspruch zu namhaften neueren Autoren, wenn er die Wirkung des Alkohols auf die nervösen Apparate als eine erregende auffaßt, so, wenn er von einer „Reizung der psychischen Organe im Gehirn" spricht u. s. w. Wir zitiren zum Beweis dessen ein der Abstinenzbestrebungen gänzlich unverdächtiges Buch, „Die Arzneimittellehre von Cloetta-Filehne". Dort ist in dem Kapitel über den Alkohol S. 268 zu lesen: „Daß in ihrem inneren Wesen die direkte Wirkung auf die den psychischen Funktionen dienenden Ganglien von Anfang an eine betäubende und keine erregende ist, bedarf kaum der Begründung". — Insbesondere über die Vermehrung der Pulszahl, welche Herr B. ebenfalls nach der traditionellen Auffassung als einen Beweis für die „erregende" Wirkung des Alkohols betrachtet, äußert sich ein anderer moderner Pharmakologe*): „Sie hängt gar nicht von der Alkoholwirkung ab, sondern wird durch die Situation herbeigeführt, in der die alkoholischen Getränke gewöhnlich konsumirt werden. Sie ist die Folge des lebhaften Gebahrens und bleibt nach den bisherigen Untersuchungen bei völliger Ruhe des Körpers aus."

Die genannten und noch andere der neueren Autoren stimmen darin überein, daß sie die Wirkungen des Alkohols auf das Nervensystem als rein lähmende auffassen und alle sogenannten Erregungen nur als indirekte**) gelten lassen, d. h. als verursacht durch die Lähmung der betreffenden Hemmungsapparate, nicht aber etwa durch die direkte Reizung irgend eines nervösen Elements. So beruht auch die scheinbare Anregung der Gedankenproduktion durch den Alkohol einzig auf der Lähmung des normal der Phantasie entgegenwirkenden Hemmungsapparats, d. i. der Kritik, und ferner wird der Anschein der Denkbeschleunigung dadurch erweckt, daß der einzelne Denkakt eine weit längere Zeit als beim nüchternen Menschen in Anspruch nimmt, was objektiv dadurch zur Evidenz erwiesen ist, daß man bei dem Menschen, welcher Alkohol genossen, die physiologische Reaktionszeit verlängert gefunden hat.***) Herr B. hat augenscheinlich noch

*) Schmiedeberg, Grundriß der Arzneimittellehre.

**) Um den Begriff der indirekten Erregung dem Leser verständlich zu machen, sei kurz bemerkt, daß, nach der Auffassung der modernen Physiologie, jede der gerade für die Lebenserhaltung wichtigsten Körperfunktionen, wie z. B. die Herzbewegung, immer von je zwei nervösen Apparaten geleitet und beherrscht wird, und zwar von einem, welcher die betreffende Funktion, wie hier die Zuckungen des Herzens, hervorruft, beziehungsweise beschleunigt, und einem anderen, welcher dem ersten entgegenarbeitet, sie unterdrückt, bezw. sie verlangsamt, also auf dieselbe hemmend wirkt und daher kurz als der Hemmungsapparat bezeichnet wird. Demgemäß kann eine Beschleunigung der Herzbewegung auf doppelte Art zu Stande kommen: einmal, indem der beschleunigende nervöse Apparat des Herzens erregt und in erhöhte Thätigkeit versetzt wird, oder indem der die Herzbewegung hemmende Apparat gelähmt und seine Wirkung mehr oder minder aufgehoben wird, da die resultirende Körperfunktion, wie in diesem Beispiel die Herzbewegung, natürlich immer der Differenz in dem augenblicklichen Thätigkeitsgrade der beiden nervösen Faktoren entsprechen muß. Die erste Art der Erregung einer Körperfunktion durch die Thätigkeit des beschleunigenden Nervenapparates, heißt die direkte, die zweite Art, nämlich die durch Lähmung des Hemmungsapparates erzeugte, die indirekte Erregung der betreffenden Funktion. Auf diese Weise wird es erklärlich, wie eine ausschließlich das Nervensystem lähmende Substanz scheinbar erregend auf dasselbe wirken kann.

***) Die physiologische Reaktionszeit ist die Zeit, welche verfließt, ehe wir auf einen Sinneseindruck durch eine entsprechende, willkürliche Körperbewegung reagiren, welche

Digitized by Google

nie bei einem Glase Wasser in einer Gesellschaft zechender Menschen gesessen, sonst müßte er wissen, welcher Art die „Erhöhung der Denkthätigkeit“ ist, welche der Alkohol zu Wege bringt, daß sie nur auf eine Lähmung des psychischen Hemmungsapparates, nämlich auf ein akutes Schwinden der Selbstkritik und der Selbstbeherrschung, zurückgeführt werden kann, wie, abgesehen von der Qualität dieser Gedanken, auch schon das Benehmen der Trinkenden, namentlich im Verkehr mit Frauen, zur Genüge beweist.

Im Einklang mit diesen neueren Anschauungen von der direkten Lähmung des Nervensystems durch den Alkohol, aber im Widerspruch zu der Behauptung des Herrn B. von der Nothwendigkeit der Spirituosen als Erregungsmittel bei harter körperlicher Arbeit, stehen die Erfahrungen, die man überall da gemacht hat, wo es galt, eine Anzahl Menschen unter langdauernden, starken Strapazen möglichst gesund und leistungsfähig zu erhalten. So gehen z. B. die Walfischfahrer zum großen Theil ohne einen Tropfen Spirituosen in See; die österreichische Nordpolexpedition führte ebenfalls keinen Alkohol mit sich und die dabei gewonnenen Resultate bezüglich der Gesundheit der Mitglieder sind vortreffliche gewesen. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß viele Tausende unter den Soldaten in der englischen Armee und Flotte „teetotalers“ sind und doch die Entbehrungen und Anstrengungen des Dienstes unter allen Klimaten der gemäßigten und der tropischen Zone mindestens ebenso gut ertragen wie ihre nicht abstinenten Kameraden.

Auch die Erfahrungen des deutschen Armeekommandos decken sich mit unsern Anschauungen völlig, und es hat dementsprechende sanitäre Vorschriften schon seit Jahren erlassen, die streng gehandhabt werden. Allen denen, die ihrer Dienstpflicht im deutschen Heere genügt haben, ist es bekannt, daß bei dem Antreten zu einem größeren Felddienst, vor jedem Tagesmarsch während der Manöver, kurz allemal, wenn besonders andauernde starke Strapazen bevorstehen, die Mannschaften aufs peinlichste untersucht werden, ob Einer von ihnen etwa Spirituosen bei sich führt, und daß Jeder, der mit solchen betroffen wird, strenge Bestrafung zu erwarten hat.

Wir sind gerade auf diesen Theil der Bylo'schen Behauptungen genauer eingegangen, weil uns daran liegt, einmal die famose, immer wieder kolportirte Theorie von der Nothwendigkeit der Schnapsflasche für den Proletarier in ihrer ganzen Nichtigkeit und Nichtsnutzigkeit zu beleuchten und gebührend zu kennzeichnen.

Herr B. muß selbst zugestehen, daß unter den Unterzeichnern des Züricher Aufrufs sich „Männer finden, die ihre Kraft im Kampfe um die Hebung des Proletariats eingesetzt und bewährt haben“. Nichtsdestoweniger hält er es zur Erleichterung seiner Polemik für gerathen, dieselben nachträglich ganz zu ignoriren, dafür Herrn Prof. Bunge*) allein in den Vordergrund der Diskussion zu schieben, um gegen ihn die wohlfeile Weisheit auszuspielen, daß die soziale Frage sich einzig durch Abstinenz nicht lösen lasse, und ihm daraufhin „eine tiefe Unkenntniß unserer wirthschaftlichen Verhältnisse“ vorzuwerfen. Kann Herr B. ernstlich glauben, daß jene unterzeichneten Mitkämpfer der sozialistischen Sache allein vermittels der Enthaltsamkeit von Alkohol das soziale Elend zu kuriren gedenken?

So dogmatisch Herr B. als Mediziner in der Behandlung der Alkoholfrage ist, so dogmatisch ist er als Soziologe. Er kennt nur zweierlei Möglichkeiten in dem Wechselverhältniß von Elend und Schnapskonsum. Entweder ist

also einen Maßstab giebt für die Geschwindigkeit, mit der unser Nervensystem arbeitet. Sie ist daher auch bei verschiedenen Menschen eine verschieden lange, wird aber bei einem Jeden auch nach mäßigem Alkoholgenuß verlängert.

*) Prof. Bunge ist übrigens nicht der Verfasser des Aufrufs.

Digitized by Google

das Elend die Ursache des Alkoholismus oder der Alkoholismus die Ursache des Elends, so argumentirt er augenscheinlich. Als ob in dem komplizirtesten aller Mechanismen, im Gesellschaftsmechanismus, sich alle Dinge vor eine so simple und beschränkte Alternative stellen ließen, und zwei kombinirte soziale Erscheinungen in keiner anderen Beziehung zu einander stehen könnten, als in der einfachsten aller, nämlich in der von Ursache und Wirkung!

Die Erfahrung, die Statistik, lehrt nichts weiter als daß der Alkoholismus eine Begleiterscheinung der sozialen Misere ist, über das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Faktoren zu einander sagt sie absolut gar nichts aus. Das ist der kritische Standpunkt, und das ist unser Standpunkt.

Die alltägliche Erfahrung zeigt aber außerdem noch, daß der Alkoholismus diejenige Begleiterscheinung des materiellen Elends ist, welche es seinem Opfer, dem Proletarier, am meisten erschwert, ja oft genug unmöglich macht, sich daraus emporzuarbeiten, weil sie ihn unempfindlich macht gegen seine Leiden und Entbehrungen und im vorgeschrittenen Stadium ihm die Willenskraft und Ausdauer, deren er zu ihrer Ueberwindung bedarf, für immer bricht. Oder, um in der Sprache der Medizin zu reden: der Alkoholismus ist die schwerste Komplikation der sozialen Krankheit, des Pauperismus, und wie ein Arzt, der eine Krankheit mit einer lebensgefährlichen Komplikation behandelt, sich nicht darauf beschränken wird, die Ursache jener zu beseitigen, sondern zugleich und zuvörderst darnach trachten wird, diese Komplikation zu bekämpfen, so wollen wir mit derselben Kraft und Hingabe, mit welcher wir zur Ueberwindung des physischen Elends der Menschen das sozialistische Gesellschaftsideal anstreben, auch den Alkoholismus, den gefährlichsten Verbündeten der sozialen Misere, aus der Welt zu schaffen suchen. Denn Niemand weiß, wann die Stunde des sozialistischen Zukunftsstaats schlagen wird, das aber wissen Alle, oder sollten wenigstens Alle wissen, welche ein Herz für die Leiden der Verhöhnten und Zertretenen haben und deren Sache verfechten, daß der Alkoholismus während der letzten Jahrzehnte gerade in Deutschland erschreckende Fortschritte gemacht hat.*) Und eine durch

*) Es war der Trinkkonsum im deutschen Branntweinsteuergebiet (d. h. das Deutsche Reich mit Ausnahme von Bayern, Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen) an Hektolitern absoluten Alkohols: in den Jahren 1839—45 = 1 571 000
„ „ „ 1861—70 = 1 782 000
„ „ „ 1885—86 über **3 000 000!**

Diese Zahlen sprechen für sich selbst. Demgemäß lauten nun die offiziellen Angaben über die Zunahme des Alkoholismus in Deutschland während der letzten zwei Jahrzehnte. Hier nur einige von diesen! — Es sind zugegangen in die allgemeinen Krankenhäuser des Deutschen Reichs an chronischem Alkoholismus und Säuferwahnsinn im Jahre 1877: 4272, im Jahre 1885: 10 360 (!). Davon entfallen allein auf Preußen im Jahre 1877: 2925, im Jahre 1885: 8163 (!). Außerdem gingen den deutschen Irrenhäusern zu an Säuferdelirium im Jahre 1877: 813, im Jahre 1885: 1614 (!).

Diese Zahlen können jedem Fachmann nur ein Symptom für die enorme Wachsthumstendenz des Alkoholismus in Deutschland bedeuten, denn er weiß, daß sie nicht im Entferntesten ein auch nur schwaches Bild von der wirklichen Ausdehnung desselben und seiner Konsequenzen zu geben vermögen. — Wer statistisch mehr darüber zu erfahren wünscht, namentlich auch über die Betheiligung des Alkoholismus an Unglücksfällen, Ehescheidungen, Selbstmorden, Verbrechen u. s. w., den verweisen wir auf A. Baer: Die Trunksucht und ihre Abwehr, Leipzig und Wien 1890, dem auch obige Zahlen entnommen sind, sowie auf das Hauptwerk desselben Verfassers: Der Alkoholismus, Berlin 1878, ferner noch auf: „Zur Alkoholfrage. Vergl. Darstellung der Gesetze und Erfahrungen einiger ausländischer Staaten. Zusammengestellt vom eidgenössischen statist. Bureau". Bern 1884.

Digitized by Google

den Alkohol physisch und moralisch degenerirte Masse und deren Nachkommenschaft mag wohl noch immerhin ganz gute Mastbürger für eine kapitalistische Gesellschaft liefern, ist aber kein Menschenmaterial, aus welchem man das Gebäude des sozialistischen Idealstaates aufrichten kann.

Das ist unser persönlicher Standpunkt in dieser Frage, aber mehr oder minder, soweit wir diesbezüglich unterrichtet sind, auch derjenige aller mit uns unterzeichneten Genossen der Arbeiterpartei.

Indessen erkennt Herr Bylo selbst die Gefahren des Alkoholismus an und er schlägt im Widerspruch zu seinem oben skizzirten Standpunkt bei der sozialen Beurtheilung des Alkoholismus zur Bekämpfung desselben die „Mäßigkeit" vor.

Abgesehen von dem Kautschukartigen dieses Begriffs, ist die Mäßigkeit eine schöne Sache in jeder Beziehung, allerdings. Daß Herr B. sie aber als Heilmittel gegen den Alkoholismus, gegen die Unmäßigkeit im Alkoholgenuß, vorschlagen kann, spricht nicht für seine „ärztliche Erfahrung". Haben Sie schon ein einziges Mal einen Säufer durch die Mäßigkeit geheilt, Herr B.? Wenn die Menschen, d. h. die große Masse derselben, mäßig im Gebrauch der berauschenden Getränke sein könnten, dann gäbe es weder einen Alkoholismus ganzer Völker, noch eine durch alle Kulturländer diesseits oder jenseits des Ozeans verbreitete Bewegung gegen den Alkohol, wie sie schon seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besteht und mit größeren oder geringeren Schwankungen überall im Vormarsch begriffen ist. Das muß sich Jeder, der diese Verhältnisse auch nur im großen Ganzen kennt, und der logisch zu denken versteht, schon a priori sagen. Haben doch schon seit Jahrzehnten und Jahrhunderten die Pfaffen der gläubigen Masse die Mäßigkeit in allen Tonarten gepredigt und den Unmäßigen mit fürchterlichen Höllenstrafen bedroht — mit welchem Erfolge, das zeigen unsere in der obigen Anmerkung zitirten Zahlen über Alkoholkonsum und Alkoholismus in Deutschland. Der Kern und die Schwierigkeit der Alkoholfrage beruht eben gerade darin, und wenn irgend Jemand, so sollte ein praktischer Arzt es wissen, daß die Mehrzahl der Menschen der Anlage wie der Erziehung nach aus schwachen Charakteren besteht, welche schon in normalen Situationen von Selbstbeherrschung und Disziplin der animalischen Triebe sehr wenig erkennen lassen, unter ungünstigen Verhältnissen aber dem ungezügelten Spiel dieser Kräfte, d. h. der Unmäßigkeit in jeder Beziehung, fast mit fataler Nothwendigkeit zum Opfer werden. Die Mäßigkeit im Alkoholgenuß könnte daher nur zur Thatsache werden in einer idealen Gesellschaft, wo ein Jeder in jedem Augenblick stark genug ist, dem Genuß ein Ziel zu setzen, sie ist aber ein Nonsens in einer Gesellschaft, die schon in so hohem Grade dem Alkoholismus verfallen ist wie die unsrige.

Die gänzliche Enthaltsamkeit ist und bleibt die einzig wirksame Waffe im Kampf gegen den Alkoholismus. In Uebereinstimmung damit sagt die erste deutsche Autorität auf dem sozialen Gebiet der Alkoholfrage, Dr. Baer, der sonst der praktischen Abstinenzbewegung völlig fern steht: „Dort, wo die Vereinsthätigkeit hauptsächlich darauf gerichtet ist, die großen Massen an sich zu ziehen, die Trinker von dem tief eingewurzelten Laster der Trunksucht zu befreien und Andere vor dieser Gefahr zu schützen, erzielt lediglich der Grundsatz der vollen Enthaltsamkeit große und wirklich nachhaltige Erfolge."*) Herr B. meint, die Abstinenz könne unmöglich allgemein durchgeführt werden, und die systematisch erhaltene Unkenntniß des deutschen Publikums kommt ihm

*) Vergl. Baer, die Trunksucht ꝛc.

Digitized by Google

dabei zu statten. Es muß nun dem gegenüber die Thatsache konstatirt werden, daß in Nordamerika, England, Norwegen und anderen Ländern es nicht weniger als 20 Millionen Menschen giebt, welche keinen Tropfen Alkohol trinken und sich zum nicht geringsten Theil, wie schon diese große Zahl besagt, aus den besitzlosen Klassen rekrutiren. Oder will Herr B. behaupten, das seien alles nur Studenten und Professoren?

Wir glauben, hiermit das Hauptziel unserer Erörterung erreicht zu haben. Wir haben gezeigt, daß der Alkohol für die harte andauernde Arbeit des Proletariers nicht nur nicht nothwendig, sondern sogar schädlich ist, weil er eben kein erregendes, sondern ein lähmendes Mittel ist. Wir haben dargethan, daß der gewohnheitsgemäße Genuß der Spirituosen sowohl dem individuellen Interesse des Arbeiters, der Erhaltung und Besserung seiner Lebenslage, wie den bewußten Bestrebungen der Arbeiterklasse nach Umgestaltung unserer gesammten sozialen Verhältnisse, direkt zuwiderläuft, weil er den Proletarier mehr oder minder abstumpft gegen die Misere seiner Existenz und in höherem Grade ihm auch jede Kraft und Ausdauer nimmt, sich aus derselben emporzuringen. Und setzen wir den Fall, daß von zwei sonst ähnlich veranlagten Arbeitern, die sich unter den gleichen Arbeits- und Lebensbedingungen befinden, der Eine täglich während und nach der Arbeit seinen Schnaps trinkt und in besonders kummervollen Tagen darin vielleicht etwas mehr als gewöhnlich leistet, um seine Sorgen zu verscheuchen, aber keineswegs ein Säufer ist, — der Andere dagegen sich des Alkohols ganz und gar enthält, Wer von Beiden wird das Elend seiner Lage drückender empfinden, wer wird eine gerechtere Gestaltung der sozialen Verhältnisse heißer herbeiwünschen, wer wird in der Ruhepause ein intensiveres Bedürfniß nach Wissen und Aufklärung fühlen und bethätigen, kurz, wer von Beiden wird der bessere Parteigenosse sein? Wir meinen, die Antwort darauf braucht nicht erst ausgesprochen zu werden. Logischer Weise kann daher der Alkohol vom Standpunkt der Sozialdemokratie nur als ein durchaus reaktionäres Prinzip betrachtet werden.

Wir haben schließlich nachgewiesen, daß jeder kritisch Denkende den Alkoholismus nur als eine Komplikation, und zwar die schwerste, des Pauperismus auffassen darf und daher jenen gesondert von diesem bekämpfen kann und bekämpfen muß. Wir haben endlich gesehen, daß die „Mäßigkeit" im Kampf gegen den Alkoholismus naturnothwendig absolut ohnmächtig sein muß, und die einzig wirksame Waffe gegen dieses soziale Uebel in der allgemeinen Durchführung der gänzlichen Enthaltsamkeit gegeben ist, für deren Realisirbarkeit die Ziffer der Abstinenten in Nordamerika, England u. s. w. einen unwiderleglichen Beweis bildet. Wollte nun noch Jemand behaupten, die totale Abstinenz sei für den Proletarier unter den heutigen ökonomischen Bedingungen eine unmögliche Sache, so würde ihn mit voller Wucht der Vorwurf treffen, er sage die Unwahrheit gegen sein besseres Wissen.

Zum Schluß nur noch einige Worte über den Alkohol als Medium der Erholung. Unserer Ansicht nach benöthigen wir modernen Menschen keinerlei Narkose, weder die des Kirchenglaubens noch die irgend welchen anderen Narkotikums, heiße es nun Alkohol, Morphium oder wie sonst. In dem Augenblick, als wir aufhörten, diese unsere Erde als ein unverbesserliches Jammerthal zu betrachten, haben wir sogar jede Berechtigung dazu verloren. Wenn wir zu guten Bürgern der sozialistischen Gesellschaft werden und in unseren Kindern solche erziehen wollen, so haben wir hauszuhalten mit unseren körperlichen und geistigen Kräften, soweit das unser Beruf gestattet. Wir haben unsere Erholung

Digitized by Google

nicht zu suchen, indem wir zu einem Zustand herabsteigen, der im Vergleich zum ganz nüchternen doch stets mehr oder weniger sich dem des Thieres nähert. Unsere Erholung hat vielmehr darin zu bestehen, daß wir die durch das Berufsgeschäft nicht beanspruchten Geisteskräfte nun ihrerseits in Thätigkeit setzen und an ihrem Spiel uns erfreuen. Nur so überwinden wir die große Gefahr, welche die Arbeitstheilung der großkapitalistischen Produktionsweise über uns heraufbeschworen hat, nämlich zu bloßen Arbeitsmaschinen zu degeneriren, nur so werden wir wieder zu vollen ganzen Menschen. Daß das schon heute auch für den Arbeiter keine Utopie mehr ist, beweist die „Freie Volksbühne" in Berlin.

Wenn Herr B. sein Zukunftsideal in dem Glas Wein auf dem Tische des Arbeiters sieht, so beneiden wir ihn nicht um seinen Geschmack. Für eine sozialistische Zukunftsgesellschaft, die ebenso im Wein degeneriren würde wie etwa die heutige Bourgeoisie, empfinden wir speziell nicht das mindeste Interesse. Das ist allerdings unser persönlicher Geschmack!

Literarische Rundschau.

Julius Türk, **Ursprung und Lage der ländlichen Arbeiter.** Berlin. E. Kunze. 56 S. 30 Pf.

Die erste Auflage des Büchleins ist, wie uns das Titelblatt mittheilt, 3000 Exemplare stark, hergestellt worden. Wir wünschen, daß diese 3000 bald abgesetzt werden; erstens, weil der Ertrag, wie das Titelblatt ebenfalls anzeigt, zu Gunsten des Zentral-Unterstützungsfonds der im Gartenbau beschäftigten Arbeiter dienen soll; zweitens aber, damit der Verfasser Gelegenheit erhält, seine Abhandlung, gründlich umgearbeitet, neu herauszugeben. Eine solche Umarbeitung ist höchst nothwendig, denn in der vorliegenden Gestalt hat die Broschüre als Agitationsschrift nur geringen Werth. Sie ist in jeder Beziehung, formell wie inhaltlich, verworren und unklar, die historische Darstellung vielfach geradezu falsch. Und was unseres Erachtens das Wichtigste ist, das fehlt: Daß es den Landarbeitern schlecht geht, das wissen diese selbst ebenso gut, wahrscheinlich noch besser, wie wir. Was sie nicht wissen, sind die Gründe ihrer schlechten Lage, sind die Mittel, ihr abzuhelfen. Die Antisemiten und Agrarier sprechen auch von der Noth der Landwirthschaft und geben zu, wenn es ihnen gerade in den Kram paßt, daß es der ländlichen Bevölkerung schlecht geht. Wodurch sie sich von der Sozialdemokratie unterscheiden, ist die Art und Weise, wie sie das Elend begründen und demselben entgegengearbeitet wissen wollen.

Der Verfasser giebt zum Schlusse die Werke an, die er benützt hat. Wir finden zu unserem großen Erstaunen (abgesehen von einem Jahrgang der „Berliner Volkstribüne") keine einzige sozialistische Quelle angegeben, und in der Broschüre selbst merkt man auch nichts davon, daß er irgend welche benutzt hätte. Und doch darf man von Jemandem, der als Sozialist „der ländlichen Arbeiterschaft zeigen will, welchen Platz sie in dem sozialen Bau einnimmt und auf welchem Wege sie zu diesem Platze gelangt ist" (Einleitung), wohl verlangen, daß er wenigstens einigermaßen weiß, wie die Theoretiker der Sozialdemokratie darüber gedacht haben. Hätte er nur die kleine, aber inhaltreiche Abhandlung von Engels über die Mark gelesen (auch separat als Flugblatt unter dem Titel „der deutsche Bauer, was war er? was ist er? was könnte er sein?" erschienen), seine Darstellung der Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse im Mittelalter wäre eine andere geworden. Und daneben mußte er doch zum mindesten Liebknecht's „Grund- und Bodenfrage" berücksichtigen. Diese beiden, einander in gewissem Sinne ergänzenden Arbeiten sind jedenfalls die besten unter den bisher erschienenen populären Schriften, die zur Grundlage für eine Agitation in der landwirthschaftlichen Bevölkerung dienen können.

Wenn diese zwei kleinen Schriften nicht genügen, um sich über den Platz, den die ländliche Arbeiterschaft in der heutigen Produktionsweise einnimmt, und den Weg, auf dem sie dahin gelangte, aufzuklären, dem empfehlen wir die Lektüre des „Kapital" von Marx. Dieser Tage ist freilich, wenn wir recht berichtet sind, von einem bekannten Sozialisten die

Digitized by Google

Ansicht ausgesprochen worden, für die Arbeiter sei die Lektüre von Fabrikinspektorenberichten lehrreicher, als die des „Kapital". Darüber ließe sich diskutiren, wenn das „Kapital" nichts Anderes enthielte, als den Abschnitt über die Werththeorie; der ist in der That für einen ungeschulten Arbeiter schwer verständlich; sogar mancher Schulgelehrte hat sich daran seine Zähne ausgebissen. Nun giebt es ja Ignoranten, die den Inhalt des „Kapital" mit dem Wort „Werththeorie" völlig wiederzugeben glauben, ähnlich wie viele Leute der Ansicht sind, den Inhalt der Werke Darwin's mit der Phrase: „Abstammung des Menschen vom Affen" erschöpfend darzulegen. Wer aber das „Kapital" wirklich gelesen hat, der weiß, daß es, weit entfernt, blos die Werththeorie zu behandeln, fast alle der wichtigsten für den Sozialismus in Betracht kommenden Fragen erörtert; nicht blos „Doktorfragen", sondern eine Unzahl praktischer, aktueller Fragen und zwar in der leichtest verständlichen Weise. Man findet darin unter Anderem den lehrreichsten Theil des Inhalts nicht eines, sondern eines halben Hundert von Inspektorenberichten, Berichten von Inspektoren, die nicht lendenlahme „Beschwichtigungshofräthe", sondern unerschrockene und unermüdliche Forscher und Kämpfer im Interesse der Arbeiterklasse waren; man findet darin eine Uebersicht der modernen technischen Entwicklung und ihrer Rückwirkungen auf die Lage des Proletariats, sowie eine Darstellung des Wachsthums und der Entstehung des Kapitals. In diesem letzten Abschnitt, der den Akkumulationsprozeß des Kapitals behandelt, finden sich zahlreiche Ausführungen über die Entwicklung der ländlichen Arbeiterverhältnisse und deren Zusammenhang mit der modernen Produktionsweise, so namentlich im 23. Kapitel (2. Aufl.) 5 e. über das britische Ackerbauproletariat, sowie das ganze folgende Kapitel über die „ursprüngliche Akkumulation". Auch der § 10 des 13. Kapitels, „große Industrie und Agrikultur", wird für den in Rede stehenden Zweck mit Nutzen gelesen werden.

Mancher Genosse glaubt vielleicht, um auf dem Lande zu agitiren, bedürfe es keines großen Studiums. Der städtische Arbeiter sei dem ländlichen an Wissen und Intelligenz von vornherein überlegen. Darauf ist zu erwidern, daß der gebildete Bourgeois dem Industriearbeiter ebenfalls an Wissen und oft auch an Intelligenz überlegen ist, und doch in Debatten über die Arbeiterfrage und was damit zusammenhängt, in der Regel den Kürzeren zieht. Warum? Weil er sich da auf einem ihm fremden Boden bewegt und durch theoretische Studien mühsam die Einsicht in Dinge erlangen muß, die dem Arbeiter die alltägliche Erfahrung nahe legt. Da mühsames Studium aber nicht die Sache des Durchschnittsbourgeois ist, deshalb blamirt er sich so leicht, wenn er über Arbeiterfragen sprechen will, selbst wenn es sich um Dinge handelt, in denen ihn sein persönliches Interesse nicht verblendet.

Der ländlichen Bevölkerung gegenüber befindet sich der städtische Proletarier in mancher Beziehung in ähnlicher Lage, wie der Bourgeois gegenüber diesem. Er bewegt sich da auf einem ihm fremden Boden und muß sich sehr in Acht nehmen, daß er sich nicht blamirt.

Zum Glück hat der städtische Proletarier aber vor dem Bourgeois Manches voraus. Seine Klasseninteressen stehen in keinem Widerspruch zu denen der ländlichen Proletarier, und sein Wissensdrang ist ungleich größer, als der des Bourgeois. Und darum wird die sozialistische Agitation auf dem Lande mehr Erfolg haben, als die der Richter und anderer „Irrlehrer" unter den städtischen Proletariern. Unsere Genossen werden die ländlichen Arbeiterverhältnisse studiren, ehe sie über dieselben sprechen und schreiben; studiren durch eigene Beobachtungen — der nächste Sommer wird wohl zu sozialistischen Studienreisen aufs flache Land genug Gelegenheit geben — und studiren aus Büchern. Kaum könnte uns etwas Anderes mehr schaden, als eine Unterschätzung der Schwierigkeiten der Agitation auf dem flachen Lande und daraus hervorgehend ein Versuch, schlecht vorbereitet, übereilt vor die ländliche Bevölkerung zu treten.

Ein Produkt solcher Uebereilung ist vorliegende Broschüre, die den Stempel der Ueberhastung auf jeder Seite trägt. Wir bedauern umsomehr, dies konstatiren zu müssen, als eine Broschüre über die ländlichen Arbeiterverhältnisse eine Nothwendigkeit ist. Diese Nothwendigkeit wird wohl auch der vorliegenden Schrift zum Absatz verhelfen. Möge dann die zweite Auflage besser durchdacht, besser vorbereitet und besser ausgearbeitet sein, und die Fehler der ersten vermeiden. K. K.

Digitized by Google

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit. (Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Elftes Kapitel.

Komtesse Asta.

„Jedes Gut in diesem Leben wird mit einem Verzicht erkauft", philosophirte die Gräfin Werdenried. „Feos Zukunft ist ja nun, Gott sei Dank, gesichert; dafür hat mein Schwiegersohn einen bürgerlichen Namen und ist weder ein studirter Mann noch ein Offizier, sondern ein ganz gewöhnlicher Fabrikant. Ich bin nur froh, daß sich Feo so verständig in diese Mängel findet. Was Asta anbetrifft, so werde ich bei ihr in erster Linie auf den Stand sehen und dafür die Augen zudrücken, wenn nicht viel Vermögen da sein sollte. Alles kann man eben nicht haben."

Aber Asta machte ihr vielen Kummer. Es schien als ob diese in demselben Grade gedrückter und blasser werde, wie Feo täglich rosiger erblühte. Besorgt verglich das Auge der Mutter die beiden Töchter, wenn sie ganz gleich gekleidet und gleich frisirt im Salon saßen, die eine lebensprühend und alle Welt blendend, die andere mit dem scharfen Zug um die Lippen und der bleichen Gesichtsfarbe, um vieles älter erscheinend, als sie thatsächlich war. Konnte man es den Herren verdenken, daß sie sich lieber mit Feo beschäftigten, als mit Asta?

Auch Aurange schien nicht recht „ran" zu wollen, so sehr ihn die Gräfin mit Liebenswürdigkeiten überschüttete. Er kam wohl öfters, aber dann machte er Feo den Hof und daran war doch Niemand etwas gelegen, im Gegentheil, es machte Oldesloh verdrießlich.

Beide Töchter zeigten in der letzten Zeit eine ausgesprochene Abneigung dagegen, Gesellschaften mitzumachen, und immer häufiger setzte es die eine oder andere durch, zurückgelassen zu werden. Da Feo Braut war, und sich darum doch etwas von den geselligen Vergnügungen zurückziehen mußte, ließ es ihr die Gräfin hingehen. Bei Asta setzte es dagegen manchen Kampf.

Indessen unterhielt Asta hinter dem Rücken ihrer Mutter einen ziemlich lebhaften Verkehr mit Lenore von Rosen. Sie verehrte diese schwärmerisch und widmete ihr all' die Zuneigung und Zärtlichkeit, die bis jetzt unter einem Deckmantel von Härte in ihrem Herzen brach gelegen hatte. Sie wendete alle mögliche List an, um sie, so oft es sich irgend thun ließ, aus ihrer Klinik abholen und bis an ihre Wohnung in der Friedrichsstraße begleiten zu können. Diese gemeinsamen Gänge bildeten die Freude ihrer Tage, und wenn ihr unerwartet ein Hinderniß dazwischen trat, konnte sie die bittersten Thränen vergießen. Feo sah dem Zusammensein mit dem Prinzen kaum sehnsüchtiger entgegen, als Asta dem mit der älteren Freundin. Lenore war ihr ein Ideal geworden. Ihr allein vertraute sie all' ihre Kümmernisse an.

„Du solltest eine ernsthafte Arbeit vornehmen", rieth Lenore oftmals, „eine Arbeit, die Deine Gedanken beschäftigt! Denn so lange wir uns Zeit lassen, viel über unser persönliches Wohl nachzudenken und Vergleiche zwischen unserem Geschick und dem Schicksal besser situirter Menschenkinder anzustellen, werden wir des Lebens nicht froh."

Digitized by Google

„Was soll ich arbeiten?“ fragte Asta. „Ich beaufsichtige die Dienerschaft ein wenig; aber sie sind gut dressirt, unsere Leute. Es geht Alles seinen Gang auch ohne mich. Jetzt sticke ich an Feos Ausstattung; für ein paar Groschen bekommt man das aber von armen Frauen gemacht und thut noch obendrein ein gutes Werk, wenn man ihnen etwas zu verdienen giebt. Es ist Alles so zwecklos und darum so langweilig!“

„Das Alles ist auch für Dich keine Arbeit“, sagte Lenore. „Es ist nur Beschäftigung, Tändelei, um über leere Stunden nothdürftig fortzuhelfen. Eine wirkliche Arbeit erfordert den ganzen Menschen, dafür durchdringt sie ihn auch ganz mit Kraftgefühl und Wohlsein. Die Seele kann, um gesund zu bleiben, die Arbeit so wenig entbehren, wie der Körper das Athmen.“

„Aber was soll ich denn arbeiten, Lenore?“

„Irgend etwas. Auf das „was“ kommt es bei Weitem weniger an, als auf das „wie“. Nimm eine Sache: Malen, Musik, ein wissenschaftliches Studium, oder die Schneiderei, oder meinetwegen die Kochkunst, nur greife sie ernsthaft an und versuche sie ganz zu durchdringen, um sie ganz zu bewältigen. Es wird Dir viel Mühe machen und manche Enttäuschung bringen; aber Du wirst aufleben. Fasse einen beherzten Entschluß, Asta. Versuch es.“

Aber dann war der stehende Refrain: „Die Mama leidet so etwas nicht. Was wir so nebenher für den Salon betreiben, ist ihr recht; aber ein ernstes Studium findet sie unweiblich.“

Dann schwieg Lenore traurig; denn es widerstrebte ihrem Empfinden, die Mutter der Tochter gegenüber anzugreifen. Aber es jammerte sie nicht der einen Asta, sondern der Tausende unglücklicher Mädchen, die eins der ungerechtesten Vorurtheile erbarmungslos geistigem und seelischem Verhungern preisgiebt.

„Sage mir doch, liebste Lenore“, begann Asta eines Tages vertraulich, „wünschest Du niemals, verheirathet zu sein?“

„Nein“, sagte Lenore. „Warum fragst Du?“

„Weil es doch alle Mädchen wünschen im Grund ihres Herzens. Und es ist natürlich, daß sie es wünschen, denn die verheiratheten Frauen werden geehrt und die unverheiratheten gering geschätzt. Und nicht nur die Gesellschaft urtheilt so; alle Schriftsteller und Dichter sagen dasselbe. Man stellt uns die Möglichkeit „alte Jungfern“ zu werden, als Schreckgespenst hin.“

Lenore lachte. „Nur „alte Jungfer“ zu sein, d. h. nichts weiter, als eine vergeblich gewartet habende und dennoch unbegehrt übrig gebliebene Heirathsaspirantin, ist freilich kläglich genug. Wer aber ein tüchtiger Mensch ist, der wird sich mit dem ehelosen Stande so gut zurecht finden, wie mit dem ehelichen, als dem Schicksal, das ihm zugefallen.“

„Aber ist es nicht ein beneidenswerthes Loos, von einem guten Mann geliebt und geehrt und auf Händen getragen zu werden und Kinderchen zu haben? Mir wenigstens scheint es das einzig mögliche Glück für eine Frau.“

„Das einzig mögliche? nein“, sagte Lenore sinnend, „aber vielleicht das natürlichste und reinste.“

„Das giebst auch Du zu!“ rief Asta erregt. „Alle Welt weiß es, und doch ist sie so grausam, die minder Glücklichen mit Spott und Hohn zu bewerfen! Der Ausdruck „alte Jungfer“ schließt etwas Lächerliches in sich. Ist es nicht genug, daß die Unverheiratheten ihr Leben lang auf das schönste Glück verzichten müssen? Nein! Ihrem Entbehren fügt man noch etwas Schmachvolles bei! Wenn ich das so mit anhöre, wie herzlos und gedankenlos die Leute darüber reden, wünsche ich mir zuweilen den Muth, ganz schlecht zu

Digitized by Google

sein! Dann wüßte man doch wenigstens, warum man verächtlich behandelt würde."

Lenore erschrak über diese Bitterkeit. „Wie das in ihr aufschreit nach dem Glück!" dachte sie traurig. Laut sagte sie: „ein guter Mensch wird von guten Menschen niemals gering geschätzt oder verächtlich behandelt, liebste Asta, und auf die Meinung der Guten, Ernstgesinnten kann es uns doch nur ankommen. Wenn die oberflächliche Allerweltsmeinung ausschlaggebend wäre, dürfte ja auch keine Mutter ihre Töchter verheirathet sehen wollen, denn Du wirst mir zugeben, daß die öffentliche Meinung mit den Schwiegermüttern nicht besser umgeht, als mit den alten Jungfern. Auch die Hagestolze werden nicht allzu glimpflich behandelt."

„Mit Recht", sagte Asta herbe. „Sie haben es nicht anders gewollt, und ihr Leben doch genossen. Den Männern geht es eben immer besser als uns."

„Das glaubst Du", meinte Lenore lächelnd. „Aber hast Du jemals in der Seele eines Mannes gesteckt? Ehe Du das nicht gethan, kannst Du auch nicht wissen, ob sie glücklicher sind als wir. Was mich betrifft, so glaube ich, daß ihr Gefühlsleben just wie das unsere zwischen Lust und Unlust pendelt. Der Eine nähert sich den beiden Polen mehr, der Andere weniger, je nach den Charakteren und Temperamenten, und so ist es auch bei uns. Heftig begehrende Menschen genießen und leiden heftig und die Maßvollen thun Beides mit Maß. Das ist wohl der durchgreifendste Unterschied. Und der Hauptirrthum liegt darin, daß die Menschen gewöhnlich annehmen, des Lebens Zweck sei ein ihnen von außen kommendes, persönliches Glück. Da jagen sie nach Geld, nach Ruhm, nach Ehemännern und lassen außer Acht, daß unsere allereinzigste Anwartschaft auf ein glückliches Leben in der bestmöglichsten Ausbildung und Bethätigung unserer Geistes- und Herzenskräfte liegt."

Lenore hatte mit steigender Bewegung gesprochen. Ihre Augen strahlten Mitleid und Nächstenliebe.

„Liebe, theure, einzigste Lenore!" rief Asta schwärmerisch. „Ich wollte, ich wäre wie Du!" —

Zwölftes Kapitel.

Heimliche Liebe.

Die Thüre eines kleinen, nur von den Straßenlaternen matt erleuchteten Salons öffnete sich geräuschlos und Prinz Friedrich trat im langen Mantel, den kleinen Filzhut in der Hand, über die Schwelle.

„Bist Du hier, Schatz?"

Ein verhaltenes Schluchzen wurde hörbar, sonst nichts.

Wäre es heller gewesen, so hätte man einen Zug von Unmuth in des Prinzen Gesicht bemerken können. Leise drückte er die Thüre hinter sich ins Schloß und ging auf den nahe dem Fenster stehenden Ruhesessel zu, wo er helle Frauenkleider schimmern sah.

„Feo!" sagte er vor ihr niederknieend.

Ihr Schluchzen wurde heftiger, so daß sie am ganzen Körper bebte.

Mit sanfter Gewalt zog er ihr die Hände vom Gesicht. Seine Augen hatten sich an das Halbdunkel gewöhnt und er konnte ihre Züge erkennen.

„Warum weint meine süße Feo?" fragte er weich, wie man zu einem kranken Kinde spricht.

„Ich . . . . habe . . . . so lang warten müssen!" schluchzte sie.

„Ich kann mich doch höchstens um eine Viertelstunde verspätet haben, liebes Herz!"

Digitized by Google

„Mir schien es eine Ewigkeit! Ich hasse es, in diesem abscheulichen Haus allein zu sein! Als ich aus der Droschke stieg, ging gerade ein Herr ins Haus und . . . . der sah mich so abscheulich an . . . . .“

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

„Abscheuliche Menschen, die freche Blicke um sich werfen, giebt es leider überall, mein Lieb“, beschwichtigte der Prinz. „So etwas hätte Dir auch an jedem anderen Ort begegnen können. Du bist eben viel zu hübsch, als daß man gleichgiltig an Dir vorüber sehen könnte. Aber das mußt Du Dir wirklich nicht zu Herzen nehmen.“

„Nein, wenn Du bei mir gewesen wärst, hätten sie es nicht gewagt! Die Abscheulichen!“

„Es thut mir wirklich schrecklich leid, daß ich Dich habe warten lassen! Ich hasse Unpünktlichkeit. Aber ich versichere Dir, daß es mir schlechterdings unmöglich war früher abzukommen. Willst Du mir nun verzeihen? Sieh, ich bin ganz unglücklich, wenn ich Dich weinen sehe.“

Er versuchte, sie zu küssen, aber sie wandte gekränkt den Kopf zur Seite.

„Ich mag nicht. Du liebst mich ja doch nicht.“

„Feo!“ rief er vorwurfsvoll.

„Nein, Du liebst mich nicht; sonst würdest Du es nicht so leicht nehmen, daß man mich schlecht behandelt.“

„Aber, liebes Herz, wer soll Dich denn schlecht behandeln? Das fällt ja gar Niemandem ein! Ich hoffe doch sehr, daß Du Dich nicht über Unhöflichkeit des Personals zu beklagen hast?“

Seine Stimme hatte einen Ton angenommen, vor dessen Strenge sie sich ein wenig fürchtete.

„Nein“, sagte sie rasch, „gar nicht.“

„Warum sind die Lampen nicht angezündet und die Fenstervorhänge nicht heruntergelassen worden?“

„Ich wollte lieber im Dunkeln bleiben.“

„Hast Du es ausdrücklich befohlen?“

„Ja, Fritz. So und jetzt küsse mich! Ich will nicht mehr böse sein.“

„Wenn Du an meiner Liebe zweifelst, will ich Dich nicht küssen“, sagte er, um sie etwas zu strafen.

„Nein, ich zweifle nicht!“ rief sie, ungeduldig nach seinen Liebkosungen verlangend.

Eine Weile tauschten sie nur Küsse und abgerissene, sinnlose Kosenamen aus. Aber als sie dessen müde wurden, kehrte Feos Traurigkeit zurück.

„Du weinst wieder?!“ rief er bestürzt.

„Ich habe auch Grund, zu weinen, denn ich bin schrecklich unglücklich.“

„Unglücklich macht Dich unsere Liebe?!“

„Nein, unsere Liebe nicht. Aber daß wir sie verheimlichen müssen, wie etwas Schlechtes! Daß ich immer vor Entdeckung zittern muß! Und mehr als Alles, daß ich diesen Menschen heirathen soll, den ich hasse! Ja, erst war er mir gleichgiltig; aber jetzt hasse ich ihn! Er ist mir widerlich! Ich möchte fortlaufen, sowie ich seinen Schritt im Flur höre! Ich *kann* ihn nicht heirathen.“

„Das ist ja schlimm“, sagte der Prinz bedenklich. „Ich begreife, daß der hölzerne Patron mit seinen plebejischen Manieren Dir nicht gerade sympathisch ist. Für unsere Beziehungen aber“ (— der Prinz vermied stets das Wort „Verhältniß“, weil es zu anrüchig klang —) „ist seine Existenz doch sehr wünschenswerth. Ich habe Dir auch schon mehrmals gesagt, warum.“

Digitized by Google

„Es ist aber doch eine Schlechtigkeit, Fritz."

„Was?"

„Daß ich ihm Ergebenheit heucheln und Treue schwören soll. Denke doch, welch schreckliches Ding es ist, vor dem Altar einen Meineid zu schwören! Es ängstigt mich im Traum, so daß ich manchmal schreiend aufwache!"

Der Prinz stand von seinen Knieen auf. Er empfand lebhaftes Unbehagen.

„Du mußt natürlich wissen, was Du mit Deinem Gewissen vereinbaren kannst", sagte er in ernstem Ton. „Jeder empfindet hier auf seine Weise und darum giebt es nichts allgemein Giltiges darüber. Was dem Einen erlaubt ist, ist dem Anderen Sünde. Ich kann Dir da auch wirklich nichts sagen."

„Aber Lüge und Betrug und falscher Schwur können doch niemals erlaubt sein? Es ist so schrecklich! Wäre ich doch lieber todt!"

„Nein, das geht nicht", sagte der Prinz entschieden. „Das will ich nicht, daß Du Dich so quälst! Wir können unsere Beziehungen nicht ungefährdet fortsetzen, wenn Du Deinen Oldesloh nicht nimmst! Wenn Dir das Deine Herzensruhe kostet, so wollen wir uns lieber trennen. Du kannst Dir denken, daß mir dieser Entschluß nicht leicht ist; aber das Opfer Deiner Ruhe kann ich nicht annehmen."

„Fritz!" seufzte sie auf.

„Was ist's, liebes Herz?"

„Ist es denn wirklich ganz unmöglich, daß wir uns heirathen?"

„Für jetzt absolut unmöglich, mein geliebtes Herz! Das mußt Du mir schon glauben. Aber damit ist gar nicht gesagt, daß es für immer ausgeschlossen ist. Es kann sich im Lauf der Jahre so vieles ändern, mehr als wir uns träumen lassen. So lange wir uns nur lieben, dürfen wir immer auf eine glückliche Wendung hoffen. Nur weinen und Dich grämen darfst Du nicht, denn davon wird mein schönes Liebchen alt und häßlich. Ich mache jetzt Licht an und Du singst mir etwas vor. Willst Du, mein Engel?"

Sie weinte noch leise vor sich hin, aber viel ruhiger. Die unbestimmte Aussicht auf ein in der Zukunft ihrer wartendes Glück ließ sie die Schrecken der Gegenwart minder stark empfinden und erfüllte sie mit neuer Lebensluft und Hoffnung.

Wenn sie jetzt das Schwere und Traurige ihrer Lage tapfer ertrug, meinte sie, so werde am Ende noch Alles gut werden.

Indessen ging der Prinz geschäftig im Zimmer umher, schloß die Fenstervorhänge, zündete die Lichter am Flügel an und suchte ein Notenblatt hervor. Es war das schöne Frühlingslied, welches endet: „Nun muß sich Alles, Alles wenden."

„Du singst es so süß!" sagte er.

Sie setzte sich gehorsam an den Flügel und sang das Lied mit thränenzitternder Stimme.

Als sie geendet, umfaßte er sie von rückwärts, bog ihren Kopf zurück und bedeckte ihre Augen und Lippen mit zärtlichen Küssen.

„Sollen wir uns trennen, mein Lieb?" flüsterte er.

Sie ließ das Köpfchen an seine Brust sinken, vom Weinen müde und seiner Liebe bedürftig. „Nein, niemals, niemals!" flüsterte sie. „Ich will Alles lieber ertragen, als das! Ohne Dich könnt' ich nicht mehr leben!"

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 16. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten.

Von F. A. Sorge.*)

I.

In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bereitete sich in den Vereinigten Staaten — wie anderswo — eine Revolution von enormem Einflusse vor, eine Revolution, gegen welche die Julirevolution recht klein und unbedeutend erscheint: die Revolution der Transportmittel. Der Dampf, bis dahin fast nur in industriellen Etablissements zum Ersatz von Menschenhänden und Kräften bei der Erzeugung von Produkten verwendet, wird nun in Dienst gestellt zur Beförderung der Produkte und Menschen — an Stelle von thierischen und Naturkräften aller Art.

Den ungeheuren Einfluß dieser Umwälzung auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten im Allgemeinen und auf die Industrie dieses Landes im Besonderen zu schildern, geht weit über den Rahmen dieser Mittheilungen. Es genüge der Hinweis darauf, daß der wichtigste Theil dieser Transportmittelumwälzung, der Eisenbahnbau, große Industrien hervorgerufen hat, deren Betrieb wiederum den Bau neuer Eisenbahnen veranlaßte, daß große Kohlenfelder zur Speisung der Dampfwagen geöffnet und Eisenbahnen zur Beförderung dieser Kohlen angelegt, daß die alten Ansiedlungen in nähere Verbindung mit einander gebracht, daß neue Ansiedlungen, neue Städte, ja! neue Staaten durch die Eisenbahnen gegründet, daß ungeheure Gebiete der Ansiedlung eröffnet, für Industrie und Ackerbau gewonnen wurden. Daß die Vereinigten Staaten alle anderen Länder der Welt im Eisenbahnbau überflügelt haben, ist Fachleuten wohl bekannt, und gelegentlich werden wohl interessante Zahlen und Daten darüber mitzutheilen sein. Aber auch die Dampfschifffahrt leistete Bedeutendes zur Erschließung des Landes, wobei vorübergehend nur die Beschiffung des Mississippi mit seinen mächtigen Nebenströmen (Ohio, Missouri 2c.) und des herrlichen Hudson, sowie der zahlreichen Meeresbuchten und Binnenseen erwähnt sei und der gewaltige Aufschwung des Handels mit den Rohprodukten dieses Landes seit der Errichtung der transatlantischen Dampferlinien.

*) Vgl. in Heft 8 u. 12 der „N. Z." die einleitenden „Briefe aus Nordamerika". D. Red.

Digitized by Google

Sichtbar wird der außerordentliche Einfluß dieser Revolutionirung der Transportmittel natürlich besonders in den folgenden Jahrzehnten (nach 1840), aber schon in den dreißiger Jahren ist er wohl zu erkennen, denn mit den neuen Industrien wächst sowohl das Kapital, die Ausbeuterklasse, wie die Arbeiterbevölkerung. Es giebt Konflikte zwischen den Unternehmern und den Arbeitern, der Klassengegensatz macht sich bemerklich und jeder Schritt weiter verschärft denselben, so viel man ihn auch verbergen möchte. Die Vereinigung der Arbeiter greift um sich, sie verbinden sich nicht blos an einem einzelnen Orte, sondern beginnen Verbände zu bilden, die mehrere Staaten umfassen; sie beschränken sich nicht mehr auf ein Gewerk, sondern suchen größere, aus vielen Gewerken bestehende Körper zu gründen; sie beeinflussen die Presse und machen schüchterne Versuche zur Herausgabe eigener Organe; sie verlangen bereits Berücksichtigung ihrer Interessen seitens der Gesetzgebung — wenn auch vorläufig vergebens —; sie machen Ansprüche an das Leben, sie stellen Forderungen an die Unternehmer, sie verlangen endlich Verkürzung der Arbeitszeit. Es ist diejenige Stufe der Entwicklung, welche im Kommunistischen Manifest (4. Ausgabe, S. 15 ꝛc.) bezeichnet wird: „Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Sie wird befördert durch die wachsenden Kommunikationsmittel, die von der großen Industrie erzeugt werden und die Arbeiter der verschiedenen Lokalitäten mit einander in Verbindung setzen."

Die Forderungen der Arbeiter in dieser Periode sind vielfach verquickt mit kleinbürgerlichen Reformplänen, und auch utopistische Unternehmungen tauchen auf in dieser „ersten unentwickelten Periode des Kampfes zwischen Proletariat und Bourgeoisie", Unternehmungen, die sich auf ein farbenreiches Bild der zu errichtenden neuen Gesellschaft stützen, von dem dasselbe Kommunistische Manifest (S. 30) sagt: „Die phantastische Schilderung der zukünftigen Gesellschaft entspringt in einer Zeit, wo das Proletariat noch höchst unentwickelt ist, also selbst noch phantastisch seine eigene Stellung auffaßt, seinem ersten ahnungsvollen Drängen nach einer allgemeinen Umgestaltung der Gesellschaft."

Eine ziemliche Anzahl solcher Unternehmungen wurden in den dreißiger und vierziger Jahren in den Vereinigten Staaten gegründet, von denen die meisten kläglich endeten, und hier sei nur diejenige von New Harmony, Indiana, erwähnt wegen des Interesses, das sich an den Namen ihres Gründers, Rob. Owen aus England, knüpft. Eine Million Dollars wurde hinein gesteckt und nach zwei Jahren (1826—1828) die Kolonie aufgegeben. Geschichtlich interessant ist wohl, daß Josiah Warren, ein Anhänger Owen's, später den Versuch machte, eine Arbeitsbörse (labor exchange) zu errichten, worin er die verbrauchte Zeit als alleinigen Preisregulator aufstellte. Geo. E. Mc Neill, von dem noch öfter die Rede sein wird, giebt in seinem Buche: „The Labor Movement the problem of to-day" das Facsimile eines auf acht Stunden Schuhmacherarbeit oder 100 Pfund Mais basirten Scheines, der das Datum des 18. Mai 1827 trägt. Solche Scheine sollten das Zirkulationsmittel des Verkehrs und Handels bilden.

Zwei Brüder Namens Evans, Engländer von Geburt, gaben Ende der zwanziger Jahre in New York den „Workingmans Advocate" heraus und stellten folgende zwölf Forderungen:

1) Natürliches Anrecht auf den Boden; Jedem eine Farm; 2) Unterdrückung aller Monopole, besonders der Vereinigten Staaten-Bank; 3) Freigebung der öffentlichen Ländereien; 4) Veräußerlichkeit der Heimstätte; 5) Ab-

Digitized by Google

schaffung der Gesetze zur Eintreibung von Schulden; 6) Ein allgemeines Bankerottgesetz; 7) Erstes Anrecht des Arbeitslohns auf das Arbeitsprodukt; 8) Aufhebung der Schuldhaft; 9) Gleiche Rechte von Frauen und Männern in jeder Beziehung; 10) Abschaffung der persönlichen und der Lohn-Sklaverei; 11) Beschränkung des Landesbesitzes auf 160 Acker; 12) Betrieb der Post am Sabbath (Sonntag).

Diese Forderungen sollen damals viel Anhänger gefunden und viel Staub aufgewirbelt haben, wie Professor R. T. Ely in seinem „The Labor Movement" berichtet.

Im Jahre 1829 wurde in New York die erste „Arbeiterpartei" (Workingmans Party) ins Leben gerufen, die unter heftiger Opposition einen Abgeordneten in die Staatslegislatur erwählte, welchen die „Gentlemen" daselbst sogar mit Ausstoßung bedrohten. Die Beschlüsse der Arbeiterpartei richteten sich gegen das Privateigenthum an Grund und Boden, gegen das Erbrecht, gegen die Banken, gegen den Unfug des (vielfach gefälschten) Papiergeldes und gegen — die Steuerfreiheit der Kirchen und des kirchlichen Eigenthums. Der letztgenannte Punkt diente als Vorwand, die Partei als eine freidenkerische, irreligiöse (infidel movement) zu bezeichnen. Diese New Yorker Arbeiterpartei suchte sich auszubreiten und gab außerhalb New York auch in Rhode Island, Connecticut und Massachusets Blätter heraus, die aber aus Mangel an Unterstützung kurzlebig waren. Immerhin wurde die Agitation längere Zeit aufrecht erhalten, so daß 1835 mehrere Mitglieder der Staatslegislatur — darunter ein Fuhrmann — und 1836 sogar ein Vertreter der Arbeiterpartei, Eli Moore, zum Abgeordneten des Vereinigten Staaten-Kongresses erwählt wurden.

Fast gleichzeitig, jedenfalls auch in Wechselwirkung, regte es sich in den Neu-England-Staaten, besonders in Massachusets, wo im Jahre 1830 Edw. Everett in einem öffentlichen Vortrage die Bildung einer Arbeiterpartei befürwortete. Am 16. Februar 1831 wurde in Boston die erste Versammlung der „Neu-England-Assoziation von Farmern, Handwerkern und anderen Arbeitern" abgehalten, von deren Thun nichts weiter bekannt ist, als daß sie eine Konvention von Delegirten derselben Elemente für das folgende Jahr berief, die auch am 6. September 1822 in Boston zusammen trat. Es waren 75 Delegirte aus allen Staaten Neu-Englands, ausgenommen Vermont, anwesend, und auch von New York war ein Delegat erschienen.

Der Konvention wurden folgende zehn Punkte zur Berathung unterbreitet: 1) Organisation in Neu-England mit Zentralkomite's für jeden Staat; 2) Gründung von Instituten zu Lese- und Vorlesungszwecken (Bildungsvereinen); 3) Reform des Milizwesens; 4) Berufung eines nationalen Arbeiterkonvents; 5) Das Zehnstunden-System, ob obligat oder optionell zu machen; 6) Die Wirkungen des Banksystems; 7) Verbesserung des Schulwesens; 8) Abschaffung der Schuldhaft und Annahme eines allgemeinen Bankerottgesetzes; 9) Ausdehnung des Stimmrechts in Staaten, wo dasselbe beschränkt; 10) Erstes Anrecht der Arbeiter an ihr Produkt.

Als Organ der Assoziation wurde der „New England Artisan" bezeichnet. Von den Verhandlungen und Beschlüssen der Konvention wird nichts mitgetheilt und die letzte Spur dieser politischen Vereinigung wird gefunden in einer einfachen Notiz, daß eine jährliche Versammlung im Jahre 1834 in Northampton, Massachusets, stattgefunden habe. Erwähnenswerth ist aber, daß unter den Vertheidigern dieser Vereinigung und der Arbeiter überhaupt sich W. E. Channing, der berühmte freisinnige Kanzelredner und Horace Mann, der Reformator des Schulwesens befanden.

Digitized by Google

Die vereinigten Arbeiter von Baltimore, darunter auch ziemlich viel Deutsche, hielten am 12. September 1833 den ersten Arbeiterfeiertag ab und stellten zwei Kandidaten auf für die Staatslegislatur.

Ueber die Organisation der Arbeiter in dieser Periode ist zu berichten, daß dieselbe vorzugsweise von Eingewanderten ausging und betrieben wurde, besonders von Engländern und Schotten, mit Ausnahme vielleicht der Schriftsetzer, der Schuhmacher und eines Theils der Baugewerke. Warum das eingeborene Element so schwachen Antheil daran nahm, von vielen Arbeitszweigen sich zurückzog oder verdrängt wurde, ist später auseinander zu setzen.

Wie schon berichtet, waren die Schriftsetzer und Drucker und die Schiffszimmerleute nebst verwandten Gewerken frühzeitig organisirt, und die Letzteren ganz besonders bildeten die Avantgarde der Arbeiter in den bedeutendsten Kämpfen dieser Periode. Ihnen folgten sehr bald (in der Organisation) die Maurer und Backsteinleger, die Schuhmacher und Schneider, die Zimmerleute, die Anstreicher, die Dachdecker, die Steinmetzen, die Küfer, die Sattler, die Hufschmiede und in beschränktem Maße (weil Eingeborene?) auch die Fabrikarbeiter in den Baumwollfabriken und Andere. Neben diesen meistens lokalen Verbindungen machte sich das Streben bemerklich, sowohl die verschiedenen Gewerke eines Orts zu zentralisiren, als auch die zerstreuten Ortsvereinigungen in größere Verbände zusammen zu fassen. Im Jahre 1833 bestand eine „General Trades Union", Allgemeiner Gewerksverband der verschiedenen Gewerke und Künste (various trades and arts) in der Stadt New York, deren Präsident der oben genannte Eli Moore war, und im Jahre 1834 wurde in Boston ein ebensolcher Verband gegründet, dem im ersten Anlauf 16 verschiedene Gewerkvereine beitraten. Aehnliches fand statt in Baltimore und Philadelphia.

Während in der vorhergehenden Periode gesellige und Unterstützungszwecke in den Vereinigungen vorherrschen, wird nunmehr (1825—1840) der Gesichtskreis der Arbeiterverbindungen erweitert und mehr Antheil am Leben verlangt. Die Beschlüsse richten sich bereits gegen die ihnen gegenüberstehende Klasse, die gestellten Forderungen werden schärfer betont und die Handlungsweise wird mitunter erfreulich kühn. Die New Yorker General Trades Union will sich „schützen gegen die Uebergriffe der Aristokratie, die natürlichen und politischen Rechte behaupten, das moralische und geistige Niveau erhöhen, die Grenzlinie zwischen Arbeitern und Unternehmern verengern, die Ehrenhaftigkeit und Sicherheit unserer verschiedenen Berufe bewahren, unsere materiellen (pecuniary) Interessen fördern und das Elend der Arbeitslosen mildern". R. T. Ely sagt sogar in seinem schon zitirten Buche, S. 44: „Zwei oder drei Jahre später (er spricht von 1833) war genügend Klassenbewußtsein (class-feeling) in New York, um die Wahl des Herrn Moore in den Kongreß zu ermöglichen."

Das Wichtigste in dieser ganzen Periode ist aber das stets wachsende Verlangen nach Verkürzung der Arbeitszeit, die bisher ausnahmslos von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währte, ausnahmslos indessen nur als Minimum für die Arbeiter, während die Unternehmer sich durchaus nicht scheuten, eine Verlängerung selbst dieser unmenschlich langen Arbeitszeit anzustreben und dies auch mehrfach durchsetzten. So z. B. bestimmte die Fabrikordnung in Peterson, New Jersey, damals, daß die Frauen und Kinder um $4^1/_2$ Uhr Morgens an der Arbeit seien, und in Peterboro, New Hampshire, und anderen Orten bestand die Praxis, eine Stunde und sogar mehr vor Sonnenaufgang die Lichter in den Fabriken anzustecken und die Arbeit zu beginnen, was die Arbeiter die „Einrichtung von zwei Abenden für jeden Tag" nannten.

Digitized by Google

Mc Neill in seinem oben erwähnten Werke nennt die hier geschilderte Periode „die Periode der Geburt oder des Erwachens des amerikanischen Sozialismus" und fügt hinzu: „Die Arbeiterbewegung in dieser Periode entwickelte sich in der Richtung zu Forderungen nach kürzerer Arbeitszeit und höheren Löhnen, und zu kooperativen Experimenten. Die Arbeiter jener Tage waren Reformatoren (reformers) in jedem Sinne des Wortes. Sie befanden sich unter den ersten Anklägern der persönlichen (Neger-) Sklaverei und der Todesstrafe, und lenkten zuerst die Aufmerksamkeit auf die Freisetzung und Ueberflüssigmachung der Arbeiter durch die arbeitsparende Maschinerie. Die Baugewerke standen im Vordertreffen." ....

Ungefähr um das Jahr 1825 begann die Agitation für die Reduktion der Arbeitsstunden. Die zahlreichen Organisationen der Schiffbauer und der Baugewerke überhaupt, von Maine bis Baltimore, diskutirten die Frage sehr eifrig, und es kam zu vielen vereinzelten, erfolglosen Kämpfen, erfolglos deshalb, weil die engere Verbindung zwischen den verschiedenen Ortsvereinen noch nicht hergestellt war, und weil außer den einflußreichen „Gentlemen" auch noch starke Vorurtheile im Publikum zu überwinden waren. Wie oben berichtet, wurde die Frage auch vor die Oeffentlichkeit gebracht (Boston-Konvention 1832), aber die Agitation hatte nur zur Folge, daß der Gegenstand auf der Tagesordnung blieb und zur Vervollkommnung der Organisation anspornte. 1832 veranstalteten die Schiffzimmerleute in Boston eine öffentliche Diskussion über den Werth des Zehnstundensystems, und in New Bedford brach ein allgemeiner Ausstand aus, wobei die Ausständigen ihre täglichen Versammlungen durch den Gemeindediener (town-crier) ausrufen ließen. Auch in Bath fand ein erfolgloser Ausstand statt. 1835 wurde es in Boston recht lebendig, 1836 standen die Hauszimmerleute daselbst vergebens aus, und im Winter von 1836—37 erlangten die Schiffszimmerleute endlich die zehn Stunden für Reparaturarbeit, während für neue Arbeit die zehn Stunden erst im Jahre 1840 errungen wurden. Es ist interessant zu erfahren, daß die Schiffbauarbeiter schon im Jahre 1837 sich bereit erklärten (in einer Eingabe an die Schiffseigenthümer), „die Reparaturarbeiten im Tagelohn oder Stückarbeit selbst zu übernehmen und gute Arbeit zu liefern, — ohne Aufseher oder Vormann" ꝛc.

In New York war die Bewegung für Reduktion der Arbeitszeit ebenso lebhaft wie in den Neu-England Staaten, aber von günstigerem Erfolg, denn schon im Jahre 1832 errangen einzelne Werkstellen, und 1836 das ganze Gewerk der Schiffbauer die Zehnstundenarbeit. Von Philadelphia werden kleine Erfolge schon 1833 berichtet und 1835 fand daselbst ein allgemeiner, ziemlich günstig verlaufener Ausstand statt. Aehnliches geschah in Baltimore und die dortige General Trades Union richtete Anfang 1836 die erste Denkschrift an den Vereinigten Staaten-Kongreß, um die Zehnstundenarbeit für alle öffentlichen Arbeiten zu verlangen, die allerdings nicht bewilligt wurde. Die Steinmetzen erlangten die zehn Stunden durch einen Ausstand, und es wären um diese Zeit sicherlich noch viel größere Erfolge erzielt worden, wenn nicht die Krise von 1837 auch den Arbeiterorganisationen großen Schaden zugefügt und dieselben auf mehrere Jahre zurückgeworfen hätte.

Es war Leben in der Bewegung, und das war auch nothwendig, denn es wurde den Arbeitern schwer genug gemacht. Im Jahre 1832 hielten die Kaufleute und Schiffseigenthümer eine Versammlung in Boston, worin sie auf Bericht eines Komite's beschlossen: „die ungesetzliche (sic!) Vereinigung zur Beeinträchtigung der individuellen freien Verfügung über die Arbeitsstunden zu bekämpfen und ihr

Digitized by Google

Einhalt zu gebieten“ .... Auch wies der Bericht sie auf „die gefährliche und demoralisirende Tendenz dieser Kombinationen und auf das Unvernünftige des Versuchs, zumal da die Arbeiter in so hoher Achtung stünden und ihre Arbeit so reichlich bezahlt werde“. Zum Schlusse sagen sie: „Wir werden kein Mitglied einer solchen Vereinigung beschäftigen, und auch keinem Meister Arbeit geben, der solche Leute hält“.... Die New Yorker Kaufleute — Schiffseigenthümer waren fast nur Kaufleute — faßten ähnliche Beschlüsse und beklagten, daß die Arbeiter „nun zwei bis drei der werthvollsten Stunden des Tages müßig wären“!! Ein Bostoner Blatt schrieb: „Das Müßigsein während mehrerer der nützlichsten Morgen- und Abendstunden führt sicherlich zu Unmäßigkeit und Ruin“! Indessen blieb es nicht etwa bei diesen Redensarten und Boykottbeschlüssen, sondern es wurden schärfere Waffen gebraucht, man rief die Justiz, die Polizei und die Miliz zu Hilfe. Schon 1829 wurden Arbeiter am Chesapeake- und Ohio-Kanal wegen Ausstands einfach eingesperrt, obwohl bald wieder freigelassen. 1833 wurden Schuhmacher in Genevar, New York, wegen Verschwörung verurtheilt und ins Gefängniß geworfen. 1836 wurden 21 Schneider in der Stadt New York wegen Ausstands ꝛc. zu Geldstrafen von 100 bis 150 Dollars verurtheilt, wobei der ehrenwerthe (Honorable) Richter äußerte: „Es sei dies nicht blos ein Streit zwischen Meister und Arbeiter, sondern ein solcher, von welchem die Harmonie der ganzen Union (der Vereinigten Staaten) abhinge“. Besser noch machte es der Mayor (Bürgermeister) der Stadt New York, der in demselben Jahre die Miliz unter die Waffen rief gegen die ausständigen Werftarbeiter und den Arbeitern mit scharfen Patronen drohte. Aehnliches geschah auch in Philadelphia.

Die Bewegung hatte indessen so großen Umfang gewonnen, daß die Politiker derselben ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. In allen größeren Städten und Fabrikorten von New York, Pennsylvanien, Maryland, New Jersey, Massachusets, Connecticut, Rhode Island, New Hampshire und Maine wurden fast jede Woche größere Versammlungen abgehalten und Ausstände waren auf der Tagesordnung, als Präsident Martin van Buren am 10. April 1840 seine berühmte Zehnstunden-Verordnung erließ, deren Wortlaut folgender:

„Schiffsbauhof, Washington, 10. April 1840.

„Auf Anordnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten werden von heute an alle öffentlichen Etablissements betreffs der Arbeitsstunden nach dem Zehnstundensystem geregelt. Die Arbeitsstunden in diesem Bauhof sind daher von jetzt an wie folgt, nämlich: Vom 1. April bis zum 30. September inkl. von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Während dieser Zeit frühstücken die Arbeiter, bevor sie an die Arbeit gehen, zu welchem Zwecke die Glocke geläutet wird, und um 7 Uhr Morgens findet der erste Appell statt. Um 12 Uhr Mittags wird die Glocke geläutet und die Stunde von 12 bis 1 Uhr zum Mittagbrot frei gegeben; von 1 bis 6 Uhr Nachmittags bildet die letzte Hälfte des Tages.

„Vom letzten Tage des Oktober bis zum 31. März sind die Arbeitsstunden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die Glocke wird geläutet eine Stunde nach Sonnenaufgang, welche Stunde für das Frühstück bestimmt ist. Um 12 Uhr Mittags wird die Glocke wieder geläutet und eine Stunde für Mittagbrot frei gegeben, während die Zeit von 1 Uhr bis Sonnenuntergang die letzte Hälfte des Tages bildet. Vierteltage werden nicht erlaubt.“ *)

*) Wörtlich übersetzt.

Digitized by Google

Zur Frage des ehernen Lohngesetzes.

Von Ed. Bernstein.

IV. Die Lohnfondstheorie.

(Schluß.)

Was ist nun aber wirklich an der Lohnfondstheorie? Ist sie richtig? Ist sie falsch? Oder, in welcher Hinsicht ist sie richtig und in welcher Hinsicht ist sie falsch?

Die Widerlegungen, die wir bisher kennen gelernt, verschieben die Frage, statt sie zu beantworten. Daß der Arbeiter jedesmal den Lohn bekomme, den der Unternehmer zahlen *kann*, hat die klassische Oekonomie nie behauptet. Was Thornton gegen diese Ansicht vorbringt, widerlegt blos die im Interesse der Kapitalisten vorgenommenen *Auslegungen* der Lehren der klassischen Oekonomie, nicht diese selbst. Ricardo, der obendrein ausdrücklich betont, daß er bei seinen Betrachtungen immer nur von Gütern spricht, „auf deren Hervorbringung die Konkurrenz ohne Einschränkung wirkt", also die Frage des Arbeitslohns in Monopolindustrien ganz bei Seite läßt, Ricardo spricht zu Dutzenden von Malen von einem Steigen des Arbeitslohns *auf Kosten des Profits*. Er stellt es sogar als ein volkswirthschaftliches Axiom auf, daß das Steigen des Arbeitslohns den Preis der Waaren nicht erhöht, dagegen „unvermeidlich den Profit verringert", oder, wie er sich an einer anderen Stelle ausdrückt, „die Arbeitsanwender eines Theils ihres wirklichen Profits beraubt" (Kapitel über die Profite). Wie gesagt, Thornton hat die Mc Culloch, die Fawcett und Konsorten widerlegt, nicht aber die Lohnfondstheorie, wie sie dem Lohngesetz Ricardo's zu Grunde liegt. Er hat in Bezug auf dieselbe auch nicht einen neuen Gedanken hervorgebracht.

Das Letztere kann man dagegen Denjenigen nicht absprechen, die die Lohnfondstheorie mit Einwänden bekämpft haben, die sich auf die *Konsumenten* als die wirklichen Lohnzahler beziehen. Ihr Gedankengang ist, wie aus dem Obigen ersichtlich, dem Ricardo's direkt entgegengesetzt. Es fragt sich nur, ob er uns in der Sache selbst einen Schritt weiter bringt.

Es ist das entschieden zu bestreiten. Schon Adam Smith spricht in dem Eingangs des vorigen Kapitels zitirten Satz vom Einkommen *und* dem Kapital als den Quellen des Lohnfonds, und mehr sagt der Hinweis auf die Konsumenten auch nicht. Nicht darauf kommt es an, ob schließlich die Konsumenten im Preis des Produkts auch den Lohn zahlen, sondern ob sie jeden Lohn zahlen, den die Arbeiter fordern wollten. Ricardo bestreitet die Möglichkeit, die Lohnerhöhung — wohlgemerkt, immer nur in Bezug auf Waaren, deren Hervorbringung der freien Konkurrenz untersteht — auf die Konsumenten abzuwälzen; die Erfinder der Theorie, daß die Konsumenten und nicht die Unternehmer den Lohn zahlen, sind den Gegenbeweis schuldig geblieben. Sie umgehen die Schwierigkeit, indem sie alle Zwischenglieder ausmerzen, die zwischen dem Arbeiter als Produzenten und den Konsumenten stehen, d. h. nicht weniger als das ganze kapitalistische Wirthschaftssystem. Ist das bei den Sozialisten wenigstens begreiflich, so verliert es bei Vertretern der bürgerlichen Oekonomie jeden Sinn.

Was z. B. die schon erwähnte Hermann'sche Theorie anbetrifft, von der die Roscher, Brentano und ihre Schüler so viel Aufhebens machen, so kann der Werth derselben nicht besser illustrirt werden, als durch die Schlüsse, die ihr Urheber selbst zu verschiedenen Zeiten aus ihr gezogen.

Digitized by Google

Die „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen“ von Fr. B. W. Hermann erschienen in erster Auflage im Jahre 1832. Damals gab es in Deutschland eine eigentliche Arbeiterfrage noch nicht, es handelte sich vielmehr darum, die Industrie von allen, ihre Entfaltung hemmenden Fesseln zu befreien, auch von solchen, die sich in der Form von Privilegien darstellten. Dieselbe Unbefangenheit in Bezug auf das Verhältniß von Arbeit und Kapital, die Adam Smith's „Untersuchungen über den Volkswohlstand“ auszeichnet, treffen wir in Folge dessen auch bei Hermann. Seine Entdeckung, daß nicht die Unternehmer, sondern die Konsumenten den Lohn zahlen, richtet ihre Spitze gegen die Protektionswirthschaft des damals in den Regierungskanzleien noch vielfach spukenden Merkantilsystems. „Es ist eine Schmach“, folgert er, „daß sich die Regierungen so oft von Gewerbsunternehmern vorwerfen lassen, sie ernährten so und so viel Einwohner des Staates, da doch dieselben ebenso gut umgekehrt die Unternehmer ernähren. Nur grobe Unbescheidenheit der Letzteren kann aus jenem Grunde Begünstigung durch Abgabenerlaß und Unterstützung durch Vorschüsse verlangen, und es ist eine Verletzung der Regierungspflichten, sie zu gewähren“ (Kap. IV, Wirkung des Kapitals, S. 285).

Das ist eine kräftige Sprache, der man es anmerkt, daß ihr Urheber noch nicht vom Baum der Erkenntniß — Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat — gekostet.

Zwischen dem Erscheinen der ersten und dem der zweiten Auflage des Hermann'schen Buches liegt ein Zeitraum von 38 Jahren. Hermann selbst hat die zweite Auflage nicht mehr ganz fertig stellen können, er ist über ihrer Abfassung im Jahre 1868 gestorben, und zwei jüngere Dozenten, die jetzigen Professoren Meyr und Helferich, haben dieselbe, soweit Manuskript von seiner Hand vorhanden, nach seinem Tode — 1870 — herausgegeben. In dieser zweiten Auflage wird die Lohnfondstheorie zwar noch mit demselben Argument wie in der ersten widerlegt, aber die Sprache ist eine ungleich höflichere — gegenüber dem Kapital, und die Folgerung kehrt diesmal ihre Spitze nach einer ganz anderen Seite hin. Der oben zitirte Satz ist verschwunden, und dafür lesen wir jetzt:

„Daß die Quelle des Lohns das Kapital der Unternehmer sei, ist nicht blos theoretisch irrig, sondern auch in praktischer Beziehung eine höchst bedenkliche Lehre, weil sie den Arbeiter in der oberflächlichen Ansicht bestärkt, der Unternehmer sei sein Arbeitgeber, und nur von diesem hänge die Höhe seines Lohnes ab. Wenn der bedürftige Arbeiter sich an solchen Schein von Wahrheit anklammert, dem bei der Lohnverwilligung vermeintlich freien Unternehmer feindlich, ja gewaltthätig gegenübertritt, so kann dies Niemand Wunder nehmen, daß aber die Lehre „der Wissenschaft“ das eigennützige Vorgehen unwissender Arbeiter in Strikes durch den Satz bestärkt, die Quelle des Lohns sei das Kapital des Unternehmers, zeigt, wie vorsichtig man mit Aufstellung allgemeiner Lehrsätze in praktischen Disziplinen sein sollte“ (2. Aufl. S. 479).

Wie anders dringt dies Zeichen auf mich ein! An die Stelle des „unbescheidenen Kapitalisten“ ist „das eigennützige Vorgehen unwissender Arbeiter in Strikes“ getreten. Den Arbeitern muß jetzt Raison beigebracht werden. Und wodurch? Scheinbar noch immer durch den alten Hinweis auf den Konsumenten. Aber der Konsument selbst sieht jetzt ganz anders aus als dazumalen. Er zahlt zwar dem Unternehmer den Preis des Produkts und in demselben den Preis der im Produkt verkörperten Arbeitsleistung, aber er bietet nicht, er diktirt den Preis. Das und nichts Anderes steckt in dem Satz von dem „bei der Lohnverwilligung vermeintlich freien Unternehmer“. Der Konsument ist nicht Hinz

Digitized by Google

oder Kunz, sondern der Markt, und seine Gesetze sind die Gesetze des Marktes, die Gesetze der Konkurrenz. Damit sind wir wieder an demselben Punkt angelangt, von dem Ricardo ausgeht, und hätten nun erst zu untersuchen, nach welchen Grundsätzen die Vertheilung des Ertrages der Produktion vor sich geht. Der Hinweis auf die Konsumenten widerlegt so wenig die Lohnfondstheorie, wie der Hinweis auf den Wechsel der Jahreszeiten das Ptolemäische Weltsystem. So wenig wie aus diesem allein die Falschheit des Satzes von der Umdrehung der Sonne um die Erde zu beweisen war, so wenig läßt sich aus der bloßen Thatsache des Umlaufs der Produkte die Falschheit des Satzes beweisen, daß die Höhe des Arbeitslohns von der Größe der Fonds abhängt, welche sich in den Händen der Unternehmer behufs Verwendung als Lohnkapital befinden. Daß diese Fonds der Zirkulation angehören, wußte auch die alte Oekonomie, die überall die Auslagen für den Arbeitslohn zum zirkulirenden Kapital rechnet. Mit der Thatsache der periodischen Erneuerung dieses wie überhaupt der verschiedenen Bestandtheile des zirkulirenden Kapitals wird ihre Kapitaleigenschaft nicht im Mindesten berührt. Zwischen Arbeiter und Konsument steht der Kapitalist, und was man untersuchen muß, ist, wie in dessen Händen der für den Arbeitslohn verwendbare Kapitaltheil ausschaut. Oder, um die Frage gesellschaftlich zu nehmen, wie sich unter dem System der kapitalistischen Produktion der zu Arbeitslöhnen verwendbare Theil des gesellschaftlichen Reichthums gestaltet.

Es liegt auf der Hand, daß, um diese Frage zu beantworten, wir zunächst wissen müssen, wie überhaupt der gesellschaftliche Reichthum produzirt wird. Die klassische Oekonomie ging, wie wir gesehen haben, in ihren Feststellungen von Voraussetzungen aus, die der manufakturmäßigen Produktion entsprechen. Aber die kapitalistische Entwicklung ist bei der Manufaktur nicht stehen geblieben. Sie hat im weiteren Verlauf die auf der Maschinerie beruhende Großindustrie geschaffen, die ein Gebiet der Industrie nach dem anderen erobert hat und schließlich die maßgebende Produktionsweise geworden ist. Wir müssen also, bevor wir weiter gehen, zunächst dieser Produktionsform und ihren sozialen Rückwirkungen einige Betrachtungen widmen.

Die bürgerliche Oekonomie liebt es, die Maschine fast nur unter dem Gesichtswinkel der technologischen Umgestaltung des Produktionsprozesses zu betrachten. Die Maschine ist das Mittel, die Produktivität der Arbeit zu erhöhen, um den gesteigerten Anforderungen des Weltmarktes zu entsprechen. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig, die Rückwirkung der erweiterten Märkte auf die Gestaltung der Produktionsweise ist eine Thatsache, die Niemand verkennen wird. In den Schlußabschnitten des Kapitels „Die sog. ursprüngliche Akkumulation" zeigt Marx im „Kapital", wie die Auflösung der Gefolgschaften und die Expropriation des Landvolks im Ausgang des Mittelalters zugleich die „freien" Arbeitskräfte und den Markt für die aufkommende Manufaktur liefert. „Die Expropriation und Verjagung eines Theils des Landvolks setzt mit den Arbeitern nicht nur ihre Lebensmittel und ihr Arbeitsmaterial für das industrielle Kapital frei, sie schafft den innern Markt" („Kapital", I. Bd., 2. Aufl., S. 778). Und ebenso zeigt Marx, wie der Weltmarkt den industriellen Kapitalisten geschaffen. „Zweifelsohne", schreibt er in dem Abschnitt „Genesis des industriellen Kapitalisten", „verwandelten sich manche kleine Zunftmeister und noch mehr selbständige kleine Handwerker oder auch Lohnarbeiter in kleine Kapitalisten und durch allmälig ausgedehntere Exploitation von Lohnarbeit und entsprechende Akkumulation in Kapitalisten sans phrase.... Indeß entsprach der Schneckengang dieser Methode in keiner Weise den Handelsbedürfnissen des neuen Weltmarktes, welchen die

Digitized by Google

großen Entdeckungen Ende des 15. Jahrhunderts geschaffen hatten" (S. 781 a. a. O.). Wie das Handels- und Wucherkapital zum industriellen Kapital wurde, wie Kolonialsystem, Staatsschuldensystem, modernes Steuersystem und Protektionssystem nachhelfen mußten, das mag der Leser bei Marx selbst nachlesen, es gehört nicht in unsere Erörterung*).

Aber die Maschine hat nicht nur die Produktivität der Arbeit erhöht und schließlich ins Riesenhafte gesteigert, sie hat auch, und das war ebenfalls einer der Gründe ihrer Einführung, die Verhältnisse der einzelnen Faktoren des Produktionsprozesses vollständig verschoben. In der Manufaktur spielte die Persönlichkeit des Arbeiters, seine individuelle Geschicklichkeit, noch eine entscheidende Rolle. Arbeiter, vereinzelt oder in Gruppen, führen jeden einzelnen Theilprozeß in der Produktion mit ihrem Handwerkszeug aus. „Wird der Arbeiter dem Prozeß angeeignet, so ist aber auch vorher der Prozeß dem Arbeiter angepaßt" (Marx, a. a. O. S. 395). In der maschinenmäßigen Produktion fällt dies, vom Menschen ausgehende Prinzip der Theilung der Arbeit hinweg; der Arbeitsprozeß, und mit ihm der subjektive Faktor in demselben, der Arbeiter, wird dem objektiven Faktor, der Maschine, bezw. dem Maschinenapparat, den die moderne Fabrik darstellt, angepaßt. Während der Arbeiter sich bisher des Arbeitswerkzeugs bediente, ist er es jetzt, der das Arbeitswerkzeug bedient. Nicht er, sondern automatische, durch Naturkräfte getriebene Motoren setzen es in Bewegung, und er hat bei seinen Funktionen diesen Bewegungen zu folgen. Wachsamkeit und Gelenkigkeit verdrängen immer mehr die Virtuosität und die Muskelkraft des Handwerkers. Je mehr sich die Maschinerie vervollkommnet, um so mehr werden die Verrichtungen des an der Maschine thätigen Arbeiters eintönig, so daß dieser schließlich eher einem Maschinentheil gleicht, denn einem mit Willen und Verstand begabten Wesen.

Demgemäß verändert sich denn auch mit dem Eindringen der Maschine in die Produktion der subjektive Faktor derselben. Wo die Maschine Muskelkraft entbehrlich macht, tritt Frauen- und Kinderarbeit neben die Männerarbeit oder ganz an ihre Stelle. „Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie!" (Marx, a. a. O. 411). In welch' schamloser Weise die Ausbeutung der Kinder in der modernen Großindustrie betrieben wurde, mit welchem Heißhunger das Kapital sich der Kinder des Proletariats bemächtigte und ihnen das Lebensblut aussaugte, um es in Mehrwerth zu verwandeln, erzählen die Berichte der Fabriks- und Gesundheitsinspektoren der Industrieländer. Der Bethlehemitische Kindermord wurde in verzehnfachter, verhundertfachter Auflage wiederholt, bis endlich die Zustände so schreiend wurden, daß die Gesetzgebung wohl oder übel einschreiten mußte, nicht ohne bei jedem ihrer Schritte auf den heftigsten Widerstand der Fabrikanten zu stoßen. Heute hat die Gesetzgebung in den meisten Industrieländern eine, freilich vielfach noch unzulängliche Altersgrenze für die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in den

*) Es sei mir indeß gestattet, bei dieser Gelegenheit der Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Herrn Professor Lujo Brentano einen wohlverdienten Tribut abzustatten. In seiner Antrittsrede als Professor an der Leipziger Universität, die unter dem Titel „Ueber die Ursachen der sozialen Noth" der Mit- und Nachwelt aufbewahrt ist, heißt es nämlich wörtlich: „Es ist gleichzeitig charakteristisch und auffallend, daß Marx dieser Abhängigkeit der modernen Industrie von dem Weltmarkt gar nicht (!) gedenkt, ja, daß er sogar den zwischen Beiden bestehenden Kausalzusammenhang umdreht, indem er sagt: „die große Industrie hat den Weltmarkt hergestellt", während das Umgekehrte der Fall ist" (S. 17). Man vergleiche die obigen Stellen aus Marx und beantworte alsdann sich selbst die Frage, was „gleichzeitig auffallend und charakteristisch" ist.

Digitized by Google

Fabriken gezogen, sowie die Arbeitszeit der zur Fabriksthätigkeit zugelassenen jugendlichen Arbeiter beschränkt. Aber jede Lücke des Gesetzes wird ausgenutzt, die billige Kinderarbeit dem Moloch „Industrie" zu erhalten.

Auch für die industrielle Frauenarbeit sind allmälig gewisse Beschränkungen eingeführt worden, die aber nicht verhindert haben, daß dieselbe in stetiger Zunahme begriffen ist. Ganze Industriezweige sind bereits der Frauenarbeit unterworfen, in vielen bilden die weiblichen Arbeiter die Mehrheit, in anderen ansehnliche Minderheiten, und immer neue Gebiete der Industrie erschließen sich ihnen.

Auch die Männerarbeit sieht in der modernen Fabrik anders aus als im Handwerk und der Manufaktur. Das Verhältniß zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern ist noch mehr zu Ungunsten der Ersteren verschoben. Ja, diese Unterscheidung, die in der Manufaktur und daher auch in der klassischen Oekonomie eine so große Rolle spielt, verliert in der modernen Industrie oft jede praktische Bedeutung, so daß gar nicht selten die ungelernte, aber durch die Maschinenarbeit noch nicht zerrüttete Arbeitskraft als die höhere, die „gelernte" Arbeitskraft dagegen als einfache, „unqualifizirte" Arbeit gewerthet wird. Und jeder Fortschritt in der Technik, jede Vervollkommnung in der Maschinerie drückt auf die höhere Arbeit, welcher Gattung sie auch sei, und weist neue Kategorien derselben ins Lager der einfachen, unqualifizirten Arbeit. Während aber in der Manufaktur die Einführung neuer Erfindungen und Verbesserungen oft am Widerstand der Arbeiter scheiterte, das vom Handwerk her übernommene Herkommen dem technischen Fortschritt die größten Hindernisse in den Weg legte und dadurch der Produktionsprozeß in technischer wie ökonomischer Hinsicht auf Jahre und Jahrzehnte hinaus qualitativ in allen seinen Theilen unverändert blieb, selbst wenn die Produktion quantitativ eine Steigerung erfuhr, ist das Charakteristikum der auf der Maschinerie beruhenden Produktion die Revolution in Permanenz. Veränderungen im Produktionsprozeß vollziehen sich in kürzesten Zwischenräumen, neue Maschinen sind, kaum eingeführt, bald wieder veraltet, und oft ist das einzige Hinderniß, das einem technischen Fortschritt im Wege steht, nicht der Widerstand, sondern das Gegentheil, die gebrochene Widerstandskraft der Arbeiter. Das wußte schon Ricardo. „Maschinerie und Arbeit", schreibt er im Kapitel über Maschinenwesen, „befinden sich in fortgesetztem Konkurrenzkampf mit einander, und oft kann jene nicht eingeführt werden, als bis die Arbeit (d. h. der Arbeitslohn) steigt."

In der Manufaktur war das Verhältniß des in Arbeitswerkzeugen, Rohmaterial ꝛc. verwendeten Kapitaltheils zu dem in Arbeitslöhne umzusetzenden ein jeweilig gegebenes. Es veränderte sich, wenn einer dieser Faktoren Preisschwankungen erlitt, in der Regel genau im entsprechenden Verhältniß. Stiegen zum Beispiel die Arbeitslöhne um 10 Prozent, so war, wenn früher das Verhältniß der innerhalb einer Produktionsperiode verwendeten Arbeitsmittel und Werkzeuge zu den in der gleichen Periode erforderten Arbeitslöhnen $y : x$ war, dasselbe jetzt $= y : \frac{11}{10} x$. Ein Ausgleich war nur auf Kosten des Preises der Produkte oder des Unternehmergewinns möglich.

Anders in der auf der Maschinerie beruhenden Produktion, bezw. in der durch diese revolutionirten Gesellschaft. Hier ist das Verhältniß zwischen demjenigen Theil des Kapitals, der als Produktionsmittel funktioniren soll, und demjenigen, der in lebendige Arbeitskraft umgesetzt wird, in beständiger Fluktuation begriffen. Auch bei gleichbleibendem Preise der individuellen Arbeitskraft und aller hier in Betracht kommenden Produkte verschiebt es sich in verhältnißmäßig kurzen Zwischen-

Digitized by Google

räumen, und zwar in der Richtung, daß x, der konstante, als Produktionsmittel funktionirende Kapitaltheil im Verhältniß immer größer, y, der in Arbeitslöhnen umgesetzte Kapitaltheil, relativ immer kleiner wird. Nicht nur die technologische Grundlage der Produktion, die arbeitsparende Maschine, ist in beständiger Fortentwicklung begriffen, sondern der ganze Arbeitsprozeß. Jede Steigerung im Preis der menschlichen Arbeitskraft aber wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch neue Arbeitsmethoden, die eine größere Ausbeutung des industriellen Arbeiters möglich machen, Steigerung der Produktivität der menschlichen Arbeit, Intensivizirung derselben und gleichzeitige Ueberflüssigmachung von Arbeitern ausgeglichen. Indeß auch die menschliche Arbeitskraft selbst ist nicht mehr die der Manufakturindustrie. Sie ist vom Handwerk und seinen Schrullen emanzipirt oder wird es doch von Tag zu Tag mehr. Sie ist ebenfalls eine elastische Potenz. Wo gestern ein Familienvater stand, steht heute ein halbwüchsiges Mädchen, der Platz, den gestern ein geschulter Kunsthandwerker einnahm, wird heute von einem gelehrigen Arbeitsburschen ausgefüllt. Je mehr „arbeitssparende" Maschinen und Methoden eingeführt werden, desto mehr wächst relativ und absolut die Zahl der für die Produktion disponiblen Arbeitskräfte.

Ist unter diesen Umständen schon für den einzelnen Unternehmer von einem „Lohnfonds" als einem Theil seines Betriebskapitals nur in sehr bedingtem Sinne die Rede, so verliert das Wort oder der Begriff, auf die Gesellschaft als Ganzes angewendet, jede rationelle Bedeutung. Der einzelne Unternehmer kann und muß sich wenigstens in allgemeinen Umrissen berechnen, welchen Betrag er unter gegebenen Verhältnissen für Löhne aufzuwenden hat. Er wird aber die Frage, ob er diesen Betrag auch aufwenden kann, nicht von der Länge seines Geldbeutels, sondern von dem voraussichtlichen Ertrag des Geschäfts abhängig machen. Die Länge des Geldbeutels entscheidet nur die Frage, ob er das ganze Unternehmen anfangen, bezw. fortführen soll.

Für die Gesellschaft als Ganzes ist aber unter den heutigen Produktionsverhältnissen auch nicht die entfernte Idee einer Möglichkeit gegeben, einen „Lohnfonds" als bestimmten oder begrenzbaren Theil des gesellschaftlichen Kapitals zu konstruiren. Ist ihr doch dieses selbst ein Buch mit sieben Siegeln. Seine stoffliche Größe kann sie nur annähernd „schätzen", seine potenzielle Kraft, auf die es bei dem beständigen Fluß der Produktion und einem alle Elemente des Wirthschaftslebens verzweigenden Kreditsystem wirklich ankommt, entzieht sich unter der herrschenden Produktionsanarchie jeder Kontrole. „Die klassische Oekonomie", schreibt Marx, „liebte es von jeher, das gesellschaftliche Kapital als eine fixe Größe von fixem Wirkungsgrad aufzufassen" (S. 634 a. a. O.). Das entsprach, wie wir gesehen haben, der manufakturmäßigen Produktion, oder es ist bei ihr wenigstens begreiflich. Es ist absolut widersinnig in der Aera der großen Industrie. Das gesellschaftliche Kapital ist, auch von der Akkumulation abgesehen, im beständigen Fluß, und sein Wirkungsgrad maßlos. Selbst in den kurzen Epochen sogenannter Prosperität kommt es nur noch zur theilweisen Entfaltung. Der industriellen Reservearmee des Kapitals entspricht eine in beständiger Zunahme begriffene Kapitalreserve, ein Ueberschuß an sachlichen Produktivkräften. „Sobald . . . . die der großen Industrie entsprechenden allgemeinen Produktionsbedingungen hergestellt sind, erwirkt diese Betriebsweise eine Elastizität, eine plötzliche sprungweise Ausdehnungsfähigkeit, die nur an dem Rohmaterial und dem Absatzmarkt Schranken findet." . . . „Die ungeheure, stoßweise Ausdehnbarkeit des Fabrikwesens und seine Abhängigkeit vom Weltmarkt erzeugen nothwendig fieberhafte Produktion und darauf folgende Ueberfüllung der Märkte, mit

Digitized by Google

deren Kontraktion Lähmung eintritt." . . . „Die Zeiten der Prosperität abgerechnet, rast zwischen den Kapitalisten heftigster Kampf um ihren individuellen Raumantheil am Markt." (Marx, „Kapital", I. Bd., S. 473, 474, 475.) Wahrscheinlich sind es diese und ähnliche Stellen im „Kapital", die Herrn Brentano im Verfolg des oben zitirten Ausspruchs zu der Bemerkung veranlassen, daß Marx's Theorie „den Einfluß des fehlenden Bedarfs auf das Wirthschaftsleben" „allenthalben übersieht", und „der Einfluß des relativen Rückgangs oder Fehlens der Nachfrage" von Marx „ganz ignorirt" wird (a. a. O.).

Mit dem „fehlenden Bedarf" hat es im Uebrigen seine Richtigkeit. Er ist nachgerade zum kritischen Faktor in der Morphologie der Industrie geworden, um auch einmal zünftig zu sprechen. Die „Krankheit des Jahrhunderts" — Fettsucht — ist auch ihr Leiden; nicht die Unzulänglichkeit, sondern die überfließende Fülle des gesellschaftlichen Reichthums die Quelle ihrer Schmerzen. Sie schreit nach einem medizinischen Tausendkünstler, der sie von Zeit zu Zeit „schmerzlos" des allzulästigen Fettes entledige, und hofft auf die heilende Wirkung der Kartelle, die ihr die Schweninger der politischen Oekonomie als Universalmedizin angepriesen haben. Wir wollen abwarten, wie weit das Mittel vorhält. Inzwischen aber entnehmen wir gerade aus diesem Schmerzensschrei über den „fehlenden Bedarf" und der Zuflucht nahme zu den Kartellen das Geständniß, daß die moderne Gesellschaft für die Ausdehnung ihrer Produktionsorgane und damit des „Arbeitsfonds" nur noch eine Schranke kennt — das kapitalistische Interesse. Die kapitalistische Organisation und Leitung der Produktion, die Monopolisirung der Produktionsmittel in den Händen der Kapitalisten, die Abhängigkeit des Arbeiters von den Gesetzen des Weltmarktes, das ist das wirkliche Geheimniß, der einzige reelle Hintergrund der berühmten Lohnfondstheorie. Alles Uebrige ist „Schall und Rauch". (Schluß dieses Abschnittes.)

Die neueste literarische Richtung in Deutschland.

Von **Paul Ernst.**

Das deutsche Bürgerthum hatte seine Rolle als geistiger Führer Europas aufgegeben; Heine war der letzte deutsche Schriftsteller von europäischer Bedeutung und europäischem Einfluß; mit ihm war die Zeit der Goethe und Hegel abgeschlossen, und eine neue Zeit begann, die des Banausenthums.

Der Boden der geistigen Produktion war das Kleinbürgerthum gewesen; und diesem Kleinbürgerthum ging es immer schlechter und schlechter. Die bürgerliche Revolution scheiterte. Das rothe Gespenst erschien schreckerregend am Horizont. Die rapide Ausdehnung der Großindustrie riß klaffende Lücken in seine Reihen. Und diese Großindustrie hatte sich ohne viel Zögern der alten, feudalen Gesellschaft zur Verfügung gestellt; Bismarck weigerte ihr zwar jede Theilnahme an den politischen Verhandlungen und wußte auch die preußische Aristokratie auf ihre Kosten auszusteuern; aber das verschmerzte sie; denn er garantirte ihr dafür volle Ausbeutungsfreiheit und freie Beweglichkeit, und außerdem einen kräftigen Schutz gegen das Proletariat. Das genügte ihr, sie fand das Geschäft gut.

Wie das Kleinbürgerthum materiell immer mehr herunter kam, so kam es auch geistig immer mehr auf den Hund.

Die Leihbibliotheken, Lesezirkel, Journale fanden immer mehr Aufnahme und machten immer bessere Geschäfte; denn die Literatur mußte billig sein; und

Digitized by Google

Billigkeit wurde das Schlagwort für Schriftsteller, Buchhändler und Publikum. Noch in der klassischen Zeit war der eigentliche Schriftsteller, der Nur-Schriftsteller keineswegs Regel; von den klassischen Sechs war es nur Klopstock gewesen. Jetzt hatten die Schriftsteller keine andere Beschäftigung, durch welche sie ihren Unterhalt verdienen konnten, sie mußten vom Schreiben leben; und bei dem Verlangen nach Billigkeit — was blieb ihnen übrig, als das allgemeine Prinzip der deutschen Produktion zu verfolgen: billig, aber schlecht? Man schrieb vielbändige Romane für die Leihbibliotheken. Der durchschnittliche Ladenpreis eines dreibändigen Romans war 9 Mark; von einem geschätzteren Autor erlebte der Roman zwei Auflagen, 2000 Exemplare. Man rechne sich aus, wie viel Honorar der Schriftsteller bekam. Man schrieb für die Familienblätter; dieselben zahlen bei kleineren Beiträgen 10—25 Pfennige für die Zeile, größere Sachen, Romane ꝛc. entsprechend billiger.

Natürlich kann der Schriftsteller da nur bei einer sehr starken Produktivität existiren, durch welche nothwendig das Talent sehr bald zum Teufel geht und nur die Routine übrig bleibt. Wie viel Bände mögen Leute, wie Gutzkow, Gottschall u. s. w. zusammen geschrieben haben!

Das Talent ging sehr bald zum Teufel; noch schneller der Charakter; denn es verdirbt nichts so sehr den Charakter, wie ein derartiges Elend. Das deutsche Schriftstellerthum wurde bald das servilste und kriecherischste; in Rußland oder Norwegen hätte Bismarck nie eine solche Korruption in der Presse ausüben können. Natürlich, servil nicht nur gegen die hohe Regierung, sondern auch gegen das hohe Publikum. Man schrieb, was das Publikum verlangte; soweit man das nicht mit gutem Gewissen konnte, weil das Talent noch nicht auf das nöthige Niveau herabgedrückt war, that man es mit schlechtem Gewissen. Das war alles Eins.

Verlangt wurde der „Idealismus".

Das Spießbürgerthum hatte das Bedürfniß, sich die Wahrheit zu verbergen; es erschrak vor der wirklichen Welt, seiner eigentlichen Lage, seiner Zukunft; es wollte ein Opium. Dieses Opium gab der Idealismus ab.

Die klassische Periode hatte den Idealismus postulirt im Zusammenhang mit der bürgerlichen Philosophie vom „natürlichen Menschen", von „Freiheit und Gleichheit", und anderen Begriffen, aus denen man den Begriff des „Allgemein Menschlichen" recht gut herausdestilliren konnte. Der Idealismus, welcher jetzt verlangt wurde, war ganz etwas Anderes. Jener bedeutete den Flug des Adlers, welcher aus den Lüften Alles, die ganze Welt übersieht; dieser ist die Politik des Vogels Strauß, welcher den Kopf in den Sand steckt, um nichts zu sehen. Jener betonte doch das Positive der idealistischen Arbeit, das „Wahre, Gute, Schöne", das „Allgemein Menschliche", das „wahre Wesen der Dinge" herauszuarbeiten; dieser die negative Seite: „das Häßliche aus der Kunst zu verbannen".

Und so war die Literatur denn idealistisch. Sie entfernte sorgfältig alle „Schattenseiten", alles „Häßliche" und „Unschöne"; die Wirklichkeit wurde präparirt, wie ein Vogelbalg; man nahm das Fleisch heraus und stopfte Watte hinein und setzte ihn dann auf einen Damenhut, und „Seht, das ist die Kunst" hieß es.

„In der That; wozu, dachte der Spießbürger, will ich mich aufregen, wenn ich ein Buch lese? Vergnügen will ich davon haben! Idealismus verlange ich, der mir die Wirklichkeit präparirt, der mir die Wirklichkeit verhüllt, diese unangenehme, widerliche Wirklichkeit."

Digitized by Google

Bei den tausend Bedeutungen des Wortes „Idealismus" war es leicht, Eins ins Andere übergehen zu lassen. Der ästhetische, moralische, metaphysische Idealismus wurde zusammen geworfen: und eine Aesthetik wurde aus dem allem zusammengebaut, die der adäquateste Ausdruck der Dichtung war. Die Julian Schmidt wurden die Leiter der literarischen Produktion.

Eins bedingte das Andere und die Erscheinungen bedingten einander gegenseitig, so daß zuletzt schwer zu sagen war: welches ist das Erste und welches ist das Zweite. Die Bücherpreise waren hoch — durchschnittlich dreimal höher, wie z. B. in Frankreich — weil wegen der Leihbibliotheken zu wenig Exemplare abgesetzt wurden; und weil die Bücherpreise hoch waren, kaufte Niemand Bücher, sondern benutzte die Leihbibliotheken. Weil man ein Buch, das man aus der Leihbibliothek liest, nur als Lesefutter goutirt, mußten die Bücher Lesefutter sein; und weil die Bücher Lesefutter waren, standen sie in den Leihbibliotheken. Noch bis zur Zeit der Gutzkow und Laube hatten die Männer lebhaften Antheil an der Literatur genommen; jetzt schwand das Interesse bei den Männern, und das Publikum rekrutirte sich aus Weibern. Die Literatur war so schlecht geworden, daß nur noch die Weiber an ihr Geschmack fanden, und weil nur noch die Weiber an ihr Geschmack fanden, wurde sie noch schlechter.

Die Zeit von 1850—1880 ist für das literarische Deutschland die Zeit der reinen Unterhaltungsliteratur, der Unterhaltungsliteratur sans phrase. Erst in den achtziger Jahren beginnt die Veränderung, macht sich die neue Bewegung bemerkbar.

1870 erwartete man einen allgemeinen Aufschwung der Literatur. Der Spießbürger philosophirte: Allgemeine Begeisterung — große Zeit — große Männer — davon muß doch auch die Literatur profitiren. Aber Begeisterung, Zeit und Männer fanden keinen Dichter, und Bismarck, der große Mann des Jahrhunderts, mußte sich mit den Barden des „Kladderadatsch" begnügen.

Berlin, der Mittelpunkt des politischen Deutschlands, wurde auch der Mittelpunkt des geistigen; und der brave Spreeathener, der vor dem Kriege seine „Weiße" trank und jetzt den Champagnerpfropfen knallen ließ, der Staatsbürger, der vor 1870 mit Hasenfellen gehandelt hatte, und jetzt auf Gummirädern fährt, sie gaben die Kulturschicht ab, aus der heraus die neue, die nationale, die große Dichtung, die Dichtung der großen Ereignisse, des neuen Reichs entstehen sollte.

Welche Blamage! Alles blieb still; und außer einigen Gymnasiallehrern, welche die großen Ereignisse in Tragödien oder Epen verarbeiteten, ließ sich keine Nachtigall im Musenhain hören. Ja, 1870—1880, wo auch die letzten Nachzüglinge aus der Zeit vor 1850 verstummten, bildet das allerödeste Dezennium in der neuen deutschen Literaturgeschichte.

Inzwischen bestand in anderen Ländern eine theilweise bedeutende Literatur. In Frankreich hatte sie sich unter eigenthümlichen Bedingungen entwickelt. Von Balzac her, diesem gewaltigen Riesen, hatte sich ein Einfluß lebendig erhalten, verkörpert in den Goncourts und Flaubert. Bei hinreichendem eigenem Vermögen hatten die Drei sich die Liebhaberei leisten können, abseits vom Zeitgeschmack zu bleiben und an die Aesthetik Balzac's anzuknüpfen, während sie freilich in ihrer Art somit ganz das Gepräge des zweiten Kaiserreichs trugen. Fanatiker der künstlichen Form, wie es unter dem Druck des Empire nicht anders sein konnte, „reine Künstler", nicht „docteurs de la science sociale", wie Balzac, hatten sie den revolutionären Naturalismus Balzac's konservirt, vor Allem die Theorie des Milieu. Jahrzehnte lang fast unbeachtet, wurden sie zuletzt noch auf den Schild gehoben, namentlich in Folge der Triumphe Zola's.

Digitized by Google

Zola ging kühn an die Aufgabe, mit Hilfe des Naturalismus die Verkommenheit des second Empire darzustellen. Der erste Band des „Rougeon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire" erschien im Jahre des Zusammenbruchs des Bonapartismus; nachdem einige Bände nicht sehr beachtet vorübergegangen waren, erregte „Assomoir" ein außerordentliches Aufsehen. Hier war mehr als die Kritik der Kaiserzeit; hier glaubte der Bürger Gelegenheit zu finden zu einer Lösung des blutigen Räthsels der Kommune, deren Gespenst ihn noch immer drohend umschwebte. Es war nicht das Kunstwerk, das Zola berühmt machte; Balzac, Flaubert, die Goncourts, sind Größere als er; es war der Inhalt des Werkes: zum ersten Mal eine authentische Schilderung der Arbeiterklasse.

Seit „Assomoir" machte der Naturalismus reißende Fortschritte in Frankreich. Die Vorgänger Zola's wurden wieder hervorgesucht; die jungen Talente bildeten sich nach ihnen; und in dem ersten Rausch schien es, als ob es Zola sei, der den Naturalismus gewissermaßen erfunden hatte.

Kommen wir wieder zu Deutschland zurück!

Natürlich machte der Chauvinismus zunächst einen Einfluß der französischen Literatur unmöglich. Als der Naturalismus in Frankreich immer weiter um sich griff, sah man nur, daß die französische Nation eben ganz unsittlich geworden sei. Die Folgen der ästhetischen Begriffsverwirrung machten sich geltend. Die deutsche Literatur war „idealistisch"; die Franzosen waren im Sumpf des Materialismus verkommen: und Zola — Nana — pfui, wie gemein! Die Franzosen wühlten im Schmutz; die deutsche Literatur aber erhob die Menschen zum Schönen, Wahren, Guten. Daß Naturalismus eigentlich nur ein beschönigendes Wort für Schweinerei sei, wurde von den ernsthaftesten Leuten geglaubt.

Unterdessen machte sich jedoch der französische Einfluß bei Einigen der Jüngeren geltend, welche ja naturgemäß der Ideologie zugänglicher sind.

Ganz direkt von Zola beeinflußt, sind zunächst Oskar Welten und Max Kretzer, die wohl gleichzeitig und ohne von einander zu wissen, mit dem Naturalismus angefangen haben mögen.

Zunächst Oskar Welten. Er schrieb ein dickes Buch über Zola, dem dann in demselben Verlag ein ebensolches über Daudet von einem anderen Verfasser folgte. Welten's Buch war epochemachend. Er steht natürlich noch ganz auf dem naivsten Standpunkt, sieht den Zola'schen Naturalismus als das A und O aller Aesthetik an und predigt Zola als Gott und Oskar Welten als seinen Propheten.

Welten hat den Gegensatz der alten und der neuen Richtung in einem Schlagwort zusammengefaßt: Darstellung des Schönen und schöne Darstellung. Der alte Idealismus will das Schöne darstellen; er korrigirt die Wirklichkeit, richtet sie zu, läßt sie posiren, streicht alles Häßliche und Beleidigende. Der Naturalismus will schön darstellen, das heißt: naturwahr.

In der Deutung des Wortes „naturwahr" weicht Welten jedoch von den französischen Naturalisten ab. Als Erbschaft von Balzac her war für die Franzosen in dem Begriff „naturwahr" immer das soziale Moment eine große Hauptsache gewesen; wenn auch theilweise verdeckt unter der naturwissenschaftlichen Phrase. Der Franzose hatte den Menschen definirt als Produkt der Umgebung, des „Milieu", und natürlich war hier das grundbedingende die soziale Unterlage gewesen, auf welcher das Milieu entstand. Wenn der Franzose nun den Menschen „naturwahr" darstellen wollte, so stellte er ihn dar als Produkt des Milieu; für ihn deckte sich Naturalismus und Darstellung des Menschen aus dem Milieu.

Digitized by Google

Dem Deutschen fehlte dieser materialistische und soziale Instinkt, er definirte „naturwahr“ als „in sich logisch zusammenhängend“, „in sich widerspruchslos“; er schied die Wirklichkeit aus der ästhetischen Betrachtung aus, verlangte nicht Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern innere logische Uebereinstimmung; wobei er natürlich vergaß, daß die Logik auch nur ein Widerschein der Wirklichkeit ist. Jedenfalls schlug durch diese Deutung der Naturalismus in sein Gegentheil um; er wurde Idealismus, der sich von dem herrschenden Idealismus nur dadurch unterschied, daß er ein wirkliches System darbot, während der herrschende nur eine Phrasenzusammenstellung war.

Die Produktion Welten's entsprach seiner Aesthetik: Nirgends eine Anlehnung an die Wirklichkeit, nirgends wirkliche, nur dem Milieu entwachsene Menschen; überall nur logische Konstruktionen, mathematische Berechnungen: gegeben ist dieser Charakter; gegeben sind diese Umstände; wie wird der Charakter sich benehmen; wobei „Charakter“ ein logisches Machwerk bedeutet, eine Zusammenfassung gewisser Eigenschaften unter einem Namen.

Vielleicht ist zur Deutung dieser auffälligen Erscheinung die soziale Stellung des Schriftstellers in Frankreich und Deutschland in Betracht zu ziehen. Das französische Publikum hält es nicht für anständig, Leihbibliotheken zu benutzen; es kauft sich seine Bücher; daher viel mehr Auflagen der Bücher, wie in Deutschland; in Folge dessen größere Einnahmen der Schriftsteller und damit eine ganz andere soziale Stellung, Muße und Gelegenheit, das wirkliche Leben zu studiren, Theilnahme am wirklichen Leben u. s. f. Der deutsche Schriftsteller als armer Teufel muß auf seiner Stube sitzen und zeilenweise ums Geld schreiben; er hat keine Zeit und Gelegenheit, das Leben kennen zu lernen und zu erleben; er ist darauf angewiesen, die Dinge, welche er schildert, aus seinem eigenen Kopf heraus zu spinnen.

Bezeichnend ist daher, daß Welten zugleich mit seiner naturalistischen Agitation eine Agitation gegen die Leihbibliotheken begann, welche freilich nicht weiter um sich griff.

Max Kretzer muß als direkter Nachahmer Zola's bezeichnet werden; er kopirt einfach. Er hat sich von unten in die Höhe gearbeitet; wenn ich nicht irre, ist er früher Reporter gewesen; und hier hätte er allerdings Gelegenheit gehabt, seinen Blick für die sozialen Erscheinungen zu schärfen. In der That hat er das eifrige Bemühen, wie Zola den Menschen als Produkt des Milieu aufzufassen; wobei allerdings schwer zu sagen ist, wie weit die direkte Nachahmerschaft geht.

Unter den ersten Vorkämpfern wäre dann noch zu nennen M. G. Conrad, der in geistreichen Feuilletons für die neue Richtung Propaganda machte, in seiner Produktion aber über den guten Willen nicht hinauskam.

Charakteristisch ist überhaupt für die neue Schule in Deutschland: Bewußt ist ihr, daß das Alte gänzlich werthlos und untauglich ist; allein dieses Bewußtsein wird meistens nicht durch klare Ueberlegung vermittelt; es entsteht mehr instinktiv durch Vergleichung mit den übrigen gleichzeitigen Literaturen. Daher ein großes Geschrei gegen die Vertreter des Alten, das aber meistens unklar und phrasenhaft ist. Bedeutende produktive Talente lassen sich fast gar nicht erkennen; meistens ist es nur etwas höchst Mittelmäßiges, was geleistet wird, zum Theil wahrhaft unglaublich matte Werke.

Auseinanderzuhalten von den direkten Nachkommen Zola's sind die lyrischen Bestrebungen, eingeleitet durch die Brüder Hart. Viel Neues ist hier freilich nicht zu finden; es ist im Wesentlichen das Alte, nur mit größerem Talent

Digitized by Google

gemacht. Bezeichnend für diese lyrische Schule ist auch die Anknüpfung, welche sie an die Sturm- und Drangperiode macht; schon hieraus geht hervor, daß es nicht eigentlich moderner Geist ist, der sie treibt. An die Brüder Hart schloß sich eine große Reihe ähnlicher Talente an, Wilhelm Arend, Carl Henckell, Paul Fritsche, Erich Hartleben u. A.; ganz selbständige Elemente stehen neben ihnen, wie Freiherr von Liliencron u. s. f. Einige aus dieser lyrischen Richtung wurden durch die Arbeiterbewegung beeinflußt und begannen, Gedichte mit revolutionären und sozialdemokratischen Tendenzen zu veröffentlichen, wie Holz, Henckell, Mackay, der später Anarchist wurde, u. A. Alle sehr talentvoll, aber ohne eigentlichen tieferen Einfluß auf die Bewegung, welche namentlich auf den Roman und auch auf das Drama hintrieb. Manche, wie Conradi, wandten sich später auch dem Roman zu, aber mit sehr wenig Erfolg.

Da die Anhänger dieser lyrischen Richtung sämmtlich sehr jung waren und mit großem Selbstbewußtsein auftraten, boten sie natürlich den schlauen Spießbürgern die schönsten Gelegenheiten zum Spotten. Und der Spott wurde denn auch reichlich über dieses „junge Deutschland" ausgegossen.

Mit ziemlich geringem Talent, aber desto stärkerer Lunge und größerer Fixigkeit im Schreiben ausgerüstet, wußten Carl Bleibtreu und Conrad Alberti ein gewisses Aufsehen zu erregen. Die Beiden sind etwas älter, als die Lyrikergeneration und etwas jünger wie Kretzer und Welten; sie vereinigten sich bald mit Conrad und schufen sich in der Monatschrift „Die Gesellschaft" ein Organ, während die Versuche der lyrischen Richtung, sich eine Zeitschrift zu gründen, verschiedentlich fehlschlugen.

Die Clique der „Gesellschaft", zu welcher außerdem noch Conradi u. A. desertirten, zeigte bald eine entschiedene Physiognomie: in der Produktion den für die ganze Richtung fast typischen Would-be Naturalismus; in der Kritik Kampf gegen die alte Kunst und Verherrlichung des Naturalismus, aber beides unklar und phrasenhaft; in politischer Beziehung ist die Richtung — man kann sagen: freikonservativ; vor Allem aber stößt sie gewaltig in die Reklametrompete. Die völlige Unklarheit über alle in Frage kommenden Dinge bezeichnet vielleicht am besten Conrad Alberti; Hauptmitarbeiter der „National-" und „Weserzeitung", donnert er in der „Gesellschaft" über — die Bourgeoispresse; mit Bleibtreu zusammen erfindet er ein literarhistorisches Gesetz, das schon längst von dem allbekannten Taine angewendet ist, u. s. f.

Die Situation war nunmehr diese: Welten und Kretzer stehen ziemlich allein da; indessen haben Beide, namentlich der Erstere, von dem ein Novellenband z. B. sechs Auflagen bis jetzt erlebt hat, ihr festes Publikum. Die lyrische Richtung hat eine Zeit lang eine Clique gebildet, die aber zuletzt auseinander gestoben ist. Die Clique der „Gesellschaft" ist fest geschlossen. Ein eigentliches Publikum haben indessen die beiden Richtungen nicht; nur ausnahmsweise erlebt ein Buch von ihnen eine zweite Auflage.

Unterdessen macht sich der Einfluß einer neuen ausländischen Literatur geltend, der norwegischen. Namentlich Ibsen und Björnson sind es zunächst, welche Aufsehen erregen.

Die Beiden sind — in der Gestalt, in welcher sie auf Deutschland Einfluß hatten — durch die norwegische Frauenbewegung emporgehoben; es ist das radikale Kleinbürgerthum Norwegens, das in ihnen zu Worte kommt: eine relativ tüchtige und kräftige Klasse, an der noch nicht so der Verwesungsgeruch des deutschen Spießbürgers zu bemerken ist. Die Aufführung der „Gespenster" in Berlin 1887 schuf eine zahlreiche und begeisterte Ibsengemeinde, deren Agitation durch das

Digitized by Google

polizeiliche Verbot des Stückes auf das Kräftigste unterstützt wurde. Sehr charakteristisch für die Wandlung des Publikums in dieser Beziehung ist das Benehmen Oskar Blumenthal's; nachdem er 1887 in einer Kritik geschrieben hatte: „Abscheulichkeit an Abscheulichkeit . . . rohe Beherztheit . . . peinlich . . . nur wer in seinen Neigungen so tief heruntergekommen wäre, wie jene greisen Lüstlinge, die nur unter Ruthenstreichen ihr Blut erwärmen, konnte an diesen dramatischen Geißelungen Geschmack finden" — führt er jetzt als Theaterdirektor Nora als Kassenstück auf und bemüht er sich um Freigebung von „Gespenster".

Die norwegische Dichtung, welche jetzt ihren Einzug hielt, ist Problemdichtung; sie stellt sich bewußt in den sozialen Kampf und spielt auch wirklich in demselben eine wichtige Rolle. Aus diesem Grunde tritt das soziale Moment in ihr natürlich sehr hervor, und in Folge dessen findet eine Berührung mit dem französischen Naturalismus statt: der Mensch wird in seiner Beziehung zum Milieu aufgefaßt. Allein man sieht überall, daß das nicht authentischer Grundsatz ist, sondern durch andere Verhältnisse von außen hineingetragen wird. Es sind im Grunde keine naturalistischen Menschen mit Fleisch und Blut, welche Ibsen und Björnson schaffen, sondern idealistische Tendenzpuppen mit etwas Hysterie.

Die Hysterie beginnt jetzt überhaupt in der Literatur eine große Rolle zu spielen, eingeleitet durch die Ibsen und Björnson und weitergeführt durch die russischen Dichter und dann durch die neuesten Franzosen.

Fast unmittelbar, nachdem man die Norweger gastlich aufgenommen hatte, kamen die Russen in Mode. Da es sich hier nicht um Theaterstücke handelte, welche in Berlin mit einem Schlage Aufsehen erregen und dann durch den Berliner Enthusiasmus auch in der Provinz bekannt werden, sondern um Romane, so war der Prozeß der Modewirkung langsamer. Der erste Anstoß wurde wohl durch die Uebersetzung des „Raskolnikow" von Dostojewski gegeben; Turgeniew, der schon früher Einfluß erlangt hatte, war nicht genug spezifisch russisch, um Epoche zu machen. Dostojewski und Tolstoi gelangten nunmehr zur literarischen Herrschaft.

Gleichzeitig begannen die früheren Autoritäten zu erblassen; über Zola ist man schon so ziemlich hinaus; an Ibsen beginnt man eben zu zweifeln; die Russen herrschen augenblicklich unbestritten.

Die Aesthetik der Russen ist naturalistisch; aber sie haben noch ein Besonderes; das ist ihr intuitivistischer Zug. Sie beschränken sich nicht auf die — Zola sagt „wissenschaftliche" — Darlegung des Individuums aus dem Milieu; das ist nur das Gröbste; sie dringen noch viel tiefer ein in die eigentliche Seele des Dargestellten und legen diese mit allen ihren Falten und Fältchen auseinander; alles Geheimnißvolle, Triebhafte, Unerklärliche wird geschildert; und naturgemäß, während die Franzosen mit ihrer Sucht, Alles aus dem Milieu zu erklären, oft platt werden, werden die Russen mit ihrer Manie, Alles aus dem tiefsten, unerforschtesten Innern herauszuholen, oft pseudotiefsinnig. Eine Nothwendigkeit für die russische Art ist auch, daß der Dichter im letzten Grund immer nur sich selbst schildern kann, denn das Triebhafte kann man eben nur an sich selbst studiren. Dadurch werden aber bedenkliche hysterische Erscheinungen erzeugt. Zu Allem kommt noch eine eigenthümliche Sozialphilosophie, welche sie beherrscht, Ideen von einer Art christlichen Kommunismus, Rückschrauben der Kultur u. s. f. Auch in dieser Philosophie steckt viel hysterisches; so namentlich die allgemeine Liebesseligkeit.

Das Publikum ist für die Hysterie aber sehr empfänglich. Man muß

Digitized by Google

sich überhaupt vorstellen, daß es sehr nervöser und empfindlicher Natur ist; Alles macht auf dieses Publikum Eindruck, das Heterogenste, was es geben kann. Die häufigen Wendungen und Schwenkungen macht außerdem nicht das ganze Publikum mit, sondern natürlich nur der empfindlichste und nervöseste Theil; von den ersten Zolajüngern bis jetzt hat immer eine Auswahl stattgefunden; die unempfindlicheren blieben stets zurück; und man muß bedenken, daß überhaupt von Anfang an die Weiber das größte Kontingent zu diesem Publikum stellten.

Gleichzeitig geräth in Frankreich der Zola'sche Naturalismus ins Wanken; die „Symbolisten", „Decadenten" und „Intuitivisten" lösen ihn ab; so weit ich verfolgen kann, stehen sie sämmtlich mehr oder weniger unter dem Einfluß der Russen, welche durch M. de Voguié einen sehr geschickten Interpreten für Frankreich bekommen haben. Außerdem greift man wieder auf die Vorgänger Zola's zurück, namentlich Flaubert, die Goncourts und Stendhal.

1889 erschien ein Band Skizzen von Arno Holz, einem Deserteur aus der lyrischen Richtung, und Johannes Schlaf, „Papa Hamlet", welcher zu den vorhandenen eine neue Richtung inaugurirte, und der aus den bisherigen Einflüssen zu verstehen ist.

Das Wesentliche in dem Buch war die neue Form; es wurde hier der Versuch gemacht, durch reine Wiedergabe des äußerlich Wirklichen ein künstlerisches Bild zu schaffen; also es werden gegeben: die Reden der Personen; kurze Notizen über die Umgebung; ihre Bewegungen werden erzählt; weiter nichts; namentlich nicht der den früheren Naturalisten der Zola'schen Schule so wichtige psychologische Zusammenhang und auch nicht die intime Seelengeographie der Russen.

Ganz ohne Vorbilder ist das nicht; namentlich die Manier von Flaubert im „Saint Antoine" und die Art der Gyps haben gewisse Aehnlichkeiten mit dieser Methode.

Holz und Schlaf sind das, was man „reine Künstler" nennen kann, Fanatiker der Form, die alle anderen Bestrebungen neben den rein formalen verachten; sie halten sich deshalb fast absichtlich und ängstlich von Allem fern, was sie hiervon abziehen könnte, namentlich von allem Sozialen, trotzdem Holz, wie seine früheren Gedichte beweisen, sich zur Sozialdemokratie bekennt.

Aber der Einfluß des Sozialen machte sich schon dadurch bemerkbar, daß sie in dem allgemeinen Zuge stehen. Die Abhängigkeit des Menschen von seinem Milieu, wie sie bei Zola erscheint, gestaltet sich bei ihnen so, daß Persönlichkeit und Milieu geradezu verschwimmen.

Jedoch, um diese Zusammenhänge klar zu machen, muß ich mir eine scheinbare Abschweifung in die Philosophie erlauben.

Die alte Kunst faßt den Menschen als einzelnes Individuum mit einem freien Willen. Sie nennt das „Charaktere schaffen". Der Mensch hat bei ihr einen Charakter, man weiß nicht woher — der Wille ist ja frei — und nach diesem prästabilirten Charakter handelt er.

Die Lehre vom „freien Willen" ist durchaus kein bloßes Schuldogma, wie es scheint, sondern ein Abglanz wirklicher Verhältnisse; sie ist das Produkt einer Zeit, wo die Intelligenz vom sozialen Leben entfernt war und — Jeder philosophirt nur aus seinen eigenen Erfahrungen heraus — demgemäß den Zusammenhang ihres Wollens mit ihrem sozialen Müssen nicht merkte; so war es, als die Intelligenz in den Klöstern saß und so lange sie eine Art Schmarotzerleben an Höfen und bei Mäcenen führte. Erst als die Literatur Waare wurde und die Schriftsteller von ihrer literarischen Produktion lebten, gingen ihnen die ökonomischen Beziehungen auf, und damit die Erkenntniß, daß das Wollen des

Digitized by Google

Menschen durch die Verhältnisse bedingt ist, in denen er lebt. Allerdings fand der „freie Wille“ auch jetzt noch häufige Kämpen, aber nur unter den Theologen und Juristen und was mit ihnen zusammenhing und mit ihnen den Kampf für gewisse nothwendige Fiktionen der bürgerlichen Moral führte. Alle Uebrigen in der Intelligenz, die sich freier halten konnten, wandten sich immer mehr der Anerkennung der sogenannten Unfreiheit des Willens zu; der sogenannten, denn mit der Freiheit verschwindet schließlich der Begriff des Willens selbst, und es bleibt nichts übrig, als eine Reihe kausal verbundener Wahrnehmungen; ein Theil von ihnen, der früher zusammengefaßt als „Ich“ eine besondere Stellung eingenommen hatte, sinkt zu dem Werth der übrigen Wahrnehmungen zurück. So wird im alten Naturalismus bei Zola die Persönlichkeit aus dem Milieu erklärt, nachdem sie in dem früheren Idealismus als absolut hingestellt war; in der neuesten Richtung verschwindet sie ganz; sie ist gleichwerthig mit dem Milieu, und das Gespräch einer Person hat für den Schriftsteller nicht mehr Bedeutung, wie das Knacken eines Stuhles.

Nothwendig kommt man auf diese Weise zur Technik der Momentphotographie. Ein Interesse haben nur noch die Wahrnehmungen, und Aufgabe der Künstler wird es jetzt, die Wahrnehmungen der Momente möglichst vollständig zu Papier zu bringen. Was früher behagliche, zusammenhängende Erzählung, Schilderung, Auseinandersetzung, Darlegung war, das verwandelt sich jetzt in eine Reihe unzusammenhängender, blitzartig aufgefaßter, nervöser Szenen.

So etwas kann man natürlich nicht jedem Publikum bieten; eine derartige Kunst verlangt eine reizbare, nervöse, schnell assoziirende, empfängliche Gesellschaft, eben jene siebenmal destillirte Gesellschaft, welche sich aus den geschilderten Wandlungen seit dem Einflusse Zola's gebildet hat; natürlich ein sehr kleiner Kreis — man nennt es mit dem Kunstausdruck „Gemeinde“.

Von selbst drängte diese Manier zum Dramatischen; nicht zum Drama, sondern zur dramatischen Form. Diesen nächsten Schritt that Gerhard Hauptmann mit seinem Stück „Vor Sonnenaufgang“.

Hauptmann ist in diesem Stück noch weit entfernt von der feinen, nervösen Kunst in „Papa Hamlet“; er geht hier noch sehr derbknochig einher; er läßt sich sogar vom Sozialen so beeinflussen, daß sein Stück ein Tendenz- und Problemstück wird, ganz noch in der Manier von Ibsen und Björnson. Der neuen Art entsprechend ist nur die Sprache.

Die Technik der Momentphotographie einmal anerkannt, mußte die Sprache eine ganz neue werden; wenn man die wirklichen Wahrnehmungen des Moments wiedergeben wollte, so mußte man auch die wirkliche Sprache der Menschen geben, man mußte die Menschen so sprechen lassen, wie sie wirklich sprechen, und nicht, wie sie etwa schreiben würden. Die Richtung hat denn auch einen konsequenten Impressionismus der Sprache ausgebildet; und da aus unten anzuführenden Gründen Hauptmann's Stück ein großes Aufsehen erregte, während der Novellenband von Holz und Schlaf relativ unbeachtet vorübergegangen war, so knüpfte sich an dieses Stück und seine Sprache eine sehr lebhafte Bewegung.

Da das Stück Tendenzstück ist, so ist es nöthig, über seinen Inhalt Etwas zu sagen. Der Held ist einer jener wohlmeinenden bürgerlichen Idealisten, welche sich einbilden, Sozialdemokraten zu sein; er hat sich eine eigene, zum Theil etwas komische Moral zugerichtet, von der er meint, daß sie sehr radikal ist, weil sie sehr radikal aussieht.

Die Tendenz ist sehr bezeichnend; der idealistischer empfindende Theil des Bürgerthums wird zur Sozialdemokratie getrieben; daß die Betreffenden nun

Digitized by Google

wirkliche Sozialdemokraten sind, ist ja natürlich nicht zu verlangen; ein Dichter hat eben andere Dinge zu thun, als Nationalökonomie zu studiren.

Das Hauptmann'sche Stück würde wohl gleichfalls auf den engsten Kreis der „Gemeinde" beschränkt geblieben sein, wenn ihm nicht ein besonderes Glück passirt wäre durch Gründung der „Freien Bühne".

In Paris hatte ein Theaterenthusiast, Antoine, ein „Théâtre libre" gegründet, wo er naturalistische Stücke, die sonst nicht gegeben wurden, aufführte. Die äußere Form war ein Verein; die Mitglieder bezahlten einen Jahresbeitrag, von dem die Stücke und die Kosten der Aufführungen bestritten wurden. Einige Berliner Schriftsteller, welche der neuen Richtung nahe standen, beschlossen, den Versuch einer ähnlichen Unternehmung für Berlin zu machen in Gestalt der „Freien Bühne". Das Publikum, welches sich sehr schnell dazu einfand, bestand zum Theil aus den oben geschilderten Kreisen, zum Theil auch aus den in jeder großen Stadt vorhandenen gewöhnlichen Premierenbesuchern. „Vor Sonnenaufgang" wurde von der „Freien Bühne" aufgeführt und erregte ein großes Aufsehen und einen großen Skandal; mit einem Male war jetzt die neue Richtung aus dem engen Kreise ihres Anhanges in die weitesten Schichten des Berliner Bürgerthums gedrungen; die Buchausgabe wurde rasend gekauft — in kurzer Zeit fünf Auflagen — das Stück wurde auf einem andern Theater öfter wiederholt u. s. f. Das böotische Berlin war mit einem Male Literaturstadt geworden und Karl Frenzel, einer der anerkanntesten Vertreter der alten Richtung und Redakteur der „Nationalzeitung" jammerte: „wir gleiten abwärts auf der schiefen Ebene zum sozialen Staat . . . man hätte nur sehen müssen, mit welcher Begeisterung die Zuschauer die sozialdemokratischen Tendenzen annahmen . . ."

Eins der nächsten Stücke der „Freien Bühne" war dann ein Drama von Holz und Schlaf, „Die Familie Selicke". Die Sprache war nun nicht mehr neu; desto neuer war die dramatische Technik. Mit der alten Technik war völlig gebrochen; es war nur das Prinzip befolgt: ein einfaches Stück Leben, wie es ist, auf die Bühne zu bringen, mit allem im Sinne der alten Kunst Nebensächlichen und Ueberflüssigen. Bemerkenswerth ist auch das Fehlen jeder Tendenz; die Künstler kommen hinter ihrem Werk in keiner Weise zum Vorschein.

Es folgte dann noch ein neues Stück von Hauptmann, „Ein Friedensfest", welches eine Entwicklung des Dichters nach der Seite von „Familie Selicke" zeigt.

Halb und halb dieser letzten Richtung zuzurechnen ist auch Hermann Bahr, der nach einem sehr schwachen sozialistischen Tendenzstück „Neue Menschen" jetzt mit einem Roman „Die gute Schule" hervorgetreten ist, in welchem das Bestreben nach Anschluß an die neueste russisch-französische Richtung sehr erkennbar ist. —

Gerade in der Kunst, wo die rein geistigen Beeinflussungen so sehr eine Hauptrolle spielen, ist es natürlich sehr schwer, überall die materialistischen Beziehungen nachzuweisen. Sehr oft wird ein Künstler, sogar eine Schule, beeinflußt durch einen Andern, der ganz anderen sozialen Verhältnissen entsprungen ist. Oft gehen da die sonderbarsten Kreuzungen vor. So ist z. B. Turgeniew in seiner letzten Zeit von Boccaccio abhängig gewesen. Auch spielen da die Selbsttäuschungen und die Mystifikationen durch die herrschende Phrase eine große Rolle. Z. B. die gegenwärtige russische Literatur ist entstanden in den vierziger Jahren und hängt eng mit dem Aufschwung des Bürgerthums, Aufhebung der Leibeigenschaft, dem Liberalismus Alexander's II. zusammen; aber sie hat theilweise Allüren, die dem geradezu widersprechen; sogar Turgeniew, in dem neben Pissemski die bürgerlichen Tendenzen der Richtung am klarsten hervortreten, hat sehr oft

Digitized by Google

Stoffe aus dem Proletariat, und in einer Behandlung, wie sie ein begabter sozialistischer Schriftsteller nicht anders haben würde.

Wenn ich also einige Züge zu einer materialistischen Deutung der gegenwärtigen literarischen Bewegung in Deutschland gebe, so geschieht das nur mit großer Reserve.

Zunächst das Publikum.

Großentheils besteht es aus Weibern, da die Männer schon seit einer Generation sich an der Literatur nicht mehr betheiligen; hauptsächlich in Folge der größeren Thätigkeit und vermehrten Sorgenlast, welche der Rückgang ihrer Klasse ihnen auferlegt. Indessen sind natürlich auch Männer darin.

Diese Leute sind „Idealisten"; aber es ist ein Idealismus auf der materiellen Basis des Nichtsthuns, mit dem man es hier zu thun hat. Diese Leute sind gebildet; sie haben schrecklich viel gelesen; sie haben ihre „eigene Meinung", namentlich auch in politischen und sozialen Dingen; sie sind vorurtheilsfrei; sie „stehen auf der Höhe der Zeit". Namentlich viele jüdische Elemente sind unter ihnen. Sie fühlen sich als die geistige Elite der Nation. Im Grunde eine Gesellschaft, die sehr harmlos ist, hinter der aber auch nichts steckt.

Die Schriftsteller sind durchgängig junge Leute, mit gleichfalls sehr starkem Selbstbewußtsein, die gleichfalls sehr viel gelesen haben und gleichfalls ihre „eigene Meinung" besitzen. Es sind die idealistischen Elemente der Bourgeoisie, als Schriftsteller überhaupt, besonders als Vertreter einer noch nicht durchgedrungenen Richtung, deklassirt; wobei eine Wechselwirkung stattfindet: weil sie deklassirt sind, stehen sie idealistisch der Bourgeoisie gegenüber und interessiren sie sich für das Proletariat, und weil sie das thun, sind sie deklassirt. Theilweise glauben sie, mit ihrem Interesse dem Proletariat sehr viel zu schenken, und sind nicht wenig stolz auf ihre „Mission". Mit großer Vorliebe werden Stoffe aus dem Proletariat behandelt; zum Theil ist das schon bestimmende Moderichtung geworden, so daß die Stoffwahl direkt unter dem literarischen Einfluß geschieht und durch die sozialen Momente so wenig bedingt wird, wie etwa die große Vorliebe für trunksüchtige Individuen, oder in der russischen Literatur für Wahnsinnige.

Die Schriftsteller der Richtung sind jung und sind der Regel nach Deklassirte. Die Bohême ist das soziale Milieu, aus dem die neue literarische Richtung hervorwächst — wie das übrigens auch in Norwegen mit der neuen Generation der Fall ist. Das Publikum rekrutirt sich aus bestimmten, durch eine gewisse Intelligenz und Freiheit ausgezeichneten Schichten des Bürgerthums.

Daß sich aus diesen Elementen die Literatur der Zukunft entwickeln wird, ist natürlich kaum anzunehmen. Das Prophezeien ist ja freilich ein gewagtes Ding. Aber sehr wahrscheinlich wird die Richtung über ein beständiges Experimentiren nicht hinauskommen. Die Kunst der Zukunft wird auf ganz anderen sozialen Grundlagen aufgebaut sein.

Notizen.

Die Steigerung der Gemeindelasten nimmt die öffentliche Aufmerksamkeit weit weniger in Anspruch wie die Ausgabenvermehrung der Staaten und Reiche, und doch ist die Finanznoth der Gemeinden im Allgemeinen bei weitem die größte: fast alle von Alters her vererbten Aufgaben hat man ihnen belassen, die bequemsten und einträglichsten Einnahmequellen der Staaten und Reiche aber hat man ihnen verschlossen; besonders die indirekte Besteuerung haben Gewaltigere mit Beschlag belegt, die „Oktrois" der Kommunen spielen nur in wenigen Theilen Deutschlands noch eine Rolle.

Digitized by Google

Wir sind auf diese Verhältnisse bereits mehrfach zu sprechen gekommen (vergl. u. A. Neue Zeit 1889, S. 142 über die österreichischen Zustände) und werden noch öfter Gelegenheit haben, sie zu berühren. Heute sei uns nur gestattet, an der Hand der Mittheilungen der „Großherzoglich Hessischen Zentralstelle für Landesstatistik" und der jährlichen Berichte aus Frankreich die moderne Entwicklung der Gemeindefinanzen von Neuem zu beleuchten.

Auch in Hessen sind die Aufgaben und Ausgaben der Gemeinden stetig gestiegen. Man erhob dort an Kommunalsteuern 1878 6,71 Millionen Mark, 1881/82 8,15 Millionen, 1884/85 9,24 Millionen, 1887/88 10,12 Millionen. 1878 standen die Kommunalsteuern noch lange nicht den direkten Staatssteuern gleich, sie nahmen nur 87,97 Prozent derselben in Anspruch; 1881/82 aber standen sie bereits 4,08 Prozent über den letzteren, 1884/85 sogar 13,96 Prozent, 1887 88 vollends 20,26 Prozent. Dazu machten die hessischen Gemeinden auch noch fleißig Schulden: 1884 begnügten sie sich noch mit 45,98 Millionen Mark, 1887 hatten sie deren 55,40 Millionen. Freilich befinden sich die hessischen Gemeinden in der relativ günstigen Lage, ein ziemlich bedeutendes Gemeindevermögen, hauptsächlich aus der Zeit des kommunalen Gemeinbesitzes noch ererbt und nicht verschleudert zu haben: 70,06 Millionen Mark gehören ihnen an Waldungen, 47,48 Millionen an Feldgütern, 42,13 Millionen an Gebäuden, 18,44 Millionen an nutzbaren Rechten, 13,96 Millionen an Aktivforderungen; zusammen beträgt ihr Vermögen 192,07 Millionen. Gegen Preußen ist das ganz zweifellos ein wesentlicher Vorsprung, denn in Preußen betrugen 1883/84 — eine spätere Statistik besitzen wir hier nicht — die Kommunalsteuern 131,09 Prozent der direkten Staatssteuern, und in Preußen ist das Gemeindeeigenthum zweifellos viel geringfügiger, selbst in Hessen-Nassau, Schlesien und Sachsen, die hier noch am günstigsten dastehen.

Nicht anders wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in Frankreich. Auch hier steigt die Belastung der Gemeinden rapide. Die Zahl der Kommunen mit niedrigen Zuschlägen zu den direkten Staatssteuern geht beständig zurück; die Gemeinden, deren Zuschläge über die Staatssteuer hinausgehen, wachsen zusehends. Gemeinden, die noch nicht 15, bezw. 15—30 und 31—50 Prozent der direkten Staatssteuern als eigenen Zuschlag erhoben, zählte man gegen das Vorjahr 1889 184, bezw. 82 und 60 weniger. Gemeinden mit 51—100, bezw. mehr als 100 Prozent Zuschlag zählte man jedoch 126, bezw. 208 mehr. Dabei sind in den französischen Gemeinden die indirekten Verbrauchsabgaben (Oktrois) noch ganz anders entwickelt wie bei uns, von 279,60 Millionen Franks in 1888 stiegen sie auf 283,71 Millionen in 1889; 1525 von 36 131 französischen Gemeinden erhoben Oktrois. Und die Steigerung der französischen Gemeindelasten würde noch viel mehr hervortreten, wenn den französischen Kommunen in demselben Maße wie den deutschen die Zwangsarmenpflege zufiele. Trotz alledem ist das Bild in Frankreich nur um wenige Grade heller, wie für Deutschland, sodaß wir auch hier auf eine allgemeine Erscheinung der modernen Finanzentwicklung stoßen. —ms.

Indien wächst immer rascher in die kapitalistische Produktion und in die vielseitigsten internationalen Handelsbeziehungen hinein. Seine Ausfuhr steigt ohne Unterbrechung; in dem Fiskaljahr 1885/86 (1. April 1885 bis 31. März 1886) betrug sie 807 Millionen Rupien (eine Rupie = ca. 1,92 Mark in Silber), 1886/87 dagegen 849 Mill., 1887/88 864 Mill., 1888/89 926 Mill., 1889/90 991 Mill. In erster Linie steht dabei natürlich die Baumwolle; sie ist seit 1871 noch niemals in solchen Massen und zu so lohnenden Preisen aus Indien exportirt worden wie 1889. Dann kommen nach der Wichtigkeit für den Export Getreide und Hülsenfrüchte. Die Ausfuhr an Reis stieg auf über 100 Mill. Rupien, die von Weizen stand auf etwa 58 Mill., während sie 1888/89 allerdings über 75 Mill. Rupien betragen hatte. Indien beginnt aber auch die Verarbeitung des Weizens mehr und mehr in die Hand zu nehmen, Bombay besitzt Dampfmühlen mit der modernsten europäischen Ausstattung, die auch den billigeren persischen Weizen bereits mit vermahlen, und die im Vorjahre gegen 48 Millionen Pfund verschifften. Davon geht freilich nur ein ganz unbedeutender Theil nach Europa, besonders nach Belgien; mit der Zeit dürfte aber das indische Mehl dem amerikanischen ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Die Theeausfuhr ist geradezu rapid gewachsen; von 78,7 Mill. Pfund in 1886/87 auf 97 Mill. in 1887/88 und 103,8 Mill. in 1888/99. Den Haupttheil davon beansprucht der Londoner

Digitized by Google

Markt, auf dem der indische Thee mehr und mehr den chinesischen verdrängt. — Auch die Ausfuhr von Baumwollfabrikaten zeigt einen großen Aufschwung. Zwar fiel der Export von Baumwollzeugen von 1888 89 auf 1889/90 von 70 auf 60 Mill. Yards, der von Baumwollgarnen aber wuchs von 128,9 Mill. Pfund auf 142 Millionen. Daß erstere Abnahme nicht auf eine Abnahme der Produktionsfähigkeit hindeutet und daher wohl nur ganz vorübergehend ist, zeigt die Statistik der Baumwollfabriken. Man zählte in Indien:

	Fabriken	mit Spindeln	mit Webstühlen
1876/77	47	1 100 112	9 139
1877/78	53	1 289 706	10 533
1878/79	58	1 436 464	12 983
1879/80	58	1 470 830	13 307
1880/81	58	1 471 730	13 283
1881/82	62	1 550 944	14 386
1882/83	62	1 654 108	15 116
1883 84	74	1 895 284	16 251
1884/85	81	2 037 055	16 455
1885 86	86	2 110 847	16 455
1886 87	94	2 261 561	17 455
1887/88	97	2 375 739	18 840
1888/89	108	2 670 022	22 156
1889/90	114	2 894 635	22 078

Mehr als 98 000 Personen waren Anfangs 1890 in diesen Fabriken beschäftigt, die hauptsächlich den chinesischen Markt versorgen. Den Baumwollkönigen von Lancashire, die bisher thatsächlich ein Monopol auf dem indischen Markt besaßen, macht sich diese beginnende Umwälzung in den Produktionsverhältnissen bereits unangenehm fühlbar, wenn ihr interessirtes Geschrei auch übertrieben ist: 1889/90 gingen für 16 300 000 Rupien weniger Baumwollgarne und -Stoffe nach Indien. Auch der Kohlenimport nahm ab, weil die indischen Kohlenschätze nunmehr auch aufgeschlossen zu werden beginnen. Aber Maschinen und Apparate wurden in bedeutend größeren Mengen von Europa nach Indien gesandt! So reißt die Bourgeoisie selber die rückständigen Völker in die kapitalistische Produktion hinein, so gräbt sie sich, um den Absatz für die Gegenwart zu erweitern, den Markt für die Zukunft ab. So entwickelt sie überall Produktivkräfte, die mit der heutigen Klassenherrschaft unverträglich sind, und die, indem sie nur allseitigere und gewaltigere Krisen schaffen, überall den Sieg des Sozialismus beschleunigen helfen.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Dreizehntes Kapitel.

Ueberraschungen.

„Morj'n Baron! Wohin so stürmisch?"

Es war elf Uhr Morgens, als Prinz Friedrich Herrn von Aurange auf dem Potsdamer Platz begegnete.

Der Legationsrath sah so unternehmend aus, als habe er vor, die Welt zum Frühstück zu verspeisen.

„Auf Flügeln der Liebe", sagte Aurange vergnügt. „Ich tose nämlich gerade zum Graveur, um hochfeudale Anzeigen bauen zu lassen."

„Anzeigen? Was denn?"

Digitized by Google

„Verlobungs-, natürlich. Mit geringerem gebe ich mich gar nicht mehr ab.“

„Donnerwetter, Aurange, Sie wollen doch nicht sagen? ....“

„Allerdings will ich; das heißt, natürlich nur wenn Eure Hoheit gestatten! Ich nehme also Gratulationen an, oder, um es rund heraus zu sagen: ich bin verlobt.“

„Ah! — Meine aufrichtigsten Glückwünsche, theuerster Baron! Verlobt also! — Darf man fragen gegen wen?“

Aurange zwinkerte pfiffig mit den Augen, über welchen er, obwohl er nicht kurzsichtig war, ein Lorgnon trug. „Wem der große Wurf gelungen“, deklamirte er, „einer Erbin Freund zu sein; ꝛc. Offiziell ist's noch nicht; doch soll es Ihnen kein Geheimniß bleiben, verehrter Prinz. Sie heißt Eugenie, — aber der Name ist natürlich Schall und Rauch. Viel wesentlicher ist es, daß die Dame alleinige Inhaberin von acht Millionen bar, etlichen Villen und einem famos bewirthschafteten Rittergut ist. Nun, mein Prinz, was sagen Sie nun? Habe ich Geschmack bewiesen?“

„Die Nettelboom?!“ rief der Prinz überrascht.

„Zu Befehl, Hoheit.“

„Donnerwetter, Aurange! Sie haben ja einen kolossalen Dusel!! — An dem Eisenpanzer dieser hartherzigen Schönen haben sich ja zahllose Aspiranten den Schädel eingerannt. Wir hielten die goldene Feste in der That für uneinnehmbar, aber es scheint fast, als sei Ihrem Eroberungsgenie nichts unmöglich.“

„Das hätte mir auch so leicht Keiner nachgemacht“, meinte Aurange mit gerechtem Stolz. „Es war kein geringer Aufwand von Geduld nöthig! Aber wer da ausharret, der wird gekrönt. Item, gestern Abend ist die Bombe geplatzt und (um bei Ihrem sinnigen Bilde zu bleiben) die uneinnehmbare Festungsmauer mit Sturm genommen worden. Nunmehr soll *meine* Flagge von den Thürmen wehen und *mein* Wappen das Stadtthor schmücken. Ich gedenke, Neid zu erregen.“

„Was mich anlangt“, sagte der Prinz, „so beneide ich Sie hauptsächlich um die Unbefangenheit, mit der Sie sich dem Glück hinzugeben verstehen.“

„Das will allerdings eben so gut verstanden sein, wie das Austern-Essen“, entgegnete Aurange behaglich. „Aber ich versichere Ihnen, ich fühle mich geradezu wie neu geboren, so als reicher Mann herumzugehen mit blödsinnigem Kredit. Ich frage mich nur: was ist jetzt überhaupt für mich unerreichbar?“ —

„Wenn Sie am Höchsten stehen, Baron, so gedenken Sie Ihres alten Zechgenossen.“

„Natürlich hege ich die zarteste Verehrung für meine zukünftige Gemahlin! Hoheit zweifeln doch nicht?“

„I wo wer' ik denn? Das Zweifeln ist eine schwächliche Sache! Immer schneidig drauf los geglaubt. Damit kommt man weiter.“

„Eugenie ist ja auch anerkannt schön und geistvoll und ihr seelenvoller Blick hat in der That etwas fesselndes. Daß sie ein wenig angejahrt ist, ist Pech für die Familie; aber es giebt immer noch Antikere. Wenn die Vergoldung so solide ist, behält auch das minder Moderne seinen Werth.“

„So spricht er von seiner zukünftigen Frau!“ dachte der Prinz innerlich entrüstet. „Daß diese Leute es nur nicht fühlen, wie sie sich damit in das eigene Gesicht fahren? Nicht einmal von einer alten Geliebten möchte ich in diesem Tone reden!“

Laut sagte er: „Die arme Gräfin Werdenried machte sich Hoffnungen auf Sie für Komtesse Asta. Die wird recht traurig werden.“

„Die Komtesse?“

Digitized by Google

„Nein; ihre Mutter."

Aurange lächelte spöttisch. „Möchte wissen, was mich an der Asta Werdenried hätte reizen sollen. Wenn's noch die andere wäre, die Feo! Die hat in der That viel Scharm. Und hinter den Ohren sitzen hat's die kleine Kröte auch. Ich gehe jede Wette darauf ein, daß sie den dicken Oldesloh schon jetzt anführt."

„Das wäre ihm ganz recht", bemerkte der Prinz scharf. „Es ist eine zu thörichte Anmaßung von dem Fabrikanten mit seinem Schmeerbauch und semmelblondem Haar, solch' ein entzückendes kleines Wesen an sich ketten zu wollen."

Aurange sah seinen wackeren Freund verstohlen von der Seite an. „Oho", dachte er überrascht, „sollte daher der Wind wehen?"

„Ja, wenn sie etwas von den Däusern meiner verehrten Braut hätte", lachte er, „dann hätten wir Beide den Strohkopf Oldesloh freilich längst aus dem Sattel gehoben. So aber ist sie für Unsereinen nichts."

„Dies verfluchte Geld!" seufzte der Prinz. „Und die verwünschten Rücksichten alle!"

„Man werfe die überflüssigen Rücksichten baldmöglichst über Bord!" rief Aurange.

„Wenn nur nicht so verteufelt schwer herauszufinden wäre, was davon überflüssig ist und was nicht."

„Das kann ich nicht finden, Prinz. Was uns fördert, ist der Berücksichtigung werth, was uns dagegen hemmt, oder beschwert, ist verwerflich. Zum Exempel ich: meine Individualität verlangt kategorisch nach einem Leben en grand seigneur, im großen Style. Was mir dazu verhelfen kann, ist für mich gut und nützlich und findet mich zu allen erdenklichen Opfern bereit. Was mir zum Hinderniß werden könnte, wird rücksichtslos bei Seite geschoben. Ist das nicht einfach genug?"

„Sehr einfach, in der That. Allein der meisten Menschen Moral-Kodex ist etwas komplizirter."

„Ja, weil sie gewöhnlich den Gewinn wollen, ohne den Einsatz zu wagen. Weil sie im großen Ganzen schwächlicher Natur sind und nicht den Muth haben, für die Forderungen ihres Selbst einzutreten. In dieser Hinsicht imponirt mir wirklich der gute Waldow. Er schöpft vergnügt die Sahne von anderer Leute Milchschüsseln und hat sich ganz gewiß sein Lebtag nicht mit Gewissensskrupeln abgegeben."

Der Prinz lachte. „Unter uns gesagt, ist Waldow doch eigentlich ein ganz gemeiner Hallunke."

„Ueber die Brücke seiner Freundschaft ging' ich auch nicht", meinte Aurange lächelnd. „Aber warum soll man ihn nicht nach seiner Façon selig werden lassen? Im Verkehr ist er doch sehr bequem und gelegentlich sogar recht amüsant."

Während dieser Unterhaltung waren die Freunde die Leipziger Straße entlang gegangen.

Vor dem Modemagazin von Haase blieb Aurange stehen.

„Ich denke, Sie steuerten auf den Graveur zu, Baron?"

„Erst will ich hier was Hübsches für meine kleine Lolo kaufen", sagte Aurange. „Die arme Puppe darf an einem solchen Glückstag nicht zu kurz kommen."

Lolo war ein Dämchen vom Ballet, die mit dem Baron auf vertrautem Fuße stand.

Der Prinz lachte. „Sie sind ein famoser Kerl, Aurange!"

„Um die Wahrheit zu sagen", entgegnete dieser, „so ists nicht eigentlich

Digitized by Google

Lolo, was mich nach diesem Magazin führt, sondern etwas viel interessanteres. Ich bin da nämlich einer Kuriosität auf die Spur gekommen."

„Das klingt ja sehr geheimnißvoll."

„Ist es auch. Eine als Konfektioneuse verkappte Märchenprinzessin. Etwas ganz apartes und wie mir scheint, ganz unzugängliches. Ich traf sie mal an 'nem Sonntag rein zufällig im Museum ..."

„Im Museum?!"

„Ja; und habe dann unglaubliche Mühe gehabt, sie wieder aufzustöbern. Uebrigens schmachte ich sie rein platonisch an."

„Na, na ...?"

„Nein, auf Ehre, es ist so."

„Sie haben mich wirklich neugierig gemacht."

„So kommen Sie mit in die Höhle der Chiffons und überzeugen Sie sich, ob ich zuviel gesagt habe."

Aurange trat von dem Prinzen begleitet ein und die Herren begaben sich ohne Weiteres in den zweiten Stock, wo die Kostüme gezeigt wurden.

Die Ladenfräulein schleppten auf Drahtgestellen eine Toilette nach der anderen heran und rühmten mit gut Berlinischer Zungenfertigkeit deren Vorzüge. Aber Aurange hatte an allen etwas auszusetzen.

„Ich wähle nichts", flüsterte er dem Prinzen zu, „ehe sie nicht erscheint. Noch habe ich sie nirgends entdecken können."

Der Prinz war einigermaßen gespannt.

„Rufen Sie doch einmal Fräulein Anna!" sagte die geplagte junge Dame endlich zu einer Gehilfin.

Aurange stieß den Prinzen an. „Jetzt passen Sie auf! Jetzt kommt sie."

Und richtig, im schwarzen Kleid, einen langen Bleistift in der einen, die Schneiderscheere in der anderen Hand, das schöne Gesicht von Arbeitseifer anmuthig belebt, trat Anne-Lise über die Schwelle.

Sie stutzte einen kleinen Augenblick, als sie Aurange bemerkte, faßte sich aber sofort und sagte ganz geschäftsmäßig: „Ich möchte die Herren bitten, mir so genau als möglich anzugeben, worauf es ankommt. Die Toilette soll also ..."

Plötzlich brach sie ab, und sah mit großen Augen verwundert auf den Prinzen.

Dieser war vor Ueberraschung vollständig starr, denn er hatte ihr Gesicht sofort wieder erkannt. Jetzt verbeugte er sich tief. „Gnädiges Fräulein erinnern sich meiner wohl nicht mehr", sagte er und nannte seinen hochtönenden Namen. „Wir haben uns vor einigen Jahren viel in Josephshagen gesehen."

„Um Gotteswillen, welch' unmögliche Situation!" sagte Aurange erschrocken. „Da habe ich ja in aller Unschuld etwas Schönes angerichtet! Wer hätte das aber auch ahnen können. Und noch dazu datirt die Bekanntschaft von Josephshagen her. Also muß Eugenie Bescheid wissen." — Aber Anne-Lise hatte sich nicht aus der Fassung bringen lassen. „O ja", antwortete sie dem Prinzen, „ich erinnere mich Ihrer jetzt ganz deutlich. Sie gestatten mir aber schon, mich hier auf das Geschäftliche zu beschränken. Unsere Zeit ist, bei der Fülle von Aufträgen, die uns zugehen, knapp bemessen." Damit wandte sie sich ungezwungen Aurange wieder zu und nahm die Verhandlung wieder auf.

Der Baron zeigte sich auf einmal sehr gefügig.

Indessen ließ der Prinz die schöne Direktrice nicht aus den Augen.

„Wie in aller Welt konnte sich diese Perle von einem Mädchen unter die Ladenmamsells verirren!" dachte er ganz außer sich. Er hatte wohl davon ge-

Digitized by Google

hört, daß die Rosens verarmt waren, und daß die Töchter des „charmanten“ Obersts selbst ihren Unterhalt erwarben. Aber damit hatte er irgend welche nebelhafte Gouvernanten-Ideen verbunden gehabt. So etwas wie dies, hätte er gar nicht für möglich gehalten! „Und keine Fürstin der Welt kann edleren Anstand und eine ruhigere Würde haben, als dies merkwürdige Mädchen!“ dachte er. Ihre gänzliche Gleichgiltigkeit gegen ihn und ihre Unabhängigkeit von den sozialen Vorurtheilen, unter denen er selbst so viel zu leiden wähnte, erboßten ihn beinah. Er fühlte deutlich, daß er diesen Eindruck nicht leicht würde abschütteln können. —

Vierzehntes Kapitel.

Im Salon Eugeniens.

Wenn Doktor Waldow sagte, der Ruf ihres Reichthums ziehe seiner Frau so viel Belästigungen zu, daß er sie kaum vor dem Zerrissenwerden schützen könne, so ließ sich ähnliches in fast noch höherem Maße von Fräulein Eugenie Nettelboom sagen. Eine fürstlich reiche, alleinstehende, edeldenkende Dame, — war sie nicht eigens dazu auf der Welt, um den tausend und aber tausend Anforderungen für Wohlthätigkeit und gemeinnützige Zwecke gerecht zu werden?

Wer einen neuen Verein gründete, mußte den Namen Nettelboom auf der Mitgliederliste haben; wo es eine Sammlung galt, suchte man Fräulein Nettelboom oben auf der Liste der Unterzeichneten zu haben. Bei Bazaren und dergleichen spekulirte man auf größere Geschenke ihrerseits. Bei Wohlthätigkeitskonzerten u. s. w. rechnete man mit Sicherheit darauf, daß sie die Billets gleich dutzendweise nahm, oder das zehnfache Eintrittsgeld zahlte. Auf solche Art ins Unbegrenzte hinein besteuert, hätte ihr Vermögen allmälig zusammenschmelzen müssen, wäre es nicht, dank der weisen Fürsorge des seligen Nettelboom, in den Händen einer sehr geschickten Verwaltung gewesen. Es war des Vaters ausdrücklicher, testamentarisch niedergelegter Wille, daß das Vermögen seiner Tochter, so lange sie lebte, und natürlich auch, wenn sie sich verheirathete, unter jener Verwaltung bleiben solle. Diese Klausel hatte Eugenie niemals als drückend empfunden; sie erschien ihr wie etwas ganz selbstverständliches und beschäftigte kaum je ihre Gedanken. Die wenigsten Menschen wußten auch etwas davon; Aurange ahnte nichts dergleichen.

Dafür aber, daß Eugeniens Haus von begehrlichen Besuchern beiderlei Geschlechts selten leer wurde, behielt sie sich gewisse Tage für ihre eigentlichen, wirklichen Freunde vor. Aurange hatte sie hie und da wohl von ihrem kleinen auserwählten Kreis reden hören, aber der Zutritt war ihm bis jetzt nicht gewährt worden. Er mußte es sich darum wohl schätzen, daß sie ihm am Tage, der ihrer Verlobung folgte, sagte: „Und morgen werde ich Dich im pompejanischen Zimmer erwarten!“ Dies „pompejanische Zimmer“ hatte er noch nie betreten. Es war, so zu sagen, ihr Allerheiligstes.

* * *

Die „Intimen“, oder wenigstens einige derselben, hatten sich zu der gewohnten Stunde eingefunden.

„Die Ehe“, dozirte Doktor Gallus, „ist unstreitig die vollkommenste Lebensform, und nur wer sie kennen gelernt hat, darf sagen, daß er den Beruf des normalen Menschen ganz erfüllt und das Dasein in seinen Höhen und Tiefen ausgekostet habe. Ich kann daher Ihnen, verehrte Eugenie, nur Recht geben und billige es vom Standpunkt der gesunden Moral durchaus, wenn Sie Ihre Freiheit der Erfüllung des höchsten Menschenberufes zu opfern entschlossen sind.“

Digitized by Google

Eugenie lauschte dem Assessor, als seien dessen Worte ein Evangelium. Sie fühlte sich unsicher, seit die lebhafte, ja leidenschaftliche Zuneigung für Aurange ihr Empfinden mehr und mehr beherrschte. Gallus' Ehehymnus war ihr eine willkommene Bekräftigung ihres Herzensverlangens.

Lenore von Rosen dagegen schüttelte den Kopf. „Wenn Sie recht haben", sagte sie zu Gallus, „so wäre also nur einem kleinen Bruchtheil der Menschheit vergönnt, zur Vollendung seines Wesens zu gelangen?"

„Allerdings", erwiderte Gallus lebhaft. „So will es die Haushaltungsweise der Natur. Sie schafft zahlreiche Individuen, die sie zu Gunsten einiger weniger unentwickelt zu Grunde gehen läßt. Die Vielen bilden lediglich den Nährboden für jene wenigen Auserwählten. Denken Sie doch, wie viele Blätter ein Baum treibt, ehe sich eines zur Blüthe entwickelt! Die Natur führt ein ausgeprägt aristokratisches Regiment."

„Das hat mir vor Kurzem ein Herr mit fast denselben Worten gesagt!" rief Anne-Lise von Rosen betroffen. Jener sie verfolgende Aristokrat, der sie sogar im Geschäft aufsuchte und Assessor Gallus waren einander so unähnlich wie möglich. Und doch redeten sie mit denselben Worten! — War das nicht wunderlich?

„Jeder furchtlose und konsequente Denker muß zu demselben Schluß gelangen", meinte Gallus.

„Ich mag an eine so grausame Weltordnung nicht glauben!" sagte Eugenie. „Und wenn ich daran glauben müßte, so würde ich mit Bewußtsein gegen solche Härte Front machen, wie Dostojewsky. Dieser Dichter des mitleidigen Erbarmens erzählt einmal von einer Mutter, die es ansehen mußte, daß ein roher Gutsherr ihr Kindchen von seinen Hunden hetzen und zerreißen ließ. Durch welche Paradiesesfreuden, fragt er, will ein gerechter Gott den Jammer dieser Augenblicke aufheben?! Und er fügt hinzu: ich verzichte auf jede Art von Seligkeit, die durch solche Unseligkeit erkauft werden muß."

„So wären Sie der Meinung des Russen, Eugenie?"

„Ja."

„Ich halte das für eine bedauerliche Schwäche."

Eugenie lachte. „Verbindlich wie immer. Danke schön. Aber die Menschheit besteht eben zum weitaus größeren Theil aus Schwachen."

„Nur daß Individuen wie Sie, Eugenie, und der genannte Dostojewsky nicht darunter zählen. Nein, ich hätte vielleicht nicht Schwäche sagen sollen, sondern Irrthum. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, wenn die Starken wähnen, ihre Kraft sei ihnen gegeben, um die Schwachen aufrecht zu halten. Die Schwachen sind von der Natur selbst als minderwerthig gekennzeichnet; ihr Dasein ist von untergeordneter Bedeutung und nur von Werth, soweit es die Vorzüglicheren gleichsam trägt. Ihre Lebensfähigkeit, indem man sie stützt und pflegt, künstlich zu verlängern, heißt gegen die höchsten Gesetze operiren."

Eugenie schwieg sinnend; aber Lenore fragte: „wozu sollen denn nun nach Ihrer Ueberzeugung die Starken ihre Kraft gebrauchen?"

„Zu ihrer eigenen Entwicklung", antwortete er. „Sie sollen mit den kräftigen Ellenbogen um sich stoßen, und sich Raum zu freier Entfaltung, Licht und Luft schaffen. Schneidet doch auch der Gärtner rücksichtslos Zweige, Blätter und Ranken fort, die die Blüthe oder Frucht in ihrer Entwicklung beeinträchtigen. Und was nun das Eheschließen anbetrifft, so sollen überhaupt nur die vollkommensten Menschenexemplare sich unter einander verbinden, während den an Seele oder Leib Gebrechlichen das Heirathen am Besten ganz zu untersagen wäre.

Digitized by Google

Nur so hätte die Menschheit Aussicht auf Vervollkommnung, aber nie und nimmermehr durch systematische Aufpäppelung der Krüppelhaftigkeit."

„Sie wollen also die herrschenden Gegensätze zuspitzen, anstatt sie nach Möglichkeit auszugleichen", meinte Lenore. „Wie denken Sie sich das Ende davon?"

„Ein Zweikampf, aus dem der Stärkere als Sieger hervorgeht."

„Allein, oder mit seinem Weibchen?"

„Mit dem Weibchen natürlich. Denn Mann und Weib ehelich verbunden, machen erst den vollkommenen Menschen aus."

„Und dann fängt das alte Lied von vorne an?"

„Ja; wahrscheinlich. Ein jüngeres Menschengeschlecht tritt an die Stelle des älteren. Das ist der naturgemäße Fortgang."

Hier trat, seinen Pelzmantel über dem Arm, Doktor Trautmann ein.

„Da bin ich endlich, verehrte Freunde!" rief er; „endlich wieder einmal in unserer vortrefflichen Eugenie Heiligthum! Ist es wahr, daß Sie einen Lebensgefährten erwählt haben, theuerste Freundin?"

„Ja, denken Sie sich, lieber Trautmann", antwortete Eugenie anmuthig erröthend, „in meinen Jahren! Was sagen Sie dazu?"

Trautmann drückte bewegt ihre Hand. „Möge der Glückliche Sie beglücken, wie Sie es verdienen!" sagte er innig.

„Er ist sehr gut!" versicherte Eugenie mit Wärme. „Eine edle, reine Natur, der die große Welt, in der er sich bewegt hat, seltsamer Weise nichts von seiner ursprünglichen Zartheit und Frische genommen hat. Ich hoffe, er wird noch kommen. Dann können Sie selbst urtheilen."

„Wozu tragen Sie denn immer Ihren Mantel, Doktor Trautmann?" fragte Anne-Lise.

„Ach ja! ich wollte eine der Damen bitten, mir den Pelz von Kragen und Aermeln herunter zu trennen."

„Aber wozu denn, bester Trautmann?" rief Eugenie.

„Ich will nicht mehr damit herumlaufen. Ein paar in Lumpen gewickelte Kinder riefen einander, als ich an ihnen vorbei ging, halb lachend, halb neidisch zu: „den frierts freilich nicht!" Man schämt sich ja."

„Erlaube, lieber Trautmann", rief Gallus, „das ist einmal wieder ein Einfall, der an Verrücktheit grenzt!"

„Es ist kein Einfall, sondern meine Empfindung", entgegnete Trautmann.

Lenore lächelte ihm freundlich zu. Sie hatte eine besondere Vorliebe für den unpraktischen Gemüthsmenschen Trautmann. Mit seinem leidenschaftlichen Antheil an dem verkürzten Theil der Menschheit sympathisirte sie durchaus.

Anne-Lise hatte sich den Mantel geben lassen, und mit der Scheere, die sie am Gürtelband trug, begann sie hurtig, den Pelz loszutrennen.

„Nun bestärken Sie ihn auch noch in seinen Thorheiten!" eiferte Gallus.

„Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir", zitirte Anne-Lise halb lachend.

Eugenie seufzte. Wie oft hatte sie sich diesen Muth gewünscht!

Trautmann war, wie gewöhnlich, in lebhafter Erregung. Er setzte sich auch nicht, sondern wandelte redend und wie ein Schauspieler gestikulirend auf und ab.

„Es ist unfaßlich", begann er, „an welchem Elend die sogenannten frommen und guten Menschen vorübergehen können, während sie das matt brennende Lämpchen ihres Menschlichkeitsgefühls an irgend einem weltfernen Phantom anfachen. Da begegnete mir eben der gute Pastor Hornekamp und wollte mich

Digitized by Google

überreden, einem Anti-Sklavereiverein, den er zu gründen vor hat, beizutreten. „Mit Hand und Herz bin ich dabei, Herr Pastor", hab' ich gesagt, „wenn es nämlich eine Befreiung unserer Arbeitssklaven gilt." „Arbeitssklaven?" rief er; „das hat ja mit unserer Sache gar nichts zu thun, bester Doktor!" Und nun fing der gute Mann an, mich von den Gräueln der Sklavenjagden in Afrika zu unterhalten. Ich sagte ihm: wenn der letzte Berliner und die letzte Berlinerin in einer gesunden Wohnung lebt, ihr tägliches Brot hat und also ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein zu führen im Stande ist, dann, ja dann will ich vielleicht daran denken, die Lage der Afrikaner zu verbessern. Ehe wir das Elend um uns her gehoben, sprecht mir nicht von Pflichten gegen die Bewohner anderer Welttheile. — Das sagte ich ihm. Und, in der That, was wollen einzelne, gegen wilde Völker verübte Rohheiten und Gewaltthaten bedeuten, gegen die namenlose und grauenhafte Quälerei, in der wir in unserer eigenen Stadt Mitbürger und Mitbürgerinnen verkommen lassen! — Gestern kam ich in die Wohnung meines ehemaligen Schuhmachers, der die Auszehrung hat. Ich klettere vier Treppen hoch in einem lichtlosen, nach feuchtem Kalk riechenden Hofgebäude, trete in ein übelriechendes Loch von Zimmer und finde ein Weib, nur mit einem Hemd und Rock bekleidet, auf Händen und Füßen an der Diele kriechend. Ein Säugling schrie irgendwo, eine Jammergestalt von einem skrophelkranken Kind lag im Bette. Das Weib war zum Skelett abgemagert und ihre Augen glühten im Fieber. Auf meine Fragen stammelte sie: „es ist die Krankheit, lieber Herr. Ich komme nicht mehr auf die Füße; aber die Kinder müssen doch besorgt werden." Ich trug sie ins Bett und holte einen Arzt, unseren Freund Brudermeyer natürlich. Der fragte sie aus. Nachher sagte er mir, sie habe den Flecktyphus in Folge übermäßiger Anstrengung und von Hunger."

„Ach, leider ist dies kein vereinzelter Fall!" seufzte Lenore; „vor wenigen Tagen starb hier eine junge Offiziersfrau an Entkräftung und ihr Hausarzt sagte mir mit Thränen in den Augen: hätte sie täglich ein Beefsteak essen können, so wäre sie frisch und gesund geblieben. Aber die Mittel waren nicht vorhanden. Sie hat den Mann bewogen, im Speisehaus zu essen und hat selbst nur von Kartoffeln gelebt, und das Dienstmädchen, das vom Lande war, hat sich von Hause Kuchen schicken lassen, um ihn der Frau zuzustecken. Es ist Thatsache."

„O wie entsetzlich traurig!" rief Anne-Lise und dachte an Kuno. „Ich kann es keinem Mann verdenken, wenn er auf solche Gefahren hin nicht ein armes Mädchen heirathen mag."

Es folgte ein trübes Schweigen, welches durch den Eintritt des Baron von Aurange beendet wurde.

Halb neugierig, halb spöttisch hatte der Legationsrath die Pforte des Sanktuariums geöffnet, aber sein Erschrecken war nicht klein, als sein erster Blick auf die Gestalten der schönen Anne-Lise von Rosen und ihrer weisheitträufenden älteren Schwester fiel! —

Eugenie flog ihm jubelnd entgegen. Er schien ihr in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl, der siegreich in das trostlose Dunkel hineinleuchtete, das die Erzählungen der Freunde heraufbeschworen.

Lenore erkannte mit Entsetzen den Helden aus dem Museum und mit Entsetzen bemerkte sie das Aufleuchten beglückter Liebe in Eugeniens Augen. „Nun sei Gott ihr gnädig und schlage sie mit Blindheit!" dachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 17. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Zur Frage des ehernen Lohngesetzes.

Von Ed. Bernstein.

V. Das Bevölkerungsgesetz der kapitalistischen Großproduktion.

Wie mit der Lohnfondstheorie verhält es sich mit dem Bevölkerungsgesetz. Dasselbe konnte nur entstehen auf dem Boden einer Produktionsweise, die bereits den mittelalterlichen Zunftverband gesprengt hatte, aber doch noch sehr viel Elemente des alten Handwerks beibehielt und sich nur langsam fortentwickelte, d. h. der Manufaktur. Auch das Mittelalter hatte sein Bevölkerungsgesetz gehabt, aber dasselbe galt lokal, nicht national, und wie das Zunfthandwerk seine Bevölkerungsfrage zu lösen pflegte, ist bekannt. Mit der Verbesserung der Landstraßen und der allmäligen Beseitigung der den Handel und Verkehr beeinträchtigenden Beschränkungen, verlor die lokale Bevölkerungsfrage jede Bedeutung, aber das Vorurtheil starb damit nicht aus. Es tauchte wieder auf als allgemeines Bevölkerungsgesetz, und die Rückständigkeit in der Agrikultur, die zwar bereits kapitalistisch betrieben ward, aber deren Grundlage noch im Wesentlichen die bäuerliche Bodenbearbeitung bildete, sowie ferner die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel, die noch keinen kontinuirlichen internationalen oder interkontinentalen Verkehr auf großer Stufenleiter gestatteten, sind weitere Erklärungsgründe für die Verbreitung desselben im vorigen Jahrhundert. Seitdem jedoch Dampfschiff und Dampfwagen in einer Weise mit den Entfernungsschwierigkeiten aufgeräumt haben, daß die Beförderung kalifornischen Weizens nach Berlin oder Frankfurt am Main weniger Zeit erfordert, als ehedem der Transport einer Last Getreide von der einen der genannten Städte zur andern, seitdem die Anwendung der modernen Technik und die Fortschritte der Agrarwissenschaften, insbesondere der Agrikulturchemie, die ganze Landwirthschaft revolutionirt und alle bisherigen Anschauungen von der natürlichen Grenze der Ertragfähigkeit des Bodens über den Haufen geworfen haben, kann von einem Bevölkerungsgesetz, wie es die klassische Oekonomie verstand, nicht mehr die Rede sein. Es fehlt ihm auch der letzte Rest materieller Begründung. Wenn trotzdem die sogenannte realistisch-historische Schule in der Nationalökonomie, wie sie in Deutschland W. Roscher begründet hat, an der Malthus'schen Lehre festhält, natürlich nachdem sie sie ihrer rücksichtslosen ursprüng-

Digitized by Google

lichen Formulirung entkleidet — sie „gereinigt" hat, um mit Herrn Brentano zu reden, so erklärt sich das aus dem Umstande, daß ihre ökonomische Untersuchung, abgesehen von ihren sonstigen Qualitäten, zu bürgerlich wohlerzogen ist, um weiter zu gehen als „bis gestern". Dies ist notabene auch das Geheimniß ihrer Erhabenheit über die klassische Nationalökonomie, mit der sich Herr Brentano vor drei Jahren in Wien so pfauenhaft spreizte. Es ist heut ungemein billig, über die Abstraktionen der klassischen Oekonomie klug zu reden, aber auf der einen Seite noch immer an der auf dem Boden der Manufaktur erwachsenen Lehre festhalten, daß „die Menschen die Tendenz haben, sich rascher zu vermehren, als die Masse der Nahrungsmittel", und auf der andern Seite „den Einfluß des relativen Rückgangs oder des Fehlens der Nachfrage", als den entscheidenden Faktor in der „Morphologie der Industrie" hinstellen, das verräth eine Betrachtungsweise, die Alles ist, nur nicht historisch.

Der „relative Rückgang der Nachfrage" — das ist allerdings der modernen Industrie ganzer Jammer. Und ebenso der Landwirthschaft, wenn es überhaupt noch einen Sinn hat, Industrie und Landwirthschaft als Zweige der Produktion grundsätzlich zu trennen. Nicht „zu viel Menschen" sind auf der Welt, sondern „zu viel" Lebens- und Genußmittel, „zu viel Waaren". Wir leben im Zeitalter der chronischen Ueberproduktion, und nicht nur einer auf der Unterkonsumtion der Massen beruhenden. Es wird Niemand einfallen, die Letztere zu leugnen, aber erstens hat dieselbe schon bestanden, ehe es noch Krisen gab, und zweitens würde, wenn nur die mangelnde Kaufkraft der Massen, wie zuweilen erklärt wird, die Ursache der Ueberproduktion bildete, die Thatsache ganz unerklärlich sein, daß die Krisen, diese akuten Stadien der Ueberproduktion, jedesmal vorbereitet werden durch eine Periode, worin „der Arbeitslohn allgemein steigt und die Arbeiterklasse realiter größeren Antheil an dem für Konsumtion bestimmten Theil des jährlichen Produkts erhält". (Marx, „Kapital", 2. Bd., S. 406.) In jener Periode „steigt die Konsumtion nothwendiger Lebensmittel; die Arbeiterklasse (in die nun ihre ganze Reservearmee aktiv eingetreten) nimmt auch momentan Antheil an der Konsumtion ihr sonst unzugänglicher Luxusartikel, außerdem auch an der Klasse der nothwendigen Konsumtionsartikel, die sonst zum größten Theil „nothwendige" Konsumtionsartikel nur für die Kapitalistenklasse bildet" (Marx, a. a. O.) — und doch Ueberproduktion — ja gesteigerte Ueberproduktion, die zum momentanen Zusammenbruch der ganzen Herrlichkeit der Bourgeoisiewirthschaft führt.

Will man unter solchen Umständen ernsthaft von einem Bevölkerungsgesetz sprechen, so ist es klar, daß dasselbe grundverschieden sein muß von der Malthus'schen Lehre, und nicht blos „von manchen Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, mit denen sie zuerst vorgetragen wurde, gereinigt". (Brentano, „Die Arbeitergilden der Gegenwart", 2. Bd., S. 170.) Wo alle Voraussetzungen den Thatsachen in's Gesicht schlagen, da ist nichts zu „reinigen", sondern rund heraus zu erklären, daß die Theorie, wenn sie je richtig war, total hinfällig geworden ist in einer Zeit, wo das ganze Unternehmerthum, agrarisches wie industrielles, beständig klagt, daß die Produkte die ganz unqualifizirbar-unmalthusianische „Tendenz" haben, sich schneller zu vermehren als die Nachfrage — die nachfragenden Menschen, und wo irgend nur möglich sich gegenseitig verpflichtet, „kluge Vorsicht und Enthaltsamkeit" — die Zauberformel der Malthusianer, der gereinigten wie der ungereinigten — zu üben in der Erzeugung von — Gebrauchswerthen.

Allerdings hat auch die moderne, großkapitalistische Produktionsweise ihr Bevölkerungsgesetz, wie denn, nach dem Ausspruch von Karl Marx, „jede besondere historische Produktionsweise ihre besonderen, historisch giltigen Populations-

Digitized by Google

gesetze hat" („Kapital", 1. Bd., S. 656). Und es wird nach dem bisher Ausgeführten, dem engen Zusammenhang zwischen Lohnfrage und Bevölkerungsfrage, einleuchten, daß der Satz implizite besagt, daß auch jede besondere historisch-giltige Produktionsweise ihre besonderen historisch-giltigen Lohngesetze hat. Die Gesetze, die heute die Löhne der Arbeiter bestimmen, können gar nicht die gleichen sein, wie die vor hundert oder gar vor hundertundfünfzig Jahren wirkenden, sofern man nicht gemeinplätzliche Wahrheiten, wie die vier Spezies für die bestimmenden Gesetze der Oekonomie ansieht und aus der Thatsache, daß auch heute noch $1 \times 1 = 1$ und $1 - 1 = 0$ ist, den Schluß zieht, daß genau heute wie vor hundert und hundertundfünfzig Jahren Angebot und Nachfrage und das Existenzminimum des Arbeiters, den Arbeitslohn regeln. Wenn nur nicht Angebot und Nachfrage selbst heute ganz anders aussähen, wie vor hundert Jahren, und das berühmte Existenzminimum ein gar so elastisches Ding wäre!

Im dreiundzwanzigsten Kapitel des „Kapital", „das allgemeine Gesetz der Akkumulation", hat Marx die Umstände entwickelt, welche unter dem Einfluß der modernen kapitalistischen Produktion und ihrer stetigen Fortentwicklung Angebot und Nachfrage der Waare Arbeitskraft, bestimmen, und wieder kann ich nicht umhin, den Leser auf das Studium des Originals zu verweisen, nicht nur eines der wichtigsten Kapitel des ganzen Werkes, sondern zugleich auch dasjenige, in dem Marx neun Zehntel seiner Kritiker, ohne sie gelesen zu haben, a priori widerlegt hat.

In der That kann nur totale Unbekanntschaft mit diesem Kapitel es fertig bekommen, von einem Ricardo-Marx'schen oder Marx-Lassalle'schen Lohngesetz zu sprechen, oder gar, wie es Herr Brentano in dem im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes zitirten Artikel thut, zu erklären, „Marx wie Rodbertus haben gleichmäßig (!) gelehrt, daß innerhalb der kapitalistischen Produktion der Lohn nothwendig auf die zur Erhaltung und Fortpflanzung nöthigen Subsistenzmittel beschränkt bleibe". Schon die bloßen Ueberschriften der Unterabschnitte des Kapitels zeigen, daß Marx die Frage von Gesichtspunkten aus untersucht, die Keiner seiner Vorgänger, bezw. Zeitgenossen, berücksichtigt oder selbst nur angedeutet hat.

„Wachsende Nachfrage nach Arbeitskraft mit der Akkumulation, bei gleichbleibender Zusammensetzung des Kapitals", lautet der erste Abschnitt. Er entwickelt die für die Arbeiter günstigsten Möglichkeiten der Kapitalsvermehrung. Bleibt die Zusammensetzung des Kapitals gleich, d. h. erheischt eine bestimmte Masse Produktionsmittel stets dieselbe Masse Arbeitskraft, um in Bewegung gesetzt zu werden, so bedeutet Vermehrung des Kapitals gleichzeitig Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit. Die Arbeiter kommen in die Lage, bessere Lebensbedingungen durchzusetzen, sich neue Bedürfnisse anzugewöhnen, oder, um es anders auszudrücken, von dem Mehrprodukt ihrer Arbeit strömt ihnen ein größerer Theil als bisher in Form von Zahlungsmitteln wieder zu. Indeß dieser idyllische Zustand hat seine Schranke. Die Abnahme des Quantums unbezahlter Arbeit, die der Arbeiter dem Kapitalisten leistet, kann „nie bis zu dem Punkt gehen, wo sie den kapitalistischen Charakter des Produktionsprozesses ernsthaft gefährden würde". Steigt der Arbeitspreis bis zu einer Höhe, wo der Profit so stark beeinträchtigt wird, daß der Stachel des Gewinns abstumpft, so erschlafft die Akkumulation und nimmt ab. Mit ihr aber nimmt auch das Mißverhältniß zwischen Kapital und ausbeutungsfähiger Arbeitskraft ab. Die Nachfrage nach Arbeitern läßt nach, und der Arbeitspreis — der Lohn — „sinkt wieder zu einem den Verwerthungsbedürfnissen des Kapitals entsprechenden Niveau". (Marx, a. a. O.) Das braucht indeß nicht immer gerade sein Minimalniveau zu sein, so nahe es

Digitized by Google

demselben auch oft kommen mag, ja, es kann sogar noch höher sein als das ursprüngliche, da bei Zunahme des Kapitals, trotz abnehmender Rate des Mehrwerths, dessen Masse noch wachsen kann.*) Weil nun, wenn die Akkumulation schnell vor sich geht, die Nachfrage nach Arbeitern zu steigen pflegt, und wenn sie nachläßt oder stockt, die Nachfrage nach Arbeitern fällt, so zieht die auf Malthus schwörende Oekonomie daraus den Schluß, daß das eine Mal zu wenig und das andere Mal zu viel Lohnarbeiter existiren, und ertheilt der Arbeiterklasse die weise Lehre, sie möge durch „kluge und vorsichtige Maßregeln" ihre Fortpflanzung so einrichten, daß sie immer nur in der, dem Kapital gerade genehmen Anzahl vorhanden sei. Alsdann werde sein Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Es wird dem Leser wohl nicht entgangen sein, daß die im Vorstehenden entwickelte Alternative keine andere ist, als die dem „ehernen Lohngesetz" zu Grunde liegende, und er wird jetzt begreifen, warum bürgerliche Pfiffikusse vom Schlage des Herrn Brentano dasselbe für etwas gar nicht so Uebles — gar nichts „Entsetzliches" — erklären; schade nur, daß was zu der Zeit, da die Klassiker der politischen Oekonomie lebten, wenigstens relative Geltung hatte, seitdem längst durch die weitere Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise ad absurdum geführt worden ist.

Bei Adam Smith ist es ein selbstverständliches Axiom, daß im Verhältniß mit dem Wachsthum des Kapitals die Nachfrage nach Arbeitern wächst. Auch Ricardo hält noch im Großen und Ganzen an dieser Annahme fest. Erst in dem, bereits erwähnten Zusatzkapitel zur dritten Auflage seiner „Grundlegungen" giebt er zu, daß die Nachfrage nach Arbeit in Folge der Einführung von Maschinen oft nur „in abnehmendem Verhältniß" steigt und daß „die Meinung der Arbeiter, die Anwendung von Maschinen sei ihren Interessen häufig verderblich, nicht auf Vorurtheil und Irrthum (welch ein Ketzer!) beruht, sondern mit den richtigen Grundsätzen der politischen Oekonomie wohl vereinbar ist". (Principles etc., p. 239.) Indeß sind seine Beispiele nur hypothetisch und stützen sich auf keine erschöpfende Analyse des Produktionsprozesses des Kapitals.

„Relative Abnahme des variablen Kapitaltheils im Fortgang der Akkumulation und der sie begleitenden Konzentration"; unter diesem Titel führt Marx die oben skizzirte Untersuchung weiter. In diesem zweiten Abschnitt wird der Nachweis geliefert, daß mit dem Anwachsen des Kapitals eine Revolution vor sich geht in seiner „organischen Zusammensetzung", wie Marx das Verhältniß zwischen dem konstanten, dem in Produktionsmittel, und dem variablen, dem in Arbeitskraft umgesetzten Kapitaltheil nennt. Der Konkurrenzkampf der Unternehmer wird durch Verwohlfeilerung der Waaren geführt, und diese hängt, unter sonst gleichen Umständen, von der Produktivität der Arbeit ab. Diese wird erhöht durch Weiter-

*) Zur Erläuterung ein Beispiel. Ein Unternehmer beschäftigt 100 Arbeiter bei einem Lohn von drei Mark pro Tag und einer Mehrwerthsrate von 100 Prozent, d. h. ebenfalls drei Mark. Sein Kapital wächst, er vergrößert sein Geschäft und braucht jetzt 150 Arbeiter. Inzwischen ist jedoch mit der Nachfrage nach Arbeitern der Lohn gestiegen und steigt noch fernerhin, bis er schließlich eine Höhe erreicht, der die Akkumulation des Kapitals ernsthaft in Frage stellt. Die Nachfrage läßt nach, und unser Kapitalist kommt in die Lage, seinen Arbeitern den Brotkorb höher zu hängen. Selbst wenn er den Lohn blos bis auf drei Mark fünfzig Pfennig pro Tag drückt, also auf einen Satz, bei dem die Rate des Mehrwerths nur noch 3.50 : 2.50 = 71,4 Prozent beträgt, ist, unter sonst gleichen Umständen, die Masse des Mehrwerths von 100 × 3 Mark = 300 Mark auf 150 × 2 Mark 50 Pfennig = 375 Mark gestiegen.

Digitized by Google

entwicklung der Maschinerie; größere Anlagen in Baulichkeiten, Maschinen ꝛc. werden erfordert, dagegen werden menschliche Arbeitskräfte im Verhältniß überflüssig. „Ein stets größerer Theil des Kapitals wird in Produktionsmittel umgesetzt, ein stets kleinerer in Arbeitskraft."

Und dieser Prozeß steigert sich mit der fortschreitenden Konzentration immer mehr. Die Ruhepausen in der Entwicklung, während deren das Wachsthum der Kapitale und mit ihm der Unternehmungen als bloße Erweiterung der Produktion auf gegebener technischer Grundlage wirken, verkürzen sich. Immer mehr Arbeiter werden überflüssig gemacht — „freigesetzt". Die vermehrten Arbeitskräfte, die das Kapital in Folge seiner Vermehrung heute angezogen, stößt es morgen schon wieder ab. Da der Prozeß sich nicht in allen Industrien gleichzeitig und in gleichem Umfange vollzieht, so werden erhebliche Bruchtheile der Arbeiterklasse bald der Einen, bald der Andern zugeworfen, da er aber in allen großen Industrien vor sich geht, so findet beständig Ueberschüssigmachung vorher angezogener Arbeiter statt*) — und diese aus der Produktionssphäre geworfenen Arbeiter bilden eine stets, weil immer neu geschaffen, zur Verfügung des Kapitals stehende Arbeiterreserve. Es giebt keine Uebervölkerung im Verhältniß zu den vorhandenen Produktions- und Subsistenzmitteln, sondern nur noch eine Ueberbevölkerung im Verhältniß zu dem jeweiligen Verwerthungsbedürfniß des Kapitals. Dieses aber ist eine ungemein elastische Potenz. Wenn es eben noch mit einer Kraft gewirkt, daß fast alle vorhandenen Arbeiter beschäftigt wurden und theilweise sogar wirklicher Arbeitermangel herrschte, zieht es sich plötzlich zusammen und wirft so riesige Massen von Arbeitern auf's Pflaster, daß Staat und Gesellschaft sich wohl oder übel gezwungen sehen, helfend einzugreifen, um einer Hungerkatastrophe oder Schlimmerem vorzubeugen. In solchen Perioden spricht der Bourgeois von Uebervölkerung und jammert, daß zu viel Menschen auf der Welt sind. Wer aber ist zu viel auf der Welt? Rentier Schulze oder Partikulier Mayer? O nein, das sind sehr nützliche Mitbürger, denn dadurch daß sie konsumiren, geben sie ja Anderen Gelegenheit, zu arbeiten. Ueberflüssig sind immer nur Diejenigen, die nur zu konsumiren haben, wenn sie produziren, die produktiv konsumiren, die *Arbeiter*.

Diese Ueberbevölkerung ist aber nicht nur ein nothwendiges Produkt der kapitalistischen Produktion, wenn wir sie als Wirkung betrachten, sie ist auch nothwendig als *Zweck*. Die moderne Produktion braucht diese Ueberbevölkerung, sie muß Arbeiter in beliebigen Massen auf dem Arbeitsmarkt zur Verfügung haben, soll das Kapital frei agiren, seine wohlthätigen Wirkungen frei entfalten können. Und diese Ueberbevölkerung ist beständig da, wenn auch nicht immer in gleichen Massen; der Philister sieht sie nur nicht immer, ja, er schreit sogar über Arbeitermangel, wenn sie — bei prosperirendem Geschäftsgang — unter ein gewisses Verhältniß hinab sinkt. Das Kapital braucht sie, um die Produktion in jedem gegebenen Moment beliebig erweitern zu können, und es braucht sie fernerhin, um die Löhne der beschäftigten Arbeiter auf einem, seinem Verwerthungsbedürfniß entsprechenden Niveau zu halten. Sie bildet, wie Marx es genannt hat, die „*industrielle Reservearmee des Kapitals*".

Das „eherne Lohngesetz" unterstellt, daß, wenn die Löhne wegen Mangel an Arbeiterangebot über den nothwendigen Lebensunterhalt gestiegen sind, die Arbeiter leichter Ehen eingehen und sich schneller vermehren als sonst, so daß in

*) Die Schaffung ganz neuer Industrien, welche die Maschinenproduktion zur Folge gehabt, verlangsamt den Gesammtprozeß zeitweise, hebt ihn aber nicht auf.

Digitized by Google

gewisser Zeit vermehrtes Angebot von Arbeitskräften geschaffen wird, das den Lohn wieder herunterdrückt. Dieses Räsonnement setzt, von seinen sonstigen Fehlern abgesehen, eine Produktionsweise voraus, die sich höchstens in Perioden fortentwickelt, die mit dem Heranwachsen einer neuen Arbeitergeneration zusammenfallen. Ein „Märchen aus alten Zeiten". Als das „Kapital" geschrieben wurde, pflegte sich der Periodenwechsel des industriellen Zyklus — mäßiger Geschäftsgang, beschleunigter Geschäftsgang, rasender Geschäftsgang, Krise und darauffolgende Stagnation — etwa in zehn Jahren abzuspielen. Seitdem sind diese Perioden immer kürzer geworden, und mit immer stärkerer Wahrheit gilt das Wort von Marx: „Bevor in Folge der Lohnerhöhung irgend ein positives Wachsthum der wirklich arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, wäre die Frist aber und abermal abgelaufen, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muß." („Kapital", 1. Band, a. a. O., S. 663.) Der Abschnitt, dem dieses Zitat entnommen ist, ist der dritte des genannten Kapitels und überschrieben: „Progressive Produktion einer relativen Uebervölkerung oder industriellen Reservearmee".

Die industrielle Reservearmee, deren Realität selbst der realistischste aller bürgerlichen Oekonomen nicht hinwegzuleugnen vermag, ist die lebendige Widerlegung des „ehernen" Lohngesetzes, und Marx, der zuerst die Entstehungsweise derselben, ihr von absoluter Ab- oder Zunahme der Arbeiterbevölkerung unabhängiges Wachsthum, ihre Daseinsformen und ihren Einfluß auf die Löhne der Arbeiter, unter ausdrücklicher Zurückweisung des ehernen Lohngesetzes, dargelegt hat, Marx soll dieses selbe eherne Lohngesetz blos in etwas anderer „Formulirung" als „Angelpunkt der sozialrevolutionären Doktrin" festgehalten haben! Es ist, als ob man sagen wollte, Lyell habe die Cuvier'sche Theorie der Erdformation nur in etwas anderer Formulirung festgehalten.

Alle Faktoren, welche unter der Herrschaft der maschinellen Großproduktion die Lohnhöhe beeinflussen, sind elastische Potenzen. Selbst der Begriff der nothwendigen Lebensmittel, um deren Höhe nach dem ehernen Lohngesetz der Arbeitslohn pendelt, ist elastisch. Da er u. A. von der Kulturstufe abhängt, die ein Land erreicht hat, so ist es möglich, daß in einer aufsteigenden Produktionsepoche die Arbeiter sich neue Bedürfnisse angewöhnen, die schließlich in den Begriff der gewohnheitsmäßigen Lebensansprüche eingehen. Andererseits zwingt sogar die kapitalistische Leitung der gesellschaftlichen Produktion die Arbeiter, ihre gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse Aenderungen zu unterwerfen, und was die sogenannte Minimalschranke des Arbeitslohns anbetrifft, so wissen die Arbeiter der Textil- und anderer von der Maschine eroberter Industrien, ein nur zu drastisches Lied darüber zu singen, wie entsetzlich dehnbar dieselbe ist, wie der Kapitalist immer von Neuem entdeckt, daß der Arbeitslohn noch niedriger sein kann, ohne daß der Arbeiter absolut und nothwendigerweise Hungers stirbt. Unter diesen Umständen kann das Wort „ehernes Lohngesetz" nur irre führen. Das Lohngesetz der modernen kapitalistischen Großproduktion ist schlimmer als ehern, gerade weil es elastisch ist. Es wird nicht bestimmt durch Wachsthum oder Abnahme der absoluten Kopfzahl der Arbeiterbevölkerung im Verhältniß zur Kapitalgröße, sondern es wird bestimmt durch die in immer kürzeren Perioden sich vollziehenden Schwankungen in der Bewegung des Kapitals; es unterwirft nicht nur die Bestimmung der jeweiligen Lohnhöhe, sondern überhaupt das ganze Sein und Nichtsein immer größerer Bruchtheile der Arbeiterklasse den wechselnden Interessen der Kapitalsverwerthung, es ist der Druck der Kapitalmacht überhaupt, die Abhängigkeit des Arbeiters vom kapitalbesitzenden Unternehmer, mit einem Wort, das ganze Walten

Digitized by Google

des kapitalistischen Wirthschaftssystems. Dieses, und nicht ein, wie immer man es auch nennen mag, „Lohngesetz" gilt es, zu „zerbrechen".

Damit wäre unsere Untersuchung, soweit sie allgemeiner Natur, zu Ende. Es bleibt nur noch im Speziellen zu untersuchen, welche Schlüsse sich für das Verhalten der Arbeiterschaft in der Gegenwart daraus ergeben, bei welcher Gelegenheit wir auch mit Herrn Brentano noch einige Worte zu sprechen haben werden.

Die Kaufmannsbewegung in Deutschland.

Unter den deutschen Handlungsgehilfen gährt es schon lange, aber die besonderen Verhältnisse, in denen die Kaufleute leben, haben bisher noch immer die Entstehung einer starken einheitlichen Bewegung zu verhindern vermocht. Nur in einigen Großstädten sind Ansätze dazu vorhanden.

Trotzdem vollzieht sich in den Köpfen der Laden- und Komptoirproletarier ebenfalls unaufhaltsam ein Umschwung der Anschauungen, und es scheint fast, als sollten die Arbeiterschutzversuche im Reichstage zum ersten Male die kaufmännischen Gehilfen zu einer gemeinsamen Agitation erwecken, wenn letztere zunächst auch mehr in einem Flugfeuer von Petitionen und Broschüren, wie in dauernden Organisationen zum Ausbruch kommt. Der unschätzbare agitatorische Werth praktischer, wenn auch noch so bescheidener Reformvorschläge tritt bei dieser Gelegenheit besonders greifbar zu Tage; was der beredteste Hinweis auf noch so begeisternde ferne Ziele in langen Jahren nicht vermochte, das bringt jetzt die Diskussion der Sonntagsruhe und der Beschränkung der Arbeitszeit verhältnißmäßig rasch zu Stande: die Kaufleute einigen sich nicht nur zu solidarischem Vorgehen als Arbeiter gegenüber den Unternehmern, sondern sie stellen gemeinsam auch politische Forderungen.

Alle Ursache haben sie dazu, denn wenn der Gehilfe mit dem Bourgeois auch den Schnitt des Rockes und manche äußeren — vielfach nicht die besten — Gewohnheiten gemein hat, so ketten ihn doch ökonomische Stellung und wichtige Interessen aller Art immer fester an die Emanzipationsbewegungen des industriellen Proletariates.

Der alte Kleinbetrieb geht auch im kaufmännischen Gewerbe mit reißender Schnelligkeit seinem Untergange entgegen. Schien es eine Zeit lang, als sollte jede verlorene Existenz aus den Kreisen des Handwerks ihre Rettung in dem bloßen Waarenverschleiß suchen, und als sollte so eine immer weiter gehende Zersplitterung der kaufmännischen Geschäfte eintreten, so ist in den Groß- und Mittelstädten der Rückschlag längst eingetreten. Zu immer ausgedehnteren und kostspieligeren Anlagen recken sich hier die Betriebe aus, und wo die Konsumenten weite Wege scheuen und ein einziger großer, konzentrirter Betrieb daher nicht möglich oder nicht räthlich erscheint, da hilft sich das Großkapital durch Errichtung von Filialen in verschiedenen Stadtvierteln; Dutzende von scheinbar selbständigen Kleinverschleißern sind oft in Wahrheit nur seine Kommis, wie Dutzende von selbständigen Schankwirthen in Wahrheit nur Buffetiers verschiedener Filialen einer und derselben Brauerei sind. Aber selbst dieser Nothbehelf, diese Uebergangsform zwischen zersplittertem Kleinbetrieb und konzentrirter großer Anlage verschwindet ziemlich rasch; die großstädtischen Kommunikationsmittel räumen immer mehr mit der altväterischen Gewohnheit des Nachbarverkehrs auf; wie der kleine

Digitized by Google

Handwerker bald nur noch die Flickarbeit und die Bestellungen schlechter Zahler kennt, so holt man im Nachbarhandel mehr und mehr auch nur das, was man „mitzubringen vergessen" hat oder was man im Augenblicke nicht baar bezahlen kann. Die kleine Unbequemlichkeit der weiteren Entfernung erscheint bald als federleicht gegen die enorme Ueberlegenheit des Großgeschäftes.

Was aber die Komptoirs und Büreaus anbelangt, so sind diese ja meist nur Anhängsel und besondere Abtheilungen von Unternehmungen, die sich längst zu Großbetrieben ausgeweitet haben: in Fabriken, großen Kaufhäusern und Banken ist der kaufmännische Gehilfe nur ein winziges Rädchen in einem vieltheiligen, kostspieligen Apparat.

Natürlich ist unter solchen Umständen an ein späteres Aufsteigen des Gehilfen zur Selbständigkeit immer weniger zu denken: die Arbeit wird auch hier mehr und mehr eine abgeschlossene Welt für sich, aus der keine Brücken mehr hinüberführen in das Jenseits des Besitzes.

In den Betrieben auf größerer Stufenleiter wird aber naturgemäß auch die innere Arbeitstheilung eine ganz andere. Wie der Manufakturarbeiter zum alten Handwerksgesellen, so verhält sich der moderne Kommis der Großstadt zum ehemaligen Kaufmann: er ist nur noch ein Stück des letzteren, ein einseitig entwickelter Theilarbeiter. Er sitzt an der Kasse und weiß nichts von den Waaren, die täglich und stündlich in seinen Posten figuriren; er verkauft die fertige Waare zu vorgeschriebenem Preise und erfährt kaum, woher sie stammt und wie man sie auf ihre Qualität prüft, mischt und zubereitet; er korrespondirt in den ausgesuchtesten Sprachwendungen und kennt die Dinge nicht, die er in jedem Schreiben erwähnt und anpreist. Diese neue Arbeitsorganisation, durch welche das Individuum selbst getheilt und auf eine automatische Theilarbeit abgerichtet wird, produzirt natürlich auch hier neue Bedingungen der Herrschaft des Kapitals über die Arbeit. Wenn sie daher einerseits als historischer Fortschritt und nothwendiges Entwicklungsmoment im ökonomischen Bildungsprozeß der Gesellschaft erscheint, so andererseits als ein Mittel zivilisirter und raffinirter Ausbeutung (Marx).

Auch gewisse allgemeine Entwicklungstendenzen der Gesellschaft drücken die kaufmännische Arbeit aus einer höheren Rangstufe in eine niedere herab. Nicht jeder konnte früher geläufig schreiben, lesen und rechnen; heute hat die Volksschule diese „Künste" zu einem Gemeingut gemacht; und wie manche, starke Arme fordernde Arbeit heute in Folge der physischen Degeneration der Bevölkerung in ihrer gesellschaftlichen Stellung sich gehoben hat, so hat ein großer Theil der kaufmännischen Arbeit die umgekehrte Bewegung erfahren.

Von allen Seiten, von innen her durch die veränderte Betriebsorganisation in ihrem Berufe, von außen her durch die Ausbreitung der Volksbildung ist somit die Stellung der kaufmännischen Gehilfen untergraben worden. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß wir die längsten Arbeitszeiten und die erbärmlichsten Löhne in vielen kaufmännischen Arbeitszweigen finden.

Der „Verband Deutscher Handlungsgehilfen" versendet soeben eine Flugschrift,*) wonach in Deutschland in den Kolonialwaaren- und Spezereigeschäften in der Regel von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends gearbeitet wird, in den Manufaktur- und Kurzwaarengeschäften von 7 Uhr Morgens bis 8½ Uhr Abends. Dieser Zeitraum dehnt sich aber oft noch um 1—2 Stunden aus, besonders wenn man die Arbeiten des Ladenöffnens, des Abräumens u. s. w. in Rechnung

*) Die Lage der Handlungsgehilfen von Georg Hiller. Leipzig 1890. 87 Seiten. Preis 60 Pf. (3. Flugblatt des Verbands Deutscher Handlungsgehilfen).

Digitized by Google

zieht. Dazu kommt dann in der Saison, während der Inventur und zu Weihnachten eine abermalige Zulage an Geschäftsstunden. Eine Pause für Frühstück und Vesper kennt man selten, die Verkäufer mit freier Station erfreuen sich des patriarchalischen Zustandes, daß für sie nicht einmal eine geregelte Mittagspause existirt.

Für die Stadt Posen mit ihrem lebhaften Handel stellte Prof. Dr. Adler Zustände schlimmster Art fest.*) In den kleineren Kolonial- und Materialwaarengeschäften beginnt der Arbeitstag im Sommer um 6 Uhr Morgens, im Winter um 7, und endet regelmäßig um 10, ja um 10½ und 11 Uhr Abends; in den Wochen vor Weihnachten und Ostern wird vielfach regelmäßig bis 11 Uhr Nachts gearbeitet. Die Mittagspause beträgt für diejenigen, welche beim Prinzipal noch Wohnung haben — in Posen ist das überwiegend Sitte — gerade eine Viertelstunde, für die wenigen anderen, die auswärts essen, 20 bis 25 Minuten. Das ergiebt also eine fast 16—17stündige Arbeitszeit im Sommer, eine 15—16stündige im Winter. In den Zigarren-Detailgeschäften arbeitete man 14 Stunden im Sommer und 13 Stunden im Winter; die Destillationsgeschäfte waren, bei Gewährung einer einstündigen Mittagspause, 16—17 Stunden täglich geöffnet; die Droguengeschäfte 15—16 Stunden. Die kleinen Manufakturwaaren-Detailgeschäfte nutzten im Sommer ihre Leute von 7 Uhr früh bis 9 Uhr Abends aus, an Markttagen jedoch (d. h. drei Mal in der Woche) von 6—9 Uhr, für die Mittagspause gewährten sie eine knappe halbe Stunde; wir finden hier also sechs Monate hindurch drei Mal wöchentlich eine Arbeitszeit von 14½ Stunden, sonst von 13½ im Sommer und von 12½ im Winter.

Eine Sonntagsruhe besteht gerade im kaufmännischen Gewerbe am wenigsten. Der Verband Deutscher Handlungsgehilfen stellte aus fast tausend Mittheilungen fest, daß der Sonntag nur in 4 Prozent aller Fälle von Arbeit frei bleibt. Die deutsche Regierungs-Enquete über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen (1887) ergab, daß von allen Branchen gerade im Handel „die regelmäßige und dauernde Sonntagsarbeit ihre größte Ausdehnung" hat. Die meisten Kolonialwaarenhandlungen in Berlin waren damals Sonntags von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends geöffnet. Der Gehilfe eines Tabaksgeschäftes in Düsseldorf behauptete, daß er innerhalb fünf Monaten nur einen freien Sonntag Nachmittag und auch keinen Ersatz in der Woche gehabt habe; ein anderer in Baden giebt an, daß er nur alle drei Wochen am Sonntag von 9—¼12 Uhr, der Kirche wegen, frei erhalte.

Die Lebenshaltung ist dabei die denkbar niedrigste geworden, besonders wo der Gehilfe noch Logis und Kost im Hause seines Ausbeuters über sich ergehen lassen muß. In den Großstädten giebt es eine Menge Kaufleute, die bei 15—16stündiger täglicher Arbeitszeit (ohne Station) 30—50 Mark monatlich erhalten, Gehilfinnen müssen mit noch niedrigeren Summen auskommen. Wenn der Verband Deutscher Handlungsgehilfen für die Städte bis zu 20000 Einwohnern 720 Mark als Minimal- und 1080 Mark als Durchschnittsgehalt gefunden haben will, für die größeren Städte sogar Durchschnittsgehalte von 1200—1350 Mark, so dürfte das nur für die bessergestellten Schichten zutreffen, obwohl Monatseinnahmen von 60, 90 und 100—115 Mark bei den mancherlei „Repräsentationskosten" des Ladengehilfen kärglich genug erscheinen. Bei freier

*) Die Sozialreform und der Kaufmannsstand. Von Dr. Georg Adler-Freiburg. Annalen des Deutschen Reiches 1891, Nr. 1, Seite 1—60, auch separat erschienen. Das Folgende schließt sich in den thatsächlichen Angaben mehrfach an diese Schrift an.

Digitized by Google

Station erhalten nach der Verbandsstatistik die Gehilfen 20 Mark monatlich im Minimum und 45 Mark im Durchschnitt; in Posen bezogen nach Adler die Gehilfen der Kolonialwaarenbranche 20—25 Mark bei freier Station. Aber worin besteht die freie Station! Aus Grottkau lesen wir in der Verbandsflugschrift: „Die Wohnungen sind meistens Dachstuben und nicht überall die besten" — aus Helmstedt: „Die Wohnungen lassen zu wünschen übrig, mitunter geradezu haarsträubend" — aus Königsberg i. N.: „Die Wohnungen sind öfters sogenannte Budiken, Dachstuben, wo im Winter nicht einmal geheizt werden kann, resp. darf" — aus Marklissa: „Schlafraum ist unmittelbar unter dem Dache, das Licht kommt zur Dachluke herein; im Sommer herrscht eine unerträgliche Hitze, im Winter eine grimmige Kälte" — aus Stettin: „oft dient als Schlafraum eine dunkle Kammer, Bodengelaß, Entresol, Keller, sogar die Lagerräume müssen hierzu herhalten". Das Essen soll im Allgemeinen „besser" geworden sein, doch will das natürlich sehr wenig besagen, da man nicht wissen kann, wie die Berichterstattenden früher abgefüttert worden sind.

Weiter wird man bei den Angaben über die Gehälter immer annehmen müssen, daß sie die massenhaft verwendeten jugendlichen und weiblichen Arbeiter, sowie die periodische Stellungslosigkeit nicht berücksichtigen.

Die Ausbeutung gar nicht oder schlecht gelohnter jugendlicher Arbeitskräfte — also das, was man mit sehr irreführendem Namen als „Lehrlings"-wirthschaft bezeichnet — ist gerade im kaufmännischen Gewerbe zur höchsten Steigerung gelangt. Die Verbandsflugschrift führt Beispiele an, daß auf einen Kommis 4—5, ja 6 sogenannte Lehrlinge kommen. Sie lernen natürlich nichts, verrichten aber ihre Theilarbeiten sehr bald so gut, wie man es braucht; sie erhalten daher sehr bald auch Lohn; vielfach beziehen sie sogar gleich beim Eintritt einen Gehalt, natürlich erbärmlichster Art. Auf jeden Fall gehören sie heute so gut wie jeder andere Theilarbeiter zum Arbeitsorganismus, und die oben angeführten Zahlen würden noch beträchtlich herabzusetzen sein, wenn man ihre Löhne in die Aufstellungen mit einbezöge.

Dazu kommt der ganz enorme Prozentsatz von Stellungslosen gerade im kaufmännischen Berufe, hervorgerufen durch die gleichen Ursachen, die heute in allen Erwerbszweigen Massen von Arbeitskräften periodisch abstoßen, um sie bei einem Aufschwung wieder ganz oder theilweise heranzuziehen — und vielleicht noch verstärkt durch einen außergewöhnlichen Zustrom, den gerade der kaufmännische Beruf in den letzten Jahrzehnten erfahren haben mag. Diese Arbeitslosigkeit trifft die einzelnen Gehilfen sehr verschieden, manche nur für kurze Zeit in langen Abständen, andere wiederum bei jeder ungünstigeren Konjunktur, für das Durchschnittseinkommen aller kaufmännischen Arbeiter muß diese Thatsache aber selbstverständlich schwer ins Gewicht fallen.

Endlich fehlen eingehende Mittheilungen über die Entlohnung der Frauenarbeit, die im Handelsgewerbe bereits nach der Statistik von 1875 ein Viertel der Zahl der männlichen Arbeitskräfte stellte. Wie würden die schlimmsten Berichte über Gehalt, Arbeitszeit, Kost, Behandlung und periodische Stellenlosigkeit noch übertroffen werden, wenn das Licht eingehender Untersuchungen erst auf diese Partien fiele, die zu den dunkelsten des großstädtischen Lebens gehören.

Die vollständig veränderte Stellung der Gehilfen spiegelt sich auch in der immer kürzer werdenden Kündigungsfrist wieder. Das deutsche Handelsgesetzbuch setzte hierüber fest, daß das Verhältniß zwischen dem Prinzipal und dem „Handlungsdiener" nach vorgängiger sechswöchentlicher Kündigung aufgehoben werden dürfe, daß aber durch besonderen Vertrag eine längere oder kürzere

Digitized by Google

Kündigungsfrist zulässig sei. Die Prinzipale haben, da sie durch Kündigungen seitens ihrer „Diener" ja nie in Verlegenheit kommen können, von der Kürzung derart umfassend Gebrauch gemacht, daß die Regel, welche das Gesetzbuch aufstellt, heute fast überall zur Ausnahme geworden ist. Nach einer Erhebung der „Freien Organisation junger Kaufleute" über die Detailgeschäfte Berlins, waren mit dem Vorbehalt sechswöchentlicher Kündigung nur 36 Prozent der Gehilfen engagirt, 10 Prozent mit vierwöchentlicher Kündigung; 54 Prozent hatten vierzehntägige und noch kürzere Kündigungsfrist, standen also hierin den Arbeitern, welche der Gewerbeordnung unterstellt sind, durchaus gleich.

Was verlangen nun die Kaufleute, soweit sie sich ermannt und aus ihrem Schlendrian aufgerafft haben, von der Gesetzgebung? Wenn wir hierbei von Fragen, wie die der besseren Versicherung gegen Krankheit absehen, so kehren besonders drei Forderungen in der Agitation beständig wieder: größere Sonntagsruhe, verkürzte Arbeitszeit und Regelung des Lehrlingswesens.

Was die Sonntagsarbeit anbetrifft, so hatte der Reichstag im Jahre 1888 vorgeschlagen, daß im Handelsgewerbe Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter nicht länger als fünf Stunden an Sonn- und Festtagen beschäftigt werden dürften; die Ortspolizei sollte nähere Bestimmungen über diese Stunden treffen und mit Genehmigung der höheren Verwaltungsbehörde auch eine Vermehrung der Stunden zulassen können, aber für keinen längeren Zeitraum wie vier Wochen. An dem Widerstande des Fürsten Bismarck scheiterten diese Vorschläge. Bei der Eröffnung des neuen Reichstages brachte dann die sozialdemokratische Fraktion ihren Arbeiterschutzgesetzentwurf ein, der im § 107 bestimmte:

> Verkaufsstellen aller Art dürfen an Sonn- und Festtagen höchstens fünf Stunden geöffnet und müssen spätestens Nachmittags 4 Uhr geschlossen sein.
>
> Die nähere Zeitbestimmung steht der höheren Verwaltungsbehörde zu. Welche Tage als Festtage gelten, bestimmen die Landesregierungen.
>
> Die Arbeit in den für Werktage vorgeschriebenen Schranken ist ferner gestattet, wo Märkte oder Messen in Sonn- und Festtage fallen. Das Nähere bestimmt die höhere Verwaltungsbehörde.

Dieser Vorschlag hielt sich mithin in den bescheidensten Grenzen, er ging über die fünfstündige Arbeitszeit des Reichstagsbeschlusses nicht hinaus und verlangte nur, daß um vier Uhr Nachmittags überall Schluß der Verkaufsstellen eintreten müsse, daß also die fünf erlaubten Arbeitsstunden nicht nach Belieben über den ganzen Tag verzettelt werden dürften. — Der Gesetzentwurf der Regierungen hatte letztere Bestimmung nicht, wohl aber die fünf Stunden, und wollte den Zeitraum, während dessen die Beschäftigung stattfinden darf, von der Polizeibehörde festgestellt sehen, nicht unter Rücksichtnahme auf die möglichste Freigabe des Nachmittags für die Gehilfen, sondern „unter Berücksichtigung der für den öffentlichen Gottesdienst bestimmten Zeit" (§ 105 b). Diese Regelung des Arbeiterschutzes nach den Bedürfnissen einer hohen, nach Zuhörern sich sehnenden Geistlichkeit konnte die Handlungsgehilfen um so weniger befriedigen, als der Regierungsentwurf für die letzten vier Wochen vor Weihnachten, sowie für einzelne Sonn- und Festtage mit besonders starkem Verkehr eine Vermehrung der Geschäftsstunden durch die Polizeibehörde erlauben lassen wollte. Selbst Ladeninhaber wandten sich gegen eine derartige Regelung. So heißt es in einer „Petition des Ausschusses kaufmännischer Körperschaften in München": Die Vorlage und der Verlauf der Berathungen in der Reichstagskommission habe der überwiegenden Mehrzahl der Kaufleute eine bittere Enttäuschung bereitet, das vorgeschlagene Gesetz erscheine sogar theilweise als eine Verschlimmerung der

Digitized by Google

gegenwärtigen Zustände; größere Firmen könnten ihre zahlreichen Kräfte abwechslungsweise je fünf Stunden in Anspruch nehmen und so ihre Geschäfte mehr als fünf Stunden offen lassen; wenn die Polizei auch die Stunden für das Oeffnen der Geschäfte vorschreiben dürfe, diese Stunden aber für verschiedene Geschäftszweige verschieden feststellen könne, so würden vollends Einzelne, die „etwa Spezerei-, Schnittwaaren-, Eisen- und Zigarrenhändler in einer Person" sind, ziemlich den ganzen Sonntag zum Werktag machen können; die Münchener Prinzipale und Gehilfen verlangten daher „vollständige Sonntagsruhe für den Handelsstand". Die kaufmännischen Vereine für Frankfurt a. M., Darmstadt, Offenbach und Worms, ferner für Mannheim, Freiburg i. B., Furtwangen, Heidelberg, Konstanz, Offenburg, Pforzheim, Rastatt, Neustadt, Lambrecht, Ludwigshafen bezeichneten in ihrer Petition die fünfstündige Sonntagsarbeit als viel zu ausgedehnt; „außerdem würde die Vorschrift, daß die Polizeibehörden diese fünf Stunden mit Berücksichtigung des Gottesdienstes festsetzen sollen, zu den größten Unzuträglichkeiten führen; einmal liegen die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes für die verschiedenen Konfessionen ganz verschieden, und dann umfassen dieselben immer den größten Theil des Vormittags, von neun bis zwölf Uhr, sowie auch einen Theil des Nachmittags, von zwei bis vier Uhr. Die fünf Stunden des Entwurfes müßten also von den Polizeibehörden getheilt und theils vor, theils nach dem Gottesdienst gelegt werden, was die kaufmännische Sonntagsruhe für die schutzbedürftigsten Hilfspersonen, diejenigen des Kleinhandels, geradezu illusorisch machen würde." Die Petition verlangt daher:

> „Im Handelsgewerbe dürfen Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter an Sonn- und Festtagen nur in Betrieben mit offenem Ladengeschäft, und zwar lediglich in der Zeit vor Beginn des Vormittagsgottesdienstes, längstens aber bis zehn Uhr Vormittags, beschäftigt werden.
>
> Für Betriebe ohne Ladengeschäft ist die Sonntagsarbeit gänzlich verboten. Handelsgeschäfte ohne Hilfspersonen unterstehen den gleichen Vorschriften."

Der „Verband deutscher Handlungsgehilfen" — durchaus keine Schöpfung der Sozialisten — bittet,

> „den Entwurf dahin abzuändern, daß die Herstellung einer wirklichen Sonntagsruhe, eines ganz freien Sonntags (mit Ausnahme der Messen, Märkte und der zwei Sonntage vor Weihnachten) in das Gesetz aufgenommen wird,
>
> oder — wenn die Einführung einer wirklichen Sonntagsruhe vorläufig nicht angezeigt erscheinen sollte — wenigstens den § 105b dahin zu ergänzen, daß die fünf Stunden Arbeitszeit hinter einander und nicht in Zwischenräumen, auch nicht schichtweise, zu leisten sind."

Zwanzig rheinische Handelskammern wünschen Schluß der Läden bis spätestens ein Uhr Mittags.

Der „Deutsche Buchhandlungsgehilfenverband" verlangt „vollständig freien" Sonntag, allerdings nur für seinen Spezialberuf.

Jedenfalls gehen diese Forderungen der Betheiligten viel weiter wie selbst der Entwurf der sozialdemokratischen Fraktion, und diese hat durch ihre Mitglieder in der Kommission bereits bewiesen, daß ihr diese vorwärtsdrängende Unterstützung seitens der Gehilfen nur willkommen ist. Sonst auf die Kommissionsberathungen einzugehen, dürfte sich erst verlohnen, wenn dieselben abgeschlossen sind.

Die Beschränkung der wochentäglichen Arbeitszeit spielt in der Gehilfenbewegung ebenfalls eine große Rolle, doch ist sie hierin bisher noch wenig zu einer einheitlichen Formulirung ihrer Forderungen gelangt. Die verschiedenen Verhältnisse, die sich an den einzelnen Orten Deutschlands, ja sogar in den ver-

Digitized by Google

schiedenen Geschäftszweigen desselben Ortes entwickelt haben, machen das erklärlich; auch steht das Verlangen nach einem gesetzlichen Normalarbeitstag für alle kaufmännischen Arbeiter dem Gesichtskreis der meisten Kaufleute noch allzu fern. Der „Verband deutscher Handlungsgehilfen" fordert hier nur gesetzlichen Schutz für Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter, noch dazu — wenn man nach der Schrift des Herrn Hiller urtheilen darf — mit durchaus reaktionären Hintergedanken. In der Petition selber heißt es:

„Eine Arbeitszeit von 14 - 16, ja von 18 Stunden ist im Handelsgewerbe nicht selten, und wenn wir auch die Schwierigkeit der Einführung einer einheitlichen Arbeitszeit für Gehilfen vorläufig nicht verkennen, so erachten wir uns doch für befugt, den hohen Reichstag um eine Feststellung der Arbeitszeit für die jugendlichen und weiblichen Personen zu bitten. . . . Die Arbeiten im kaufmännischen Gewerbe sind ebenso anstrengend wie in Fabriken. Geregelte Pausen giebt es im Handelsgewerbe nur selten und wenn sogar die Mittagspause oft nur insoweit gewährt wird, als Zeit zur Einnahme des Essens nöthig ist, so ist von den für jugendliche Arbeiter in Fabriken vorgeschriebenen Pausen Vor- und Nachmittags im Handelsgewerbe nichts zu spüren. . . . Eine freie Vereinbarung läßt sich aus Gründen der Konkurrenz nicht ermöglichen und nur von dem gesetzlichen Zwang ist eine Besserung zu erwarten."

Der Regierungsentwurf bietet hier den Kaufleuten gar nichts, nicht einmal etwas Aehnliches, wie es in England bereits Gesetz ist, obwohl dort das kaufmännische Gewerbe am längsten von allen Erwerbszweigen von der Schutzgesetzgebung unberührt blieb.*) Nur der sozialdemokratische Entwurf kommt hier zu konsequenten Vorschlägen: er schließt das kaufmännische Hilfspersonal ein und setzt für die jugendlichen Arbeiter im Alter von 14—16 Jahren eine achtstündige, für alle älteren Arbeiter eine zehn-, später neun- und achtstündige Arbeitszeit fest. Wir fügen gleich hinzu, daß Prof. Adler in seiner Schrift für einen gesetzlichen elfstündigen Maximalarbeitstag im Winter und einen zwölfstündigen im Sommer eintritt, und daß die englische Gehilfenbewegung unter Führung des Rechtsanwalts Sutherst Festsetzung der täglichen Maximalarbeitszeit und außer der Sonntagsruhe einen freien halben Tag in der Woche fordert. Lubbock hat im Unterhause durch einen Antrag den halben Feiertag für die jungen Leute gefordert, auch sollen die weitergehenden Forderungen der Gehilfen bereits Ausdruck in einem parlamentarischen Antrag gefunden haben.

Die Lehrlingsfrage berühren wir hier nur kurz; wir bemerken lediglich, daß sie heute in kaufmännischen Kreisen durchaus noch in zünftlerischem, reaktionärem Sinne behandelt wird. Der Kaufmann spottet sonst gern über den Werth von Lehrlingsprüfungen und Befähigungsnachweisen für die Produktionszweige, welche das Großkapital ergriffen hat. Er glaubt aber in seinem eigenen Berufe gegen die Ueberzahl der „Theilarbeiter" und wohl gegen den Theilarbeiter überhaupt eine Schranke errichten zu können, indem er jeden Eindringling erst auf eine Vorbildung und Befähigung geprüft sehen möchte, die unter der veränderten Betriebsorganisation immer weniger erfordert wird. Nicht für eine immer mehr veraltende spezifische Berufsdressur, sondern für eine höhere allgemeine Bildung sollten die Kaufleute mit den Arbeitern aller Berufszweige gemeinsam kämpfen; die jugendlichen Theilarbeiter sollten sie — wie auch die Ladenmädchen und sonstigen weiblichen Arbeiter — als vollberechtigte Berufs-

*) In England besteht seit 1886 die Vorschrift, daß Personen unter 18 Jahren nicht länger als wöchentlich 74 Stunden in einem Laden, Wirthshaus oder einer Speiseanstalt, oder bei damit zusammenhängender Arbeit beschäftigt werden dürfen.

Digitized by Google

genossen ansehen, deren Stellung nicht zu erschweren, sondern durch den gewerkschaftlichen und politischen Kampf um Lohn und Arbeitszeit und sonstige Arbeitsbedingungen zu heben ist. Alle anderen Kuren schaden nur darum nichts, weil sie unwirksam bleiben.

Die gewerkschaftliche Organisation ist es aber vor Allem, welche den deutschen kaufmännischen Arbeitern noch fehlt. Gewiß stehen ihr große Schwierigkeiten im Wege, größere als sie für die Mehrzahl der anderen Berufe existiren. Aber unüberwindlich sind sie nicht, und ohne ihre Ueberwindung wird die kaufmännische Bewegung nichts erreichen. Denn die Kaufleute sollten — selbst wenn sie jetzt eine ausgedehntere Sonntagsruhe gewinnen — niemals übersehen, daß sie das dem Umstande verdanken, daß hier die Interessen der Prinzipale mit den ihrigen zusammenfallen, und daß sie hier zum Theil energisch unterstützt worden sind durch den Boykott der Arbeiter, welche z. B. massenhaft in Berlin die Läden gemieden haben, die Sonntags nicht schlossen. Aber beide Vortheile fallen für andere Fragen hinweg, und die Kaufleute werden dann lediglich auf ihre eigene Kraft angewiesen sein.

Mögen sie das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. —ms.

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten.

Von **F. A. Sorge.**

II.

Der Machtspruch des Präsidenten M. van Buren war das erste offizielle Wort zu Gunsten der Arbeiter dieses Landes, die erste amtliche Anerkennung einer Forderung derselben. Während England schon im Jahre 1802 das erste Gesetz zur Beschränkung der Arbeitszeit erließ, und während das englische Parlament, ganz gleich aus welchen Beweggründen, sich häufig mit einschlägigen Fragen beschäftigte, hatte das amerikanische Bürgerthum in seinem Kongresse und in seinen schier zahllosen Legislaturen kein Wort für Arbeiterfragen, außer gelegentlichen demagogischen Auslassungen, wenn es sich um Schutzzoll „für die Arbeiter", oder Freihandel „für die Arbeiter" u. dergl. handelte. Dagegen wußten sich die Politiker schon frühzeitig als „Aucharbeiter" aufzuspielen, so oft die Zeit der Wahlen heranrückte und die Nominationen zu Aemtern gemacht wurden, und die riesigen Anschlagszettel der politischen Parteien prangten fast stereotyp mit dem in fetten Buchstaben gedruckten Wörtchen „Workingmen" (Arbeiter) hinter der politischen Devise in den meisten Distrikten der Ost- und Mittel-Staaten — z. B. Democratic Workingmen's Candidate, Whig Workingmen's Candidate, Republican Workingmen's Candidate*) u. dergl. Die Verhandlungen des Kongresses aber und der Staatsgesetzgebungen, die Gesetzsammlungen enthalten bis zu den vierziger Jahren kein Sterbenswörtchen von den Forderungen und Bedürfnissen der Arbeiter, ein paar ungenügende, unschuldige und verklausulirte Schulverordnungen in Connecticut und Massachusets ausgenommen, und als das erste statistische Arbeitsbureau der Vereinigten Staaten, dasjenige von Massachusets,

*) Diese Bezeichnungen waren in den fünfziger Jahren noch sehr gebräuchlich, ja selbst in den sechsziger Jahren; sie sind überhaupt nie ganz verschwunden, und kommen neuerdings wieder häufig vor; nur wird jetzt anstatt „Workingmen" das Wort Labor (Arbeit) mehr angewendet.

Digitized by Google

im Jahre 1870 seinen ersten Bericht veröffentlichte, füllte dasselbe etwa 50 Seiten davon mit einer Uebersicht der englischen Arbeitergesetzgebung in Ermangelung einer amerikanischen. Die etwas lahme Entschuldigung dafür war, daß „die Geschichte der ersteren (englischen) die Geschichte unserer eigenen produzirenden Klassen ist." ...

Aus den „freien und unabhängigen Bürgern" dieser Staaten waren Bourgeois geworden, die nur auf die Füllung ihrer Börse bedacht waren, und diesem Zwecke alle schönen Redensarten und goldenen Worte opferten, die ihnen in unbedachter Weise entschlüpft waren.

Ihre Gier nach Bereicherung kannte keine Grenzen und war derjenigen ihrer englischen Klassen- und Rassen-Genossen nicht blos ebenbürtig, sondern weit überlegen, da der Ausbeutung der Arbeiter in den Vereinigten Staaten bis in die vierziger Jahre nicht die geringste gesetzliche Schranke gesetzt war. Ein Eldorado für die Ausbeuter, ein Pandämonium für die Arbeiter waren in der geschilderten Periode die Fabriken dieses Landes, besonders diejenigen der Neu-England-Staaten.

Die Grausamkeit der Bourgeois ist sprichwörtlich, und von den vielen Zeugnissen für die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit der amerikanischen Bourgeois sei hier nur dasjenige des Professor R. T. Ely angeführt, der von jener Zeit sagt: „Die Fabrikregeln waren grausam und bedrückend in einem Grade, den wir heute kaum kennen" ... „Frauen und Kinder wurden mit der Peitsche angetrieben" ... und von einem taubstummen Knaben heißt es in demselben Buche: „Er war in empörender Weise zugerichtet vom Nacken bis zu den Füßen. Ich sollte denken, daß er ein hundert Hiebe erhalten hatte". (Seite 48, 49 und 50 des zitirten Buches.)

Ihr Durst nach Mehrwerth durch Verlängerung der Arbeitszeit ist bereits oben besagt worden durch den Nachweis, daß ihnen nicht einmal der 13- und 14stündige Arbeitstag lang genug war. Nicht zufrieden mit der Uebervortheilung der Arbeiter durch Verlängerung der Arbeitsstunden, machten sie auch Angriffe auf die Börse der Arbeiter durch die Einrichtung von Kosthäusern unter Aufsicht von höheren Angestellten oder andern ihnen ergebenen Personen, und das Truck-System war ihnen sehr geläufig.

Unsere amerikanischen Bourgeois waren eifrige Christen und daher auch für das Seelenheil ihrer Fabrikarbeiter bedacht, von denen sie regelmäßigen Kirchenbesuch verlangten. Christliche Demuth ist eine den Ausbeutern sehr angenehme Eigenschaft der Arbeiter, und außerdem galt es, die viele freie Zeit (!) nicht unnützem Grübeln und Nachdenken widmen zu lassen. Ja! Berichterstatter melden und der sehr christliche Professor R. T. Ely giebt an, daß „die Arbeiter von der Kompagnie für den Unterhalt der Religion (for the support of religion) besteuert wurden", d. h. es wurden ihnen Abzüge vom Lohn zu diesem Zwecke gemacht, und manche Kompagnien bestraften regelmäßige Kirchenschwänzer mit Entlassung.

Das „Bollwerk der Republik", „die Ausdehnung des Stimmrechts, so daß die produzirenden Klassen sich Vertretung und eine Stimme in der Regierung sichern können", war schon zu jener Zeit kein Hinderniß für die politischen Pläne der Bourgeois, denn, wie Mc Neill in einem bedeutsamen Wortspiele berichtet: „The hands (workmen) were expected to vote as the head (agent) directed", d. h. „es wurde erwartet, daß die Hände (die Arbeiter) stimmen, wie der Kopf (der Agent der Kompagnie) befahl". Mc Neill fügt resignirt hinzu: „Es war in den meisten Fällen weniger Härte darin, als heutzutage".

Digitized by Google

Wie die amerikanischen Bourgeois die alten Verschwörungsgesetze, die Polizei und Miliz gegen die Arbeiter gebrauchten, ist vorher schon gezeigt worden; auch wie sie den Boykott gegen die unfolgsamen Leute anwendeten. Sie brachten sogar große Summen zu diesem Zwecke auf. Das echte, untrügliche Kriterium aber der Bourgeoisnatur bietet ihr Heißhunger nach Frauen-, nach Kinder-Arbeit, wovon hier nunmehr berichtet werden soll nach den bereits genannten Quellen und nach anderen.

In den dreißiger Jahren war die Wollen- und Baumwollenfabrik „ein Mekka der ehrgeizigen Bauerntöchter, ein Mekka, wohin sie auf einige Monate oder höchstens Jahre zogen und dann heimkehrten". Recht artige, rosige Berichte über diese Mädchen und die damaligen Zustände in den Fabriken sind noch im letzten Jahrzehnt geschrieben und viel verbreitet worden. Indessen, — ob nun das Mekka eine Mythe war, oder ob es gleich dem arabischen recht bald ein Ansteckungsheerd für allerlei Gebrechen geworden, — der Zuzug wurde bald recht ungenügend, und um den Bedarf an Arbeitskräften zu decken, sandte man Emissäre aus, das junge Volk herbeizulocken, organisirte man eine förmliche Jagd nach Mädchen, wie folgt:

„Die beharrliche Agitation der Yankee-Fabrikmädchen für bessere Zustände in den Fabrikzentren führte zuerst zu einer derzeit recht eigenthümlichen Art der Gewinnung von Arbeitskräften. Von Cabotville, jetzt Chicopuee genannt, wurde ein langer, niedriger, schwarzer Wagen ausgesandt zu regelmäßigen Fahrten nach dem nördlichen Theile von Massachusets, nach Vermont und New Hampshire. Der Fuhrmann des Wagens bekam für alle Mädchen, welche er einbrachte, einen Dollar per Kopf und noch mehr bei etwaiger größerer Entfernung. Es wird behauptet, daß er den eingebrachten Mädchen die Thatsachen entstellt und ihnen erzählt habe, daß die Arbeit sehr reinlich, die Löhne hoch seien, daß sie sich in Seide hüllen und die halbe Zeit lesen könnten."

Das Statistische Arbeitsbureau von Massachusets veröffentlichte in seinem Jahresbericht von 1883 einen längeren Aufsatz über „Early Factory Labor", d. h. Fabrikarbeit in den ersten Zeiten, von einer Frau geschrieben, die Fabrikarbeiterin gewesen war. Hier folgen nun verschiedene bezeichnende Auszüge aus diesem Aufsatz, und da das Schriftstück besonders von Lowell spricht, sei vorausgeschickt, daß Lowell, unweit Boston gelegen, schon früh ein ansehnlicher Fabrikort war und auch heute eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Landes ist.

„1832 war Lowell kaum mehr als ein Fabrikdorf. Fünf Kompagnien waren gebildet und deren Fabriken im Bau begriffen. Arbeitskräfte waren sehr gesucht und Fabeln (stories) über den neuen Fabrikort wurden im Land umher verbreitet, sowie über die allen Arbeitern gebotenen hohen Löhne, Fabeln, die in das Ohr von Handwerkern und Bauernsöhne drangen und den einsamen, abhängigen Frauen in fernen Ansiedlungen und Bauernhöfen neues Leben einflößten. Nach diesem Yankee-Eldorado strömte dies dürftige Volk in allerlei Weise. Der Omnibus und das Kanalboot kamen jeden Tag, stets gefüllt mit neuen Rekruten für die Armee nützlichen Volkes*). .... Schaaren von jungen Mädchen kamen aus verschiedenen Theilen Neu-Englands und aus Kanada, und Leute wurden angestellt, um dieselben — zu bestimmten Preisen per Kopf — zu sammeln und in der Fabrik abzuliefern (deliver) .... Viele Bauerntöchter kamen, um Geld für ihre Hochzeitsausstattung und den neuen Hausstand zu erwerben. Diese Landmädchen (country girls), wie sie genannt wurden, hatten sonderbare Namen,

*) 1835 wurde die Eisenbahn von Boston nach Lowell erbaut.

Digitized by Google

welche die Eigenthümlichkeit ihrer äußeren Erscheinung noch erhöhten. Da gab es z. B. eine Saramantha, Triphena, Plumy, Kezia, Useneth, Ellgardy, Leafy, Rufmena, Lowey, Almaretta, Sarenta und Florilla unter ihnen. Sie gewöhnten sich bald an die neuen Zustände, kleideten sich anders, nachdem sie ihren Transport abverdient hatten, und traten nach kurzem Aufenthalt so modisch auf wie die Andern. Viele von ihnen waren von „gutem Neu-England-Blut" (Herkunft) — good-New-England-blood — und „Blut" gilt selbst bei der Fabrikbevölkerung... Um das Vorurtheil gegen „Fabrikmädchen" zu brechen, hatte man hohe Löhne geboten. Zuerst kamen nur wenige, Andere folgten, und in kurzer Zeit war das Vorurtheil gegen Fabrikarbeit überwunden und die Lowell-Fabriken füllten sich mit blühenden und energischen Neu-England-Mädchen und Frauen, die von Natur intelligent waren, Mutterwitz besaßen und sich bald an die neue Lebensweise gewöhnten. ...

„Die ersten Fabrikmädchen waren von verschiedenem Alter. Manche (wie die Schreiberin dieses) waren nicht über 10 Jahre alt, einige standen im mittleren Alter, aber die Mehrheit war in einem Alter von 16 bis 25 Jahren. Die sehr jungen Mädchen wurden „doffers" (Abnehmer) genannt (to doff, von etwas wegnehmen oder entfernen). Sie mußten die vollen Spulen abnehmen und durch leere ersetzen. Diese kleinen Dinger (mites = Zwerge) arbeiteten ungefähr 15 Minuten in jeder Stunde und die übrige freie Zeit gehörte ihnen. Wenn der Aufseher mild und freundlich war, durften sie lesen, stricken oder draußen spielen. Sie erhielten zwei Dollars die Woche. Die Arbeitsstunden sämmtlicher Mädchen währten von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, mit je einer halben Stunde für Frühstück- und Mittagbrot. Sogar die „doffers" mußten ungefähr 14 Stunden täglich an der Arbeit sein. Dies war die größte Härte im Leben dieser Kinder. ...

„Die Fabrikmädchen, welche Familien hatten, arbeiteten gewöhnlich 8 bis 10 Monate im Jahr. Ihr Leben in der Fabrik wurde ihnen angenehm gemacht. (?) Es war zu jener Zeit unnöthig, die Lehre von anständigen Beziehungen zwischen Unternehmern und Angestellten zu predigen. Die Arbeitskraft war zu werthvoll, um schlecht behandelt zu werden. ...

„Der Agent einer der ersten Kompagnien in Lowell (ein alter Schiffskapitän) sagte zu einem seiner Kosthauswirthe: ‚Ich möchte die Leute gern regieren, wie ich meine Matrosen regierte, aber es sind so viele Frauen, daß ich mich nicht getraue' ... Man kannte das Herkommen (antecedents) dieser Arbeiter und das war das Bollwerk ihrer Freiheiten. Die Mehrheit derselben war von eben so guter, wenn nicht besserer Herkunft, als ihre Aufseher und sie waren weit besser erzogen. Sie wurden nicht überarbeitet, obschon ihre Arbeitsstunden sehr lange waren, sie mußten nicht mehr Stühle bedienen, als sie bequem besorgen konnten, und hatten Zeit genug zum Sitzen und Ausruhen. Sie wurden nicht getrieben und nahmen ihr Arbeitsleben gemächlich (easy) ... Anfänglich hatten die Fabrikmädchen nur wenig Gelegenheit zur Aneignung von Kenntnissen und Büchern. Aber bald wurden Abendschulen eingerichtet und schnell füllten diese sich mit Denjenigen, welche ihre mangelhafte Erziehung, ihre geringen Kenntnisse ergänzen wollten. Hier konnte man oft kleine zehnjährige Mädchen sich mit Rechenexempeln abplagen sehen ... 1836 oder ungefähr um diese Zeit machten verschiedene Kompagnien ein Gesetz, welches jedes Kind unter 14 Jahren nöthigte, jährlich drei Monate die Schule zu besuchen. Und nun hatten die kleinen „doffers" (und ich war eine davon) eine weitere Gelegenheit, an der Quelle des Wissens zu schlürfen. ...

„Das Leben in den Kosthäusern war recht angenehm. Diese Häuser ge-

Digitized by Google

hörten der Kompagnie und wurden gewöhnlich von Witwen geführt ... Jedes Haus war eine Ansiedlung, eine Gemeinde für sich. Hier kamen und lebten zusammen manchmal 50 oder 60 junge Frauen aus verschiedenen Theilen Neu-Englands. Wenn sie nicht bei der Arbeit waren, saßen sie in Gruppen zusammen, mit irgend etwas Angenehmem beschäftigt. Diese Kosthäuser wurden als so anziehend betrachtet, daß Fremde oft eingeladen wurden, sie zu besuchen und selbst zu sehen, wie die Fabrikmädchen lebten. Dickens spricht in seinen „American Notes" mit Ueberraschung von ihrem häuslichen Leben. ...

„In der Fabrik standen die Mädchen fest zusammen und halfen einander wo sie konnten. ...

„Die automatische Spinnmaschine (mule) und Jenny waren damals noch nicht eingeführt und zwei oder drei Stühle waren Alles, was ein Mädchen zu besorgen hatte. Mehr als das wurde als doppelte Arbeit betrachtet. ...

„Leihbibliotheken wurden bald eröffnet und Manche (Mädchen) blieben nur deswegen in Lowell, wo sie für $6\frac{1}{4}$ Cents (ungefähr 25 Pfennige) die Woche alle möglichen Novellen lesen und genießen konnten. Diese früheren Fabrikmädchen waren heißhungrige Leser der wenig zahlreichen periodischen Schriften (Magazine) und Zeitungen. ...

„In einem Hause waren 11 Kostgänger und 13 Familienglieder im Ganzen. Darunter waren je ein Kalvinist, Baptist, Unitarier, Kongregationalist, Katholik, Bischöflicher, Mormone, je zwei Universalisten und Methodisten und drei christliche Baptisten. Auch eine Mormonenbibel war in diesem Hause zu finden. ...

„Diese Fabrikmädchen waren nothwendiger Weise fleißig, auch frugal und sparsam ... Was sie am Stärksten und Häufigsten zur Arbeit antrieb, war die Sorge für die Erziehung eines männlichen Mitgliedes der Familie. Aus einem Bruder oder Sohne einen „gentlemen" zu machen, ihm eine höhere (college) Bildung zu verschaffen, war der vorherrschende Gedanke vieler Fabrikmädchen der besseren Klasse. Ich habe mehr als eine davon jeden Cent ihres Lohnes Monat auf Monat ihrem Bruder schicken sehen, damit er sich die zu einem höheren Beruf nöthige Bildung aneignen könne. Ich habe Mütter auf diese Weise Jahre lang für ihre Söhne arbeiten sehen. Ich habe Frauen gekannt, die junge Männer mit ihrem Lohn studiren ließen, die weder ihre Söhne noch Verwandte waren ... Ein hoher Schulbeamter erklärte, daß seiner Meinung nach ein Viertel der Studenten des Harvard-Kollege durch die Entbehrungen und Opfer von Frauen unterhalten würden. ...

„Diese Fabrikmädchen waren von Natur und ihrer puritanischen Abkunft halber religiös. Bei ihrem Eintritt in die Fabrik wurde Jede genöthigt, ein Schriftstück (regulation paper) zu unterzeichnen, worin sie sich verpflichtete, regelmäßig einen öffentlichen Gottesdienst zu besuchen. Es gab vielerlei Sekten und Glaubensansichten. In einem mir bekannten Kosthause waren Mädchen von acht verschiedenen Sekten. ...

„Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Einfachheit ihrer Kleidung; sie trugen keine Buffen und sehr wenig Verzierungen ... Obgleich ihr Anzug so einfach war, stand ihnen Alles so gut, daß sie oft beschuldigt wurden, wie Damen (ladies) auszusehen. Und manchmal wurde die Klage laut, daß in der Kirche Niemand die Fabrikmädchen von den Töchtern der ersten Familien der Stadt unterscheiden könne. Die Moral dieser Mädchen war durchschnittlich gut ... ihr Benehmen achtunggebietend ... Sie hatten vielleicht weniger Versuchung als die heutigen Arbeiterinnen ... Ihr Gesundheitszustand war gut. Die Regelmäßigkeit und Einfachheit ihrer Lebensweise und ihre einfache kräftige Nahrung

Digitized by Google

bewahrten sie vor Krankheiten. Von ihren puritanischen Voreltern hatten sie gesunde Leiber und Etwas zu vertragen geerbt. Fieber und ähnliche Krankheiten kamen selten vor und zur Kultivirung kleiner Uebel 2c. hatten diese Mädchen keine Zeit. Auch gab es damals blos eine . . . pathie.

„Einer der ersten Strikes, die in diesem Lande vorkamen, fand 1836 in Lowell statt. Als eine Erniedrigung der Löhne angekündigt wurde, gab sich große Entrüstung kund und es wurde beschlossen, en masse auszustehen. Das geschah. Die Fabriken wurden geschlossen und die Mädchen zogen in Prozession von ihren verschiedenen Fabriken zum Hain auf Chapel Hill und horchten den Brandreden einiger Arbeitsreformer damaliger Zeit. Eines der Mädchen stellte sich auf eine Pumpe und gab den Gefühlen ihrer Genossinnen Ausdruck in einer hübschen Rede, worin sie es als die Pflicht Aller erklärte, allen Versuchen zur Herabsetzung der Löhne Widerstand zu leisten. Zum ersten Male hatte eine Frau in Lowell öffentlich gesprochen und der Vorfall erregte Ueberraschung und Bestürzung unter ihren Zuhörern. Eine darunter (die Schreiberin dieses), ein elfjähriges Mädchen, hatte den Auszug aus dem Arbeitsraum, worin sie beschäftigt war, angeführt. Sie war ein kleiner „doffer“ und wurde ein Rädelsführer genannt. . . .

„Die Kompagnien wollten sich auf Nichts einlassen, die Mädchen wurden bald mürbe und kehrten an ihre Arbeit zurück zu herabgesetzten Löhnen. Der Mißerfolg dieses Versuchs zum Widerstand scheint als Vorbild für den Ausgang vieler späterer Ausstände gedient zu haben. . . .

„Dies ist nur eine kurze Schilderung des Lebens einer Klasse gewöhnlichen Arbeitsvolkes, so wie es damals war, so wie es heute sein könnte. Die Lowell-Fabrikmädchen waren ein einfaches Völkchen, die in asketischer Einfachheit nach dem Gebrauche jener Zeit lebten. Sie verdienten ihr eigenes Brot, und oft dasjenige Anderer. Sie vervollkommneten ihre dürftige Erziehung durch eigene Anstrengungen und lasen die Bücher, welche damals in den Leihbibliotheken zu finden waren. Sie suchten einander beizustehen. Sie versuchten gut zu sein und ihre Anschauungen zu veredeln. Sie kümmerten sich durchaus nicht um Förmlichkeiten oder Ideen von Klassenunterschieden und kleideten sich einfach, da sie keine Zeit zum Toilettemachen hatten. So war ihr Leben.

„Unzweifelhaft giebt es auch eine andere Seite dieses Bildes (eine dunklere), aber ich gebe die mir am Besten bekannte, die helle (bright) Seite!“

Diese Auszüge sind so wortgetreu als möglich wiedergegeben, und die Auslassungen beziehen sich fast nur auf eine romanhafte Wiedergabe der literarischen Thätigkeit dieser Fabrikmädchen u. dgl.

Der häufig zu bemerkende schreiende Widerspruch zwischen den angeführten Thatsachen und den eingestreuten Ansichten der Verfasserin wird jedem aufmerksamen Leser sofort in die Augen springen, und ist ein Hinweis darauf unnöthig. Bei der Schilderung einer späteren Periode wird übrigens ein Auszug aus demselben Schriftchen mitgetheilt werden, worin dieselbe Verfasserin beschreibt, wie sie die Zustände in Lowell nach 40 Jahren gefunden und Vergleiche anstellt.

Die weiter oben gegebenen Zitate aus R. T. Ely's Buche rühren von einem Zeitgenossen der geschilderten Periode, von Seth Luther, welcher im Jahre 1832 eine Broschüre über die Fabrikzustände und Arbeiterverhältnisse herausgab, die drei Auflagen erlebte. Ely selbst sagt noch: „Die Ausdehnung der Kinderarbeit in gewissen Distrikten muß relativ fast so groß gewesen sein wie heute.“

Die unabhängigen Amerikaner, und die Neu-Engländer voran, haben wiederum bewiesen, daß das Bürgerthum in der ökonomischen Despotie die Ergänzung der politischen Freiheit sieht.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

State of Missouri — Twelfth Annual Report of the Bureau of Labor Statistics. (Zwölfter Jahresbericht des arbeitsstatistischen Bureaus des Staates Missouri.) Jefferson City, 1890. 569, IX Seiten.

Die Arbeitsstatistik ist bisher in den Vereinigten Staaten am meisten offiziell gepflegt worden; fast jeder Einzelstaat hat zu diesem Zwecke seine eigene Verwaltungsabtheilung; an der Spitze des Bundesbureaus steht einer der jetzt lebenden Statistiker, Herr Caroll D. Wright; und wenn auch die Aufnahmen und Berichte vielfach zu wünschen übrig lassen, so enthalten sie für die beschreibende Wirthschaftswissenschaft und für die Sozialpolitik doch so viel wichtiges Material, daß wir sie in Zukunft an dieser Stelle regelmäßig zu verfolgen gedenken.

Der 12. Jahresbericht für Missouri, von dem Kommissioner Lee Meriwether herausgegeben, steht an Interesse etwas hinter seinem Vorgänger zurück; er wird fast ganz von einer Lohnstatistik ausgefüllt, welche Herr Meriwether selber als unbefriedigend bezeichnet. Die aufgeworfenen Fragen: nach der Lohnhöhe in den verschiedenen Arbeitsabtheilungen, nach der täglichen Arbeitszeit, nach der Dauer des Betriebsstillstandes im Jahre, nach dem Preis des verarbeiteten Rohmateriales und der erzeugten Waaren und nach der Arbeiterzahl der Einzelunternehmungen — sind zwar von höchster Bedeutung, aber die Antworten sind in Folge des Widerstrebens der Unternehmer so lückenhaft, daß wir auf eine Wiedergabe dieses Theiles verzichten und mit dem tüchtigen Beamten nur hoffen wollen, daß der nächste Bericht hierüber eine vollständigere Arbeit bieten könne.

Der nicht statistische Theil unseres Werkes bietet dagegen manche lehrreiche Beobachtungen über bestimmte Formen und Folgen der heutigen Ausbeutung. In Missouri wie in einigen anderen Staaten der Union ist der Arbeitsstatistiker zugleich eine Art Ober-Fabrikinspektor; „Aufgabe des Amtes — heißt es im Gesetz — soll auch sein, die Inspektion aller Bergwerke, Fabriken, Waarenhäuser, Werkstätten, Gießereien, Maschinenhäuser und anderer gewerblicher Etablissements, wo männliche und weibliche Personen beschäftigt sind, zu besorgen und die Ausführung der diese berührenden Gesetze zu überwachen.“ Diese Verbindung hat natürlich ihre großen Nachtheile, und wir möchten sie in keiner Weise empfehlen, der vorliegende Bericht verdankt ihr aber einige werthvolle Mittheilungen.

Im Februar 1890 beklagten sich durch ein Komiteschreiben die Bergleute in Bevier, daß ihnen an jedem (monatlichen) Lohntage der Lohn für 20 bis 30 Tage seitens der Werksverwaltung zurückbehalten werde, während nach den Gesetzen von Missouri höchstens für die dem Zahltage vorangehenden letzten 4 Tage der Lohn unausgeglichen bleiben dürfe. „Könnten Sie — hieß es am Schlusse des Briefes — die Zeit erübrigen, um uns zu besuchen und uns zu sagen, was wir — ohne daß arme Menschen den Verlust ihres Brotes zu fürchten brauchen — thun müssen, um die Unternehmer zu zwingen, dem Gesetze nachzukommen? Wenn wir unser Geld verlangen, werden wir entlassen und zu Vagabunden gemacht.“ Die sich darauf abspielenden Ereignisse sind charakteristisch für die amerikanischen Zustände. Der Kommissar schreibt zunächst, unter Beifügung der verletzten gesetzlichen Bestimmungen, an die hauptbetheiligte Firma, was ihm zu Ohren gekommen sei: er werde erfreut sein, die Wahrheit über die Klagen der Arbeiter zu erfahren. Die Firma antwortet ausweichend: sie hätte niemals Klagen seitens ihrer Angestellten gehört, sie nähme den denkbar größten Antheil an ihrer Leute Wohlfahrt und thue mehr für sie durch Vorschüsse, Zulagen und Wohlfahrtseinrichtungen, als irgend wer. Der Kommissar reiste darauf selber nach Bevier und, wie gewöhnlich, erwiesen sich alle Angaben der Bergleute als zutreffend, alle eidlich vernommenen Zeugen bestätigten, daß sie trotz des gesetzlichen Verbotes den Preis für 20—30 Tage geleisteter Arbeit den Unternehmern kreditiren mußten, die dadurch nicht nur einen recht einträglichen Betriebsfonds erhielten, sondern auch noch den Vortheil hatten, daß die mittellosen Arbeiter ihre Lebensmittel in ihren Läden auf Borg nehmen und deshalb mit einem Wucheraufschlag bezahlen mußten. Der Gläubiger wider Willen muß hier also auch noch an den Schuldner Wucherzinsen für sein Darlehen zahlen! Der Kommissar übergab die Angelegenheit nunmehr dem Gerichte, erhielt aber die Erwiderung, daß es sich hier nicht um ein

Digitized by Google

kriminelles Vergehen handle, sondern um eine Zivilangelegenheit, daß also die Betroffenen und Geschädigten selber die Klage erheben müßten. Die Bergleute beschlossen nun, einen Prozeßfonds zu sammeln, um gegen ihre Ausbeuter gerichtlich vorgehen zu können; der zum Sammeln Beauftragte wurde jedoch von den Stützen der Gesellschaftsordnung Knall und Fall entlassen, und den Bergleuten, welche die Lohnzahlung so verlangten, wie es das Gesetz vorschrieb, wurde einfach bedeutet, daß sie gehen könnten. „Durch dieses schneidige Vorgehen machten es die Bergwerksleiter ihren Angestellten unmöglich, auf der Forderung zu beharren, daß dem Gesetze genügt werde .... und man darf wohl fragen, ob die Bergarbeiter zu tadeln sind, wenn sie unzufrieden sind, die Arbeit einstellen und Gewaltakte begehen, wenn ihre Herren, bei denen man mehr Einsicht und bessere Erziehung voraussetzt, selber das Beispiel geben, wie man Gesetzen entschlüpft und sie als nicht vorhanden betrachtet."

In einer Glashütte gingen die Kniffe der Unternehmer sogar noch weiter. Der Lohn wurde hier immer nur für einen Monat bezahlt, den Lohn für 2 oder 3 Wochen hielt man aber stets zurück; wer also etwa am 1. August in Arbeit trat, erhielt am 15. oder 20. September den Lohn für den ersten Monat! Ja noch mehr, wenn der Lohntag endlich da war, hielt der Kassier stets nur zwei Stunden seinen Schalter offen; die Menge Leute, die in dieser Zeit gar nicht abgefertigt werden konnten, mußten abermals eine volle Woche warten! „An jedem Zahltag entsteht ein wahrer Wettkampf darum, zuerst zum Schalter zu gelangen.... Mehrere Angestellte sprachen ihre Ansicht dahin aus, daß die Aktiengesellschaft den Kassierschalter darum nur zwei Stunden öffnen ließe, weil eine Anzahl Leute dann ihr Geld nicht holen können und darum gezwungen sind, in den Läden der Gesellschaft zu kaufen und dafür Borgpreise (credit prices) zu bezahlen." Als den Unternehmern diese schamlose Prellerei vorgehalten wurde, waren sie frech genug, sich damit zu rechtfertigen, daß die Arbeiter sich immer Sonntags nach dem Lohntage betränken und dann Montags Glaswaaren im Werthe von Tausenden von Dollars (!) ruinirt würden; „bei dem jetzigen Lohnsystem giebt es nur einen Sauf-Sonntag (drunken Sunday) im Monat, während die Leute alle Sonntage betrunken sein und alle sieben Tage so viel Glas zerbrechen würden wie jetzt in dreißig Tagen, wollte man sie wöchentlich ablohnen." Das ist Herrn Meriwether denn doch zu arg. „Es kann — urtheilt er — auch nicht für einen Augenblick zugegeben werden, daß irgend welche Gesellschaft das Recht habe, sich zum Sittenwächter für ihre Untergebenen aufzuwerfen. Wenige rasche Entlassungen würden zweifellos hinreichen, die Männer genügend zur Nüchternheit anzuhalten.... Das Kapital hat nicht das Recht, Zwangsanleihen seinen Arbeitern aufzuerlegen. Der Arbeiter wartet auch nicht sechs Wochen, ehe er das Produkt seiner Arbeit dem Unternehmer einhändigt, er wartet nicht einmal eine Woche; er liefert es jeden Tag, jede Stunde ab, und es ist ungerecht, ihn sechs oder sieben Wochen auf seinen Antheil an dem Reichthum (wealth), den er schafft, warten zu lassen. Ihn warten lassen, heißt ihn zwingen, Borgpreise anstatt Baarzahlungspreise zu entrichten; das heißt seinen Lebensunterhalt um mindestens 25 Prozent vertheuern." Herr Meriwether verlangt darum, ähnlich wie es in New York bereits besteht, ein Gesetz, das wöchentliche Lohnzahlungen vorschreibt.

Der folgende Abschnitt betrifft weniger die Arbeiter, wie die kleinen Farmer, welche für Eisenbahngesellschaften die Ablieferung von hölzernen Pfosten und Schwellen übernommen haben, und welche von Zwischenhändlern und den Aktiengesellschaften selbst ausgesogen und übervortheilt werden — wie Hausindustrielle in Deutschland, möchte man fast sagen. Beziehen sie ihre Lebensmittel nicht aus den Läden ihrer „Brotgeber", zu Wucherpreisen natürlich, so hat man alles Mögliche an ihrer Waare auszusetzen; die Revision der aufgefahrenen Hölzer wird hinausgeschoben, bis sie „in den Grund hinein verfault" sind, während der Farmer, der fleißig im Laden des Auftraggebers kauft, und Primapreise für Schundwaare zahlt, eher auf rasche Inspektion und baldige Abnahme rechnen kann. „Nüchterne, intelligente und fleißige Farmer wiesen auf ihre Felder und meinten: Unsere Wälder sind alle verschwunden, wir haben uns Jahre lang gequält, in und außer der eigentlichen Arbeitsperiode; aber während die Krämer und Zwischenhändler reich geworden sind, haben wir für unsere Wälder, unsere Aecker und unsere Arbeit nichts erhalten wie das nothwendige Brot, etwas Speck und eine reiche Fülle von Schulden."

Weitere Mittheilungen betreffen die Konkurrenz der Gefängnißarbeit in der Schuhbranche, welche für Missouri als belanglos hingestellt wird — ferner einige Formen

Digitized by Google

des Lohnabzuges und der Beschwindelung der Arbeiter durch zurückbehaltene Kautionen — betrügerische Annoncen von Stellenvermittlern, wirklichen und scheinbaren — einige Strikes und Lockouts — weiter die Frage des Rechtsschutzes, dessen Organisation Herr Meriwether den Arbeitervereinen mit etwas übertriebener Motivirung ans Herz legt. Auch eine Statistik des Verhältnisses der Stellengesuche und Angebote, hauptsächlich aus den Zeitungen von St. Louis und Kansas City, findet sich in dem Buche, ohne jedoch zu irgend bemerkenswerthen Ergebnissen zu führen.

Lehrreich für Freunde von Arbeiterausschüssen und gemeinsamen Organisationen von Unternehmern und Arbeitern derselben Fabrik ist noch ein Bericht aus den Glendale Zinkwerken. Der Direktor Gray schlug dort eines schönen Tages seinen Leuten die Gründung einer Gewerkschaft vor, er versprach sogar 500 Dollars (2000 Mark), nur wollte er selber dabei sein. Die Arbeiter waren blöde genug, diesen plötzlich erwachten Edelmuth nicht zu begreifen, und wie so viele deutsche Arbeiter die Fabrikausschüsse, so lehnten sie diesen Vorschlag ab, um schließlich eine vollständig unabhängige Gewerkschaft zu bilden. Da entließ die Werksverwaltung mit einem Male alle Führer dieser Union ohne Kündigung, obwohl sie zum Theil fünf und fünfzehn Jahre in dem Werke zu vollster Zufriedenheit thätig gewesen waren. Die Ursachen scheinen uns klar zu Tage zu liegen. Herr Gray fürchtete eine unabhängige Organisation der Arbeiter, die sich vielleicht an die Ritter der Arbeit angeschlossen hätte und mit der er dann hätte rechnen müssen. Eine vereinzelte Organisation, wie er sie vorschlug, glaubte er in der Hand haben zu können; sie konnte ihm nichts schaden; am Ende hätte er gar ihren Sitzungen präsidirt, wie das bei deutschen Fabrikausschüssen vielfach der Fall ist, und wer hätte dann so heikle Fragen wie Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung auch nur zur Sprache bringen wollen? Vielleicht hätte Herr Gray dazu noch für die Waaren des Werkes einen besseren Absatz erreicht; he wanted a union shop, er wollte, daß die Fabrikwaare von den Arbeitern nicht gemieden würde, „er sagte, daß er bessere Preise erreichen wollte". Als dieser Plan fehlschlug, zeigte er sofort wieder die Krallen. —ms.

Notizen.

Die Entwicklung der Textilindustrie Großbritanniens wird durch folgende, in einem der jüngsten Blaubücher veröffentlichte Zahlen illustrirt:

Zahl der	1856	1862	1868	1874	1885	1889
Fabriken	5 117	6 378	6 416	7 294	7 465	7 190
Spindeln	33 503 580	36 450 028	44 093 301	51 077 243	53 088 824	53 641 062
Maschinenwebstühle	369 205	490 866	549 365	667 711	773 704	822 489
Beschäftigte Kinder unt. 13 Jahren						
männlich	24 537	28 863	41 382	61 209	43 308	40 558
weiblich	21 534	30 548	43 889	64 677	48 343	45 941
Junge Männer von 13—18 Jahren	70 247	71 332	73 514	84 486	81 871	88 696
Frauen über 18 Jahren . . .	383 378	432 973	473 624	546 964	580 905	610 608
Männer über 18 Jahren . . .	176 400	201 636	212 707	248 349	279 835	298 828
Männliche Arbeiter überhaupt .	271 184	296 831	327 553	394 044	405 014	428 082
Weibliche Arbeiter überhaupt . .	404 912	463 521	517 513	611 641	629 248	656 549
Beschäftigte Arbeiter überhaupt .	676 096	760 352	845 066	1 005 685	1 034 262	1 084 631

Die auffallendste Erscheinung in der Tabelle ist wohl die Verlangsamung des Tempos der Ausdehnung der Produktion, namentlich in der Spinnerei (soweit dies aus der relativen Zunahme der Spindeln und Webstühle, sowie der beschäftigten Arbeiter ersichtlich ist. Die Zunahme der Menge des jährlichen Produkts selbst weist übrigens dieselben Erscheinungen auf.): In den 12 Jahren von 1862 – 74 wuchs die Spindelzahl um 43 Prozent, die Zahl

Digitized by Google

der Kraftstühle um 36 Prozent, in den 15 Jahren von 1874—89 nur um 5 bezw. 23 Prozent! Die Zahl der beschäftigten Arbeiter wuchs in der ersten Periode um 32,3 Prozent, in der zweiten um 7,9 Prozent. Das Anschwellen der Großbetriebe auf Kosten der kleinen wird dadurch nicht aufgehalten. 1862 kamen 119 Arbeiter auf eine Fabrik, 1874 138, 1889 151.

Die Spinnereien und Webereien sind in den uns vorliegenden Angaben leider nicht getrennt angeführt. Immerhin ist es bezeichnend, daß auf je eines der Etablissements 1862 5710, 1874 7000 und 1889 7460 Spindeln, sowie 1862 77, 1874 91 und 1889 114 Kraftstühle entfielen*).

Nächst diesen Erscheinungen ist am auffallendsten die Abnahme der Zahl der beschäftigten Kinder unter 13 Jahren seit 1874, während sie bis dahin rasch gewachsen war. Man zählt

	1856	1862	1868	1874	1885	1889
beschäftigte Kinder im Ganzen .	46 071	54 411	85 221	125 886	91 651	86 499
„ „ per Etablissement	9	8,5	13,3	17,2	12,3	12
von je 1000 beschäftigten Personen waren Kinder	67	70	100	125	88	79

Dieß Fallen der Zahl der beschäftigten Kinder ist nicht etwa der wachsenden Menschenfreundlichkeit der Fabrikanten zuzuschreiben, sondern dem Eingreifen der Gesetzgebung. So wurde unter Anderem 1874 ein Gesetz erlassen, das die Beschäftigung von Kindern unter 10 Jahren in den Textilfabriken verbot — bis dahin war das 8. Jahr die Altersgrenze gewesen. Dasselbe hob auch alle noch bestehenden Ausnahmsbestimmungen des Gesetzes von 1844 zu Gunsten der Seidenindustrie auf, welches den Seidenspinnern das Privilegium ertheilt hatte, „Kinder zwischen 11 und 13 Jahren 10 Stunden täglich zu verarbeiten und das den für andere Fabrikkinder vorgeschriebenen Schulzwang kassirte". Alles das unter dem Vorwand: „Die Delikatesse des Gewebes erheische eine Fingerzartheit, die nur durch frühen Eintritt in die Fabrik zu sichern". Marx bemerkt dazu: „Der delikaten Finger wegen wurden die Kinder ganz geschlachtet, wie Hornvieh in Südrußland wegen Haut und Talg" („Kapital" I, 2. Aufl. S. 296).

Neben der Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung hat aber namentlich die Reform des Elementarschulunterrichts, die durch die Schulgesetze von 1870 und 1873 angebahnt wurde, viel zur Verringerung der Kinderarbeit beigetragen.

Das Verhältniß zwischen männlicher und weiblicher Arbeit hat sich im Großen und Ganzen nicht geändert. Die Frauen über 13 Jahren bildeten 1862 55 Prozent, 1874 54 und 1889 56 Prozent der Textilarbeiter; die Männer über 18 Jahren 1862 27,3, 1874 24,7 und 1889 wieder 27,5 Prozent.

Die Textilindustrie ist diejenige kapitalistische Großindustrie, die am frühesten reif geworden ist und daher schon frühzeitig die Frauenarbeit in einem solchen Maße entwickelt hat, daß deren verhältnißmäßige Ausdehnung auf diesem Gebiete in größerem Maßstabe kaum noch möglich.

Das russische Budget. Der letzte amtliche Jahresbericht (pro 1889) über dasselbe giebt manche Aufschlüsse über die Finanzen und wirthschaftliche Politik des Zarenreiches. Selbstverständlich sind wir dabei blos auf die offiziellen Angaben angewiesen, und diese sind in der russischen absoluten Monarchie ebenso wenig zuverlässig, wie in manchen europäischen Ländern die Angaben der konstitutionellen Minister über — die Verwendung der „geheimen Fonds".

Aus dem erwähnten Jahresbericht ist zunächst die „erfreuliche" Thatsache zu entnehmen, daß das Budget mit einem Ueberschuß der ordentlichen Einnahmen über die ordentlichen Ausgaben von 69 Millionen Rubel (in runden Zahlen) abschließt, während dasselbe noch 1887 ein Defizit von 6 Millionen Rubel aufwies. Vergleicht man aber die Summen der effektiven Einnahmen und Ausgaben, d. h. der ordentlichen und außerordentlichen, so

*) Von 1856—62 entwickelt sich das Verhältniß der Spindelzahl zur Gesammtzahl der Fabriken in anderer Richtung als das der Kraftwebstühle. Da wir, wie gesagt, kein Material an der Hand haben, um die Spinnereien von den Webereien zu sondern, sind demnach die Zahlen von 1856—62 in diesem Zusammenhang für uns unbrauchbar.

Digitized by Google

schrumpft schon jener Ueberschuß auf ungefähr 48 Millionen Rubel zusammen. Leider ist auch dieser Ueberschuß ein rein fiktiver, denn die 48 Millionen Rubel setzen sich aus Summen zusammen, die auf ganz willkürliche Weise zu den Einnahmen geschlagen sind. Wir können jedoch hier auf diesen Punkt nicht näher eingehen.

Alles in Allem reichten also die Einnahmen mit knapper Noth hin, um die Ausgaben zu decken, — und das in einem verhältnißmäßig günstigen Jahr, denn 1889 folgte auf die guten Ernten von 1887 und 1888.

Aber auch die günstigen Resultate der letzten Budget-Jahre erscheinen in einem eigenthümlichen Licht, wenn man bedenkt, daß, trotz der wachsenden Einnahmen, die Staatsschuld immer noch anschwillt. Trotz der namhaften Konversionen und Zinsreduktionen der letzten Zeit übersteigen die durch die Verzinsung der Staatsschuld verursachten Ausgaben immer noch die stets steigenden Ausgaben für Krieg und Marine, wie dies aus folgender Zusammenstellung ersichtlich*):

	1887	1888	1889
Verzinsung der Staatsschuld	281	279	271
Krieg und Marine	251	253	267

Ueberhaupt sind bei den wachsenden Ausgaben die günstigen Budgets der letzten Jahre auf das stetige Wachsen der Einnahmen, d. h. der — direkten und indirekten Steuern zurückzuführen, denn diese bilden mehr als drei Viertel der Gesammteinnahmen. Beides ergiebt sich aus folgender Tabelle der ordentlichen Einnahmen für den Zeitraum 1887—1889:

	1887	1888	1889
Direkte Steuern	82	84	88
Indirekte Steuern	465	518	532
Ablösungsgelder**)	89	92	92
Regie-Einnahmen (Post, Telegraph ꝛc.) .	29	32	33
Staatseigenthum (Einnahmen der Staatsbahnen ꝛc.)	52	55	69
Verschiedenes	113	117	113
Summa der Einnahmen . .	830	898	927

Die Gesammteinnahmen haben also im Vergleich zu 1887 um 97 Millionen Rubel zugenommen, darunter die indirekten Steuern allein um 67 Millionen Rubel. Das Wachsen derselben ist bekanntlich das Resultat der neuen Finanzpolitik — und darin steht die russische den meisten übrigen europäischen Regierungen würdig zur Seite — die den Gipfel der Finanzweisheit in der Erhöhung der Zölle und der Steuerlast des ohnehin erschöpften Volkes erblickt. Diese volksbedrückende Tendenz wird durch folgende detaillirte Tabelle der Einnahmen aus den indirekten Steuern veranschaulicht:

	1887	1888	1889
Trink- (Branntwein-) Steuer	258	265	275
Zoll-Einnahmen	107	141	138
Tabaksteuer	24	28	28
Zuckersteuer	23	17	18
Beleuchtungs- (Petroleum- ꝛc.) Steuer .	—	7	9
Zündhölzchensteuer	—	3	4
Gebühren	53	57	60
Summa der indirekten Steuern . .	465	518	532

Der Ertrag der Trinksteuer hat demnach im Zeitraum 1887—1889 um 17 Millionen Rubel zugenommen, — nur theilweise in Folge des größeren Konsums, den die guten Ernten verursachten; zum größten Theil in Folge der Erhöhung der Accise, die am 1. Januar 1888 eingetreten. Ebenso verhält es sich mit der Tabaksteuer, welche überdies den Ruin der kleinen Tabakpflanzer zur Folge hatte.

*) Wir geben überall die Zahlen in Millionen Rubel an.

**) Diese werden seit 1861 jährlich von den Bauern gezahlt für die bei Aufhebung der Leibeigenschaft erhaltenen Grundstücke. Die Mehrzahl wird noch daran bis 1910 zu zahlen haben.

Digitized by Google

Besonders werden die Zölle immer mehr erhöht. Neuerdings erfolgte wiederum eine allgemeine Erhöhung des Zolltarifs (mit Ausnahme des Theezolles) um 20 Prozent. Natürlich wird dadurch die Einfuhr nicht ermuntert, und so müssen schließlich auch die Zolleinnahmen wieder zurückgehen, wie dies bereits im letzten Jahr der Fall. Aber in der Zollpolitik weiß sich die Regierung eins mit den Fabrikanten, die ihre Interessen auch bei der zarischen Regierung durchzusetzen verstehen.

So wälzt die russische Regierung — in viel höherem Grade als die irgend eines bürgerlich-konstitutionellen Staates — fast die ganze Steuerlast auf die Schultern des armen Volkes. In Rußland existiren die amtlich gebräuchlichen Bezeichnungen: „steuerzahlende" und „steuerfreie" Stände. . . . Wir haben erst seit weniger Zeit ganz kümmerliche Anfänge einer Einkommensteuer, deren Ertrag verschwindend klein ist. Die Regierung hütet sich wohl, an den Beutel der besitzenden Klassen zu rühren, denn — „in Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!" Das heißt, mit der Heranziehung der Besitzenden zur Steuerzahlung dürfte die „Gemüthlichkeit" der russischen politischen Zustände ein Ende nehmen.

Und wie werden nun die Staatseinkünfte verwendet?

Auf die fortwährende Steigerung der Ausgaben für Krieg und Marine haben wir schon hingewiesen. Rechnet man diese Ausgaben mit den Zinsen der Staatsschuld zusammen, so erweist sich, daß diese zwei Rubriken für sich allein im letzten Berichtsjahr über 62 Prozent der Gesammtsumme der ordentlichen Ausgaben verschlungen haben.

Es betrugen:

Die Gesammtausgaben (ordentl.) im Jahr 1889		858 M. R.
Darunter a) für Zinsen der Staatsschuld	271 M. R.	
b) für Krieg und Marine	267 „ „ . .	538 „ „
Bleiben für alle übrigen Ausgaben		320 M. R.

Aus diesem Rest entfallen auf das Budget des Ministeriums der Volksaufklärung 22 Millionen Rubel, oder ungefähr $2^1/_2$ Prozent der Gesammtausgaben. Die Sache wird jedoch noch bedenklicher, wenn wir erwähnen, daß für den niederen Volksunterricht aus jenen 22 Millionen nicht ganz 10 Millionen Rubel verausgabt werden.

So wirthschaftet das „Väterchen" mit dem Gelde seines „geliebten Volkes". Einstweilen gelingt es noch den Künsten des Finanzministers Wischnjegradsky, die russischen Finanzen über Wasser zu halten. Dies dürfte aber nicht von langer Dauer sein, denn der Wohlstand des Volkes geht immer mehr zurück, Dank der Mißwirthschaft der Regierung.

Immerhin hat der bedenkliche Zustand der russischen Finanzen auch seine gute Seite: er bietet uns eine wirklich feste Bürgschaft — für den „europäischen Frieden". B. K—y.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Souper zu Dreien.

Prinz Friedrich war im Begriff, in die komische Oper zu fahren. Er bedurfte sehr der Aufheiterung und Zerstreuung, denn er war seit einiger Zeit immer verstimmt.

Es ging Alles nicht so, wie er gerne wollte! Vor Allem beunruhigten ihn seine Beziehungen zu Feo Werdenried. Denn Feo erwies sich als maßlos heftig und unverständig. Je näher der Termin ihrer Hochzeit rückte, desto energischer lehnte sie sich dagegen auf und klammerte sich krampfhaft an die

Digitized by Google

Hoffnung, daß er sie im letzten Augenblick noch „erretten" werde! Er kannte ihre unbezähmbare Leidenschaft und fürchtete, es könne zu einem Skandal kommen. Dabei begann er bereits ihrer fortwährenden Thränen und Liebkosungen müde zu werden. Sie weinte ja, sowie er sie nur ansah, und jedes Wort, das über ihre Lippen kam, war ein Vorwurf. Wie hätte sie ihn auf diese Weise fesseln können?! —

So dachte er mißmuthig und warf alle Schuld an der Unleidlichkeit seines Verkehrs mit ihr auf Feo. Diese hatte sich trotzdem nur wenig geändert. Die eigentliche Veränderung war mit ihm selbst vorgegangen und sie datirte von dem Tage, da ihn Aurange in das Modemagazin geschleppt.

Seitdem sah er im Wachen und Träumen die Gestalt Anne-Lises von Rosen. Er fand nichts, das er mit der unbewußten Hoheit hätte vergleichen können, die in ihren Zügen und über ihrem ganzen Wesen lag. Sie schien ihm die Verkörperung reiner Weiblichkeit. Alle Frauengestalten seiner ausgedehnten Bekanntschaft schrumpften, gegen ihr Bild gehalten, zur Unscheinbarkeit zusammen.

Je eifriger er bestrebt war, die Gedanken an sie zu verbannen, desto aufdringlicher verfolgten sie ihn. Er gab endlich seufzend nach und sann über den Fall hin und her.

Bis jetzt hatte er, wie seine Freunde behaupteten, ein geradezu unverschämtes Glück bei den Frauen gehabt.

Wenn es ihm erst gelang, sich Fräulein von Rosen zu nähern, warum sollte sie nicht ebenso willig ihr Herz an ihn verlieren, wie manche Andere vor ihr? Es wurde ihm ganz heiß bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. Aber da war ja noch Feo! Immer Feo! Er haßte sie beinah in solchen Momenten, und wünschte nichts sehnlicher, als die anspruchsvolle kleine Person auf anständige Manier los zu werden.

Dann schämte er sich freilich wieder und nannte sich einen „schlechten Kerl", aber die Grundstimmung blieb.

Eben griff er, eine Operetten-Melodie pfeifend, nach Hut und Handschuhen, da meldete der Diener „Damenbesuch".

Da der Prinz in der Stadt weder eine Mutter, noch Schwestern oder Tanten besaß, und da diese, auch wenn sie am Ort gewesen wären, ihn schwerlich zur Abendzeit in seiner Garçon-Wohnung aufgesucht haben würden, so schloß er auf eine seiner alten „Flammen".

Eine solche war ihm unwillkommen, wer sie auch sein, und welche Laune sie immer zu ihm führen mochte.

Nichtsdestoweniger beeilte er sich, der Betreffenden ritterlich in den Flur entgegenzugehen.

Zu seiner Ueberraschung sah er Feo.

„Wie? Du hier?!" flüsterte er ihr zu und führte sie rasch an der Hand in sein Zimmer. Hier befreite er sie in seiner zarten Weise von Mantel, Mütze ꝛc. und machte ihr dabei sanfte Vorstellungen.

„Das ist gegen die Verabredung, liebes Kind! Wenn ich nun zufällig nicht allein gewesen wäre? Du hättest bequem im Flur mit einem Bekannten zusammenstoßen können, und dann war der Skandal fertig. Solch' böses, ungehorsames, unkluges kleines Mädchen!"

Feo war blaß und zitterte.

„Warum hast Du meinen Brief nicht beantwortet?" fragte sie, die Augen weit öffnend. „Ich habe Dich jetzt drei ganze Tage nicht gesehen und Du nimmst Dir nicht einmal die Mühe, ein paar Worte zu schreiben, obwohl Du

Digitized by Google

weißt, daß ich vor Sehnsucht nach Dir beinah sterbe! Wie kannst Du mich nur so grausam behandeln? Du hast gar kein Herz, Fritz! Ich kann ohne Dich nicht leben, das weißt Du doch! Du sollst sehen, wenn sie mich mit Oldesloh an den Altar schleppen, schrei ich ganz laut: „ich kann nicht; denn ich bin die Frau eines Anderen!"

Er zog sie zu dem von weichen Bagdad-Teppichen bedeckten Divan hin und setzte sich an ihre Seite. „Du willst also Dich und mich mit Gewalt zu Grunde richten?" fragte er. Sie warf sich an seine Brust. „Habe Erbarmen, Liebster! rette mich vor der Qual dieser verlogenen Heirath! Siehst Du denn nicht ein, daß ich darüber verderben muß? Ich gehöre Dir und kann nur Dir gehören! Diese Heirath ist ein Verbrechen gegen ihn und gegen Dich und gegen mich! Wenn Du mich Deiner Regentenpflichten wegen nicht heirathen darfst, so befreie mich doch wenigstens aus diesem Pfuhl der Lügen, in dem ich schlecht werde! Ich verlange ja Nichts, als Dir allein gehören zu dürfen! Bring mich irgend wohin, wo Niemand Dich und mich kennt. An irgend einen recht einsamen Ort, wo ich ganz für Dich leben kann! Rette mich! rette mich!" Fiebernd umklammerte sie ihn, als seien Diejenigen, die sie mit Gewalt von ihm reißen wollten, hinter ihr. Ihre Verzweiflung griff ihn an. Er liebkoste sie und sprach ihr beruhigend zu.

„Ich bin ja noch bei Dir, mein armes Vögelchen! Mein Gott, wie das Herzchen klopft! Wie das Alles zittert! Weißt Du denn nicht, daß ich Dich lieb habe und nur Dein Bestes will? Sieh, unter uns bist Du immer meine süße kleine Frau und der dumme Oldesloh geht uns gar nichts an. Er ist ein nothwendiges Uebel, und wenn mein Lieb brav ist, sucht sie das Beste daraus zu machen. Du darfst Deiner selbst wegen die Heirath nicht mehr aufschieben. Du weißt . . ." er flüsterte ihr etwas zu. Sie kam hastig, flehend, auf ihr Projekt zurück. Er sollte ihr irgendwo in der Einsamkeit ein ganz kleines Heim schaffen und sie dort immer besuchen. Während sie ihm dies Idyll, so lockend sie konnte, ausmalte, überlegte er ernsthaft die Möglichkeit der Ausführung, denn sein Gewissen schlug ihn angesichts ihrer Verzweiflung. Aber er mußte sich sagen, daß ihr Plan ein Unding war. Die Welt ist so klein! Wohin hätte er sie flüchten sollen, um sie vor Schande zu schützen? Aber selbst, wenn es ihm gelingen sollte, in der Einsamkeit solch ein weltentlegenes Fleckchen ausfindig zu machen, was sollte dort aus ihr werden? Sie würde sich in Sehnsucht nach ihm und nach den gewohnten Lebensverhältnissen jämmerlich verzehren, dies charakterlose, verwöhnte, liebebedürftige Geschöpfchen! Nein, wahrlich, sie wußte nicht, was sie von ihm erbat und er wollte ihr Bestes im Auge behalten, da sie selbst dazu so wenig fähig war. Um von allen möglichen Uebeln das geringste zu wählen, mußte sie schon in den sauren Apfel beißen, den Betrug gegen Oldesloh zu Ende zu führen. Lief Alles glatt ab, und das hoffte er zuversichtlich, so würde der gute Dicke wahrscheinlich nie hinter die Wahrheit kommen. Und was er nicht wußte, konnte ihm auch kein Leid verursachen.

Aber er fand es nicht leicht, das Trotzköpfchen zu seiner Ansicht zu bekehren. Als eine wahre Erlösung begrüßte er es, als sein Diener den Doktor Waldow meldete.

Feo freilich fuhr erschrocken auf.

„O Fritz! Du nimmst ihn doch nicht an?"

„Du brauchst Dich vor ihm nicht zu geniren, Liebchen", sagte der Prinz und ging auf die Thür zu; „er wird die Situation durchaus richtig auffassen und auf seine Diskretion kannst Du Dich verlassen, wie auf meine eigene."

„Aber .... was wird er denken?!" stammelte sie.

Digitized by Google

„Daß wir uns lieb haben, Kind. Nichts weiter. Meinst Du, das komme so selten vor?“

Waldow trat ein. Im ersten Moment blinzelte er ein wenig mit den Augen; aber das war das einzige Zeichen seiner Ueberraschung und blieb unbemerkt. Im Uebrigen begrüßte er Feo und den Prinzen, als sei ihr Zusammensein hier das selbstverständlichste.

„Ich dachte Sie zur Oper abzuholen, Prinz“, sagte er, „da ich Sie indessen in so liebenswürdiger Gesellschaft finde ....“

„Bleiben Sie lieber hier, mein guter Doktor, und helfen uns soupiren“, unterbrach ihn der Prinz „Es ist ohnehin zu spät geworden.“

„Nun also, wenn Sie gnädige Komtesse es gestatten“, meinte Waldow mit einer Verbeugung gegen Feo.

Was konnte Feo machen? Sie sprach mechanisch einige konventionelle Worte, die des Prinzen Aufforderung bekräftigten. Im Herzen wünschte sie den Eindringling ins Pfefferland.

Waldow hatte die Situation in der That erfaßt. Des Prinzen Verbindlichkeit und der Komtesse rothgeweinte Augen — man müßte ja dergleichen nicht kennen! Es lag auf der Hand, daß er dem einen Theile wenigstens als Dritter sehr willkommen war.

Die ihm hier zugewiesene Rolle entsprach auch durchaus seinen Neigungen. Er besaß angeborene Geschicklichkeit, zu glätten und auszugleichen. Wie er scherzend und mit der harmlosesten Miene der Welt aufzureizen verstand, so konnte er auch vorhandene Erregung unmerklich dämpfen, ja einschläfern. Seine glatten Worte tropften wie Oel auf sturmdurchwühltes Gewässer.

Er nahm sofort die Zügel der Unterhaltung in die Hände, tischte allerhand pikante Anekdötchen auf und machte so amüsante Glossen dazu, daß er in zehn Minuten schon Komtesse Feo herzlich lachen sah.

Der Prinz ließ indessen vom nahen Traiteur ein feines, kleines Souper holen, bei welchem er den fröhlich stimmenden Sekt nicht sparte.

Feo wurde jetzt ebenso ausgelassen lustig, wie sie vorher niedergeschlagen gewesen. Da sie sich ohne Zurückhaltung der Stimmung des Augenblicks hingab, so pendelte sie gewöhnlich von einem Extrem zum anderen. Von Kummer und Thränen übermüdet, schlürfte sie jetzt ebenso gierig den prickelnden Schaumwein, wie sie Waldow's Scherze einsog.

Er merkte es mit Vergnügen. Seine Geschichtchen wurden immer frivoler und ihr Lachen in demselben Grade belustigter.

Wenn sie einmal eine besonders naive Bemerkung dazwischen warf, so blinzelte Waldow über sie weg dem Prinzen zu, was diesen jedes Mal sehr ergötzte.

Während Feo Anfangs in ihrer Haltung die vornehme Dame nicht verleugnet und ihr Verhältniß zu dem Prinzen weder durch Blicke noch durch Worte verrathen hatte, ließ sie allmälig jede Reserve fallen und tändelte mit ihm, als sei ein zuschauender Waldow gar nicht vorhanden.

Natürlich wurde auch Waldow's Benehmen entsprechend ungezwungen.

„Wer versteht denn nun das Küssen besser?“ fragte er heiter, „Oldesloh oder der da?“

„Ach das sieht man ihnen doch gleich an“, meinte Feo. „Oldesloh ist täppisch wie ein Bär.“

Der Prinz lachte. „Ist er so täppisch?“ fragte er, während er ihr aufgelöstes, seidiges Haar durch seine Finger gleiten ließ.

„O, schrecklich! Er ist mir widerlich.“

Digitized by Google

„Wie küßt er denn?“ fragte Waldow, den dies Kapitel herrlich amüsirte.

„Ich erlaubs ihm nicht oft. Er muß erst bitten und betteln.“

„Aber wie macht ers denn?“ fragte der Prinz. „Zeig mirs doch einmal!“

„So“, sagte sie; schob die Lippen vor und küßte ihn à la Oldesloh, über welche mimische Vorführung die beiden Herren sich todtlachen wollten.

„Und das bischen Schnurrbart, was er hat, riecht immer nach Pomade!“ fuhr sie, durch den Beifall animirt, naserümpfend fort. —

Gegen Mitternacht brachte Waldow die halb schlafende Komtesse in einer Droschke nach Hause, wo sie, mit Hilfe der Schlüssel, die sie listig in ihren Besitz gebracht, ohne von Jemand bemerkt zu werden, Einlaß erlangte.

Sechzehntes Kapitel.

Der Mode-Hut.

Am nächsten Tage lag Feo Werdenried in verdunkeltem Zimmer mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett.

Die Gräfin Mutter war sehr betrübt; denn sie fand die Aufgabe, den schlecht behandelten Schwiegersohn in spe zu beruhigen, immer schwieriger. Feo war so entsetzlich launenhaft geworden, so ganz unberechenbar, daß einem Engel die Geduld hätte ausgehen können!

In ihrem Herzen freilich ahnte die Gräfin die Ursache dieses „unbegreiflichen“ Benehmens sehr gut. Das unverständige Kind hegte wahrscheinlich noch immer das Bild ihres „windbeuteligen“ Prinzen im Herzen und hatte gegen ihren braven Bräutigam nicht nur kein Fünkchen Liebe, sondern grabezu Abneigung.

Dies äußerte sich so klar, daß es dem armen Oldesloh auf die Länge kaum entgehen konnte. Und wenn er sich von dieser Thatsache vor der Hochzeit überzeugte, so trat er zurück, dessen war die Gräfin ganz sicher. Eine Auflösung der Verlobung bedeutete aber für sie und ihre Töchter finanziellen Ruin. Sie ließ daher nichts unversäumt, um die Bedenken Oldesloh's stets von Neuem zu zerstreuen und that gleichzeitig Alles, was in ihrer Macht stand, um die Hochzeit zu beschleunigen. Niemand als sie allein wußte, wie bedenklich ihre Schulden in dem letzten Winter angewachsen waren! Sie sah jetzt in dem thöricht verliebten und großmüthigen Fabrikherrn ihres Hauses einzige Rettung. Das Messer steckte ihr an der Kehle, der unglücklichen Frau, und während sie vor Angst nicht aus und ein wußte, mußte sie noch lächeln und sorglos thun und Anderen die Mucken aus dem Kopfe schlagen! Ja, sie war eine Märtyrerin aufopfernder Mutterliebe, und ihre Töchter lohnten ihr alles das mit unbegreiflichem Undank! Asta kritisirte mit überlegener Miene das mütterliche Treiben und hatte eine Art, stillschweigend die Achseln zu zucken, die der Gräfin höchst peinlich war. Dabei verscheuchte sie durch ihr moroses Wesen etwaige Freier und hatte gewiß Schuld daran, daß Herr von Aurange, der sie doch offenbar ausgezeichnet hatte, sie nun einfach sitzen ließ, um die verschrobene, alte Nettelboom mit ihren Geldsäcken zu wählen.

Und Feo? Feo war auf bestem Wege, durch ihren grenzenlosen Unverstand die ganze Familie zu ruiniren! —

Am Abend dieses Tages steckte das Stubenmädchen Aline, Feo's bestochene Vertraute, der Komtesse ein Briefchen zu.

Feo küßte zuerst die geliebten Schriftzüge, dann riß sie das Kouvert auf und las beim unsicheren Schein einer Hängelampe.

Digitized by Google

Der Prinz schrieb:

„Meine süße, kleine Feo!

„Eine unerwartete Familiennachricht ruft mich in die Ferne. In dem Augenblick, in dem Deine schönen Augen auf diesem Papier weilen werden, sitze ich Aermster schon im Eisenbahnwagen, der mich mit brutaler Eile von meinem Liebchen entfernt. Wie lang ich fortbleiben muß, weiß ich heute noch nicht. Sei indessen ein gutes, verständiges Kind und mach' der Mama keine Szenen. Wenn ich nach Berlin zurückkehre, hoffe ich der kleinen Kommerzienräthin Oldesloh meine unterthänigsten Glückwünsche zu Füßen legen zu dürfen.

„Ich beschwöre Dich nochmals, und ganz allein zu Deinem eigenen Besten, mein theures Kind, nimm die Dinge wie sie liegen, und mache Dich nicht mit Gewalt unglücklich! Wer A sagt, muß nämlich allemal auch B sagen, hörst Du? Ich kann für die Folgen nicht einstehen, wenn Du nicht thust, was ich Dir sage. Mit Oldesloh mußt Du sein, wie ich Dir gesagt habe. Er darf nichts merken; das bist Du seiner Ruhe schuldig. Bist Du nur erst seine Frau, so kann sich noch Alles nach unseren Wünschen wenden. In der lebhaften Hoffnung, meine brave, kluge Feo bald in ihren eigenen Salons begrüßen zu dürfen, bin ich mit tausend zärtlichen Küssen

Dein Fritz."

Feo ließ den Brief fallen und starrte mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen ins Leere. Weder der Mangel an Wärme, noch die schreckliche Moral dieser Epistel berührte sie stark. Sie empfand nur das Eine, daß ihre letzte Hoffnung geschwunden war, — daß er das Weite suchte und sie unbarmherzig ihrem Schicksal überließ. Es war ihm erwünscht, daß sie in den Armen des verhaßten Mannes die Unterkunft fand, die er ihr nicht gewähren wollte! Es war ihm gleichgiltig, daß sie unglücklich und schlecht wurde!

Sie konnte nicht weinen, nicht einmal aufschreien oder stöhnen. Die Verzweiflung lähmte sie vollständig.

Er, den sie so hingebend, so sinnlos liebte, dem sie Opfer über Opfer gebracht hatte und noch ferner bringen wollte, er hatte sie herzlos im Stich gelassen und verrathen! Er stieß sie ja geradezu ins Elend! Ihr schauderte vor dem Abgrund der Lüge und feigen Betrugs, der sie angähnte, und er, er war es, der sie gewaltsam dahin trieb! — In vier Tagen sollte ihre Hochzeit sein! — Nein, es war unmöglich, unmöglich! Sie wollte und konnte nicht. Lieber mochte Alles über ihr zusammen brechen.

Eine Art Taumel der Verzweiflung ergriff sie und riß sie in die Höhe. Sie warf den Unglücksbrief in das Feuer des Ofens und sah starren Blickes zu, wie er verbrannte. Dann kleidete sie sich ein wenig an und ging zu der Mama hinüber, in der entschlossenen Absicht, Alles zu gestehen. Sie hatte eine unbestimmte Idee, daß die Mama dann mit ihr weit fortreisen würde, oder sie allein fortschicken; aber jedenfalls mußte diese Hochzeit unterbleiben. Sie wollte alle Vorwürfe ertragen und ausgestoßen in der Fremde leben, bis „er" von Gewissensbissen und Reue getrieben, sich ihrer endlich erbarmen mußte. Das konnte doch nicht ausbleiben.

Die Gräfin saß einsam im Eßzimmer am Theetisch, auf welchem allerhand Reste von den Leckerbissen der letzten Abendgesellschaft prangten.

Sie öffnete ihre flachliegenden, runden Augen weit, als Feo auf der Bildfläche erschien.

„Was? Du bist noch aufgestanden?"

„Ja, Mamachen."

Digitized by Google

„Asta hat gnädigst ankündigen lassen, sie würde nicht vor elf nach Hause kommen", sagte die Gräfin herbe; „sie soupirt mal wieder „in engstem Kreis" bei der Nettelboom. Diesen Mangel an Selbstachtung kann ich einfach nicht begreifen! Nachdem die alte Person ihr den Baron Aurange vor der Nase weggekapert hat, läßt sie sich auch noch von ihr abfüttern."

Feo zuckte schmerzlich zusammen. Sie hatte ein sehnsüchtiges Verlangen nach mütterlicher Theilnahme und verzeihender Liebe; aber Ton und Gesichtsausdruck der Mama waren keineswegs vertrauenerweckend. Freilich ahnte sie auch nicht, welche Angst und Quälereien die Mama an diesem Tage wieder ihrethalben durchzumachen gehabt hatte.

Verschüchtert setzte sie sich an den Tisch und schenkte Thee ein.

„Denke Dir, die Kostüme von Gerson, die die Leute am Nachmittag schicken wollten, sind immer noch nicht gekommen!" sagte die Gräfin verdrießlich.

„Ich wollte, sie kämen niemals!" rief Feo, und brach, über sich selbst erschrocken, in Thränen aus.

Die Gräfin seufzte tief. „Dies ewige Geheule kann einen noch um den Verstand bringen!" sagte sie. „Du wirst es dahin bringen, daß sich Arthur noch im letzten Augenblick zurückzieht, Du albernes Ding! Das wäre doch eine unerhörte Blamage!"

„Und was ich dabei fühle, ist Euch Allen ganz einerlei!" schluchzte Feo. „Wenn Ihr mich nur möglichst bald los werdet! Und dazu ist Euch Jeder gut genug, der dumm und reich genug ist, die Last für Euch übernehmen zu wollen! Aber er ist mir widerwärtig, und ich will mich nicht an den Meistbietenden verkaufen lassen! Was die Leute über mich sagen, ist mir auch ganz egal. Ich will nicht!" —

So deutlich hatte sie sich noch nie erklärt. Der Gräfin stand beinah das Herz still vor Schrecken. „Mein liebes Kind", sagte sie so ruhig wie möglich, „es hat Dich keine Menschenseele zu der Verlobung mit Arthur gezwungen. Deine Vorwürfe sind also sehr thöricht und ungerecht. Das Alles hättest Du vorher überlegen sollen."

„Ich weiß es wohl! Ich bin schlecht gewesen, weil man mich mehr gequält hat, als ich ertragen konnte. Aber wenn ich Arthur jetzt heirathe, so ist es schlechter als Alles, was ich bisher gethan habe. Ich kann's nicht, Mama, und wenn Du mir's nicht glaubst, sag' ich's ihm selbst. Ja, morgen werd' ich's ihm sagen."

„O, ich glaube Dir Alles", sagte die Gräfin kalt; „aber als Deine Mutter habe ich die Pflicht, Dich auf die Konsequenzen eines solchen Schrittes aufmerksam zu machen, ehe es für Dich zu spät ist. Du weißt vielleicht nicht, daß Du Dich gesellschaftlich durch eine so unerhörte Rücksichtslosigkeit unmöglich machst?"

„Es ist mir einerlei", schluchzte Feo.

„So? Also möchtest Du eine mißachtete alte Jungfer werden?"

Feo schluchzte nur fort.

„Nun, darin träfen Deine Neigungen ja mit denen Astas überein. Was Ihr Euch wohl unter einer solchen Zukunft vorstellt, Ihr unglücklichen Kinder! Da unser Gut verschuldet ist, und unseren Gläubigern gehört, muß ich mit Euch in eine kleine Stadt ziehen, wo es so billig ist, daß wir von meiner Witwenpension leben können. Ein Dienstmädchen werden wir uns aber kaum noch leisten können. Vielleicht unterhält es Euch ganz gut, die grobe Hausarbeit zu thun und Euch selbst Anzüge aus alten Fetzen zusammen zu stücken. Andere Unterhaltung würdet Ihr auch kaum finden, es sei denn, daß Ihr mal am Sonntag mit dem Arbeitsbeutel altjungferlich-sittig in einen Damenkaffee zu

Digitized by Google

pilgern Gelegenheit fändet. Es ist sehr zu hoffen, daß Ihr Geschmack an dieser Art von Existenz finden werdet, denn ein Zurück in die Welt ist dann für immer ausgeschlossen. Das einzig rathe ich Dir zu überlegen, liebe Feo, ehe Du einen Bruch mit Arthur herbeiführst. Du weißt jetzt, was Du zu erwarten hast."

Da Feo nur immer schluchzte, klingelte die Gräfin nach ihrer Kammerjungfer und befahl ihr den Karton zu bringen, den der „Herr Rath" heute geschickt habe. Diesem Karton entnahm sie dann behutsam einen Pariser Modehut und hielt dies „Gedicht aus weißem Schmelz und Spitze" über der Hand in die Höhe.

„Sieh einmal her Kind!"

Feo, die das Gesicht in dem Battisttuch versteckt hatte, sah langsam und widerwillig auf. Aber beim Anblick des Hütchens vergrößerten sich ihre Augen und ihren Lippen entschlüpfte ein überraschtes „ach!"

Sie hatte gestern auf einem Kommissionengang mit ihrer Mutter dies Wunderwerk von einem Hut im Laden bewundert; hatte aber fast noch mehr über den enormen Preis gestaunt.

„Arthur fragte mich, womit er Dir wohl eine kleine Freude machen könne", sagte die Gräfin so ruhig, als sei gar nichts Aufregendes verhandelt worden. „Er ist so stolz auf Deine Schönheit, daß ihm, um Dich zu schmücken, nichts zu theuer ist. Bei Deinem guten Geschmack wirst Du nächsten Winter gewiß die bestgekleidete Dame in Berlin sein. Dann erleben wir noch, daß Deine Toiletten in den Zeitungen beschrieben werden. Es wird mir eine Herzensfreude sein, Dich endlich die Rolle spielen zu sehen, die Deinen gesellschaftlichen Talenten und Deiner distinguirten Erscheinung von rechtswegen zukommt, meine arme, kleine Feo!"

Feo hatte den Hut erst zögernd von Weitem betrachtet, dann in der Nähe geprüft. Er war gar zu reizend und sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn vor dem nächsten Spiegel anzuprobiren. Dabei erblickte sie freilich unter dem „Spitzengedicht" ein erschreckend blasses Gesichtchen mit geschwollenen Lidern, rothgeweinten Augen und tiefen Schatten darunter, aber der Hut sah bezaubernd aus.

„Er ist süß; ganz süß!" rief die Mama enthusiastisch. „Wenn Du dies Hütchen auf der Hochzeitsreise trägst, wirst Du geradezu Sturm aufwirbeln. Arthur sagt, wenn Dir ein Aufenthalt in Paris lieber sei, als Italien, so werde er Dich natürlich dorthin bringen. Ich glaube, er höbe für Dich die Welt aus den Angeln, wenn er könnte, so lieb hat er Dich, der gute, prächtige Mensch!"

Feo bettete das Hütchen wieder in sein Gehäuse; es kam ihr nicht mehr in den Sinn, das kostbare Geschenk abzulehnen.

Müde von dem vergeblichen Kampf, einem Kampf, dem ihr Charakter nicht gewachsen war, ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, die Verantwortung dafür von sich ablehnend. „Ich kann nicht darben und hungern und arbeiten", sagte sie sich, „und in schlechten, altmodischen Kleidern Kaffeegesellschaften besuchen! Und noch dazu . . . wenn die Mama ahnte, was ich weiß?! — Nein, es bleibt wirklich nichts Anderes. Alle wollen es ja. Jetzt werde ich nicht mehr rechts oder links sehen, sondern mit geschlossenen Augen in die Geschichte hineinspringen, mag daraus entstehen, was wolle. Sie werden schon sehen, wie weit sie mich mit ihrer Herzlosigkeit bringen, die Mama und Fritz! Wenn sie mich durchaus schlecht haben wollen, gut, so will ich es auch sein."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 18. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms.

Aus dem Nachlaß von **Karl Marx**.

Das hier abgedruckte Manuskript — der Begleitbrief an Bracke sowohl, wie die Kritik des Programmentwurfs — wurde 1875 kurz vor dem Gothaer Einigungskongreß an Bracke zur Mittheilung an Geib, Auer, Bebel und Liebknecht und spätern Rücksendung an Marx abgesandt. Da der Haller Parteitag die Diskussion des Gothaer Programms auf die Tagesordnung der Partei gesetzt hat, würde ich glauben, eine Unterschlagung zu begehn, wenn ich dies wichtige — vielleicht das wichtigste — in diese Diskussion einschlagende Aktenstück der Oeffentlichkeit noch länger vorenthielte.

Das Manuskript hat aber noch eine andere und weiter reichende Bedeutung. Zum ersten Mal wird hier die Stellung von Marx zu der von Lassalle seit dessen Eintritt in die Agitation eingeschlagnen Richtung klar und fest dargelegt, und zwar sowohl was die ökonomischen Prinzipien wie die Taktik Lassalle's betrifft.

Die rücksichtslose Schärfe, mit der hier der Programmentwurf zergliedert, die Unerbittlichkeit, womit die gewonnenen Resultate ausgesprochen, die Blößen des Entwurfs aufgedeckt werden, alles das kann heute, nach fünfzehn Jahren, nicht mehr verletzen. Spezifische Lassalleaner existiren nur noch im Ausland als vereinzelte Ruinen, und das Gothaer Programm ist in Halle sogar von seinen Schöpfern als durchaus unzulänglich preisgegeben worden.

Trotzdem habe ich einige persönlich scharfe Ausdrücke und Urtheile da, wo dies für die Sache gleichgiltig war, ausgelassen und durch Punkte ersetzt. Marx selbst würde dies thun, wenn er das Manuskript heute veröffentlichte. Die stellenweise heftige Sprache desselben war provozirt durch zwei Umstände. Erstens waren Marx und ich mit der deutschen Bewegung inniger verwachsen als mit irgend einer andern; der in diesem Programm-Entwurf bekundete entschiedene Rückschritt mußte uns also besonders heftig erregen. Zweitens aber lagen wir damals, kaum zwei Jahre nach dem Haager Kongreß der Internationale, im heftigsten Kampf mit Bakunin und seinen Anarchisten, die uns für Alles verantwortlich machten, was in Deutschland in der Arbeiterbewegung geschah; wir

Digitized by Google

mußten also erwarten, daß man uns auch die geheime Vaterschaft dieses Programms zuschob. Diese Rücksichten fallen jetzt weg, und mit ihnen die Nothwendigkeit der fraglichen Stellen.

Auch aus preßgesetzlichen Gründen sind einige Sätze nur durch Punkte angedeutet. Wo ich einen milderen Ausdruck wählen mußte, ist er in eckige Klammern gesetzt. Sonst ist der Abdruck wörtlich.

London, 6. Januar 1891. Fr. Engels.

London, 5. Mai 1875.

Lieber Bracke!

Nachstehende kritische Randglossen zu dem Koalitionsprogramm sind Sie wohl so gut, nach Durchlesung, zur Einsicht an Geib und Auer, Bebel und Liebknecht mitzutheilen. Ich bin überbeschäftigt und muß schon weit über das Arbeitsmaß hinausschießen, das mir ärztlich vorgeschrieben ist. Es war mir daher keineswegs ein „Genuß," solch' langen Wisch zu schreiben. Doch war es nothwendig, damit später meinerseits zu thuende Schritte von den Parteifreunden, für welche diese Mittheilung bestimmt ist, nicht mißdeutet werden. ....

... Es ist dies unerläßlich, da man im Ausland die von Parteifeinden sorgsamst genährte Ansicht — die durchaus irrige Ansicht — hegt, daß wir die Bewegung der sog. Eisenacher Partei insgeheim von hier aus lenken. Noch in einer jüngst erschienenen russischen Schrift macht Bakunin mich z. B. .... für alle Programme ꝛc. jener Partei verantwortlich. ...

Abgesehen davon ist es meine Pflicht, ein nach meiner Ueberzeugung durchaus verwerfliches und die Partei demoralisirendes Programm auch nicht durch diplomatisches Stillschweigen anzuerkennen.

Jeder Schritt wirklicher Bewegung ist wichtiger als ein Dutzend Programme. Konnte man also nicht — und die Zeitumstände ließen das nicht zu — über das Eisenacher Programm hinausgehn, so hätte man einfach eine Uebereinkunft für Aktion gegen den gemeinsamen Feind abschließen sollen. Macht man aber Prinzipienprogramme (statt das bis zur Zeit aufzuschieben, wo dergleichen durch längere gemeinsame Thätigkeit vorbereitet war), so errichtet man vor aller Welt Marksteine, an denen sie die Höhe der Parteibewegung mißt. Die Chefs der Lassalleaner kamen, weil die Verhältnisse sie dazu zwangen. Hätte man ihnen von vorn herein erklärt, man lasse sich auf keinen Prinzipienschacher ein, so hätten sie sich mit einem Aktionsprogramm oder Organisationsplan zu gemeinschaftlicher Aktion begnügen müssen. Statt dessen erlaubt man ihnen, sich mit Mandaten bewaffnet einzustellen und erkennt diese Mandate seinerseits als bindend an, ergiebt sich also den Hilfsbedürftigen auf Gnade und Ungnade. Um der Sache die Krone aufzusetzen, halten sie wieder einen Kongreß vor dem Kompromißkongreß, während die eigene Partei ihren Kongreß post festum hält. .... Man weiß, wie die bloße Thatsache der Vereinigung die Arbeiter befriedigt, aber man irrt sich, wenn man glaubt, dieser augenblickliche Erfolg sei nicht zu theuer erkauft.

Uebrigens taugt das Programm nichts, auch abgesehn von der Heiligsprechung der Lassalle'schen Glaubensartikel ....

Die Volksstaats-Buchhandlung hat eigene Manieren. So hat man mir bis zu diesem Augenblick z. B. auch nicht ein einziges Exemplar des Abdrucks des Kölner Kommunistenprozesses zukommen lassen.

Mit bestem Gruß Ihr Karl Marx.

Digitized by Google

Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei.

I.

1. „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur, und da nutzbringende Arbeit nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft möglich ist, gehört der Ertrag der Arbeit unverkürzt nach gleichem Rechte allen Gesellschaftsgliedern.“ *)

Erster Theil des Paragraphen: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur.“

Die Arbeit ist nicht die Quelle alles Reichthums. Die Natur ist ebenso sehr die Quelle der Gebrauchswerthe (und aus solchen besteht doch wohl der sachliche Reichthum!) als die Arbeit, die selbst nur die Aeußerung einer Naturkraft ist, der menschlichen Arbeitskraft. Jene Phrase findet sich in allen Kinderfibeln und ist insofern richtig, als unterstellt wird, daß die Arbeit mit den dazugehörigen Gegenständen und Mitteln vorgeht. Ein sozialistisches Programm darf aber solchen bürgerlichen Redensarten nicht erlauben, die Bedingungen zu verschweigen, die ihnen allein einen Sinn geben. Und so weit der Mensch sich von vorn herein zur Natur, der ersten Quelle aller Arbeitsmittel und -Gegenstände, als Eigenthümer verhält, sie als ihm gehörig behandelt, wird seine Arbeit Quelle von Gebrauchswerthen, also auch von Reichthum. Die Bürger haben sehr gute Gründe, der Arbeit übernatürliche Schöpfungskraft anzudichten; denn gerade aus der Naturbedingtheit der Arbeit folgt, daß der Mensch, der kein anderes Eigenthum besitzt als seine Arbeitskraft, in allen Gesellschafts- und Kulturzuständen der Sklave der andern Menschen sein muß, die sich zu Eigenthümern der gegenständlichen Arbeitsbedingungen gemacht haben. Er kann nur mit ihrer Erlaubniß arbeiten, also nur mit ihrer Erlaubniß leben.

Lassen wir jetzt den Satz, wie er geht und steht, oder vielmehr hinkt. Was hätte man als Schlußfolgerung erwartet? Offenbar dies:

„Da die Arbeit die Quelle alles Reichthums ist, kann auch in der Gesellschaft sich Niemand Reichthum aneignen außer als Produkt der Arbeit. Wenn er also nicht selber arbeitet, lebt er von fremder Arbeit und eignet sich auch seine Kultur auf Kosten fremder Arbeit an.“

Statt dessen wird durch die Wortschraube: „und da“ ein zweiter Satz angefügt, um aus ihm, nicht aus dem ersten, eine Schlußfolgerung zu ziehn.

Zweiter Theil des Paragraphen: „Nutzbringende Arbeit ist nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft möglich.“

Nach dem ersten Satz war die Arbeit die Quelle alles Reichthums und aller Kultur, also auch keine Gesellschaft ohne Arbeit möglich. Jetzt erfahren wir umgekehrt, daß keine „nutzbringende“ Arbeit ohne Gesellschaft möglich ist.

Man hätte ebenso gut sagen können, daß nur in der Gesellschaft nutzlose und selbst gemeinschädliche Arbeit ein Erwerbszweig werden kann, daß man nur in der Gesellschaft vom Müssiggang leben kann ꝛc. ꝛc. — kurz den ganzen Rousseau abschreiben können.

Und was ist „nutzbringende“ Arbeit? Doch nur die Arbeit, die den be-

*) Dieser Passus lautet in der vom Kongreß angenommenen Fassung: „1. Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.“ Die Redaktion.

Digitized by Google

zweckten Nutzeffekt hervorbringt. Ein Wilder — und der Mensch ist ein Wilder, nachdem er aufgehört hat Affe zu sein — der ein Thier mit einem Stein erlegt, der Früchte sammelt 2c., verrichtet „nutzbringende“ Arbeit.

Drittens: Die Schlußfolgerung: „Und da nutzbringende Arbeit nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft möglich ist — gehört der Ertrag der Arbeit unverkürzt, mit gleichem Rechte, allen Gesellschaftsgliedern.“

Schöner Schluß! Wenn die nutzbringende Arbeit nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft möglich ist, gehört der Arbeitsertrag der Gesellschaft — und kommt dem einzelnen Arbeiter davon nur so viel zu, als nicht nöthig ist, um die „Bedingung“ der Arbeit, die Gesellschaft, zu erhalten.

In der That ist dieser Satz auch zu allen Zeiten von den Verfechtern des jedesmaligen Gesellschaftszustandes geltend gemacht worden. Erst kommen die Ansprüche der Regierung mit allem was daran klebt, denn sie ist das gesellschaftliche Organ zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung; dann kommen die Ansprüche der verschiedenen Sorten von Privateigenthum, denn die verschiedenen Sorten von Privateigenthum sind die Grundlagen der Gesellschaft 2c. Man sieht, man kann solche hohle Phrasen drehen und wenden wie man will.

Irgend welchen verständigen Zusammenhang haben der erste und zweite Theil des Paragraphen nur in dieser Fassung:

„Quelle des Reichthums und der Kultur wird die Arbeit nur als gesellschaftliche Arbeit“ oder, was dasselbe ist, „in und durch die Gesellschaft.“

Dieser Satz ist unstreitig richtig, denn wenn die vereinzelte Arbeit (ihre sachlichen Bedingungen vorausgesetzt) auch Gebrauchswerthe schaffen kann, kann sie weder Reichthümer noch Kultur schaffen.

Aber ebenso unstreitig ist der andere Satz:

„Im Maße wie die Arbeit sich gesellschaftlich entwickelt und dadurch Quelle von Reichthum und Kultur wird, entwickeln sich Armuth und Verwahrlosung auf Seiten des Arbeiters, Reichthum und Kultur auf Seiten des Nicht-Arbeiters.“

Dies ist das Gesetz der ganzen bisherigen Geschichte. Es war also, statt allgemeine Redensarten über „die Arbeit“ und „die Gesellschaft“ zu machen, hier bestimmt nachzuweisen, wie in der jetzigen kapitalistischen Gesellschaft endlich die materiellen 2c. Bedingungen geschaffen sind, welche die Arbeiter befähigen und zwingen, jenen gesellschaftlichen Fluch zu brechen.

In der That aber ist der ganze, stylistisch und inhaltlich verfehlte Paragraph nur da, um das Lassalle'sche Stichwort vom „unverkürzten Arbeitsertrag“ als Losungswort auf die Spitze der Parteifahne zu schreiben. Ich komme später zurück auf den „Arbeitsertrag“, das „gleiche Recht“ 2c., da dieselbe Sache in etwas anderer Form wiederkehrt.

2. „In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalistenklasse. Die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen.“ *)

Der dem internationalen Statut entlehnte Satz ist in dieser „verbesserten“ Ausgabe falsch.

In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Grundeigenthümer (das Monopol des Grundeigenthums ist sogar Basis des Kapitalmonopols) und der Kapitalisten. Das internationale Statut nennt im betreffenden Passus weder die eine noch die andere Klasse der Monopolisten. Es spricht vom „Monopol der Arbeitsmittel, d. h. der Lebensquellen.“ Der Zusatz:

*) Dieser Satz wurde vom Kongreß unverändert angenommen. Die Redaktion.

Digitized by Google

„Lebensquellen" zeigt hinreichend, daß der Grund und Boden in den Arbeitsmitteln einbegriffen ist.

Die Verbesserung wurde angebracht, weil Lassalle, aus jetzt allgemein bekannten Gründen, nur die Kapitalistenklasse angriff, nicht die Grundeigenthümer. In England ist der Kapitalist meistens nicht einmal der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf dem seine Fabrik steht.

3. „Die Befreiung der Arbeit erfordert die Erhebung der Arbeitsmittel zu Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit mit gerechter Vertheilung des Arbeitsertrags."*)

„Erhebung der Arbeitsmittel zum Gemeingut," soll wohl heißen ihre „Verwandlung in Gemeingut", doch dies nur nebenbei.

Was ist „Arbeitsertrag"! Das Produkt der Arbeit oder sein Werth! Und im letzteren Fall der Gesammtwerth des Produkts oder nur der Werththeil, den die Arbeit dem Werth der aufgezehrten Produktionsmittel neu zugesetzt hat?

„Arbeitsertrag" ist eine lose Vorstellung, die Lassalle an die Stelle bestimmter ökonomischer Begriffe gesetzt hat.

Was ist „gerechte Vertheilung"?

Behaupten die Bourgeois nicht, daß die heutige Vertheilung „gerecht" ist? Und ist sie in der That nicht die einzige „gerechte" Vertheilung auf Grundlage der heutigen Produktionsweise? Werden die ökonomischen Verhältnisse durch Rechtsbegriffe geregelt oder entspringen nicht umgekehrt die Rechtsverhältnisse aus den ökonomischen? Haben nicht auch die sozialistischen Sektirer die verschiedensten Vorstellungen über „gerechte" Vertheilung?

Um zu wissen, was man sich bei dieser Gelegenheit unter der Phrase „gerechte Vertheilung" vorzustellen hat, müssen wir den ersten Paragraphen mit diesem zusammenhalten. Letzterer unterstellt eine Gesellschaft worin „die Arbeitsmittel Gemeingut sind und die Gesammtarbeit genossenschaftlich geregelt ist", und aus dem ersten Paragraphen ersehen wir, daß „der Ertrag der Arbeit unverkürzt, nach gleichem Rechte allen Gesellschaftsgliedern gehört."

„Allen Gesellschaftsgliedern"? Auch den nicht Arbeitenden? wo bleibt da der „unverkürzte Arbeitsertrag"? Nur den arbeitenden Gesellschaftsgliedern? Wo bleibt da „das gleiche Recht" aller Gesellschaftsglieder?

Doch „alle Gesellschaftsglieder" und „das gleiche Recht" sind offenbar nur Redensarten. Der Kern besteht darin, daß in dieser kommunistischen Gesellschaft jeder Arbeiter einen „unverkürzten" Lassalle'schen „Arbeitsertrag" erhalten muß.

Nehmen wir zunächst das Wort „Arbeitsertrag" im Sinne des Produkts der Arbeit, so ist der genossenschaftliche Arbeitsertrag das gesellschaftliche Gesammtprodukt.

Davon ist nun abzuziehen:

Erstens: Deckung zum Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel.

Zweitens: Zusätzlicher Theil für Ausdehnung der Produktion.

Drittens: Reserve- oder Assekuranzfonds gegen Mißfälle, Störungen durch Naturereignisse 2c.

Diese Abzüge vom „unverkürzten Arbeitsertrag" sind eine ökonomische Nothwendigkeit und ihre Größe ist zu bestimmen nach vorhandenen Mitteln und

---

*) Definitive Fassung: „Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrages."

Die Redaktion.

Digitized by Google

Kräften, zum Theil durch Wahrscheinlichkeitsrechnung, aber sie sind in keiner Weise aus der Gerechtigkeit kalkulirbar.

Bleibt der andere Theil des Gesammtprodukts, bestimmt als Konsumtionsmittel zu dienen.

Bevor es zur individuellen Theilung kommt, geht hiervon wieder ab:

Erstens: Die allgemeinen, nicht zur Produktion gehörigen Verwaltungskosten.

Dieser Theil wird von vorn herein aufs bedeutendste beschränkt im Vergleich zur jetzigen Gesellschaft und vermindert sich im selben Maß, als die neue Gesellschaft sich entwickelt.

Zweitens: Was zur gemeinschaftlichen Befriedigung von Bedürfnissen bestimmt ist, wie Schulen, Gesundheitsvorrichtungen 2c.

Dieser Theil wächst von vorn herein bedeutend im Vergleich zur jetzigen Gesellschaft und nimmt im selben Maß zu, wie die neue Gesellschaft sich entwickelt.

Drittens: Fonds für Arbeitsunfähige 2c., kurz für was heute zu der sogenannten offiziellen Armenpflege gehört.

Erst jetzt kommen wir zu der „Vertheilung," die das Programm, unter Lassalle'schem Einfluß, bornirter Weise allein ins Auge faßt, nämlich an den Theil der Konsumtionsmittel, der unter die individuellen Produzenten der Genossenschaft vertheilt wird.

Der „unverkürzte Arbeitsertrag" hat sich unter der Hand bereits in den „verkürzten" verwandelt, obgleich, was dem Produzenten in seiner Eigenschaft als Privatindividuum entgeht, ihm direkt oder indirekt in seiner Eigenschaft als Gesellschaftsglied zu gut kommt.

Wie die Phrase des „unverkürzten Arbeitsertrags" verschwunden ist, verschwindet jetzt die Phrase des „Arbeitsertrags" überhaupt.

Innerhalb der genossenschaftlichen, auf Gemeingut an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaft tauschen die Produzenten ihre Produkte nicht aus; ebenso wenig erscheint hier die auf Produkte verwandte Arbeit als Werth dieser Produkte, als eine von ihnen besessene sachliche Eigenschaft, da jetzt, im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft, die individuellen Arbeiten nicht mehr auf einem Umweg, sondern unmittelbar als Bestandtheile der Gesammtarbeit existiren. Das Wort „Arbeitsertrag", auch heut zu Tage wegen seiner Zweideutigkeit verwerflich, verliert so allen Sinn.

Womit wir es hier zu thun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage entwickelt hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht; die also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet ist mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schooß sie herkommt. Demgemäß erhält der einzelne Produzent — nach den Abzügen — exakt zurück, was er ihr giebt. Was er ihr gegeben hat, ist sein individuelles Arbeitsquantum. Z. B. der gesellschaftliche Arbeitstag besteht aus der Summe der individuellen Arbeitsstunden; die individuelle Arbeitszeit des einzelnen Produzenten ist der von ihm gelieferte Theil des gesellschaftlichen Arbeitstags, sein Antheil daran. Er erhält von der Gesellschaft einen Schein, daß er so und so viel Arbeit geliefert (nach Abzug seiner Arbeit für die gemeinschaftlichen Fonds) und zieht mit diesem Schein aus dem gesellschaftlichen Vorrath von Konsumtionsmitteln so viel heraus, als gleichviel Arbeit kostet. Dasselbe Quantum Arbeit, das er der Gesellschaft in einer Form gegeben hat, erhält er in der anderen zurück.

Digitized by Google

Es herrscht hier offenbar dasselbe Prinzip, das den Waarenaustausch regelt, soweit er Austausch Gleichwerthiger ist. Inhalt und Form sind verändert, weil unter den veränderten Umständen Niemand etwas geben kann außer seiner Arbeit, und weil andererseits nichts in das Eigenthum der Einzelnen übergehen kann, außer individuellen Konsumtionsmitteln. Was aber die Vertheilung der letzteren unter die einzelnen Produzenten betrifft, herrscht dasselbe Prinzip wie beim Austausch von Waarenäquivalenten, es wird gleichviel Arbeit in einer Form gegen gleichviel Arbeit in einer andern umgetauscht.

Das gleiche Recht ist hier daher immer noch dem Prinzip nach — das bürgerliche Recht, obgleich Prinzip und Praxis sich nicht mehr in den Haaren liegen, während der Austausch von Aequivalenten beim Waarenaustausch nur im Durchschnitt, nicht für den einzelnen Fall existirt.

Trotz dieses Fortschrittes ist dieses gleiche Recht stets noch mit einer bürgerlichen Schranke behaftet. Das Recht der Produzenten ist ihren Arbeitslieferungen proportional; die Gleichheit besteht darin, daß an gleichem Maßstab, der Arbeit, gemessen wird.

Der Eine ist aber physisch oder geistig dem Andern überlegen, liefert also in derselben Zeit mehr Arbeit oder kann während mehr Zeit arbeiten; und die Arbeit, um als Maß zu dienen, muß der Ausdehnung oder der Intensität nach bestimmt werden, sonst hörte sie auf Maßstab zu sein. Dies gleiche Recht ist ungleiches Recht für ungleiche Arbeit. Es erkennt keine Klassenunterschiede an, weil Jeder nur Arbeiter ist wie der Andre; aber es erkennt stillschweigend die ungleiche individuelle Begabung und daher Leistungsfähigkeit als natürliche Privilegien an. Es ist daher ein Recht der Ungleichheit, seinem Inhalt nach, wie alles Recht. Das Recht kann seiner Natur nach nur in Anwendung von gleichem Maßstab bestehn; aber die ungleichen Individuen (und sie wären nicht verschiedne Individuen, wenn sie nicht Ungleiche wären) sind nur an gleichem Maßstab meßbar, soweit man sie unter einen gleichen Gesichtspunkt bringt, sie nur von einer bestimmten Seite faßt, z. B. im gegebenen Fall sie nur als Arbeiter betrachtet; und weiter nichts in ihnen sieht, von allem andern absieht. Ferner: Ein Arbeiter ist verheirathet, der andre nicht; einer hat mehr Kinder als der andre 2c. 2c. Bei gleicher Arbeitsleistung und daher gleichem Antheil an dem gesellschaftlichen Konsumtionsfonds erhält also der eine faktisch mehr als der andre, ist der eine reicher als der andre 2c. Um alle diese Mißstände zu vermeiden, müßte das Recht, statt gleich, ungleich sein.

Aber diese Mißstände sind unvermeidbar in der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft nach langen Geburtswehen hervorgegangen ist. Das Recht kann nie höher sein als die ökonomische Gestaltung und dadurch bedingte Kulturentwicklung der Gesellschaft.

In einer höhern Phase der kommunistischen Gesellschaft, nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Theilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfniß geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch die Produktionskräfte gewachsen sind, und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichthums voller fließen — erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, Jedem nach seinen Bedürfnissen!

Ich bin weitläufiger auf den „unverkürzten Arbeitsertrag" einerseits, „das gleiche Recht", „die gerechte Vertheilung" andrerseits eingegangen, um zu zeigen,

Digitized by Google

wie sehr man frevelt, wenn man einerseits Vorstellungen, die zu einer gewissen Zeit einen Sinn hatten, jetzt aber zu veraltetem Phrasenkram geworden, unsrer Partei wieder als Dogmen aufdrängen will, andrerseits aber die realistische Auffassung, die der Partei so mühevoll beigebracht worden, die aber jetzt Wurzeln in ihr geschlagen, wieder durch ideologische Rechts- und andre, den Demokraten und französischen Sozialisten so geläufige Flausen verdreht.

Abgesehn von dem bisher Entwickelten war es überhaupt fehlerhaft, von der sogenannten Vertheilung Wesens zu machen und den Hauptakzent auf sie zu legen.

Die jedesmalige Vertheilung der Konsumtionsmittel ist nur Folge der Vertheilung der Produktionsbedingungen selbst. Letztere Vertheilung aber ist ein Charakter der Produktionsweise selbst. Die kapitalistische Produktionsweise z. B. beruht darauf, daß die sachlichen Produktionsbedingungen Nichtarbeitern zugetheilt sind unter der Form von Kapitaleigenthum und Grundeigenthum, während die Masse nur Eigenthümer der persönlichen Produktionsbedingung, der Arbeitskraft ist. Sind die Elemente der Produktion derart vertheilt, so ergiebt sich von selbst die heutige Vertheilung der Konsumtionsmittel. Sind die sachlichen Produktionsbedingungen genossenschaftliches Eigenthum der Arbeiter selbst, so ergiebt sich ebenso eine von der heutigen verschiedene Vertheilung der Konsumtionsmittel. Der Vulgärsozialismus (und von ihm wieder ein Theil der Demokratie) hat es von den bürgerlichen Oekonomen überkommen, die Distribution als von der Produktionsweise unabhängig zu betrachten und zu behandeln, daher den Sozialismus als hauptsächlich um die Distribution sich drehend, darzustellen. Nachdem das wirkliche Verhältniß längst klargelegt, warum wieder rückwärts gehn?

4. „Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.“*)

Die erste Strophe ist aus den Eingangsworten der internationalen Statuten, aber „verbessert.“ Dort heißt es: „Die Befreiung der Arbeiterklasse muß die That der Arbeiter selbst sein“; hier hat dagegen „die Arbeiterklasse“ zu befreien — was? „die Arbeit.“ Begreife wer kann.

Zum Schadenersatz ist dagegen die Gegenstrophe Lassalle'sches Zitat vom reinsten Wasser: „der (der Arbeiterklasse) gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse bilden.“

Im kommunistischen Manifest heißt es: „Von allen Klassen, welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüber stehn, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen verkommen und gehn unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenstes Produkt.“

Die Bourgeoisie ist hier als revolutionäre Klasse aufgefaßt — als Trägerin der großen Industrie — gegenüber Feudalen und Mittelständen, welche alle gesellschaftlichen Positionen behaupten wollen, die das Gebilde veralteter Produktionsweisen. Sie bilden also nicht zusammen mit der Bourgeoisie nur eine reaktionäre Masse.

Andrerseits ist das Proletariat der Bourgeoisie gegenüber revolutionär, weil es, selbst erwachsen auf dem Boden der großen Industrie, der Produktion den kapitalistischen Charakter abzustreifen strebt, den die Bourgeoisie zu verewigen sucht. Aber das Manifest setzt hinzu: Daß die „Mittelstände . . . revolutionär werden im Hinblick auf ihren bevorstehenden Uebergang ins Proletariat.“

Von diesem Gesichtspunkt ist es also wieder Unsinn, daß sie, zusammen

*) Ist unverändert geblieben. Die Redaktion.

Digitized by Google

mit der Bourgeoisie und obendrein den Feudalen, gegenüber der Arbeiterklasse „nur eine reaktionäre Masse bilden."

Hat man bei den letzten Wahlen Handwerkern, kleinen Industriellen ꝛc. und Bauern zugerufen: uns gegenüber bildet ihr mit Bourgeois und Feudalen nur eine reaktionäre Masse?

Lassalle wußte das kommunistische Manifest auswendig, wie seine Gläubigen die von ihm verfaßten Heilsschriften. Wenn er es also so grob verfälschte, geschah es nur, um seine Allianz mit den absolutistischen und feudalen Gegnern wider die Bourgeoisie zu beschönigen.

Im obigen Paragraph wird nun zudem sein Weisheitsspruch an den Haaren herbeigezogen, ohne allen Zusammenhang mit dem verballhornten Zitat aus dem Statut der Internationalen. Es ist also hier einfach eine Impertinenz und zwar keineswegs Herrn Bismarck mißfällige, eine jener wohlfeilen Flegeleien, worin der Berliner Marat macht.

„Die Arbeiterklasse wirkt für ihre Befreiung zunächst im Rahmen des heutigen nationalen Staats, sich bewußt, daß das nothwendige Ergebniß ihres Strebens, welches den Arbeitern aller Kulturländer gemeinsam ist, die internationale Völkerverbrüderung sein wird." *)

Lassalle hatte im Gegensatz zum kommunistischen Manifest und zu allem früheren Sozialismus die Arbeiterbewegung vom engsten nationalen Standpunkt gefaßt. Man folgt ihm darin, und dies nach dem Wirken der Internationale!

Es versteht sich ganz von selbst, daß, um überhaupt kämpfen zu können, die Arbeiterklasse sich bei sich zu Haus organisiren muß als Klasse, und daß das Inland der unmittelbare Schauplatz ihres Kampfs. Insofern ist ihr Klassenkampf, nicht dem Inhalt, sondern, wie das kommunistische Manifest sagt, „der Form nach" national. Aber der „Rahmen des heutigen nationalen Staats" z. B. des deutschen Reichs, steht selbst wieder ökonomisch „im Rahmen" des Weltmarkts, politisch „im Rahmen" des Staatensystems. Der erste beste Kaufmann weiß, daß der deutsche Handel zugleich ausländischer Handel ist, und die Größe des Herrn Bismarck besteht ja eben in einer Art internationaler Politik.

Und worauf reduzirt die deutsche Arbeiterpartei ihren Internationalismus? Auf das Bewußtsein, daß das Ergebniß ihres Strebens, „die internationale Völkerverbrüderung sein wird" — eine dem bürgerlichen Freiheits- und Friedensbund entlehnte Phrase, die als Aequivalent passiren soll für die internationale Verbrüderung der Arbeiterklassen im gemeinschaftlichen Kampf gegen die herrschenden Klassen und ihre Regierungen. Von internationalen Funktionen der deutschen Arbeiterklasse also kein Wort! Und so soll sie ihrer eignen, mit den Bourgeois aller andren Länder bereits gegen sie verbrüderten, Bourgeoisie und Herrn Bismarcks internationaler Verschwörungspolitik das Paroli bieten!

In der That steht das internationale Bekenntniß des Programms noch unendlich tief unter dem der Freihandelspartei. Auch sie behauptet, das Ergebniß ihres Strebens sei, „die internationale Völkerverbrüderung." Sie thut aber auch etwas, um den Handel international zu machen, und begnügt sich keineswegs bei dem Bewußtsein — daß alle Völker bei sich zu Haus Handel treiben.

*) Dieser Passus ist an eine andere Stelle versetzt worden, wo er jetzt lautet: „Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, obgleich zunächst im nationalen Rahmen wirkend, ist sich des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung bewußt und entschlossen, alle Pflichten, welche derselbe den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen." Die Redaktion.

Digitized by Google

Die internationale Thätigkeit der Arbeiterklassen hängt in keiner Art von der Existenz der „Internationalen Arbeiterassoziation“ ab. Diese war nur der erste Versuch, jener Thätigkeit ein Zentralorgan zu schaffen; ein Versuch, der durch den Anstoß, welchen er gab, von bleibendem Erfolg, aber, in seiner ersten historischen Form nach dem Fall der Pariser Kommune nicht länger durchführbar war.

Bismarcks „Norddeutsche“ war vollständig im Recht, wenn sie zur Zufriedenheit ihres Meisters verkündete, die deutsche Arbeiterpartei habe in dem neuen Programm dem Internationalismus abgeschworen.

II.

„Von diesen Grundsätzen ausgehend, erstrebt die deutsche Arbeiterpartei mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat — und — die sozialistische Gesellschaft; die Aufhebung des Lohnsystems mit dem ehernen Lohngesetz — und — der Ausbeutung in jeder Gestalt; die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit.“ *)

Auf den „freien“ Staat komme ich später zurück.

Also in Zukunft hat die deutsche Arbeiterpartei an Lassalle's „ehernes Lohngesetz“ zu glauben! Damit es nicht verloren geht, begeht man den Unsinn von „Aufhebung des Lohnsystems“ (sollte heißen: System der Lohnarbeit) mit dem „ehernen Lohngesetz“ zu sprechen. Hebe ich die Lohnarbeit auf, so hebe ich natürlich auch ihre Gesetze auf, seien sie „ehern“ oder schwammig. Aber Lassalle's Bekämpfung der Lohnarbeit dreht sich fast nur um dies sogenannte Gesetz. Um daher zu beweisen, daß die Lassalle'sche Sekte gesiegt hat, muß das „Lohnsystem mit dem ehernen Lohngesetz“ aufgehoben werden, und nicht ohne dasselbe.

Von dem „ehernen Lohngesetz“ gehört Lassalle bekanntlich nichts als das den Göthe'schen „ewigen, ehernen großen Gesetzen“ entlehnte Wort „ehern.“ Das Wort ehern ist eine Signatur, woran sich die Rechtgläubigen erkennen. Nehme ich aber das Gesetz mit Lassalle's Stempel und daher in seinem Sinn, so muß ich es auch mit seiner Begründung nehmen. Und was ist sie! Wie Lange schon kurz nach Lassalle's Tod zeigte: die (von Lange selbst gepredigte) Malthus'sche Bevölkerungstheorie. Ist diese aber richtig, so kann ich wieder das Gesetz nicht aufheben und wenn ich hundertmal die Lohnarbeit aufhebe, weil das Gesetz dann nicht nur das System der Lohnarbeit, sondern jedes gesellschaftliche System beherrscht. Gerade hierauf fußend, haben seit fünfzig Jahren und länger die Oekonomisten bewiesen, daß der Sozialismus das naturbegründete Elend nicht aufheben, sondern nur verallgemeinern, gleichzeitig über die ganze Oberfläche der Gesellschaft vertheilen könne!

Aber all das ist nicht die Hauptsache. Ganz abgesehn von der falschen Lassalle'schen Fassung des Gesetzes, besteht der wahrhaft empörende Rückschritt darin:

Seit Lassalle's Tode hat sich die wissenschaftliche Einsicht in unserer Partei Bahn gebrochen, daß der Arbeitslohn nicht das ist, was er zu sein scheint,

*) Lautet in der Fassung des Vereinigungs-Kongresses: „Von diesen Grundsätzen ausgehend, erstrebt die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft, die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit, die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit.“ Die Redaktion.

Digitized by Google

nämlich der Werth, resp. Preis der Arbeit, sondern nur eine maskirte Form für den Werth resp. Preis der Arbeitskraft. Damit war die ganze bisherige bürgerliche Auffassung des Arbeitslohns, sowie die ganze bisher gegen selbe gerichtete Kritik ein für allemal über den Haufen geworfen und klargestellt, daß der Lohnarbeiter nur die Erlaubniß hat, für sein eignes Leben zu arbeiten, d. h. zu leben, soweit er gewisse Zeit umsonst für den Kapitalisten (daher auch für dessen Mitzehrer am Mehrwerth) arbeitet; daß das ganze kapitalistische Produktionssystem sich darum dreht, diese Gratisarbeit zu verlängern durch Ausdehnung des Arbeitstags oder durch Entwicklung der Produktivität, resp. größere Spannung der Arbeitskraft ꝛc.; daß also das System der Lohnarbeit ein System der Sklaverei und zwar einer Sklaverei ist, die im selben Maß härter wird, wie sich die gesellschaftlichen Produktivkräfte der Arbeit entwickeln, ob nun der Arbeiter bessere oder schlechtere Zahlung empfange. Und nachdem diese Einsicht unter unserer Partei sich mehr und mehr Bahn gebrochen, kehrt man zu Lassalle's Dogmen zurück, obgleich man nun wissen mußte, daß Lassalle nicht wußte, was der Arbeitslohn war, sondern im Gefolg der bürgerlichen Oekonomen, den Schein für das Wesen der Sache nahm.

Es ist als ob unter Sklaven, die endlich hinter das Geheimniß der Sklaverei gekommen und in Rebellion ausgebrochen, ein in veralteten Vorstellungen befangener Sklave auf das Programm der Rebellion schriebe: die Sklaverei muß abgeschafft werden, weil die Beköstigung der Sklaven im System der Sklaverei ein gewisses niedriges Maximum nicht überschreiten kann!

Die bloße Thatsache, daß die Vertreter unserer Partei fähig waren, ein so ungeheuerliches Attentat auf die in der Parteimasse verbreitete Einsicht zu begehen, beweist sie nicht allein, mit welchem .... Leichtsinn, ... sie bei Abfassung des Kompromißprogramms zu Werke gingen!

Anstatt der unbestimmten Schlußphrase des Paragraphen „die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit" war zu sagen: daß mit der Abschaffung der Klassenunterschiede von selbst alle aus ihnen entspringende soziale und politische Ungleichheit verschwindet.

III.

„Die deutsche Arbeiterpartei verlangt, um die Lösung der sozialen Frage anzubahnen, die Errichtung von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Kontrole des arbeitenden Volks. Die Produktivgenossenschaften sind für Industrie und Ackerbau in solchem Umfang ins Leben zu rufen, daß aus ihnen die sozialistische Organisation der Gesammtarbeit entsteht."*)

Nach dem Lassalle'schen „ehernen Lohngesetz" das Heilsmittel des Propheten. Es wird in würdiger Weise „angebahnt." An die Stelle des existirenden Klassenkampfes tritt eine Zeitungschreiberphrase: „die soziale Frage", deren „Lösung" man „anbahnt." Statt aus dem revolutionären Umwandlungsprozesse der Gesellschaft, „entsteht" die „sozialistische Organisation der Gesammtarbeit" aus „der Staatshilfe", die der Staat Produktivgenossenschaften giebt, die er, nicht der Arbeiter, „ins Leben ruft." Es ist dies würdig der Einbildung Lassalle's, daß man mit Staatsanlehen eben so gut eine neue Gesellschaft bauen kann wie eine neue Eisenbahn!

---

*) Wurde unverändert akzeptirt mit Ausnahme der Eingangsworte, die nun lauten: „Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert" ꝛc. Die Redaktion.

Digitized by Google

Aus .... Scham stellt man „die Staatshilfe" — unter die demokratische Kontrole des „arbeitenden Volks."

Erstens besteht „das arbeitende Volk" in Deutschland zur Majorität aus Bauern und nicht aus Proletariern.

Zweitens heißt „demokratisch" zu deutsch „volksherrschaftlich." Was heißt aber „die volksherrschaftliche Kontrole des arbeitenden Volkes?" Und nun gar bei einem Arbeitervolk, das durch diese Forderungen, die es an den Staat stellt, sein volles Bewußtsein ausspricht, daß es weder an der Herrschaft ist, noch zur Herrschaft reif ist!

Auf die Kritik des von Buchez unter Louis Philippe im Gegensatz gegen die französischen Sozialisten verschriebenen, und von den reaktionären Arbeitern des „Atelier" angenommenen Rezepts, ist es überflüssig, hier einzugehn. Es liegt auch der Hauptanstoß nicht darin, daß man diese spezifische Wunderkur ins Programm geschrieben, sondern daß man überhaupt vom Standpunkt der Klassenbewegung zu dem der Sektenbewegung zurückgeht.

Daß die Arbeiter die Bedingungen der genossenschaftlichen Produktion auf sozialem, und zunächst bei sich auf nationalem Maßstab herstellen wollen, heißt nur, daß sie an der Umwälzung der jetzigen Produktionsbedingungen arbeiten, und hat nichts gemein mit der Stiftung von Kooperativgesellschaften mit Staatshilfe. Was aber die jetzigen Kooperativgesellschaften betrifft, so haben sie nur Werth, soweit sie unabhängige, weder von den Regierungen noch von den Bourgeois protegirte Arbeiterschöpfungen sind.

IV.

Ich komme jetzt zum demokratischen Abschnitt.

A. „Freiheitliche Grundlage des Staats."

Zunächst nach II. erstrebt die deutsche Arbeiterpartei „den freien Staat."

Freier Staat — was ist das?

Es ist keineswegs Zweck der Arbeiter, die den beschränkten Unterthanenverstand los geworden, den Staat frei zu machen. Im deutschen Reich ist der „Staat" fast so „frei" als in Rußland. Die Freiheit besteht darin, den Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr durchaus untergeordnetes Organ zu verwandeln, und auch heutig sind die Staatsformen freier oder unfreier im Maß, worin sie die „Freiheit des Staats" beschränken.

Die deutsche Arbeiterpartei — wenigstens, wenn sie das Programm zu dem ihrigen macht, — zeigt, wie ihr die sozialistischen Ideen nicht einmal hauttief sitzen; indem sie, statt die bestehende Gesellschaft (und es gilt das von jeder künftigen) als Grundlage des bestehenden Staats (oder künftigen für künftige Gesellschaft) zu behandeln, den Staat vielmehr als ein selbständiges Wesen behandelt, das seine eignen geistigen, sittlichen, freiheitlichen Grundlagen besitzt.

Und nun gar der wüste Mißbrauch, den das Programm mit den Worten „heutiger Staat", „heutige Gesellschaft" treibt, und den noch wüsteren Mißverstand, den es über den Staat anrichtet, an den es seine Forderungen richtet!

Die „heutige Gesellschaft" ist die kapitalistische Gesellschaft, die in allen Kulturländern existirt, mehr oder weniger frei von mittelaltrigem Beisatz, mehr oder weniger durch die besondre geschichtliche Entwicklung jedes Landes modifizirt, mehr oder weniger entwickelt. Dagegen der „heutige Staat" wechselt mit der Landesgrenze. Er ist ein andrer im preußisch-deutschen Reich als in der Schweiz,

Digitized by Google

ein andrer in England als in den Vereinigten Staaten. „Der heutige Staat" ist also eine Fiktion.

Jedoch haben die verschiednen Staaten der verschiednen Kulturländer trotz ihrer bunten Formverschiedenheit alle das gemein, daß sie auf dem Boden der modernen bürgerlichen Gesellschaft stehn, nur einer mehr oder minder kapitalistisch entwickelten. Sie haben daher auch gewisse wesentliche Charaktere gemein. In diesem Sinne kann man von „heutigem Staatswesen" sprechen, im Gegensatz zur Zukunft, worin seine jetzige Wurzel, die bürgerliche Gesellschaft, abgestorben ist.

Es fragt sich dann: welche Umwandlung wird das Staatswesen in einer kommunistischen Gesellschaft erleiden! In andern Worten, welche gesellschaftlichen Funktionen bleiben dort übrig, die jetzigen Staatsfunktionen analog sind? Diese Frage ist nur wissenschaftlich zu beantworten, und man kommt dem Problem durch tausendfache Zusammensetzung des Wortes Volk mit dem Wort Staat auch nicht um einen Flohsprung näher.

Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andre. Der entspricht auch eine politische Uebergangsperiode, deren Staat nichts andres sein kann, als die revolutionäre Diktatur des Proletariats.

Das Programm nun hat es weder mit letzterer zu thun, noch mit dem zukünftigen Staatswesen der kommunistischen Gesellschaft.

Seine politischen Forderungen enthalten nichts außer der alten weltbekannten demokratischen Litanei: allgemeines Wahlrecht, direkte Gesetzgebung, Volksrecht, Volkswehr 2c. Sie sind bloßes Echo der bürgerlichen Volkspartei, des Friedens- und Freiheitsbundes. Es sind lauter Forderungen, die, soweit sie nicht in phantastischer Vorstellung übertrieben, bereits realisirt sind. Nur liegt der Staat, dem sie angehören, nicht innerhalb der deutschen Reichsgrenze, sondern in der Schweiz, den Vereinigten Staaten 2c. Diese Sorte „Zukunftsstaat" ist heutiger Staat, obgleich außerhalb „des Rahmens" des deutschen Reichs existirender.

Aber man hat eins vergessen. Da die deutsche Arbeiterpartei ausdrücklich erklärt, sich innerhalb „des heutigen nationalen Staats", also ihres Staats, des preußisch-deutschen Reichs, zu bewegen — ihre Forderungen wären ja sonst auch größtentheils sinnlos, da man nur fordert was man nicht hat — so durfte sie die Hauptsache nicht vergessen, nämlich, daß alle jene schönen Sächelchen auf der Anerkennung der sogenannten Volkssouveränität beruhen, daß sie daher nur in einer demokratischen Republik am Platze sind.

Da man [nicht in der Lage ist] — und weislich, denn die Verhältnisse gebieten Vorsicht — die demokratische Republik zu verlangen, wie es die französischen Arbeiterprogramme unter Louis Philippe und unter Louis Napoleon thaten — so hätte man auch nicht zu der . . . . Finte flüchten sollen, Dinge, die nur in einer demokratischen Republik Sinn haben, von einem Staat zu verlangen, der nichts andres, als ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter, schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bureaukratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus ist . . . .

Selbst die vulgäre Demokratie, die in der demokratischen Republik das tausendjährige Reich sieht und keine Ahnung davon hat, daß gerade in dieser letzten Staatsform der bürgerlichen Gesellschaft der Klassenkampf definitiv auszufechten ist — selbst sie steht noch berghoch über solcher Art Demokratenthum innerhalb der Grenzen des polizeilich Erlaubten und logisch Unerlaubten.

Daß man in der That unter „Staat" die Regierungsmaschine versteht oder den Staat, soweit er einen durch Theilung der Arbeit von der Gesellschaft

Digitized by Google

besonderten, eignen Organismus bildet, zeigen schon die Worte: „die deutsche Arbeiterpartei verlangt als wirthschaftliche Grundlage des Staats: eine einzige progressive Einkommensteuer ꝛc.“ Die Steuern sind die wirthschaftliche Grundlage der Regierungsmaschinerie und von sonst nichts. In dem in der Schweiz existirenden Zukunftsstaat ist diese Forderung ziemlich erfüllt. Einkommensteuer setzt die verschiednen Einkommensquellen der verschiednen gesellschaftlichen Klassen voraus, also die kapitalistische Gesellschaft. Es ist also nichts Auffälliges, daß die Financial-Reformers von Liverpool — Bourgeois mit Gladstone's Bruder an der Spitze — dieselbe Forderung stellen, wie das Programm.

B. „Die deutsche Arbeiterpartei verlangt als geistige und sittliche Grundlage des Staats:

1) Allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat. Allgemeine Schulpflicht, unentgeltlichen Unterricht.“

Gleiche Volkserziehung? Was bildet man sich unter diesen Worten ein? Glaubt man, daß in der heutigen Gesellschaft (und man hat nur mit der zu thun) die Erziehung für alle Klassen gleich sein kann? Oder verlangt man, daß auch die höheren Klassen zwangsweise auf das Modikum Erziehung — der Volksschule — reduzirt werden sollen, das allein mit den ökonomischen Verhältnissen, nicht nur der Lohnarbeiter, sondern auch der Bauern verträglich ist?

„Allgemeine Schulpflicht. Unentgeltlicher Unterricht.“ Die erste existirt selbst in Deutschland, das zweite in der Schweiz und den Vereinigten Staaten für Volksschulen. Wenn in einigen Staaten der letzteren auch höhere Unterrichtsanstalten „unentgeltlich“ sind, so heißt das faktisch nur den höheren Klassen ihre Erziehungskosten aus dem allgemeinen Steuersäckel bestreiten. Nebenbei gilt dasselbe von der unter A. 5 verlangten „unentgeltlichen Rechtspflege.“ Die Kriminaljustiz ist überall unentgeltlich zu haben; die Ziviljustiz dreht sich fast nur um Eigenthumskonflikte, berührt also fast nur die besitzenden Klassen. Sollen sie auf Kosten des Volkssäckels ihre Prozesse führen?

Der Paragraph über die Schulen hätte wenigstens technische Schulen (theoretische und praktische) in Verbindung mit der Volksschule verlangen sollen.

Ganz verwerflich ist eine „Volkserziehung durch den Staat.“ Durch ein allgemeines Gesetz die Mittel der Volksschulen bestimmen, die Qualifizirung des Lehrerpersonals, die Unterrichtszweige ꝛc., und, wie es in den Vereinigten Staaten geschieht, durch Staatsinspektoren die Erfüllung dieser gesetzlichen Vorschriften überwachen, ist etwas ganz andres, als den Staat zum Volkserzieher zu ernennen! Vielmehr sind Regierung und Kirche gleichmäßig von jedem Einfluß auf die Schule auszuschließen. Im preußisch-deutschen Reich nun gar (und man helfe sich nicht mit der faulen Ausflucht, daß man von einem „Zukunftsstaat“ spricht; wir haben gesehn, welche Bewandtniß es damit hat,) bedarf umgekehrt der Staat einer sehr rauhen Erziehung durch das Volk.

Doch das ganze Programm, trotz alles demokratischen Geklingels, ist durch und durch vom Unterthanenglauben der Lassalle'schen Sekte an den Staat verpestet, oder, was nicht besser, vom demokratischen Wunderglauben, oder vielmehr ist es ein Kompromiß zwischen diesen zwei Sorten, dem Sozialismus gleich fernen, Wunderglauben.

„Freiheit der Wissenschaft“ lautet ein Paragraph der preußischen Verfassung. Warum also hier!

„Gewissensfreiheit!“ Wollte man zu dieser Zeit des Kulturkampfes dem Liberalismus seine alten Stichworte zu Gemüth führen, so konnte es doch nur in dieser Form geschehn: Jeder muß seine religiösen . . . . [Bedürfnisse]

Digitized by Google

verrichten können, ohne daß die Polizei ihre Nase hineinsteckt. Aber die Arbeiterpartei mußte doch bei dieser Gelegenheit ihr Bewußtsein darüber aussprechen, daß die bürgerliche „Gewissensfreiheit" nichts ist außer der Duldung aller möglichen Sorten religiöser Gewissensfreiheit, und daß sie vielmehr die Gewissen vom religiösen Spuk zu befreien strebt. Man beliebt aber das „bürgerliche" Niveau nicht zu überschreiten.

Ich bin jetzt zu Ende gelangt, denn der nun im Programm folgende Anhang bildet keinen charakteristischen Bestandtheil desselben. Ich habe mich daher hier ganz kurz zu fassen.

2) „Normalarbeitstag."

Die Arbeiterpartei keines andern Landes hat sich auf solch unbestimmte Forderung beschränkt, sondern stets die Länge des Arbeitstages fixirt, die sie unter den gegebnen Umständen für normal hält.

3) „Beschränkung der Frauen- und Verbot der Kinderarbeit."

Die Normirung des Arbeitstags muß die Beschränkung der Frauenarbeit schon einschließen, soweit sie sich auf Dauer, Pausen ꝛc. des Arbeitstages bezieht; sonst kann sie nur Ausschluß der Frauenarbeit aus Arbeitszweigen bedeuten, die speziell gesundheitswidrig für den weiblichen Körper oder für das weibliche Geschlecht sittenwidrig sind. Meinte man das, so mußte es gesagt werden.

„Verbot der Kinderarbeit!" Hier war absolut nothwendig, die Altersgrenze anzugeben.

Allgemeines Verbot der Kinderarbeit ist unverträglich mit der Existenz der großen Industrie und daher leerer frommer Wunsch.

Durchführung desselben — wenn möglich — wäre reaktionär, da bei strenger Regelung der Arbeitszeit nach den verschiednen Altersstufen und sonstigen Vorsichtsmaßregeln zum Schutz der Kinder, frühzeitige Verbindung produktiver Arbeit mit Unterricht eines der mächtigsten Umwandlungsmittel der heutigen Gesellschaft ist.

4) „Staatliche Ueberwachung der Fabrik-, Werkstatt- und Hausindustrie."

Gegenüber dem preußisch-deutschen Staat war bestimmt zu verlangen, daß die Inspektoren nur gerichtlich absetzbar sind; daß jeder Arbeiter sie wegen Pflichtverletzung den Gerichten denunziren kann; daß sie dem ärztlichen Stand angehören müssen.

5) „Regelung der Gefängnißarbeit."

Kleinliche Forderung in einem allgemeinen Arbeiterprogramm. Jedenfalls mußte man klar aussprechen, daß man nicht aus Konkurrenzneid die gemeinen Verbrecher wie Vieh behandelt wissen und ihnen namentlich nicht ihr einziges Besserungsmittel, produktive Arbeit, abschneiden will. Das war doch das geringste, was man von Sozialisten erwarten durfte.

6) „Ein wirksames Haftgesetz."

Es war zu sagen, was man unter „wirksamem" Haftgesetz versteht.

Nebenbei bemerkt, hat man beim Normalarbeitstag den Theil der Fabrikgesetzgebung übersehn, der Gesundheitsmaßregeln und Schutzmittel gegen Gefahr ꝛc. betrifft. Das Haftgesetz tritt erst in Wirkung, sobald diese Vorschriften verletzt werden. . . . .

Dixi et salvavi animam meam.

Digitized by Google

Zuckersteuer und Zuckerindustrie.

Von **Max Schippel.**

I.

Das hohe Lied von der Runkelrübe ist in Deutschland noch niemals so inbrünstig gesungen worden wie gerade im Augenblicke, und wenn heute ein Schiller fragen wollte, wie das Ding heißt, das Wen'ge schätzen und das doch den Erdkreis überwunden habe und jedem Volke Heil bringe, das ihm vertraut — so würde von den verschiedensten Seiten die Antwort erschallen: die Runkelrübe, die Runkelrübe! Zuckerindustrielle und Landwirthe, Maschinenfabrikanten und Handelskammern bemühen sich soeben um die Wette, in Versammlungen, Resolutionen und Eingaben an die deutschen Regierungen und den Reichstag das unscheinbare Wurzelgewächs als das Fundament unserer ganzen landwirthschaftlichen Kultur zu preisen. Ja, es hat nach dem „Magdeburger Verein für Landwirthschaft und landwirthschaftliches Maschinenwesen" sogar „deutsche Sprache, deutsche Ordnung, Pünktlichkeit und Fleiß, Religion und Sitten der deutschen Kultur" in verwahrloste Gegenden und widerstrebende Bevölkerungen hineingetragen und alle Nationalgesinnten sollten daher, wie einst Konstantin das Kreuz, die Runkelrübe an ihr Banner heften; nur in diesem Zeichen werden sie die Polen germanisiren.

Sind derartige Auslassungen der Interessenten natürlich nur komisch zu nehmen, so wäre es doch andererseits Verblendung, wenn man die ungeheure Bedeutung der Rübenzuckerproduktion für die deutsche Landwirthschaft bestreiten wollte. Schnaps und Zucker mögen sich in unseren öffentlichen Körperschaften noch so konservativ aufspielen, in Wirklichkeit haben sie den revolutionären Sauerteig gebildet, der die Zersetzung der alten und die Gestaltung der bestehenden Landwirthschaft mächtig befördert und beeinflußt hat.

„Die Geschichte der menschlichen Kultur — sagt Kärger — kennt kaum ein anderes Beispiel, das die Ueberlegenheit menschlicher Arbeit über die rohen Kräfte der Natur in so anschaulicher Weise vor Augen zu führen geeignet ist, als die Geschichte der Zuckergewinnung aus der Runkelrübe. In verschwenderischer Fülle beut die Natur in der heißen Zone dem Menschen den Zucker dar. Auf einem Hektar läßt sie 60—70 Tonnen, ja oft noch eine größere Masse Zuckerrohr wachsen, und wenn es abgeerntet, so bringt dieselbe Pflanzung noch mehrere, in gewöhnlichen Fällen noch zwei bis drei, in manchen Gegenden aber noch über zehn Ernten hervor, ohne daß sie den Menschen bis jetzt genöthigt hätte, einen Theil der Stoffe, die er der Erde entnommen, ihr wiederzugeben. Und dieses Gewicht enthält in seinem Safte so viel des süßen Stoffes, daß er 18—20 Prozent des Gewichtes des ganzen Rohres beträgt, und dieser Saft ist mit so wenig, die Auskrystallisirung des Zuckers hindernden und unangenehm schmeckenden Salzen versetzt, daß das gewonnene Produkt so, wie es aus den Kochkesseln kommt, ohne jede weitere Reinigung verzehrt werden kann und thatsächlich auch in den Heimatsgegenden des Zuckerrohrs in großen Mengen verzehrt wird. Und doch, wie wenig hat der Mensch in jenen Theilen der Erde die Gaben der Natur zu nutzen verstanden! Denn von dem ganzen, im Rohr vorhandenen Zucker weiß er nur den dritten, oder wenig über den dritten Theil auszubeuten, und in der Behandlung des Rohrs — sowohl auf dem Felde wie in der Fabrik — hatte er, solange nicht die europäische Arbeit und die durch sie ge-

Digitized by Google

wonnenen Erfahrungen auch auf die dortige Kultur befruchtend einwirkten, so wenig Fortschritte gemacht, daß sie dem Beobachter fast wie Stillstand erscheinen mußten. — Welch anderes Bild zeigt uns dagegen die Entwicklung der Zuckergewinnung aus der Runkelrübe! Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der deutsche Chemiker Markgraf das Vorhandensein von Rohrzucker in ihr entdeckte, da waren es nur wenige Prozent vom Gewicht der Rübe, die er in ihr fand. Dem menschlichen Fleiß und dem menschlichen Scharfsinn aber ist es nach jahrzehntelangen Bemühungen gelungen, eine Rübe zu züchten, die 14—15 Prozent und in Ausnahmefällen sogar 18 Prozent Zucker, also denselben Gehalt an solchem wie das Zuckerrohr aufweist. Und während die Rübenzuckerfabriken, deren erste der deutsche Naturforscher Achard zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Kunern in Schlesien anlegte, Anfangs nur eine Zuckerausbeute von 2—3 Prozent vom Rübengewicht erzielten, ist man durch eine immer vollkommener werdende Technik — in der Verarbeitung der Rübe sowohl, wie der aus der ersten Bearbeitung verbleibenden Rückstände: der Melasse — gegenwärtig zu einer Ausbeute von 11—12 Prozent gelangt."

Freilich, von Anfang an ging das Alles ohne tiefe Griffe in die Beutel der Steuerzahler nicht ab; und wenn man später die ursprüngliche Form der offenen staatlichen Unterstützung der Zuckerfabriken verließ, so geschah es nur, um zu einem raffinirten System heimlicher Brandschatzung des ganzen Volkes zu Gunsten weniger Riesenunternehmungen überzugehen.

Die besondere Gestalt, welche die Zuckersteuer — nachdem sie einmal eingeführt war — annahm, erleichterte diese versteckten Subventionen, als wäre sie eigens zu diesem Zwecke erfunden. Im Gegensatze zu anderen Verbrauchssteuern wurde sie hierdurch die Hauptursache einer wahrhaft treibhausartigen Produktionssteigerung auf dem von ihr betroffenen Gebiete.

Eine unmittelbare Besteuerung des fertigen Produktes der Zuckerfabriken erwies sich früher als unrathsam und unmöglich, weil der Zuckergehalt des Fabrikates nicht in praktisch sicherer Weise festzustellen war — weder nach Farbentypen, wie man zuweilen der Einfachheit halber vorschlug, noch durch eingehendere Prüfungen. Man entschloß sich daher, die Steuer nach den Rübenmengen zu bemessen, die in den Fabriken zur Verarbeitung gelangen und die allerdings mit großer Leichtigkeit ermittelt werden konnten. Im deutschen Zollgebiete erhob man vom Doppelzentner Rüben: vom 1. September 1844 an 0,30 Mark, seit 1850 0,60 Mark, seit 1853 1,20 Mark, seit 1858 1,50 Mark, seit 1869 1,60 Mark, vom 1. August 1886 bis 1. August 1888 1,70 Mark. Wie viel Zucker der Fabrikant aus dem derart besteuerten Zentner Rüben gewann, blieb der Finanzbehörde gleichgiltig.

Damit ergaben sich für bestimmte Fabrikationsfortschritte viel weitertragende Folgen, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Was der Zuckerfabrikant aus dem gleichen Gewichtsquantum Rüben mehr an Zucker herauszupressen und herauszuziehen wußte, als im Durchschnitt zu erwarten und für den Marktpreis bestimmend war, bedeutete für ihn nicht blos einen Extragewinn, wie ihn heute jeder Unternehmer bei besonderen „Ersparnissen" an Produktionskosten bezieht, und wie er allein schon hinreicht, um alle Produktionszweige zu immer höherer Leistungsfähigkeit anzutreiben — er bedeutet darüber hinaus noch die Ersparniß eines Theils des durchschnittlichen Steueraufschlages, den er von jedem Pfunde Zucker zu entrichten hat. Wenn z. B. 1860 durchschnittlich etwa 20 Doppelzentner Rüben zur Herstellung eines Zentners Rohzucker erforderlich gewesen wären, so wäre den Zuckerfabrikanten, da hierbei auf jeden der verbrauchten

Digitized by Google

20 Zentner Rüben 1,50 Mark Steuern entfielen, die gezahlte Steuer per Zentner Zucker auf 30 Mark gekommen. Hätte ein Glückspilz nun zu gleicher Zeit das Geheimniß entdeckt, aus 10 Doppelzentnern Rüben einen Zentner Zucker zu gewinnen — heute ist der Durchschnitt der Fabriken schon längst über diese Stufe hinaus — so hätte er pro Zentner Zucker nur 15 Mark Rübensteuer bezahlt, also 15 Mark Steuer erspart. Wenn er jährlich 10 000 Zentner produzirt hätte — heute kommen durchschnittlich auf eine Fabrik 30 000 Zentner — so würde ihm lediglich das Steuersystem einen Extraprofit von 10 000 mal 15 Mark 150 000 Mark jährlich verschafft haben.

Unter dem Ansporn derartiger Gewinnchancen mußte natürlich ein tolles Wettrennen nach der höchstmöglichen Rübenausbeute entstehen und die ganze Industrie fortwährend einer rasend raschen Umwälzung aller ihrer Produktionsverhältnisse unterliegen.

Die deutsche Zuckerproduktion bewegte sich in der That auch in wahren Löwensprüngen vorwärts. In dem Zeitraum von 1844/45 bis 1849/50 verarbeitete sie durchschnittlich jährlich 3,6 Millionen Doppelzentner Rüben, 1850—1855 9,9 Millionen, 1856—1860 15,5 Millionen. Die Einfuhr von Kolonialzucker ging beständig zurück; bei gleichbleibendem Eingangszoll sank der Bruttoertrag der Zolleinnahmen in denselben Abständen von 19,4 Millionen Mark auf 12,4 und 6,1 Millionen.

Dann begann eine neue Periode, der Zuckerindustrie sowohl wie der Zuckersteuer. Die Industrie hatte den inländischen Markt mehr und mehr erobert, die Runkelrübe hatte das Zuckerrohr in Deutschland aus dem Felde geschlagen. Nun schickte sie sich an, letzteres auch vom Auslandsmarkt zu verdrängen. Aber dazu bedurfte es einer Voraussetzung: der deutsche Rübenzucker mußte die Steuer rückvergütet erhalten, die auf ihm lastete, er mußte ohne Steueraufschlag dem Konkurrenten im Auslande gegenübertreten. Seit 1861 haben wir daher die Vergütung der Steuer für den in das Ausland ausgeführten Zucker.

Damit war wieder ein neues künstliches Reizmittel dem Organismus der deutschen Zuckerherstellung eingeflößt. Die Ausfuhrvergütung, welche die Regierung für jeden exportirten Zentner Zucker zahlte, überstieg beständig den Betrag, den der Fabrikant bei der Versteuerung der zu einem Zentner Zucker verarbeiteten Rüben thatsächlich entrichtet hatte; die Regierung rechnete auf den Zentner Zucker einen Rübenverbrauch und damit eine Steuerbelastung, hinter denen in Folge der besseren Zucht und Ausnutzung der Rüben die Wirklichkeit immer weiter zurückblieb. Jeder Fortschritt des Rübenbaues und der Rübenverarbeitung hieß jetzt pro Zentner Zucker immer weniger Steuer an den Staat entrichten, bei der Ausfuhr aber für jeden Zentner den alten hohen Steuersatz vom Staate weiter beziehen. Jeder exportirte Zentner Zucker verschaffte der Industrie neue Extraprofite, leerte freilich gleichzeitig die Staatskasse. Die Einnahme derselben von den Rüben zerfiel seit 1861 gleichsam in zwei getrennte Fonds: der eine Fonds war von den zum Inlands-Zuckerkonsum bedurften Rüben erhoben und sollte der Staatskasse ungeschmälert erhalten bleiben; der zweite Fonds sammelte sich aus den zum Ausfuhrzucker gebrauchten Rüben an, sollte aber bei dem wirklichen Export durch die Steuerrückerstattungen vollständig wieder abfließen. Indem die Ausfuhrvergütung jedoch zur Exportprämie wurde, erschöpfte sie nicht nur den einen für sie bestimmten Fonds vollständig, sondern verschlang auch immer größere Summen des anderen.

Letzterer brauchte trotzdem noch nicht absolut zurückzugehen, wenn der Inlandskonsum und die Einnahme daraus rasch stieg, die Ausfuhr dagegen und

Digitized by Google

damit die Inanspruchnahme des Fonds durch die Prämien nur langsam wuchs. Von einer bestimmten Höhe der Ausfuhr ab mußten jedoch die Ausfuhrprämien mehr verschlingen wie den ganzen Steuerzuwachs aus dem vermehrten Inlandskonsum: die Zuckersteuer mußte vollständig in Verfall gerathen.

Beide Stadien der Entwicklung liegen in Deutschland bereits vor uns.

Zunächst machte sich der Einfluß der Exportprämien wenig fühlbar, weil die deutsche Zuckerindustrie wenig exportirte, den Absatz im Inlande hingegen rapid steigerte. Der Bruttoertrag der Eingangszölle auf fremden Zucker — die seit 1861 herabgesetzt waren, weil man die Einfuhr in der That nicht mehr zu fürchten brauchte — ging immer weiter zurück, von 4,7 Millionen im Durchschnitt der Jahre 1861—65 auf 2,1 Millionen im Durchschnitt von 1866—70. Der Bruttoertrag der Rübensteuer aber wuchs im gleichen Zeitraum auf 28,0 und 37,4 Millionen, während die Rückvergütungen für ausgeführten Zucker Anfangs noch nicht eine Million und dann etwas über 4 Millionen betrugen.

Wir übergehen diese Periode rascher, einmal, weil sie für die Geschichte der Zuckerindustrie weniger bedeutsam war, ferner auch, weil ihre Ergebnisse mit denen der späteren Jahre nicht ohne weiteres vergleichbar sind: 1869 traten neue Steuer-, Zoll- und Rückvergütungssätze ein, die dann aber bis gegen das Ende der achtziger Jahre unverändert blieben. Der Zollsatz für Zucker wurde 1869 neu geregelt und blieb bis 1888 durchaus unverändert; die Rübensteuer von 1,60 Mark pro Doppelzentner galt vom 1. September 1869 bis zum 1. August 1886, von da ab bis zum 1. August 1888 erhöhte sie sich nur um 10 Pfennige. Die vom 1. September 1869 ab mit der Rübensteuer erhöhte Ausfuhrvergütung wurde erst im Herbst 1883 und dann abermals 1887 etwas herabgesetzt. Die Periode seit 1870 ist demnach zur Beobachtung besonders geeignet.

Wir finden hier zunächst einen Rückgang der Zuckereinfuhr bis zur vollen Bedeutungslosigkeit. Wenn man den raffinirten Zucker ebenfalls in Rohzucker ausdrückt, so betrug die Gesammteinfuhr in Rohzucker:

1871—72	457 282	Doppelzentner	1877—78	66 288	Doppelzentner
1872—73	236 324	„	1878—79	58 651	„
1873—74	263 574	„	1879—80	49 910	„
1874—75	245 811	„	1880—81	37 823	„
1875—76	185 940	„	1886—87	31 917	„
1876—77	95 835	„	1889—90	39 240	„

Gegenüber einer deutschen Jahresproduktion von 10—12 Millionen Doppelzentnern Rohzucker bilden die letzten 30—40 Tausend nur noch ein Drittel Prozent! Auf diesem Gebiete kann also Deutschland von kolonialer Versorgung nicht unabhängiger werden.

Stellen wir im Gegensatze zu dieser Verdrängung des Kolonialzuckers das Wachsthum der deutschen Produktion und ihre Entwicklung zu einer den Londoner Markt beherrschenden und damit den ganzen Weltmarkt mächtig beeinflussenden Ausfuhrindustrie fest!

Die Zahl der deutschen Zuckerfabriken nahm beträchtlich zu, 1871/72 fanden sich 311 im Betrieb, 1884/85 408. Seitdem ist ein Stillstand in diesen Zahlen eingetreten, aber nicht, weil die Produktion darnieder gelegen hätte, sondern weil gerade hier der Großbetrieb immer mächtiger sich entfaltet.

Die Menge des verarbeiteten Rohmateriales und des gewonnenen Produktes beweist das zur Genüge. Wenn wir alles Produkt in Rohzucker ausdrücken und die Zuckerproduktion durch Melasseentzuckerung gleich mit einrechnen — die Differenz gegen die Produktion der oben aufgezählten Zuckerfabriken ist

Digitized by Google

eine relativ winzige: 1876/77 15000, 1889/90 476642 Doppelzentner — so erhalten wir folgendes Bild:

Betriebsjahr	Verarbeitete Rüben	Gesammtproduktion in Rohzucker
1871—72 . .	22,5 Millionen Doppelzentner	1,86 Millionen Doppelzentner
1872—73 . .	31,8 „ „	2,63 „ „
1873—74 . .	35,3 „ „	2,91 „ „
1875—76 . .	41,6 „ „	3,58 „ „
1880—81 . .	63,2 „ „	5,63 „ „
1885—86 . .	70,7 „ „	8,38 „ „
1889—90 . .	98,3 „ „	12,60 „ „

Bereits ein Blick auf diese Zahlen ergiebt, daß die Menge der verarbeiteten Rüben bei Weitem nicht in demselben Verhältnisse wuchs, wie die Menge des erzielten Zuckers. Zur Herstellung eines Doppelzentners Rohzucker brauchte man vielmehr 1871/72 und in den beiden folgenden Jahren noch über 12 Zentner Rüben, 1875/76 nur noch 11,62, 1880/81 11,22, 1885/86 8,44, 1889/90 7,79 Zentner. Seit 1871 also eine Ersparniß von mehr als ein Drittel an Rohmaterial!

Das hinderte aber die Gesetzgebung nicht, den Zucker bei der Ausfuhr so zu behandeln, als ob in dem gleichen Quantum beständig gleich viel Rohmaterial und damit gleich viel Steuer stecke. Man zahlte geduldig pro Zentner Zucker die Steuer für 12½ Zentner Rüben zurück, während der schmunzelnde Fabrikant bereits im Anfang nur 12,07 Zentner, später aber noch viel weniger Rüben versteuert hatte.

Sowie die Ausfuhrmenge schwer ins Gewicht fiel, mußte die Plünderung der Steuerzahler Jedem sichtbar werden. In den ersten vier Jahren — von 1871 ab gerechnet — hielt sich die Ausfuhr noch in engen Grenzen: mit etwas über 200000 Zentnern erreichte sie 1873/74 ihren Höhepunkt, gegenüber einer Gesammtproduktion von über 2,9 Millionen Zentnern, also nahezu dem 15fachen und einem Inlandsabsatz von 2,7 Millionen Zentnern, nahezu dem 14fachen. Wenn demnach auch die Prämie, die über die richtig bemessene Rückvergütung hinaus für jeden exportirten Zentner Zucker gezahlt wurde, den Fonds, der sich aus der Inlandszuckersteuer angesammelt hatte, schmälerte, so konnte die Prämie für die kleine Ausfuhrmenge doch nicht einen wesentlichen Theil der Steuer für die riesenhaften Inlandsquantitäten aufzehren. Bald aber ändern sich die Verhältnisse. 1875/76 exportiren wir über 561000 Zentner Zucker, und behalten im Inlande 3 Millionen, also das 5½fache. 1876/77 exportiren wir über 600000 Zentner und verbrauchen selber 2,3 Millionen, noch nicht das 4fache. 1877/78 führen wir fast eine Million Zentner aus und beanspruchen für uns 2,8 Millionen: noch nicht das 3fache. 1878/79 steht einem Export von 1,38 Millionen Zentnern ein Inlandsabsatz von 2,92 Millionen gegenüber: wenig mehr wie die doppelte Menge wird von dem inländischen Markt zurückgehalten. 1880/81 endlich stoßen beide Bewegungen in einem Punkte zusammen: die Ausfuhr beträgt etwas über, der Inlandsabsatz etwas unter 2,8 Millionen.

Von da ab läßt der Export den Inlandsverbrauch immer weiter hinter sich, der nationale Markt tritt für die deutsche Zuckerindustrie immer mehr an Bedeutung zurück. 1882/83 exportiren wir 4,7 Millionen Zentner und verbrauchen selber 3,7 Millionen. 1885/86 exportiren wir 5 Millionen und behalten 3,4. 1889/90 entfallen von 12,61 Millionen Zentnern produzirten Zuckers 7,44 Millionen auf die Ausfuhr und 5,17 Millionen auf den inländischen Absatz. Im Durchschnitt kann man heute zwei Drittel der Produktion als für die Ausfuhr bestimmt ansehen.

Wer hätte zu Anfang unseres Jahrhunderts auch nur ahnen können, daß

Digitized by Google

ein wichtiger und ausgedehnter Zweig der Landbaus — der damals noch vollständig in der Naturalwirthschaft und dem beschränkten lokalen Absatz steckte — ausmünden könne in die denkbar internationalste und beweglichste ländliche Industrie!

Mit der enormen Ausfuhr gewannen natürlich die Prämien von Jahr zu Jahr eine ganz andere Bedeutung, bis sie trotz alles Wachsthums des Zuckerkonsums im Inlande den Ertrag der Zuckersteuer nicht nur nicht wachsen ließen, sondern ihn beständig herabdrückten. Wir stellen im Folgenden nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" dem Gesammtbruttoertrag der Rübensteuer und des — praktisch bedeutungslosen — Zolles gegenüber die Rückvergütungen für ausgeführten Zucker und den daraus sich ergebenden Nettoertrag von Steuer und Zoll:

	Steuer und Zoll Bruttoertrag		Rückvergütung bei Ausfuhr		Nettoertrag der Steuer und des Zolls	
1861—65	32,7	Millionen Mark	0,9	Millionen Mark	31,8	Millionen Mark
1866—70	39,5	„ „	4,2	„ „	35,3	„ „
1871—76	58,9	„ „	4,2	„ „	54,7	„ „
1880—81	102,6	„ „	56,5	„ „	46,1	„ „
1882—83	141,7	„ „	74,4	„ „	67,3	„ „
1883—84	144,1	„ „	96,3	„ „	47,8	„ „
1884—85	167,8	„ „	128,4	„ „	39,4	„ „
1885—86	114,6	„ „	90,1	„ „	24,5	„ „
1886—87	142,4	„ „	108,8	„ „	33,6	„ „
1887—88	120,24	„ „	105,57	„ „	14,67	„ „

Es ist natürlich für einen Laien schwer, mit Sicherheit zu sagen, was in den „Rückvergütungen" wirkliche Rückzahlung vorher entrichteter Rübensteuer ist, und was darüber hinaus als Exportprämie in den Ziffern steckt. Ein hervorragender Fachmann, der freisinnige Abgeordnete Dr. Witte, berechnet, daß 1871/72 bis 1885/86 über 285 Millionen an Prämien gezahlt worden seien, 1886/87 allein 65,5 Millionen, 1887/88 62,5 Millionen. Dann kommt das neue Gesetz mit der Halbierung der Prämien, aber 1888/89 wurden nach Witte für die Ausfuhr immer noch 31,8 Millionen und 1890/91 36,4 Millionen Mark Zuschuß gezahlt.*) Das macht seit 1871 eine Summe von beinahe einer halben Milliarde (481,3 Millionen) Mark!

Die Reinerträge der deutschen Rübenzuckersteuer (nach Abzug also nicht nur der Ausfuhrvergütung und des Zolles, sondern auch der Verwaltungskosten) berechneten sich für die Betriebsjahre 1885/86, 1886/87 und 1887/88 gar nur auf 16,9, 13,5 und 11,27 Millionen Mark.

Das brachte endlich auch die Regierung in Bewegung, denn wenn sie ihren konservativen Freunden aus der Provinz die Subventionen durchaus nicht mißgönnte, so brauchte sie doch auch Geld für die allgemeinen Bedürfnisse der Bourgeoisie, insonderheit für die große Sicherungsanstalt alles Besitzes: für das Militär. Gerade als der neugewählte Kartellreichstag das Militärbudget auf das Höchste steigerte, drohte diese bequeme Einnahmequelle vollständig zu versiegen. So raffte man sich zu einer kleinen Flickerei auf: man führte eine wirkliche Verbrauchssteuer für den Inlandszucker ein — das war wenigstens etwas Festes, auf das man rechnen konnte, weil sich keine Rückvergütung daran zu knüpfen

*) Die Reichsregierung gesteht das selber ungefähr zu, indem sie ohne höhere Belastung der inländischen Konsumenten einen Mehrertrag von 31,4 Millionen Mark erzielen zu können meint. „Diese 31,413,101 Mark bezeichnen ungefähr den Steuergewinn unserer Rübenzuckerindustrie an der Materialsteuer für das Jahr 1889—90" — heißt es in den Motiven zur neuesten Zuckersteuervorlage.

Digitized by Google

vermochte — und man setzte dafür die Steuer für den Zentner Rüben, weiter natürlich auch die Vergütung für den ausgeführten Zentner Zucker herab, in der frohen Hoffnung, daß man sich bei einer niedrigen Rübensteuer auch nicht so beträchtlich in der Rückvergütung täuschen könne, selbst wenn man diese ein paar Prozent zu günstig ansetze. Auch diese Hoffnung scheiterte in Folge des kolossalen Exportes kläglich. 1888/89 betrug die Materialsteuer 63,2 Millionen Mark, 54,1 Millionen zahlte die Regierung bei der Ausfuhr zurück, sodaß ihr ein wenig über 9 Millionen verblieben, nach Abzug der Verwaltungskosten sogar nur etwas über 6½ Millionen. 1889/90 ergab die Materialsteuer 78,6 Millionen Mark, wovon für Ausfuhrvergütungen 65,9 Millionen abgingen, sodaß nur etwas über 12½ Millionen übrig blieben, nach Abzug der Verwaltungskosten sogar nur 9½ Millionen. Die Verbrauchsabgabe gewährte freilich in beiden Jahren einen Reinertrag von 40,8 und 50,8 Millionen. Damit hat aber die gesammte Zuckersteuer kaum die Höhe von 1881—83 wieder erreicht!

Und wie ist der Geldbedarf des Reiches seitdem gewachsen und wie steigt er von Jahr zu Jahr! „Während noch im Etatsjahre 1889/90 den etatsmäßigen Ueberweisungen an die Bundesstaaten in Höhe von 281,4 Millionen Mark nur 228,1 Millionen Mark Matrikularbeiträge gegenüber standen, betragen nach dem Entwurfe des Reichshaushaltsetats für das Jahr 1891/92 die Matrikularbeiträge 322,6 Millionen Mark gegenüber einem veranschlagten Ueberweisungsbetrage von 331,35 Millionen. Auf eine Verminderung des Ausgabebedarfs des Reichs ist für absehbare Zeit um so weniger zu rechnen, als die Hauptausgaben den nothwendigen Aufwendungen für Landesvertheidigungszwecke entstammen. Vielmehr läßt sich mit Sicherheit ein weiteres Steigen des Ausgabeetats voraussehen. Insbesondere wird schon nach wenigen Jahren das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung so hohe Anforderungen an die Reichskasse herbeiführen, daß denselben ohne Steigerung des Steueraufkommens des Reichs auf die Dauer nicht Genüge geleistet werden kann. Eine Eröffnung ergiebigerer Einnahmequellen erscheint auch deshalb geboten, weil bereits jetzt die bei der früheren Vermehrung der Reichseinnahmen beabsichtigte Gewährung erheblicher Zuschüsse an die Bundesstaaten für ihre eigenen Zwecke fast ganz aufzuhören droht. Dieser Sachlage gegenüber ist es gerechtfertigt, die vollständige Beseitigung der unserer Rübenzuckerindustrie bisher gewährten Steuervortheile in Aussicht zu nehmen und so die aus der Steuerbelastung des deutschen Zuckerverbrauchs fließenden Einnahmen ungeschmälert der Reichskasse zuzuwenden." So drückt sich heute die Regierung selber über die Nothwendigkeit einer Reform der Zuckersteuer aus.

Aber allmälig gewinnt neben den blos finanzpolitischen Erwägungen auch noch eine andere Einsicht Boden, welche selbst die subventionsfreudigsten Geschäftspolitiker gegen die alte Form der Zuckersteuer bedenklich stimmt und welche die Frage der Beibehaltung oder der Preisgabe der Prämienwirthschaft als gleichbedeutend erscheinen läßt mit der Frage, ob die Zuckerindustrie, die so wie so einer Krisis schwerster Art entgegengeht, noch weiter mit künstlichen Mitteln zu einer krankhaften Produktionsvermehrung angereizt werden soll, oder ob die Finanzpolitik hier nicht besser bremse, soviel sie bremsen kann, wenn der allen kapitalistischen Industrien von Natur innewohnende Trieb der Ausdehnung und Produktionssteigerung die Krisis auch unvermeidlich heraufbeschwören wird.

Um die heutigen Verhältnisse auf dem Zuckerweltmarkt zu verstehen, müssen wir uns jedoch vorher kurz die Entwicklung der Zuckerproduktion außerhalb Deutschlands vergegenwärtigen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Brief aus Berlin.

Berlin, 21. Januar.

Ein Mal muß ein Anfang gemacht werden, und da ich versprochen habe, in der „Neuen Zeit" — von der ich leider durch das bekannte „eherne Muß" Jahre lang ferngehalten ward — wieder mitzuarbeiten, und zunächst einen Beitrag im Monat zu liefern, so will ich wenigstens mein Wort einlösen. Freilich auch nur gerade so weit, daß ich nicht wortbrüchig werde. Ist ein Mal ein Anfang gemacht und eine vollendete Thatsache geschaffen, dann wird das Uebrige sich schon finden.

Genug, da bin ich. Mein erster Brief, den ich unter sehr erschwerenden Umständen schreibe, wird nur wenig enthalten; das Wenige ist aber gut. Nicht, daß ich mir Eigenlob spenden wollte — ich spreche nicht von der Behandlung des Gegenstandes, sondern vom Gegenstand selbst. Und der ist in der That gut — ich meine die Gründung der Arbeiterschule am 12. ds. Monats.

Das war ein Ereigniß! Und glücklich würde ich sein, könnte ich stets, wenn ich schreibe, die Quantität so gut durch die Qualität des Mitgetheilten ersetzen.

Ja, es war ein Ereigniß!

Wie würde Jacoby sich gefreut haben, hätte er den 12. Januar 1891 erlebt, und diese Tausende und Tausende von Arbeitern gesehen, die voller Sehnsucht nach dem Wissen, das die heutige Gesellschaft ihnen vorenthalten hat, sich selber, aus ihren eigenen spärlichen Mitteln eine Schule errichten wollen, die es ihnen möglich macht — so weit das unter den herrschenden Verhältnissen überhaupt möglich ist — das nachzuholen, was die Gesellschaft an ihnen versäumt hat. Wenn ihm schon die Gründung des kleinsten Arbeitervereins für eine größere That galt, als die ruhmvollsten Schlachten, wie hätte er gejubelt beim Anblick dieser Tausende, die in der Hauptstadt des deutschen Reichs und des einst sogenannten Intelligenzstaates Preußen zusammen kamen, um den Grundstein zu legen zu einem Tempel des Wissens — echten, wahren, allseitigen Wissens. Nicht todten Wissens — nicht Wissens für die Gelehrtenstube und ihren einsamen Bewohner, dem der Raum zwischen seinen vier Wänden nebst einigen anderen Gelehrtenstuben die Welt bedeutet. Nein, lebendigen Wissens — Wissens für das Leben.

Was der Arbeiter da lernen will, das soll ihm ein Pfund werden, mit welchem er, statt es engherzig zu vergraben, auf dem Markt, in den Straßen, in den Werkstätten wuchert.

Nicht um prunkende Kenntnisse handelt es sich, sondern um Kenntnisse, die sich praktisch verwerthen lassen, — nicht um einen Luxus, sondern um das zum Leben Nothwendige.

Wir haben seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes sehr viel von dem „Kampf mit geistigen Waffen" gehört — so viel, daß das Wort zum Spotte geworden ist. Die Vertreter der besitzenden und angeblich „gebildeten" Klassen sind es gewesen, welche den „Kampf mit geistigen Waffen" erfanden und ihn der Sozialdemokratie, den Arbeitern, anboten und aufdrängten. Wohlan, im Munde dieser Herren war diese Art des Kampfes von vornherein nur eine Redensart — und außerdem liegt es in der Natur der Dinge, daß es gegen den Sozialismus, der eine Wissenschaft ist, „geistige Waffen" nicht geben kann — höchstens die gefälschten Nachbildungen einer gewissenlosen Sophistik und Rabulistik. Aber den unglücklichen Advokaten des Kapitalismus passirte

Digitized by Google

das Mißgeschick, daß der Kampf mit geistigen Waffen, den sie nur zum Schein und aus Renommisterei angekündigt hatten, von den deutschen Arbeitern ernst genommen worden ist.

Die deutschen Arbeiter, welche das Sozialistengesetz überwunden und in zwölfjährigem Kampf den mechanischen Machtmitteln des Staates und der Gesellschaft siegreich die Stirn geboten haben, wissen den Werth der „geistigen Waffen" zu schätzen, denen sie ihren Triumph verdanken — sie wissen, daß die Macht der sozialdemokratischen Bewegung nicht auf mechanischen Faktoren beruht, und daß der Wille des arbeitenden Volks Gesetz wird, wenn es ein klarer, zielbewußter Wille ist, — ein Wille mit offenen, hellen Augen, und offenem hellem Hirn für die Beurtheilung der Menschen und Dinge, und für die Erkenntniß und Abwägung der in Staat und Gesellschaft wirkenden und webenden Kräfte.

Ohne Leidenschaft keine That — gewiß. Allein die Leidenschaft, gleich dem Willen, muß klare offene Augen und ein klares offenes Hirn haben, und Wissen, Wissen — Wissen fürs Leben, Wissen für den Kampf ums Dasein, der dem Arbeiter buchstäblich ein Kampf ums Leben ist — Wissen für den Kampf der Befreiung — das war der Gedanke, der die Tausende und Tausende erfüllte und begeisterte, die Montag, den 12. Januar dieses Jahres, zu „Lips" strömten, nahe dem Friedrichshain, wo die Märztodten ruhen — in solchen Massen hinströmten, daß der Riesensaal, der 6000 Menschen faßt, schon um 7 Uhr von der Polizei abgesperrt werden mußte, und daß von da an bis zur Eröffnung der Versammlung — um 8 Uhr — noch Tausende unverrichteter Sache umkehren mußten. An den „Lebenden" haben die „Todten" des Friedrichshain gewiß ihre helle Freude gehabt!

Ich habe nie eine ähnliche Versammlung gesehen. Ich habe größere, stürmischere, leidenschaftlichere Versammlungen gesehen — jedoch keine zweite Versammlung, in der das Bewußtsein zu einem hohen, erhabenen, ich möchte fast sagen: heiligen Zweck zusammen gekommen zu sein, sich in jedem Gesicht so leuchtend offenbart, jedem Antlitz einen so weihevollen Ausdruck verliehen hätte.

Und aus jedem Auge hervorblitzend diese stolze Siegesgewißheit.

„Wir haben gesiegt — wir werden siegen! Dem Sozialismus gehört die Welt, aber er hat sie sich erst zu erobern — moralisch, intellektuell, politisch, und damit er sie erobern könne, muß er gewappnet sein mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts. Und damit wir würdig sind, Sozialisten zu sein, muß Jeder von uns sich Wissen erwerben, so viel er vermag, und muß seine „geistigen Waffen" stählen, schärfen, zuspitzen, vervollkommnen für den großen Befreiungskampf." —

Das las ich in Tausenden und Tausenden von Augen, und nie in meinem Leben habe ich vor der Arbeiterklasse eine so bewundernde Hochachtung gefühlt, als in diesem Moment, und niemals die Unwiderstehlichkeit unserer Bewegung tiefer empfunden. — —

Bezeichnend ist das Verhalten eines großen, ja man kann sagen des weitaus größten Theils unserer Presse: die Versammlung wurde gar nicht erwähnt — das alte, bequeme und so thörichte Todtschweigesystem. Es ließ sich indeß nicht durchführen; da der Zweck der Versammlung durch Schweigen nicht zu vereiteln war, so ließ schließlich der Grimm die Taktik vergessen, und die Leser erfuhren durch nachträgliches Geschimpfe, was geschehen war.

Und wie wurde nicht geschimpft! Was Alles der noch ungeborenen Arbeiterschule nicht nachgesagt! Die Arbeiter sollten blos dressirt und fanatisirt werden, „wie in den alten Jesuitenschulen." Nun, was das Dressiren betrifft, so brauchen wir es nicht erst in Jesuitenschulen zu suchen. Das haben wir näher. Und seit

Digitized by Google

man den „Kampf gegen die Sozialdemokratie“ gewissermaßen halbamtlich in unsere Schulen getragen hat, ist auch für das Fanatisiren in nächster Nähe ausreichend gesorgt.

Nein — gerade das Gegentheil ist der Zweck der Arbeiterschule. Sie soll die Wirkungen und Früchte der herrschenden Dressir- und Fanatisir-Erziehungsmethode mit Stumpf und Stiel beseitigen. Denn mit dressirten und fanatisirten Menschen ist nichts zu erreichen — außer höchstens trügerische Augenblickserfolge. Um Großes zu leisten, müssen wir das Ziel und den Weg zum Ziel in scharfen Umrissen vor uns haben und den Kopf kühl behalten.

Und das Wissen darf nicht einseitig sein. Einseitiges Wissen ist wie ein Scheuleder, das jeden Ueberblick und jede Umschau und Umsicht unmöglich macht.

Die Arbeiterschule soll Menschen erziehen und Kämpfer.

Das Ideal einer harmonischen Ausbildung soll nicht aus den Augen verloren, dabei aber der praktische Zweck: Besserung der Lage des Arbeiters und Emanzipation der Arbeit nie außer Acht gelassen werden. Es ist nicht eine Gelehrtenakademie, es ist eine Arbeiterschule, die am 12. Januar in Berlin gegründet worden ist, und der sofort über tausend Arbeiter beitraten. Die Zahl wäre die doppelte und dreifache gewesen, hätten Zeit und Raum für die Einzeichnung ausgereicht.

Die Hauptarbeit ist freilich noch zu thun; je größer das Werk, desto schwieriger die Ausführung. Doch der Wille ist da — die Kräfte sind vorhanden und es wird gelingen, sie zu der gemeinsamen Arbeit zu verbinden.

Und — das Beispiel Berlins wird zur Nacheiferung anspornen. Das Bildungsbedürfniß ist in der ganzen deutschen Arbeiterschaft vorhanden, und es wächst fortwährend. Es wächst in demselben Maße wie das Bildungsbedürfniß unserer Bourgeoisie abnimmt. Man vergleiche unsere Arbeiterjugend mit der Jugend unserer „höheren Stände.“ Es ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Und schon deshalb, weil durch diese „gebildete“ Jugend unsere Universitäten, Hochschulen und Akademien als Brutstätten der Rohheit in Verruf gekommen sind, nennen wir unsere Bildungsanstalt nicht Arbeiteruniversität, nicht Arbeiterhochschule, nicht Arbeiterakademie, sondern einfach Arbeiterschule.

W. Liebknecht.

Notizen.

Strikes in England. Herr Burnett, der Arbeitersekretär des englischen Handelsamts, hat jüngst seinen Bericht über die Strikes in England im Jahre 1889 veröffentlicht. Wir haben die Ergebnisse dieses Berichts mit denen des Berichts über 1888 (über den wir eine Notiz im letzten Jahrgang brachten, S. 144) verglichen. Vor Allem zeigte dieser Vergleich, welch' ein Strikejahr 1889 gewesen. Im Jahr 1888, das auch keines der ruhigsten war, betrug die Anzahl der Strikes im Vereinigten Königreich 509, 1889 dagegen 1145, also mehr als das Doppelte.

Den Hauptantheil an dem Anwachsen der Strikebewegung hat wohl das Eintreten der nicht qualifizirten (unskilled) Arbeiter in dieselbe. Es entfielen von der Gesammtzahl der Strikes auf die

	Textilarbeiter	Bergarbeiter	Schiffbauer	Maschinenbauer u. Eisengießer	Andere
1888 . . .	34,6 Proz.	27,0 Proz.	12,2 Proz.	8,2 Proz.	18,0 Proz.
1889 . . .	19,5 „	9,7 „	9,3 „	8,5 „	58,5 „

Digitized by Google

Die seit Langem organisirten Textilarbeiter, Bergleute, Schiffbauer und Maschinenbauer, deren Strikes 1888 noch 82 Prozent aller Strikes ausmachten, waren 1889 nur noch mit weniger als der Hälfte daran betheiligt; nicht in Folge des Zurückgehens ihrer Strikebewegung, denn die Zahl ihrer Strikes hat absolut gegen 1888 zugenommen, sondern in Folge der bedeutend stärkeren Betheiligung der andern, zum großen Theil neu organisirten Arbeiterelemente an derselben. So betrug z. B. die Zahl der Strikes der Dockarbeiter 7,5 Prozent und der Strikes der Seeleute 4 Prozent aller Arbeitseinstellungen des Jahres 1889.

Immerhin stehen noch die alten, *sozialistenfeindlichen* Unions, nach dem Herzen der Herren Brentano und Konsorten, an der Spitze der Strikebewegung. Diese und noch unzählige andere im gleichen Sinne sprechende Thatsachen verhindern natürlich nicht, daß die deutschen Kapitalisten und ihre Anwälte den Strike als eine Erfindung der Sozialdemokratie denunziren. Und das heute mehr als je.

Ist das Anwachsen der Zahl der Strikes zum Theil dem Eintreten von Arbeiterschichten in die Arbeiterbewegung zuzuschreiben, die ihr bisher ferne standen, so anderseits auch der Ausdehnung dieser Bewegung auf Gegenden, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. Es erhellt dies daraus, daß, obwohl die Zahl der Strikes in allen Theilen des Vereinigten Königreichs absolut zunahm, diese Zunahme am stärksten nicht in den alten Industriedistrikten war, so daß diese *relativ* eine Abnahme aufzuweisen haben.

Es entfielen von den Strikes auf

	England	Schottland	Wales	Irland
1888	77,1 Proz.	18,4 Proz.	4,3 Proz.	0,2 Proz.
1889	71,0 „	21,5 „	4,6 „	2,9 „

In Schottland, Wales, namentlich aber in *Irland*, das im Vorjahre eine Strikebewegung kaum gekannt, hat dieselbe größere Fortschritte gemacht, als in England selbst.

Das sind bedeutungsvolle Illustrationen der Thatsache, daß die Arbeiterbewegung in England ebenso wie in Deutschland und Oesterreich gerade im Jahre 1889 neue Arbeiterschichten und neue Gegenden ergriffen hat, die ihr bis dahin fern, ja, manche anscheinend geradezu unerreichbar, gewesen waren.

Auch bezüglich des *Charakters* und der *Erfolge* der Strikes sind einige Aenderungen eingetreten, in denen sich der wirthschaftliche Aufschwung dieses Jahres widerspiegelt.

Einige der Zahlen, die uns am bezeichnendsten erscheinen, seien hier wiedergegeben. Die Zahl der Strikes, durch welche die Arbeiter *Lohnerhöhungen* erzwingen wollten, wuchs nicht blos absolut, sondern auch relativ, von 64 Prozent (1888) auf 67 Prozent (1889) aller Strikes. Und von derartigen Arbeitseinstellungen waren 1888 78 Prozent erfolgreich, 1889 noch etwas mehr, 80 Prozent.

Die Zahl der Fälle, in denen Arbeiter die Arbeit niederlegten, um einer gedrohten *Herabsetzung des Lohnes* entgegenzutreten, nahm dagegen nicht blos relativ (von 10,6 auf 3,9 Prozent), sondern sogar absolut ab, von 54 auf 45. 1889 waren nur 34 Prozent solcher Strikes erfolgreich, 1888 gar nur 22 Prozent.

Auch im Jahre 1889 zeigte sich, was man schon aus dem Bericht für 1888 konstatiren konnte, daß bei Arbeitseinstellungen zur Erringung von Lohnerhöhungen die Arbeiter eine größere Wahrscheinlichkeit des Sieges haben; dagegen liegt diese auf Seiten der Unternehmer, wo es sich um den Widerstand gegen eine Lohnreduzirung handelt. Wie im Krieg bietet auch hier die Offensive mehr Chancen, als die Defensive. Man durfte dies von vornherein erwarten. Einmal hat der Angreifer immer einen gewissen Vortheil, da er Zeit und Gelegenheit des Angriffs wählt, und dann geht im Klassenkampf — wie wohl auch im Kampfe der Waffen — mit Vorliebe derjenige Theil zum Angriff über, der sich dem andern überlegen fühlt.

Zu den Offensivstrikes kann man auch diejenigen rechnen, die nicht durch einen Lohnstreit speziell, sondern durch „allgemeine Unzufriedenheit", wie der Bericht sich ausdrückt, erzeugt wurden. Deren zählt er 130, d. h. 12,14 Prozent aller Strikes, davon 68 Prozent erfolgreich und 30 Prozent erfolglos. Vom Rest ist das Resultat unbekannt.

Die höchste Form des Strikes ist der aus reinem *Solidaritätsgefühl* unternommene, blos zu dem Zwecke, um schwächere Genossen und Arbeitergruppen in ihrem Ringen nach Hebung zu unterstützen, ohne das geringste eigene materielle Interesse. Solcher

Digitized by Google

Streiks zählte man 1889 nicht weniger als 20; sie bilden einen erfreulichen Gegensatz zu den zwei im Bericht für 1888 erwähnten Strikes, die aus Differenzen der Arbeiter untereinander über das Lohnverhältniß entsprangen.

Von der Gesammtheit der 1145 Strikes des Jahres 1889 waren 41,6 Prozent in allen Punkten siegreich, 32,1 Prozent theilweise erfolgreich und nur 18,1 Prozent hatten gar keinen äußerlichen Erfolg. Vom Rest ist das Resultat unbekannt.

Nicht von allen Strikes wurde die Zahl der Personen bekannt, die sich an ihnen betheiligten. Von denjenigen, über welche die nöthigen Details vorlagen, waren

304 allseitig erfolgreich, mit . . . . . 93 524 Theilnehmern,
272 theilweise erfolgreich, mit . . . . . 175 466 „
171 gänzlich fehlgeschlagen, mit . . . . . 48 472 „

597 Strikes, über welche Zeitangaben gemacht wurden, dauerten zusammen 11 136 Tage; der einzelne Strike also im Durchschnitt über 18 Tage, 1888 17 Tage.

62 Prozent aller Arbeitseinstellungen wurden durch Schiedsgerichte beigelegt; dagegen fühlten sich in 4 Prozent der Fälle von Arbeitseinstellungen die Herren Unternehmer dadurch so tief gekränkt, daß sie ihre alten Arbeiter überhaupt nicht mehr einstellten, sondern durch neue „Hände" ersetzten.

Das will jedoch wenig besagen gegenüber dem Umstand, daß vier Fünftel aller Strikes erfolgreich waren.

Freilich, der wirthschaftliche Aufschwung dauert nicht ewig. Bald vielleicht wird das Verhältniß sich umkehren, wird die Mehrheit der Arbeitseinstellungen aus Defensivstrikes gebildet werden. Die Kapitalisten brauchen darüber nicht zu frohlocken. Die Strikebewegung von 1889 hat ungeheure, bisher indifferente, Arbeitermassen aufgerüttelt. Wird diesen ad oculos demonstrirt, daß die Wirkung des Strikes und der Gewerkschaften nur eine beschränkte und nicht unter allen Umständen sichere, so werden die neuerweckten Massen nicht wieder in Schlaf versinken, sondern ihre ganze Kraft nunmehr auf Errichtung politischer Erfolge richten, auf Kräftigung der politischen Organisation des Proletariats — der Sozialdemokratie. Wäre die Bourgeoisie nicht so kurzsichtig, dann müßte sie nichts eifriger wünschen, als daß die Arbeiterklasse im Strike ihr ausschließliches Heil erblickte. Das war in England das beste Mittel, sie Jahrzehnte lang vom Sozialismus fern zu halten.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Siebzehntes Kapitel.

Noch ein Wendepunkt.

Feo's Polterabend vereinigte so viel Menschen bei Werdenried's, wie sich irgend in die Wohnung hineinzwängen ließen. Es fanden allerhand theatralische Aufführungen statt, in welchen die hübschen Toiletten und hübschen Gesichter zur Geltung kamen und alle Welt amüsirte sich nach Möglichkeit.

„Wissen Sie, wer ich nicht sein möchte?" fragte Gräfin Cöla Dahlen den Allerweltsfreund Doktor Waldow; „der Bräutigam! Ob der Oldesloh blos blind ist?"

„Aber warum denn, meine gnädigste Gräfin? Die kleine Feo ist doch hübsch genug?"

„Na ja, wenn ihm das genügt, ists ja gut. Durchtrieben ist der Racker aber sicherlich noch viel mehr, als hübsch. Eine intrigante, durch und durch ge-

Digitized by Google

fallsüchtige kleine Person, diese Feo. Da ist mir Asta am kleinen Finger lieber. Sie ist ja gerade nicht überwältigend liebenswürdig, aber ein wirklich gutes Mädchen."

„Wenn ich ein Mädchen wäre", dachte Waldow, „so würde mich nichts tödtlicher kränken, als Anerkennung aus dem Munde unserer vortrefflichen Cöla. Aber wir wollen ihr Urtheil korrigiren."

„Es ist merkwürdig", sagte er, „daß Damen untereinander die Menschenkenntniß völlig im Stich läßt."

„Wie meinen Sie das?" fragte sie neugierig.

„Ich meine, daß Sie über die Komtessen Werdenried völlig im Irrthum sind. Die zukünftige Oldesloh ist im Grunde ebenso solide, wie sie es wenig aussieht, und von einer wirklich kindlichen Harmlosigkeit. Von Komtesse Asta dagegen meinen Sie, sie könne kein Wässerchen trüben, weil sie ein langweilig ehrbares Gesicht macht, und da sind Sie gehörig auf dem Holzweg."

„Wie denn? wie denn!?"

Helle Neugier und Skandalsucht sprühte jetzt aus den ummalten Augen der Gräfin, so daß Waldow sich im Stillen daran weidete.

„Stille Wasser sind tief", sagte er geheimnißvoll, und nachdem er die liebliche Cölestine noch eine Weile hatte zappeln lassen, tischte er ihr, mit einigen pikanten Glossen gewürzt, die verbürgte Mähr von Asta's nächtlichen Promenaden auf.

Indem er so das Interesse der bösen Welt von der einen Schwester abgelenkt hatte auf die andere, die ihn nichts anging, glaubte er dem Prinzen einen echt kavaliermäßigen Freundschaftsdienst geleistet zu haben.

* * *

Drei Tage, nachdem Feo getraut worden war und mit ihrem Gatten abgereist, machte Gräfin Cölestine Dahlen der Gräfin Werdenried eine Visite und deutete nach vielen liebenswürdigen Redensarten die schrecklichen Dinge an, die man sich in der Gesellschaft über Komtesse Asta erzählte.

Die Gräfin Werdenried, die natürlich aus den Wolken fiel, verlangte mit Entschiedenheit das Nähere zu hören, und nun folgte ein Zwiegespräch, so korrekt in der Form und so durchtränkt von Bosheit, Gehässigkeit und Grausamkeit, daß die Feder sich sträubt, es wiederzugeben. Solche Gespräche, in welchen kein roher Ausdruck gebraucht wird, bei welchen kaum die Stimme erhöht wird und deren Worte sich dennoch wie eben so viele mit Widerhaken versehene Pfeilspitzen in das zuckende Herz der Gegnerin bohren, sind nur denkbar zwischen Damen, denen weder das Ventil kräftigen Schimpfens, noch das männliche Selbstschutzsystem der Forderung zu Gebote steht.

Der Grund des heimlich glühenden, tödtlichen Hasses zwischen den beiden Damen war der, daß Cöla Dahlen die paar Epouseurs, die sich in den Salons blicken ließen, für sich selbst zu angeln suchte, während die Gräfin die Netze für ihre Tochter auszuwerfen pflegte.

Besonders heftig und erbittert hatte dieser wortlose Streit jüngst um Aurange getobt. Um so angenehmer war es der guten Cöla, eine so herrliche Gelegenheit gefunden zu haben, den angesammelten Giftstoff auszuspritzen.

Kaum hatte sich die Dahlen unter den üblichen verbindlichen Redensarten empfohlen, als die Gräfin zu der ahnungslos in ihrem Zimmer lesenden Asta stürzte und sie, so weit sie vor hysterischem Schluchzen sprechen konnte, zur Rede stellte.

Asta war erschrocken aufgesprungen. Jetzt stand sie, eine Hand auf den

Digitized by Google

Tisch stützend, mit fest auf die Unterlippe gedrückten Zähnen regungslos vor ihrer Mutter. Als sie jedoch endlich erfaßte, um was es sich eigentlich handelte, lächelte sie geringschätzig. So viel Lärm um nichts. Das Schrecklichste war ihr, daß die Geringschätzung, die sie empfand, in erster Linie ihrer eigenen Mutter galt! Kümmerte sich diese um das vermeintliche Vergehen der Tochter? Nein; nur ganz allein um dessen Bekanntgewordensein und die voraussichtlichen Folgen! Dachte sie denn gar nicht, welch' furchtbare Seelenqualen im Geleite der Schuld sein mußten, die Asta zur Last gelegt wurde? Und dabei sprach die Mama stets von ihrer opferbereiten und selbstlosen Mutterliebe! O Gott im Himmel! Solch' eine Liebe war schlimmer, als der Haß. —

Als die Gräfin außer Athem war, ergriff Asta das Wort und berichtete in kaltem Ton, wann und wohin sie heimlich ausgegangen sei, und nannte Eugenie Nettelboom als Zeugin ihres Verbleibs für den Fall, daß die Mama ihren eigenen Worten nicht Glauben schenken sollte. Der niedrige Verdacht, in dem man sie hatte, stand so ganz außer Verhältniß mit ihrer Schuld, daß sie kein Wort der Selbstanklage oder der Entschuldigung über die Lippen brachte.

Wie Asta es halb und halb vorausgesehen hatte, wirkte diese Aufklärung auf ihre Mutter keineswegs besänftigend. Aus Ungehorsam also und kindischem Widerspruchsgeist hatte Asta ihren Ruf in dieser nie wieder gut zu machenden Weise geschädigt! Und diese Rosens und Eugenie, die doch wahrlich alt genug war, um die Gefahr zu kennen, hatten es gelitten, ja ermuthigt! Eine saubere Gesellschaft, diese Ladenjungfern und emanzipirten Mannweiber! —

Asta zog finster die Stirne zusammen. Sie wollte lieber sich selbst verurtheilt hören, als die Freundinnen, und besonders die ideale Lenore.

„Ich kann Dich nicht weiter anhören, Mama", sagte sie, „ich würde mich sonst zu Aeußerungen fortreißen lassen, die sich für mich Dir gegenüber nicht schicken."

Damit verließ sie das Zimmer und zog sich rasch zum Ausgehen an, um bei Lenoren Trost und Rath zu holen. Aber ihre eigene Lage erschien ihr so kläglich, daß bittere Thränen ihren Augen entquollen und, ohne daß sie darauf achtete, über ihr blasses und vergrämtes Gesicht rannen.

Als sie in der Nähe von Lenorens Wohnung aus dem Pferdebahnwagen stieg, traf sie mit Trautmann zusammen, der in seinem, des Pelzwerks beraubten Mantel nicht gerade elegant aussah.

„Gewiß will auch er zu den Rosens", dachte sie halb erschrocken; „dann werde ich nicht beichten können!"

Er grüßte mit einem theilnehmenden Blick in ihr kummervolles Gesicht und schloß sich ihr ohne weitere Redensarten an.

Aber kaum waren sie ein paar Häuser weit miteinander gegangen, als ihnen Lenore begegnete. Sie war eben eilig zu einem in Krämpfen liegenden Dienstmädchen gerufen worden, bat aber Trautmann und Asta, in ihrem Zimmer ein halbes Stündchen zu warten, in welcher Zeit sie wahrscheinlich wieder zurück sein werde. Anne-Lise war freilich noch im Geschäft und konnte dort noch zwei Stunden zu thun haben.

„Die herrliche Lenore!" rief Trautmann, als er der rasch weiter schreitenden Aerztin nachsah; „sie ist wirklich eine Verkörperung des Idealmenschen, oder, wie der anspruchsvolle Gallus sagt, des „Normalmenschen". Finden Sie das nicht auch, Komtesse Asta?"

„Ja", sagte Asta zerstreut. Sie wußte nicht recht, was sie mit sich selbst anfangen sollte. Jetzt nach Hause zurückzufahren, war ein schrecklicher Gedanke,

Digitized by Google

aber eine halbe Stunde im tête à tête mit Trautmann auf Lenore warten, ging doch erst recht nicht.

Trautmann blieb indessen an Lenorens Wohnung stehen und sagte, wie etwas ganz selbstverständliches: „Ich begleite Sie hinauf, Komtesse."

Sie schüttelte die Schneesternchen ab, die sich auf ihrem Pelz festgesetzt hatten und sah ihn unsicher an. In den Wohnungen war es bereits dunkel. Jetzt mit einem jungen Mann da oben zu warten war viel unpassender, als Alles, was sie bisher noch unternommen. Und doch hatte Lenore offenbar nichts Arges darin gesehen.

Er ahnte nichts von ihren Bedenken, denn die Begriffe von „passend" und „unpassend" hatten in seiner Seele keinen Platz. Er folgte unbefangen seinem Gefühl und setzte dasselbe bei Anderen voraus. Heute Abend hatte er Asta eine mehr als gewöhnliche Bekümmertheit abgemerkt und wollte sie darum nicht sich selbst überlassen, sondern womöglich etwas beruhigen.

Wie sie ihm jetzt ins Gesicht sah, schämte sie sich ihrer kleinlichen Bedenken und trat kurz entschlossen ein.

Schweigend erstiegen sie die drei Treppen.

Oben öffnete das freundliche Mädchen und führte die Freunde ihrer Herrinnen, ohne sich im Mindesten verwundert zu zeigen, in das gut durchheizte trauliche Wohnzimmer. Das Feuer im Ofen flackerte und warf über den Raum eine dämmerige, wechselnde Beleuchtung.

„Ich bringe gleich die Lampe", sagte das Mädchen.

Aber Asta meinte, das sei wohl nicht nöthig, und Trautmann stimmte eifrig bei. Der flackernde Feuerschein und die jetzt vom Licht der Straßenlaterne magisch erleuchteten Fenster waren gar zu hübsch!

So ging das Mädchen, Mäntel und Hüte mit fortnehmend, hinaus. Trautmann und Asta aber ließen sich behaglich auf den in der Nähe des Ofens stehenden alten Lederfesseln nieder, die ein Erbstück ritterlicher Rosen'scher Vorfahren waren.

Asta's Herz klopfte erwartungsvoll. Das Außergewöhnliche ihrer Situation kam ihr nicht aus den Gedanken. Sie meinte, auch er müsse daran denken, daß er bei halber Dunkelheit mit einer hübschen jungen Dame allein im Zimmer sei.

Was sie eigentlich erwartete, wußte sie nicht zu bezeichnen; aber es mußte etwas zugleich Beängstigendes und Bezauberndes sein. Sie sehnte sich ganz im Geheimen nach dem Glück, das Feo so gut kannte und so wenig zu schätzen wußte: die Bewunderung und Zuneigung eines Mannes zu erwecken.

Trautmann hatte ernst und sinnend dem Spiel des Feuerscheins auf dem Fußboden zugeschaut; jetzt blickte er zu Asta auf und sagte: „Edle Menschen verschönern und heiligen ihre ganze Umgebung, selbst den Raum, den sie bewohnen. So oft ich Lenorens Zimmer betrete, habe ich das Gefühl, auf geweihter Stätte zu sein. Geht es Ihnen nicht auch so?"

Lenore, immer nur Lenore! Asta empfand einen Augenblick etwas wie Eifersucht auf ihre theuerste Freundin. Aber sie schämte sich dieser kleinlichen Regung sofort.

„Jawohl", antwortete sie; „es geht mir ganz ebenso. Ich habe Lenoren schon mehrmals hier erwartet, und es war mir immer, als sei ich an diesem Orte vor allem Leid geborgen; als reiche die Welt mit ihrem Unfrieden nicht bis hier hinein. Ein Mal überkam mich das Gefühl des Weihevollen so stark, daß ich niederkniete, wie zum Gebet. Ist es nicht sonderbar."

Digitized by Google

„Nein, nicht sonderbar", sagte er; „aber sehr schön. Daß es inmitten dieses Gomorrha von Sünde und jammervollem Elend reine, schlichte Menschen giebt, in welchen das Göttliche so unverwischt ausgeprägt ist, wie bei Lenore, das versöhnt wieder mit der Welt. Darum ist Lenorens Wohnung in der That ein Tempel und ich verstehe vollkommen das Gefühl, das Sie auf die Knie niederzog."

„Und Du bist der erste, wahrhaft vornehme Mann, den ich kennen gelernt habe", dachte Asta, „trotz Deines komischen langen Haares und Deiner schäbigen Röcke." Sie wünschte nicht mehr, persönlichen Eindruck auf ihn zu machen, sondern lauschte seiner sanften Stimme und fühlte dabei eine große Ruhe über ihr Herz kommen. Das seine freilich schien immerfort zu bluten um das Menschenleid, das er Tag für Tag aufsuchte und das er nicht heben, kaum hier und da mildern konnte.

Trautmann unterhielt Asta von dem Elend unglücklicher Mitgeschöpfe, um ihr das eigene Loos, mochte es nun sein wie es wollte, in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. Doch schoß er in seinem löblichen Eifer über das Ziel hinaus. Wenn Asta vor etwas Grauen empfand, so war es vor dem Elend wirklicher Armuth. Der Gedanke, sie selbst könne ein Mal in die Lage kommen, um ihr Brot arbeiten oder gar sich abängstigen zu müssen, erregte ihr beinah physisches Unwohlsein. Wenn ihr nur die Wahl geblieben wäre zwischen dem Martyrium eines Hungerdaseins und der äußersten moralischen Erniedrigung, sie hätte verzweifelnd die letztere gewählt. Den Heldenmuth, physischem Elend Trotz zu bieten, besaß sie nicht.

Als Lenore nach Hause kam, verabschiedete sich Trautmann, um der verständigen Freundin die weitere Behandlung der krankenden Seele Asta's allein zu überlassen.

Noch vor einer halben Stunde wäre Asta Lenoren unter Schluchzen um den Hals gefallen und hätte sie angefleht, sie aus den ihr immer unerträglicher werdenden häuslichen Verhältnissen zu erlösen. Jetzt erzählte sie ziemlich ruhig das Vorgefallene, denn in ihrem Herzen regten sich allerhand Bedenken wegen der Art der Hilfe, die Lenore ihr bieten könne. Dennoch zog Lenore aus Astas Erzählung den Schluß, daß es für beide Theile das Beste sei, das unglückselige Verhältniß zwischen Mutter und Tochter zu lösen. Die Mutter rieb sich auf in kleinlichen Sorgen für das äußere Wohlbefinden der Tochter, und Asta in dem täglichen fruchtlosen Kampf gegen diese Kleinlichkeit. Dabei wurden Beide mehr und mehr gegen einander verbittert.

„Faß einen beherzten Entschluß", rieth sie, „und mach Dich frei!"

„Aber was soll ich thun?" fragte Asta ungläubig.

„Laß uns sehen! Wie alt bist Du jetzt? Drei- oder vierundzwanzig, meine ich."

„O nein; ich bin im Herbst fünfundzwanzig geworden!"

„Das ist immer noch nicht zu spät, Dich zur Erzieherin auszubilden, und dazu rathe ich Dir. Du hast so manche kleine Vorkenntnisse, sprichst geläufig französisch und englisch, malst niedlich, musizirest ein wenig, Alles dies kann Dir nützlich sein. Freilich mußt Du ein oder zwei Jahre mit Darangebung des ganzen Menschen studiren, um die Staatsprüfung bestehen zu können. Dann aber wird es nicht schwer sein, eine gute Erzieherinnenstelle für Dich ausfindig zu machen; wenn es Dir Deiner gesellschaftlichen Beziehung wegen lieber ist, suchen wir im Auslande. Es gehört ernster, fester Wille und Ausdauer dazu; sonst nichts. Ueberlege Dir das, liebste Asta!"

Digitized by Google

„Die Mama würde es niemals erlauben", wandte Asta ein.

Lenore war auf diesen immer wiederkehrenden Einwurf vorbereitet.

„Die kindliche Pflicht, Dich den Wünschen Deiner Mutter unterzuordnen", sagte sie ernst, „ist an sich sehr schön, hat aber ihre Grenze. Es ist für Dich und sie besser, Du opponirst ein Mal für alle Mal, als Du thust es täglich hundert Mal, ohne dadurch um einen Schritt vorwärts zu kommen. Beweise ihr, daß die Wahl eines geachteten und segensreichen Berufes Dein wohlerwogener Entschluß ist, und Du wirst finden, daß sie nachgiebt. Ja, sie selbst wird für diese Wendung dankbar sein, sobald sie das neue und fremdartige des Gedankens überwunden haben wird."

Asta seufzte beunruhigt. „Ich fürchte nur, ich passe nicht recht zur Gouvernante", sagte sie kleinlaut.

„Warum nicht? Es fehlt Dir weder an Verstand, noch an Bildung. Oder verkehrst Du nicht gern mit Kindern?"

„O doch, sehr! Artige, niedliche Kinder habe ich schrecklich gern! Sogar die Unartigen, wenn sie dabei drollig sind. Aber ich würde das unvernünftige Dazwischenreden der Eltern nicht aushalten. Und Du glaubst gar nicht, mit wie gedankenlosem Hochmuth Eltern, die ich kenne, auf die unglücklichen Gouvernanten herabsehen! Sie kommen grad nur eine Nummer höher, wie die Domestiken. Das wäre mir unmöglich, zu ertragen! Ich würde ihnen meine Meinung sagen, daß sie mich am ersten Tage schon aus dem Hause hinaus würfen."

„Könntest Du Dich nicht etwas in der Selbstbeherrschung üben?"

„Nein, Lenore! Der Gedanke ist mir ganz fürchterlich. Da will ich mich doch noch lieber mit Mama herumzanken."

Lenore überlegte. „Es giebt auch Stellungen, in welchen Dir die erwähnten Demüthigungen erspart sein würden. Wenn Du Dich zum Beispiel zur Direktrice eines Mode- oder Schnittwaarengeschäftes ausbildest. Anne-Lise ist dabei sehr zufrieden."

„Ja Anne-Lise!" rief Asta, „die ist aber auch anders, als andere, gewöhnliche Menschen. Nein, ich bin zu alt und zu sehr verwöhnt, um noch so was anzufangen. Das hätte vor acht Jahren versucht werden müssen. Jetzt ist es zu spät."

„O nein, liebe Asta, denke das doch nicht!" rief Lenore. „Wenn man nur Muth und ernsten Willen hat, dann ist es niemals zu spät. Natürlich fällt es schwerer, je älter man ist, aber die Befriedigung, die man sich in ernstem Kampf erringt, ist dann um so größer. Es ist nie im Leben zu spät, das Gute zu versuchen! Hast Du nicht von Männern gehört, die sich noch mit dem vierzigsten Jahr auf die Schulbank setzten, um Versäumtes nachzuholen? Liebste Asta, male Dir die Hindernisse nicht zu groß! Es gilt vielleicht Dein Lebensglück!"

Lenore flehte beinah und Asta warf sich der Freundin tiefbewegt in die Arme. Sie versprach, ernsthaft über alles dieses nachzudenken; aber als sie endlich nach Hause zurückfuhr, stand ihr Entschluß fest, lieber eine unerquickliche Wirklichkeit zu ertragen, als sich mit schwachem Muth und Unlust einem Heer möglicher Fährnisse und Widerwärtigkeiten ausliefern zu lassen.

„Lenore beurtheilt alle Frauen nach sich selbst und nach Anne-Lise", dachte sie; „aber ich habe nicht eine Natur von Stahl, wie die Rosen's. Ich weiß, daß ich nach kurzer Zeit zusammenbrechen würde. Also wozu erst versuchen?!"

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 19. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Der Schuß Padlewsky's.

Paris, den 24. Januar 1891.

Der Pistolenschuß Padlewsky's hat nicht nur den Polizeigeneral Seliwerstoff getödtet, er hat auch die russisch-französische Allianz zu Tode verwundet.

Rußland, welches während des Kriegs von 1870/71 unklug genug gewesen war, ruhig zuzusehen, wie Deutschland das republikanische Frankreich erdrückte, hat sich seitdem zwar nicht zu freundlicheren Gefühlen gegenüber Frankreich bekehrt, wohl aber einer Politik zugewendet, welche seinen eigenen Interessen besser entspricht. Es begreift, daß es eines mächtigen und kriegsgerüsteten Frankreichs bedarf, damit dieses ein Gegengewicht bilde gegen das militärische, geeinte Deutschland, welches über seinem Haupt das Schwert des Damokles hält und es verhindert, die Donaufürstenthümer zu verschlingen. Andererseits muß Rußland unter den europäischen Mächten Zwietracht und Haß unterhalten, damit es seinen Weg im Osten von Europa ungestört verfolgen kann. Während des deutsch-französischen Krieges zerriß es den Pariser Vertrag, durch den ihm untersagt war, die Festungen der Krim wieder aufzubauen und eine Kriegsflotte im schwarzen Meere zu halten. Nur zu gern möchte es einen neuen großen europäischen Krieg entfachen, damit es ruhig Besitz von Konstantinopel ergreifen könnte, der Hauptstadt seiner Träume, welche ihm das Uebergewicht im mittelländischen Meer sichern und ihm ermöglichen würde, England den Weg durch den Kanal von Suez nach Indien zu versperren.

Rußland ist der ewige Feind des europäischen Friedens, und dennoch hat gerade Rußland den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland erhalten. Sicherlich hätte Bismarck schon längst Frankreich abermals angegriffen, um es zu zerstückeln und den drohenden Feind für immer unschädlich zu machen, wenn ihn nicht die Furcht zurückgehalten, vom Osten her angegriffen zu werden, während seine Streitkräfte im Westen beschäftigt seien.

In Frankreich hatten die Anhänger des Friedens alles Interesse daran, zwischen Berlin und Petersburg Uneinigkeit herrschen zu sehen und selbst mit Rußland gute diplomatische, wenn auch nicht freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten, denn keine Regierung eines zivilisirten Landes kann ein Bündniß mit dem barbarischen Despotismus des Zaren eingehen, welcher nur davon träumt,

Digitized by Google

Europa zu verwüsten und unter das Joch seiner Knute und seiner Polizeiherrschaft zu beugen. Allein die französischen Chauvinisten, deren Dummheit geradezu polizeiwidrig ist, bildeten sich ein, daß die französische Republik im autokratischen Rußland einen treuen Bundesgenossen besäße, der jede Minute bereit sei, das Schwert zu ziehen, um zur Zurückeroberung von Elsaß-Lothringen behilflich zu sein. Gambetta selbst hatte die Naivetät, eine Zeit lang dieser sonderbaren Illusion zu huldigen und sich von ihr derart verblenden zu lassen, daß er geneigt war, Aufstände in den unter der Herrschaft der Pforte stehenden Ländern zu begünstigen, um es Rußland möglich zu machen, seine Angelegenheiten im Osten zu fördern. Herr Deroulède, der Präsident der Patriotenliga, deren Mitglieder verdienen, daß ihnen ein Hansnarr seines Schlages befiehlt, unternahm eine Reise nach Rußland, um Verbindungen mit den russischen Patrioten, den Panslavisten, anzuknüpfen. Er ward in Moskau sehr gut empfangen und fast überall gefeiert: jedoch der geringe Erfolg, den er bei seiner Rückkehr nach Frankreich fand, und die Lächerlichkeit, mit welcher er sich dadurch bedeckte, daß er, um seinen Patriotismus zu bethätigen, etliche deutsche Bierwirthschaften in Paris stürmte, machten es Rußland begreiflich, daß es sich anderer Mittel und anderer Persönlichkeiten bedienen müsse, wolle es zu seinem Ziele gelangen.

Die russische Staatsverwaltung, die korrupteste unter dem Monde, glaubte, daß sie mit dem Rubel dort Erfolg haben könnte, wo der Don Quixote Deroulède gescheitert war. Sie erinnerte sich, daß die einzigen Siege, welche der Zar im russisch-türkischen Krieg davongetragen hatte, nicht durch seine Armeen, sondern durch seine Banknoten gewonnen worden waren. So ging sie eifrig daran, die Pariser Presse zu kaufen.

Ehemals gab es in Paris nur eine einzige Zeitung, welche offen die russischen Interessen vertrat; es war dies die „Presse", von Emile de Girardin. Heutzutage wimmelt es von Blättern, welche sich auf die Politik Rußlands eingeschworen haben. Verschiedene Zeitungen haben in ihrem Redaktionsstab einen besonderen Mitarbeiter, dem eigens die Aufgabe gestellt ist, russische Fragen zu behandeln, die Vortheile der russisch-französischen Allianz zu preisen und der Regierung täglich vorzuwerfen, daß sie zu geringen Eifer zeige, die Tatzen des Bären von Petersburg zu streicheln. Sogar der „Intransigeant" hat seinen russischen Redakteur, und doch hatte sich Herr Rochefort stets für einen erklärten Feind einer Regierung ausgegeben, welche „Frauen peitscht und Nihilisten hängt"; er hatte mit Muth und Geschick Hartmann, Jesse Helfmann und Wjera Sassulitsch vertheidigt; das Exekutivkomite der Terroristen hatte ihn zu seinem Vertreter im Auslande ernannt! Heute vertheidigt ein Herr Galli in seinem Organ alle Schandthaten der russischen Polizei.

Um zu zeigen, bis zu welchem Grade die Pariser Presse der russischen Botschaft unterthan ist, verweise ich auf die folgende skandalöse Thatsache. Als die Presse der Vereinigten Staaten und Englands die entsetzliche Behandlung enthüllte und an den Pranger stellte, welche die politischen Verurtheilten in Sibirien erdulden müssen, beobachteten sämmtliche Pariser Blätter tiefes Stillschweigen, ja es fanden sich sogar etliche von ihnen, welche die schamlosen Ableugnungsversuche veröffentlichten, die ihnen von der russischen Botschaft mitgetheilt worden waren.

Die russische Polizei glaubte in Paris so unumschränkt zu herrschen, daß sie zwei großen Zeitungen, dem „Gaulois" und dem „Gil Blas," befahl, aus ihrem Redaktionsstab Madame Sévérine zu verabschieden, weil sich diese gerühmt hatte, Herrn Labruyère den Rath gegeben zu haben, Padlewsky bei seiner Flucht

Digitized by Google

behilflich zu sein. Um der französischen Presse den Ton anzugeben, gründete die russische Botschaft ein Blatt mit dem Titel: „Die russisch-französische Allianz," und die Panslavisten erwarben die „Nouvelle Revue," welche Herr von Cyon, ein Agent Katkoff's, etliche Zeit leitete. Die genannte Zeitschrift, welche dazu gedient hat, Bismarck und Crispi unangenehme, geheime, diplomatische Aktenstücke zu veröffentlichen, zieht gegen den russischen Botschafter, den Grafen Mohrenheim, zu Felde; sie wirft ihm vor, daß er ein Pole sei und den Zaren schlecht vertrete. Die Russen fühlen sich schon so sehr als die Herren in Paris, daß sie sich den Luxus erlauben, einander öffentlich anzugreifen.

Nachdem man sich der Presse versichert hatte, ging man daran, die sogenannte gute Gesellschaft und das Publikum überhaupt zu gewinnen. Es bildeten sich Gesellschaften von Schriftstellern, Künstlern und Musikern, welche den Zweck verfolgten, in Frankreich die künstlerischen und musikalischen Erzeugnisse Rußlands populär zu machen; man ließ russische Akrobaten, Sänger und Sängerinnen kommen, um durch Kunststücke, Kraftproben und Lieder die Sympathien der bürgerlichen Kreise zu gewinnen. In Nizza wurden Manifestationen zu Gunsten Rußlands organisirt: nur unter dieser Bevölkerung von Kranken und Tagdieben gelang es, den Schein eines öffentlichen, allgemeinen Enthusiasmus hervorzurufen. Man versuchte aber auch das Volk zu erwärmen durch Kouplets und Szenen, die in den Tingeltangels vorgetragen wurden, und in denen man die russische Fahne neben der Trikolore auf die Bühne brachte. Aber das zog nicht; ebenso wenig die Geschichtchen, welche die Presse auftischte, daß ein russischer Prinz in eine Weinkneipe gekommen sei, um mit den Arbeitern auf die baldige Eroberung Elsaß-Lothringens zu trinken.

Aber alle diese Intriguen kosten wahnsinnig viel Geld. Nicht etwa, als ob die Summen beträchtlich seien, welche die Franzosen erhalten; diese begnügen sich ja mit Wenigem; wohl aber sind die Summen höchst bedeutend, welche in den Händen der der russischen Botschaft unterstehenden Spitzel und Handlanger der Polizei und der panslavistischen Agenten hängen bleiben. Alle diese Leute weihen sich einzig und allein ihrem heiligen Vaterlande, um herrlich und in Freuden leben zu können. Sie wälzen sich förmlich im Gold; das kleinste Artikelchen, das sie in eine Zeitung schmuggeln, jedes Bravo, das sie dem Publikum eines Tingeltangels entlocken, bringt ihnen einen netten Profit. Nun ist die russische Regierung zwar reich an Bütteln und Spitzeln, aber arm an Geld. Man mußte also Geld, viel Geld finden. Das war schwer.

Seit den terroristischen Attentaten haben die europäischen Bankiers ihr Vertrauen in die Solidarität des russischen Kredits verloren: sie sehen ein, daß sich die Macht des Zaren nur mit Hilfe der Polizeiwirthschaft hält, und daß ein Zufall den Ausbruch einer Revolution, den Bankerott herbeiführen kann, und dann „Adieu liebes Geld auf Nimmerwiedersehen." So halten sie ihren Beutel fest zugeschnürt, und trotz der dringendsten Bitten haben weder die Rothschild's, welche doch die russischen Anleihen als Spezialität betrieben, noch die Amsterdamer Bankiers auch nur einen Sou vorstrecken wollen; um eine ganz kleine Anleihe zu erhalten, mußte Bismarck aushelfen.

Rußland glaubte, daß Frankreich einen genügend hohen Grad von Enthusiasmus erreicht hätte, um sich einstweilen, bis man es auffordern konnte, sein Blut auf den Schlachtfeldern zu vergießen, einige hundert Millionen abzapfen zu lassen. Eine Anleihe ward aufgelegt, und damit es nicht aussehen sollte, als ob man ihre Deckung ausschließlich von Frankreich verlangte, so eröffnete man Subskriptionen in New York, London und anderen Hauptorten der internationalen

Digitized by Google

Finanz. Um ihr den Erfolg zu sichern, erachtete man es für nöthig, das Ende des Nihilismus in die Welt hinaus zu posaunen. Seit langem schon hatten russische Agenten Tichomiroff bearbeitet, dessen Geist vollständig durch die seine Kraft übersteigende Rolle erschüttert worden war, welche er im Exekutivkomite gespielt hatte. Er gehörte zu Denen, welche das Todesurtheil gegen Alexander II. unterzeichneten und die Ausführung des Urtheilsspruches leiteten.

Seine Unterwerfung fiel gerade in die nämliche Zeit, in welcher die russische Regierung die Anleihe aufzunehmen suchte. Die im Sold Rußlands stehenden Zeitungen beeilten sich, in vielen und langen Artikeln zu erklären, daß es weder in Paris, noch in Rußland noch Nihilisten gäbe, und daß deren Führer Tichomiroff und sogar Lawroff um Begnadigung nachgesucht hätten, weil sie begriffen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, gegen die Regierung anzukämpfen, welche stärker dastehe als je zuvor, und der man folglich mit voller Beruhigung leihen könne. Das geschah auch; die Anleihe ward in Frankreich mehrere Male gedeckt, während man in den übrigen Ländern nur eine lächerlich kleine Anzahl von Zeichnungen erhielt.

Es verwirrte den russischen Agenten vollständig den Kopf, daß das französische Geld so massenhaft herzugeströmt war; sie waren verzweifelt, in ihrer Forderung so mäßig gewesen zu sein. Sie hatten eine unerschöpfliche Melkkuh gefunden, und so schrieben sie nach etlichen Monaten eine neue Anleihe aus. Die Franzosen wären so dumm, dachten sie, daß sie auch dieses Mal noch eifrig und schleunig geben würden. Um jedoch ein so rasches Wiederkommen und Anklopfen zu entschuldigen, erklärte man, daß es sich um eine bloße Anleihe zum Zweck der Konversion handele, daß man entweder mit Gold oder auch mit alten Staatsschuldscheinen unterzeichnen könne. Wie es scheint, war der Erfolg kein sehr glänzender, und man erhielt weniger Gold als Papiere. Allein dieser Fehlschlag entmuthigte die Agenten nicht; gegen Ende des vergangenen Jahres haben sie durch Vermittlung des Crédit lyonnais eine neue Anleihe ausgeschrieben, welche gut gedeckt worden ist, und bereits kündigen sie eine weitere für nächstes Jahr an.

Die Reklame der Presse, die Millionen der Anleihen, die Manifestationen der Nizzaer Tagdiebe und die Bravos der Tingeltangel berauschten die Russen. Sie hielten sich für die Herren Frankreichs, das die panslavistischen Zeitungen Moskaus mit der höchsten Unverschämtheit behandelten, gleich als flehte es demüthig um Hilfe, und als wäre es eine Nation, deren man sich wohl bedient, mit welcher man aber kein Bündniß eingeht.

Da die russische Botschaft fand, daß die französische Polizei ihre Pflichten nicht mit genug Eifer und Verständniß erfüllte, so organisirte sie eine russische Geheimpolizei zur Ueberwachung der russischen und polnischen Emigranten, die man ihres Erachtens zu sehr in Ruhe ließ.

Allein eine geheime politische Polizei muß, sobald sie geschaffen worden, auch Komplotte anstiften und angebliche Gefahren heraufbeschwören, damit es den Anschein hat, daß sie ihr Geld verdiene. So braute die russische Polizei im vorigen Jahre das lächerliche Komplott zusammen, demzufolge man in Paris Bomben fabriziren, mit Dynamit laden und trotz der schrecklichen Gefahren ihrer Handhabung dann nach Rußland transportiren sollte. Einige arme harmlose Emigranten wurden verhaftet und verurtheilt; aber so gern man es gethan hätte, man mußte darauf verzichten, bekannte Persönlichkeiten, wie Lawroff, Mendelssohn ꝛc. in die Affäre zu verwickeln. Um das Unglück voll zu machen, ward der Polizeispitzel entdeckt, welcher Bomben und Dynamit verschafft hatte. Der erhoffte Erfolg blieb aus: man hatte gewähnt, die Bevölkerung mittels der

Digitized by Google

Bomben zu schrecken, welche — wie die russenfreundlichen Blätter erklärten — ein ganzes Stadtviertel hätten in die Luft sprengen können, und man hatte erwartet, die Ausweisung der Emigranten zu erhalten. Statt dessen erweckte man nur das allgemeine Mitleid mit den zu langjähriger Haft verurtheilten armen Teufeln, und man verschnupfte die französische Regierung, welche wüthend darüber war, daß sie von der russischen Polizei zum Vorgehen gezwungen ward.

In den Regierungskreisen hatte sich eine Schwenkung vollzogen. Schon zu Gambetta's Lebzeiten hatten sich die Opportunisten von Rußland losgelöst und schenkten dessen Versprechungen von einer Intervention im Kriegsfalle keinen Glauben mehr. Sogar Gambetta, die Verkörperung der Revanche, hatte eine Annäherung an Deutschland versucht. Sein Nachfolger in der Leitung der opportunistischen Partei, Herr Ferry, betonte die hierauf abzielende Politik noch stärker, und es fand sich sogar ein Kriegsminister, welcher mitten in der Kammer erklärte, daß man aufhören müsse, „sich von dem Durchblick durch die Vogesen hypnotisiren zu lassen."

Der Boulangismus trug ungemein dazu bei, daß die Regierung sich weiter und weiter von Rußland entfernte. Die französische Regierung begriff, daß Boulanger und sein Lieutenant Deroulède nur Werkzeuge Rußlands waren, daß der Besitz der Gewalt in der Hand des „wackeren" Generals einen Krieg binnen kürzester Frist bedeutete, wie ihn die Petersburger Politik wünschte; man nahm deshalb auch an, daß Boulanger russisches Geld erhielt. In der That können die drei Millionen der Herzogin von Uzès nicht die so ansehnlichen Ausgaben der boulangistischen Kampagne erklären, besonders wenn man weiß, daß allein die beiden Wahlen zu Paris und im Norddepartement mehr als eine Million gekostet haben. Auf jeden Fall waren sämmtliche boulangistischen Blätter, vom „Intransigeant" an bis zur „Cocarde" stark russenfreundlich und hetzten zum Krieg.

Wenn sich die russischen Agenten auch bitter beklagten, daß sie in den Regierungskreisen so wenig Sympathien begegneten, so trösteten sie sich doch mit dem Gedanken an die Begeisterung, welche sie in der Bevölkerung erzeugt zu haben wähnten, als plötzlich der Pistolenschuß Padlewsky's fiel.

Das Publikum war im ersten Augenblick wie betäubt; aber als es erfuhr, daß der General Seliwerstoff ein Polizeibeamter war, welcher Tausende armer Nihilisten der Folter und Hinrichtung überliefert hatte; als es erfuhr, daß sein Mörder ein polnischer Flüchtling war, der eine gute Bildung besaß und aus guter Familie stammte, da betrachtete es Padlewsky als eine Art Rächer, der bis zu einem gewissen Grad zu entschuldigen sei. Die russenfreundlichen Zeitungen wagten nicht, der öffentlichen Meinung entgegen zu arbeiten, während die im Sold der Regierung stehenden Blätter tagtäglich die unsaubersten, unmoralischsten Einzelheiten über das Privatleben Seliwerstoff's enthüllten und ihn als einen alten Wüstling schilderten, welcher kleine Mädchen geschändet hätte.

Die Sache nahm für Rußland entschieden eine schlimme Wendung, und dies um so mehr, als das romantische Abenteuer von Padlewsky's Flucht bekannt ward. Die heroische That der Frau Duc-Quercy ward einstimmig gebilligt, und es gab in ganz Frankreich nicht eine Frau, welche nicht gedacht und erklärt hätte, daß sie vorkommenden Falles ebenso gehandelt haben würde. Die Geschichte Padlewsky's, welcher mitten durch Frankreich von Nord nach Süd gereist und ruhig mit Herrn Labruyère zusammen im Schlafwagen gefahren war, während ihn die ganze Polizei an allen vier Enden der Welt suchte, amüsirte höchlichst das Publikum, das sich nie mehr freut, als wenn den Spitzeln eine Nase gedreht wird.

Digitized by Google

Als man in der russischen Botschaft Padlewsky's Flucht erfuhr, gerieth man in hellen Zorn: man erkannte klar, daß die Regierung die Hand dabei im Spiele gehabt. Diese hatte offenbar am Prozeß der Bombenaffäre genug, und es war ihr keineswegs daran gelegen, sich nochmals in eine ähnliche Geschichte einzulassen, besonders wo sie nicht sicher war, von einem Pariser Geschworenengericht die Verurtheilung Padlewsky's zu erhalten. Die Botschaft wußte recht gut, daß Herr Labruyère im Dienst des Ministeriums stand, daß er Geld erhalten hatte, um die „Cocarde" zu verlassen, deren Gründer er gewesen, und ein antiboulangistisches Blatt herauszugeben. Sie wußte auch, daß es sich vor mehreren Jahren Herrn Labruyère's bedient hatte, um den Sozialisten ein mächtiges Organ zu entreißen, das diese in Paris ins Leben gerufen hatten, den „Cri du Peuple."

Der russische Gesandte, Graf Mohrenheim, befand sich gerade nicht in Paris; sein Stellvertreter war über die Flucht Padlewsky's so wüthend, daß er im ersten Augenblick seines Zorns von nichts Geringerem sprach, als vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen. In seinen Augen war die durch Herrn Labruyère bewerkstelligte Flucht eine Beleidigung Rußlands. Der Gesandte forderte als Genugthuung eine strenge Verurtheilung, und die Regierung willigte ein, ihren Labruyère zu opfern. Aber Alles sollte zu Ungunsten Rußlands ausschlagen.

Der Richter Toutée, welcher auserkoren ward, Labruyère zu verurtheilen, zählt zu Denen, welche sich sogar innerhalb des servilen französischen Richterstands durch ihren Servilismus auszeichnen; man behauptet, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion als Belohnung seiner Dienste versprochen worden sei. Aber im blinden Uebereifer haute er ganz gewaltig über die Schnur. Er drehte und wendete Herrn Labruyère nach allen Seiten und stöberte dessen Privatleben durch, das gerade nicht sehr reinlich ist. Die Journalisten, welche Herrn Labruyère als Kollegen betrachten, waren über die Haltung und das Benehmen des Richters empört, sie erklärten, er habe ihren Beruf herabgewürdigt. So ergriffen sie die Vertheidigung Herrn Labruyère's und fingen ihrerseits an, das Privatleben des Richters zu durchstöbern, das genau ebenso unsauber war. Sie entdeckten, daß er die Tochter einer Frau geheirathet, welche ein Bordell gehalten hatte, und daß er noch jetzt als Eigenthümer mehrerer Bordelle aus der Prostitution Geld ziehe. Die öffentliche Entrüstung war so groß, daß Herr Labruyère, welcher Einspruch gegen das Urtheil erhoben hatte, freigesprochen und Frau Duc-Quercy amnestirt werden mußte.

Allein damit war es noch nicht genug. Der Oberst der russischen Gensdarmerie, Popoff, mußte gestiefelt und gespornt nach Paris kommen, um zu verkünden, daß er es auf sich nehme, Padlewsky aufzufinden, und daß er dies zu „seiner eigensten Angelegenheit mache." Nicht zufrieden damit, die russischen Revolutionäre zu insultiren, putzte er in flegelhafter Weise die öffentliche Meinung herunter, welche mit Padlewsky's Freunden sympathisirte, und brutalisirte die französische Presse, welche deren Vertheidigung ergriffen hatte. Obgleich die Pariser Presse der russischen Botschaft unterthan ist, konnte sie doch die Frechheiten dieses Spitzels sich nicht gefallen lassen, denn Popoff behandelte die Journalisten wie Lakaien, denen man die Knute zu kosten giebt. Die Zeitungen antworteten so kräftig und derb auf die Worte Popoff's, daß die Botschaft diesen zwang, Abbitte zu thun. Und um der Sache die Krone aufzusetzen, veröffentlichte eine Zeitung, welche offenbar boshafter Weise vom Ministerium des Innern aus inspirirt worden, die Organisation der russischen Polizei in Frankreich; die Botschaft selbst mußte sich nun ins Mittel legen, um die Existenz einer solchen Polizei zu leugnen.

Digitized by Google

Die öffentliche Meinung beginnt, sich offen gegen Rußland zu wenden; der beste Beweis dafür ist folgende Stelle aus einer Pariser satirischen Zeitung:

„Unsere Russomanie führt uns irre. Wir gehen so weit zu schreien: „Es lebe der Zar," weil sein Gesandter geruht hat, in den Folies-Bergères*) russischen Akrobaten zu applaudiren.

„Wir haben ein kurzes Gedächtniß, wir haben vergessen, daß uns Rußland tausend und abertausend Mal zu Dank verpflichtet ist, und daß uns der Zar die Schmach angethan hat, die offizielle Betheiligung an unserer großen Weltausstellung von 1889 zu verweigern.

„Ja, Rußland ist uns zu Dank verpflichtet, fragt nur irgend einen Börsianer, was aus den russischen Finanzen werden würde, wenn unser Markt den fünf- und vierprozentigen kosakischen Papieren verschlossen bliebe, welche die französischen Spargroschen verschlungen haben.

„Und glaube mir, Leser, mein Freund, wenn je die Stunde der großen Schlacht schlägt, so wird Frankreich dafür nicht einmal auf den moralischen Beistand des Petersburger Papstes zählen können. Das Hauptziel des Zaren ist und bleibt Konstantinopel. Er wird den nächsten Krieg benutzen, ja er wird sogar im Nothfall einen solchen heraufbeschwören, um sich der panslavistischen Politik entsprechend am goldnen Horn festzusetzen.

„Unsere Politikaster gleichen, ach! unseren Gerichtsbehörden. Der Verstand geht bei ihnen durch, auf und davon. In politischen, wie in juristischen Fragen werden sie sentimental.

„Die Sentimentalität, das ist der Feind!

„Seien wir höflich gegen Rußland, aber nichts mehr. Kratzen wir den Russen nicht zu sehr, oder der Kosak kommt zum Vorschein. Denn Rußland spottet unserer, wenn wir ihm entgegenkommen, ausgenommen, wenn wir ihm mit Geld in der Hand entgegenkommen." **)

Der Pistolenschuß Padlewsky's hat die öffentliche Meinung erschüttert und ins Wanken gebracht. Diese hat in der Folge bewiesen, daß Frankreich trotz der Manöver der russischen Agenten und trotz des Chauvinismus, den die an Rußland verkauften Zeitungen zur höchsten Gluthhitze gesteigert haben, noch nicht russifizirt ist und nie russifizirt werden wird. Es bedarf nur eines Ereignisses, um die alten Sympathien für die Märtyrer Polens wieder zu erwecken und den Haß und Abscheu gegen den zaristischen Despotismus mit Macht hervorbrechen zu lassen.

X.

*) Folies-Bergères, ein bekanntes Vergnügungslokal von Paris, in dem sich die Halbwelt und das Bummlerthum der Vollblutwelt Rendezvous giebt.

**) Es ist unmöglich, im Deutschen das witzige Wortspiel wiederzugeben, das durch den Doppelsinn von avances = Entgegenkommen und avances = Vorschüsse entsteht. Die Stelle lautet im Original: „La Russie se rit de nos avances . . . . excepté de nos avances de fonds."

Digitized by Google

Zur Frage des ehernen Lohngesetzes.

Von Ed. Bernstein.

VI. Schlußfolgerungen.

Hören wir nun zunächst noch einmal, was uns Herr Brentano über das „eherne Lohngesetz" und die englischen Gewerkschaften erzählt hat:

„Durch diese Organisationen wurde bewirkt, daß trotz des Sinkens der Lebensmittelpreise die Löhne hoch blieben und weitere Lohnerhöhungen erzielt wurden. Durch sie wurde das eherne Lohngesetz widerlegt, das nicht Lassalle und nicht Ricardo, sondern Turgot zuerst aufgestellt hat, und das, trotzdem es in Halle für nicht bestehend erklärt wurde, nach wie vor da seine Richtigkeit hat, wo nicht mehr das Herkommen den Lohnsatz bestimmt, und noch nicht die Organisation den Druck der Beschäftigungslosen abhält, wo also wirklich die Konkurrenz der Arbeiter die Lohnhöhe regelt." (L. Brentano, Meine Polemik mit Karl Marx, Deutsches Wochenblatt, III. Jahrgang, Nr. 45, S. 537.)

Man muß wirklich ordentlicher Professor der Nationalökonomie sein, um so etwas drucken zu lassen.

Auf die merkwürdige Logik, die in einem Athemzug ein „ehernes" Gesetz „widerlegt" werden und „nach wie vor seine Richtigkeit haben" läßt, wurde bereits im Eingang dieser Artikel aufmerksam gemacht. Sehen wir uns jetzt die einzelnen Sätze der Brentano'schen Definition näher an.

Das eherne Lohngesetz soll „nach wie vor" da seine Richtigkeit haben, wo „nicht mehr — die Worte sind von Herrn Brentano selbst unterstrichen — das Herkommen den Lohnsatz bestimmt."

Grade das Umgekehrte ist der Fall. Wo noch „das Herkommen" auf den Lohnsatz bestimmend einwirkt, da hat der Begriff „ehernes Lohngesetz" noch am ehesten eine Berechtigung. Spielt doch auch das Herkommen in allen Definitionen der Anhänger desselben eine hervorragende Rolle. Speziell bei Lassalle heißt es: „Das eherne ökonomische Gesetz .... ist dieses, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reduzirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist" (Offenes Antwortschreiben). Ebenso heißt es bei Ricardo vom natürlichen Preis der Arbeit: „It essentially depends on the habits and customs of the people" — er wird wesentlich von den Sitten und Gebräuchen des betreffenden Volkes bestimmt. (Ricardo, ed. Mc Culloch p. 52.) Die „Sitten und Gebräuche" spielten auch thatsächlich lange eine entscheidende Rolle bei der Lohnbestimmung. Zunächst geradezu die entscheidende Rolle im mittelalterlichen Handwerk, wofür zahlreiche Zunfturkunden Beweis ablegen. Dann aber auch lange noch in der Manufakturperiode, was um so begreiflicher, als die Manufaktur, wie wir früher gesehen haben, in der Hauptsache noch auf dem Handwerk fußt.*)

*) „Noch während des größten Theils des achtzehnten Jahrhunderts, bis zur Epoche der großen Industrie, war es dem Kapital in England nicht gelungen, durch Zahlung des wöchentlichen Werths der Arbeitskraft sich der ganzen Woche des Arbeiters, Ausnahmen bilden jedoch die Agrikulturarbeiter, zu bemächtigen" (Marx, „Kapital" 1. Bd., S. 273). Als Beleg hierzu führt Marx die sehr charakteristische Polemik zwischen Postlethwaite, einem namhaften ökonomischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, und dem anonymen Verfasser der 1770 erschienenen Schrift „An Essay on Trade and Commerce, containing Observations on Taxation" an. In letzterer Schrift, einem leidenschaftlichen Pamphlet für die Interessen des Ausbeuterthums, heißt es u. A.: „Daß die Menschheit im Allgemeinen von der Natur

Digitized by Google

Wo aber die Maschine und der moderne Großbetrieb direkt oder indirekt eine Industrie revolutionirt haben, da hören auch bei der Lohnbestimmung sehr bald alle Rücksichten auf Sitten und Gebräuche auf. Diese sprechen nur noch da ein Wort mit, wo jene Revolution noch nicht vor sich gegangen.

Das sind nun aber gerade diejenigen Industrien, in denen die gewerkschaftlichen Organisationen verhältnißmäßig am Meisten auszurichten vermögen. Neben ihnen kommen für die gewerkschaftliche Bewegung eigentlich nur noch solche Industrien in Betracht, in denen entweder durch besondere Ansprüche an physische Kraft oder technische Ausbildung der Kreis der Mitbewerbenden eine gewisse Einschränkung erleidet, oder wo eine eingreifende Fabrikgesetzgebung — „diese erste bewußte und planmäßige Rückwirkung der Gesellschaft auf die naturwüchsige Gestalt ihres Produktionsprozesses" („Kapital", I., Seite 506) — den Arbeitern gegenüber den maßlosen Ansprüchen des Kapitals nach Ueberarbeit zu Hilfe kommt. Der letztere Umstand ist z. B. einer der Hauptgründe, weshalb Englands Baumwollarbeiter im Stande gewesen sind, ihre Organisationen durch alle Krisen der Baumwollindustrie hindurch aufrecht zu erhalten und ihr Wirkungsgebiet immer weiter auszudehnen. Das Gesetz hatte erst wieder „Sitten und Gebräuche" in der Industrie schaffen, bezw. erzwingen müssen, die denen der Manufaktur- und Handwerksperiode, in denen der Arbeiter noch als Mensch und nicht als bloßes lebendiges Anhängsel der Maschine galt, annähernd gleich kamen, bevor es den Arbeitern möglich wurde, durch ihre Koalitionen der allzu elastischen Einschnürung des Begriffs der „nothwendigen Lebensmittel" einen Riegel vorzuschieben, und sich Löhne zu erkämpfen, die sie ihr Dasein wenigstens bis zu einem gewissen Grade als ein menschenwürdiges gestalten ließen.

Diese so wichtigen Momente werden jedoch gewöhnlich bei der Diskussion über die Frage der Nützlichkeit des Gewerkschaftswesens übersehen, deren Zusammenhang mit der Frage des Lohngesetzes nicht erst des Eingehenden dargelegt zu werden braucht. Wenn Herr Brentano wirklich unfähig war, aus der Lektüre des „Kapitals" die Grundverschiedenheit der Marx'schen Auffassung von der Lassalle's in Bezug auf das Lohngesetz zu erkennen, so hätte ihn die verschiedenartige Stellung des Ersteren von der des Letzteren zur Frage des Gewerkschaftswesens belehren müssen, daß es selbst einem deutschen Professor der Nationalökonomie nicht erlaubt werden kann, über jene Verschiedenheit sich mit der Redensart „in der einen oder anderen Formulirung" hinwegzusetzen. Indeß wird wohl aus der Thatsache, daß der ordentliche Herr Professor zwar von dem „Hohn" spricht, mit dem Lassalle „eben mit Rücksicht auf dieses Lohngesetz die englischen Arbeiterorganisationen bezeichnete als den Versuch der Waare Arbeit sich als Mensch zu geberden", aber über die Stellung Marx' zur Gewerkschaftsbewegung

---

zur Bequemlichkeit und Trägheit neigt, davon machen wir die fatale Erfahrung im Betragen unseres Manufakturpöbels, der durchschnittlich nicht über vier Tage die Woche arbeitet, außer im Fall einer Theuerung der Lebensmittel." Um die Arbeiter von dieser „Faulenzerei" zu kuriren, schlug der gute Mann vor, diejenigen von ihnen, die der öffentlichen Wohlthätigkeit verfallen, in ein „ideales Arbeitshaus" einzusperren, das ein „Haus des Schreckens" sein müsse, in dem die Insassen 12 Stunden täglich arbeiten müssen. Zwölf Arbeitsstunden täglich erschien während der Manufakturperiode dem Ausbeuterinteresse als „Ideal". Die große Industrie räumte mit der „fixen Idee" des „Manufakturpöbels" — daß der Mensch nicht blos zum Arbeiten da sei — so gründlich auf, daß, als 63 Jahre nach dem Erscheinen jenes Pamphlets das Parlament in vier Fabrikzweigen den Arbeitstag für Kinder von 13 bis 18 Jahren auf ein Maximum von 12 Arbeitsstunden beschränkte, das Kapital sich geberdete, als sei nun der jüngste Tag der englischen Industrie herangebrochen (vergl. Marx, a. a. O.).

Digitized by Google

sorgfältig schweigt, der Schluß erlaubt sein, daß es sich hier bei ihm nicht nur um eine wissenschaftliche, sondern auch um eine moralische — drücken wir es mit einem Fremdwort aus — insanity handelt. Dies nebenbei. Was das prinzipielle Element in der Diskussion über die Nützlichkeit des Gewerkschaftswesens anbetrifft, so verfallen Diejenigen, die die Frage absolut zu beantworten suchen, gleichviel ob verneinend oder bejahend, unrettbar in den Fehler, daß sie den Thatsachen Gewalt anthun und überall entweder die Zustände der Manufaktur oder die der entwickelten maschinenmäßigen Industrie unterstellen. Andere sind sich zwar der Unmöglichkeit, überall den gleichen Maßstab anzulegen, bewußt, aber der Mangel eines auf gründlicher Analyse des Produktionsprozesses begründeten Kriteriums veranlaßt sie, die maßgebenden Unterschiede in Aeußerlichkeiten zu suchen, die in Wirklichkeit wohl hier und da, aber keineswegs überall mit denselben zusammentreffen. Sind sie obendrein, wie Herr Brentano, geaichte Vertreter der Universitätswissenschaft, so nennen sie dieses unsystematische Hin- und Hertappen historisch-realistische Methode. Wahrscheinlich weil dieselbe die wirklichen historischen Merkmale ebenso ignorirt, als sie fortgesetzt Ursachen und Wirkungen durcheinander wirft.

Unzweifelhaft haben die Arbeiter vielfach durch das Mittel der Organisation Verbesserungen ihrer Arbeitsbedingungen erkämpft, aber die Möglichkeit der Organisation ist keineswegs überall die gleiche, sie ist oft selbst nur Wirkung besonders günstiger Umstände, die lediglich durch den Charakter und die historische Entwicklung der betreffenden Industrie zu erklären sind. Wenn z. B. bis in die neueste Zeit hinein fast in allen Ländern die Schriftsetzer sich relativ gute Arbeitsbedingungen sichern konnten, so verdanken sie dies dem Anschein nach lediglich ihren guten Organisationen. Blicken wir aber genauer zu, so werden wir finden, daß die gute Organisation der Schriftsetzer selbst nur Folge ist — ihrer günstigen Arbeitsbedingungen. Die Schriftsetzerei wurde bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch ausschließlich und wird noch heute in hervorragendem Grade als Kooperation auf handwerkmäßiger — „kunstmäßiger" — Grundlage betrieben; da sie eine gewisse Schulbildung erfordert, hielt sich bei dem mangelhaften Stand des Unterrichtswesens der Kreis ihrer Bewerber in gewissen Schranken, während andererseits der stete Aufschwung des Buchhandels und Zeitungswesens den Arbeitsmarkt beständig erweiterte. Hinzu kommt noch, daß die Schriftsetzerei zum großen Theil lokal gebunden ist. Nur die Herstellung von Werken und Accidenzen ist von dem Orte des Verlags unabhängig,*) die Zeitungen dagegen, die eine so große Rolle in der Schriftsetzerei spielen, müssen am Ort ihres Erscheinens hergestellt werden. Alle diese Umstände haben zusammengewirkt, es den Schriftsetzern zu ermöglichen, durch ihre Organisationen „den Druck der Beschäftigungslosen abzuwehren" und ihren Lohn auf einer gewissen Höhe zu erhalten.

*) Und dies wird denn auch in steigendem Maße Anlaß, den Druck derselben von den Hauptstädten weg, in die Provinz zu vergeben. So werden u. A. ein großer Theil der Produkte des Londoner Büchermarkts, der Londoner Revuen ꝛc. in Schottland gesetzt und gedruckt. Aber damit nicht genug, hat man vor Kurzem in London eine anglo-österreichische Druckerei-Aktiengesellschaft gegründet, die englische Werke in Oesterreich herstellen lassen will. Was ein der Druckerei verwandtes Gewerbe, die Lithographie und ihre Nebenzweige anbetrifft, so hält es bereits schwer, in England ein Erzeugniß derselben aufzutreiben, das nicht die ominöse Marke trägt: „Gezeichnet in England, gedruckt in Deutschland." Wäre die Verschiedenheit der Sprache nicht, die aber, wie Figura zeigt, schließlich auch keine unüberwindliche Schranke bildet, so hätten wir wahrscheinlich längst im Buchdruck die gleiche Erscheinung.

Digitized by Google

Aehnlich, wenn auch nicht gleich, liegen vielfach die Verhältnisse im Baugewerbe, in dem ebenfalls die handwerkmäßige Kooperation noch überwiegt und die Ausführung des erforderten Produkts lokal gebunden ist. Hier spielt das „Herkommen" noch eine ziemliche Rolle und giebt dem Lohn eine gewisse Stabilität, so daß er wirklich meist um die „gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse" herum sich bewegt. Auch der Umstand, daß der willkürlichen Ausdehnung der Arbeitszeit während mehrerer Monate der „Bausaison" natürliche Grenzen gezogen sind, sei hier erwähnt.*) Je mehr jedoch die moderne Technik das Herkommen durchbricht, indem sie z. B. Hebevorrichtungen einführt, die den geübten Steinträger durch Frauen oder jugendliche Arbeiter, bezw. einfache Handlanger ersetzen, und je mehr der erleichterte Verkehr die schnelle Heranziehung von Arbeitern aus zurückgebliebenen Ländern ermöglicht, um so elastischer wird auch hier die Grenze des „natürlichen Arbeitslohns." Mit einem Wort, wenn bisher Maurer, Zimmerer und andere im Baufach thätige Arbeiter häufig durch ihre Organisationen günstige Lohnbedingungen errungen haben, während z. B. die deutschen Weber von Jahr zu Jahr ihren Schmachtriemen enger anziehen mußten, so liegt das nicht daran, daß die Einen den Werth der Organisationen besser erkannt, die Anderen ihn dagegen von vornherein unterschätzt haben, sondern daran, daß die Berufe der Ersteren solche sind, in denen „der Mensch noch was werth," während die Letzteren einer Industrie angehören, die die Maschine uneingeschränkt beherrscht. Wie die Fabrikgesetzgebung die englischen Weber in die Lage versetzte, sich wieder einen besseren Lebenshalt zu erkämpfen, wurde bereits erwähnt. Wo aber die Fabrikgesetzgebung noch nicht eingegriffen hat, da ist auch in England in fast allen Industrien, die nicht mehr manufakturmäßig, und zwar manufakturmäßig im Sinne der alten Manufaktur, betrieben werden, die Lage der Arbeiter auch heute noch eine jämmerliche. Die Stärke der gewerkschaftlichen Organisationen steht in gar keinem Verhältniß zu der Zahl der Mitglieder des betreffenden Berufes, und ihr Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse ist oft nur nominal oder auf eine bestimmte Anzahl von Etablissements beschränkt. Und wo die Organisation der Arbeiter nicht, oder, um mit Herrn Brentano zu reden, „noch nicht" den „Druck der Beschäftigungslosen" abhält, da ist wiederum — genau im Gegensatz zu seiner Behauptung — von keinem „ehernen Lohngesetz" die Rede. In der modernen Hausindustrie z. B. giebt es keine „gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse", nach denen der Lohn sich regelt, sondern da regelt der Lohn die „gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse" und drückt sie auf das Minimum dessen herab, was der Mensch braucht, um nicht absolut und direkt Hungers zu sterben, manchmal sogar noch tiefer. Alle Versuche, die Lage dieser Arbeiter durch das Mittel der Koalition zu heben, sind noch fehlgeschlagen, höchstens ist es gelungen, unter besonders günstigen Umständen, wie im Vorjahre, vorübergehende Milderungen durchzusetzen. Aber auf die Dauer ist die Koalition hier ohnmächtig, und die erste Krise stellt das ursprüngliche Elend wieder her, womöglich noch in erweitertem Umfange.

Ich gehe auf Einzelheiten hier nicht weiter ein, da ich schon in nächster Zeit Gelegenheit haben werde, die Resultate der englischen Gewerkschaftsbewegung in dieser Zeitschrift eingehender zu erörtern.

Noch einmal. Daß, wo die Arbeiter durch eine eingreifende Fabrikgesetzgebung vor Ueberarbeit geschützt sind, sie auch eher in der Lage sind, eine

*) Wo es sich lohnt, d. h. auf großen Bauten, kommt jedoch auch dieser Schutz in Wegfall, und wird immer mehr bei Licht gearbeitet. Es gehört zu den schönsten Errungenschaften der modernen industriellen Entwicklung, auch mit dem Vorurtheil des „Manufakturpöbels" aufgeräumt zu haben, daß die Nacht zum Ruhen da sei.

Digitized by Google

Besserung ihrer Löhne durchzusetzen, ist eine Thatsache, zu deren Ermittelung es nicht erst des Herrn Brentano bedurfte, so sehr er sich geberdet, als habe er sie, wenigstens für Deutschland, zuerst entdeckt. Das war bereits im „Kapital" des um jeden Preis herunterzureißenden Marx zu lesen, noch ehe Herr Brentano seine Entdeckungsreisen nach England angetreten, wie auch der Generalrath der Internationalen den Arbeitern des Festlandes die Schaffung gewerkschaftlicher Organisationen als Mittel des Widerstands gegen den Druck des Kapitals empfahl, bevor die historisch-realistische Nationalökonomie in ihnen das soziale Allheilmittel erblickte.

„Von höheren Motiven abgesehen", heißt es im Vorwort zum „Kapital", „gebietet also den jetzt herrschenden Klassen ihr eigenstes Interesse die Wegräumung aller gesetzlich kontrolirbaren Hindernisse, welche die Entwicklung der Arbeiterklasse hemmen. Ich habe deswegen unter Anderem der Geschichte, dem Inhalt und den Resultaten der englischen Fabrikgesetzgebung einen so ausführlichen Platz in diesem Bande eingeräumt. Eine Nation soll und muß von der anderen lernen." Und was bezeichnet Marx als die Resultate der Fabrikgesetzgebung? In der Note 110 (S. 266/67 der zweiten Auflage) schreibt er: „Zur Abwehr falscher Schlußfolgerungen aus dem Text muß ich hier noch bemerken, daß die englische Baumwollindustrie seit ihrer Unterwerfung unter den Faktory-Akt von 1850 mit seiner Regelung der Arbeitszeit u. s. w., als die englische Musterindustrie bezeichnet werden muß. Der englische Baumwollarbeiter steht in jeder Hinsicht höher als sein kontinentaler Schicksalsgenosse." Und Seite 299 heißt es im Text, am Schluß der Schilderung des Kampfes um den Normalarbeitstag: „Dennoch hatte das Prinzip gesiegt mit seinem Sieg in den großen Industriezweigen, welche das eigenste Geschöpf der modernen Produktion. Ihre wundervolle Entwicklung von 1853—1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge". . . . Die Pharisäer der „politischen Oekonomie" proklamirten nun die Einsicht in die Nothwendigkeit eines gesetzlich geregelten Arbeitstags als charakteristische Neuerrungenschaft ihrer „Wissenschaft".

Warum ich den Schlußsatz mitzitirte, brauche ich nach dem Vorhergesagten nicht weiter auszuführen.

Auch sonst bedürfen die hier angeführten Sätze aus dem großen Werke des Theoretikers des modernen Sozialismus keines weiteren Kommentars. Den meisten Lesern dieser Zeitschrift längst bekannt, sollen sie vielmehr nur die abschließende Illustrirung der vorhergegangenen Ausführungen bilden.

Was haben dieselben gezeigt?

Wir haben auf der einen Seite gesehen, daß unter der Herrschaft des kapitalistischen Produktionssystems zwar der Arbeitslohn seine Schranke nach oben in dem Verwerthungsbedürfniß des Kapitals findet, aber von einem „ehernen" Lohngesetz nicht die Rede sein kann. Damit fallen auch alle Schlußfolgerungen, die Freunde und Feinde der Arbeitersache aus jenem, von der klassischen Oekonomie des Bürgerthums aufgestellten Gesetz mit Bezug auf die sozialpolitischen Interessen der Arbeiterklasse gezogen haben. Es ist nicht gleichgiltig, ob eine neue Steuer oder sonstige finanzpolitische Maßregel (Monopol ꝛc.) wichtige Lebensmittel des Arbeiters vertheuert, denn es ist nicht wahr, daß der Lohn gemäß einem volkswirthschaftlichen „Gesetz" nothwendigerweise bald um den Satz dieser Steuer steigt. Es ist nicht gleichgiltig, ob die Arbeiter organisirt oder nicht organisirt dem Kapital gegenüber stehen, denn nicht organisirt sind sie um so mehr Lohnreduktionen ausgesetzt, und kein volkswirthschaftliches „Gesetz" hebt von selbst den

Digitized by Google

Lohn wieder auf seine ursprüngliche Höhe. Es ist aber ebenso wenig wahr, daß für alle Arbeiter die gleichen Aussichten bestehen, durch das bloße Mittel der Koalition ihre Lage erträglich zu gestalten. Diese Möglichkeit existirt nur für einen mit jedem Tage kleiner werdenden Bruchtheil der Arbeiterschaft. Es ist nicht wahr, daß Arbeiterschutzgesetze von keinem Werth für die Arbeiterklasse sind, weil sie die Ausbeutung nicht aufheben. Abgesehen von dem Werth, den eine Beschränkung der Arbeitszeit an sich für die Arbeiter als Individuen und als Klasse hat, steigert sie auch die Möglichkeit, erhöhtem Lohndruck entgegen zu wirken. Jede Lohnerhöhung ist ein wirklicher Gewinn, jede Lohnverkürzung, jede Vertheuerung der Lebensmittel der Arbeiter, ein wirklicher Verlust für dieselben.

Auf der anderen Seite haben wir aber auch gesehen, daß die kapitalistische Entwicklung weder durch Arbeiterkoalitionen, noch durch Arbeiterschutzgesetze aufgehalten werden kann. Wir haben gesehen, wie es ihre Tendenz ist, fortgesetzt Arbeiter überflüssig zu machen, indem die todte mechanische Kraft an Stelle des lebendigen Arbeiters gesetzt wird, und indem weiter immer neue Schichten der Bevölkerung in die Produktion hineingezogen werden. Wir haben gesehen, wie in Folge dessen ein stets vorhandenes und in Zeiten der Krisen riesenhaft anschwellendes Heer von Arbeitslosen geschaffen wird, das die Unternehmer in den Stand setzt, auf die jeweilig Beschäftigten einen Druck auszuüben, und das von Jahr zu Jahr die Möglichkeit, Lohnerhöhungen durchzusetzen, vermindert, die Möglichkeit, Lohnherabsetzungen durchzuführen, erhöht. Dies im Verein mit der wachsenden Konzentrirung des Kapitals, der Verdrängung der kleinen Produzenten durch die großen und der großen durch die noch größeren, läßt als endgiltige Befreiung der Arbeiterklasse nur eine Möglichkeit zu: die Sozialisirung der Produktionsmittel, die gesellschaftliche Regelung der Produktion. So sieht sich die Arbeiterklasse vor einer doppelten Aufgabe. Einmal ihre Interessen in der Gegenwart zu wahren, jeder Verschlechterung ihrer Lage entgegen zu wirken, jede mögliche Verbesserung mit aller Energie zu erkämpfen. Andererseits den Ereignissen der Zukunft vorzuarbeiten, und zwar indem sie erstens sich selbst physisch — durch Sicherung der bestmöglichen Existenzbedingungen — und geistig auf sie vorbereitet, und zweitens, indem sie ihren Einfluß in Staat und Gesellschaft darauf verwendet, Gesetze und Einrichtungen zu schaffen, die geeignet sind, jene nothwendige Gesellschaftsreform, jene große soziale Revolution zu beschleunigen und zu erleichtern. Was hat da das Wort „ehernes Lohngesetz" für einen Sinn? Auf die Kämpfe der Gegenwart kann es nur verwirrend wirken, entweder Illusionen oder pessimistische Vorstellungen nähren, die Einen so schädlich wie die Anderen; den Kampf der Zukunft aber erschöpft es nicht. Selbst wenn man dem Wort eine solche Deutung geben wollte, daß man das ganze Lohnverhältniß, die Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapital unter es zusammenfaßte, was aber nur durch Vergewaltigung seines ursprünglichen Sinnes möglich wäre, würde es nicht ausreichen, den großen Kampf zu bezeichnen, den die Sozialdemokratie führt. Wir erstreben nicht die Zerbrechung eines Lohngesetzes, nicht nur die Beseitigung des Lohnsystems, sondern die Aufhebung des ganzen kapitalistischen Wirthschaftssystems, sowohl der kapitalistischen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, als der mit dem kapitalistischen Wirthschaftssystem verbundenen Produktionsanarchie.

Digitized by Google

Zuckersteuer und Zuckerindustrie.

Von **Max Schippel.**

II.

Wenn die Rübenzuckerproduktion sich auch in Deutschland am raschesten zur höchsten Blüthe entfaltete, so waren die anderen europäischen Länder doch ebenfalls nicht müßig, den gewinnversprechenden Zweig der landwirthschaftlichen Industrie zu pflegen.

Wie in Deutschland der Rübenbau und die Rübenverarbeitung von den reichen Fluren Mitteldeutschlands, von Sachsen, Anhalt, Braunschweig und Südhannover aus sich nach Mecklenburg, Preußen, Posen und Schlesien, nach Hessen und dem Rhein ausgebreitet hatte, so wuchsen unter dem Schutze fördernder Zoll- und Steuersysteme auch in Frankreich, Oesterreich, Belgien, Rußland die Zuckerfabriken empor, nicht nur den kolonialen Zucker von ihren Inlandsmärkten verdrängend, sondern durch Ausfuhrprämien und natürliche Entwicklung bald auch auf die ausländischen Märkte angewiesen.

Die Entwicklung in Oesterreich hat uns Schäffle in seiner „Steuerpolitik" drastisch geschildert. In Oesterreich, wo die Rübenzuckerfabrikation in Böhmen, Mähren und Schlesien konzentrirt ist, erhob man seit 1865 — die früheren Zustände übergehen wir — die Steuer nach der veranschlagten Leistungsfähigkeit der Entsüßungsapparate (Diffuseure); man schätzte ab, wie viel Rüben wohl in den Füllraum der Diffusionsgefäße gehen möchten, wie oft man täglich wohl füllen könnte: die Multiplikation beider Zahlen ergab die wahrscheinlich verarbeitete und damit die wirklich zu versteuernde Rübenmenge. Auch für die Saftpressen wurde ein entsprechendes Steuer-„Pauschale" nach derartigen Muthmaßungen bestimmt.

Diese Methode war natürlich noch roher wie die deutsche, welche die Rüben wenigstens direkt verwog und nicht nach ganz äußerlichen Anhaltspunkten berechnete. Auch in Oesterreich rief diese Materialbesteuerung aber einen raschen Aufschwung der Zuckerproduktion, freilich auch eine ganz einseitige Entwicklung der Technik derselben hervor. Je kleiner die Diffusionsgefäße, desto niedriger wurde die Einschätzung des Rübenquantums für die Steuer; je öfter wirklich gefüllt, je mehr die gesetzlich präsumirte von der wirklichen Füllungszahl überholt wurde, desto größer war die Rübenmasse, die in Wahrheit steuerfrei blieb. So kam man zu immer kleineren Diffusionsgefäßen und immer größerer Füllungsgeschwindigkeit, sodaß die Technik einen wahren Hetzcharakter annahm. „Wenn man — schrieb ein österreichischer Zuckerindustrieller 1880 — einen Blick auf die gegenwärtigen kleinen Diffusionsbatterien wirft, die man, wenn es so fortgeht, bald aus neun Stück alten, mit einem wasserdichten Anstrich versehenen Zylinderhüten darstellen wird, und den Zuckerfabriksdirektor und seinen Adjunkten im immerwährenden Delirium bei dieser Batterie sieht, so ist die Antwort nahe: es liegt am Pauschale."

Vorläufig fanden sich die großen und technisch gut ausgerüsteten Fabriken recht wohl dabei: sie nutzten ihre Preß- und Diffusionsapparate am raschesten aus — es gab Fabriken, die täglich hundert Mal füllten, neben solchen, die das kaum fünfzig Mal konnten. — Erstere bezahlten daher am wenigsten Steuer, bezogen aber desto größere Exportprämien. Auch in Oesterreich beruhte die Steuerrückvergütung auf einem Steuersatz, der nicht einmal im Durchschnitt gezahlt

Digitized by Google

wurde. Die klugen Zuckerindustriellen exportirten denn auch so fleißig, daß sie dem Staate zuweilen sogar die ganze, aus dem Inlandskonsum sich ergebende Steuer abgewannen. Warum auch nicht? Man nimmt, was man kriegen kann. „In Oesterreich ist es 1875/76 dahin gekommen, daß der Staat 135 556 Gulden an Ausfuhrrückvergütungen mehr herauszahlte als er an Steuer einnahm! Die Fabrikanten nahmen also den ganzen Steuerertrag vom österreichisch-ungarischen Zuckerverbrauch theils als Exportprämie in ihre Tasche, theils benützten sie ihn zu Preisabschlägen für die ausländischen Zuckerkonsumenten!"

1878 wollte die Gesetzgebung diesem unleidlichen Zustande ein Ende machen; 1880 mußte sie ihre Bestimmungen bereits wieder abändern. Aber auch dieser Versuch, der an der Materialsteuer festhielt und darum die Zuckererzeugung nur nach ganz unzuverlässigen äußeren Kennzeichen abschätzte und daher in den verschiedenen Fabriken ganz ungleichmäßig besteuerte, scheiterte. Seit 1888 hat nunmehr Oesterreich eine wirkliche unmittelbare Zuckersteuer; es besteuert den fertigen Zucker, zahlt aber offen und ehrlich für jeden ausgeführten Doppelzentner Zucker 1,50—2,30 Gulden „Bonifikation", doch soll der 5 Millionen Gulden jährlich etwa übersteigende Bonifikationsbetrag von der Gesammtheit der Exporteure zurückerstattet werden. (Gesetz vom 20. Juni 1888, §§ 1—3.)

Bei derartigen Subventionen wird natürlich der Weltmarkt stets mit gewaltigen Exportmassen Oesterreichs rechnen müssen. Stand doch noch in der letzten Hälfte der siebziger Jahre die österreichische Zuckerproduktion (1877/78 3,3 Mill. Doppelzentner, 1878/79 3,9 Mill.) gar nicht weit hinter der deutschen zurück.

Frankreichs Rübenzuckerproduktion kam damals der deutschen mindestens noch gleich; sie wurde dann von der deutschen überflügelt, gewinnt aber seit einigen Jahren wieder einen ungeahnten Aufschwung. Auch hier wirkt die seit dem Jahre 1884 bestehende Materialsteuer, verbunden mit einer enormen Ausfuhrprämie, stimulirend. Die französische Republik unterstützt die agrarischen Interessen heute bekanntlich mit ebenso vollen Händen wie es die deutsche Monarchie thut. Dieselbe Konkurrenz nach außen und dieselben Wirthschaftszusammenhänge im Innern zeitigen auch hier dieselben politischen Früchte und Früchtchen.

Der Rübenbau ist in Frankreich vorzugsweise in den Departements Aisne, Nord, Pas de Calais, Somme, Oise und Seine et Marne vertreten; im Durchschnitt wurden in den letzten Jahren 60—70 Millionen Doppelzentner Rüben verarbeitet — Deutschlands Ernte war 1885/86 und 1887/88 auch kaum größer wie 70 Millionen Zentner, allerdings soll heute die deutsche Rübe noch um 1½ Prozent zuckerreicher sein. Die wirkliche Ausbeute ist jedoch auch in Frankreich beständig gestiegen, sie betrug 1886/87 8,86 Prozent, 1887/88 9,62 Prozent, 1888/89 9,83 Prozent, 1889/90 10,50 Prozent. Die letzte Ausbeute würde noch größer ausgefallen sein, wenn in den beiden Departements Nord und Pas de Calais die Ernte nicht fehlgeschlagen wäre: die übrigen Departements zeigen 10,84 Prozent als Ergebniß. Da die französische Steuerverwaltung gleichzeitig nur 7,50 Zentner Zucker auf 100 Zentner Rüben berechnete, so zahlten die Fabriken bei einem Steuersatz von 4 Francs pro Kilogramm Rüben 30 Francs für den Doppelzentner Zucker, erhielten aber bei einer wirklichen Ausbeute von 10,50 Prozent 42 Francs für jeden Zentner bei der Ausfuhr zurück, sodaß die Prämie auf 12 Francs oder 9,60 Mark, mithin auf eine ganz unglaubliche Höhe steigt.

Wie zu erwarten, ist auch hierbei die Ausfuhr rapid angeschwollen. Auf dem englischen Markt, den Deutschland mehr und mehr zu beherrschen begann,

Digitized by Google

fällt die französische Zufuhr immer schwerer in die Wagschale. Nach den Annual Statements gingen französische Raffinaden und Kandis in Großbritannien ein: 1885 noch nicht eine halbe Million englische Zentner, 1886 über eine Million, 1887 und 1888 bereits über anderthalbe Million, und französische Quellen berechnen für 1888 und 1889 die gesammte Ausfuhr an Raffinaden auf 1,47 und 2,05 Millionen Doppelzentner. Selbst die nächsten Nachbarländer des Zuckerrohrs sucht Frankreich mit seinem Rübenzucker auf; nach Argentinien, Uruguay und Chili verschiffte es 1886/87 254 000 Doppelzentner, 1889/90 425 000.

Nicht viel anders ist die Entwicklung in Belgien, in Holland, in Rußland vor sich gegangen. Die größte Sorge der russischen Fabrikanten ist es schon lange, die Produktion zu beschränken, um im Inlande lohnende Preise halten zu können; den dennoch erzielten Ueberschuß werfen sie zu Schleuderpreisen auf den ausländischen Markt — ganz wie das die zivilisirten Mittel- und Westeuropäer mit ihrem Eisen und Glas, Dynamit und Schnaps ja auch thun.

So steuern wir in Europa immer tiefer und rascher in eine maßlose Ueberproduktion an Zucker hinein, von deren Folgen wir in der Zuckerkrisis von 1884 bereits einen kleinen Vorgeschmack erhalten haben. Im Kampagnejahr 1889/90 belief sich die Mehrproduktion gegen das Vorjahr

in Deutschland	auf 2,7	Millionen	Doppelzentner
„ Frankreich	„ 3,2	„	„
„ Oesterreich	„ 2,35	„	„
„ Belgien	„ 0,75	„	„

In alle Ewigkeit wird unsere Zuckerindustrie nicht so weiter floriren können!

Dazu kommen nun neuerdings die lebhaftesten Bemühungen der überseeischen Länder, ihre früher recht vernachlässigte Rohrzuckerindustrie zu heben oder die Rübenverarbeitung auch bei sich einzuführen. Deutsche Techniker, deutsche Maschinen und deutsche Rübensamen sind vielfach mit dabei thätig, der deutschen Zuckerindustrie eine Zukunft voller Gefahren und Schwierigkeiten zu bereiten.

In Britisch-Ostindien und in den Straits Settlements — führt eine neuere Denkschrift der Zuckerindustriellen aus — wirkt die Regierung darauf hin, den Anbau des Zuckerrohrs weiter zu verbreiten, und für dessen Verarbeitung die bewährten europäischen Einrichtungen und Verfahren nutzbar zu machen; Klima, Bodenbeschaffenheit und die natürliche Anstelligkeit der Bevölkerung sind diesen Bestrebungen günstig. — In Java, einem der ergiebigsten Zuckerländer, arbeitete man früher nach veraltetem Verfahren und unter dem Drucke von lästigen Steuern sowie von schwierigen Geldverhältnissen. Neuerdings haben die Fabrikanten nach deutschem Vorbilde sich zu einem Vereine verbunden, haben Versuchsanstalten eingerichtet, europäische Maschinen und Verfahren eingeführt und deutsche Sachverständige angestellt; der wesentlichste Theil der Abgaben ist beseitigt und die Geldverhältnisse haben sich gebessert. Der Erfolg würde bereits fühlbarer geworden sein, wenn nicht die Rohrkultur unter einer Krankheit wie der europäische Wein unter der Reblaus litte. — Mexiko bemüht sich, in seinen weiten und vielfach dem Rohre zuträglichen Ländern die Zuckerindustrie mehr als bisher zu entwickeln. — Kuba verwendet immer mehr Mittel auf die Zuckerpflanzungen und den Fabrikbetrieb; seine ohnehin schon bedeutende Produktion wird sich deshalb voraussichtlich nicht unerheblich erweitern. — In Brasilien gewährte die Regierung bisher schon den Zuckerfabriken reichlich Zinsgarantien; neuerdings hat sie hohe Subventionen ausgesetzt für die Etablissements, welche besonders hohe Ausbeuten erzielen; je nach der Höhe der Ausbeuten sind auch die Subventionen

Digitized by Google

abgestuft! — In Argentinien hat die Regierung noch neuerdings Verträge mit einer kapitalkräftigen Gesellschaft geschlossen, kraft deren sie für das Anlagekapital einer Anzahl von Zuckerfabriken Zinsgarantien gewährt. — In Australien begegnet man den gleichen Bestrebungen. Die englischen Kolonien suchen sich gegen die Zufuhr fremden Zuckers zu verschließen und die einheimische Produktion zu fördern. — In Japan, das bisher von Formosa, Südchina, Mauritius mit Rohrzucker versorgt wurde, macht man Versuche mit dem Anbau von Zuckerrüben.

Soweit die Denkschrift der Zuckerindustriellen.

Noch viel mehr wird aber wahrscheinlich in Zukunft von den Vereinigten Staaten die Gestaltung des Zuckermarktes beeinflußt werden.

Dieses merkwürdige Reich geht auch auf diesem Gebiete, geleitet von einem starken natürlichen Egoismus, seine eigenen Bahnen. Eine besondere Absperrungspolitik befolgt es hier zunächst nicht. Es gewährt Zollfreiheit für Zucker unter Nr. 16 und belegt Zucker Nr. 16 und darüber mit 0,5 Cents per Pfund, also mit 2,17 Mark per Zentner. Es gewährt aber nach dem Mc Kinley-Gesetz der einheimischen Erzeugung von Zucker — gleichviel ob aus Rohr, Rüben, Sorghum oder Ahorn — kolossale Prämien, von $1\frac{3}{4}$—2 Cents pro Pfund, das heißt von 7,60—8,70 Mark pro Zentner, was mehr als zwei Dritteln der gesammten Herstellungskosten eines Zentners deutschen Zuckers ähnlicher Beschaffenheit entspricht!

Schon dadurch könnte es leicht kommen, daß eine der schönsten Hoffnungen der europäischen Exporteure zu Wasser wird. Ihnen wäre in der That auf lange Zeit geholfen gewesen, wenn sie den Rohrzucker vom amerikanischen Markte hätten verdrängen können. In dem 1885 erschienenen Berichte der „Chemischen Abtheilung des Landwirthschaftsdepartements" zu Washington war berechnet, daß 1884 die Vereinigten Staaten bei einer Bevölkerung von $55\frac{1}{2}$ Millionen über $1\frac{1}{4}$ Millionen Tons Zucker aller Art verbrauchten, daß 1895 demnach bei einer vorauszusetzenden Bevölkerung von 70 Millionen nahezu 5 Milliarden Pfund Zucker in der Union würden abgesetzt werden können. „Dieses Land wird der große Zuckermarkt der Welt sein" — schloß Herr Willey seinen Bericht. Herr Willey fügte freilich gleich bei, daß bei guter Entwicklung Kalifornien, das alle Voraussetzungen einer vortrefflichen Rübenzucht böte, die Hälfte des amerikanischen Bedarfes decken könne. Daran glaubten unsere europäischen Interessenten niemals recht, und dann hätte es sich immer noch reichlich verlohnt, für die andere Hälfte an Stelle des Rohrzuckers aus Kuba und anderen Distrikten europäischen Rübenzucker zu setzen. Bei den in Aussicht stehenden riesigen Prämienzuschüssen dürfte jetzt die Entwicklung der Zuckerproduktion in den Vereinigten Staaten ein sehr beschleunigtes Tempo annehmen; „amerikanische Blätter bemerken bereits bezüglich des Rohrzuckers: Louisiana und Florida würden durch bessere Einrichtungen und Verfahren ihre Produktion leicht auf jährlich 500000 Tons (5 Millionen Doppelzentner) steigern können; Florida erfreue sich in seiner südlichen Hälfte eines Klimas und einer Fruchtbarkeit, welche gestatten, bei vervollkommneter Bewässerung noch große Flächen für den Rohrbau zu verwenden. . . . . Wir haben niemals bezweifelt, daß in einem Lande von so ausgedehntem Flächenraum, wie die Vereinigten Staaten, sich weite Strecken finden werden, welche sich zum Rübenbau eignen. Ohnehin ist man nach den in Deutschland gemachten Erfahrungen nicht mehr so peinlich bezüglich der Bedingungen, welche an Boden und Klima für den Rübenbau zu stellen sind. . . . Ueberdies lohnt der Getreidebau auch in den Vereinigten Staaten nicht mehr so wie früher. . . . . Hiernach kommen die Farmer in die Lage, sich nach anderen Ackerfrüchten umzusehen,

Digitized by Google

welche ihnen guten Erwerb versprechen, und die Mc Kinley-Bill bietet ihnen die beste Gelegenheit."

Nun geht das Alles nicht so rasch, als man es vielleicht wünscht; es bliebe demnach den europäischen Interessenten immer noch die Hoffnung, die Einfuhr von Rohrzucker durch solche von Rübenzucker ersetzen zu können. Diese Hoffnung dürfte aber an einer anderen Klausel des Mc Kinley-Gesetzes scheitern. Diese lautet:

„Um mit den die folgenden Artikel produzirenden Länder gegenseitigen Handelsverkehr anzubahnen, soll der Präsident nach dem 1. Januar 1892 — falls er überzeugt ist, daß die Regierung eines der Länder, welche Zucker, Melasse, Kaffee, Thee, rohe Häute oder andere derartige Artikel produziren und ausführen, auf die landwirthschaftlichen oder anderen Produkte der Vereinigten Staaten Zölle oder andere Lasten erhebt, welche er mit Rücksicht auf die freie Einfuhr von Zucker, Melassen, Kaffee, Thee und Häuten für unbillig und unangemessen hält — die Macht haben und es soll seine Pflicht sein, durch Proklamation die Bestimmungen dieses Gesetzes . . . . auszusetzen, und während dieser Suspension sollen genannte Artikel, soweit sie von den betreffenden Ländern stammen, folgenden Zöllen unterworfen sein" —

und nun folgen Zölle von 0,7 Cents für Zucker bis Nr. 13, von 1⅜ Cents für Nr. 13—16, von 1⅝ Cents für Nr. 16—20, von 2 Cents für Nr. 20 und darüber. Damit dürfte wohl für die Staaten, mit welchen die Union in Folge ihrer panamerikanischen Politik engere Handelsbeziehungen anstrebt, also hauptsächlich für Cuba, Brasilien und Mexiko, die Einfuhr zu den ersterwähnten günstigen Bedingungen gestattet werden, nicht aber für Länder, welche wie Deutschland dem amerikanischen Brot und Getreide den Eingang verwehren. An der deutschen Runkelrübe rächt sich dereinst vielleicht, was man dem amerikanischen Schwein in Deutschland für Unbill zugefügt hat.

Jedenfalls werden die europäischen Zuckerexporteure gut thun, die Erwartungen bezüglich Amerikas aufzugeben oder doch beträchtlich herabzustimmen.

So wird die Lage des internationalen Zuckermarktes bleiben wie sie ist: gedrückt durch eine chronisch gewordene Ueberproduktion. Und sie wird zu immer rascher sich folgenden Krisen, zur vollsten Unerträglichkeit führen, wenn die kontinentale Prämienwirthschaft weiter künstlich die Ueberproduktion beschleunigt, die im natürlichen Laufe der Dinge früh und schlimm genug eintritt.

Die Abschaffung der Prämien ist oft genug verlangt worden, weil sie eine Brandschatzung der Steuerzahler darstellen. Heute muß sie die Bourgeoisie im Interesse der Zuckerindustrie selber verlangen.

Auf allen Produktionsgebieten gründet die Bourgeoisie heute Verbände, welche die Produktion beschränken und die Mehrproduktion bestrafen — hier zahlt sie enorme Belohnungen für jede Produktionssteigerung! Man handelt nothwendig anders, wenn man Produktionskräfte erst entwickeln will, wie dann, wenn einem die Produktionskräfte schon über den Kopf wachsen — das sollten auch die Freunde der Zuckerindustriellen einsehen.

Darauf erwidern diese freilich, daß die Frage der Abschaffung der Prämien eine internationale Frage sei, und daß die deutsche Zuckerindustrie auf dem Weltmarkt schwer einer Konkurrenz widerstehen könne, die mit so großen Prämien unterstützt sei, wie die französische und österreichische Industrie.

Man mag diesen Einwand formell ganz zutreffend finden, wird ihm aber für die thatsächliche Prämienregelung in Deutschland wenig Bedeutung beimessen können. Von der „Ungerechtigkeit" der Prämien wollen wir hierbei gar nicht weiter reden, denn schließlich kümmert es herrschende Klassen sehr wenig, woher sie ihre Einnahmen schöpfen — wenn sie nur recht reichlich fließen. Entscheidend

Digitized by Google

sollte vielmehr für die deutsche Bourgeoisie selber sein, daß der Weiterbestand der Prämien einen künstlichen Anreiz zu neuen Fabrikgründungen und zu fortgesetzten Produktionssteigerungen und damit die künstlich beschleunigte Herbeiführung einer in ihren Wirkungen ganz unberechenbaren Katastrophe darstellt. Die deutsche Zuckerindustrie ist übermächtig genug, um auch ohne Subventionen den Kampf mit der subventionirten französischen und österreichischen Konkurrenz aufnehmen zu können; auf die internationale Regelung aber warten, heißt die Prämien auf unbestimmte Zeit weiter bezahlen.

Eine internationale Zuckerkonvention plant man bekanntlich schon sehr lange. Bereits 1863 traten auf Anregung Belgiens und dann Frankreichs Vertreter von Belgien, Frankreich, Holland und Großbritannien zusammen, um nach langen und mühsamen Verhandlungen eine Konvention zu schließen, die aber ganz unzureichend war. Dann entstand in England seit 1876 eine lebhafte Agitation gegen die Prämien. Diese verschafften freilich England billigen Zucker, machten aber jede Zuckerproduktion in England selber unmöglich und außerdem die Einfuhr von Rohrzucker aus den tropischen Kolonien mehr und mehr unrentabel. Plantagenbesitzer, Kolonialinteressenten, Raffineure und verschämte Schutzzöllner gründeten eine „nationale Antiprämienliga." 1881 richtete in Folge dieser Agitation die britische Regierung eine Einladung zu einer Konferenz an die europäischen zuckerexportirenden Staaten; der Plan scheiterte jedoch, nur Oesterreich-Ungarn und Belgien stimmten zu. Das westindische Komite und andere Interessentenvertretungen ruhten nicht, bis am 2. Juli 1887 von England aus eine zweite Einladung erging, die auch zu mehreren Konferenzen und schließlich zur Konvention vom 30. August 1888 führte: Das Deutsche Reich, Großbritannien, Oesterreich, Belgien, Spanien, Italien, die Niederlande und Rußland nahmen darin den Ersatz der Materialsteuern durch unmittelbare Verbrauchssteuern auf den fertigen Zucker und den Wegfall aller Prämien in Aussicht; die Einzelstaaten sollten entsprechende Gesetze beschließen und sich gegenseitig zur Prüfung mittheilen, sodaß am 1. August 1890 der definitive Abschluß der Konvention erfolgen könne; gegen widerstrebende Staaten sollten Retorsionsmaßregeln ergriffen werden. Aus allen diesen Projekten ist nichts geworden; in England mußte die Regierung sogar selber ihren Entwurf zurückziehen, weil das Interesse der Konsumenten an billiger Zuckereinfuhr sich stärker erwies, wie das an der Zuckerproduktion der England bisher mitversorgenden Kolonien.

Die deutschen Steuerzahler können sich nicht nochmals auf die Anknüpfung neuer Verhandlungen und den Abschluß neuer Vereinbarungen vertrösten lassen, wenn sie nicht auch die zweite Hälfte der Prämienmilliarde noch voll machen wollen. Die Regierung schlägt daher jetzt selber die — wenn auch allmälige — Aufhebung der Ausfuhrprämien für Deutschland vor.

Auf die Schicksale der deutschen Zuckersteuervorlage im Einzelnen einzugehen, unterlassen wir an dieser Stelle. Wir wollten nur an einem ungemein fesselnden Beispiele die Entwicklung einer modernen Weltindustrie zeigen: wie sie aus staatlichen Unterstützungen aufkeimt und immer neue Kräfte saugt, wie sie ihre Produktionsfähigkeit ungeheuer zu steigern weiß, wie sie durch ihre Konkurrenz alle Nationen der Reihe nach zwingt, die neue Produktionsweise bei sich einzuführen, und wie sie schließlich vor Produktionskräften steht, die sie selber nicht mehr beherrschen kann und die zu immer allseitigeren und gewaltigeren Krisen führen.

Im Kleinen zeigt uns die Zuckerindustrie ein scharfumrissenes Bild der ganzen kapitalistischen Produktionsweise.

Digitized by Google

Die Ueberwachung der schweizerischen Arbeiterschutzgesetze durch die Arbeiterschaft.

Von D. Zinner.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die besten Gesetze werthlos sind, wenn sie nicht in ihrem vollen Umfange in Wirksamkeit treten und nicht strikte dem ihnen innewohnenden Geiste gemäß durchgeführt werden. Dies gilt speziell auch für diejenigen Gesetze, die zum Schutze der Arbeiter gegen die rücksichtslose Ausbeutung durch die Unternehmer und gegen die mit den mechanischen Einrichtungen der modernen Produktionsstätten verbundenen Gefahren für Leben und Gesundheit des Arbeiters erlassen worden sind. Diese Gesetze sind in der Schweiz das eidgenössische Fabrikgesetz vom 23. März 1875 und das Haftpflichtgesetz von 1881, erweitert am 26. April 1887. Das erstere Gesetz ist seit 1. Januar 1878 in Rechtskraft, und man sollte meinen, daß, nachdem inzwischen 13 Jahre verflossen sind, dasselbe allen Betheiligten förmlich in Fleisch und Blut übergegangen sei und seine Bestimmungen in gleicher Weise beachtet und befolgt würden, wie die irgend eines anderen Gesetzes. Leider ist dem nicht so. Ein Theil der Fabrikanten — namentlich sind es die Großfabrikanten — erblickt immer noch in dem Fabrikgesetz einen lästigen Zwang und Druck, eine „Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit," d. h. ihrer persönlichen Freiheit.

Im Gegensatz zu den Klagen der Kapitalisten über die Grausamkeit des Fabrikgesetzes ihnen gegenüber, beschweren sich die Fabrikinspektion und die Arbeiter bitter über die laxe Handhabung des Gesetzes durch die Behörden und über die Mißachtung und häufige Verletzung desselben durch manche Fabrikanten. So sagt der Fabrikinspektor Dr. Schuler*): „Die Nachlässigkeit der Behörden ist in der That oft außerordentlich groß. Blieben doch in einem Kanton Etablissements trotz meinen wiederholten Reklamationen drei Jahre ohne Fabrikordnung. Beim Untersuch wegen Uebertretungen ist es schon vorgekommen, daß Niemand als die Angeschuldigten und ihre Mitschuldigen befragt wurden. Lokalbehörden, welche aufgefordert wurden, bei mangelhafter Entschädigung eines Verletzten, diesem und dem Arbeitgeber von seinem weitergehenden Forderungsrecht Kenntniß zu geben, schickten einfach den Brief dem letzteren zu. Nicht besser steht es mit manchen Gemeindebehörden." Im gleichen Maße, als Dr. Schuler durch vorstehende Kritik die Nachlässigkeit und Parteilichkeit der unteren Behörden verurtheilt, anerkennt er den guten Willen der höheren Behörden, das Gesetz ernsthaft durchzuführen.

„Um so mehr kann ich das erfreuliche Entgegenkommen loben", schreibt Dr. Schuler, „mit welchem die kantonalen Regierungen den zu ihrer Kenntniß gebrachten Uebelständen Abhilfe zu schaffen suchten. So gelang es im Kanton St. Gallen, trotz aller Schwierigkeit, welche die Zersplitterung in dieser (Stickerei-) Industrie in zahllose kleine Geschäftchen bietet, die Kinderarbeit und die Ueberschreitung der Arbeitszeit in den Stickereien auf ein Minimum zu reduziren; es gelang, das Unfallsanzeigewesen geradezu musterhaft zu regeln. Wo hier oder in anderen Kantonen Anstände oder Schwierigkeiten sich erhoben, wurde überall am leichtesten durch persönliche Besprechung die Angelegenheit geordnet."

*) Amtsberichte der eidgen. Fabrikinspektoren für die Jahre 1888 und 1889. Herausgegeben vom schweizer. Industrie- und Landwirthschaftsdepartement. Seite 53 und 54.

Digitized by Google

Mit dem Verhalten der Gerichtsbehörden gegenüber den Uebertretungen des Fabrikgesetzes ist der Fabrikinspektor noch immer sehr unzufrieden. Er äußert sich über dieses Kapitel folgendermaßen: „Sehr fatal ist, daß die Gerichte noch immer so ungleich den Gesetzesverletzungen entgegentreten. Ein St. Gallisches Bezirksgericht fand gegenüber einem Arbeitgeber, der Frauen und junge Leute Nachts, Erwachsene auch Sonntags beschäftigte und an den anderen Tagen mehr als 11 Stunden, ohne Bewilligung zu haben, arbeiten ließ, unter anderem folgende Milderungsgründe: weil durch die Bleicherei keine Ueberproduktion bewirkt werde, weil Inkulpat seine Arbeiter gut halte und weil die Vertheidigung die anonyme Klageführung als einen Akt anarchistischer Anwandlung bezeichne! Und ein Züricher Bezirksgericht findet: wenn Akkordarbeiter nach Schluß der Normalarbeitszeit noch arbeiten, falle dies dem Arbeitgeber nicht zur Last, falls er sie nicht dazu anhalte. Urtheile aus beiden Kantonen stützen sich auch auf die vielbesprochene Putzhalbstunde, um Ueberschreitungen der Arbeitszeit straflos ausgehen zu lassen, und erklären dabei, die Angeklagten (der Metall- und der Lebensmittelindustrie angehörige Geschäfte betreibend) hätten in guten Treuen die Ausnahmebewilligung als auch für sie giltig angenommen, da die gleichen Verhältnisse vorliegen. Es ist kein Wunder, wenn kantonale Regierungen so Muth und Lust verlieren, Uebertretungen ernstlich zu verfolgen."

Diese zarte Rücksichtnahme der Justiz- wie Verwaltungsbehörden gegenüber den kapitalistischen Gesetzesverächtern — die als die „besseren" Bürger gelten — hat denn in den letzten Jahren dazu geführt, daß in verschiedenen Städten von der organisirten Arbeiterschaft spezielle Kommissionen eingesetzt wurden, zu dem Zwecke, die Ausführung und Beobachtung der Arbeiterschutzgesetze in den Fabriken zu überwachen und die bezügliche Thätigkeit der Behörden zu kontroliren. Solche Kommissionen bestehen in Zürich, Basel, Winterthur, St. Gallen und anderen Orten. In welcher Weise sie ihre Thätigkeit entfalten, zeigen ihre Berichte,*) bei deren Lektüre man unwillkürlich an das Kapitel von der Geschichte der englischen Fabrikgesetzgebung im „Kapital" von Marx erinnert wird. Diese Kommissionen bestellen in den Fabriken ihre Vertrauensmänner, deren Namen völlig geheim gehalten werden und die in der Fabrik für alle Vorgänge offenes Auge und Ohr zu halten haben; außerdem sehen, soweit es möglich ist, die Kommissionsmitglieder auch persönlich nach, namentlich aber dann, wenn ihnen Mittheilungen über Gesetzesverletzungen gemacht werden, deren thatsächliche Richtigkeit sie ohne Verzug konstatiren sollen und können. Die Kommission macht über die erfahrenen und konstatirten Gesetzesverletzungen den Behörden Anzeige, zugleich Untersuchung des Falles und eventuelle Bestrafung des Schuldigen beantragend.

Der Bericht der Winterthurer Kommission äußert sich über die Ausführung des Fabrik- und Haftpflichtgesetzes wie folgt: „Die Grundsätze, die im Fabrikgesetz niedergelegt sind, werden nicht mehr offen bestritten; die thatsächlichen Verhältnisse sprechen zu sehr für die Richtigkeit derselben. Daraus aber schließen zu wollen, seine Gegner seien verschwunden, wäre weit gefehlt. Sie existiren noch in Masse, und strafbarer Eigennutz und Gleichgültigkeit gegen-

*) Bericht der Kommission zur Ueberwachung des Fabrik- und Haftpflichtgesetzes von Winterthur und Umgebung 1888—89. Herausgegeben von der Lokalorganisation. — Bericht über die Thätigkeit der von der Zürcherischen Arbeiterschaft eingesetzten Kommission zur Ueberwachung des Fabrik- und Haftpflichtgesetzes, umfassend die Bezirke Zürich, Affoltern, Horgen, Meilen, Uster und Pfäffikon während der Zeit vom 1. Juli 1888 bis Anfang August 1890, erstattet vom geschäftsleitenden Sekretär.

Digitized by Google

über dem Geschick ihrer Mitmenschen bewegen sie immer und immer wieder, die gesetzlichen Vorschriften zu verletzen. Die Aufgabe der Behörden, alle Uebertretungen ausfindig zu machen, ist keine leichte, da sie sich besonders einer Klasse der Gesellschaft gegenüber befinden, die gewohnt ist, gestützt auf Reichthum und manchmal auch Bildung, eine hervorragende Stellung einzunehmen und als Leute der „Ordnung" zu gelten. Daher haben die Behörden auch die Betheiligung und Mithilfe aller Personen nöthig, welchen die Durchführung der fraglichen Gesetze am Herzen liegt. Aber hier stoßen wir sofort auf ein großes Hinderniß. Die zunächst Betheiligten, die Arbeiter, können nicht offen mitwirken, ohne ihre ökonomische Existenz zu gefährden. Es müssen daher andere Mittel und Wege aufgesucht werden, um Uebertretungen ans Tageslicht zu ziehen. Wo dies gelingt, da sollte die Strenge des Gesetzes um so mehr angewendet werden, da man sich mit Recht sagen darf, eine Unmasse Uebertretungen entgehen aus den angeführten Gründen dem Auge der Behörden, und wo endlich eine solche konstatirt werden kann, ist anzunehmen, daß sie nicht vereinzelt vorkommt, wie aus nachfolgenden Ausführungen zu ersehen ist."

Und der Züricher Bericht sagt: „Daß seitens der Fabrikanten die gesetzlichen Vorschriften möglichst umgangen werden, kann uns allerdings nicht arg befremden, es liegt dies in der Natur und dem Interesse ihrer Stellung als Arbeitgeber, die, von wenigen lobenswerthen Ausnahmen abgesehen, eben ihr Arbeitsmaterial nach Möglichkeit auszunutzen bestrebt sind. Weniger können wir aber begreifen, daß der Arbeiter noch den Fabrikanten unterstützt in dieser Ausnutzung, ohne das zu erhalten, was ja die Maschine unter allen Umständen erhält, genügende Speisung zum Ersatz der Kräfte. Ja noch viel weniger dürfte es begreiflich sein, daß derselbe sogar selbst das Begehren an den Fabrikanten stellt, seine körperlichen Kräfte noch mehr ausnutzen zu können, als von ihm verlangt werden darf. Wahrlich bei dieser Sorte von Arbeitern ist es gut, wenn gesetzliche Bestimmungen geschaffen werden, dem Ruin der geistigen und körperlichen Kräfte, nicht nur der betreffenden Arbeiter, sondern auch der Nachkommen zu steuern.

„Leider ist der, wenn auch vielleicht oftmals gute Wille der das Gesetz überwachenden Organe zu schwach, die Zahl der mit dieser Aufsicht betrauten Personen eine zu geringe, um allen den vorkommenden Umgehungen der gesetzlichen Bestimmungen auf die Spur zu kommen; diejenigen aber, die ein Interesse an der richtigen Ausführung des Gesetzes haben, größtentheils zu abhängig und mit den Bestimmungen desselben zu unbekannt, als daß ein „Vorgehen" ihrerseits erwartet werden kann."

Der Winterthurer Bericht führt vierzig und der Züricher vierundvierzig Fälle von Gesetzesverletzungen an; in beiden Berichten wird erklärt, daß diese vorgebrachten Fälle nur die hauptsächlichsten sind von den vielen Geschäften, mit denen die Kommissionen zu thun hatten. Wir unsererseits müssen uns ebenfalls darauf beschränken, aus dem vorliegenden interessanten Material, das einen sittengeschichtlichen Beitrag zur Charakteristik der besitzenden Klassen, zur Beleuchtung ihrer Ehrlichkeit und des so viel gepriesenen „Pflichtbewußtseins der Arbeitgeber" bildet, nur einige Auszüge hier anzuführen. Leider hat die Winterthurer Kommission, wohl aus übel angebrachter Noblesse, die gesetzesverletzenden Firmen nicht mit Namen genannt.

Es seien nun folgende Fälle hier mitgetheilt:

Aus einer Spinnfabrik im Tößthal wurde mitgetheilt, daß in diesem Geschäfte die Uhr bei Beginn der Arbeit zurückgestellt wird. Auf Anzeige beim Statthalteramt versprach diese Behörde Einschreiten.

Digitized by Google

Aus einer Fabrik in Winterthur kam die Anzeige, daß Samstags gewöhnlich „Ueberzeit" gearbeitet wird. Es erfolgte Anzeige beim Statthalteramt. Auf Vernehmlassung gab der Geschäftsinhaber schriftlich zu, daß die Anzeige auf Wahrheit beruht, erklärte aber zum Schluß unter Anderem wörtlich: „Wir können und werden doch gewiß unseren Kunden gegenüber nicht erklären, daß unsere Angestellten von Staatswegen ja nicht länger, als bis zur vorgeschriebenen Stunde arbeiten dürfen." Trotz dieser Antwort erfolgte keine Strafe.

In einer Maschinenfabrik in Winterthur wurde ohne spezielle behördliche Bewilligung bis 10 Uhr Nachts gearbeitet. Es wird Anzeige beim Statthalteramt erstattet. Der Fabrikherr wendet ein, er habe Bewilligung erhalten zu dieser Arbeit bis „auf Weiteres" vom Bundesrath und zwar im Jahre 1879. — Der Bericht bemerkt dazu: „Die Bewilligung wurde wahrscheinlich auf ewige Zeiten gegeben."

In einer mechanischen Strickerei in Winterthur wurden Mädchen unter 18 Jahren dazu angehalten, bis Nachts 11—12, ja sogar bis Morgens 4 Uhr zu arbeiten. Die Kommission machte Anzeige, hierauf wurde der betreffende Fabrikant bestraft.

In einem Damenkonfektionsgeschäft in Winterthur mußten die Arbeiterinnen — meistens Lehrmädchen — von früh Morgens bis spät Abends arbeiten, um dann wo möglich noch eine Stunde weit nach Hause zu gehen. Es wird den Mädchen nicht so viel Zeit gegeben, ihre Erfrischungen einzunehmen; sie müssen dies während der Arbeit thun und zwar dürfen sie nur trockenes Brot essen, um die Stoffe nicht zu beschmutzen. — Die Kommission wandte sich schriftlich an die Geschäftsinhaberin um Abhilfe.

In der Winterthurer Bisquitfabrik verunglückte ein Arbeiter und war er in Folge dessen erwerbsunfähig. Der Arbeiter hatte 30 Franken Entschädigung erhalten. Die Kommission fand diese Summe ungenügend und veranlaßte weitere Schritte. Der Arbeiter begnügte sich dann mit weiteren 100 Franken von der Unfallversicherungsgesellschaft. — Bei Regelung dieser Angelegenheit hatte sich Folgendes herausgestellt: Die Geschäftsinhaber haben von der Unfallversicherungsgesellschaft für den betreffenden Arbeiter 60 Franken erhalten, demselben aber blos 30 Franken ausbezahlt, um die anderen 30 Franken für sich zu behalten.

Dem Berichte ist zum Schlusse eine auf Grund der behördlichen Bewilligungen zur Ueberzeitarbeit zusammengestellte statistische Uebersicht angehängt, welche zeigt, daß die Winterthurer Lokomotivfabrik 1887 20 168, 1888 14 240; die Sulzer'sche Maschinenfabrik 1888 36 000, 1889 26 400; die Jäggli'sche Fabrik in Oberwinterthur 1888 5140 Stunden über die normale Arbeitszeit hinaus arbeiteten. — Und trotz eines solchen Entgegenkommens der Behörden gegenüber dem Verlangen nach Ueberzeitarbeit jammern die gleichen Fabrikanten über die „Unbeweglichkeit" des elfstündigen gesetzlichen Normalarbeitstages.

Nun noch einige Auszüge aus dem Züricher Bericht.

In der Baumwollspinnerei Zwillikon bei Affoltern sind die Arbeiter gehalten, 5—10 Minuten vor und nach der festgesetzten täglichen Arbeitszeit, also 20—40 Minuten täglich, zu erscheinen resp. die Fabrik zu verlassen. Am Mittag und Abend müssen dieselben in dieser Zeit noch die Maschine putzen und wehe dem, der, auch wenn er geputzt hat, vor den Anderen fortgeht. Eine Buße von 20—50 Centimes ist seine Strafe, die in die Krankenkasse? — o nein! eine solche existirt gar nicht, sondern in die Tasche des Fabrikanten fällt. Eine bezügliche Klage beim Statthalteramt hat Besserung gebracht.

Digitized by Google

In der Seidenfabrik Hefli in Obfelden kam es zu Tage, daß die zum Messen der von den Arbeitern gelieferten fertigen Stücke benutzten Stabmaße verschiedene Länge hatten. Statt 120 Zentimeter, wie angegeben worden, hatten sie eine Länge von 122—124 Zentimeter. Bei einem Stücke von 30—40 Metern ergab sich zu Ungunsten des Arbeiters eine ganz beträchtliche Differenz, 3—4 Prozent des Lohnes. Und diese Manipulation wurde viele Jahre lang geübt. Das Justiz- und Polizeidepartement ordnete nach gepflogener Untersuchung an, daß das allein giltige eidgenössische Maß, der Meter = 100 Zentimeter, einzuführen sei.

„Wie man zu Kapital kommen kann, lehrt uns das Vorgehen der chemischen Fabrik Boli, Sulzberger & Cie., Züricher Guanofabrik Altstetten. Dort existirt eine Krankenkasse, die von den Arbeitern in der Weise dotirt wird, daß 2 Prozent ihres Lohnes zurückbehalten und derselben einverleibt werden. Die Kasse ist unter Verwaltung des Geschäfts. Der Fonds belief sich bis November 1888 auf ca. 700 Franken. Nun wurde den Arbeitern bis auf fünf gekündigt. Der Betrieb stand vier Monate still und ein friedensrichterliches Urtheil bestimmt, daß ein Anspruchsrecht (auf den Fonds) an die Kasse auch solchen nicht zustehe, die volle vier Jahre einbezahlt haben.

„Wenn nun das Geschäft seine Thätigkeit ganz einstellt und die Arbeiter entlassen werden, dann fällt das ganze Vermögen der Krankenkasse den Geschäftsinhabern zu. Dagegen gewähren auch die Statuten kein Mittel.

„Für einen verunglückten Arbeiter bezog das gleiche Geschäft von der Unfallversicherung die Entschädigung, die es aber für sich behielt und dem Arbeiter gar nichts gab. Dafür aber erhielt die Landwirthschaft billigen Kunstdünger!“ (Züricher Bericht).

„In der Sägerei und mechanischen Schreinerwerkstätte von Zimmermeister Stahl in Pfäffikon traf an der mechanischen Drehbank ein abspringendes Holzstück den Schreiner Stößel derart an den Kopf, daß derselbe einen Schädelbruch erlitt und die Hirnschale an der Stirne ist derart eingedrückt, daß in Zukunft die geringste Kontusion an dieser Stelle den Mann tödten oder doch vollständig arbeitsunfähig machen kann. Ein Eingreifen unsererseits mit einer Forderung von 4000 Franken, wogegen vom Arbeitgeber Selbstverschulden vorgeschützt wurde, hatte zur Folge, daß die Schadenersatzforderung schließlich auf Drängen des Verletzten auf 2500 Franken bei gütlicher Abmachung reduzirt wurde, vorbehaltlich einer höheren Forderung bei gerichtlicher Erledigung. Der Arbeitgeber offerirte geschenksweise (!) 1000 Franken. Schließlich gestand er 1200 Franken zu, zahlbar in sechs Raten, trotzdem der Unternehmer sehr gut situirt ist.“

Das Schlimmste ist, daß die Arbeiter nicht den Muth besitzen, ihr gutes Recht zu vertheidigen oder vertreten zu lassen, sondern feige und liebedienerisch sich oft mit einer kleinen Abfertigung begnügen, wo sie Tausende zu fordern das gesetzliche Recht haben.

So sagt auch der Fabrikinspektor Dr. Schuler*): „Zuweilen ist man ganz erstaunt, wie die Arbeiter auf einen großen Theil der ihnen zustehenden Entschädigungen verzichten. Es geschah dies bald aus nobler Rücksichtnahme auf einen ökonomisch schwachen und mangelhaft versicherten Arbeitgeber, aus Dankbarkeit gegen ihn, bald aber auch in Folge von Einschüchterung. Dies wird in vielen Unfallsprotokollen mit nackten Worten ausgesprochen: „Ich wollte meine

*) Amtsberichte der eidgen. Fabrikinspektoren für die Jahre 1888/89, S. 36.

Digitized by Google

Stelle nicht riskiren", heißt es. Solches wiederholt sich besonders oft in den neu der Haftpflicht unterstellten Betrieben und wird gefördert durch die Unterwürfigkeit vieler Arbeiter. So lautet ein Schlußprotokoll: „Akkordant hat mir den vollen Lohn ausbezahlt, dazu noch ein paar Ohrfeigen gegeben — ich erkläre mich befriedigt."

Die Ueberwachungskommissionen der organisirten Arbeiterschaft genießen selbstverständlich die Sympathien der Unternehmer nicht. So äußert sich Herr Sulzer, ein Maschinenfabrikant aus Winterthur, in einem Vortrage über sie: „Den kleinlichsten Quälereien ist der Fabrikant gegenwärtig, namentlich in Folge des von den sogen. „Kommissionen zur Ueberwachung des Fabrikgesetzes" eingerichteten Denunziantenthums ausgesetzt. So sehr bietet das Gesetz Handhabe zu allen möglichen Chikanen dieser Helden, daß die Industrie gewissermaßen dem Sozialismus preisgegeben ist." Der Herr äußert da zugleich ganz merkwürdige Ansichten über den Sozialismus.

Immerhin sei hier konstatirt, daß trotz der zahlreichen Fälle, in denen die schweizerischen Arbeiterschutzgesetze verletzt werden, dieselben dennoch im Großen und Ganzen in wohlthätiger Weise wirksam sind, und man kann wohl sagen, daß von den 260 000 Arbeitern, die unter dem Fabrikgesetze stehen, die überwiegend große Mehrheit derselben der Wohlthaten des Gesetzes theilhaftig wird.

Wäre es nicht der tiefe Groll, den eine Anzahl Großkapitalisten gegen das Fabrikgesetz deshalb empfindet, weil es ihre Paschaherrlichkeit und ihren Fabrikdespotismus gegenüber den Arbeitern beschränkt hat, so könnten auch sie mit der wirthschaftlichen Entwicklung, die die schweizerische Industrie unter dem verhaßten Fabrikgesetz durchgemacht, sehr zufrieden sein. Fast alle Industrien haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten ganz bedeutend ausgebreitet und haben ihre Produktion stark vermehrt. Dies gilt besonders von dem Etablissement des erwähnten Herrn Sulzer in Winterthur. Dieses Geschäft wurde 1834 als kleine Gießerei begonnen. Im Jahre 1855 zählte es 600 Arbeiter, Anfangs der achtziger Jahre 1400 und gegenwärtig gegen 2000 Arbeiter. In der Stickerei-Industrie wurden 1872 6384 Maschinen und 6250 Sticker, 1880 12 681 Maschinen und 12 320 Sticker gezählt. Sticker und Hilfsarbeiter zusammen zählten 1865 2210, 1872 15 256 und 1880 27 801*). Seither ist in der Stickerei-Industrie ein Rückschlag eingetreten, der allerdings mit dem Fabrikgesetz nichts zu thun hat, sondern auf die Konkurrenz der Stickerei-Industrie des Auslandes zurückzuführen ist, die in den letzten Jahren theils erweitert worden, theils neuerstanden ist; außerdem hängt die Verminderung der in dieser Industrie beschäftigten Arbeiterzahl mit der immer mehr überhand nehmenden Maschinenstickerei zusammen. Die Seiden-Industrie im Kanton Zürich arbeitete 1867 auf 387, 1872 auf 1150, 1881 auf 3151, 1883 auf 4007 mechanischen Webstühlen, die 1889 die Zahl von 6476 erreichten. Während ihre Produktion 1885 noch 27 128 954 Meter betrug, steigerte sie sich 1889 auf 32 802 031 Meter.

Eine ähnliche Vergrößerung haben sehr viele andere Industrien in den letzten Jahrzehnten erfahren, so daß von einem nachtheiligen Einfluß des Fabrikgesetzes auf die Entwicklung der Industrie im Ernste nicht gesprochen und ein solcher durch nichts bewiesen werden kann; ebenso dürfte das Fabrikgesetz auch

*) Untersuchungen über die Gesundheitsverhältnisse der Fabrikbevölkerung in der Schweiz ꝛc. von Dr. F. Schuler, Fabrikinspektor und Dr. A. E. Burckhardt, Dozent für Hygiene in Basel. S. 102.

Digitized by Google

auf die Höhe des „Entbehrungslohnes“ der Herren Kapitalisten, auf den Kapital-Profit, keinen nachtheiligen, schmälernden Einfluß gehabt haben.

Bei dieser Lage der Dinge haben die Arbeiter recht, wenn sie auf ihrem Schein, auf der strikten Ausführung des Fabrikgesetzes bestehen. Dazu bedarf es aber auch der nöthigen Aufsichtsorgane; die drei eidgenössischen Fabrikinspektoren mit ihren resp. Assistenten genügen der Aufgabe nicht. Die organisirte Arbeiterschaft will daher, daß neben den eidgenössischen noch kantonale Fabrikinspektoren bestellt werden und im Kanton Zürich haben die Arbeiter-Organisationen an den Kantonsrath auch eine bezügliche Eingabe gerichtet, die einer besonderen Kommission zugewiesen wurde. Diese erstattete unterm 3. November v. J. dem Kantonsrathe ihren schriftlichen Bericht*), in welchem sie die Beschwerden der Arbeiter über mangelhafte Durchführung der Fabrik- und Haftpflichtgesetze für begründet erklärt und dem Plenum der Antrag unterbreitet wird, einen kantonalen Beamten zur Ueberwachung des Vollzuges des Bundesgesetzes betr. die Arbeit in den Fabriken und der Haftpflichtgesetze anzustellen resp. vom Regierungsrath ernennen zu lassen.

Das ist der richtige Weg, die Vermehrung der Aufsichtsorgane, um den zum Schutze der Arbeiter geschaffenen Gesetzen Geltung und Nachachtung zu verschaffen. Nebenbei werden auch die Arbeiter noch wie bisher selbst ein wachsames Auge haben und den Behörden zur Seite stehen müssen, um die Verächter der Arbeiterschutzgesetze zu guten und loyalen Bürgern mit erziehen zu helfen.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **F. v. Oka.**

Achtzehntes Kapitel.

Eugenieus Brautstand.

Es ist nicht gut möglich, eine Reihe „guter“ Unterhaltungsblätter zu lesen, ohne alle Tage in dem einen oder anderen derselben auf höhnische, witzelnde und geringschätzige Bemerkungen über „alternde Mädchen“ zu stoßen. Dieselben kehren so regelmäßig wieder, wie die schlechten Witze über die Schwiegermütter. Da nun die Leser der Unterhaltungsblätter zum weitaus größeren Theil weiblichen Geschlechts sind, so verfehlen die erwähnten wohlfeilen Witzeleien ihre Adresse nicht. Die Ehefrauen und Witwen danken ihrem Schöpfer, der sie gnädig vor dem Loos der Verspotteten bewahrt; die jungen Mädchen beten im Stillen um eine gleiche gnädige Bewahrung; diejenigen unverheiratheten Frauen aber, die das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, und sich daher unter die „alten Mädchen“ einbegriffen wissen, fragen sich mehr oder minder staunend, wie sie selbst und ihre zahlreichen Leidensgefährtinnen wohl zu solcher Mißachtung gelangt seien? — Zweifelt doch im Ernste Niemand daran, daß das Unvermählt-

*) Bericht und Antrag der kantonsräthlichen Kommission für Begutachtung der Petition der Grütli- und Arbeitervereine betr. ein kantonales Fabrikinspektorat.

Digitized by Google

bleiben bei den Frauen weit häufiger die Folge einer unglücklichen Verkettung der Umstände ist, als einer Laune oder Unabhängigkeitssucht.

Eugenie Nettelboom, die ihr Leben hindurch vom Weihrauch der Schmeichelei umräuchert worden, hatte bisher achtlos über dergleichen Spötteleien hinweggelesen. Erst seit sie Braut war und ihr Herz von den Zärtlichkeitsbeweisen eines geliebten Mannes nährte, wurde sie mißtrauisch bezüglich ihres äußeren Werthes und empfindlich. Scherze über die Lächerlichkeit jung fein wollender Damen zwischen Dreißig und Vierzig konnten sie peinigen. Denn Aurange sprach zu ihr, wie man zu einem jungen Weibe spricht, das durch seine körperlichen Reize bethört und fesselt. Und sie selbst war viel zu sehr Kunstliebhaberin, um den Werth der schönen Form für etwas Nebensächliches zu halten. Sie hätte ihr halbes Vermögen hingegeben, um sich, dem Geliebten zu Liebe, zehn Jahre jünger machen zu können.

Aurange fand sie einmal so versunken in ihr Bild vor einem großen Spiegel stehen, daß sie seine Annäherung gar nicht bemerkt hatte.

Belustigt auflachend umfaßte er sie von hinten und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen, als sie sich ihm erröthend zuwandte.

„Meine hehre Iphigenie wie ein eitles kleines Mädchen vor dem Spiegel?“ rief er neckend. Er nannte sie gern „Iphigenie“, streifte überhaupt ihre der klassischen Kunst zugewandte ernste Sinnesrichtung, die er doch erst zu theilen schien, häufig mit leichtem Spott.

Wenn sie ihn aber mit ihren großen, gedankenvollen Augen erstaunt und fragend ansah, sagte er ihr jedesmal etwas so Liebes und Schönes, daß die momentan in ihr aufsteigenden Zweifel nicht Stand hielten. Was that es auch, wenn ihm die Griechen nicht so theuer waren, als ihr, so lange er nur sie selbst liebte!

„Aber kann uns ein Mann von warmem Blute, wie Heinrich Aurange, um unserer selbst willen lieben, wenn wir dreiunddreißig Jahre alt sind, also nach männlichem Urtheil alt?“ fragte sie sich dann wieder.

Und der Spiegel zeigte ihr eine hohe, üppig schöne Gestalt, ein Gesicht mit edlen Zügen und großen, schwärmerischen Augen, immer noch Schönes und Bedeutendes, aber nichts von jugendlicher Frische und Anmuth.

Um die Augenwinkel lagen zahlreiche Fältchen, um Nasenflügel und Mund ein scharfer, leidender Zug, und ihr Lächeln glich den Sonnenstrahlen des Spätherbstes, es hatte etwas Melancholisches. Und in dem Augenblick, da Aurange sie überraschte, sah sie nicht allein melancholisch aus, sondern sorgenvoll, bekümmert, zweifelnd und ach — alt! —

Sie beantwortete seine Neckerei mit einem Seufzer.

„Kannst Du mich wirklich lieben, Heinrich?“ fragte sie und sah ihm tief in die Augen. „Der Spiegel zeigte mir eben ein altes, verblühtes Gesicht!“

„Glaub' ihm nicht, dem ungalanten Burschen“, scherzte Aurange. „Du weißt recht gut, daß eine Gestalt wie die Deine und solch' seelenvolle Augen mit den Jahren nichts zu thun haben. Sie sind immer schön.“

„Das sagt man mir“, bemerkte sie zweifelnd, „aber in den Büchern und Blättern redet Ihr ganz anders. Ein siebzehnjähriges Gänschen sticht in Euren Augen die bedeutendste Frau aus, wenn sie das Unglück hat, über dreißig Jahre gelebt zu haben.“

„Seit wann schöpft meine kluge Braut denn ihre Lebensweisheit aus Büchern und Blättern?“ fragte Aurange mit einem feinen Lächeln. „Laß die Federfuchser doch schreiben, was sie wollen, Liebchen! Das Leben in den Romanen

Digitized by Google

ist von Alters her das direkte Gegentheil gewesen von dem Leben wie es ist. Wenn Ihr klugen Frauen etwas mehr lebtet und etwas weniger läset, so würdet Ihr manche Illusion und manche Enttäuschung weniger haben. Wenn Du ein Mal wieder wissen willst, ob Du schön bist, so frage nicht den alten Spiegel, sondern mich! Ich erzähle es Dir viel besser."

Sie lächelte ihn zärtlich, fast schwärmerisch an.

„Wirst Du auch aufrichtiger sein, als der Spiegel, mein Heinrich?"

„Ich kann nur meinen Eindruck wiedergeben, wie er den seinen. Du mußt entscheiden, welcher von den beiden Dir wichtiger ist."

„Ich wollt' ich wäre ganz arm!" seufzte sie; „dann wüßt' ich doch gewiß, daß Du mich wirklich meiner selbst wegen liebtest."

„Diese immer wiederkehrenden Zweifel sind kränkend"; sagte er etwas empfindlich. „Du vergißt, daß unsere Liebe unter weniger günstigen äußeren Umständen gar nicht zur Entfaltung hätte kommen dürfen. Wenn ich bemerkt haben würde, daß ein armes Mädchen mich stark angezogen hätte, so wäre es meine Pflicht gewesen, mich auf der Stelle zurückzuziehen, denn ein unvermögendes Mädchen darf ich meiner Karrière wegen nicht heirathen. Ich preise das Geschick, das in unserem Fall Neigung und äußere Bedingungen so überaus glücklich vereinigt hat. Und Du beklagst es? — Ist das wirklich Liebe, die so geizig abwägt, ob sie auch ja ganz zu ihrem Recht kommt?"

So pflegte er ihre Zweifel umzukehren und gegen sie selbst zu wenden, und sie dachte dann nur noch daran, ihn zu beschwichtigen und von der Innigkeit ihrer Liebe zu überzeugen. Immer wieder stahl sich der Schmeichelton seiner Stimme in ihr Herz und das Feuer seiner beredten Blicke machte sie ahnungsvoll erbeben.

Die Liebe hat mit den Kinderkrankheiten das gemein, daß sie um so verheerender auftritt und um so gefährlicher wird, je später sie erscheint. Sie zieht dann nicht wie Maienluft ins Herz, sondern durchwühlt es wie ein Herbststurm.

Eugenie hatte den festen Grund unter den Füßen verloren und taumelte von tödtlicher Angst zu beseligender Hoffnung, seit sie sich der Leidenschaft hingegeben, die des Barons Künste in ihr systematisch entfacht. Sie lebte nur noch in ihrer Liebe; aber sie war nur in wenigen kurzen Augenblicken glücklich. Sie verstand sich selbst nicht mehr und schloß die Augen absichtlich.

Aurange hatte sich vor ihren Augen ganz unmerklich verwandelt. Aus dem mit andächtiger Bewunderung zu ihr aufblickenden, lernbegierigen Schüler, in den sie sich verliebt, war ein kühler, klar und nüchtern denkender Streber geworden, vor dessen weltgewandter Kritik sie gewöhnlich die Segel streichen mußte. Seine kalten Verstandesurtheile erschreckten sie oft, daß sie zusammenzuckte; aber wenn sie ihn dann zur Rede stellte, war sein Lächeln so weich, sein Blick so gewinnend, daß sie ihm Alles verzieh und noch mehr verziehen hätte. Er war vielleicht nicht gut, ja sie glaubte dessen fast sicher zu sein; aber er liebte sie, und diese Liebe wenigstens war rein und gut an ihm. Um dieser Liebe willen, die sie beseligte und ihn selbst veredelte, wollte sie die als minderwerthig erkannten Seiten seines Charakters in den Kauf nehmen.

Aber nicht allein in Eugeniens, sondern auch in Aurange's Glück mischte sich manches Tröpfchen Wermut, denn seine theure Braut langweilte ihn von Tag zu Tage mehr. Ihre Sentimentalität erschien ihm lächerlich und war ihm beinahe zuwider. Er begriff kaum, daß sie mit ihren dreiunddreißig Jahren nicht Weltkenntniß und „common sense" genug hatte, um in ihrer Verlobung ein

Digitized by Google

auf ökonomische Rücksichten fußendes Kompromiß zu sehen, welches nicht besser und nicht schlechter war, als die meisten anderen Verlobungen auch. Natürlich brauchte man des Dekorums wegen etwas Liebesgetändel, das gehörte ein Mal dazu. Aber die Romantik so auf die Spitze zu treiben und bis ins Kleinste hinein zu ziehen, das war, besonders in ihrem Alter, zu abgeschmackt! Und dabei mußte er beständig auf der Hut sein, ihre überspannten Gefühle nicht allzusehr zu verletzen, besonders da ihre Busenfreundin, diese unheimlich emanzipirte Rosen, sie entschieden nicht in einer ihm günstigen Weise beeinflußte! —

Er drängte Eugenien, die Hochzeit zu beschleunigen, und es war ihm Ernst damit; aber nicht aus Liebessehnen, sondern weil er ihres Besitzes sicher sein wollte, um die lästigen Rücksichten, deren er längst müde war, endlich fallen lassen zu können.

Neunzehntes Kapitel.

Die Gäste von Josephshagen.

Eugeniens Hochzeit war auf den ersten Mai verlegt worden und alle Bekannten des Brautpaares waren dazu nach Josephshagen eingeladen. Um die zahlreichen Gäste beherbergen zu können, hatte Eugenie in aller Eile einen geräumigen Anbau aufführen lassen. Nichts sollte gespart werden, um den feierlichsten Tag ihres Lebens zu einem glänzenden Fest zu gestalten.

Die liebste Freundin freilich, Lenore von Rosen, konnte ihrer Kranken wegen Berlin nicht verlassen; dafür hatte sich Anne-Lise auf Eugeniens dringendes Bitten einen dreitägigen Urlaub ausgewirkt.

Zwischen Eugenie und Lenore war in der letzten Zeit eine leichte Entfremdung eingetreten. Eugenie fühlte schmerzlich, daß Lenore ihrer Wahl nicht Beifall zollte. Sie sagte sich wohl, daß Lenore Aurange nur von dessen minder sympathischen Seite kennen gelernt habe, aber störend blieb ihre entschiedene Abneigung gegen ihn doch für Beide. Die Freundinnen vermieden es, mehr als nothwendig zusammen zu kommen.

Anne-Lise dagegen, die von dieser Spannung nichts ahnte, freute sich wie ein Kind darauf, Landluft zu athmen und einmal wieder wie früher ungestört an Kunos Seite Feld und Haide durchstreifen zu können.

Von herrlichem Wetter begünstigt, entfalteten die geladenen Damen einen wahrhaft verblüffenden Reichthum an schönen, neuen Frühjahrstoiletten.

„Hier kannst Du Fachstudien machen", sagte Kuno von Rosen fröhlich zu Anne-Lise. „Wie ein Schuster immer den Menschen auf die Füße sieht, so fällt Dein Blick natürlich auf den Schnitt der Roben, Du Schneiderseele."

„Jawohl", bekräftigte Anne-Lise, „es ist ein sehr interessantes Studium, aber nicht so sehr der Schnitt, als was die Trägerinnen daraus zu machen wissen. Denn man sagt zwar: Kleider machen Leute, nach meinen Erfahrungen wäre es aber richtiger, die Sache umzukehren: Leute machen Kleider."

„Ja, natürlich, Du und Deine Zunftgenossen!"

„Nein, sondern eben diejenigen, die die Kleider tragen. Das Individuelle ist hier Alles. Ich kann aus der Art, wie die Damen ihre Roben tragen, so sicher auf ihre Sinnesrichtung schließen, wie der Grapholog aus der Handschrift."

Kuno und Anne-Lise gingen während dieser Unterhaltung unter den Kastanien spazieren, die eben in voller Blüthe standen, theils roth, theils weiß. Ein Kuckuck rief aus dem nahen Bosket, und die noch ungemähten Wiesen prangten voll Frühlingsblumen. Die ganze Natur schien zu duften und zu leuchten.

Digitized by Google

Kuno holte tief Athem. „O Gott, ja!“ rief er aus, „hier lebt man wieder! Ich glaube, wenn ich als Gutsherr auf dem Lande leben könnte, ich würde mit keinem Menschen auf der Welt tauschen mögen. Und Du müßtest selbstverständlich meine Frau sein.“

„Selbstverständlich“, bestätigte Anne-Lise.

Kunos schöne, braune Augen leuchteten wunderbar auf, während sein Blick mit tiefer Zärtlichkeit auf ihr ruhte. Plötzlich jedoch verfinsterte sich seine Miene. „Da kommt schon wieder der Prinz“, sagte er verstimmt. „Er ist beständig hinter Dir her.“

Anne-Lise erröthete.

Kunos Bemerkung war nur zu begründet. Aber er hatte keine Ahnung, welche Anstrengungen Prinz Friedrich seit Wochen gemacht hatte, sich seiner Anne-Lise zu nähern. Er hatte sie hier und dort zu treffen gewußt, besonders bei Eugenie und hatte seine leidenschaftliche Neigung für sie in der zartesten Weise zu erkennen gegeben. Anne-Lise wußte, daß er gar nicht einmal daran denken durfte, sie zu gewinnen, daß seine Leidenschaft also aussichtslos war, selbst wenn sie sich als frei erachtet hätte. Aber seine rücksichtslose Ergebenheit, verbunden mit dem gefährlichen Zauber seiner Persönlichkeit, verfehlten nicht, auf sie Eindruck zu machen. Seit Kurzem ertappte sie sich darauf, daß ihre Phantasie sich mehr als nöthig mit dem liebenswürdigen Prinzen beschäftigte.

Sie zweifelte keinen Augenblick, welchem der beiden Männer, die sie liebten, sie sich zum Weibe geben würde, wenn jene in der Lage wären, sie darum zu bitten. Jede Fiber ihres Herzens war ja mit Kuno verwachsen! Aber während sie in ihres Vetters Nähe ein Gefühl ruhigen Glückes und froher Sicherheit hatte, regte sie die Gegenwart des Prinzen auf. Ihre Liebe zu Kuno beruhte auf genauer Kenntniß seines Wesens und warmer Anerkennung desselben; die Anziehungskraft des Prinzen hatte den Reiz des Geheimnißvollen.

Jetzt hatte sich Prinz Friedrich dem lustwandelnden Paare angeschlossen und sich sogleich der Unterhaltung bemächtigt. Anne-Lise hörte ihm aufmerksam zu und antwortete lebhaft. Eine Weile ging Kuno schweigend nebenher. Dann wurde aber das Gefühl des Hasses und ohnmächtiger Eifersucht gegen den redegewandten Prinzen so störend, daß er sich unter einem nichtigen Vorwand von ihnen trennte.

Der Prinz athmete, wie von einem lästigen Druck befreit, tief auf und Anne-Lise wurde etwas nachdenklich.

Statt in dem begonnenen Gespräch fortzufahren, begann er von Liebe und Ehe zu reden. Es sei ein furchtbares Unglück für die heutige Jugend, sagte er bitter, ja geradezu ein moralischer und physischer Verderb, daß sie fast nie in der Lage sei, bei der Ehe nach freier Neigung zu wählen. Die edelsten Triebe verkümmerten und die Konvenienzehen entsittlichten vollends.

Alles dies hatte Anne-Lise schon oft gehört und fühlte selbst etwas derartiges, aber in des Prinzen Mund nahm es sich doch ganz anders aus. Seine Augen waren so hilflos traurig, — man mußte sich für ihn interessiren.

„Lenore sagt . . .“, begann Anne-Lise. Wie vertraut war ihm bereits dies „Lenore sagt!“ —

„Lenore sagt, die Natur erreiche ihren Endzweck zuweilen auf so merkwürdigen Umwegen, daß wir es nicht mehr verstehen, nur gläubig hinnehmen könnten. Es sei aber ein Irrthum, persönliches Wohlbefinden der Individuen für deren Lebenszweck zu halten. Leiden und Entsagung seien lehrreich und stählten den Charakter.“

Digitized by Google

„Und Sie? Sie glauben wohl Alles, was Ihre Schwester sagt?“

„Ja.“

„O Sie Liebe, Gute!“ rief er unwillkürlich gerührt. „Aber wenn das Asketenthum Proselyten machen will, darf es seine Priesterinnen nicht unter Mädchen Ihres Schlages suchen. Seien Sie mir nicht böse, wenn ich zu Ihnen rede, wie es mir ums Herz ist, Fräulein Anne-Lise! Sie selbst, Ihre herrliche Unabhängigkeit von dem ganzen Formelkram, macht mich so kühn. Es ist unvergleichliche Erfrischung, ein Mal wahr sein zu dürfen; eine Erfrischung, die nur der kennt, der seine Tage in der unnatürlichen Atmosphäre unserer Gesellschaft zubringt. Nicht wahr, hier darf ich wahr sein?“

„Gewiß“, sagte sie freundlich. „Ein guter Mensch braucht sich nicht zu scheuen, wahr zu sein.“

„Nennen Sie mich einen guten Menschen?!“ fragte er erregt. „Ich bin es nicht.“

„Aber Sie möchten es sein. Sie versuchen es zu sein; sonst hätten Sie das eben nicht so traurig gesagt.“

In diesem Augenblick wünschte er allerdings nichts sehnlicher, als so gut zu sein, wie sie ihn glaubte. Ein reiner Mensch, der sich nichts Unrechtes vorzuwerfen hat! Und an ihrer Seite hätte er das werden können, er fühlte es deutlich. In ihrer Nähe kamen kleinliche Gedanken und Wünsche gar nicht auf. Gab es wohl ein Opfer, das zu groß war, sie zu gewinnen?

Ein Entschluß, der bis jetzt dämmernd in seiner Seele gelegen, flammte plötzlich in ihm auf und durchleuchtete sein ganzes Denken. Er wollte Prinzenrang und alle Anrechte auf Thronfolge diesem herrlichen Weibe zu Füßen legen, um sie zu seiner Gattin machen zu können.

Sie waren in ein erhöht gelegenes Tempelchen getreten, zwischen dessen griechischen Säulen man auf die den Park begrenzende Kiefernhaide hinaus sah.

Mit vor Leidenschaft bebender Stimme erklärte der Prinz, daß er entschlossen sei, Alles hinzugeben und einer ganzen Welt zu trotzen, um sie zu gewinnen.

Anne-Lise starrte ihn, keines Wortes mächtig, an. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Auf einmal, — weder der Prinz noch Anne-Lise hatten Schritte gehört, — stand eine mit äußerster Eleganz gekleidete, reizende kleine Dame zwischen ihnen, schlang ungestüm beide Arme um des Prinzen Hals und rief: „endlich, endlich hab ich Dich wieder!“ Und sie küßte den halb Erstarrten mehrmals auf den Mund.

„Sei nicht solch ein Stock“, fuhr sie, laut und lebhaft sprechend fort. „Du selbst hast gesagt, unter uns sei ich immer Deine kleine Frau. Und nun sind wir wieder vereint!“

„Um Gottes Willen!“ rief er endlich, „sie ist irrsinnig!“

Da wandte sie sich nach Anne-Lise um. „Ihretwegen kannst Du Dir die Komödie sparen, Fritz! Anne-Lise von Rosen verräth uns nicht. Sie hält reinen Mund, Fräulein Anne-Lise, nicht wahr! Wir haben uns so schrecklich lieb, Fritz und ich, wir müssen's vor der Welt verstecken, als sei's ein Unrecht.“

Anne-Lise schüttelte stumm den Kopf. Sie war wie gelähmt gewesen vor Scham und Entsetzen. Jetzt aber verließ sie, ohne ein Wort oder einen Blick auf die beiden Anderen zu wenden, das Tempelchen.

Digitized by Google

Feo sah ihr einige Augenblicke nach, dann erst ließ sie ihr Opfer frei. Sie starrten einander an und beider Augen sprühten Haß.

„Das war schamlos", sagte endlich der Prinz; „es war gemein!"

„Wenn ich gemein geworden bin", antwortete sie leise aber deutlich; „so ist es ganz allein Deine Schuld, mein Bester; Deine Schuld allein! Du hast mich grausam von Dir gestoßen, als ich mich vor Dir wand und Dich anflehte, mich zu retten! Jetzt ernte, was Du herzlos gesäet. — Ich sah Euch hierhergehen und schlich Euch nach. Dann hab ich gehört, was Du zu ihr gesagt hast, Du ehrloser Verräther! Ich war Dir nicht vornehm genug; — lieber mochte ich zu Grunde gehen! Aber das Ladenfräulein da willst Du heirathen. Nun, beruhige Dich, Du wirst sie so wenig heirathen, wie mich. Nach diesem kleinen Auftritt wird sie genug von Dir haben. Wenn es aber nicht ausreichen sollte, helf ich nach. Glaube mir, ich bin nicht mehr die dumme kleine Feo, die Dir zum Zeitvertreib gut genug war. Jetzt will ich mein Recht und ich werde es mir verschaffen."

Sie stand vor ihm mit zitternden Nasenflügeln, katzenartig funkelnden, weit geöffneten Augen und zur Faust zusammengekrallten, behandschuhten Händen. Zorn und Empörung waren bei ihm einem vagen Staunen gewichen. War das denn Feo?! Das kleine, weiche, liebe, charakterlose Ding, das er nach seinem Willen gelenkt hatte, wie ein Kind? — Was war nur aus ihr geworden?! —

Sie war von Aussehen fesselnder, als sie je gewesen.

Ihre Toilette verrieth Pariser Geschmack und Pariser Keckheit. Das war Alles so knapp und rund und so offenherzig kokett! Augen und Lippen sprühten begehrliche Lebenslust trotz der vernichtenden Worte, die sie eben gesprochen. Und es lag so viel selbstbewußte Keckheit in ihrem Wesen, als habe sie Gott weiß wie lange demüthige Liebhaber geknechtet. Sie zog ihn an und stieß ihn ab; er wußte selbst nicht, was das Stärkere war; aber daß sie ihm in ihrer jetzigen Gestalt gefährlich werden konnte, daran zweifelte er nicht. Was konnte er auch gegen sie thun, mit seiner schweren Schuld auf dem Gewissen? — Ihre Worte waren eine Anklage auf moralischen Mord, und er fand nicht den Muth, dagegen zu protestiren. Und doch erschien ihm der Gedanke, Anne-Lise dieser verdorbenen Frau wegen aufgeben zu sollen, monströs! — Nein, er wollte Feo beschwichtigen, um sich allmälig ohne Sturm von ihr losmachen zu können, und dann seine großherzige Werbung um Anne-Lise wiederholen. Daß sie einer solchen Werbung nicht widerstehen werde, schien ihm ganz außer Frage. Die stattgehabte ungeschickte Szene konnte sie wohl beleidigen und für den Augenblick von ihm entfernen; aber sie war ein viel zu kluges, billig denkendes Mädchen, um ihn im Ernst für dergleichen Eifersuchtsanfälle einstiger Flammen verantwortlich zu machen.

So dachte er und litt es ruhig, daß Feo ihn von Neuem umfaßte und küßte. Ja, er begann, von ihrer Gluth angesteckt, diese Liebkosungen zu erwidern.

„Denn Du bist doch mein", flüsterte sie ihm zu. „Ich liebe ja nur Dich und die Liebe ist das heiligste Recht. Du hast es mich gelehrt. Diese Rosen's können nicht lieben. Sie beten einen Götzen an und der heißt Pflicht. Ich dagegen liebe Dich zehntausendmal mehr als Pflicht und Ehre, und darum bist Du mir verfallen. Du gehörst mir."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 20. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Ein Streifzug in das Gebiet des Zentrums.

Von Trevir.

Bei der großen Heerschau, welche die Parteien am 20. Februar abgehalten haben, konnte der Führer des Zentrums mit einer Gefolgschaft paradiren, deren geschlossene Reihen neben den stark dezimirten Truppen der übrigen „Ordnungs"-Parteien immerhin imponirend wirkten. Hier und da hatte allerdings das sanfte Violett der Wahlkarte dem aufrührerischen Roth den Platz räumen müssen. Im Großen und Ganzen aber schienen dem Fernerstehenden die Organe der schwarzen Partei Recht zu haben, wenn sie in tönenden Leitartikeln sich das Zeugniß ausstellten, von allen bürgerlichen Parteien allein im Stande zu sein, der kühn vordringenden Sozialdemokratie ein Halt zu gebieten. Der bei Weitem größte Theil der kapitalistischen Presse gab denn auch dem stolzen Worte von dem „unüberwindlichen Thurme des Zentrums" seine stillschweigende Zubilligung.

Der natürliche Gang der Entwicklung zwang die sozialistische Partei, den Kampf in den Industriezentren, den großen Städten zuerst aufzunehmen. Mit welchem Erfolge, das zeigten die letzten Wahlen. Wo sie dabei auf den Katholizismus stieß, hat auch das Zentrum nicht Stand halten können, siehe München, Mühlhausen i. E., Mainz, Breslau 2c.

Die Statistik zeigt aber, daß von je 10 000 Katholiken nur 3089 in den Städten wohnen: die Wurzeln der klerikalen Macht sind also auf dem katholischen platten Lande zu suchen, das sich bis heute im unbestrittenen Besitze der ultramontanen Partei befunden hat. Dort war vor Kurzem die Sozialdemokratie selbst dem Namen nach unbekannt. Uebrigens muß anerkannt werden, daß keine andere der bürgerlichen Parteien eine ähnlich rührige Propaganda entwickelte, um den drohenden Feind von ihren Grenzen fernzuhalten, wie das Zentrum. — Trotzdem wird es sich der Mühe verlohnen, einmal näher zu untersuchen, ob nicht über die geistige Quarantäne hinweg, mit welcher die besorgten Seelenärzte des Ultramontanismus ihr Gebiet gegen die sozialistische Ansteckung abgesperrt haben, dennoch der Infektionsstoff in den Gemüthern der Gläubigen einen prädisponirten Boden finden wird oder theilweise schon gefunden hat. —

Zwecks dieser Untersuchung wollen wir eine Hauptdomäne des Zentrums herausgreifen, deren natürliche Vertheidigungsmittel — auf den ersten Blick —

Digitized by Google

geeignet erscheinen, sie so widerstandsfähig wie keine zweite gegen die Angriffe des Sozialismus zu machen. Wir meinen jene südwestliche Ecke der preußischen Monarchie, wo einer der streitbarsten Kämpen des Ultramontanismus, der vielgenannte Kaplan Dasbach, mit seltenem Geschick und unermüdlicher Energie bisher die Fahne des Zentrums hochgehalten und die glaubensstarken Wähler vor den Nachstellungen der nationalliberalen Gegner bewahrt hat.

Die Machtsphäre dieses geistlichen Herrn erstreckt sich über das ganze Gebiet, welches die Wahlkreise Trier, Merzig-Saarburg-Saarlouis, Wittlich-Bernkastel, Daun-Bitburg-Prüm umfaßt. Sie ragt stellenweise hinüber in die angrenzenden Landestheile der Regierungsbezirke Köln und Koblenz und die nächstgelegenen Wahlkreise der Reichslande.

Wenn auch im Süden dieses Distriktes, an den Ufern der Saar und in den benachbarten Landstrichen des Kohlenreviers stellenweise die industrielle Art des Erwerbes vorherrscht, so ist dieses Gebiet im Großen und Ganzen doch so recht eigentlich dasjenige des kleinbäuerlichen Besitzstandes.

Hier herrscht also jene Klasse Ackerbau treibender Staatsbürger, die nach Herrn Dr. Schäffle mit dem „antikollektivistischen Bauernschädel" ausgerüstet ist, und wir werden im Laufe der Untersuchung Gelegenheit finden, diesen Schädel auf seine vielgerühmte Härte zu prüfen.

I.

Die vier Wahlkreise, welche einen zusammenhängenden Komplex bilden, umfassen den größten Theil des Regierungsbezirks Trier, ein ziemlich umfangreiches Gebiet, das sich von den höchsten Spitzen der wildromantischen, aber rauhen und unfruchtbaren Eifel bis zu den blühenden Fluren der lothringischen Gaue erstreckt. Trotz des großen Unterschiedes der Bodenbeschaffenheit ist die Lage des Kleinbauern fast dieselbe, ob er als kleiner Winzer in den lachenden Thälern der Mosel und der unteren Saar auf schroffem Schieferfelsen die Rebe pflanzt, ob er in den ziemlich fruchtbaren Ebenen der Vordereifel dem Feldbau obliegt, oder ob er schließlich in den entlegenen Gebirgswinkeln der hohen Eifel dem neidischen Boden in mühseliger Arbeit den Hafer abringt. Ueberall drückt ihn die gleiche Ungunst der ökonomischen Lage. Ueberall spürt er die stetige Verschlechterung seiner Verhältnisse, deren Ursachen ihm bisher verborgen blieben, deren Wirkungen es ihm aber dumpf zum Bewußtsein bringen, daß die Grundlagen seiner Existenz erschüttert sind.

Der Eifelbauer trieb bis gegen Ende der sechziger Jahre, abgesperrt von jeder Verbindung mit der Außenwelt, ausschließlich Naturalwirthschaft. Seine Bodenprodukte verbrauchte er größtentheils in der eigenen Haushaltung. Den geringen Bedarf an Kleidungsstücken befriedigte er fast ganz mit selbsterzeugten Stoffen. Was er sonst in der Haushaltung nöthig hatte, seine Kolonialwaaren, oder, was im ganzen Leben ein Mal vorkam — bei Gelegenheit seiner Verheirathung — das Tuch zu einem „Festtags-Anzug", tauschte er sich beim Krämer gegen landwirthschaftliche Produkte wie Wolle, Butter, Eier 2c. ein. Der Ertrag der Viehzucht warf das nothwendige Baargeld für Steuern u. s. w. ab.

So mußte er mühselig dem kargen Boden sein tägliches Brot abzwingen; denn der rauhe Eifelboden ist zäh und unergiebig. Wo aber irgendwo in der Eifel ein fruchtbarer Thalgrund besseren Ertrag liefert, ist er längst im Besitze irgend eines Majorates oder des Großbauern, und dem Großgrundbesitz ist es auch hier gelungen, sich die besten Wald- und Feld-Parzellen anzueignen. [Die großen königlichen und kommunalen Waldungen, welche das anbaufähige Terrain

Digitized by Google

sehr einengen, kommen für das wirthschaftliche Wohlbefinden des Eifelbauern nicht in Betracht.]

Doch das Bäuerlein wußte es nicht besser. Stumpfsinnig und zufrieden brachte es sein pflanzenartiges Dasein hin.

Seit der Erschließung des Landes durch die Schienenwege hat sich indessen eine vollständige Umwälzung der bestehenden Zustände angebahnt. „Eppur si muove!" kann man auch von dieser Welt des scheinbaren Stillstands sagen.

Die Eisenbahn brachte, wie immer, wenn sie ihren Einzug in wirthschaftlich rückständige Gebiete hält, eine gänzliche Umwälzung der Lebenshaltung hervor. Auch der Eifelbauer zahlte der mit den neuen Verkehrswegen eindringenden Kultur seinen Tribut. Die Verbindung mit der Außenwelt, von der er früher fast hermetisch abgeschlossen war, die Gelegenheit, mit der Eisenbahn für verhältnißmäßig wenig Geld nach der Stadt zu reisen, ließen ihn Bedürfnisse kennen lernen, von denen er in seiner Abgeschiedenheit vorher keine Ahnung gehabt hatte. Dazu zogen bald zahlreiche Gesinde-Agenten umher, die mit in dieser Gegend unerhört hohen Löhnen Knechte und Mägde nach dem „Niederland" (den industriellen Bezirken der Rheinprovinz und Westfalens) warben. Die Auswanderungslust, einmal geweckt, erfaßte immer weitere Kreise, und die lebhaften Klagen über den Abfluß der ländlichen Arbeitskräfte bilden seitdem eine stehende Rubrik der lokalen Zeitungen. So läßt sich die Trierische Zeitung in der Nr. 351 vom 15. Dezember 1890 aus der Westeifel schreiben:

„Die Volkszählung zeigt in beredten Zahlen, daß die Südwesteifel noch im entschiedenen Niedergang begriffen ist; die Einwohnerzahl steigt nicht, sondern ist vielfach gesunken, d. h. trotz der großen Anhänglichkeit des Eiflers an die heimatliche Scholle, zwingt die Noth viele — und zwar die kräftigsten, jüngeren Leute, fortzuwandern, um ihr Brot auswärts zu suchen."

Wie stark die Anziehungskraft wirkt, welche die besseren Lebensbedingungen der Industriegegenden auf die Eifeler Bevölkerung ausüben, zeigen die Zahlen der letzten Volkszählung. Sämmtliche Eifelkreise haben eine starke relative Abnahme der Bevölkerung aufzuweisen, einige sogar eine absolute, während der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle ein sehr bedeutender ist.

Zu verwundern ist das nicht gerade, wenn man die ländlichen Zustände nur einigermaßen kennt, die der „alte Dorfpfarrer" in der klerikalen Broschüre „Der Sozialdemokrat kommt" (Freiburg, Herder'scher Verlag, 1890) wie folgt schildert:

> „Was hat denn der Bauersmann für eine Arbeitszeit? Im Sommer 16 und 18 Stunden und nicht so viel Schoppen Bier dazu, wie die Maurer und Zimmerleute in der Stadt zu ihren 8 und 10 Stunden. Und dann, wie armselige Kost hat unser Landvolk bei seiner schweren Arbeit! Oft die ganze Woche kein Fleisch" (S. 21).
>
> „Man höre ferner auf, die Zuchthäuser und Gefängnisse zu Erholungsanstalten zu machen, wo die Leute besser essen und schlafen, als viele Tausende auf dem Lande, und wo sie herauskommen und erzählen, wie gut sie es gehabt haben" (S. 23).

Die Briefe und Schilderungen der Ausgewanderten ziehen selbstverständlich neue Schaaren nach sich, ihre erhöhten Lebensgenüsse erhöhen auch die Lebensansprüche der zu Hause zurückgebliebenen. Daneben finden der Händler, der Hausirer, der Detailreisende Eingang, und helfen die „verdammte Bedürfnißlosigkeit" bekämpfen.

In nicht zu unterschätzendem Maße trägt ferner der von Jahr zu Jahr

Digitized by Google

zunehmende Militarismus zur Erhöhung der Lebensbedürfnisse bei. Die jungen Rekruten, die aus den heimatlichen Verhältnissen plötzlich in die großstädtische Garnison versetzt werden, mögen sich im Anfange ihrer militärischen Laufbahn wohl nach den heimischen Penaten zurücksehnen. Wenn sie aber einmal die Widerwärtigkeiten der Rekrutenzeit hinter sich haben, und ihnen die Augen aufgegangen sind über die ganze Erbärmlichkeit ihres heimatlichen Daseins, dann werden gewiß manche von ihnen mit dem General v. Falckenstein die Kasernen für wahre Ferienkolonien ansehen. Alle aber werden eine tiefe Unzufriedenheit mit den ländlichen Verhältnissen nach Hause bringen. Das ist die kulturelle Seite des Militarismus.

Mit der Steigerung der Bedürfnisse konnte aber die Steigerung der Bodenrentabilität keinen Schritt halten; die Erträge der Landwirthschaft haben im Gegentheil, wie alle Kenner der ländlichen Verhältnisse übereinstimmend versichern, sogar abgenommen, nicht allein in den unfruchtbaren Gebirgsstrichen der Schneifel, sondern auch in den besseren Gegenden der Vordereifel.

Wir finden also, um es kurz zu wiederholen, auf der einen Seite ein beständig sich steigerndes Geldbedürfniß, auf der anderen Seite eine beständig abnehmende Rentabilität der Bodenbewirthschaftung. Dieses Defizit kommt auch zum Ausdruck in der von Jahr zu Jahr wachsenden Hypothekenbelastung des kleinbäuerlichen Besitzes.*)

Wenn der Bauer nun trotzdem in den letzten zwei Jahren eine kleine Abnahme des ökonomischen Druckes verspürt hat, so ist das neben den außerordentlich guten Ernten hauptsächlich auf den ungewöhnlich hohen Stand der Viehpreise zurückzuführen, der wiederum in der verhängten Viehsperre seine Ursache findet. Auf die Dauer lassen sich aber derartige künstliche Maßregeln nicht aufrecht erhalten, und die bald zu erwartende vollständige Aufhebung der Sperre wird den Kleinbauer um so stärker treffen, je mehr er sich in Folge der guten Futterernten auf die Viehzucht verlegt hat. Die vollständige Untergrabung der kleinbäuerlichen Existenz kann in der Eifel und auch in dem hier in Betracht kommenden Theil des Hochwalds, wo dieselben ökonomischen Verhältnisse herrschen, nur mehr die Frage einer kurzen Zeit sein.

II.

In klassischen Versen besingt der römische Dichter Ausonius die behagliche Zufriedenheit der Moselbewohner, die an den Ufern des vielfach gewundenen Flusses dem Weinbau obliegen. Wer aber heute mit diesem Gedanken die lachenden Ufer der Mosel betritt, wird eine arge Enttäuschung erleben.

In fast noch schlimmeren Verhältnissen als der gezwungen vegetarianisch lebende Bewohner der Eifel befindet sich der Produzent des aromatischen Moselweines, der kleinbäuerliche Winzer der Mosel. Die frühere „behagliche Zufriedenheit“ ist einer verdrossenen Unzufriedenheit gewichen, einer Unzufriedenheit, die ihren nur zu berechtigten Grund hat in der auch hier fortschreitenden Verschlechterung der wirthschaftlichen Lage.

Hier spielt eben das Kapital schon seine verhängnißvolle Rolle. Der Weinhandel liegt fast ausschließlich in den Händen größerer Kapitalisten, deren

*) Die hohen Getreidezölle kommen dem Kleinbauern überhaupt nicht zu gut. Die Bodenprodukte verbraucht er in der eigenen Wirthschaft. Was der wenige über Bedarf erzeugte Hafer (außer dem Vieh so ziemlich seine einzige Geldquelle) ihm in Folge der Zölle mehr einbringt, macht den Kohl auch nicht fett.

Digitized by Google

„Weinfabriken" einen der Hauptschäden für den Moselbauern bilden. Dazu sind die besten und besseren Lagen nach und nach Eigenthum der größeren Weingutsbesitzer geworden. Schlechte Erntejahre und die fortschreitende Verschuldung des Kleinwinzers benutzend, haben diese „Moselprinzen" ihren Besitz mehr und mehr arrondirt. Die Folgen dieser Zustände sind ebenso unvermeidlich wie schlimm für den hilflosen Kleinwinzer. An den Ufern der Mosel erheben sich die prächtigen Paläste der Weinfabrikanten. Tagtäglich versenden diese ungeheure Quantitäten des „edlen Gewächses". Den leichten, säuerlichen Wein der Obermosel verwandeln sie in die feinsten Marken und Jahrgänge. In einem Jahr wird da mehr 1874er oder 1884er Brauneberger versandt, als ein zehnjähriger, voller Ertrag dieser renommirten Lagen liefern könnte. — Die Weingutsbesitzer lassen alljährlich auf Weinversteigerungen ihre Kreszenzen ausbieten und erzielen, da sie die besten Lagen besitzen und ihren Weinbergen die größtmögliche Pflege angedeihen lassen, enorm hohe Preise. Der kleine Winzer aber rackert sich ab vom frühen Morgen bis zum hereinbrechenden Abend. In schweren Tragkörben schafft er Mist auf die steilen Schieferberge. In brennender Sonnengluth bindet, gräbt und schneidet er seine Reben. Endlich nach einem halben Jahr schwerer Arbeit soll er die Frucht seiner Mühe ernten. Die Trauben, die der Frost geschont, die Peronospora und der Sauerwurm übrig gelassen, werden „gelesen". Wer aber bestimmt den Preis all seiner Mühe? Natürlich der Weinfabrikant, der den Markt völlig beherrscht. Und der Winzer muß geduldig und bescheiden warten, bis es diesem beliebt, ihm den Ertrag harter und sorgenreicher Arbeit für einen Spottpreis abzunehmen.

Daß unter diesen Umständen der Ertrag des Weinbaues die Ausgaben des Winzers, dessen Lebensbedürfnisse sich selbstverständlich auch erhöht haben, nicht decken kann, ist einleuchtend. Die Verschuldung nimmt zu, und die steigende hypothekarische Belastung seines Besitzes läßt den Moselbauer immer schneller die schiefe Ebene hinuntergleiten, an deren Endpunkt ihn vollständige Armuth erwartet.

Deklassirend auf einen nicht unerheblichen Theil der Moselbevölkerung, auf die Schiffer, hat dazu der durch den Bau der Moselbahn verursachte Rückgang der Schifffahrt gewirkt. Eine große Zahl ehemals unabhängiger Leute hat, sofern nicht die Auswanderung vorgezogen wurde, Unterkommen als Tagelöhner oder Arbeiter bei den „Moselprinzen" und Weinfabrikanten suchen müssen.

So ist denn auch — und wir haben die Zustände nicht zu schwarz gemalt — ein permanenter wirthschaftlicher Krebsgang die Signatur der Lage des Moselbauern.

III.

Was hier über die sozialen Zustände der Eifel und der Moselgegend gesagt ist, gilt beinahe in demselben Umfange für die Verhältnisse des Saargebiets, soweit dort der Kleinbauer seine ererbte Scholle bebaut. Hören wir, was darüber der preußische Landrath Knebel, der langjährige Verwalter des Kreises Merzig, sagt. Derselbe schrieb schon 1882 in seiner Broschüre „Des Kleinbauern Nothruf" (Trier bei Lintz) Seite 3:

„Der Kleinbauer befindet sich seit mehr denn zehn Jahren in ununterbrochenem Rückgange. Wer die Lage der Landwirthschaft in der südlichen Rheinprovinz mit offenem Auge verfolgt hat, der konnte längst die Thatsache sich nicht mehr verhehlen; man schrieb aber die Ursache den geringen Ernten, schlechten Zeiten u. s. w. zu und hoffte stets auf Umschwung. Statt dessen hat sich gezeigt, daß das Uebel fortdauernd wächst. Ohne daß im letzten Jahrzehnt eigentliche Mißernten zu verzeichnen waren, hat der Land-

Digitized by Google

mann allmälig seine Bedürfnisse bis auf das äußerste Maß einschränken müssen und dennoch sich von wachsender Schuld nicht freihalten können. Geradezu erschreckend sind die Schuldennachweise bei der Steuerveranlagung und den Militärreklamationen, bei welchen in keineswegs seltenen Fällen sich im Verhältnisse zu dem Vermögenswerthe ein Prozentsatz herausstellt, der die Aussicht auf Wiedergesundung ausschließt."

Ferner:

„Wo diese (die ländliche Wirthschaft) aber auf den eigenen Ertrag angewiesen ist, bringt sie das zur Existenz und Fortführung Nothwendige nicht mehr bei."

Wie wenig rentabel die Landwirthschaft überhaupt in dieser fruchtbaren Gegend ist, zeigt er uns Seite 7:

„Der durchaus kompetente Gutsbesitzer Pflug vom Baltersbacher Hof hat auf Grund seiner exakt durchgeführten doppelten Buchführung die Rente aus drei je mit Roggen, Hafer und Kartoffeln bestellten Morgen Landes aufgestellt. Unter der Voraussetzung, daß er den achten Theil seines Ackerlandes brach liegen läßt, kostet ihm der Morgen Roggen:

Gespannarbeit (Schmied, Wagner und Sattler einbegriffen) . .	Mk.	14,24
Handarbeit	„	15,24
Saatgut	„	7,20
Dünger	„	15,—
Allgemeine Unkosten (exkl. Staats- und Gemeindesteuern), als da sind Reparaturen an Gebäuden, Thierarzt, Brandkasse, Hagelversicherung, Kirchensteuer u. s. w.	„	10,—
Brache-Unkosten	„	5,—
	Mk.	66,68

„Der Morgen Roggen bringt ihm durchschnittlich 7 Zentner, eine Annahme, die nach dem Urtheil ortskundiger Sachverständiger eher zu hoch als zu niedrig gegriffen ist, den Zentner Roggen à Mk. 8,50 gerechnet = Mk. 59,50.

„Der Morgen Hafer kostet ihn unter denselben Voraussetzungen wie oben, und daß der Hafer auf Kartoffeln folgt:

Gespannarbeit	Mk.	8,12
Handarbeit	„	13,11
Saatgut	„	5,25
Dünger	„	15,—
Allgemeine Unkosten	„	10,—
Antheil an Brache	„	5,—
	Mk.	56,48

„Der Morgen Hafer bringt ihm 6 Zentner à Mk. 7.— = Mk. 42.—.

Der Morgen Kartoffeln kostet ihn:

Gespannarbeit	Mk.	10,30
Handarbeit	„	39,32
Saatgut	„	16,26
Dünger	„	15,—
Antheil an Brache	„	5,—
Allgemeine Unkosten	„	10,—
	Mk.	95,88

„Der Morgen Kartoffeln bringt ihm hoch gerechnet 60 Zentner Kartoffeln à Mk. 2,— = Mk. 120,—.

Digitized by Google

Die Gesammtrente der drei Morgen stellt sich:

Einnahme aus dem Roggen	Mk.	59,50	
„ „ „ Hafer	„	42,—	
„ „ den Kartoffeln . . .	„	120,—	Mk. 221,50
Ausgaben für den Roggen	Mk.	66,68	
„ „ „ Hafer	„	56,48	
„ „ die Kartoffeln . . .	„	95,88	„ 219,04
auf den Betrag von			Mk. 2,46

Bei solchen Resultaten ist es deswegen nicht zu verwundern, wenn Knebel S. 4 sagt: „Leider nur bildet der Fortschritt die Ausnahme, Regel ist der Rückgang."

IV.

In den Distrikten der Saar, wo die Industrie ihre Stätte aufgeschlagen, „können", so meint der Landrath Knebel in seiner Broschüre, „Landwirthschaft treibende Familien mit erwachsenen Söhnen sich noch durchbringen. Letzere führen der Gemeinschaft einen Theil ihres industriellen Verdienstes zu und halten hierdurch die ländliche Wirthschaft über Wasser" (S. 3). Sehen wir uns die ökonomischen Zustände dieser industriellen Distrikte auch ein Mal etwas näher an!

Ebenso absolut wie in seinem Reiche der „König" Stumm, herrscht in dem Industriebezirk der unteren Saar die Firma Villeroy & Boch. In Mettlach (Kreis Merzig) hat der eine Theilhaber, der geheime Kommerzienrath E. Boch*) seine Residenz, in Wallerfangen (Kreis Saarlouis) der andere, Herr Villeroy, die seinige aufgeschlagen. Die Firma fabrizirt keramische Produkte (Steingut-Geschirre, Mosaik-Böden, Porzellan 2c.). Sie beschäftigt in den Kreisen Merzig und Saarlouis ca. 6000 Arbeiter und besitzt außer an den genannten Orten in Merzig, Wadgassen, Saargemünd, Luxemburg, Dresden und in Frankreich bedeutende Fabriken.

Der Heine'sche Vers:

„Hast Du was, so wirst Du bald
Noch viel mehr dazu bekommen"

hat sich bei dieser Firma wieder einmal bewahrheitet. Die Familien Boch und Villeroy haben gute Geschäfte gemacht. Unter sich verwandt und verschwägert, haben sie ihr Kapital hübsch sich verwerthen lassen. Sie gehörten schon vor Jahren zu den größten Kapitalisten und Grundbesitzern der Rheinprovinz.

Die Löhne, welche gezahlt werden, unterscheiden sich nicht wesentlich von dem sonst üblichen Preis, den der Arbeiter für den Verkauf seiner Arbeitskraft erhält. Aber wenn sie auch zehn Mal so hoch wären, so würden sie doch keine Entschädigung bieten für das Opfer an Leib und Leben, das der Arbeiter hier bringt. Wer Zola's Germinal gelesen hat, wird sich mit Schaudern der Schilderungen erinnern, die der große Naturalist von der menschenverzehrenden Thätigkeit des „Voreux" entwirft. Eine ähnlich verheerende, aber noch schnellere Wirkung auf den ihr verfallenen Industrie-Sklaven übt die Produktionsmethode der in Rede stehenden Unternehmungen aus. Der Arbeiter ist (wahrscheinlich durch die Einathmung schädlichen Staubes) einer schleichenden, schwindsuchtartigen Krankheit preisgegeben, welche ihn in der Vollkraft seines Lebens unfehlbar dahinrafft. Man liebt es indessen nicht, von der sogenannten „Fabrikskrankheit" laut zu reden, deren Folgen es verständlich machen, warum die Ortschaften innerhalb des

*) R. Boch, ältester Sohn desselben, hat das Generaldirektorat sämmtlicher Fabriken.

Digitized by Google

Boch'schen Bannkreises eine so außerordentlich große Zahl von jungen Witwen beherbergen. Leider hat diese unheimliche Produktionsweise bis heute ihren Sax noch nicht gefunden.

Daß der Kleinbauer an der Saar seit beinahe zwei Jahrzehnten wirthschaftlich zurückgeht, haben wir schon oben ausgeführt. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn sich der ländliche Wucherer vielfach diesen Nothstand zu Nutze machte und mancher bäuerlichen Existenz den letzten Lebenssaft abzapfte. Die Interpellation des Zentrums über die Wiedereinführung der Wucherverbote (Sitzung vom 26. November 1878) richtete sich gegen dieses Symptom des kleinbäuerlichen Niederganges. Man glaubte den Stein der Weisen gefunden zu haben, als Herr von Schorlemer den Wucher für die alleinige Ursache der Kalamität des Kleinbauern erklärte. Die Begleiterscheinung einer Krankheit für das Uebel selbst haltend, ging man nunmehr von allen Seiten dem ländlichen Wucher zu Leibe. Zu diesem Zwecke vereinigte sich auch vor ca. sechs Jahren unter der Aegide der Regierung und der zwar nicht nominellen aber thatsächlichen Führung der Herren Boch eine Anzahl königlicher und kommunaler Beamten des Saarreviers. Diese Vereinigung gründete nach dem Muster der Dasbach'schen Bauernvereine den „Verein gegen Wucher", den man in der Generalversammlung vom 1. Juni 1890 in den „Gemeinnützigen Verein an der Saar" umtaufte. Derselbe gewährt den Bauern Vorschüsse und steht ihnen bei An- und Verkäufen von Vieh- und Immobilien zur Seite.

Indessen findet das bauernfreundliche Wirken der Herren Boch nicht allgemeine Anerkennung, da sie trotz desselben eifrig beschäftigt sind, ihren Latifundienbesitz zu erweitern: Wenige Landverkäufe finden an der Saar statt, die nicht das Bodeneigenthum der Firma vergrößern. Ein ganzes Netz von Agenten sorgt dafür, daß die Herren Boch über jede bevorstehende Landveräußerung benachrichtigt werden.

Der Reisende, dessen Blick heute in jenen Distrikten ein glänzendes Schloß, einen prachtvollen Wald, einen üppigen Wiesengrund bewundert, kann sich die Frage nach dem Besitzer sparen. Mit seltenen Ausnahmen wird ihn der Einheimische belehren, daß fast alles Besitzenswerthe in jener Gegend den Herren Villeroy & Boch gehört. Und die Zeit ist nicht mehr fern, wo der selbständige Saarbauer, soweit die Hand der Firma reicht, der Vergangenheit angehören wird. Latifundia Italiam perdidere!

Der „Verein gegen Wucher" hat keine andern Resultate gezeitigt, als daß er seinen Leitern größere Einsicht in die Verhältnisse der einzelnen bewucherten Grundbesitzer gewährt und die Abhängigkeit derselben von ihnen vermehrt.

Doch mit der ihnen zugefallenen wirthschaftlichen Machtfülle waren die Herren nicht zufrieden; die politischen Lorbeeren, die der gewaltige Beherrscher des Nachbarreichs Stumm als Abgeordneter gepflückt, ließen sie nicht mehr ruhen, und die Wahl des Herrn R. Boch, eines ehemals eifrigen „Kulturkämpfers", zum Reichstagsabgeordneten sollte die weithin sichtbare Krone ihrer Herrschaft bilden. Das ging aber der Partei des Herrn Windthorst, die nicht gewohnt ist, derartige Einbrüche in ihr Gebiet ruhig hinzunehmen, etwas über den Spaß.

Herr Dasbach entfaltete eine Agitation unter der durchweg katholischen Bevölkerung des Wahlkreises, gegen welche die Kandidatur des Herrn R. Boch trotz aller Anstrengungen von Seiten der Regierungsorgane nicht aufzukommen vermochte.

Während die Firma Boch nur über ihre Kreaturen und die Organe der Regierung verfügte, hatte allerdings Herr Dasbach den Geistlichen für sich, dem

Digitized by Google

der Teufel zur Verfügung stand. Und den Teufel können auch heute noch der Landrath und der Bürgermeister mit ihren schwachen Zauberformeln nicht bannen.

Wie dieser Wahlkampf geführt wurde, das zeigen die verschiedenen Maßregelungen, die die Firma über ihre Unterthanen nach den Wahlen verhängt hat. So wurde damals in Mettlach ein System von vierzehn Klassen aufgestellt und zwar nach dem Verhältniß der für R. Boch in den Dörfern des Kreises abgegebenen Stimmen. Aus den Ortschaften, welche die meisten Stimmen für R. Boch aufzuweisen hatten, fanden die Arbeiter lohnendere Beschäftigung, während aus den Orten mit geringerer Stimmenzahl die Arbeiter schlechtere Arbeit erhielten, je nach der für sie gebildeten „Klasse". In der niedersten Klasse befanden sich die Arbeiter aus Saarhölzbach, die auch heute noch sehr viel zu leiden haben.

V.

Nach dieser Exkursion in den Theil des Saargebietes, wo die industrielle Art des Erwerbes die vorwiegende ist, bleibt uns noch ein Vergleich der Regierungsbestrebungen zur Erhaltung des Bauernstandes mit den Erfolgen des Herrn Dasbach übrig.

Nicht allein der Bauer fühlt, daß es mit seinen Verhältnissen bergab geht, hervorragende Kenner des platten Landes, wie der mehrfach erwähnte Landrath Knebel, haben schon lange ihre Stimme erhoben, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Zustände hinzulenken. Und nicht gleichgiltig kann die Regierung zusehen, wie von diesem letzten Bollwerke der bestehenden Ordnung, unter dem Anprall der ökonomischen Gewalten, ein Stein nach dem anderen abbröckelt.

Man hat auch von dieser Seite auf verschiedene Art und Weise dem Kleinbauern unter die Arme zu greifen versucht, ohne indessen der fortschreitenden Verarmung Einhalt thun zu können.

Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit! Gerade diejenigen Bevölkerungsklassen, welche am Meisten an der Fortbauer der sogenannten „Ordnung" ein Interesse hätten, sorgen schon durch ihre nimmer rastende Gewinnsucht für die Umwälzung des Bestehenden. So harmlos und von so homöopathisch unbedeutender Wirkung auch die Mittelchen der Regierung zur Konservirung des Kleinbauern sein mögen, den Großgrundbesitzern gehen sie schon zu weit. Das Bauernlegen dünkt ihnen ein gar nobler Sport zu sein und da der Großgrundbesitzer in der Verwaltung des Kreises ein gewichtiges Wörtlein mitzureden hat, sowohl im Kreisausschuß, als auch als Stellvertreter des Landraths, so läßt sich leicht erkennen, warum die Maßnahmen der Regierung die ökonomischen Einflüsse auf den Bauernstand nicht zu paralysiren vermögen.

Außerdem hat die Regierung mit einem nicht geringen Mißtrauen der Bevölkerung zu kämpfen, das aus der ersten Zeit der preußischen Herrschaft herrührend, durch den Kulturkampf neue Nahrung erhielt und durch die bureaukratischen Manieren weitergepflanzt wird. Uebrigens hat man von den „erfolgreichen und großartigen" Maßnahmen der Regierung schon so lange geredet und gerühmt, daß der Bauer, der immer noch nichts von der prophezeihten goldenen Zeit merken kann, längst alle Hoffnung auf die Regierung hat fahren lassen.

Mit ganz anderen Mitteln hat der Herr Kaplan Dasbach den sozialen Kampfplatz betreten. Dieser streitbare Diener Gottes, dem eine rastlose Energie und eine journalistische Gewandtheit ersten Ranges beim Beginn des Kulturkampfes die Leitung der ultramontanen Sache in diesen Landestheilen anwiesen, verstand es nicht allein, die ganze ländliche Bevölkerung den Zielen der Zentrumspartei unbedingt dienstbar zu machen, er wußte sich auch im Laufe der Agitation eine

Digitized by Google

Popularität sondergleichen unter der ländlichen Bevölkerung zu erwerben. Herr Dasbach, dessen politische Ueberzeugung aus einer eigenthümlichen Mischung von klerikalen, konservativen, antisemitischen und kleinbürgerlich-demokratischen Ingredienzien besteht, verstand es, die wirthschaftlichen Interessen des Kleinbauern mit der religiösen Ueberzeugung derartig zu verquicken, daß dem unlogischen Kopfe des Bauern das eine das andere zu decken schien. Er brachte es fertig, die Bauern in wirklichen Vereinen zu organisiren, und hat trotz all seiner klerikalen Mucken und Schrullen in vielen Beziehungen aufklärend und kulturfördernd gewirkt, indem er den Bauer aus seinem lethargischen Stumpfsinn aufrüttelte und ihm seinen Knechtssinn, den Beamten der Regierung gegenüber, austrieb. Das Verdienst kann ihm nicht bestritten werden.

Wer auf dem Lande lebt, weiß, in welch' chikanöser Weise der bürgermeisterliche Autokrat oder der regierende Landrath seine persönlichen oder politischen Gegner vermittelst Polizeistrafen zu schuriegeln im Stande ist. Diesen bureaukratischen Gepflogenheiten trat nun die publizistische*) und agitatorische Thätigkeit des Herrn Dasbach sehr hemmend in den Weg. Nach alledem wird es Niemanden wundern, daß Herr Dasbach beim Beamtenthum der bestgehaßte Mann der ganzen Gegend ist.

Aber der Einzelne, und mag er über noch so viele Hilfsmittel verfügen, ist selbstverständlich nicht im Stande, den Untergang einer Klasse aufzuhalten, gegen die sich die ökonomischen Gewalten einmal verschworen haben, deren veraltetes Produktionssystem nothwendig der Vernichtung geweiht ist. Der Kleinbauer, der eine Zeitlang glaubte, in Herrn Dasbach wirklich den rechten Arzt für seine wirthschaftlichen Leiden gefunden zu haben, um so mehr, als seine geistlichen Hirten ihn in diesem Glauben bestärkten, merkt allmälig, daß es mit den Medizinen des Herrn Kaplans auch nicht weit her ist, daß die Ingredienzien des Glaubens, die der fromme Arzt seinen Medikamenten beimischt, zwar eine süßlich betäubende Wirkung hervorbringen, ohne indeß das Grundübel selbst heilend zu beeinflussen.

Herr Dasbach, dem die Hoffnungslosigkeit der bäuerlichen Verhältnisse auch kein Geheimniß geblieben ist, bemüht sich am Vorabend der sozialdemokratischen Invasion, dem Bauern möglichst gruselig vor den sozialistischen Bestrebungen zu machen. Er glaubt den Bauer durch seine zahlreichen sozialistischen Broschüren gegen den kommenden Feind zu feien. Sein Schützling aber sieht, liest und hört, „wie's die Leute in der Stadt haben," wie der Herr Landrath und gar der Herr Pastor selbst, ohne sich zu überarbeiten, gut essen, trinken und sichs wohl sein lassen; während er Jahr aus, Jahr ein sich müht und abrackert, sich quält und schindet in Regen und Kälte, bei einer Nahrung, gegen welche die Gefängnißkost lukullische Genüsse bietet. Wenn er all' diesen Entbehrungen zum Trotz doch wirthschaftlich zurückgeht, dann steigen allmälig in seinem dicken, individualistischen Bauernschädel Gedanken hinauf, denen die bestehende Weltordnung doch etwas sehr sonderbar vorkommt und die kein geistlicher Herr mehr hinaustreibt.

Wenn nun auch in diesen Wahlkreisen die Bevölkerung bisher ihre Stimme dem Zentrumsmanne gab, so wählte sie diesen (abgesehen von der Beeinflussung durch die Geistlichkeit) mehr einem inneren Triebe gehorchend, als den Kandidaten

*) Herr Dasbach verfügt über ungefähr zwölf eigene Zeitungen, die in vier eigenen Druckereien hergestellt werden. Die verbreitetste, das wöchentlich einmal erscheinende „Paulinusblatt," hat eine nachweisliche Auflage von 38 500 Exemplaren. Jetzt, bei Beginn des Kampfes gegen die Sozialdemokraten, verlegt Dasbach zahlreiche diesbezügliche Broschüren.

Digitized by Google

einer starren Opposition. Jetzt aber, wo das Zentrum sich anschickt, eine Hauptstütze der Regierung zu werden, fehlt nur eine rührige, zielbewußte Agitation, um aus den lauen Ultramontanen allmälig eifrige Sozialdemokraten zu machen.

Die Ersatzwahl in Bochum mit ihrem starken Rückgang der Zentrumsstimmen bildet einen sprechenden Beweis für unsere Behauptung, und man wird sich der Meinung des Landgerichtsrathes Leop. v. Kumowski in Bielefeld nicht verschließen können, welcher allen Stimmführern der bürgerlichen Parteien zum Trotze behauptet: es giebt keinen festen Damm mehr gegen die bald hereinbrechende, alles verschlingende Woge der Sozialdemokratie.

Auch dem Zentrum werden die nächsten Wahlen die Erkenntniß bringen, daß seine Uhr abgelaufen ist.

Die Setzmaschine.

Von **H. Schlüter.**

Trotz der großen Fortschritte und der gründlichen Umwälzung, die in technischer Beziehung fast alle Zweige der Industrie im letzten Jahrhundert aufzuweisen haben, sind einzelne Gewerbe doch von dieser Entwicklung im Allgemeinen unberührt geblieben. Theils waren es besondere technische Schwierigkeiten, die einer Fortbildung des betreffenden Gewerbes entgegen standen, theils war wohl auch die Bedeutung einzelner Produktionszweige keine solche, daß es sich für den Erfinder gelohnt hätte, seine Versuche und Experimente auf sie anzuwenden.

Unter jenen Gewerben, in welchen besondere technische Schwierigkeiten einer Entwicklung zur kapitalistischen Vollkommenheit im Wege standen, ist die Schriftsetzerei in erster Linie zu nennen. Zwar ist auch dieses Gewerbe von den Fortschritten der Technik nicht unberührt geblieben. Die Erfindung der Stereotypie z. B. bedeutete unzweifelhaft einen großen Schritt vorwärts auf der Bahn technischer Vervollkommnung. Aber während das Schwestergewerbe der Schriftsetzerei, der Buchdruck, binnen kurzer Zeit durch die großartige Vervollkommnung der Zylinderpresse geradezu revolutionirt wurde, blieb die Setzerei doch wesentlich in dem alten Geleise. Im Buchdruck besorgt die Maschine nicht nur die Umwandlung der Rollen endlosen Papieres in bedruckte Bogen — sie schneidet, falzt und zählt diese bedruckten Bogen auch und zwar rascher, als der Mensch es zu thun vermöchte. Die Schriftsetzerei, das Aufsetzen der Buchstaben dagegen wurde bis jetzt noch nach derselben Methode betrieben, die Gutenberg bereits vor vier Jahrhunderten in Anwendung brachte. Buchstabe nach Buchstabe mußte mit der Hand aus dem Schriftkasten genommen und in einen Winkelhaken zusammengestellt werden. Zeile auf Zeile mußte aneinander gereiht, Kolumne auf Kolumne nebeneinander gebracht, nach dem Druck wieder Buchstabe nach Buchstabe mit der Hand in das bestimmte Fach des Kastens gelegt werden. An dieser ganzen langweiligen und mühsamen Arbeit des Schriftaufsetzens hat bis vor Kurzem der Fortschritt der Technik nichts geändert. Es schien als ob die Schriftsetzerei ewig in der Periode des Handwerks stehen bleiben und die großindustrielle Entwicklung vor den hier zu überwindenden technischen Schwierigkeiten Halt machen solle.

Allein für den Kapitalismus giebt es keine unüberwindlichen Hindernisse. So bald sich es für ihn zahlt, schafft er sich auch seine „Erfinder," die ihn mit den nöthigen Maschinen ausstatten, deren er zur Verbilligung der Arbeits-

Digitized by Google

kraft und der Arbeitsprodukte bedarf. Hat ein Industriezweig eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht, dann wird in ihm die handwerksmäßige Arbeit mit Nothwendigkeit von der Maschine verdrängt. Und die Schriftsetzerei ist auf diesem Punkte angelangt. Die hohe Entwicklung des Zeitungswesens in Amerika hat die Anwendung von Maschinen in diesem Gewerbe zur Nothwendigkeit gemacht, und — die entgegenstehenden technischen Schwierigkeiten sind überwunden.

Die Versuche zur Erfindung der Setzmaschine sind alt. Es kann indeß nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte all' dieser Versuche hier vorzuführen. Es mag genügen, kurz jene amerikanischen Experimente zu streifen, die in gewissem Zusammenhang mit der jetzt erfolgten Lösung der Frage stehen.

Unter den amerikanischen Zeitungen, die seit langem schon technische Experimente in Bezug auf die Fortentwicklung der Schriftsetzerei vornehmen, ist in erster Linie die „New York Tribune" zu nennen. Schon in der Mitte der sechziger Jahre wurden in der Offizin dieser Zeitung Versuche nach der Richtung gemacht. Zwar waren diese Versuche nicht ganz vergebens, doch hatte man nicht genügenden Erfolg zu verzeichnen. Praktischere Erfolge auf diesem Gebiete hatte zuerst ein deutscher Uhrmacher, Namens Ottmar Mergenthaler, ein geborener Württemberger, der 1872 nach den Vereinigten Staaten kam und in Baltimore in einer Maschinenbaufirma Arbeit erhielt. Im Jahre 1876 machte Mergenthaler die Bekanntschaft eines Stenographen Namens James O. Clephane, der seit zwanzig Jahren sich mit der Erfindung von Schreib- und ähnlichen Maschinen beschäftigte. Von ihm entnahm Mergenthaler seine Idee der Herstellung einer Setzmaschine. Er begann seine Experimente damit, nach verschiedenen Methoden ganze Zeilen von Buchstaben in Matrizen zu gießen, die er dadurch hergestellt hatte, daß er vermittelst einer Klaviatur das Bild der gewünschten Buchstaben in weiches Material preßte. Er verbesserte dann diese Idee, indem er eine Art Rotationsmaschine herstellte, die über einen Streifen endlosen Papieres lief, in welches das Bild der Buchstaben eingepreßt wurde. Dieses Papier wurde dann in entsprechende Längen geschnitten, um Matrizen für ganze Seiten daraus herzustellen, nach welchen dann auf dem Wege der Stereotypie Platten gegossen wurden. Diese Maschine bewährte sich so wenig wie ihre Vorgänger. Jetzt kam — 1880 — Mergenthaler auf die Idee, es mit beweglichen Lettern zu versuchen. Er konstruirte eine Maschine, welche er 1884 vollendete. Im Jahre 1886 indeß war seine Erfindung erst so weit fortgeschritten, daß die Zeitungen dieselbe benützen konnten. Im Juli dieses Jahres führte die „New York Tribune" die Mergenthaler'sche Setzmaschine in ihrer Setzerei ein.

Diese Maschine, die von ihrem Erfinder „The Lynotype" genannt wurde, hat das Aussehen eines aufrechten Pianos. Sie ist etwa 5 Fuß lang, ebenso hoch und 3 Fuß breit. An der vordern Seite der Maschine befindet sich ein Tastapparat, über welchem eine Reihe vertikaler Röhren angebracht sind. Jede dieser Röhren enthält eine Anzahl kurzer Messingstreifen, welche am unteren Ende die Gußform eines bestimmten Buchstabens tragen. Drückt man nun auf dem Tastapparat den Knopf des betreffenden Buchstabens, so gleitet der Messingstreifen mit der Gußform des Buchstabens aus seinem Behälter heraus, und gelangt in aufrechter Position in eine schräge Rinne, welche über dem Tastapparat angebracht ist. Mittelst Luftdruckes wird dann der Streifen an das untere Ende der Rinne befördert, wobei ein Draht denselben in aufrechter Position hält. Hier wird er von zwei automatischen Metallfingern gefaßt, aus der Rinne herausbefördert und auf eine Art Winkelhaken aufgestellt. Wenn alle Messingstreifen, mit den Gußformen für die verschiedenen Buchstaben, die für die Bildung einer Zeile nöthig

Digitized by Google

sind, auf dem Winkelhaken zusammenstehen, wird durch einen Druck auf einen Knopf, der einen keilförmigen Metallstreifen in Bewegung setzt, das Ausschließen besorgt, sodaß die verschiedenen Worte in gleiche Entfernungen von einander gebracht werden.

Hiermit ist die Zeile gußfertig. Derselbe Druck des Knopfes, durch welchen das Ausschließen besorgt wird, bringt diese gußfertige Zeile von dem Winkelhaken ab und preßt sie gegen eine vertikale Scheibe. In dieser Scheibe befindet sich eine enge Spalte von genau derselben Länge wie die erforderliche Zeilenlinie. Hinter dieser Scheibe erhält eine Gasflamme einen kleinen Kessel voll Schriftmetall in beständigem Flusse. Während nun die die Gußformen tragenden Enden der Messingstreifen gegen die Oeffnung der Scheibe gedrückt werden, wird vermittelst einer kleinen automatischen Druckpumpe ein Strahl geschmolzenen Metalls durch die Oeffnung gespritzt, wodurch im Nu eine gegossene Zeile geformt wird, die am obern Ende die Buchstaben trägt, deren Gußformen in den Messingstreifen enthalten waren. Hierauf macht die Scheibe eine halbe Umdrehung. Die gegossene Zeile wird dabei von einem Paar automatischer Messer bearbeitet und in die gehörige Form gebracht, um dann, ebenfalls auf mechanischem Wege, auf ein Schiffchen aufrecht hingestellt zu werden.

Nachdem das Gießen der Zeile beendet ist, wird jeder Buchstabenstreifen wieder durch die Maschine an seinen Platz befördert. Dieses Ablegen der Buchstaben ist ein sehr komplizirter Vorgang und schwer anschaulich darzustellen. Er beruht darauf, daß jeder Buchstabe am obern Ende eine bestimmte Form hat, die für die gleichen Buchstaben gleich, für verschiedene verschieden ist. Ein endloser Riemen bringt die Buchstabenstreifen dann über die Röhren, in welchen sie ihren Platz haben, und dabei fällt jeder einzelne derselben in den für ihn bestimmten Raum.

Diese Mergenthaler'sche Setzmaschine hatte in soweit Erfolg, als thatsächlich verschiedene Journale Amerikas, worunter besonders die „New York Tribune" zu nennen ist, sie benutzten, um allen „glatten Satz" ihrer Zeitungen und auch die einfachen Inserate durch dieselbe herstellen zu lassen. Ein Arbeiter setzt mit der Mergenthaler'schen Maschine, je nach seiner Geschicklichkeit, von 3000 bis 5000 m in der Stunde, während ein Handsetzer in derselben Zeit es nur durchschnittlich auf etwa 1000 bis 1200 Buchstaben bringt, und außerdem 15 Minuten zum Ablegen gebraucht.

Der Vortheil, den auf diese Weise die Maschine den Unternehmern bot, wurde aber aufgewogen durch die mancherlei Uebelstände, die der neuen Erfindung zunächst noch anhafteten. Die Mergenthaler'sche Maschine war zu komplizirt, sodaß sich fast täglich Reparaturen nöthig machten. Besonders das „Ablegen" verursachte vielfache Störungen. Auch das Metall, aus welchem die Buchstabenstreifen hergestellt wurden, machte viele Schwierigkeiten. Zuerst stellte man dieselben auf dem Wege der Elektrotypie nach gewöhnlichen Lettern her, aber die Hitze, der sie beim Gießen ausgesetzt waren, ruinirte die Formen sehr bald. Man stellte extra eine Maschine her, um diese Formen zu gießen, aber nun zeigte sich, daß man keine Metallmischung habe, welche gleichzeitig weich genug sei, um eine gute Form zu geben und hart genug, um beim Gießen nicht zu schmelzen. Dann machte man den Versuch, die Gußformen mit Stempeln direkt in den Messingstreifen hinein zu stanzen, aber auch hier stellten sich Nachtheile heraus, besonders traten häufig Quetschungen des Metalls ein. Schließlich gelang die Herstellung auf diesem Wege bei Anwendung eines besonders gehärteten Messings. Auch beim Gußmaterial bedurfte es einer ganzen Reihe von Versuchen, ehe man zufriedenstellende Resultate auf-

Digitized by Google

weisen konnte. Eine Mischung von Bismuth, Antimon und Blei stellte sich schließlich hierfür als das Beste heraus.

Die großen Reparaturkosten bei der Mergenthaler'schen Maschine, die mit den Reparaturen verbundenen Störungen des Betriebes, die Unsicherheit im Betriebe, die gerade im Zeitungsgeschäft so hemmend wirkt, all' dieses führte dazu, daß die Maschine sich nicht als profitabel herausstellte. Thatsächlich wurde durch die Fehler, die der Setzmaschine anhafteten, der Satz mit derselben ebenso theuer, als der Satz mit der Hand, und es waren verhältnißmäßig nur wenige Zeitungen, die die Mergenthaler'sche Setzmaschine einführten. Allerdings war selbst in dieser unvollkommenen Form diese Maschine den Arbeitern in ihrem Kampfe um bessere Löhne und kürzere Arbeitszeit nicht ungefährlich. Konnte die Maschine ihrer geringen Entwicklung halber die Handarbeit auch noch nicht gänzlich verdrängen, so konnte sie doch in Zeiten der Strikes und Lockouts die Stelle der Arbeiter einnehmen und deren Sieg verhindern. Das Anlernen auf der Maschine nahm nicht mehr Zeit in Anspruch, als das Erlernen zur Handhabung der Schreibmaschine, und selbst Jemand, der von der Setzerei keine Ahnung hat, kann die Arbeit an der Maschine übernehmen. Die Druckerei der „New York Tribune" ist denn auch seit langem keine „Union Office" mehr, das heißt, die Gewerkschaft der Setzer hat diese Offizin nicht mehr unter ihrer Kontrole.

Mergenthaler's Lynotype wurde verschiedenen Verbesserungen unterworfen, ohne daß indeß bis jetzt die Hauptübel gehoben wurden. Anfangs des Jahres 1890 baute der Erfinder eine verbesserte Maschine, die einige wesentliche Vortheile vor dem ursprünglichen Lynotype voraus hatte. Besonders fiel hier die Anwendung des Luftstromes fort, durch welchen die Buchstabenstreifen die Rinne hinunter befördert wurden. Bei der neuen Maschine gleiten dieselben durch Röhren direkt an ihren Bestimmungsort. Die Hauptübelstände aber, die große Komplizirtheit der ganzen Maschine und besonders die häufigen Störungen beim Ablegen, wurden auch bei dieser neuen Maschine nicht gehoben, und die Frage der Setzmaschine konnte daher immer noch nicht als wirklich gelöst betrachtet werden.

Da trat eine neue Maschine auf, die man Typograph genannt hat. Der Mann, der diese neue Setzmaschine konstruirte, ist ein Lehrer, der den Namen John R. Roger führt, und der bis vor wenigen Jahren noch Schulmeister in dem Städtchen Lorain in Ohio war. Roger füllte seine Mußestunden aus mit mechanischen Versuchen aller Art, und kam dabei auch auf die Idee der Herstellung einer Setzmaschine, die ihm in unvollständigem Maße auch gelang.

Voller Freude über seinen bisherigen Erfolg, gab Roger seine Lehrerstelle auf und wandte sich nach Cleveland, Ohio. Dort arbeitete er zwei Jahre lang an der Vervollkommnung seiner Erfindung, und seine Arbeit gelang ihm auch derart, daß man seitdem die Frage der Erfindung der Setzmaschine als gelöst betrachten kann. Sämmtliche Sachverständige, deren Urtheil die Maschine von Roger unterstellt wurde, haben in diesem Sinne ihre Ansicht geäußert.

Das Prinzip, auf welchem der Roger'sche Typograph beruht, ist im Wesentlichen das der Mergenthaler'schen Maschine, und es ist augenscheinlich, daß die Erfahrungen Mergenthaler's von Roger benützt wurden. Sowohl bei dem „Lynotype", als auch beim „Typograph" werden bewegliche Buchstabenstreifen benutzt, an deren unterem Ende die Gußform für den hervorzubringenden Buchstaben enthalten ist. Bei beiden Maschinen wird die ganze Zeile sofort gegossen und aufgestellt. Die Roger'sche Maschine hat aber die Uebelstände, die dem Mergenthaler'schen Lynotype anhafteten, überwunden. Sie ist von außerordentlich einfacher Konstruktion und hat besonders auch die Frage der Rück-

Digitized by Google

beförderung der Buchstaben an ihre Plätze nach dem Gebrauche vollständig gelöst. Der Roger'sche Typograph setzt und schließt aus, gießt und plazirt die gegossene Zeile auf ein Setzerschiff, alles in Zeit von 3 bis 5 Sekunden. Dabei sind alle Störungen nahezu ausgeschlossen. Bei etwaigem Bruch einer Feder oder eines Hebels kann man in kurzer Zeit Abhilfe schaffen, und die Maschine arbeitet wochen- und monatelang, ohne daß überhaupt die geringste Störung eintritt. Der Typograph ist etwa 4 Fuß breit, ebenso lang und 4½ Fuß hoch, und sein Gewicht beträgt etwa 450 Pfund. Die Maschine kann sowohl durch Hand und Fuß, als durch irgend eine Kraftmaschine getrieben werden und bedarf in letzterem Falle nur etwa ⅛ Pferdekraft.

Wie bei dem Mergenthaler'schen Lynotype, so werden auch, wie schon erwähnt, bei dem Roger'schen Typograph volle Zeilen gegossen hervorgebracht, die auf einem Schiff an- und nebeneinander gereiht, eine volle Form bilden. Von dieser Form kann man nun je nach Wunsch entweder direkt drucken, oder auch vermittelst der Stereotypie Matrizen und Platten herstellen. Während bei dem Lynotype die Buchstabengußformen durch sehr komplizirte Maschinerie an ihren Bestimmungsort gebracht und wieder abgelegt werden, ist bei der Roger'schen Maschine nur die Schwerkraft thätig, um diese Arbeit zu besorgen. Im unteren Theil des Typograph befinden sich der Behälter für das geschmolzene Schriftmetall, der Gießkasten und die Maschinerie, die der gegossenen Zeile durch Beschneiden die richtige Form giebt. Ueber diesen unteren Theil, und mit ihm in Verbindung, befindet sich ein Rahmen, an welchem die Buchstabengußformen sich befinden. Dieser Rahmen hat etwa die Form eines gewölbten Bogens, in welchem, jede Art für sich, eine Anzahl der Formen für die verschiedenen Buchstaben hängt. Diese Gußformen sind durchzogen von einem Stahldraht, welcher in einem Winkel von 45 Grad nach dem Gießkasten niederführt. Je nach Gebrauch löst man nun einen Buchstaben los, indem man den korrespondirenden Knopf des Tastapparates drückt. Der Buchstabe gleitet vermöge seiner Schwere an dem schrägen Stahldraht nieder und fällt mit seinem unteren Ende in den Gießkasten. Der Tastapparat entspricht genau jenem einer Remington Schreibmaschine, und arbeitet in derselben Weise. Wenn die Buchstabengußformen auf ihren Platz gebracht sind, wird der Ausschluß durch einen rotirenden Keil besorgt, der die Worte in genau gleiche Abstände von einander bringt. Die Maschinerie wird jetzt in Bewegung gesetzt. Durch die Umdrehung eines Rades wird ein Strahl geschmolzenen Schriftmetalls in den Gießkasten gebracht, in welchem die Buchstabengußformen stehen, und die gegossene Zeile ist fertig*). Ein paar Messer, durch die Maschine in Thätigkeit gesetzt, geben dann der noch warmen Zeile ihre richtige Form. Dann wird der Tastapparat emporgehoben, die Gußformen für die Buchstaben gleiten vermöge ihrer Schwere auf ihrem Stahldraht jeder an ihren ursprünglichen Platz zurück, der Tastapparat wird wieder niedergelassen, und die Arbeit beginnt von Neuem. Ein runder Behälter an einer Seite der Maschine enthält Gußformen, die man rasch mit der Hand in den Gießkasten bringen kann, so daß es dadurch möglich gemacht ist, daß man besondere Arten Buchstaben anderer Schriftgattungen, als die gerade benützte, wenn nöthig, der Zeile einfügen kann.

Was nun die Leistungsfähigkeit der neuen Setzmaschine anbelangt, so hat einer der geschicktesten Maschinensetzer es auf 4700 m in der Stunde gebracht,

*) Unser Mitarbeiter hat uns eine solche mit dem Roger'schen Typograph gesetzte und gegossene Zeile von New York gesandt; wir drucken dieselbe hier ab:

there will be a great may of these

Digitized by Google

wobei er nach Manuskript setzte. Ein anderer Maschinensetzer setzte 3000 m die Stunde, nachdem er erst eine Woche an dem Typograph beschäftigt gewesen, und er hatte dabei kein halbes Dutzend Fehler in den 3000 m. Die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Maschine wird für Zeitungssatz wohl nicht höher gerechnet werden können, als 3000 bis 3500 m die Stunde.

Man ist übrigens bei dem Setzen mit der Maschine nicht etwa an eine bestimmte Schriftgattung oder an eine bestimmte Zeilenbreite gebunden. Innerhalb 20 Minuten kann man die Breite der Zeilen verlängern oder verkürzen, und in derselben Zeit ist es möglich, irgend eine andere Schriftgattung auf die Maschine zu bringen, so daß man etwa für Nonpareille die Petit oder eine andere benutzen kann.

Der Satz mittelst der Maschine hat auch den Vortheil, daß er fehlerfreier ist, als das Setzen mit der Hand, da die vielen Fehler, die eine Folge des falschen Ablegens sind, vollständig wegfallen. Bei gemachten Fehlern muß beim Maschinensetzen natürlich die ganze Zeile neu gemacht werden; diese Neuanfertigung nimmt indeß nicht mehr Zeit in Anspruch, als die Korrektur eines Buchstabens beim Satz, der mittelst Hand hergestellt wurde.

Der Vortheil, der den Unternehmern aus der Einstellung dieser Maschinen in ihrem Betrieb erwächst, liegt auf der Hand, und sie haben denselben denn auch schon in Dollars und Cents ausgerechnet. Die „New York World" hat zur Probe einen Theil ihres Sonntagsblattes auf dem Typograph hergestellt, und veröffentlicht darüber einige sehr belehrende Ziffern, aus denen sich ergiebt, daß die Kosten eines bestimmten Satzes mit der Maschine 67 Dollars und 22 Cents betragen, während bei Handarbeit die Arbeitslöhne, die für denselben Satz gezahlt werden müssen, sich auf 173 Dollars belaufen. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, daß der Maschinensatz der „World" durch Setzer aus der Offizin des Blattes hergestellt wurde, die vorher nie eine Setzmaschine gesehen hatten, und daß man deshalb rechnen kann, daß mit geübten Maschinensetzern die Arbeit noch um 25 Prozent billiger hergestellt werden könnte.

Für den Unternehmer kommt bei Benutzung der Setzmaschine noch der Vortheil hinzu, daß er jetzt nicht mehr nöthig hat, bedeutende Kapitalien für Anschaffung von Lettern in sein Geschäft hineinzustecken. Da die Maschine die Buchstaben selbst gießt, so werden die losen Schriften jetzt zum großen Theil überflüssig, wodurch wiederum das Geschäft des Schriftgießers nahezu ruinirt wird. Auch für die neuen Setzmaschinen braucht der Unternehmer kein bedeutendes Kapital auszuwerfen. Die Kompagnie, die sich zur Herstellung des Typograph gebildet hat, hat nämlich den Beschluß gefaßt, ihre Maschinen, die natürlich durch Patente vor Nachahmung geschützt sind, überhaupt nicht zu verkaufen. Sie vermiethet dieselben nur und berechnet dafür pro Maschine und Tag einen Dollar, wofür sie auch die etwa sich nöthig machenden Reparaturen besorgt.

Die Folgen der Erfindung des Typograph auf die Lage der Schriftsetzer können nicht ausbleiben und da auch bereits Maschinen mit deutschen Lettern hergestellt werden, so sind auch die deutschen Setzer diesen Folgen ausgesetzt. Schon jetzt haben die bedeutendsten Zeitungen New Yorks und der Vereinigten Staaten überhaupt die Roger'schen Setzmaschinen theils eingeführt, theils bestellt, und daß dieselbe nicht noch rascher eingeführt wird, als es thatsächlich geschieht, liegt daran, daß die Fabrikation der Maschinen nur eine beschränkte sein kann. Während mehrere hundert Setzmaschinen bestellt sind, ist die betreffende Fabrik nur in der Lage, etwa fünf pro Tag zu liefern. Auch mehrere deutsch-amerikanische Zeitungen sind unter den Bestellern, und es kann nicht fehlen, daß in kurzer Zeit der Typograph auch in Europa seinen Einzug hält.

Digitized by Google

Die amerikanischen Setzergewerkschaften haben zunächst in ihrem Tarif den Wochenlohn der Handsetzer für Nachtarbeit als Minimum für Maschinensetzer aufgestellt. Es unterliegt aber kaum einem Zweifel, daß der Typograph das Gewerbe der Setzerei vollständig revolutioniren wird, und daß die einzige Möglichkeit, dem Einfluß der Maschine entschieden entgegenzutreten, durch eine starke Reduktion der Arbeitszeit geboten wird. Unter den deutschen Union-Setzern New Yorks, die bis jetzt acht Stunden täglich arbeiten, ist denn auch eine starke Strömung vorhanden, die verlangt, daß bei Maschinensetzern eine entsprechende Verkürzung der Arbeitszeit eintreten solle. Wir bezweifeln, daß es möglich ist, den Einfluß des Typograph auf die ökonomische Lage der Setzer auf die Dauer dadurch aufzuheben. Bei den geringen Vorkenntnissen, die die Arbeit an dieser Setzmaschine erfordert, bei der Leichtigkeit des Erlernens der Arbeit an dieser Maschine, bei dem Andrange der billigen Frauenarbeit, den diese Maschine unzweifelhaft in kurzer Zeit im Gewerbe der Schriftsetzerei veranlassen wird, werden sich wohl die Setzergewerkschaften der Setzmaschine gegenüber ohnmächtig erweisen, und wird die bevorzugte Stellung bald aufhören, in welcher sich die Setzer in Folge der unentwickelten Verhältnisse in ihrem Gewerbe und der fehlenden Anwendung der Maschinen bisher befanden. Damit wird auch die exklusive Stellung, die dieses Gewerbe bis jetzt durchweg in der Arbeiterbewegung einnahm, zu Ende sein, und die Schriftsetzer werden mehr als bisher in der allgemeinen Bewegung des Proletariats aufgehen.

Es ist darauf verwiesen worden, daß die allgemeine Einführung der Setzmaschine zur Folge haben werde, daß in Folge der Verbilligung der Herstellung eine Vergrößerung der Zeitungen eintreten werde. Das ist möglich, aber nicht unbedingt sicher. In den Vereinigten Staaten haben die Zeitungen — besonders an Sonntagen — schon jetzt einen solchen Umfang angenommen, daß gar nicht daran zu denken ist, daß Jemand das ganze Blatt durchlesen kann. Jeder sucht sich aus den 30 bis 40 Seiten Stoff das heraus, was ihm gerade paßt. Eine wesentliche Vergrößerung einer Tageszeitung ist kaum möglich, und die Hoffnung, die manche Angehörige des Setzergewerbes hierauf setzen, dürfte sich bald als trügerisch erweisen.

Hervorgehoben muß wohl noch werden, daß ein großer Theil der Inserate und gewisser tabellarischer Satz auch in Zukunft, wenigstens vorläufig noch, mit der Hand gesetzt werden wird. Aber die Maschine wirkt nicht nur direkt, sie wirkt auch indirekt. Es steht zu erwarten, daß die jetzige Form der Annoncen fortfallen, und einer anderen Platz machen wird, die sich zur Zusammenstellung mit der Maschine eignet. In den Vereinigten Staaten werden jetzt schon die gewöhnlichen kleinen „verlangt“ Anzeigen, Arbeitsgesuche und derartiges mehr in einfachem Satz hergestellt, und in der „New York Tribune“ wurden diese Inserate sogar schon mit dem unvollkommenen Mergenthaler'schen Lynotype gesetzt, sodaß auch für diese Anzeigen der Handsetzer überflüssig gemacht wurde.

Diese Andeutungen dürften genügen, zu zeigen, mit welcher Revolution die neue Maschine die in der Schriftsetzerei thätigen Arbeiter bedroht. Ganz lassen sich deren Konsequenzen natürlich zur Zeit noch nicht übersehen; sicher ist es, daß sie beitragen wird zur Verschärfung der Gegensätze und Kämpfe zwischen Arbeitern und Unternehmern in der Buchdruckerei; daß sie die Energie verdoppeln wird, mit der die Schriftsetzer, eine der intelligentesten und am besten organisirten Arbeiterschichten, am allgemeinen Emanzipationskampf des Proletariats theilnehmen; sie wird der Sozialdemokratie tausende von trefflichen Kämpfern zuführen.

Digitized by Google

Die russische revolutionäre Bewegung einst und jetzt.

Von **B. Kritschewsky.**

Die absolute Windstille, welche gegenwärtig in der russischen revolutionären Bewegung herrscht, wird wohl bei Manchem die Frage haben aufkommen lassen: Warum und was bedeutet dieser Stillstand? Haben wir es hier mit einem blos vorübergehenden Rückschlag zu thun, nach dessen Ablauf der Kampf mit neuer Kraft, mit gesteigerter Energie entbrennen wird — oder aber bedeutet dieser Stillstand, daß die revolutionären Kräfte völlig erschöpft und auf immer lahmgelegt sind? . . . Hat sich der Zarismus, gestützt auf die materielle Gewalt und auf die Trägheit der Masse, stärker erwiesen, als der ungestüme Heroismus der revolutionären Schaar — oder aber haben die heldenmüthigen Kämpfer, auf Irrwege gerathen, ihre Kräfte nutzlos vergeudet? . . . Diese und ähnliche Fragen drängen sich Jedem auf, der über das „Einst und Jetzt" der russischen revolutionären Bewegung nachdenkt. — Bei der ungeheuren Bedeutung, welche Rußland, „der Hort der Reaktion," für die gesammte europäische Kultur hat, ist es wohl erklärlich, daß gerade die europäischen Sozialisten die russischen Verhältnisse überhaupt und speziell die russische revolutionäre Bewegung mit lebhaftem Interesse verfolgen. Letzthin haben wir von berufener Seite*) eine neue Bestätigung des oben Gesagten zu hören bekommen. Wir glauben daher, einem wirklichen Bedürfniß entgegen zu kommen, wenn wir im Folgenden den Versuch machen, einen Ueberblick der ganzen revolutionären Bewegung zu geben. Denn nur auf diese Weise können wir zu einigermaßen sicheren Schlüssen hinsichtlich der nächsten Zukunft derselben gelangen. Zugleich werden wir dadurch auch in den Stand gesetzt, die oben aufgeworfenen Fragen beantworten zu können.

I.

Die Anfänge einer eigentlichen revolutionären Bewegung in Rußland sind bereits in den ersten Regierungsjahren Alexanders II. zu verspüren. Gleich nach Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) kündigt sich eine „unterirdische," „reichsfeindliche" Bewegung an durch einige Flugblätter, durch Gründung des „Jungen Rußland," endlich durch Gründung der Gesellschaft „Land und Freiheit" (Semlja i Wolja), — nicht zu verwechseln mit der 1878 unter demselben Namen auftretenden revolutionären Organisation. Es waren dies aber nur ganz vereinzelte Versuche einiger junger Leute mit äußerst unklaren Vorstellungen, sowohl in Bezug auf das zu verfolgende Ziel, als auch hinsichtlich der zu wählenden Mittel. Ueberdies konnten diese Versuche schon deshalb keinen Anklang finden, weil die Stimmung der gebildeten Klassen zu Anfang der sechziger Jahre noch eine der Regierung günstige war. Die scharfe Kritik, die Tschernischewsky an den ökonomischen Reformen der Regierung übte, die beißende, wenn auch verkleidete Satire, durch welche Dobroljubow in seinen literarisch-kritischen Studien die herrschenden politischen und gesellschaftlichen Zustände zu geißeln verstand, konnten nur von allgemeinem, theoretisch-humanitären Einfluß sein. Die sozialistischen Anklänge und Ideen, die wir in den Werken Tschernischewsky's vorfinden, kommen für den Charakter der Bewegung erst zu einer späteren Zeit in Betracht. Selbst die

*) Fr. Engels: „Die auswärtige Politik des Zarenthums," diese Zeitschrift, Heft 4 und 5, 1890.

Digitized by Google

„äußerste Linke" der Gebildeten wollte damals von einer „ungesetzlichen" Thätigkeit nichts wissen. So waren denn jene ungeduldigen Versuche von vornherein zu völliger Fruchtlosigkeit verurtheilt. Die einzelnen Theilnehmer wurden bald entdeckt und grausam bestraft. Zur Charakteristik des milden „Zaren-Befreier" mag erwähnt sein, daß bereits 1861 der Schriftsteller und Dichter M. L. Michajlow wegen eines revolutionären Flugblattes „An die junge Generation" zu zwölf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt ward. Im folgenden Jahre wurden drei Offiziere wegen Theilnahme an einer geheimen Gesellschaft (die militärische Gruppe der „Großrussen") kriegsgerichtlich erschossen. Am 6. Juni 1864*) wurden zu Kasan weitere drei Offiziere und ein Ingenieur erschossen, und am 11. Oktober 1865 wiederum ein Offizier ebendaselbst. Die zahlreichen Verurtheilungen zur Zwangsarbeit und Verbannung, die in den Zeitraum von 1861 bis 1866 fallen, wollen wir hier nicht anführen. Wir erinnern nur an das empörende Justizverbrechen, begangen vom zarischen Senat 1864 an Tschernischewsky — blos um einen genialen Gegner los zu werden. Mit solchen Mitteln begann der „humane," von den servilen bürgerlichen Schriftstellern und Geschichtsfälschern Europas mit Lob überhäufte Zar gleich Anfangs die ersten schwachen revolutionären Regungen zu bekämpfen. Wohlan — „Wer Schwerter säet, wird Dolche ernten." . . . Am 4. April 1866 versuchte dann Karakosow die bereits zahlreichen revolutionären Märtyrer an der Person Alexanders II. zu rächen. Von bestimmendem Einfluß auf die That Karakosow's mag wohl auch der inzwischen — hauptsächlich in Folge des niedergeschlagenen polnischen Aufstandes von 1863 — eingetretene völlige Umschwung in der inneren Politik des Zaren gewesen sein. Die reaktionäre Richtung hatte die Oberhand gewonnen. Alle früheren Zugeständnisse an die „liberale Gesellschaft" waren theilweise zurückgenommen, theilweise in Frage gestellt. Nunmehr mußten auch die „Gemäßigten" einsehen, daß alle Verheißungen und freiheitlichen Anwandlungen der zarischen Regierung ebenso unzuverlässig und unbeständig seien, wie — die Launen des allmächtigen Zaren. Und vollends die immer zahlreicher werdende gebildete Jugend, insbesondere das in der „vorreformerischen" Zeit nahezu unbekannte „geistige Proletariat" — beides Elemente, die unter ganz anderen Verhältnissen und Einflüssen aufgewachsen und erzogen waren, als die ältere Generation — lieferten den neuen revolutionären Ideen, so unreif, ja roh diese auch waren, begeisterte Anhänger und Vorkämpfer. Indeß sollte einstweilen das mißlungene Attentat Karakosow's eine vereinzelte Erscheinung bleiben. Die revolutionäre Bewegung schlug zunächst ganz andere Bahnen ein.

Hier dürfte es am Platze sein, etwas näher auf die Charakteristik der russischen revolutionären Jugend, deren Umgebung und Entwicklungsgeschichte einzugehen. Die ganz hervorragende Rolle, welche die gebildete Jugend, die „Intelligenz," in der revolutionären Bewegung der siebziger Jahre spielte, die Prinzipien und Taktik, welche in den verschiedenen Phasen der Bewegung zur Geltung kamen — all' das wird erst erklärlich, wenn wir den Charakter der Kämpfer und deren Umgebung kennen gelernt haben.

Es lag durchaus nichts Zufälliges oder spezifisch Russisches darin, daß gerade die gebildete Jugend den Kampf mit dem alten Rußland aufgenommen hat. Haben wir doch auch ähnliche Erscheinungen — freilich in einer viel früheren Zeit — in der Geschichte der westeuropäischen Länder zu verzeichnen. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir sagen, daß ein jedes zurückgebliebene

*) Wir geben überall das Datum nach dem alten Styl an.

Digitized by Google

Land mit unentwickelten Klassengegensätzen einer- und mit veralteten politischen Einrichtungen andererseits, wenn in Beziehungen mit den vorgeschritteneren Nachbarländern getreten und dadurch mit deren Ideen und Bestrebungen vertraut gemacht — daß ein jedes solches Land zunächst nur eine fast ausschließlich von der gebildeten Jugend getragene revolutionäre Bewegung aufweisen muß. In einem solchen Lande wird die gebildete Jugend — die „Ideologen" — das einzige „unruhige" Element bilden. Was die übrigen Bevölkerungsschichten anbetrifft, so sind die Einen mit der bestehenden Ordnung zufrieden, weil diese ihren Interessen förderlich ist, und die Anderen — die große Masse — gleichsam in vereinzelte Atome zerfallend, ohne einheitliche Bestrebungen, ohne Klassenbewußtsein, haben weder den Willen noch die Möglichkeit, gegen die auf ihnen lastende Gesellschaftsordnung zu kämpfen. Die jeweiligen Ziele und Formen des von den „Ideologen" geführten Kampfes richten sich dabei freilich nach den jeweiligen geschichtlichen Verhältnissen; der gemeinsame Zug aber aller derartigen Kämpfe ist immer und überall der, daß dieselben im Namen der zur Zeit geltenden vorgeschrittensten Ideen geführt werden. Ein ferneres hervorstechendes Merkmal der kämpfenden revolutionären Jugend wird darin bestehen, daß sie, der noch primitiven ökonomischen Entwicklung gemäß, selbst durch keine materiellen, sondern lediglich ideelle Interessen zusammengehalten, den Kampf im Namen der Allgemeinheit, im Namen des „Volkes" führen muß. Die thatsächlichen Bedingungen des Kampfes müssen auf dieser Stufe den Kämpfenden selbst ganz unbekannt bleiben; der Kampf hat für sie blos die Bedeutung eines solchen zwischen Recht und Unrecht, zwischen Freiheit und Tyrannei, zwischen Licht und Finsterniß ꝛc. Im besten Falle kommt noch dazu der materiellere, immer aber noch ganz allgemeine Begriff von der bedrückten Masse und der bedrückenden Minderheit. Diese aus der Lebensstellung der gebildeten Jugend entspringende, ideologische Auffassung, verbunden mit einem — diese Altersstufe überhaupt kennzeichnenden — ungeduldigen Thatendrang und einem leidenschaftlichen Wunsch, die schönen Ideale lieber heute als morgen verwirklicht zu sehen — bringt es unbedingt mit sich, daß die Kämpfenden ihre Theorien, Taktik und Bundesgenossen auf's Gerathewohl wählen und fortwährend wechseln, daß sie überstürzt bald zu dem einen, bald zu dem anderen Mittel greifen; daß folglich die revolutionäre Bewegung keine feste Grundlage zu gewinnen im Stande ist. Selbstverständlich kommt es dabei überhaupt zu einer dauernden Bewegung sehr selten. Speziell aber in Rußland haben viele Umstände dazu beigetragen, die revolutionäre Bewegung in jeder Hinsicht zu einem Typus aller Ideologen-Bewegungen zu machen.

Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, kehren wir zur Sache zurück.

Die revolutionäre Jugend trat in Rußland zu einer Zeit auf, da die alte Grundlage des Zarenthums, die Leibeigenschaft, vom Zaren selbst im Interesse der Staatserhaltung aus der Welt geschafft worden war. Erst diese wichtigste aller Reformen Alexanders II. hat aus Rußland einen Staat mit einigermaßen europäischen Verhältnissen gemacht. Erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft wurde es möglich, an weitere Reformen auf politischem und sozialem Gebiete zu denken. Vor Allem mußte sich den gebildeten Klassen der Widerspruch zwischen den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen und dem fortbestehenden zarischen Absolutismus peinlich fühlbar machen — und dies um so mehr, als mit dem oben erwähnten reaktionären Umschwung in der Politik des Zaren die optimistischen Hoffnungen der Liberalen auf „Krönung des Gebäudes" (wie sie die Oktroyirung einer Verfassung vorsichtig bezeichneten) in Rauch aufgingen. Die liberalen „Väter" waren aber zu feig, um den Kampf gegen den Zaren aufzunehmen:

Digitized by Google

die herkömmliche knechtische Gesinnung erwies sich eben mächtiger, als die neugewonnenen theoretischen Ansichten. Die erst in Entwicklung begriffene Bourgeoisie andererseits schwelgte gerade in den Flitterwochen des „ursprünglichen Akkumulationsprozesses." Die zarische Regierung, die die wichtigste Reform nach Möglichkeit im Interesse der Gutsherren durchgeführt hatte, bot Alles auf, um nun auch „Handel und Industrie zu fördern." Auf die aufkeimende Bourgeoisie regnete es förmlich Eisenbahn-Konzessionen, Subsidien, Staatskredite ꝛc. Diese mußte sich also unter dem väterlichen Fittiche der Regierung ganz wohl fühlen — wozu dann die wahnwitzigen Träumereien von einer „Krönung des Gebäudes?" — Und das Volk? Wohl war die Bauernmasse mit der Reform von 1861 durchaus unzufrieden; ja, diese Unzufriedenheit gab sich sogar in zahlreichen Lokal-Aufständen kund; es fehlte aber den Bauern selbst an der primitivsten Einsicht in die Ursachen ihrer eigenen traurigen Lage — von allgemeineren politischen Interessen schon gar nicht zu reden. Eben dasselbe gilt auch, und zwar in noch höherem Grade, von der damaligen äußerst geringen städtischen Bevölkerung, von den Industriearbeitern, Handwerkern und Kleinbürgern.

Es blieb somit nur noch ein einziges Element, welches zugleich Ueberzeugung und Muth besaß, um bewußt den revolutionären Weg einzuschlagen. Es war eine kleine Schaar, eine Handvoll junger Leute, zumeist aus der Studentenschaft und dem „geistigen Proletariat," die allen überlieferten Einrichtungen den Krieg zu erklären wagte. Man hätte nun wohl erwarten dürfen, daß die jungen Kämpfer ihre Schläge vor Allem gegen den veralteten Absolutismus richten würden. Weit gefehlt! Wie gesagt, hatte das Attentat Karakosow's keine Nachahmer gefunden. Man schwärmte vielmehr von einer allgemeinen Volkserhebung, welche die zarische Regierung wegfegen, die alte Gesellschaft (denn auch der „Gesellschaft," d. h. den Gutsherren, den Edelleuten, den Beamten, den Fabrikanten und Kaufleuten ward der Krieg erklärt) sammt ihren Vertretern mit Stumpf und Stiel ausrotten, und eine neue, auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gegründete Gesellschaft schaffen sollte. Außerdem wollte die, eine gründliche, „soziale Revolution" herbeisehnende Jugend überhaupt nichts von „Politik" wissen. Diese auf den ersten Blick sonderbare Erscheinung läßt sich durch den Einfluß der gleichzeitigen europäischen Ideen und Kämpfe leicht erklären.

Wir stehen nämlich am Ende der sechziger und im Anfang der siebziger Jahre. Die Ideen und Bestrebungen der Internationalen Arbeiterassoziation, und zwar hauptsächlich des anarchistischen Flügels derselben unter Bakunin, waren den russischen Revolutionären nicht unbekannt geblieben. Die im Auslande studirenden jungen Leute dienten dabei als Vermittler und zugleich Propagandisten der sozialistischen Ideen. Nicht von geringem Einfluß auf die Gesinnung der Revolutionäre war auch der heldenmüthige Kampf der Pariser Kommune — dieser erste imposante Versuch, eine sozialistische Republik zu gründen. Zudem war die russische Jugend jener Zeit hinlänglich mit den Theorien und Schriften der europäischen Sozialisten bekannt. Hatte doch bereits Tschernischewsky u. A. in seinen „Bemerkungen zur politischen Oekonomie J. Stuart Mill's" den Versuch gemacht, die bürgerliche Nationalökonomie von einem dem sozialistischen nahestehenden Standpunkte aus zu kritisiren. Mit einem Worte, es fehlte der Jugend nicht an geistiger Nahrung, welche all' ihr Trachten auf eine soziale Umwälzung richten mußte. Die Kluft, welche Rußland gerade in politischer Beziehung vom übrigen Europa trennte, übersah die Jugend um so leichter, als ihr Sozialismus vom proudhonistisch-bakunistischen Anarchismus stark gefärbt war. Dagegen entging den russischen „Sozial-Revolutionären" — wie sich fortan die kämpfende

Digitized by Google

Jugend, ohne Unterschied der Meinungsschattirungen, nannte — die ökonomische Eigenthümlichkeit Rußlands nicht. Die Thatsache, daß in Rußland, ganz besonders in „Großrußland" — das urwüchsige Gemeineigenthum an Grund und Boden (die „Obschtschina") zu jener Zeit durchaus vorherrschend war, wurde maßgebend, sowohl für die theoretischen Ansichten, als auch für die praktische Thätigkeit der russischen Sozialisten. Sie glaubten nämlich daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß Rußland, im Gegensatz zu West-Europa, berufen sei, den Sozialismus sozusagen auf direktem Wege zu verwirklichen, ohne vorher die peinvolle kapitalistische Entwicklungsstufe durchmachen und die damit zusammenhängende Bourgeois-Herrschaft erleben zu müssen. Dies die Grundansicht, die man in allen Theorien und Programmen der russischen Sozialisten der siebziger Jahre wiederfindet. Es leuchtet nun von selbst ein, daß Leute mit solchen Anschauungen die politischen Verhältnisse ihres Landes ganz außer Acht lassen mußten. Ja, der Sozialismus wurde geradezu zum Gegensatz der „Politik" erklärt. Die Verwirklichung des „Rechtsstaates" — des Ideals der liberalen „Väter," wurde von den sozialistischen „Söhnen" als ein wahres Unglück für die Sache des Sozialismus betrachtet. Denn, meinten diese, der Rechtsstaat bedeute — Emporkommen der Bourgeoisie, Befestigung der Bourgeois-Herrschaft und endlich Untergang der „Obschtschina," dieses Ecksteines des künftigen sozialistischen Gebäudes. Die russischen Sozialisten, hieß es weiter, müssen die Erfahrungen Europas in dieser Beziehung beherzigen und mit aller Kraft auf die Herbeiführung einer sozialen Revolution hinarbeiten. Je rascher dies ihnen gelingt, desto sicherer auch der endgiltige Triumph des Sozialismus in Rußland. — Dies der Grundgedanke, der, wie gesagt, die gesammte revolutionäre Bewegung gleich beherrschte. Was die russischen Sozialisten in verschiedene Fraktionen, Richtungen und Schattirungen zersplitterte, waren hauptsächlich Fragen der Taktik.

Dem Charakter dieser Abhandlung gemäß können wir nicht näher auf die innere und äußere Geschichte der russischen revolutionären Bewegung eingehen*): Wir werden uns daher damit begnügen müssen, die Hauptmomente der Bewegung herauszugreifen, den Entwicklungsgang derselben in raschen Zügen zu schildern.

II.

Eine eigentliche Massenbewegung, — wenn man von einer solchen sprechen darf, wo es sich um eine im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung verschwindend kleine Schaar handelt, — begann mit den Jahren 1873—74. Es ist die Zeit des sogenannten „Ins Volk Gehen." Wir haben schon gesehen, von welch' kühnen Hoffnungen und Plänen die sozial-revolutionäre Jugend jener Zeit erfüllt war. Sie hatte den festen Glauben, daß der russische Bauer, der ja „von Natur aus Kommunist" sei (die anarchistisch Gesinnten erklärten ihn zugleich für

*) Den deutschen Leser, der sich für diesen Gegenstand näher interessiren sollte, verweisen wir auf folgende Artikel und Schriften: 1. P. Lawrow, P. Axelrod, Dragomanow und Pawlik schrieben über die russische revolutionäre Bewegung in den Richter'schen „Jahrbüchern für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik"; 2. Alphons Thun: Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland. — Leipzig 1883. Verlag von Duncker und Humblot. 3. Stepnjak: Das unterirdische Rußland. — Wir müssen zugleich bemerken, daß die erwähnten Schriften hauptsächlich für die Erkenntniß des thatsächlichen Verlaufs der Bewegung von Werth sind. Der theoretische Standpunkt dieser Schriften ist u. E. veraltet, denn es ist der Standpunkt der verschiedenen Schattirungen des „spezifisch-russischen" Sozialismus. — A. Thun kommt dabei selbstverständlich nicht in Betracht.

Digitized by Google

einen echten Anarchisten, „Anti-Staatlichen"), sich sofort zum Sozialismus bekehren und das Banner der sozialen Revolution ergreifen werde. Die beiden Flügel der „sozial-revolutionären Partei," — sowohl die Propagandisten, die all' ihre Hoffnungen auf die Propaganda des Sozialismus gesetzt, als auch die Anarchisten oder „Buntari" (Aufstände-, Putschmacher), die durch fortwährende Aufstände die „latente" revolutionäre Energie des Volkes wecken zu können gehofft hatten, — sollten gleich harte Enttäuschungen erleben. Die rauhe Wirklichkeit zeigte alsbald den Propagandisten den Bauer, wie er war, voll von Vorurtheilen, beschränkt, ohne Verständniß und Interesse für Alles, was über den engen Gesichtskreis seines Dorfes hinausging. Andererseits verspürte der Bauer auch keine Lust, den „Buntari" zu Gefallen, Aufstände zu machen. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß die Polizei sehr bald den noch unerfahrenen Revolutionären auf die Spur kam, und so ihnen eine längere Thätigkeit überhaupt unmöglich machte. Die Resultate der ganzen Bewegung waren gleich Null.

Es folgte eine Zeit des Ueberganges, der Kritik der bisherigen Prinzipien und Taktik. Um das Jahr 1876 treffen wir eine durchaus vorherrschende Richtung, die einen entschiedenen Wendepunkt in der Bewegung bildet. Es ist die Richtung der „Narodniki" (Volksthümler). Die Anhänger dieser Richtung schrieben die Erfolglosigkeit des „Ins Volk Gehen" dem Umstand zu, daß die von Europa her importirten sozialistischen Ideen für die russischen Bauern ein wenig passendes Propaganda-Material bildeten. Man müsse vielmehr in der Zukunft an die vom Volke selbst thatsächlich gehegten Ideale, an die vorhandenen volksthümlichen Vorstellungen und Wünsche, Begriffe und Forderungen anknüpfen. Die „Narodniki," die gleichsam eine Anpassung des europäischen Sozialismus an das „Volksthümliche" predigten, und — im Gegensatz zu den „Lawristy" — ihre Hoffnungen nach wie vor auf die Bauernschaft setzten, schienen den speziellen russischen Verhältnissen Rechnung zu tragen und gewannen auch bald die Oberhand. Außerdem war die sozial-revolutionäre „Volksthümelei" wesentlich beeinflußt und begünstigt durch eine parallele, in der legalen Presse immer mächtiger werdende Richtung, welche gegen die bisherige einseitige Beurtheilung der russischen Verhältnisse „durch die europäische Brille" protestirte. — Es liegt nun auf der Hand, daß die „Volksthümelei" in der weiteren Entwicklung sich immer mehr vom früheren sozialistischen Standpunkte entfernen mußte. Das „Thatsächliche," das „spezifisch-Russische" wird immer schärfer betont, das Verständniß und Interesse für die europäische Arbeiterbewegung nehmen bedeutend ab. Die sozialistischen Forderungen und Grundsätze werden vielfach zur Seite geschoben. Die „Obschtschina," die urwüchsigen Vorstellungen der Bauern von der Arbeit, als der einzig rechtmäßigen Erwerbsquelle, die Nicht-Anerkennung des Privateigenthums an Grund und Boden, endlich die von den Bauern gehegte Hoffnung auf eine bald bevorstehende gerechte Umtheilung des Grund und Bodens (die sogenannte „schwarze Umtheilung"), — all' dies sollte ja genügenden Ersatz bieten für die modernen sozialistischen Ideen und die Propaganda des „reinen Sozialismus" entbehrlich machen. Einzelne Gruppen, besonders unter den „Dörflern" (die unter den Bauern thätigen Narodniki) gingen in der Anpassung des Sozialismus an das „Volksthümliche" so weit, daß sie sogar die herkömmlichen verstockten Vorstellungen der Bauern zu sozial-revolutionären Zwecken ausnutzen zu dürfen glaubten. Wir erinnern nur an die „Tschigiriner Verschwörung," welche von einigen „Narodniki-Buntari" im Namen — des Zaren organisirt wurde ..... Kurz, der ohnehin unklare Sozialismus der „Narodniki" lief Gefahr, in ein barbarisches Gemisch von modern-europäischen und archaischen, auf den naturwüchsigen „Bauer-

Digitized by Google

schädel" zugeschnittenen Begriffen auszuarten. Dagegen blieb das „spezifisch-Russische" in politischer Beziehung auch von den „Narodniki" nach wie vor ganz unberücksichtigt. Niemand wollte etwas von „Politik," d. h. von einem direkten Kampfe mit der Regierung, wissen: die anarchistische Auffassung, die jede politische Thätigkeit, als anti-sozialistisch, als ketzerisch verdammte, erwies sich eben stärker, als die nur zu fühlbare brutale Sozialistenhetze, welche die Regierung ins Werk gesetzt hatte.

Was die praktische Thätigkeit der Narodniki anbetrifft, so bestand diese, den oben entwickelten Ansichten gemäß, hauptsächlich in Agitation und Organisation, soweit dies eben unter den russisch-polizeilichen Verhältnissen möglich war. Die Propaganda des Sozialismus trat dagegen ganz zurück, besonders auf dem Lande. Man ging jetzt auch viel behutsamer und praktischer zu Werke, als ehedem. Auf die Zeit des „Ins Volk Gehen," der wandernden Propaganda, war die Zeit der „Ansiedlungen" gefolgt. Man setzte sich in einer bestimmten Gegend gruppenweise oder auch einzeln fest, so daß jede solche „Ansiedlung" zu einem Zentrum wurde, von wo aus die Revolutionäre auf die umliegende Bevölkerung einzuwirken suchten. — Auf eine nähere Schilderung der praktischen Thätigkeit der Narodniki können wir jedoch nicht eingehen. Wir bemerken nur, daß die Resultate der gefahr- und opfervollen Arbeit keineswegs den Erwartungen entsprachen, — zumal die sehnsüchtig erwartete allgemeine Volkserhebung noch immer nicht ausbrechen wollte.

Indeß machten sich die so doktrinär-hartnäckig mißachteten politischen Verhältnisse immer drückender fühlbar. Eine Gruppe nach der anderen fiel in die Hände der Polizei; gerade die tüchtigsten Kräfte wurden fortwährend aus den Reihen der Kämpfer herausgerissen, um in den Einzelzellen, in den Zentralgefängnissen, in der Peter-Pauls-Festung, in den Einöden und Bergwerken Sibiriens lebendig begraben zu werden. Die schwere, rücksichtslose Hand der zarischen Polizei lastete wie ein Alp auf allen Unternehmungen der Revolutionäre. Besonders die in den Städten wirkenden Narodniki hatten Gelegenheit genug, die ungeheure Bedeutung des Polizeiapparats zu ermessen. Wir holen gleich nach, daß die Narodniki, trotz ihrer theoretischen Ansichten von der ausschließlichen sozial-revolutionären Bedeutung der „Obschtschina" und der Bauern, dennoch, aus rein praktischen Rücksichten, vielmehr auf die großen Städte, die Sammelpunkte der studirenden Jugend und der Industriearbeiter, als auf die eigentlichen Pflanzstätten neuer revolutionärer Kräfte, angewiesen waren. So kam es denn dahin, daß die städtischen Revolutionäre allmälig, ohne sich einmal dessen bewußt zu sein, das Gebiet der „Politik" betreten mußten. Die rauhe Wirklichkeit hatte also wiederum eine Bresche in die theoretische Festung des „volksthümelnd"-anarchistischen Sozialismus gelegt.

Zunächst waren es ganz vereinzelte Versuche, ohne System und Plan, mit welchen der politische Kampf begann. Der Selbsterhaltungstrieb und das Rachegefühl, keineswegs aber eine bewußte Aenderung in den bisherigen Ansichten, erzeugten die ersten Akte der Gegenwehr. Bald leistete ein Revolutionär den ins Haus eindringenden Gensdarmen bewaffneten Widerstand, bald wurde an einem Spion Rache genommen, oder ein besonders wüthender hochgestellter Zarendiener ermordet. Erst der Schuß der Wjera Sassulitsch auf den General Trepow (24. Januar 1878) leitete die Periode des systematischen terroristischen Kampfes ein. Noch immer aber wurde der Terrorismus blos als ein Mittel der Vertheidigung und Rache aufgefaßt, keineswegs als ein politisches Kampfmittel zur Verwirklichung der Parteizwecke. Letztere Bedeutung erhielt der Terrorismus erst mit dem Auftreten der Partei der „Narodnaja Wolja" (Volkswille).

Digitized by Google

Selbstverständlich mußte der eben begonnene terroristische Kampf mit der Regierung sehr bald auch auf die rein theoretischen Ansichten der Narodniki rückwirken. In den Kreisen der städtischen Revolutionäre, die jenen Kampf unternommen hatten, begann sich eine neue Richtung geltend zu machen, die den Schwerpunkt der revolutionären Thätigkeit in das Gebiet der „Politik" verlegt wissen wollte. Dieser „nach Konstitutionalismus riechenden" Ansicht traten nun die Meisten der „Dörfler" mit Entschiedenheit entgegen. Diese Meinungsverschiedenheiten über das Verhalten der Partei zur politischen Thätigkeit führten, nach einer Reihe innerer Kämpfe, eine endgiltige Spaltung innerhalb der alten Narodniki herbei.

Am Ende des Jahres 1879 finden wir bereits die aus dem Kampfe hervorgegangene, von erfahrenen, energischeu, todesmuthigen Männern organisirte und geleitete, — Partei der „Narodnaja Wolja," mit dem berühmten „Exekutiv-Komité" an der Spitze, in Thätigkeit. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die steigende Verwendung des Dampfes als bewegender Kraft bietet einen ganz guten Gradmesser für die wachsende Verdrängung der alten, überlebten Produktionsformen durch die moderne große Industrie. Wo der Dampf als Betriebskraft sich einbürgert, setzt er bereits eine ziemlich entwickelte Arbeitsmaschinerie voraus, der er den belebenden Athem einhaucht. Aufschwung der Industrie und Vermehrung der Dampfanlagen gehen daher Hand in Hand.

Wir haben über diese Entwicklung in Preußen bis zum Jahre 1888 in dieser Zeitschrift (1889, Seite 480) bereits kurz berichtet und wollen sie heute bis zum Jahre 1890 weiter verfolgen. Wir legen dabei die Zahlen zu Grunde, welche die „Statistische Korrespondenz" (1890, Nr. 26, 32, 40) enthält und welche, wie wir gleich weiter bemerken wollen, die Lokomotiven, sowie die von der Militärverwaltung und der deutschen Kriegsmarine benutzten Dampfmotoren nicht einschließen.

Man zählte in Preußen

	feststehende Dampfkessel	feststehende Dampfmaschinen	bewegliche Dampfkessel und Lokomobilen
Anfang 1889	47 151	45 192	12 177
„ 1890	48 538	46 554	12 822

Innerhalb eines Jahres vermehrten sich also die feststehenden Dampfkessel um 2,9 Prozent, die feststehenden Dampfmaschinen um 3,0 Prozent, die beweglichen Dampfkessel und Lokomobilen sogar um 5,3 Prozent. Dagegen betrug die jährliche Bevölkerungszunahme im Deutschen Reiche 1880/85 0,70 Prozent!

Die Zunahme der Lokomobilen weist besonders auf die rapiden technischen Umwandlungen in der Land- und Forstwirthschaft hin. Diese hat von den beweglichen Dampfmotoren schon seit langem den relativ größten Gebrauch gemacht. 1879 bereits verwendete sie in Preußen die Hälfte aller verzeichneten beweglichen Dampfkessel und Dampfmaschinen, 1890 sogar 55 Prozent. Von 2522 wuchs hier die Zahl der erwähnten Kessel und Maschinen auf 7086 an, also nahezu auf das Dreifache, während hier für die ganze Produktion Preußens eine Steigerung von 5536 auf 12 822 eintrat. Aber die feststehenden Dampfkessel und Dampfmaschinen zeigen in der preußischen Land- und Forstwirthschaft ebenfalls eine starke Vermehrung: in den 11 Jahren von 1879 bis Anfang 1890 wuchsen sie von 326 auf 484, bezw. von 210 auf 339. Auch die „Statistische Korrespondenz" betrachtet das als Beweis, daß die Landwirthschaft „mehr und mehr sich bestrebt, die theure Menschen- und Thierkraft durch die billigere Maschinenkraft zu ersetzen, und zu einer immer ausgedehnteren Aufstellung von Lokomobilen behufs Betriebes von Dresch- und anderen Maschinen schreitet". Die Provinzen Sachsen und Schlesien haben es hierin bisher am weitesten gebracht.

Digitized by Google

Mit der Zahl der Motoren müssen wir uns freilich begnügen, da die preußische Statistik über die Größe und Bauart der Kessel, über die Menge und Spannung des treibenden Dampfes und damit über die Leistungsfähigkeit der Maschinen nichts enthält. Wir können aber wohl — trotz alles Geschreis über die wachsende technische und soziale Bedeutung der Kleinmotoren — ruhig behaupten, daß im Durchschnitt die Leistungsfähigkeit der Dampfmotoren ganz rapid von Jahr zu Jahr steigt, sodaß die angeführten Vermehrungen noch lange nicht die wirklichen Umgestaltungen des Produktionsprozesses nach der Seite der Betriebskraft erschöpfen. —ms.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit. (Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Zwanzigstes Kapitel.

Der Wurm in der Rose.

Wenn Eugenie jemals schön gewesen, so war sie es heute in dem schweren weißen Atlaskleid mit dem langen, künstlerisch drapirten Brautschleier.

Sie ging wie eine Königin einher. Die erhabene Feierlichkeit ihrer Stimmung breitete sich über ihr ganzes Wesen aus und erfüllte Alle, die sie sahen, mit ehrfurchtsvoller Scheu.

Als Aurange sie aufsuchte, um sie zur Fahrt nach der zwanzig Minuten entfernten Dorfkirche abzuholen, erschrak er beinah vor ihrer Majestät.

Er wußte, daß sie ihm eine ihrer sentimentalen Szenen machen würde und er hatte sich fast krankhaft davor gefürchtet.

Denn er war weniger als je in der Stimmung, pathetische Reden über die Heiligkeit der Liebe und höchste Pflichten anzuhören.

Eugenie ergriff seine beiden Hände und sah ihm tief in die Augen. Dann sagte sie: „wir stehen vor dem ernsthaftesten Wendepunkt unseres Lebens, Heinrich! Von heute an werden wir Eins sein. Habe Geduld mit meinen Schwächen, theurer Mann, und wenn ich Dich nicht immer so lieben sollte, wie Du es von Deinem Weibe verlangen darfst, so hilf mir, es zu lernen."

Ihre schönen, ernsten Augen schimmerten feucht. Aurange neigte sich stumm über ihre Hand und bot ihr dann den Arm, um sie fortzuführen.

Sie glaubte, er sei so bewegt und so feierlich gestimmt wie sie selbst.

Vor den Sinnen des gelangweilten Aurange dagegen gaukelte das verführerische Bild der eben aus Paris zurückgekehrten, kleinen Frau Oldesloh. Der Druck ihrer kleinen Hand, ihr bis über den Knöchel vorgestrecktes, reizendes Stiefelchen, die berückende Rundung ihres Wuchses und der kecke, schmeichelnde Aufblick ihrer langumwimperten Augen hatten ihn elektrisirt. „Ja, ich bin entzückend", schien sie zu sagen; „und wenn Du schlau genug bist, und Schneid hast, entzücke ich Dich im Besonderen."

„Die Nettelboom hat ein geradezu unverschämtes Glück", sagte Cölestine Dahlen zu Asta Werdenried; „reich wie Kleopatra und dazu noch diesen schönen, vornehmen Mann! 's ist eigentlich ein Skandal."

Digitized by Google

„Das Glück hat eben seine Lieblinge", meinte Asta; „aber mir würde an ihrer Stelle vor der Götter Neide grauen."

* * *

Das junge Paar wollte die ersten acht Tage seines Honigmondes in Josephshagen verleben und dann in Etappen nach Madrid reisen, wohin das Amt Aurange rief.

Eugenie hatte zwar sehnlichst gewünscht, vorher eine Hochzeitsreise durch Italien und Griechenland zu machen, um den Geliebten an Ort und Stelle in die Schönheiten griechischer Baukunst einzuweihen; aber da Aurange keine Lust dazu zu haben schien, gab sie diesen Lieblingswunsch auf.

So entfaltete sich in Josephshagen ein glänzendes, lustiges Leben, von dem jeder Tag ein Festtag war. Es fiel nicht weiter auf, daß die junge Baronin Aurange bleich und zerstreut war. Sie zog sich fast ganz in ihre Privatgemächer zurück und überließ es Fräulein Braunsdorf, an ihrer Stelle die Honneurs zu machen.

Von den Gästen spielte indessen Feo Oldesloh die glänzendste Rolle. Sie verwunderte die Damen durch die Neuheit ihrer zahlreichen Toiletten und fesselte die Herren durch rasch erlernte Künste. Aber während sie achtlos grimmigen Neid und leidenschaftliche Begehrlichkeit aussäte, verzehrte sie sich innerlich in dem Verlangen nach ihrem Prinzen.

Oldesloh hätte mehr als blind sein müssen, wenn ihm die bedenkliche Putzsucht und Gefallsucht seiner Frau entgangen wäre; aber trotzdem er einsah, daß er sich ein ganz unrichtiges Bild von ihrem Charakter gemacht hatte, war er noch viel zu sehr in das bezaubernde Geschöpf vernarrt, um ihr ernsthaft entgegentreten zu mögen.

Heute hatten Anne-Lise und der Lieutenant von Rosen Josepshagen verlassen. Obwohl Feo sie und den Prinzen scharf überwacht hatte, hatte sie keine erneute Annäherung zwischen ihnen bemerken können. Anne-Lise zeigte sich überhaupt nicht allein. Entweder sah man sie an der Seite ihres Vetters, oder in Gesellschaft Fräulein Braunsdorf's oder Astas.

Letzteres beunruhigte Feo Anfangs ein wenig; aber Astas ganzes Benehmen bewies ihr, daß sie keine Ahnung von dem Vorgang im Aussichtstempelchen, oder irgend etwas damit zusammenhängendem hatte. Wenn aber der Prinz auch nicht mit Anne-Lise zusammengekommen war, so war er einem Alleinsein mit ihr, Feo, dennoch aus dem Wege gegangen.

Man hatte sich nach fast ganz in freier Luft verbrachtem Tag, mit einer den Großstädtern wenig bekannten gesunden Müdigkeit zur Ruhe begeben.

Arthur Oldesloh sprach, während er sich gemächlich auskleidete, von Eugeniens Garten- und Obstkultur, über deren zweckmäßigere Verwerthung er kluge Gedanken auskramte. Brach liegendes Kapital konnte er einmal nicht sehen, sondern stimmte energisch dem Satze „erwirb es, um es zu besitzen!" bei.

Feo nannte die ausgeprägt industrielle Richtung ihres Mannes „kaufmännisch", und verband mit diesem Begriff etwas sehr bürgerlich untergeordnetes, wofür sie ihn im Stillen einigermaßen verachtete. Aber sie sah doch ein, daß sie ihrem Hauptvergnügen, in eleganter Weise Geld zu verthun, nicht so ungestört würde nachgehen können, wenn er nicht mit gleichem Eifer bestrebt gewesen wäre, immer neu zu erwerben. Also ließ sie ihn reden.

Sie saß in einem Schlafrock von granatrothem Seidenplüsch vor dem Spiegel und rieb sich das Gesicht mit einer aus Paris mitgebrachten Lilienpaste ein, was sie jetzt immer vor dem Schlafengehen that. Dann stand sie auf.

Digitized by Google

„Eben fällt mir ein", sagte sie in der gleichgiltigen, etwas matten Sprechweise, die sie ihrem Manne gegenüber an sich hatte, „ich muß Asta noch etwas fragen."

„Jetzt?" meinte Arthur bedauernd. „Aber Du bleibst nicht lang, nicht wahr?"

„Bewahre", sagte sie ungeduldig. „Ich will nur eben. . . ." Ohne den Satz zu beenden, verließ sie das Zimmer.

Als sie nach zwei Stunden mit heißen Augen zurückkehrte, fand sie das Licht zwar noch brennen, aber ihren Mann in festem Schlaf. Sie blieb neben ihm stehen und betrachtete ihn. Sein kurzgeschorenes strohblondes Haar, sein glattes, rosiges Gesicht mit dem Doppelkinn, das blonde, und seiner Blondheit wegen fast unsichtbare Schnurrbärtchen, alles das war eher hübsch als häßlich, aber sie haßte es. Im Vergleich mit dem vornehmen, durchgeistigten Gesicht ihres Geliebten, erschien ihr Arthurs Aeußeres gewöhnlich materiell und nüchtern bis zur Trivialität. Er hatte die vollen Lippen halb geöffnet und schnarchte ein wenig; das war ihr ganz zuwider.

„Wie kann er jetzt nur schnarchen!" dachte sie. „Aber er wird dick und fett, freut sich, daß er eine feine Frau hat und denkt im Uebrigen nur an sein Geld, das Geld nämlich, was er erschachern will. Ich glaube, solche Naturen fühlen ganz verschieden von uns, nämlich viel weniger. Eigentlich sind sie nur Gelderwerbe-Maschinen. Sie zu lieben ist unmöglich. Wenn ihn jetzt doch der Schlag rührte, oder so etwas und ich wäre ihn los!"

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah, auf dem Bett sitzend, gedankenvoll vor sich hin. Ein Maler hätte sie, gerade wie sie da saß, zum Modell eines Genrebildes nehmen können, mit dem Titel Träumerei. Und romantische Gemüther würden für das Bild geschwärmt haben, ohne im Entferntesten zu ahnen, daß die hinter den Märchenaugen schlummernden Gedanken damit beschäftigt waren, ein möglichst bezauberndes Kostüm für eventuelle Witwentrauer zu entwerfen.

„Süß würde ich aussehen", resumirte sie, „und außerdem würde ich reich sein, so daß ich bei einer zweiten Heirath wählen könnte. Vor Allem würde ich mich aber an Denen rächen, die mich gepeinigt haben, an der Dahlen zuerst. Und vielleicht auch ein wenig an „ihm". Es wäre ihm nur recht. Was kann er nur an der Anne-Lise von Rosen gefunden haben? Sie ist doch so schrecklich prosaisch und hat im Ganzen nicht viel Chik. Aber jetzt weiß ich, daß er nur zu wollen braucht, und er soll wollen. Freilich muß ich erst wieder frei sein."

Sie seufzte und blickte wieder nach dem friedlich Schlummernden. Der dicke, rothwangige Mann da sah aus, als habe er ein recht langes Leben verbrieft. Was sollte ihn auch gefährden? Er schlief gut, aß und trank mit gesundem Appetit und regte sich nicht viel auf, Ach, wie verhaßt war ihr diese robuste Gesundheit! Hätte sie ihn ungestraft vernichten können, ohne Besinnen, ja mit wahrer Wonne hätte sie es gethan! Wenigstens glaubte sie es in diesem Augenblick. Seine schwerfällige, reizlose Person stand zwischen ihr und dem Glück! Waghalsige Menschen hatten in solchem Falle gemordet; das könnte sie nicht. Ihr graute vor Gewaltthätigkeiten! Allenfalls noch mit Gift. Aber sie hätte nicht gewußt, wie sich das Gift ohne Aufsehen verschaffen! Und dann entdeckten die Aerzte ja jetzt alles derartige.

Plötzlich erschrak sie heftig. Wohin war sie mit ihren Gedanken gerathen? — O wie furchtbar, furchtbar war das Alles! Den, der ihr am nächsten hätte stehen sollen, verabscheute sie, daß sie ihn zu morden wünschte! — Ach, sie war

Digitized by Google

schlecht geworden! Wenn sie ihres Herzens Gedanken laut ausgesprochen hätte, so würden sich die Menschen schaudernd von ihr abgewendet haben.

Stöhnend glitt sie vom Bettrand zur Erde und auf die Knie. Eine wahnsinnige Angst hatte sie befallen. War sie dazu verdammt, immer zu lügen? — Ja. Denn wenn sie die Wahrheit gesagt hätte, so wäre sie von aller Welt verachtet und verlassen worden, sie, die arme kleine Feo, die doch nur geliebt sein wollte. Das könnte sie nicht ertragen!

„Ach Gott, hilf mir doch! Ach lieber Gott, hilf mir doch!" betete sie, vor Seelenpein halb bewußtlos, ganz laut.

Davon erwachte Oldesloh und richtete sich erschrocken auf.

„Um Himmelswillen, Feo, was ist Dir?!"

Sie stand auf. „Nichts; ich hatte so schwere Gedanken. Vielleicht sterbe ich bald."

Er starrte sie groß an.

„Fehlt Dir denn etwas?"

„Nein, ich denke nur so. Viele Frauen sterben doch bei der Geburt ihres ersten Kindes."

Sie sagte das in dem fast instinktiven Verlangen nach Mitleid, denn sie fühlte wohl, daß ihn dieser Gedanke erschüttern und weich stimmen müsse. Und er redete ihr in der liebevollsten Weise beschwichtigend zu.

Wie ein Kind, brach sie über seinen mitleidigen Worten in Thränen aus, weil sie sich nun erst recht bejammernswerth erschien.

Erst als sie ganz ruhig geworden, und sich zu Bett gelegt hatte, fragte Oldesloh, der inzwischen nach der Uhr gesehen hatte, ob sie denn diese zwei Stunden bei Asta gewesen sei, und ob das die Mama nicht sehr gestört habe?

„Ich bin gar nicht bei Asta gewesen", sagte Feo, „sondern auf dem Balkon."

„Die ganze Zeit auf dem Balkon?"

„Ja. Die Nacht ist nämlich zauberisch; Nachtigallen singen und der Mond scheint. Aber Dir ist das natürlich ganz einerlei, mein guter Arthur; denn es bringt kein Geld ein."

„Du wirst Dir eine Erkältung geholt haben", sagte Oldesloh besorgt. Ihre kleinen Neckereien, die gewöhnlich seine Prosa und seinen Erwerbssinn zum Ziel hatten, machten ihm nicht viel Eindruck. „Junge Damen sind einmal so", sagte er sich, „und ihre Unwissenheit in praktischen Dingen steht ihnen so reizend!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Feos Eheglück.

Das Haus, das Oldesloh für seine junge Frau gemiethet und eingerichtet hatte, lag zu Feos Leidwesen nicht im Westen, sondern im Norden der Stadt, unweit der Oldesloh'schen Fabrik. Sonst war es ein wahrer Palast mit Stallungen, Remisen und einem ziemlich großen schattigen Garten.

Die Herrschaft über dies schöne Anwesen machte Feo in den ersten vierzehn Tagen so viel Vergnügen, daß sie wenig ausfuhr und sogar ihren Mann recht liebenswürdig fand. Sie machte allerhand Hausfrauenversuche und schwelgte förmlich darin, der Mama und Asta all die Herrlichkeiten ihres neuen Reiches vorzuführen.

Oldesloh athmete erleichtert auf. Was er zagend gehofft hatte, schien in Erfüllung gehen zu wollen! In der eigenen Häuslichkeit erwachten die besseren

Digitized by Google

weiblichen Instinkte und machten, so hoffte er, ganz von selbst der übermäßigen Zerstreuungssucht Feos ein Ende.

Leider dauerte dieser glückverheißende Zustand nicht lange. Mit dem Reiz der Neuheit schwand Feos Genügen. Die vielen Besuche, die sie zu machen hatte, gaben den erwünschten Vorwand, täglich auszufahren, theils in Begleitung ihres Mannes, theils allein.

Sie besaß jetzt die so oft ersehnte Equipage mit gallonirtem Kutscher und Diener und schwelgte in dem Bewußtsein, damit den Neid minder glücklicher Freundinnen zu erregen. Aber auch hieran gewöhnte sie sich ungemein rasch und wurde gleichgiltig dafür. Auch die Diners und Soireen, die sie jetzt gab, befriedigten sie nicht. Je müheloser alles dieses zu erreichen war, desto schaler erschien es ihr. Eines nur behielt immer gleichen Reiz, das waren ihre geheimen Zusammenkünfte mit dem Prinzen.

Diese Zusammenkünfte fanden Anfangs am dritten Ort statt, aber Feo erschien das bald zu umständlich, und sie empfing den Prinzen in einem Gartenpavillon, welcher einen separaten Eingang von einer wenig belebten Straße aus hatte.

Prinz Friedrich war, nachdem Anne-Lise von Rosen ihm bedeutet, daß er weitere Annäherungsversuche ein für allemal unterlassen möge, mehr als er selbst es für möglich gehalten hätte, in das Schlepptau der temperamentvollen und sinnlichen Feo gerathen. Da Oldesloh oft bis zum späten Nachmittag in seinem Fabrikkomptoir thätig war, so fand sich genugsam Gelegenheit zu ungestörtem Beisammensein.

Arthur Oldesloh, welcher mit jedem Tage schmerzlicher empfand, daß ihm seine kleine Frau innerlich fremd war und blieb, hätte vielleicht mit Ernst auf sie einzuwirken versucht, wenn ihn nicht seine Schwiegermutter beständig ermahnt hätte, die „arme süße kleine Feo“ ihres Zustandes wegen zu schonen und vor der Hand jede mögliche Rücksicht zu nehmen. Rücksichten und immer Rücksichten! Aber eine Rücksichtslosigkeit wäre unter diesen Umständen ein Verbrechen gewesen.

Asta, die indessen das gewohnte ermüdende Dasein eines vielgeschäftigen Müßiggangs fortführte, beneidete ihre vom Glück bevorzugte Schwester um Manches; am meisten aber um das zu erwartende Mutterglück. Sie begriff Feo in Vielem nicht mehr. Der ungeheuren Verantwortung für das an Leib und Seele von ihr abhängende, werdende Geschöpfchen schien sie sich gar nicht bewußt zu sein. Statt daß sie sich in Rücksicht auf ihren Zustand seelisch und körperlich hütete, machte sie alle Vergnügungen mit, tanzte Nächte hindurch und dachte in erster Linie daran, ihrer Figur möglichste Eleganz zu erhalten.

Einmal als Asta ihre Schwester ganz von Toilettensorgen erfüllt mit ernsthaft prüfenden Blicken vor ihrem großen Drehspiegel stehen fand, konnte sie ihre Entrüstung über das, was sie eine sündhafte Gewissenlosigkeit nannte, nicht unterdrücken.

„Wie kannst Du nur jetzt so viel Werth auf das Aussehen legen!“ rief sie.

Feo sah sie erstaunt an. „Meinst Du, ich solle eine lächerliche Figur aus mir machen? eine Vogelscheuche?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Asta. „Ich weiß so gut wie Du, daß man desto mehr Sorgfalt auf die Toilette verwenden muß, je weniger gut man aussieht. Mama predigt es mir alle Tage. Aber Du übertreibst die Eitelkeit auf Deine Figur. In Deinem Fall ist die Gesundheit doch ungleich wichtiger, als die Eleganz, und nicht für Dich allein; das weißt Du. Das heißt, ich meine, Du solltest es wissen und daran denken!“

Digitized by Google

„Du bist komisch!“ rief Feo erröthend. „Ich thue, was der Doktor sagt. Er selbst will, daß ich mir Bewegung mache, und ich bin noch lange nicht so leichtsinnig, wie viele andere junge Frauen.“

„Schlimm genug für die Anderen,“ sagte Asta. „Ich finde es einfach Sünde, wie Du Dich schnürst!“

Feo wandte sich mit einer Bewegung der Ungeduld ab. „Bitte erlaß mir die Fortsetzung Deiner Predigt,“ sagte sie, „oder rede wenigstens von Dem, was Du verstehst.“

Sie wußte, daß sie mit dieser letzten Bemerkung Asta empfindlich verletzte. Denn Asta krankte im Stillen an dem Kummer, daß ihr das Glück der Ehe vom Schicksal versagt zu sein schien, und schämte sich gleichzeitig dieses Kummers, der mit dem Fluch der Lächerlichkeit behaftet war.

Feo war gerade gegen Asta meist liebevoll und zart; denn Asta hatte ihr ungezählte kleine Opfer gebracht und war das einzige Wesen, von dem sie sich uneigennützig geliebt wußte. Ihre Reizbarkeit in diesem Augenblick entsprang ihrem Schuldgefühl. Ahnte denn nur diese wohlweise Moralpredigerin, wie viel sie vor aller Welt geheim zu halten hatte? Wie sie heiteren Muthes betrügen und sich verstellen mußte? Wie sie sich in geheimer Angst verzehrte, daß die vorzeitige Geburt dieses unglücklichen kleinen Wesens sie vor ihrem Gatten wenigstens blosstellen könne?!

Ja, Asta hatte gut reden. Ihr größtes Verbrechen war bisher der heimliche Verkehr mit den Rosen's gewesen. Was wußte sie von den Qualen eines Daseins, das sich in beständiger Todesangst vor irgend einer vernichtenden Entdeckung hinschleppt?

Wirklich erfolgte Feos Niederkunft zwei Monate zu früh; aber das Kind kam todt zur Welt, und der Hausarzt, ein liebenswürdiger junger Mann, dem Feo endlich in ihrer Herzensangst gebeichtet hatte, sprach von einer Frühgeburt. Er freilich wußte, daß der unglückliche Verlauf in diesem Falle ganz allein der fehlerhaften Verhaltungsweise, insonderheit dem unsinnigen Schnüren der jungen Frau zugeschrieben werden mußte; aber sie hatte ihn zu spät ins Vertrauen gezogen und jetzt konnte er nichts mehr für sie thun, als ihr verhängnißvolles Geheimniß zu bewahren. Feo selbst schwebte wochenlang am Rande des Grabes.

Die Gräfin Werdenried nahm in dieser schweren Zeit alle Kondolenz-Visiten entgegen. Sie wußte ihren mütterlichen Schmerz in hübsche salonmäßige Worte zu kleiden und besonders die Niedergeschlagenheit und Seelenangst ihres „theuren, prächtigen“ Schwiegersohnes ergreifend zu schildern. Das regte die Besucherinnen recht angenehm auf. Familienkatastrophen jeder Art bringen der oft ganz unerträglichen Fadheit der Salon-Unterhaltungen willkommene Würze.

Indessen hatte Asta einen Theil der Pflege ihrer Schwester übernommen und sie fühlte sich in dem verdunkelten Krankenzimmer zum ersten Mal in ihrem Leben wichtig und nützlich. Dies Gefühl that ihr so wohl, daß sie den Gedanken faßte, Diakonissin zu werden. Sie schrieb deswegen an Lenore, um sich Rath und Informationen zu erbitten; erhielt auch ausführlich Antwort. Aber Lenorens sachlicher Bericht über das Leben und die Pflichten einer Diakonissin schreckte Asta zurück. Den Kranken Freundlichkeiten erweisen und sie pflegen, das hätte sie gekonnt. Aber alle die Nebenarbeiten, die in das Hausmädchenressort zu gehören schienen? Und das grobe Essen und das frühe Aufstehen? Nein; einem solchen Dasein fühlte sie sich weder geistig noch körperlich gewachsen! So gab sie seufzend auch diesen Plan auf; obwohl ihr Leben, sowie die Gefahr Feos und damit die Aufregung vorüber war, ihr öder und zweckloser erschien als je.

Digitized by Google

Feos gute Natur hatte die Krisis überwunden; aber der Arzt mußte dem eben aufathmenden Oldesloh mittheilen, daß sie ein zweites Wochenbett nicht würde durchmachen können, daß er daher auf das Glück, Kinder zu haben, ein für allemal verzichten müsse.

Dies war für Oldesloh ein furchtbarer Schlag. Wie bei Allen, die sich mühevoll emporgearbeitet, hing sein ganzes Herz an dem Gedanken, die Frucht seiner Lebensarbeit seinen Nachkommen zu vererben. Als er um Feo warb, war der frohe Gedanke mitbestimmend gewesen, daß die Kinder dieser zarten Aristokratin eine verfeinerte und veredelte Auflage seines Selbst sein würden. Und als seine blinde Bewunderung für die schöne Frau allmälig bitterer Enttäuschung wich, war es immer wieder der Gedanke an ihre Kinder, was ihn mit ihr aussöhnte und seinen Muth belebte. Er hatte nun einmal die närrische Vorliebe für aristokratisches Wesen. Dies Wesen an seinen eigenen Kindern bewundern zu können, war seit langem der Gipfel seines Ehrgeizes.

Und nun war der stolze Traum, sein Glück und seine Hoffnung mit einem Schlage vernichtet!

Feo ahnte von dem tiefen Schmerz ihres Mannes nichts. Sie hatte körperlich schwer gelitten und war jetzt matt wie eine Fliege im Winter. Ihre Mutter und Arthur, die so traurige Gesichter machten, mochte sie kaum sehen; nur Astas Nähe war ihr angenehm.

„Ich kann es gar nicht verschmerzen, daß das Baby todt ist!“ sagte Asta einmal mit unwillkürlich vorbrechenden Thränen.

„Ja!“ seufzte Feo. „Es ist wirklich sehr hart, alle diese Schmerzen aushalten zu müssen und nicht einmal etwas davon zu haben! Warum müssen gerade wir Frauen so schrecklich viel leiden? Leiden und immer wieder leiden, während die Männer blos das Vergnügen haben! Der liebe Gott ist nicht gut, wenigstens gegen die Frauen nicht. Er hat Schmerz und Freude gar zu ungleich vertheilt!“

„Lenore sagt, es sei nicht wahr,“ bemerkte Asta.

„Was sei nicht wahr?“

„Daß die Frauen schlecht weggekommen wären; und das ist eigentlich wunderbar; denn sie hat Tag für Tag mit kranken, erbärmlich elenden Frauenzimmern zu thun.“

„Wie denn? Mit was für Frauenzimmern?“

„Du weißt, sie hat so eine Klinik.“

Feo dachte ein wenig nach. „Wahrscheinlich glaubt sie selbst nicht, was sie Anderen vorredet,“ sagte sie dann. „Wie will sie's begründen?“

„Sie sagt, das Nerven- und Empfindungsleben der Frauen sei im Allgemeinen lebhafter als das der Männer. Wenn daher die Ersteren leidensfähiger wären, so seien sie um eben so viel genußfähiger. Besonders die Liebe, die das Leben der Frauen doch mehr oder weniger durchdränge, schaffe ihnen nicht allein mehr Leiden, sondern auch ein reineres, intensiveres Glück, als es Männern beschieden sei. Ich weiß nicht, ob sie recht hat, denn ich habe mich nie verliebt.“

Feo schwieg; aber ihre Gedanken wanderten aus dem langweiligen Krankenzimmer sehnsuchtsvoll nach Dem, den sie liebte. „Es ist wahr,“ dachte sie; „die Liebe ist das einzige Glück, dessen man nicht müde wird. Und sie ist der größten Opfer werth!“

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 21. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Die russische revolutionäre Bewegung einst und jetzt.

Von W. Kritschewsky.

III.

In diesem Kapitel gehen wir zur Darlegung der Ansichten und der praktischen Thätigkeit der „Narodnaja Wolja“ über. Dabei werden wir aber thunlichst ausführlich sein müssen, — und zwar deshalb, weil gerade die „Narodnaja Wolja“ einerseits den Höhepunkt der ganzen Bewegung bildet, und andererseits von allen früheren Richtungen diejenige ist, die uns in ausgeprägtester Weise das Eigenthümliche der russischen revolutionären Bewegung offenbart. Außerdem hat die „Narodnaja Wolja,“ sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht, die dauerndsten Nachwirkungen erzeugt, so daß die Ansichten und Bestrebungen dieser Richtung noch für die gegenwärtige Situation — positiv oder negativ — von Bedeutung sind. Endlich wird uns eine ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes vielfach Gelegenheit bieten, manche Lücke in der bisherigen Darstellung auszufüllen.

Vor Allem gebührt der „Narodnaja Wolja“ das Verdienst, zum ersten Mal seit dem Beginn der Bewegung, die Nothwendigkeit eines direkten politischen Kampfes mit der Regierung proklamirt zu haben. Zum ersten Male wurde hier die doktrinäre anarchistische Auffassung über Bord geworfen. Daß der politische Kampf mit terroristischen Waffen geführt werden mußte, war — für die Terroristen selbst — eine traurige, ihnen vom zarischen Despotismus auferlegte Nothwendigkeit: der „rothe Schrecken“ der Revolutionäre war eben die einzig mögliche und wirksame Antwort auf den „weißen Schrecken“ der russischen Regierung.*) — Mit der „Narodnaja Wolja“ tritt die Bewegung in eine neue Phase — jedoch weit mehr in praktischer als in theoretischer Beziehung. Die alte „Volksthümelei“ steckte zu tief auch in den Köpfen der „Neuerer,“ um einen völligen Umschwung in der „spezifisch-russischen“ Anschauungsweise möglich zu machen. Außerdem

*) Der Leser wird daraus leicht ersehen können, wie grundfalsch es ist, die russischen Terroristen mit den europäischen Anarchisten in einen Topf werfen zu wollen — was so häufig in der bürgerlichen und — anarchistischen Presse geschieht.

Digitized by Google

muß noch erwähnt werden, daß das Programm der „Narodnaja Wolja“ eigentlich ein Kompromißprodukt darstellt: gewisse Zugeständnisse an die alte Richtung waren nothwendig, um die Schwankenden zum Beitritt zu den „Neuerern“ zu bewegen. Man suchte daher die neue, von den Verhältnissen selbst aufgezwungene Taktik mit den alten theoretischen Grundlagen in Einklang zu bringen. Dies konnte aber, wie wir gleich sehen werden, nur auf Kosten der Konsequenz, vermittelst willkürlicher Annahmen und endlich — eines kühnen Sprungs in ein dem Anarchismus entgegengesetztes Extrem, geschehen.

Der Glaube der Narodniki an das unmittelbare Bevorstehen einer gründlichen sozialen Revolution in Rußland, an die Möglichkeit, die sozialistische Ordnung, Dank der „Obschtschina“ und den „kommunistischen Instinkten“ der Bauern, ohne Dazwischenkunft des Kapitalismus, einzuführen — dieser Glaube wurde ungeschwächt auch von den „Narodowolzi“ beibehalten.*) Während aber die Ersteren konsequenterweise die Verwirklichung jener Ziele ausschließlich von einer mächtigen Volkserhebung erwarteten, und demgemäß eine vorherige Organisations- und Agitations-Arbeit unter der Volksmasse als unbedingt nothwendig betrachteten — glaubten die Letzteren, eben dasselbe aus eigener Kraft, ohne Mitwirkung des Volkes, erreichen zu können. Die Formel der Ersteren lautete: „Alles für und durch das Volk,“ die der Letzteren: „Alles für das Volk — durch einen Theil desselben,“ d. h. wie wir sehen werden, durch die „Partei der Narodnaja Wolja.“ Auf welchem Wege? — Der von der „Partei“ eben begonnene Kampf mit der Regierung sollte, nach der Ueberzeugung der Narodowolzi, eine politische Umwälzung, d. h. den Sturz des Absolutismus, die Bildung einer provisorischen Regierung, und endlich die Einberufung einer, auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes gewählten Konstituante herbeiführen. Sei diese „nächste Aufgabe“ der Partei einmal erfüllt, so stehe auch dem Triumph des Sozialismus, resp. der „traditionellen“ Volksideale, nichts mehr im Wege: die politische Umwälzung werde nicht etwa den Sieg des Kapitalismus, die Bourgeois-Herrschaft, sondern den Sieg des Sozialismus, die Volksherrschaft, zur unmittelbaren Folge haben. Und was bürgt uns dafür? Die durchaus volksthümliche Zusammensetzung der Konstituante. Es wurde nämlich angenommen, daß die konstituirende Versammlung, entsprechend der Zusammensetzung der Bevölkerung, eine überwältigende „sozial-revolutionäre“ Mehrheit (90 Prozent sämmtlicher Deputirten!) enthalten werde. Später kam an die Stelle jener Annahme, oder vielmehr als Ergänzung zu derselben, ein noch phantastischeres Element hinzu. Danach sollte die provisorische revolutionäre Regierung, unmittelbar nach dem Sturz des Absolutismus, selbst „die Gewalt usurpiren“ und — eine „ökonomische Umwälzung“ vollziehen, um erst auf diese Weise volksthümliche Wahlen für die Konstituante zu Stande zu bringen. Endlich sollten die Organisation und Ausführung der politischen Umwälzung auf dem Wege der geheimen Verschwörung geschehen. — Der bisherige Anarchismus war also durch den reinsten „Jakobinismus“ oder „Blanquismus“ ersetzt.

Bekanntlich gingen all' diese kühnen Pläne und Hoffnungen der „Narodnaja Wolja“ ebenso wenig in Erfüllung, wie diejenigen aller früheren Richtungen. Die „Narodnaja Wolja“ überschätzte eben ihre eigene Kraft in noch viel höherem Grade, als dies bei ihren Vorgängern der Fall gewesen war. Andererseits unterschätzte sie so sehr die Macht und Widerstandsfähigkeit der Regierung, daß sie,

*) Bezeichnenderweise heißt es in der Prinzipienerklärung des „Programms des Exekutivkomites“: „Unseren Grundüberzeugungen nach sind wir Sozialisten und — Narodniki.“

Digitized by Google

ohne auf eine Volkserhebung zu rechnen und ohne darauf hinarbeiten zu wollen, die Verwirklichung ihrer Pläne — und zwar in ganz absehbarer, ja in nächster Zeit — von einem durch die „Partei" allein ins Werk zu setzenden Handstreich erwartete.

Und auf welche Schichten der Bevölkerung gedachte sich dabei die „Narodnaja Wolja" zu stützen? — Bei Betrachtungen dieses Punktes wird uns der eigenthümliche Charakter der neuen Richtung besonders klar vor Augen treten.

Zunächst einige Bemerkungen über das Verhältniß der russischen „Sozialisten-Narodniki" zum wissenschaftlichen Sozialismus. Wir haben gesehen, wie die rückständigen ökonomischen Verhältnisse Rußlands: die erst im Keime vorhandenen modernen Klassengegensätze, die durchaus überwiegende Bedeutung der Bauernschaft mit ihrer „Obschtschina," die geringe Entwicklung der großen Industrie und damit auch der industriellen Arbeiterklasse, — jenen eigenthümlichen „russischen Sozialismus" erzeugten*), der unter dem Namen „Narodnitschestwo" (Volksthümelei) bekannt ist. Wir haben ferner gesehen, daß auch die „Narodnaja Wolja" auf dem Boden des „Narodnitschestwo" fußte. Nun bestand eine der Grundlagen des „Narodnitschestwo" in der Ueberzeugung, daß gerade die Bauernschaft mit der „Obschtschina" dazu berufen sei, die sozialistische Gesellschaftsordnung zu begründen. Die Wirklichkeit kümmert sich aber bekanntlich sehr wenig um diese oder jene „theoretische Grundlage," die nicht den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Die unerbittliche Wirklichkeit hatte denn auch gezeigt, daß einerseits die Bauernschaft jene ihr vom „russischen Sozialismus" zugewiesene Mission weder zu erfüllen, noch auch nur zu begreifen im Stande war, und daß andererseits vor Allem mit dem Despotismus aufgeräumt werden mußte, wobei die Bauernschaft gar nicht mehr in Betracht fallen konnte. Die „Narodnaja Wolja" sah sich daher gezwungen, mit der anarchistischen „Furcht vor der Politik" auch die Hoffnung auf die Bauernschaft, als auf einen aktiv-revolutionären Faktor, aufzugeben. Dies hinderte jedoch die „Narodnaja Wolja" nicht, nach wie vor in der Theorie dem alten „bäuerlich-sozialistischen" Standpunkte treu zu bleiben. Ja, dieser Widerspruch zwischen der alten Theorie und der neuen Praxis erklärt u. E. am besten den jähen Sprung der „Narodnaja Wolja" aus dem Anarchismus in den Blanquismus: denn, sagten sich die Narodowolzi, ist die Bauernschaft auch nicht im Stande, für ihre „Ideale" selbst zu kämpfen, so bürgen doch nichtsdestoweniger eben jene „Ideale" dafür, daß nach Beseitigung des Hauptfeindes, des Despotismus, Rußland sofort in die sozialistische Phase „hineinspringen" werde. Es gelte also nur, mit dem Despotismus reinen Tisch zu machen — und dazu dünkte sich die „Narodnaja Wolja" stark genug, auch ohne die Bauernschaft. Ein politischer Kampf aber, der sich nicht auf eine bestimmte, durch gleichartige ökonomische Interessen zusammengehaltene Klasse stützt, d. h. nicht zugleich ein Klassenkampf ist, muß nothwendigerweise zum Blanquismus, zur Verschwörerei führen.

Neben und im Gegensatz zu der „Narodnaja Wolja" entwickelte sich nach der Spaltung d. J. 1879, ebenfalls aus dem alten „Narodnitschestwo," eine andere Richtung, die des „Tschornij Peredjel" (Schwarze Umtheilung). Auch diese Richtung — die übrigens viel konsequenter war, als die der „Narodnaja Wolja" — war, wenn auch auf eine andere Weise, gleich weit davon entfernt, die Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus zu begreifen und zur Richtschnur ihrer Taktik zu machen. Diese Richtung betonte nun zwar die Nothwendigkeit,

*) Selbstverständlich unter dem Einfluß des west-europäischen Sozialismus.

Digitized by Google

sich auf das „Volk," in erster Linie auf die Bauernschaft, zu stützen und strebte demgemäß die Bildung einer „Volkspartei" an; allein diese „Volkspartei" sollte keine politische, sondern eine rein ökonomische sein, und sich mit „Politik" nur insofern beschäftigen, als dies der russische Despotismus nothwendig macht, d. h. sich lediglich auf eine terroristische Vertheidigungs-Politik (Ermordung von Spionen und besonders schädlichen Regierungsbeamten ꝛc.) beschränken.

Mit anderen Worten, der „Tschornij Peredjel" dachte an einen Klassenkampf, der nicht zugleich ein politischer Kampf, die „Narodnaja Wolja" dagegen an einen politischen Kampf, der kein Klassenkampf sein sollte. In beiden Fällen erweist sich also der „russische Sozialismus" gleich unfähig, der Kritik des wissenschaftlichen Sozialismus Stand zu halten und die Bewegung in richtige Bahnen zu lenken.

Ueberhaupt war der Sozialismus von den „russischen Sozialisten" aller Schattirungen eher als eine gewisse ethische Theorie, als das Ideal des Guten und Gerechten, aufgefaßt, denn als — um mit Fr. Engels zu reden — „der theoretische Ausdruck des thatsächlichen Klassengegensatzes zwischen Bourgeoisie und Proletariat." Freilich waren daran hauptsächlich die — bereits erwähnten — ebenfalls thatsächlichen, rückständigen ökonomischen Verhältnisse Rußlands schuld; die Trägerin der Bewegung, die „Intelligenz," mußte, entsprechend ihrer „klassenlosen" Stellung, selbst durch ideologische Motive geleitet, auch zu jener ideologischen Auffassung des Sozialismus gelangen. Es folgt nun aber daraus, daß der Sozialismus die praktische Thätigkeit, die Taktik der russischen Sozialisten, sehr wenig beeinflussen konnte. Ja, man dachte nicht einmal daran, im Sozialismus Anweisungen für die Praxis zu suchen. Vielmehr waren es immer der thatsächliche Verlauf der Bewegung, die handgreifliche Wirklichkeit, die um den Preis zahlloser Opfer gemachten Erfahrungen, welche die jeweiligen Aenderungen in den Programmen und der Taktik bestimmten.

So ging es, wie wir gesehen haben, bei der Frontänderung der „Narodnaja Wolja" in Bezug auf die politische Thätigkeit. Der politische Kampf mit der Regierung war ihr gleichsam von den Umständen selbst aufgedrängt. Als sie aber nachträglich die Nothwendigkeit und Berechtigung der neuen Taktik auch theoretisch zu begründen suchte, griff sie zu den Theorien — eines Dühring, wonach das „politisch-juristische Element vorherrschend" sei — als ob der „Marxismus," der wissenschaftliche Sozialismus, endlich der von der europäischen Arbeiterklasse geführte politische Kampf, nicht bereits jene Nothwendigkeit unwiderleglich erwiesen und begründet hätten.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit der anderen wichtigen Verschiebung, welche die „Narodnaja Wolja" den anderen Richtungen gegenüber aufweist. Dies führt uns zugleich auf die oben gestellte Frage zurück: Auf welche Bevölkerungsschichten rechnete die „Narodnaja Wolja" in ihrem Kampfe gegen die Regierung?

Wir haben bereits gesehen, daß und warum die „Narodnaja Wolja" auf die Bundesgenossenschaft der Bauern verzichten mußte. Es wird nur noch die Heranziehung einzelner Persönlichkeiten aus der Bauernschaft empfohlen; auf eine umfassende Thätigkeit unter den Bauern wird prinzipiell verzichtet. Als sich nun die „Narodowolzi" nach anderen Bundesgenossen umzusehen begannen, so mußten sie unbedingt vor Allem an — die städtischen Arbeiter denken. Im Laufe der Bewegung hatte es sich nämlich gezeigt, daß die städtischen Arbeiter, die in den theoretischen Ansichten der russischen Sozialisten einen sehr geringen Platz einnahmen, ein weit höheres Interesse und Verständniß für die sozialistischen

Digitized by Google

Ideen an den Tag legten, als die idealisirten „instinktiv-kommunistischen" Bauern.*) Ja, die russischen Arbeiter hatten bereits der Bewegung zahlreiche überzeugungstreue, tüchtige Kämpfer geliefert.

So waren es denn wiederum rein praktische, erfahrungsmäßige Erwägungen, welche die Aufmerksamkeit der „Narodnaja Wolja" auf die städtischen Arbeiter lenkten. An die Stelle der Bauern sollten also die Arbeiter treten. Auch hier aber finden wir keinen Hinweis auf die historische Rolle der Arbeiter, als einer Klasse, die in erster Linie dazu berufen ist, die Vorhut der Befreiungsarmee zu bilden, die „Todtengräberin" der alten Gesellschaft zu werden. Diese Rolle sollte ja so ziemlich die über dem Volke, über den Arbeitern stehende, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte „Partei der Narodnaja Wolja" übernehmen. Die Arbeiter werden vielmehr aus — wir möchten fast sagen — technisch-insurrektionellen Erwägungen für wichtig erklärt, und darin überdies — der Armee gleichgestellt. . . . So lesen wir im diesbezüglichen Abschnitt des Anfangs 1880 vom „Exekutiv-Komite" an die Gruppen versandten Schriftstückes, betitelt: „Die Vorbereitungsarbeit der Partei":

„Die städtische Arbeiterbevölkerung, die, sowohl durch ihre Lage (es wird jedoch nicht gesagt, ob die ökonomische oder — wie man aus dem Zusammenhang schließen könnte — die lokale Lage der Arbeiter, als städtischer Einwohner, gemeint sei), als auch durch ihre verhältnißmäßig höhere Bildungsstufe von besonders wichtiger Bedeutung für die Revolution ist, muß die Aufmerksamkeit der Partei ernstlich auf sich ziehen. Der Erfolg des ersten Angriffs**) hängt gänzlich ab von dem Verhalten der Arbeiter und — der Armee." Ferner wird noch in ganz allgemeinen Ausdrücken gesprochen von der Bedeutung der Arbeiter „für den Charakter der Revolution selbst," „als Vertreter rein volksthümlicher Interessen."

Nächst den Arbeitern wird, wie gesagt, auf die Armee, und insbesondere auf die Offiziere, großes Gewicht gelegt. Im folgenden Abschnitt des erwähnten Schriftstückes heißt es wörtlich: „Die Bedeutung der Armee bei einer Umwälzung ist eine ungeheure. Man kann sagen, daß derjenige, der die Armee gewonnen hat, die Regierung umstürzen kann, sogar ohne Hilfe des Volkes; daß hingegen derjenige, der die Armee zur Gegnerin hat, möglicherweise nichts erreichen wird, selbst wenn ihm das Volk beisteht." . . . „Indeß," heißt es weiter, „ist die Propaganda unter den Soldaten äußerst erschwert." . . . „Vielmehr empfiehlt sich die Einwirkung auf die Offiziere, die wegen ihrer höheren Bildung, ihrer freieren Lebensstellung, den Einwirkungen eher zugänglich sind."

Dann wird in einem besonderen Abschnitt die Bedeutung der „Intelligenz und Jugend" hervorgehoben. In der That hat keine andere Richtung der russischen Sozialisten der „Intelligenz und studirenden Jugend" eine so große

*) Eine einzige Ausnahme machen die sogenannten „Lawristy," welche nach dem Scheitern des „Ins Volk gehen" auf die Propaganda unter den Industriearbeitern das größte Gewicht legten. Indeß konnte diese Richtung gegenüber den „Narodniki-Buntari" nicht aufkommen. Außerdem besaßen die „Lawristy" so wenig Verständniß für die Bedingungen des Klassenkampfes, daß sie einerseits — gleich den Anarchisten — jede politische Thätigkeit (in Rußland) verdammten, und andererseits alles Heil einzig und allein von der Propaganda des Sozialismus erwarteten. Diese Richtung verschwindet um das Jahr 1877, ohne irgend welche Nachwirkungen erzeugt zu haben.

**) Es handelt sich nämlich um den Fall — auf welchen übrigens die ganze „Vorbereitungsarbeit" eigentlich berechnet ist — daß, beim Ausbleiben einer selbständigen Volksbewegung, die Partei von sich selbst aus einen Aufstand ins Werk setzen müßte.

Digitized by Google

Bedeutung beigelegt, wie die „Narodnaja Wolja.“ — Dies entspricht übrigens dem ganzen blanquistisch-verschwörerischen Charakter dieser Richtung.

Der Gedanke an eine Verschwörung ist es auch, der die „Narodnaja Wolja“ bewog, auf den Einfluß der Partei in Beamtenkreisen Gewicht zu legen.

Dagegen erscheint es als ein Widerspruch, wenn die „Narodnaja Wolja“ in ihrem Kampfe mit der Regierung auch noch auf den Beistand der „Liberalen“ rechnete. Denn diese konnten doch unmöglich Hand in Hand mit einer Partei gehen, die ganz offen den Sturz des Zarismus als das Signal zu einer weitgehenden sozialen Umwälzung betrachtete. Uebrigens zeigte sich sehr bald, daß die Liberalen keine passenden Bundesgenossen für eine konspiratorisch-revolutionäre Partei sein können.

Fassen wir das oben Gesagte zusammen, so sehen wir, daß sich die „Narodnaja Wolja“ — im Gegensatz zu allen anderen Richtungen — mit keiner bestimmten Gesellschaftsklasse, mit keiner bestimmten Bevölkerungsschicht identifizirt wissen wollte, sondern danach strebte, eine außerhalb und über allen Bevölkerungsschichten stehende Partei zu bilden, eine Partei, deren Mitglieder sich fast aus allen Klassen ohne Unterschied rekrutiren sollten. Die thatsächlichen Verhältnisse bewirkten freilich, daß der Anhang der „Narodnaja Wolja“ sich in ganz hervorragender Weise aus der „Intelligenz und Jugend“ und aus den „städtischen Arbeitern“ zusammensetzte.

Der einzige Fortschritt, um den diese Richtung die revolutionäre Bewegung bereichert hat, ist die, wenn auch rein-empirische Einsicht in die Nothwendigkeit des politischen Kampfes. Dagegen müssen wir als einen Rückschritt bezeichnen, daß die „Narodnaja Wolja,“ ganz im Geiste des Blanquismus, einen aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten, verschwörerischen Geheimbund bilden wollte, der eines Tages aufs Kommando losschlagen sollte. Demgemäß nimmt auch in der „Narodnaja Wolja“ das Phantastische, das Mißverhältniß zwischen Ziel und Mittel, zwischen Plan und Ausführung, zwischen Wünschenswerthem und Möglichem einen weit größeren Platz ein, als dies bei irgend einer anderen Richtung der Fall gewesen.

Die „Narodnaja Wolja“ wollte Alles auf einmal erreichen: den Despotismus stürzen und selbst — unter Umständen — eine soziale Revolution „machen,“ — und all' das auf dem Wege einer Verschwörung. In Wirklichkeit aber konnte ihre Thätigkeit im besten Fall nur den Sturz des Despotismus beschleunigen, und damit auch erst die Lebensbedingungen einer sozialistischen Arbeiterpartei in Rußland schaffen. Wäre sich die „Narodnaja Wolja“ der wirklichen Bedeutung ihrer eigenen Thätigkeit bewußt gewesen, so hätte sie ohne Zweifel weit Größeres für die Sache des Sozialismus und des russischen Volkes leisten können. Freilich hätte sie sich dazu die „marxistische,“ die sozialdemokratische Auffassung zu eigen machen müssen. Davon konnte aber vorerst nicht die Rede sein. Die Vergangenheit der Bewegung, die alte „Volksthümelei,“ die geringe Bekanntschaft und das noch geringere Verständniß für den wissenschaftlichen Sozialismus, der überreizte, leidenschaftliche Zustand der Gemüther, endlich — last not least — die Beschaffenheit der Hauptmacht der Revolutionäre, — wir meinen die enthusiastische, ungeduldige Jugend, — all' dies machte damals eine andere Richtung als die der „Narodnaja Wolja“ ganz und gar unmöglich. In der Hitze und der Begeisterung des Kampfes übersah man sehr leicht alle inneren Widersprüche des Programms, das Phantastische der Hoffnungen und Pläne.

Was die „Narodnaja Wolja“ unter der revolutionären Jugend und auch in „liberalen“ Kreisen ungemein populär machte, war ihre praktische Thätig-

Digitized by Google

keit, der von ihr aufgenommene und mit beispiellosem Heldenmuth geführte Kampf mit der Regierung.

Die bereits erwähnte Richtung des „Tschornij Peredjel“ *) konnte sich bei Weitem nicht an Einfluß und Kraft mit der „Narodnaja Wolja“ messen. Der erste entscheidende Schlag, die Entdeckung der geheimen Druckerei des Parteiorgans — „Tschornij Peredjel“ — im Januar 1880, die damit verbundenen Verhaftungen ꝛc., wurde für die ohnehin schwächere Organisation verhängnißvoll. Von da an wird die „Narodnaja Wolja“ so ziemlich zur Trägerin der ganzen Bewegung.

Die glänzendste Seite der praktischen Thätigkeit der „Narodnaja Wolja“ war bekanntlich der terroristische Kampf mit der Regierung. Indeß zeigte es sich sehr bald, daß auch die „Narodnaja Wolja“ in den allen früheren Richtungen gemeinsamen taktischen Fehler immer mehr verfiel. Wir sprechen von der einseitigen ausschließlichen Bevorzugung irgend eines Kampfmittels. Wie die Propagandisten die Propaganda des Sozialismus, die „Buntari,“ die „Putschmacherei,“ die späteren Narodniki die Organisation und Agitation unter dem Volke jedesmal als die einzig zweckmäßige Handlungsweise erklärten, — so stellten auch jetzt die Narodowolzi, wenn nicht in der Theorie, so doch in der Praxis, den Terrorismus durchaus voran. Freilich waren daran die Bedingungen des terroristischen Kampfes selbst hauptsächlich schuld. Die „Logik der Thatsachen“ erwies sich eben auch diesmal stärker als die „Logik der Ideen.“

Während im Programm der „Terror“ uns als eines der mannigfachen Kampfesmittel der Partei bezeichnet war, nahm er in der Praxis, im Laufe des Kampfes, immer mehr und mehr Kräfte in Anspruch .... Der unerbittliche terroristische Kampf, insbesondere der Feldzug des Exekutivkomites gegen Alexander II., erforderte die Anstrengung aller Kräfte und kostete dabei unzählige Opfer, die fortwährend durch neue Kämpfer ersetzt werden mußten. Sollte aber der terroristische Kampf, trotz der zahlreichen mißglückten Unternehmungen, mit Nachdruck fortgesetzt werden können, so war dazu die Heranziehung gerade der Tüchtigsten und Leistungsfähigsten unbedingt erforderlich. Und wie groß waren denn überhaupt die Kräfte der „Narodnaja Wolja?“ — Im besten Falle konnte das „Exekutivkomite“ über einige Hundert kampfbereite Mitglieder der Parteiorganisation verfügen.**) So mußten denn bald alle anderen Zweige der Parteithätigkeit: die Propaganda und Agitation, also auch die Propaganda unter den Arbeitern, entweder vernachlässigt, oder nur noch als Mittel zur Werbung von Terroristen betrachtet werden. — Uebrigens kam die Propaganda unter den Arbeitern sogar in der besten Zeit der „Narodnaja Wolja“ überhaupt zu kurz: es fehlte gänzlich an geeigneter Lektüre für die Arbeiter, sowie auch an erfahrenen, durchgebildeten Propagandisten. Die „Arbeiterzeitung“ („Robotschaja Gaseta“) unter der Redaktion von Scheljabow und Anderen erlebte vom 15. Dezember 1880 bis Ende 1881 im Ganzen sechs Nummern und ging mit der sechsten Nummer ganz ein.

Die Jahre 1880—81 bilden den Höhepunkt in der kurzen Geschichte der „Narodnaja Wolja.“ Von da an beginnt es abwärts zu gehen. Die gewal-

*) Der Raum verbietet uns, auf die Schilderung dieser Richtung einzugehen. Eine sehr ausführliche Darlegung der Ansichten und Bestrebungen des „Tschornij Peredjel“ findet man in der Arbeit P. Axelrod's, erschienen im II. Jahrgang des Richter'schen „Jahrbuches für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.“

**) Ueber „mehr als 500,“ heißt es im „Kalender der Narodnaja Wolja.“ (Erschienen in Genf, 1883.) Der gesammte Anhang der Partei belief sich, nach derselben Quelle, auf „einige Tausend.“

Digitized by Google

tigen Anstrengungen hatten die Kräfte der Partei bedeutend erschöpft. Die besten, die unersetzlichen Kämpfer hatten ihr Leben auf dem Schaffot beendigt, oder waren „lebendig begraben" in den zahlreichen russischen Bastillen. Das Ereigniß vom 1./13. März 1881 bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der „Narodnaja Wolja."

Die Tödtung des Zaren hatte in mancher Hinsicht die Hoffnungen der Narodowolzi enttäuscht. Weder das Volk, noch die „Gesellschaft" wollten und konnten die Niederlage des Zarismus zum Ausgangspunkt einer gegen die Regierung gerichteten Bewegung benutzen. Von einer unmittelbaren Aktion der „Partei" selbst konnte erst recht nicht die Rede sein.... Es wird wohl erzählt, daß die Behörden einer Gouvernementsstadt förmlich Befehle vom „Exekutivkomite" erwarteten, — und wir stehen nicht an, zu erklären, daß die meisten russischen Behörden den Befehlen einer in Petersburg siegreichen revolutionären Regierung bereitwilligst Gehorsam leisten würden; — allein einen Zaren beseitigen, heißt doch keineswegs die zarische Regierung umstürzen. Und ebenso wenig ist letzterer Aufgabe ein noch so starker Geheimbund gewachsen, wenn er nicht — eine bestimmte Gesellschaftsklasse umfaßt.

Die „Narodnaja Wolja" mußte also, gleich allen ihren Vorgängern, nach einer kurzen Periode der Siegesgewißheit harte Enttäuschungen erleben. Vor Allem mußten die Ueberschätzung der eigenen Macht und die Einseitigkeit der vorzugsweise terroristischen Thätigkeit den Narodowolzi zum Bewußtsein kommen. So forderten die Einen eine energischere Propaganda des Sozialismus unter dem Volke, die zu Gunsten des Terrorismus vernachlässigt worden war, und die Anderen wollten außer dem politischen, auch noch den — dem Volke eher verständlichen — „agraren und Fabrik-Terror" in das Parteiprogramm aufgenommen wissen.

Als ein Zeichen der eingetretenen Ernüchterung muß insbesondere der Umstand angesehen werden, daß der Glaube an die „Usurpation der Gewalt" gänzlich aufgegeben, und damit auch der „volksthümelnd"-sozialistische Gedanke an das „Zusammenfallen" der politischen und sozialen Revolution in Rußland hinfällig wurde. Beides wird unumwunden in einem Briefe von Jakubowitsch*) (geschrieben im Herbst 1884) ausgesprochen. In diesem Briefe zieht er unter Anderem einen Vergleich zwischen den Narodniki und der „Narodnaja Wolja," wobei er das Programm der Ersteren als „rein idealistisch" bezeichnet, denn „sie wollten auf einmal zu viel erreichen." (Wir haben gesehen, daß in der That genau dasselbe für die „Narodnaja Wolja" gerade in ihrer Blüthezeit zutrifft.) „Allein je älter und reifer wir werden, desto bescheidener werden auch unsere Forderungen. Erinnern Sie sich, was für Forderungen die „Narodnaja Wolja" bei ihrem ersten Auftreten stellte, wonach sie strebte? Noch in der Nummer 8—9 ihres Organs (erschienen im März 1882) erklärte sie als ihr Ziel — die Usurpation der Gewalt. Und nun? Jetzt ruft dieser Gedanke auch bei manchem Narodowolez ein Lächeln hervor. Unsere Formel lautet jetzt anders: ein Appell an das Volk von Oben, von dem durch die Schläge der Revolutionäre erschütterten Throne herab." — Man könne, heißt es weiter, zwar nicht mit voller Sicherheit alle

*) Jakubowitsch, Dichter und Schriftsteller von Beruf, war ein thätiges Mitglied der Partei in den Jahren 1883—84. Er nahm besonders hervorragenden Antheil an der Organisation der „Jungen Partei der N. W.," er wollte jedoch nur den „Fabrik-Terror," und zwar in einzelnen Ausnahmefällen ausgeübt wissen. — Verhaftet Ende November 1884, wurde er Juni 1887 im „Prozeß der Einundzwanzig" (Lopatin und Genossen) zum Tode verurtheilt. Der Zar „milderte" diese Strafe in 18jährige Zwangsarbeit.

Digitized by Google

Folgen jenes Appells an das Volk voraussagen, jedenfalls werde aber „der leidenschaftliche Enthusiasmus, der sich des Volkes und der Gesellschaft, Anfangs auf rein politischem Gebiete, bemächtigen wird, unvermeidlich auch jenen Theil von ökonomischen Reformen nach sich ziehen, die in der Gegenwart nothwendig und ausführbar sind."

Im Laufe des Jahres 1884 kam es sogar zu inneren Streitigkeiten, die zu einer vorübergehenden Spaltung innerhalb der „Narodnaja Wolja" führten. Einzelne Gruppen traten gegen das „Exekutivkomite" auf und bildeten eine neue „Partei," die sich den Namen „Junge Partei der Narodnaja Wolja" beilegte. Die Hauptforderung der „Jungen" war der erwähnte „agrare und Fabrik-Terror," den die Partei in gewissen Fällen gegen einzelne verhaßte Gutsbesitzer und Fabrikanten richten sollte, um dadurch die Sympathien der Arbeiter und Bauern zu gewinnen. Dieses neue Kampfmittel kam jedoch nie zur Anwendung. Uebrigens erfahren wir bereits im September 1884 von der Versöhnung der „Jungen Partei" mit dem „Exekutivkomite." — Zu derselben Zeit aber traf die „Narodnaja Wolja" ein harter, entscheidender Schlag. Die Verhaftung Hermann Lopatin's, bei dem eine große Anzahl Adressen von der Polizei gefunden ward, führte zur gänzlichen Zertrümmerung der bereits ohnehin geschwächten Organisation der „Narodnaja Wolja."

Mit dem Untergang der „Narodnaja Wolja" tritt in der russischen revolutionären Bewegung ein Stillstand ein, der bis auf den heutigen Tag andauert.

Die „Narodnaja Wolja" schließt die Jugend-Periode der Bewegung ab. Ihre Hauptbedeutung liegt darin, daß sie ihren Nachfolgern den einzig richtigen Weg gezeigt hat, den Weg des politischen Kampfes mit dem Absolutismus. Andererseits hat die Erfolglosigkeit ihrer Thätigkeit am schlagendsten das Falsche des „russischen Sozialismus," — unter dessen Banner sie kämpfte, — bewiesen, sowie auch die unvermeidliche Schwäche einer jeden Bewegung, die sich nicht bewußt auf eine bestimmte Klasse stützt. Sie hat endlich einen so weitgehenden Gebrauch von Illusionen gemacht, daß ihre Nachfolger nur noch wirklich erreichbare Ziele durch wohl berechnete Mittel verfolgen können. — Und das ist auch ein Gewinn für die russische revolutionäre Bewegung.

Wir sind mit unserem etwas lang gewordenen Rückblick zu Ende. Wir wollen nun daran einige allgemeine Betrachtungen anknüpfen, die dem Leser ein zusammenfassendes Bild von der revolutionären Bewegung geben und zugleich zur Beleuchtung der gegenwärtigen Situation dienen sollen. (Schluß folgt.)

Carlyle und die sozialpolitische Entwicklung Englands.

Von **E. Bernstein.**

I.

England ist zwar nicht mehr das einzige, aber es ist noch immer das erste Industrieland der Welt. In einzelnen Produktionszweigen von seinen später auf den Plan getretenen Konkurrenten überflügelt, nimmt es in den großen Stapelindustrien des Weltmarktes noch immer die leitende Stellung ein, ist es noch immer die größte Werkstatt der Welt. In keinem anderen Lande hat das Verhältniß zwischen industrieller und landwirthschaftlicher Bevölkerung sich so stark zu Gunsten der Ersteren verschoben, wie in England. Nach dem letzten Zensus,

Digitized by Google

1881, kamen auf je 100 Bewohner ländlicher Ortschaften 212 Bewohner von Städten, während noch im Jahre 1861 das Verhältniß sich wie 100 : 172 gestellt hatte. Kaum ein Zehntel der arbeitenden Bevölkerung ist in der Landwirthschaft beschäftigt, vier Siebentel derselben dagegen in der Industrie. Je mehr sich ein Land in der gleichen Richtung entwickelt, um so mehr wird es in Englands sozialen Zuständen das Bild der Verhältnisse erblicken, denen es selbst entgegentreibt. England ist dasjenige Land, in dem das Bürgerthum zuerst zur politischen Herrschaft kam, zum Theil vertreten durch eine verbürgerlichte Aristokratie, von England aus tritt die Bewegung des modernen Liberalismus ihren Rundgang durch die Welt an, in England entwickelt sich aber auch zuerst die moderne, vorwärtstreibende Gegenbewegung gegen den bürgerlichen Liberalismus, hier werden die ersten Schlachten des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat geschlagen, hier taucht das große Problem der Neuzeit, soziale Frage genannt, zuerst in seiner vollen Tragweite auf, und hier werden die ersten Versuche gemacht, sich mit ihm, wenigstens temporär, abzufinden. Auf diese Weise wird England im gewissen Sinne die soziale Versuchsstation der verschiedenen Gesellschaftsklassen, bald die Blicke des Proletariats, bald die der Bourgeoisie besonders fesselnd. Andererseits erklärt auch die Thatsache, daß England zuerst sich wirthschaftlich und sozial vom Mittelalter emanzipirte, zuerst diejenigen Institutionen schaffen mußte, welche die Herrschaft des Bürgerthums zu begründen, zu sichern und später zu versichern hatten, warum hier nicht nur in der Philosophie, sondern in allen Zweigen des öffentlichen Lebens die empirische Denkweise vorherrschte. Die tastende, von Erfahrung zu Erfahrung fortschreitende, und wenn das Exempel falsch war, fortstolpernde Methode, der Kultus des „gesunden Menschenverstandes“ mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, sind keineswegs von Olims Zeiten her den Engländern von der Natur verliehene Eigenschaften, sie sind das Produkt der besonderen historischen Entwicklung des englischen Volkes.

Dieser empirische Geist, der alle Verallgemeinerung vorsichtig meidet, ist allmälig auch auf die englische Arbeiterbewegung übergegangen und wurde eine der Ursachen, daß dieselbe, wenigstens was die prinzipielle Seite ihres Auftretens anbetrifft, von der nachrückenden festländischen Bewegung vielfach übertroffen wurde. Dasselbe England, das in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an der Schwelle des großen sozialen Zusammenbruchs zu stehen schien, und bei dessen Betrachtung sich der kontinentale Pharisäer bekreuzigend sagte: „Ich danke Dir, Herr, daß ich nicht bin, wie diese da,“ bot später und bietet im Großen und Ganzen heute noch dem Beschauer das Bild eines auf längere Zeit hinaus gesicherten sozialen Friedenszustandes. Der Interessenkampf zwischen Kapital und Arbeit, wie er in einer auf den Gegensatz der Interessen begründeten Gesellschaft unvermeidlich ist, äußert sich da in der Regel nicht wesentlich anders, als der Konkurrenzkampf, wie er sich zwischen den Unternehmern untereinander abspielt. Ein solcher Zustand aber muß natürlich allen denen als besonders wünschenswerth erscheinen, die an dem Bestande der heutigen Gesellschaftseinrichtungen materiell oder ideell interessirt sind, d. h. allen im weiteren Sinne des Wortes konservativen Elementen, und so haben wiederholt Politiker und Gelehrte der verschiedenen dahingehörigen Richtungen sich an das Studium der englischen Verhältnisse gemacht, um zu ermitteln, welche Umstände dieses gesegnete Resultat ermöglicht haben, und ob es „thunlich und rathsam“ sei, die so glücklich ausgeschlagenen Versuche auf deutschem Boden zu wiederholen. Von anderen Gesichtspunkten und anderen Zwecken geleitet, unternahmen sie dieselbe Arbeit, wie der Theoretiker des sozialen Umsturzes, der anerkannt größte Vertreter des modernen Sozialismus,

Digitized by Google

Karl Marx, und meist auch im Hinblick und behufs Widerlegung von dessen im „Kapital" niedergelegten Kritik.

Eine solche Studie liegt uns heute wieder in der Gestalt eines zweibändigen Werkes vor, das unter dem Titel: „Zum sozialen Frieden. Eine Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert," vor Kurzem erschienen ist.*) Verfasser desselben ist Herr Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz in Heidelberg, ein Schüler und Anhänger des Herrn Lujo Brentano, auf dessen Straßburger Vorlesungen, wie Herr von Schulze in der Vorrede hervorhebt, der einleitende Theil seiner Arbeit — in dem die Grundgedanken derselben entwickelt sind — beruht, und der auch die sämmtlichen Druckbogen der Arbeit durchgesehen. Außerdem enthält das Buch im vorletzten Kapitel einen Auszug aus einem Brief des Herrn Brentano über die Eindrücke, die derselbe auf einer im Vorjahr unternommenen „Studienreise" nach England von den Organisationen der ungelernten Arbeiter und dem Stand der sozialdemokratischen Bewegung in England empfangen. Ueber diesen Brief an seiner Stelle.

Nach Herrn Schulze ist England auf dem Wege zum „sozialen Frieden," es ist „einer friedlichen Lösung der sozialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher." „Kein Engländer," ob auf der Rechten oder der Linken, zweifelt daran, „nirgends" giebt es „jene uns wohlbekannte Stimmung des sozialen Pessimismus, nirgends in den unteren Schichten der Gesellschaft den Glauben, daß das Heil allein im Umsturze und der Vernichtung des Bestehenden liege, nirgends in den oberen den Gedanken, daß es lediglich darauf ankomme, vorher Alles gethan zu haben, um mit ruhigem Gewissen das Schwert ziehen zu können." ... „Nirgends begegnet der volkswirthschaftliche Forscher auf Seiten des englischen Arbeiters jenem tief gewurzelten Mißtrauen, welches den Deutschen in jedem Manne mit besserem Rock einen Feind und meist einen Geheimpolizisten vermuthen läßt. Das englische Volk ist eine Nation." Dies versteht Herr von Schulze unter sozialem Frieden, „nicht einen Zustand, der nichts zu wünschen übrig ließe" (Vorrede, S. IX und X). Um dazu beizutragen, daß auch Deutschland auf jenen Weg gelange, hat der Verfasser sein Buch geschrieben, auch „das deutsche Volk muß wieder zu einer Nation werden." Dabei will er jedoch „keineswegs einer blinden Nachahmung das Wort reden." Wenngleich „überall die gleiche wirthschaftliche Betriebsform die ihr entsprechende Gesellschaftsorganisation hervorzurufen pflegt, die ihrerseits gegen ähnliche soziale Schäden ähnliche Heilmittel erzeugen wird," so seien doch „die Verschiedenheiten nicht zu übersehen." Deutschland entbehre „des geordneten Parteiwesens, wie es Englands Vorzug ist," habe aber dagegen „seine Einheit in der Dynastie, die das Reich gemacht hat und die nicht einer einzelnen Klasse angehört, in dem Kaiser, der sich als Sohn seiner Zeit bekannt hat."

Wie ist nun England aus einer „vom Klassenhasse zerrissenen Gesellschaft," die „einem jähen Zusammenbruch ausgesetzt schien," zu jenem glücklichen Zustand gelangt? Die Beantwortung dieser Frage erfordere eigentlich die Schilderung „der gesammten geistigen wie sozialen Entwicklung Englands in diesem Jahrhundert." Indeß waren „Theilschilderungen bereits gegeben: Brentano's Buch über die Gewerkvereine und Baernreither's Buch über die Friendly Societies." Beide setzt Herr Schulze als bekannt voraus. „Aber hinter diesen Entwicklungen auf dem Gebiet der äußeren Formen des sozialen Lebens liegt eine innere, sie

*) Leipzig, Duncker und Humblot. 467 und 510 S. gr. 8°.

Digitized by Google

tragende und vereinigende Entwicklung: der ungeheure Gedankenumschwung, welcher von der individualistischen Nationalökonomie und utilitarischen Weltanschauung zu einer sozialen Auffassung der Gesellschaft, wie der Stellung und Pflichten des Einzelnen in ihr geführt hat." Diese „wichtigste Entwicklung" verständlich zu machen, hat Herr von Schulze-Gävernitz sich zur Hauptaufgabe gemacht. Ihr gehören die beiden ersten Bücher seines im Ganzen in drei Bücher zerfallenden Werkes. „Sind es doch nach Comte die „Ideen," welche die menschliche Geschichte gestalten. Jedenfalls muß man ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Struktur der Gesellschaft und damit die wirthschaftlichen Verhältnisse zuerkennen, welchen geschichtsphilosophischen Standpunkt man auch einnehme" (S. XI).

Wir haben verhältnißmäßig lange beim Vorwort verweilt, um den Standpunkt unseres Autors möglichst in seinen eigenen Worten zur Anschauung zu bringen. Es ist nicht leicht, ihn mit einem präzisen Ausdruck zu charakterisiren, Herr von Schulze-Gävernitz ist von Allem etwas und nichts ganz. Er ist natürlich über die Klassengegensätze, die er ja überbrücken will, erhaben, und nicht minder über die kämpfenden Theorien. Er anerkennt, daß „die gleiche wirthschaftliche Betriebsform überall die entsprechende Gesellschaftsorganisation hervorzurufen pflegt," aber er anerkennt auch den bedeutenden Einfluß der Ideen auf die Struktur der Gesellschaft. Kurz, er verspricht, wie sich das für einen Schüler des Herrn Brentano auch nur schickt, so „relativ" zu sein wie nur möglich. Sehen wir zu, wie er sein Versprechen hält.

Den Anfang seines Werkes bildet eine Einleitung: „Die Entstehung der Großindustrie und der Klassenkampf." Sie schildert die Zustände Englands, bevor es zum sozialen Frieden gelangte. Hier stoßen wir zunächst, Seite 15, auf folgenden Satz: „Die Umgestaltung der englischen Gesellschaft, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beginnt, und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sich vollendet, hatte in letzter Linie, wie alle solche Veränderungen, wirthschaftliche Ursachen. Freilich sind dieselben nie die ausschließlichen Ursachen der sozialen Umgestaltungen, wie die Sozialdemokratie behauptet, vielmehr kommen wohl immer die überlieferten Ideen, d. h. die Erfahrungen, welche die Menschheit früher gesammelt hat, in Mitwirkung."

Herr von Schulze ist nicht nur ein dankbarer, er ist auch ein gelehriger Schüler des Herrn Brentano. Ganz dieselbe Methode, wenn es gilt, der Sozialdemokratie Eins auszuwischen. Nachdem er wiederholt, was er bei den Theoretikern der Sozialdemokratie gelesen („daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind." Engels, Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft, S. 11), schiebt er, allerdings vorsichtig, der Sozialdemokratie eine Verzerrung derselben Theorie ins Absurde unter, um seine Ueberlegenheit zu dokumentiren. Kein Theoretiker der Sozialdemokratie hat je bestritten, daß neben den ökonomischen nicht auch noch andere Faktoren bei den gesellschaftlichen Umgestaltungen in Betracht kommen, z. B. auch die überlieferten Ideen. Aber wir werden uns noch des Oefteren zu überzeugen haben, daß es für Herrn Schulze einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist, die Lehren der sozialistischen Denker richtig wiederzugeben.

Unser Autor ist jedoch weit entfernt, die wirkliche Auffassung der Sozialdemokratie in Bezug auf die bewegenden Ursachen der gesellschaftlichen Umwälzungen zu theilen. Bei ihm spielen, wie wir gleich sehen werden, die Ideen eine Rolle, die der materialistischen Geschichtsauffassung direkt widerspricht. Die geschicht-

Digitized by Google

lichen Thatsachen werden auf den Einfluß bestimmter Ideen zurückgeführt, nicht die Entstehung und die Verbreitung dieser Ideen aus den geschichtlichen Thatsachen erklärt.

Hören wir ihn zunächst weiter:

„Auch der Uebergang Englands von der aristokratischen zur demokratischen Gesellschaftsordnung läßt sich nicht ohne die schon innerhalb der letzteren entwickelten individualistischen Anschauungen erklären. Den Anstoß aber giebt eine wirthschaftliche Veränderung: die Einführung der Großindustrie, durch welche zunächst die alte gewerbliche, sodann die politische und soziale Ordnung durchbrochen wurde."

Ganz richtig, und soweit nur Wiederholung dessen, was in verschiedenen Schriften der geistigen Vertreter der Sozialdemokratie, u. A. auch dem zitirten Werk von Engels bereits dargelegt worden ist. Indeß stoßen wir hier auf ein Wort, dem wir von nun an sehr häufig begegnen, und das für Herrn von Schulze, getreu den Lehren seines Meisters, eine Art Universalbegriff wird, worunter er Alles zusammenfaßt, was nicht in seine, bezw. die von ihm vertretene Sozialethik hineinpaßt: das Wort „individualistisch." Individualistisch ist ihm nicht nur die bürgerliche, auf die freie Konkurrenz begründete Gesellschaftsauffassung und die von ihr abgeleitete Moral, individualistisch nicht nur der radikale Materialismus des vorigen Jahrhunderts, sondern auch der moderne, bezw. revolutionäre Sozialismus ist nach Herrn von Schulze-Gävernitz oder hier richtiger Schulze-Brentano ein Produkt des Individualismus, individualistischer Weltanschauung. Wie das? Nun, er beruht auf der „Selbstsucht," er geht von „utilitaristischen" Grundsätzen aus, indem er, gleich dem Liberalismus, „das Wohlsein des Einzelnen, das höchste Glück der größten Menge zum Endziel setzt" (S. 66) und nur in den Mitteln von jenem abweicht. Mit einem Wort, die Frage wird von dem ökonomisch-politischen auf das moralische Gebiet hinübergeschoben, und nur derjenige Sozialismus findet vor den Augen des Herrn von Schulze Gnade oder wird überhaupt als solcher anerkannt, der von altruistischen, außerhalb des Individuums liegenden Motiven ausgeht, der, auf der Selbstverleugnung des Individuums beruhend, im weiteren Sinne des Wortes „religiös" ist. Der wahre Sozialismus ist anti-individualistisch, d. h. sozial, aber nicht sozialistisch, was zwei zwar äußerlich sich berührende, innerlich aber grundverschiedene Auffassungen seien. Er legt das Hauptgewicht auf die Umwandlung des inneren Menschen, nicht auf die der äußeren Verhältnisse. Erst wenn diese innere Umwandlung vor sich gegangen, wird es möglich, auch erquickliche äußere Verhältnisse herzustellen. Die Probe auf das Exempel ist — England. Hier hat die „soziale" Gesellschaftsauffassung den revolutionären Sozialismus besiegt, und zwar nicht zum Geringsten Dank dem Wirken eines Schriftstellers, der, „ein Jesaias des neunzehnten Jahrhunderts," mit ehernen Worten das Gewissen der Zeit geweckt hat: Thomas Carlyle. Vor ihm war Nacht, nach ihm und durch ihn ist heller Tag oder zum mindesten heller Morgen, der einen herrlichen Tag anzeigt. In ihm „tritt zum ersten Mal die neue soziale Gesellschaftsauffassung in Gegensatz zu der herrschenden, individualistischen" (S. 75). Er ist „der Vater . . . der neueren Genossenschaftsbewegung, der Universitätsbewegung, des englischen Positivismus und das Sozialismus" (S. 88). Der Würdigung Carlyle's als Sozialtheoretiker und Sozialpolitiker ist denn auch das ganze erste Buch des Werks gewidmet, das, wie der Titel verspricht, die sozialpolitische Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert darstellen will. Die wirklichen Klassenkämpfe werden in der Einleitung auf einigen Seiten abgethan, die dem

Digitized by Google

Auftreten Carlyle's vorangehende antikapitalistische, bezw. antibürgerliche Literatur nicht einmal erwähnt, nur Owen wird vorübergehend genannt, aber mehr als 200 Seiten werden der Verherrlichung Carlyle's gewidmet, auf den „in letzter Linie" der Wechsel zurückgeht, der „die Behandlung aller sozialen Fragen in der ersten und zweiten Hälfte des Jahrhunderts unterscheidet" (S. 209).

Selbst einmal zugegeben, daß Carlyle alle die Lobeshymnen verdient, die Herr von Schulze sein ganzes Werk hindurch so verschwenderisch auf ihn ergießt, daß es wirklich Keinem von Allen, die vor ihm auf das Ungesunde der bestehenden Eigenthumsvertheilung aufmerksam gemacht, so „heiliger Ernst war" wie ihm, „wenn er behauptet, daß es sich hier . . . um die Frage handle, die heute dem Staat und der Gesellschaft zur Lösung aufgegeben sei" (S. 208) — selbst alles das als richtig angenommen, so stoßen wir hier schon auf einen Widerspruch mit den eigenen Worten des Herrn von Schulze, daß es „in letzter Linie" wirthschaftliche Ursachen sind, auf welche alle gesellschaftlichen Umgestaltungen zurückzuführen sind" (s. oben). Carlyle's schriftstellerische Thätigkeit ist doch keine wirthschaftliche Ursache. Sie ist im Wesentlichen moralischer Natur. Nun hat es Sittenprediger zu allen Zeiten gegeben, und darunter viele von reichem Wissen und großer Kraft der Sprache, deren Wirken aber trotzdem erfolglos blieb. Es bleibt also immer die Frage offen, wieso konnte Carlyle den Einfluß ausüben, den Herr Schulze ihm nachrühmt? Wieso konnte er durch seine Schriften eine neue sozialpolitische Aera für England einleiten? Auf diese Frage erhalten wir in dem Buch des Herrn Schulze keine Antwort. Sie wird sogar nicht einmal der Form nach gestellt. Wir ersehen nur, daß es den Arbeitern, bevor Carlyle für sie eintrat, sehr schlecht gegangen war, und daß sie — im Chartismus — vergebliche Versuche gemacht hatten, sich durch Gewalt und politische Agitation selbst zu helfen. Sie hätten noch hundert Jahre so kämpfen können, wenn Carlyle nicht, allerdings auf anderem Wege, Besserung bewirkt hätte.

Es war nämlich vor Carlyle nicht nur Nacht gewesen bei den Arbeitern — in Bezug auf deren Lage in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Herr Schulze Allem zustimmt, was von Sozialisten hierüber geschrieben, so daß er sogar bei der Erwähnung von Engels' „Lage der arbeitenden Klassen" den sonst unvermeidlichen Hinweis auf die damals nicht eingetroffene Revolution unterläßt — auch die Unternehmer waren zu jener Zeit eine besonders schlechte Rasse. Sie waren „Arbeiter oder bisherige Hausindustrielle, welche durch Verstand und Energie über ihre Berufsgenossen hervorragten" (S. 24). Sie „gehörten also den ungebildeten Klassen an." „Kein Anhänger der alten, guten Gesellschaft hätte sie als „gentlemen" gelten lassen. Jene Mäßigung, welche der ererbte Reichthum, Familientradition, soziale Rücksichten und moralische Vorstellungen aufzulegen pflegen, war ihnen fremd" (S. 25). Da sie der „guten Gesellschaft" nicht angehörten, so waren sie „von Anstandsrücksichten unbeeinflußt" und kannten „gleich ihren Arbeitern (!) außer Essen und Trinken keine anderen als geschlechtliche Genüsse" (S. 46 und 47).

Kein Zweifel, daß sich unter dem Unternehmerthum der aufkommenden Großindustrie im Verhältniß mehr Emporkömmlinge befanden als in späteren Zeiten; aber zu behaupten, daß „die erste Generation der Arbeitgeber" . . . . „durchweg aus den untersten Kreisen emporgestiegen waren," und alle Nichtswürdigkeiten, die sich das durch keine gesetzliche Vorschriften behinderte Fabrikantenthum gegen die Arbeiter zu Schulden kommen ließ, diesen Emporkömmlingen, die so dem Proletariat zugeschoben werden, allein aufs Konto zu setzen, dagegen die „gute Gesellschaft," den „erebten Reichthum," von jenen Nichts-

Digitized by Google

würdigkeiten freisprechen, die Arbeiter sozusagen nur durch ihresgleichen geschunden und malträtirt werden lassen, das bringt wirklich nur eine soziale Geschichtsschreibung fertig, die ihre ethischen Begriffe von Carlyle und ihre Methode von Herrn Brentano ableitet. Die Meister können kaum besser charakterisirt werden, als durch diese Leistung ihres Schülers.

Der Zweck, auf den diese Darstellung lossteuert, liegt zu offen zu Tage, als daß er besonderer Charakterisirung bedürfte. Es sind die Carlyle'schen „Hauptleute der Industrie," die von Gottes und Rechts wegen zur Anführung, beileibe nicht Ausbeutung, der Arbeiter berufenen Kapitalisten. Die soziale Friedensstiftung, deren Hauptaufgabe darin besteht, die Arbeiter mit der Kapitalherrschaft auszusöhnen, bedarf solcher Fiktionen, genau wie das agrarische Junkerthum ja auch in den vortrefflichen Eigenschaften, die „Familientradition, soziale Rücksichten und moralische Vorstellungen" zu erzeugen pflegen, und die daher bei anderen Menschenkindern gar nicht zu finden sind, die moralische Rechtfertigung seiner privilegirten Stellung erblickt. Wie sich diese schönen Eigenschaften in Wirklichkeit äußern, davon wissen die Landproletarier ein Lied zu singen.

Thatsächlich spielte auch in der aufkommenden Großindustrie das „ererbte" Kapital die maßgebende Rolle. Wucher- und Handelskapital hatten bereits in der Manufaktur sich der Produktion bemächtigt, und die Besitzer der großen Manufakturen stellten die Mehrzahl der Unternehmer der großen Industrie. Daß die neben ihnen aufkommenden Glückspilze der neuen Produktionsepoche — beiläufig keineswegs immer frühere Arbeiter, sondern öfter gewesene Kommis 2c. — es im Großen und Ganzen ärger getrieben hätten als sie, dafür fehlt auch selbst der Schatten eines Beweises. Wenn es vorkommt, daß Arbeiter, denen es durch Glücksumstände gelingt, sich über ihre Klassengenossen emporzuschwingen, sich hartherziger ihnen gegenüberstellen, als manche Kapitalisten, die mit dem silbernen Löffel im Munde geboren worden, so stehen ihnen genug Kapitalistensöhne gegenüber, die in dem Verhalten zu ihren Arbeitern im edlen Rehabeam ihr würdiges Vorbild erblicken. Kurz, wenn und soweit gegenüber den Zuständen jener Epoche eine Besserung in der Lage des englischen Fabrikproletariats sich vollzogen, so hat der Umstand, daß das heutige Fabrikantenthum fast ausschließlich der „guten" Gesellschaft entstammt, gar nichts damit zu thun.

Wie aber steht es mit dem Einfluß Carlyle's?

Unzweifelhaft war Carlyle eine bedeutende litterarische Erscheinung, und hat nicht nur zur Zeit, da seine Hauptschriften erschienen, sondern auch weit darüber hinaus einen großen Einfluß auf das öffentliche Leben in England ausgeübt. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß gewisse Ideen seiner Zeit, die später leitende Ideen einflußreicher Politiker wurden, in ihm ihren beredtsten Anwalt fanden, in seinen Schriften am konsequentesten zum Ausdruck gelangen.

Es ist indeß hier Eines vorauszuschicken:

Carlyle hat, selbst in seiner besten Zeit, im Grunde nur die Interessen der herrschenden Klassen vertreten. Wenn er sie anklagt, sie in leidenschaftlichen Ausdrücken als unwürdig, verkommen, schlecht brandmarkt, so nur, weil sie seiner Vorstellung von ihnen, wie sie sein, und was sie thun müßten, nicht entsprachen. Und es war dabei eigentlich wenig genug, was er von ihnen verlangte. Der Feudalherr des Mittelalters ist sein Ideal. Anwalt der Arbeiter ist er dagegen nur, soweit es sich um eine vernünftigere, menschlichere Behandlung derselben handelt. Für das bis aufs Blut abgerackerte, physisch und moralisch zu Grunde gehende Proletariat erwärmt er sich, er will kräftige und zufriedene Arbeiter um sich sehen, aber sie sollen Proletarier, Geführte, Unmündige bleiben. Für das

Digitized by Google

fordernde Proletariat hat er kein Verständniß, was er bezeichnenderweise dadurch zur Anschauung bringt, daß er es „unartikulirt" reden läßt. „Der gellende unartikulirte Schrei der Massen — ähnlich denen des Schmerzes und der Wuth des stummen Thieres — enthält für das Ohr des Weisen die Bitte: führe mich, regiere mich; ich bin unvernünftig und elend und kann mich nicht selbst führen" (On Chartism, zitirt S. 222). Diese Wendung kehrt bei ihm, dem „Weisen", immer wieder, zur Zeit der größten Bewegung der englischen Arbeiterklasse spricht er von den „stummen Millionen von Arbeitern," wie der Slave den Deutschen, dessen Sprache er nicht versteht, „niemetz" — stumm — nennt. Und daß es bei ihm keine dichterische Redeblume war, hat sich später gezeigt.

Ein Bild davon, welchen Eindruck die Schriften des Carlyle in seiner ersten Epoche auf den empfänglichen Leser machten, giebt die Besprechung von „Past and Present" in den deutsch-französischen Jahrbüchern durch den damals dreiundzwanzigjährigen Friedrich Engels. Der Mitbegründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus bezeichnet dort das Buch Carlyle's als die „lesenswertheste Schrift," die im Jahre 1843 in England erschienen. Aber trotz allen Lobes, das er ihr spendet, steht Engels doch bereits Carlyle durchaus kritisch gegenüber, sowohl seinem religiösen als seinem sozialen Pantheismus, seinem Verlangen nach einer „wahren Aristokratie," nach „Heroen." „Als ob diese Heroen," schreibt Engels, „im besten Falle mehr sein könnten als Menschen." Und er spottet über „den Gedanken, die Menschen wieder in zwei Haufen Schafe und Böcke, Regierende und Regierte, Aristokraten und Kanaille, Heroen und Dummköpfe zu trennen." Er weist auf die bezeichnende Thatsache hin, daß Carlyle „in allen seinen Rhapsodien der englischen Sozialisten mit keiner Silbe erwähnt" — wie wir sehen, verträgt es das Ansehen des „Weisen" nicht, anders aufzutreten, denn als der Dolmetscher des „unartikulirten Schreis der stummen Masse" — und setzt hinzu, daß, wenn sich Carlyle freilich von seinem Standpunkt aus nicht mit den damaligen Bestrebungen derselben werde befreunden können, er darum doch nicht minder einseitig sei als jene. Engels selbst steht in diesem Aufsatz noch mit einem Fuß im Lager des junghegel'schen „deutschen" Sozialismus, man sieht aber aus dem Angeführten schon, wie es um die Behauptung des Herrn von Schulze steht, der „von Carlyle eingeleitete Gedankenumschwung" sei „der Vater" des modernen Sozialismus.*)

Weil nämlich Engels in der „Lage der arbeitenden Klassen" wiederholt Carlyle zitirt, muß dieser es sein, von dem Engels seine ganze Kritik der gesellschaftlichen Zustände hat, und weil im „Kommunistischen Manifest" sich hier und da Sätze finden, die an Carlyle's Kritik der Bourgeoisie „anklingen," so haben Marx und Engels ihre „Rückführung des heutigen Gesellschaftssystems auf den Individualismus und die Kritik seiner Wirkungen ..... Carlyle entnommen"

*) Um gleich die ganzen Familienverhältnisse in der Schulze-Brentano'schen Lesart zu erledigen, sei hinzugefügt, daß nach ihr die „ältere, sogenannte klassische Nationalökonomie" die Mutter ist. Diese Mutter, auf die Meister und Schüler von der ganzen Höhe ihres sittlich relativen oder relativ sittlichen Standpunkts herabblickend, spielt beiläufig bei ihnen die Rolle der berühmten Frau Lerche. Sie — —

„hat das ganze Unheil angericht't."

Denn sie hielt ihn nicht zur Schule — der Verquickung von Ethik und Oekonomie, noch zur Kirche — der Liebes- und Entsagungsphilosophie, und so ist der Unglücksfohn eine „Zwitterbildung." Vom Vater hat er „die Gegnerschaft gegen das System der freien Konkurrenz," von der Mutter den „individualistischen Grundgedanken und das utilitarische Ziel." Ein solches Geschöpf kann natürlich kein gutes Ende nehmen.

Digitized by Google

(II, S. 83 u. 84). Das ist so wahr, daß im ganzen „Kommunistischen Manifest" nicht ein einziges Mal das Wort „Individualismus" vorkommt, während der „Anti-Individualismus" Carlyle's — „halb Klagelied, halb Pasquill, halb Rückfall der Vergangenheit, halb Drauen der Zukunft, mitunter die Bourgeoisie ins Herz treffend durch bitteres, geistreich zerreißendes Urtheil" — in der Rubrik „feudaler Sozialismus" von ihnen mit charakterisirt wird als reaktionärer Sozialismus, der es „der Bourgeoisie mehr noch vorwirft, daß sie ein revolutionäres Proletariat, als daß sie überhaupt ein Proletariat erzeugt."

(Schluß folgt.)

Ueber die Schweizer Allmend.

Die alten Chronisten hätten es für lächerlich gehalten, über das alltägliche Leben und Treiben ihrer Zeit Aufzeichnungen zu hinterlassen; man berichtet doch nicht über das Selbstverständliche, nicht darüber etwa, daß heute die Sonne aufgegangen. Es wäre ihnen nie eingefallen, daran zu denken, daß die Menschen und ihre Lebensverhältnisse einmal so ganz anders sein könnten als zu ihrer Zeit, daß man diese kaum noch verstehen werde. Nicht das Gewöhnliche berichteten sie, sondern das Ungewöhnliche, was ihre Aufmerksamkeit erregte: wenn es irgendwo Frösche regnete, wenn ein König eine schöne That vollführte, wenn ein Kind mit zwei Köpfen geboren wurde, wenn eine Seuche oder Hungersnoth ausbrach, — das verzeichneten sie. Die späteren Geschichtschreiber machten es nicht besser. Sie hörten allerdings auf, den wunderbaren Naturerscheinungen Beachtung zu zollen; desto mehr ließen sie die auffallenderen gesellschaftlichen Erscheinungen in den Vordergrund treten: wenn man so eine Geschichte der „Deutschen" liest, könnte man fast zur Ansicht kommen, die Deutschen hätten ehedem nur aus Königen, Höflingen und Generalen bestanden. Aus diesen Quellen war es von vorneherein schwer, ein wahres Bild früherer gesellschaftlicher Zustände und der Triebkräfte ihrer Entwicklung zu schöpfen. Die herkömmliche Geschichtschreibung hat sie noch möglichst getrübt, indem sie mit vorgefaßten ideologischen Ansichten an sie heranging und nicht nur in ihnen lieber das fand was sie suchte, als was darin war, sondern auch die so gewonnenen Thatsachen in einem Strom ideologischer Konstruktionen untergehen ließ, sodaß es unmöglich wurde, ihre ursprünglichen Zusammenhänge zu erkennen.

Indeß sind die Anfänge einer Besserung vorhanden. Auf den verschiedensten Gebieten der Forschung, der Geschichte wie der Urgeschichte, sind geniale Denker erstanden, manche schon vor mehr als einem Menschenalter, denen es durch ein Aufgebot von eben so viel Fleiß und Gründlichkeit wie Scharfsinn und Phantasie gelungen ist, aus dem dürftigen und zerstreuten Material, das sich erhalten hat, den wahren Charakter der früheren gesellschaftlichen Einrichtungen und den Weg ihrer Entwicklung in ihren Grundzügen zu erkennen und darzulegen.

Unter Denjenigen, die uns dies Verständniß der Gesellschaft des Mittelalters und ihres Ausganges erschlossen haben, ist in erster Linie zu nennen Georg Ludwig von Maurer, der bahnbrechend gewirkt hat in einer Serie großer Werke, die er 1854 mit seiner „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der Entstehung der öffentlichen Gewalt" eröffnete und mit seiner „Geschichte der Stadtverfassung" abschloß, deren letzter Band 1871 erschien (1872 starb Maurer). Er hat die Verfassung der mittel-

Digitized by Google

alterlichen Gesellschaft Deutschlands und ihre Entwicklung fast erschöpfend behandelt und seinen Nachfolgern nicht viel mehr zu thun übrig gelassen, als durch Detailforschungen das Bild, das er gegeben, zu ergänzen und abzurunden, wenn sie sich nicht an die großen Aufgaben heranwagen wollen, einestheils die Zusammenhänge der Markverfassung mit der Gentilverfassung zu untersuchen und damit das Dunkel zu erhellen, das über der Gesellschaft der alten Germanen liegt, oder anderseits die deutsche Markverfassung mit ähnlichen Erscheinungen bei anderen auf gleicher Kulturstufe stehenden Völkern zu vergleichen und so den großen, gemeinsamen Grundzügen des Urkommunismus und seiner Entwicklung nachzuspüren, eine Aufgabe die durch die Kompilation des Herrn Laveleye nicht gelöst worden ist.

Unter den Arbeiten, welche sich die bescheidenere aber darum nicht weniger verdienstliche Aufgabe der ergänzenden Detailforschungen gestellt haben, ist wohl die jüngste die des Herrn Dr. Eduard Graf über die Auftheilung der Allmend in der Gemeinde Schötz.*) Dies ist ein kleines, unbekanntes Dorf im Kanton Luzern und für den Historiker, der blos nach dem Ungewöhnlichen sucht, ist dort nichts zu holen. Anders geht es dem Forscher, der von der Anschauung ausgeht, daß die Gesetze, denen das von ihm untersuchte Gebiet unterliegt, an normalen, nicht an abnormen Gebilden am besten zu erkennen sind. Wie dem Physiologen jedes gesunde Exemplar der Art, um die es sich ihm handelt, bei seinen Untersuchungen recht ist, so dem Historiker der zweiterwähnten Richtung jedes normale gesellschaftliche Gebilde der Art, die er erforschen will. Er kann aus der Geschichte der Gemeinde Schötz eben so viel lernen als aus der der Gemeinde Sempach oder Murten oder einer anderen schlachtenberühmten Lokalität.

Das Material, das Herrn Graf zur Verfügung stand, reichte leider nur bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück; die frühere ökonomische Entwicklung der Gemeinde zu verfolgen, erlaubte es ihm nicht. Er beginnt mit der Zeit, wo in die Markgenossenschaft ein bis dahin unbekannter Klassengegensatz hineingetragen wurde.

Alle Genossenschaften, die im Genusse besonderer Vortheile sind, streben darnach, sich abzuschließen, die Aufnahme neuer Mitglieder zu erschweren oder unmöglich zu machen, sagt Maurer. So ging es mit den Zünften in den Städten, als sie zur Macht gelangt waren, so mit den Markgenossenschaften, als der Boden in der Mark anfing rar zu werden, der Grundbesitz besondere Vortheile und Vorrechte mit sich brachte. In der Gemeinde Schötz scheint die Zahl der berechtigten Hofstätten in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fixirt worden zu sein. Die Gründung neuer Hofstätten wurde nicht mehr erlaubt. Um diese Zeit schlossen sich auch in den Städten die Zünfte immer mehr ab. Die zuwachsende Bevölkerung, die nicht so glücklich war, durch Erbrecht in den Besitz eines Bauernhofs oder einer Meisterstelle zu gelangen, wurde damit enterbt. Noch andere Umstände halfen mit, die Zahl derjenigen zu vermehren, die, besitzlos, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen waren. Wie die Ansammlung solcher besitzlosen Elemente in den Städten auf die Industrie wirkte, haben wir hier nicht zu untersuchen. Auf dem Lande bot das Vorkommen solcher Elemente die *Möglichkeit* für die Bauern, *Knechte* für ihre Betriebe zu gewinnen. Gleichzeitig erstand aber auch ein *Antrieb* für die Bauern zur Anwendung von Knechten in der Zunahme der Intensivität der Landwirthschaft, die mehr Arbeiter verlangte.

*) Dr. Ed. Graf. Die Auftheilung der Allmend in der Gemeinde Schötz, Luzern, C. F. Prell. 136 S.

Digitized by Google

Aber die Zahl derjenigen, die sich auf dem Lande bereit fanden, bei Fremden um Lohn zu arbeiten, war Anfangs doch noch gering; man mußte die Leute an die Gemeinde zu fesseln suchen. Das erreichte man durch ein einfaches Mittel, dasselbe, das heute vielfach als das neueste unfehlbare Rezept zur Lösung der sozialen Frage angepriesen wird: man gab dem Taglöhner ein kleines Stückchen Land — gerade genug, um ihn an die Scholle zu fesseln, aber zu wenig, als daß er davon allein hätte leben können. So hielt man ihn fest und zwang ihn doch gleichzeitig, das Defizit in seinem Budget durch Lohnarbeit zu decken. Der Boden zu diesen kleinen Gütchen der Taglöhner wurde aus der Allmend, dem Gemeindeland, genommen.

Anfangs war die Zahl der Taglöhner (Tagwener, dann Tauner genannt) nur gering. Graf fand, daß noch 1589 nur sechs Bauern in der Gemeinde Schötz Knechte hielten und zwar jeder nur einen. 1598 finden wir 17 Tauner außerhalb des Dorfes auf der Allmend angesiedelt. Ihre Zahl nahm später noch zu. Mit der Zeit wurden sie im Dorf eine Macht, mit der man rechnen mußte. Anfangs geduldet und unterwürfig, begannen sie, sich zu fühlen und sich zusammenzuthun, um ihre Interessen zu vertreten, die ganz andere waren, als die der Großbauern. Ein Klassenkampf begann. „Der Streit der Bauern und Tauner," sagt Graf, „kennzeichnet die Geschichte aller unserer Gemeinden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und hat die Geschichte der Allmendgenossenschaften noch bis in unsere Tage gekennzeichnet" (S. 46). Aehnliche Klassengegensätze finden sich heute noch in den Dörfern und sind von Jedem zu beachten, der dort agitiren will. Eine Agitation unter der „Landbevölkerung" im Allgemeinen hat nicht mehr Chancen als eine, die sich an die gesammte städtische Bevölkerung ohne Unterschied wenden wollte. Die Hauptbedingung der Agitation auf dem Lande ist das Studium der Klassenunterschiede auf demselben. Unsere Aufgabe ist es dann, uns an diejenigen Klassen zu wenden, deren Interessen mit denen des städtischen Proletariats übereinstimmen. Insoferne das Graf'sche Buch zum Verständniß dieser Klassengegensätze beiträgt, besitzt es mehr als akademischen Werth.

Wenn die Bauern gedacht hatten, sich in den Taunern gefügige Arbeitskräfte zu sichern, so hatten sie sich verrechnet. Die Unzulänglichkeit ihrer Gütchen zwang die Tauner allerdings zur Lohnarbeit, trieb sie aber auch, immer ungestümer die Forderung nach neuen Zutheilungen aus der Allmend aufzustellen, die ihren Gütchen eine genügende Ausdehnung geben würden. Die Partei der Tauner wurde mit der Zeit verstärkt durch heruntergekommene, verschuldete Bauern, die ein Stück Land nach dem anderen hatten verkaufen müssen, und die nun zur Vergrößerung ihrer reduzirten Güter ebenfalls Zuwendungen aus der Allmend verlangten.

Die kleinen Bauern und die Tauner waren der Allmend überhaupt nicht günstig gestimmt. Denn diese wurde fast ausschließlich als Viehweide genutzt, hatte also verhältnißmäßig wenig Werth für die kleinen Besitzer, die nur einen unbedeutenden Viehstand überwintern konnten. „Die meisten Tauner hatten blos eine Kuh aufzutreiben" (S. 66). Sie war dagegen unendlich werthvoll für die Großbauern, die viele Aecker besaßen und genug Futtervorräthe aufspeichern konnten, um einen ansehnlichen Viehstand zu überwintern, der dann im Sommer die Allmend abweidete.

Man sieht hier, wie wenig man mit allgemeinen Schlagworten bei der Erklärung geschichtlicher Vorgänge auskommt. Es gilt als zweifellos, daß immer die Reichen dem Kommunismus feindlich sein müssen, die Aermeren dagegen ihm

Digitized by Google

geneigt sind: hier finden wir, daß gerade die Großbauern an den Resten des Urkommunismus zäh festhielten und von einer Minderung des Gemeineigenthums an Grund und Boden nichts wissen wollten, indeß die kleineren Grundbesitzer immer mehr nach Vermehrung des Privateigenthums auf Kosten des Gemeineigenthums drängten und schließlich die Auftheilung der ganzen Allmend unter die Gemeindemitglieder forderten.

Die französische Revolution erschütterte die alten Verhältnisse auch in der Schweiz und verhalf den Taunern zum Siege. Die Stimme des Tauners galt nach der neuen helvetischen Konstitution im Kanton wie in der Gemeinde eben so viel wie die des Bauern, der neue Gemeindevorstand wurde 1800 aus der Partei der Tauner gewählt. Diese zählte 88, die Bauernpartei nur 29 Mitglieder. Die allgemeine Politik der neuen Gewalten war den Taunern günstig, und so kam es denn zur Aufhebung des letzten Restes des alten Kommunismus, das heißt, zur Vertheilung der Allmend unter die an ihr Berechtigten. Die Theilerei war nicht der Sieg, sondern der Untergang des Kommunismus.

Kein Zweifel, daß die Tauner und kleinen Bauern durch diese Theilung vorübergehend gewannen, und daß auch die landwirthschaftliche Produktion dadurch mächtig gefördert wurde. Der Landbau wurde intensiver betrieben, die Bevölkerung vermehrte sich, und ihr Wohlstand wuchs. Aber bald sollten mit der neuen Produktionsweise auch neue, ungeahnte Mißstände auftreten, die schließlich immer mehr und mehr in den Vordergrund traten und Noth und Elend ärger anwachsen ließen, als ehedem.

Die völlig Besitzlosen wurden von vorneherein bei der Theilung beeinträchtigt. Sie und die ganz Reichen verloren dadurch; nur der „Mittelstand" gewann. Die Dorfarmen hatten das Recht gehabt, ihr Vieh, ein paar Ziegen oder Schafe, auf die Allmend zu treiben; man hatte ihnen auch einige kleine Allmendäcker eingeräumt, endlich waren sie berechtigt gewesen, gewisse Mengen Holz aus den Allmendwaldungen zu holen.

Das Weiderecht ging natürlich durch die Auftheilung der Allmend verloren, ebenso der Holzbezug aus den Allmendwäldern. 50 Jucharten wurden aus der Allmend ausgeschieden, die als Armenland unter die Besitzlosen vertheilt werden sollten.

Das scheint ihnen aber ebensowenig geholfen zu haben, wie manchem kleineren Bauern die Vergrößerung seines Gutes. Es fehlte ihnen vielfach an dem nöthigen Kapital, um ihre Wirthschaft ausdehnen zu können. Die Verschuldung war schon vor der Theilung auf einen hohen Grad gestiegen*), durch Ausdehnung der Wirthschaft wurde sie nicht geringert. Gar mancher mußte bald nach der Theilung sein neuvergrößertes Gut verkaufen. Die Zahl der Armen stieg schnell.

So war der Boden für die kapitalistische Produktion gut vorbereitet, die in Schötz ihren Einzug in der Gestalt der Hausindustrie (Weberei, Stroh-

*) Als Beispiel der Verschuldung führt Graf folgendes an: „Ein Bauer kauft 1792 $8^1/_2$ Mannwerk Wiggernmatten für 3678 Gulden. Darauf sind in 22 Gültinstrumenten 2642 Gulden 20 Batzen verschrieben, sodaß also der Kaufsrestanz 1035 Gulden 20 Batzen betragen haben würde, wenn nicht noch aufgelaufene Zinsen abzuziehen gewesen wären. Daran kann jedoch der Bauer nur 100 Gulden baar bezahlen, 200 Gulden bezahlt er mit einer neuen Gült," und den Rest bleibt er schuldig (S. 62). „Neben dieser hypothekarischen Ueberlastung des bäuerlichen Grundbesitzes nehmen sich die feudalen Lasten, wie Grund- und Bodenzins, Eheschatz und Fastnachthuhn, und selbst der Zehnten, wie unschuldige Kinder aus" (S. 62, 63).

Digitized by Google

arbeiten) hielt. Aber die Großindustrie vernichtete schließlich auch diesen Erwerbszweig. Gleichzeitig wurde der Getreidebau der kleinen Parzellenbauern unrentabel in Folge der Verbesserungen der Verkehrsmittel, die billiges Getreide aus dem Auslande brachten. An Stelle des Getreidebaus trat seit den fünfziger Jahren wieder die Milchwirthschaft in den Vordergrund. Der intensive Ackerbau, den die Allmendtheilung so sehr begünstigt hatte, verschwand wieder vor der Viehzucht, die blos geringer Arbeitskräfte benöthigt, aber nur auf ausgedehnteren Länderstrecken erfolgreich betrieben werden kann.

Was blieb den kleinen Bauern übrig, denen Landbau und Hausindustrie gleichzeitig unmöglich gemacht wurden? Nichts, als die Auswanderung, entweder um in der Stadt als Lohnarbeiter ihr Glück zu versuchen, oder um jenseits des Ozeans noch einmal als kleine Landwirthe die Erfahrungen durchzumachen, die ihnen Europa zu kosten gegeben.

Seit der Theilung war die Bevölkerung von Schötz rasch gestiegen, von (schätzungsweise) 847 Einwohnern im Jahre 1799 auf 1464 im Jahre 1850. Von da an hat die Bevölkerung geschwankt, ist aber im Allgemeinen gesunken; sie betrug 1888 nur 1262. Die Zahl der Grundbesitzer ist von 1850 bis jetzt von 183 auf 127 zurückgegangen. Dafür ist der Viehstand gestiegen. Man zählte in Schötz

	1850	1886	Zunahme
Rindvieh	683	979	296
Kühe	305	538	233

Ebenso sind die Ausgaben für Armenzwecke gestiegen. Sie betrugen 1887 nicht weniger als 14 616 Franken.

Natürlich sind auch die anderen Ausgaben, für Schulen, Straßen ꝛc., gestiegen. Dieselben betrugen

1772	1872	1887
185 Gulden	16 946 Franken	23 472 Franken.

Graf berechnet, daß, wenn man die Allmend nicht vertheilt hätte, der Pachtertrag des offenen Landes derselben, sehr mäßig angeschlagen, die Gemeindeausgaben völlig decken würde. Und daneben bliebe den Ortsbürgern noch die Waldnutzung. Heute sind die Güter, die aus der Allmende genommen wurden, entweder überschuldet und dem Kapital tributpflichtig oder im Besitz von Großbauern. Die Vortheile vom Steigen der Grundwerthe hat nicht die Dorfgemeinde, sie sind den Kapitalisten und reichen Bauern zugefallen. Und der Wald ist durch den Uebergang in Privateigenthum völlig ruinirt worden.

Unter diesen Umständen kommt Dr. Graf zu dem Schluß, daß die Allmendtheilung ein großer Fehler war. „Die Gemeinden hätten das Eigenthumsrecht an der Allmende nie aufgeben sollen, auch wenn die Verhältnisse deren allmälige Vertheilung zum Zweck des Anbaues nothwendig gemacht haben“ (S. 131).

In diesem Punkte können wir Dr. Graf nicht beistimmen. Man muß eine Produktionsweise als Ganzes nehmen, wie sie ist; man kann nicht ihre guten Seiten allein annehmen und ihre unangenehmen von sich fernhalten. Die Allmenden waren zu einem Hinderniß der ökonomischen Entwicklung geworden. Erhaltung der Allmend hieß Erhaltung der extensiven Weidewirthschaft, Verhinderung der Ausdehnung eines intensiven Ackerbaues, ja selbst einer intensiven Viehzucht. Graf selbst hat darauf hingewiesen, welche Bedeutung die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfolgte Einführung des Kleebaues, der die Stallfütterung ermöglichte und den Weidegang entbehrlich machte, für die Allmendtheilung besaß. „Nach der Einführung des Kleebaues,“ sagt er, „war die gänzliche Auftheilung

Digitized by Google

der Allmend zum Zwecke des Anbaues nur noch eine Frage der Zeit" (S. 106). Machten die Fortschritte der Landwirthschaft die Allmend überflüssig, so wurde deren Fortbestehen zu einem Hinderniß, diese Fortschritte einzuführen. Auch ohne den Sieg der Tauner, auch ohne französische Revolution, auch ohne „individualistische" Philosophen wäre ihre Auftheilung nothwendig geworden. Fast nur in ökonomisch rückständigen Gegenden hat sich die Allmend bis auf unsere Tage erhalten, und wo sie sich erhalten hat, ist sie ein Mittel gewesen, den ökonomischen Fortschritt zu verzögern.

Herr Dr. Graf meint freilich, die Gemeinde hätte ihr Eigenthumsrecht an der Allmend wahren und diese doch für die neue Produktionsweise nutzbar machen können, dadurch, daß sie die Allmend zwar vertheilte, die einzelnen Stücke aber nur in Pacht gab, nicht verschenkte. Das hätte wohl für die Gemeindefinanzen von Vortheil sein können, aber ob Verpachtung, ob Privateigenthum, die Schäden der neuen Produktionsweise wären nothwendigerweise mit ihr eingezogen, die kapitalistische Ausbeutung hätte ihren Weg nach Schötz auf jeden Fall gefunden. Die Zahl der Armen wäre bei Verpachtung der Allmend ebenso gewachsen wie bei Verschenkung derselben; der Unterschied bestände blos darin, daß die Armenunterstützung, die heute aus den Steuern aufgebracht werden muß, sonst aus den Pachterträgen der Allmend flösse. Dasselbe gilt von Schulen und Straßen. Wir können darin höchstens einen gewissen Vortheil für die Steuerzahler, nicht aber für die Armen sehen.

Es ist aber nicht einmal wahrscheinlich, daß, wenn die Allmend unvertheilt geblieben wäre, die Gemeindefinanzen daraus erheblichen Vortheil gezogen hätten. Denn sie ist fast überall in der Schweiz, ob vertheilt oder unvertheilt, thatsächliches Privateigenthum geworden; nur in dem ersteren Falle Einzeleigenthum, in dem zweiten genossenschaftliches Eigenthum derjenigen, die im Anfang dieses Jahrhunderts Anrecht auf die Allmend hatten, und ihrer Rechtsnachfolger. Zum Theil sind die unvertheilten Allmenden so ganz ins Privateigenthum übergegangen, daß ihre Besitzer über sie völlig frei verfügen können. Die Allmendgenossenschaften sind da reine Aktiengesellschaften geworden. Zum Theil unterliegen sie noch gewissen besondern Beschränkungen und auch Belastungen, namentlich zu Gunsten der politischen Gemeinden, aber sie haben sich doch von diesen losgelöst. In einzelnen, ganz abseits von der modernen Entwicklung gelegenen Ortschaften mag noch die Bürgergemeinde die große Mehrheit der Einwohnergemeinde bilden, so daß die Allmend noch als Gemeindeeigenthum gelten kann. In andern, namentlich städtischen Gemeinwesen, z. B. Bern, ist die Zahl der Bürger, der Theilhaber an der Allmend, nur noch ein verschwindender Bruchtheil der Gesammtzahl der Gemeindebewohner. Das Anrecht an der Allmend ist unter diesen Umständen ein sorgsam gehütetes Privilegium einer Minorität geworden; die aus der Feudalzeit überkommenen Beschränkungen, die da der Allmend anhaften, nehmen ihr nicht ihren Charakter als Privateigenthum einiger Wenigen, sondern sorgen blos dafür, daß dies Eigenthum nicht so leicht die Hände wechselt. Wo die Allmend unvertheilt geblieben ist, hat sie den Charakter eines genossenschaftlichen Fideikommisses einer bäuerlichen oder kleinstädtischen Aristokratie angenommen. Wir glauben nicht, daß wir Ursache haben, einer solchen Institution besondere Sympathien entgegenzubringen und ihren Untergang zu bedauern.

Der urwüchsige Kommunismus kleiner Gemeinwesen, der Markgenossenschaften, Gemeinden und dergleichen, ist von einer gewissen Höhe der Waarenproduktion an ebenso zu einem Hinderniß der weiteren ökonomischen Entwicklung geworden, und seine ursprünglichen Wirkungen sind von da an ebenso in ihr

Digitized by Google

Gegentheil umgeschlagen, wie dies auf der Höhe, welche die Waarenproduktion heut zu Tage erklommen, mit dem Privateigenthum der Fall ist. Mit dem nationalen Gemeineigenthum an Produktionsmitteln — das Wort national möglichst umfassend genommen —, das die jetzige Produktionsweise nothwendig macht, ist der urwüchsige Kommunismus ebenso unvereinbar, wie das heutige Privateigenthum an Produktionsmitteln.

Es wäre auch unseres Erachtens ebenso unrichtig, bei der Agitation auf dem Land die Wiederbelebung des alten bäuerlichen Kommunismus im engen Rahmen der Gemeinde als unser Ziel hinzustellen, als es offenbar unrichtig wäre, dem Handwerk eine Wiederbelebung der Zünfte als unser Ideal vorzugaukeln. Die Dorfgemeinde kann wieder ein Produktionsorganismus werden, aber nicht mehr ein sich selbst genügender, wie die alte Markgenossenschaft gewesen. Sie kann nur noch als Theil eines größeren Ganzen wirken.

Die Werthschätzung der Allmend in der Gegenwart ist der einzige Punkt von Bedeutung in dem Büchlein des Dr. Graf, dem wir nicht beistimmen. Auf jeden Fall enthält es auf engem Raum eine Reihe interessanter Mittheilungen und Anregungen. Die historischen Schriften des modernen wissenschaftlichen Sozialismus scheinen dem Verfasser nicht fremd geblieben zu sein, wie man aus seinem Verständniß für den Einfluß des Produktionsprozesses und der Klassenkämpfe auf die Gestaltung der Allmend schließen kann. Er unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von der Mehrzahl der Schriftsteller über die Allmend, die sie vorwiegend vom juristischen Standpunkt betrachten, wie z. B. der bekannte Dr. v. Miaskowsky*), der die Produktionsverhältnisse, aus denen die Allmend hervorging, kaum berührt und unverstanden links liegen läßt, dagegen die Entwicklung ihrer Rechtsbegriffe eingehend verfolgt**).

Herr Dr. Graf hat sich von der Juristerei glücklich fern zu halten gewußt. Leider wendet sich sein Büchlein nicht an ein größeres Publikum; es setzt einige Spezialkenntnisse voraus und enthält Vieles, was nur für den Spezialforscher von Interesse. Das Thema aber, das er behandelt, ist von Interesse für Jeden, der die Entstehung der modernen Agrarverhältnisse kennen lernen und verstehen will.

Wir würden uns freuen, wenn der Verfasser daranging, nach seiner Methode einen übersichtlicheren, allgemeiner verständlichen Beitrag zur Geschichte der Klassenkämpfe in den Bauerngemeinden seit dem 16. Jahrhundert zu geben.

K. K.

*) Die schweizerische Allmend in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Leipzig, 1879.

**) Folgendes Zitat genüge, die Methode des Herrn v. Miaskowsky zu charakterisiren: „In dem Eigenthume dieser heutigen Privatgenossenschaften hat sich insofern ein Ueberrest des mittelalterlichen genossenschaftlichen Eigenthums erhalten, als sich in dem Eigenthumssubjekt der Begriff der Einheit mit dem der Vielheit noch im Kampfe befindet, ohne daß eine der beiden Seiten zur vollständigen Herrschaft gelangt wäre. So nimmt denn das Eigenthum dieser Genossenschaften eine Mittelstellung zwischen dem Eigenthum der römisch-rechtlichen universitas und dem condominium mehrerer socii ein.“ S. 9. Und so geht es fort. So einfach und leicht die Allmend aus dem Produktionsprozeß ihrer Zeit verständlich wird, so viel Kopfzerbrechen verursacht sie, wenn man sie in moderne Rechtsbegriffe einschachteln will. Für die Juristen wurde diese Künstelei zu einer Nothwendigkeit, angesichts der unzähligen Rechtsstreitigkeiten, die sich über die Allmend und den Antheil an ihr erhoben. Aber was geht das den Wirthschaftshistoriker an?

Digitized by Google

Unsere Programme.

Die Veröffentlichung des Marx'schen Briefes über das Gothaer Programm (in Heft 18 der „Neuen Zeit") hat, wie zu erwarten war, nicht geringe Aufregung hervorgerufen, wenigstens unter unsern Gegnern, die in ein Jubelgeschrei ausbrachen über diese freimüthige, an unserem Programm geübte Kritik. Sie, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, freuen sich, daß wir immer weiter lernen, immer klarer und zielbewußter werden, was bei selbständig denkenden Menschen nur in der Form vor sich gehen kann, daß sie alte Irrthümer abstreifen. Wenn in unseren Reihen mancher Irrthum seine Stätte gefunden hat, so ist dies beschämender für unsere Gegner, als für uns selbst. Denn trotzdem die weitaus größte Mehrzahl von uns vor 15 Jahren theoretisch noch nicht auf der Höhe stand, wie heute, hat sich schon damals unsere Partei in jeder Beziehung ihren Gegnern überlegen gezeigt, wie mancher von ihnen seiner Zeit selbst zugestanden.

Wenn sich die bürgerliche Journalistik vornehmlich auf das Sensationelle in dem Marx'schen Briefe geworfen, so haben unsere Genossen, soweit wir aus der Parteipresse und Privatmittheilungen ersehen können, vor Allem dem ihre Aufmerksamkeit geschenkt, worauf es ankommt, den sachlichen Ausführungen, deren Werth angesichts der Diskussion des Parteiprogramms wohl unbestritten ist.

Auch diejenigen, die manche rückhaltlose Aeußerung über ihnen liebgewordene Traditionen im ersten Moment unangenehm berührt hat, werden durch den Zusammenhang, in dem dieselben standen, und aus dem sie nicht gut gerissen werden konnten, so viel Anregung zu neuem Nachdenken über tiefgewurzelte Grundsätze geschöpft haben, daß sie diese Aeußerungen nur als Sporn empfanden, der zwar verletzt, aber auch antreibt auf der Bahn selbständigen Denkens.

Wenn die „Nation" meint, die Sozialdemokratie nehme jetzt Lassalle gegenüber denselben Standpunkt ein, wie die Liberalen, so hat sie etwas vorschnell geurtheilt. Der Marx'sche Brief berührt nur einige Seiten der theoretischen und taktischen Thätigkeit Lassalle's, er giebt kein Gesammturtheil über ihn. Und der Standpunkt, den Marx Lassalle gegenüber einnahm, ist nicht der Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie. Lassalle hat sich selbst als Schüler von Marx bekannt. Als sein Meister durfte Marx so über Lassalle schreiben, wie er geschrieben, und es darf heute auch publizirt werden, soweit durch die Darlegung der prinzipiellen Differenzen zwischen den Beiden die Klarheit und das selbständige Denken in der Partei gefördert wird. Die Sozialdemokratie treibt keinen Heroenkultus. Aber sie ist auch nicht undankbar, sie steht zu Lassalle in einem andern Verhältniß als Marx, und sie wird nie über der Kritik Lassalle's vergessen, was sie ihm schuldet.

Dankbar werden wir uns stets erinnern, daß er die ganze Wucht seiner glänzenden Persönlichkeit für das Proletariat in die Wagschale warf zu einer Zeit, wo die Zahl derjenigen, die für die Enterbten eintraten, noch winzig war, wo die Arbeiterbewegung noch aussichtslos erschien. Wie könnten wir den Mann vergessen, aus dessen Schriften wir älteren Parteigenossen Alle und auch die große Mehrzahl der jüngeren ihr erstes sozialistisches Wissen, ihre erste Begeisterung für den Sozialismus gesogen haben!

Wir studiren und prüfen aufmerksam, was Marx über seinen Schüler Lassalle sagt; vergessen aber nicht, daß auch dieser einer unserer ersten Meister und Vorkämpfer gewesen.

Digitized by Google

Aber es ist nicht blos dankbare Erinnerung, die uns mit Lassalle verbindet. Wenn auch Vieles in seinen Schriften veraltet ist, wenn auch Manches von vorneherein Irrthum gewesen: gerade dem theoretischen Liberalismus gegenüber gilt heute noch das Meiste von dem, was Lassalle gesagt und geschrieben.

Lassalle war auf dem Gebiete der Nationalökonomie kein selbständiger Theoretiker. Er hatte auch nie behauptet, einer zu sein. Seine selbständigen Leistungen liegen auf juristischem und philosophischem Gebiete. Als Nationalökonom stützte er sich wenigstens in den Punkten, die Marx nicht zu seiner Zeit schon behandelt, auf die klassische bürgerliche Oekonomie, die in Ricardo ihren vollendetsten Ausdruck erlangt hat. Das „Kapital", das 1867 erschien, drei Jahre nach Lassalle's Tod, hat mit Ricardo auch den theoretischen Standpunkt Lassalle's überwunden. Aber so wie Ricardo trotzdem thurmhoch erhaben ist über die Vulgärökonomie, so ist Lassalle thurmhoch erhaben über die liberalen Theoretiker seiner Zeit, die Schultze-Delitzsch und Max Wirth; und so wie Ricardo der Vulgärökonomie gegenüber auch heute noch Recht hat, wie man aus ihm heute noch lernen kann, so hat auch Lassalle den genannten Herren und deren Konsorten gegenüber auch heute noch Recht; da der Freisinn der Herren Barth und Richter auch heute noch theoretisch genau dort steht, wo er vor einem Vierteljahrhundert gestanden, gilt ihm gegenüber auch heute noch, was Lassalle damals gegen ihn vorbrachte.

Die „Nation" dürfte sich demnach etwas voreilig gefreut haben, wenn sie annimmt, der Marx'sche Brief bringe die Sozialdemokratie Lassalle gegenüber in dieselbe Position, wie den Liberalismus.

Neben der Fülle von Aufklärung, die der Marx'sche Brief enthält, giebt er auch Anlaß zu einigen Fragen. Namentlich eine ist es, die bei seiner Lektüre sich Jedem aufdrängt, und auf die er selbst keine Antwort giebt: Wieso kam es, daß trotz alledem das Gothaer Programm in seiner jetzigen, vom kritisirten Entwurf nur wenig verschiedenen Form, angenommen wurde? In dieser Beziehung bedarf der Brief einer Ergänzung. Engels konnte sie nicht geben; sie kann nur aus den Reihen derjenigen geboten werden, die damals an den Einigungsverhandlungen theilgenommen. Es ist uns auch bereits ein Artikel aus berufener Feder zugesagt, der eine Geschichte unseres Parteiprogramms überhaupt und besonders jener Verhältnisse geben soll, die bewirkten, daß 1875 das Gothaer Programm als der Ausdruck des theoretischen Bewußtseins der Mehrheit der Partei gelten konnte.

Auf mehrfachen Wunsch veröffentlichen wir in Vorliegendem, gewissermaßen als einleitendes Material zu diesem Artikel, die der Mehrzahl unserer Leser jedenfalls nicht mehr bekannten früheren Programme, die für die deutsche Sozialdemokratie maßgebend gewesen.

Statut des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins.

(Leipzig. Mai 1863.)

§ 1.

Unter dem Namen

„Allgemeiner deutscher Arbeiterverein"

begründen die Unterzeichneten für die deutschen Bundesstaaten einen Verein, welcher, von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur durch das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht eine genügende Vertretung der sozialen Interessen des deutschen Arbeiterstandes und eine wahrhafte Beseitigung der Klassengegensätze in der Gesellschaft herbeigeführt werden kann, den Zweck verfolgt,

auf friedlichem und legalem Wege, insbesondere durch das Gewinnen der öffentlichen Ueberzeugung, für die Herstellung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts zu wirken.

Digitized by Google

Statuten der Internationalen Arbeiter-Assoziation.

(London. September 1864.)

In Erwägung:

daß die Emanzipation der arbeitenden Klassen durch die arbeitenden Klassen selbst erobert werden muß, daß der Kampf für die Emanzipation der arbeitenden Klassen nicht einen Kampf für Klassenprivilegien und Monopole, sondern für gleiche Rechte und Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft bedeutet;

daß die ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit vom Monopolisten der Werkzeuge der Arbeit, der Quellen des Lebens, die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit bildet;

daß deshalb die ökonomische Emanzipation der arbeitenden Klassen das große Ziel ist, welchem jede politische Bewegung als bloßes Hilfsmittel sich unterordnen sollte;

daß alle auf dies große Ziel gerichteten Anstrengungen bisher an dem Mangel der Solidarität zwischen den vielfachen Zweigen der Arbeit jedes Landes und an dem Nichtvorhandensein eines brüderlichen Bandes der Einheit zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder gescheitert sind;

daß die Emanzipation der Arbeit weder ein lokales, noch ein nationales, sondern ein soziales Problem ist, welches alle Länder umfaßt, in denen moderne Gesellschaft existirt, und dessen Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der vorgeschrittensten Länder abhängt;

daß das gegenwärtige Wiederaufleben der arbeitenden Klassen in den gewerbthätigsten Ländern Europas, während es neue Hoffnungen rege macht, eine feierliche Warnung vor einem Rückfalle in alte Irrthümer enthält und ein unmittelbares Bündniß der noch getrennten Bewegungen erfordert,

aus diesen Gründen erklärt der erste internationale Arbeiterkongreß, daß die internationale Arbeiterassoziation und alle ihr angehörigen Gesellschaften und Individuen Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betragens unter einander und gegen alle ihre Mitmenschen, ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntniß oder Nationalität anerkennen. Der Kongreß betrachtet es als Pflicht des Mannes, die Rechte eines Mannes und Bürgers nicht blos für sich selbst, sondern für Jedermann, der seine Pflicht thut, zu fordern. Keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte.

Eisenacher Programm.

(Eisenach. August 1869.)

I. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei erstrebt die Errichtung des freien Volksstaates.

II. Jedes Mitglied der sozialdemokratischen Arbeiterpartei verpflichtet sich, mit ganzer Kraft einzutreten für folgende Grundsätze:

1. Die heutigen politischen und sozialen Zustände sind im höchsten Grade ungerecht und daher mit der größten Energie zu bekämpfen.
2. Der Kampf für die Befreiung der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft.
3. Die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von dem Kapitalisten bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, und es erstrebt deshalb die sozialdemokratische Partei unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Lohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsertrag für jeden Arbeiter.
4. Die politische Freiheit ist die unentbehrlichste Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat.
5. In Erwägung, daß die politische und ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse nur möglich ist, wenn diese gemeinsam und einheitlich den Kampf führt, giebt sich die sozialdemokratische Arbeiterpartei eine einheitliche Organisation, welche es

Digitized by Google

aber auch jedem Einzelnen ermöglicht, seinen Einfluß für das Wohl der Gesammtheit geltend zu machen.

6. In Erwägung, daß die Befreiung der Arbeit weder eine lokale noch nationale, sondern eine soziale Aufgabe ist, welche alle Länder, in denen es moderne Gesellschaft giebt, umfaßt, betrachtet sich die sozialdemokratische Arbeiterpartei, soweit es die Vereinsgesetze gestatten, als Zweig der internationalen Arbeiterassoziation, sich deren Bestrebungen anschließend.

III. Als die nächsten Forderungen in der Agitation der sozialdemokratischen Arbeiterpartei sind geltend zu machen:

1. Ertheilung des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts an alle Männer vom 20. Lebensjahre an, zur Wahl für das Parlament, die Landtage der Einzelstaaten, die Provinzial- und Gemeindevertretungen, wie alle übrigen Vertretungskörper. Den gewählten Vertretern sind genügende Diäten zu gewähren.
2. Einführung der direkten Gesetzgebung (d. h. Vorschlags- und Verwerfungsrecht) durch das Volk.
3. Aufhebung aller Vorrechte des Standes, des Besitzes, der Geburt und Konfession.
4. Errichtung der Volkswehr an Stelle der stehenden Heere.
5. Trennung der Kirche vom Staat und Trennung der Schule von der Kirche.
6. Obligatorischer Unterricht in Volksschulen und unentgeltlicher Unterricht in allen öffentlichen Bildungsanstalten.
7. Unabhängigkeit der Gerichte, Einführung der Geschworenen- und Fachgewerbegerichte, Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens und unentgeltliche Rechtspflege.
8. Abschaffung aller Preß-, Vereins- und Koalitionsgesetze; Einführung des Normalarbeitstages; Einschränkung der Frauen- und Verbot der Kinderarbeit.
9. Abschaffung aller indirekten Steuern und Einführung einer einzigen direkten progressiven Einkommensteuer und Erbschaftssteuer.
10. Staatliche Förderung des Genossenschaftswesens und Staatskredit für freie Produktivgenossenschaften unter demokratischen Garantien.

* * *

Eben im Begriff, vorliegenden Bogen in die Maschine zu senden, erhalten wir einen Artikel des Zentralorgans, in dem es Stellung zu dem Marx'schen Briefe nimmt. Wir fügen ihn hier noch an, nach dem alten Grundsatz „audiatur et altera pars," und als historisches Dokument und Beitrag zur Parteigeschichte.

Der Artikel lautet:

Der Marx'sche Programm-Brief.

Der Brief, welchen Marx vor dem Einigungskongreß des Jahres 1875 über den zwischen Vertretern des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und der „Eisenacher" vereinbarten Entwurf eines Einigungsprogramms zu vertraulicher Mittheilung an einige Vertreter der Eisenacher gerichtet hat, ist von Friedrich Engels in der „Neuen Zeit" veröffentlicht worden, und der „Vorwärts," als Zentralorgan einer Partei, die nichts zu vertuschen und keine Kritik zu fürchten hat, hielt sich verpflichtet, den Brief zum Abdruck zu bringen.

Was Marx über den Programmentwurf sagt, der von dem Einigungskongreß mit geringen Abänderungen angenommen ward, ist jetzt, da die Revision des Programms auf der Tagesordnung steht, von hohem aktuellen Werthe für uns, und wird unzweifelhaft, seinem Werthe entsprechend, berücksichtigt werden.

Der Brief spricht sich über den Programmentwurf mit einer, nur aus dem streng privaten Charakter des Briefes zu erklärenden Schärfe und Härte aus,

Digitized by Google

die nicht verfehlen konnte, in weiteren Parteikreisen unangenehm zu berühren, und von unseren Feinden ausgebeutet worden ist.

Die Thatsache, daß Marx das Programm der deutschen Sozialdemokratie ein „verwerfliches und korrumpirendes" genannt, und daß er über Lassalle ein Urtheil gefällt hat, das die Gefühle Hunderttausender von deutschen Arbeitern zu verletzen geeignet ist, kam unseren Feinden sehr gelegen und wurde von ihnen mit Jubel begrüßt. Allein der Jubel wurde sofort gedämpft durch den Gedanken, daß die Empfänger des Briefes selbst den Rathschlägen einer wissenschaftlichen Autorität wie Karl Marx ein kategorisches Nein! entgegengesetzt, und durch ihr Festhalten an dem Programmentwurf die Einigung der deutschen Sozialdemokratie erwirkt haben. Und unsere Feinde wissen sehr wohl, daß die deutsche Sozialdemokratie ihr Wachsthum und ihre Stärke jener Einigung verdankt. Sie wissen also, daß wir damals klug handelten, und sie wissen ferner, daß durch die Veröffentlichung des Marx'schen Briefs das ihnen so bequeme Märchen: die deutsche Sozialdemokratie sei nur eine Puppe in der Hand von Marx gewesen, für immer zerstört ist.

Wenn unsere Feinde sich trotzdem der Hoffnung hingeben, durch Veröffentlichung des Marx'schen Briefes werde ein Keil zwischen die ehemaligen „Lassalleaner" und „Eisenacher" getrieben und die Partei gesprengt, wenigstens der Zusammenhalt gelockert werden, so haben sie nur von Neuem ihre Unkenntniß des Wesens unserer Partei bewiesen. Die bis 1875 getrennten Theile der Sozialdemokratie sind zu einem organischen Ganzen zusammengewachsen, das durch keine Macht mehr getrennt werden kann. Die trennenden Stichworte: „Hie Marx!" „Hie Lassalle!" sind für uns unmöglich geworden — die deutschen Sozialdemokraten sind keine Marxianer, keine Lassalleaner — sie sind Sozialdemokraten.

Nachdem die Arbeiterbewegung Deutschlands die Kinderschuhe abgelegt hatte, streifte die Partei alles Sektenhafte ab, suchte sich stetig und systematisch von jeglichem Personenkultus zu befreien und ordnete mit eiserner Konsequenz die Person der Sache unter. Durch diesen echt demokratischen Geist, der Jedem seine Selbständigkeit gab, jeder Individualität innerhalb des Rahmens der Parteigrundsätze freien Spielraum gewährte, kein Unfehlbarkeitsdogma aufkommen ließ, ist die deutsche Sozialdemokratie geworden, was sie ist — und ohne ihn wäre sie der Sektirerei und Ohnmacht verfallen, die von Personenkultus und Dogmenglauben unzertrennlich sind.

Warum sollte aber auch gerade die Veröffentlichung des Marx'schen Briefes „die alten Lassalleaner" mit Mißtrauen gegen „die alten Eisenacher" erfüllen (um diese längst der Vergangenheit angehörenden Ausdrücke zu gebrauchen)? Enthüllt doch die Veröffentlichung dieses Briefes vielmehr die bisher den meisten Lassalleanern unbekannte Thatsache, daß die Eisenacher sich 1875 selbst nicht durch die Autorität eines Karl Marx von dem vereinbarten Einigungsprogramm abbringen ließen. Es ist dies ein Akt der Treue, der den Betheiligten nur zur Ehre gereichen kann.

Ueber die Kritik, welche Marx an dem Einigungsprogramm übte, haben wir uns jetzt nicht auszusprechen. Von der scharfen Form abgesehen, wird man finden, daß sie sich den meisten wesentlichen Punkten nach in derselben Richtung bewegt, wie die allseitig mit Beifall aufgenommenen Ausführungen des Programm-Referenten auf dem Halle'schen Kongreß.

Aber 1890 war die Partei in theoretischer Beziehung weiter als 1875 — ohne das Sozialistengesetz wäre die Revision des Programms, welche auf mehreren

Digitized by Google

Kongressen bereits vor 1878 gefordert wurde, schon längst erfolgt — und was jetzt, nach 15jährigem Bestand der geeinigten Partei, naturgemäße Konsequenz der Entwicklung ist, wäre 1875 ein Hinderniß der Einigung gewesen.

Dies sagten sich die Genossen, an welche vor dem Gothaer Einigungskongreß der Marx'sche Programmbrief gerichtet war. Die Meisten, wenn nicht Alle stimmten zwar mit dem theoretischen Theil der Kritik in der Hauptsache überein, allein sie mußten sich auch sagen, daß der Zweck des vom Allgemeinen deutschen Arbeiterverein und den Eisenachern berufenen Kongresses die Einigung der beiden Fraktionen war und nicht die Formulirung wissenschaftlicher Lehrsätze.

Es galt zu wählen zwischen einem wissenschaftlichen Konzil oder einem sozialistischen Einigungskongreß.

Und alle Betheiligten entschieden sich für die Einigung und für das von Marx verurtheilte Einigungsprogramm.

Marx, der seit fast 30 Jahren in England gelebt hatte, konnte die deutschen Verhältnisse nicht so richtig beurtheilen, als wenn er mit den lebendigen Faktoren der Bewegung in direkter und persönlicher Fühlung gewesen wäre. Er unterschätzte die Stärke der Lassalle'schen Bewegung und täuschte sich über die Stimmung unter den deutschen Arbeitern. Wohl hätte vielleicht auch ein streng wissenschaftliches Programm, so wie er es wünschte, die Majorität des Kongresses erlangt, allein, es wäre eben nur eine Majorität gewesen, der eine Minorität gegenübergestanden hätte — und es galt, die Gesammtheit der deutschen Sozialisten zu einigen, und zwar dergestalt, daß keine Vergewaltigung einer Minorität stattfand und daß es „keine Sieger und keine Besiegten" gab. Und das hat das Einigungsprogramm erreicht.

Vom Ausland aus — und Marx selbst hat das in den 50er Jahren den abenteuerlich-impotenten Revolutionsmachereien der Flüchtlingschaft gegenüber wiederholt hervorgehoben, läßt sich eine Massenbewegung nicht leiten. Die deutsche Sozialdemokratie konnte deshalb und kann zu keiner Zeit dulden, daß ihre Leitung ins Ausland verlegt werde.

Genug — die Empfänger des Briefes prüften das Für und Wider und nach sorgfältiger Abwägung konnten sie zu keinem anderen Resultate kommen, als zur Ablehnung.

„Doch" — rufen gegnerische Tugendbolde — „war es nicht ‚unehrlich', daß die, welche den Marx'schen Brief kannten, einem Programm zustimmten, das Marx so hart verurtheilt hatte?"

Worin soll die „Unehrlichkeit" bestanden haben? Daß es sich um ein Kompromiß-Programm handelte, das wußte jedes Mitglied des Einigungskongresses, und bei Kompromissen hat jeder Theil etwas zu opfern. Thatsächlich betrachtete kein einziges Mitglied des Kongresses das Einigungsprogramm als vollkommen und endgiltig. Alle ohne Ausnahme ordneten als gute Sozialdemokraten ihre persönlichen Wünsche der guten Sache unter. — Die deutschen Arbeiter wollten die Einigung, und der Einigungskongreß hat sie gebracht; und die Einigung der deutschen Sozialdemokratie war mehr werth, als ein Dutzend der tadellosesten Programme.

Wenn Marx in seinem Brief den Entwurf als „verwerflich und demoralisirend" bezeichnet, so hat seine bittere Stimmung ihn irren lassen. Die Folge hat ihm Unrecht gegeben. Das Einigungsprogramm hat seinen Zweck im ausgedehntesten Maße erfüllt, es hat keine „verwerflichen und demoralisirenden" Wirkungen ausgeübt, sondern im Gegentheil, die Klärung, die Reinigung

Digitized by Google

und das Wachsthum der deutschen Sozialdemokratie in, selbst den Gründern der Einigung überraschender Weise gefördert. Die Mängel des Programms waren der geistigen Fortentwicklung der Partei nicht hinderlich. Der Arbeiter ist kein Schulgelehrter — er legt die Worte nicht auf die Goldwaage; der gesunde Sinn der Partei setzte sich über unpräzise Ausdrücke und Formulirungen hinweg und sah nur die wirklichen, wahren Ziele der Sozialdemokratie, die durch die lebhafte Diskussion in Versammlungen, in der Presse und in der Partei-Literatur von frembartigem Beisatz befreit wurden, so daß sie in immer schärferen Umrissen hervortraten.

Nein, wir haben uns unseres alten Gothaer Einigungsprogramms nicht zu schämen. Es hat eine ruhmvolle Geschichte und wird, auch wenn es längst durch ein neues und besseres ersetzt ist, ein Stück Parteigeschichte bedeuten, auf welches die deutsche Sozialdemokratie allezeit stolz sein wird.

Marx hat sein Urtheil über die Einigung und das Einigungsprogramm später zwar nicht formell zurückgenommen, aber thatsächlich hat er sein Urtheil über die Einigung geändert: er ist nicht aus unserer Partei ausgeschieden, wie er damals angedroht hatte, und er hat privatim und öffentlich bei verschiedenen Gelegenheiten in den anerkennendsten und begeistertsten Ausdrücken unserer Kämpfe und Siege gedacht, die ohne die von ihm bekämpfte Einigung nimmermehr möglich gewesen wären.

Marx hat eine Gewissenspflicht erfüllt, indem er seine wissenschaftlichen Bedenken gegen unseren Programm-Entwurf geltend machte; und die Männer, welche seinen Rath zurückwiesen, haben ebenfalls eine Gewissenspflicht erfüllt, und der Erfolg hat ihnen Recht gegeben.

Als Antwort auf gewisse Unterstellungen erklären wir noch, daß die Veröffentlichung des Marx'schen Briefes ohne Vorwissen der Fraktion und der Parteileitung, welche die Veröffentlichung in der vorliegenden Form nicht gebilligt hätte, durch die Redaktion der „Neuen Zeit" erfolgt ist.*)

Die deutsche Sozialdemokratie war niemals orthodox; sie beugt sich vor der Wissenschaft, steht aber auf dem Boden der Thatsachen und rechnet mit den Thatsachen. Ohne die Prinzipien jemals zu opfern, hielt sich die Partei stets von doktrinärer Prinzipienreiterei fern und nützte die Umstände und Verhältnisse nach Kräften aus. Und das wird auch fernerhin geschehen.

Wir wissen — und die letzten Tage haben aus allen Kreisen der Partei die unzweideutigsten Beweise dafür gebracht — daß unsere Genossen einig sind in dem Entschluß, fest zusammen zu halten, und sich durch Niemand und durch Nichts von der Bahn abdrängen zu lassen, auf der die deutsche Sozialdemokratie ihre Triumphe errungen hat. —

*) Welcher Art diese Unterstellungen sind, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß wir uns allerdings nicht verpflichtet gefühlt haben, den Marx'schen Brief der Parteileitung oder der Fraktion zur Begutachtung vorzulegen, und daß dieselben davon erst nach dem Erscheinen von Heft 18 Kenntniß erhielten, daß wir aber auch aus unserer Absicht, ihn zu veröffentlichen, kein Hehl gemacht haben. Die Verantwortung für die Veröffentlichung tragen blos wir. D. Red.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

„Geschichten aus dem vollen Leben" (Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz).

Wir sind der ungenannten Verfasserin schon einmal in der „Neuen Zeit" begegnet, als wir ihre Novelle „Der Mörder" rezensirten, heute liegen uns ihre „Geschichten aus dem vollen Leben" vor.

Diese „Geschichten," die älteren Datums sind als der „Mörder," bewegen sich in dem gleichen Ideenkreise — hier wie dort bildet die Stellung des Weibes in der Gesellschaft den künstlerischen Vorwurf.

Man muß es der Verfasserin lassen: sie ist ein beredter Anwalt ihres Geschlechts. Sie bringt die „Frauenfrage" nicht nur unserem Verstande, sie bringt sie hauptsächlich unserem menschlichen Empfinden näher. Es dürfte einem Manne schwer fallen, so die geheimen Triebfedern des Frauendaseins bloszulegen, dem Weibe ist es eine leichtere, wenn auch nicht gerade eine leichte Aufgabe, und man kann es der Verfasserin ruhig zugestehen, daß sie diese Aufgabe mit glücklicher Hand zu lösen versteht.

Sind auch die behandelten Stoffe solche, wie sie die Frauenfrage des Bürgerthums bietet, ist auch namentlich die ökonomische Stellung der Frau in der Industrie, ihre Bedeutung für die soziale Frage unberücksichtigt geblieben, so sind doch die aufgeworfenen Fragen durch die Art ihrer Behandlung für jeden denkenden Menschen von großem Interesse.

„Geschichten aus dem vollen Leben" nennt die Verfasserin ihre Erzählungen, und dies mit vollem Recht, denn diese Geschichten sind wirklich aus dem vollen Leben gegriffen. Zeichnen sie auch nur alltägliche Ereignisse, wie sie abseits von dem großen Ringen der Geister und den Kämpfen ganzer Klassen sich abspielen, so legen sie doch mancherlei Krebsschäden unserer Gesellschaft rücksichtslos dar und sind wohl geeignet, dem denkenden Theil des Bürgerthums ein wenig die Augen über seine selbstgeschaffene Herrlichkeit zu öffnen. Doch auch das Proletariat wird diese Geschichten mit Nutzen lesen.

Hier ist ein streitbares Weib, das die allgemeinen Rechte seines ganzen Geschlechts gegenüber der gesammten Männerschaft vertritt, und es ist die Pflicht gerecht denkender Männer, eine solche Stimme zu prüfen und ihr Gehör zu verschaffen.

Vorzugsweise ist es das Liebes- und Geschlechtsleben des Weibes und dessen oft rücksichtslose Ausbeutung seitens der Männer, was hier mit realistischer Schärfe und Treue erörtert wird. Es sind scharfe Anklagen, die hier erhoben werden, aber sie sind gerechtfertigt. Die Verfasserin vermeidet geschickt alles Anstößige, sie verschmäht es jedoch nicht, Dinge zur Sprache zu bringen, über die man in gewissen Kreisen nicht gern redet — es ist ein von sittlichem Ernste getragener Realismus, der es versteht, das Liebesleben der Geschlechter zu erörtern, ohne dabei die Feder zu besudeln oder gar mit Behagen im Schmutz zu wühlen. Wer den „Mörder" gelesen hat, wird dies übrigens selbstverständlich finden.

Zu der vorstehend gezeichneten Gattung von Geschichten gehören: „Das Akt-Modell," „Morgenroth" und „Der Spaß der Welt."

„Das Akt-Modell" ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das durch Noth und andere Ursachen auf die gefährliche Bahn des Modellstehens für Maler geführt wird. Sie wird das Opfer ihrer Liebe zu einem Künstler, der nach Befriedigung seiner Leidenschaft sich einer Anderen zuwendet — eine alltägliche Geschichte, die aber ergreifend dargestellt wird. Die Verfasserin vertritt hier die Idee, daß ein Mädchen, das unehelich geboren hat, nicht nothwendigerweise moralisch verkommen sein muß, und das Beispiel, das sie vorführt, dürfte selbst für diejenigen überzeugend wirken, die sich bisher zu einer solchen Anschauung nicht emporzuschwingen vermochten.

„Morgenroth" schildert die Schicksale einer Mutter und deren Tochter, die nach dem Tode ihrer Ernährer vereint den Kampf um ihre Existenz führen. Es ist eine kleinbürgerliche Tragödie, die uns das ganze Elend alleinstehender armer Frauen wahrheitsgetreu vor

Digitized by Google

Augen führt. All' die Widerwärtigkeiten eines solchen Daseins, das ernste, aber auch aussichtslose Ankämpfen gegen die Noth treten uns hier entgegen, und als sich der Tochter, die frühzeitig zur Witwe geworden, endlich eine bessere Existenz bietet, da ist es nur die Falle eines gewissenlosen Schufts, der auf die Dankbarkeit dieses Weibes spekulirt, um seine Zwecke zu erreichen. Und er erreicht sie, das Opfer seiner Spekulation aber endet durch Selbstmord. Die mit den Schicksalen der beiden Frauen verknüpfte Geschichte eines jungen Mädchens, das durch einen befreundeten alten Professor aus seinem unbewußten Dahinleben gerissen und zur Erkenntniß der großen Aufgaben der Frauenbewegung geführt wird, liest sich zwar auch recht hübsch, ist aber doch etwas zu lehrhaft gehalten und beeinträchtigt den Gesammteindruck ein wenig.

Einen ähnlichen sozialen Stoff behandelt „Der Spaß der Welt." Ein junger Regierungsbeamter aus Straßburg, der seinen Urlaub in Paris verlebt, trifft dort eine Jugendfreundin aus der Heimat, knüpft ein Verhältniß mit ihr an und veranlaßt ihre Uebersiedlung nach Straßburg. Das Verhältniß bleibt nicht ohne Folgen, und der junge Baron, der das bürgerliche Mädchen natürlich nicht ehelichen will, trotz gegebenen Heirathsversprechens, sucht das arme Ding los zu werden. Er bringt sie nach Lüttich in ein Haus, wo Damen in stiller Weltabgeschiedenheit ihre Niederkunft abwarten können und wo die Abtreibung der Leibesfrucht gewerbsmäßig betrieben wird. Das junge Mädchen weist ein Ansinnen letzterer Art ab und zieht sich dadurch den Haß der Besitzerin zu. Der Verführer kümmert sich nicht weiter um das Mädchen, da er durch diese Unterkunft alle Verpflichtungen erfüllt zu haben glaubt, die Unglückliche ist also in ihrem hilflosen Zustande allen Quälereien des rachsüchtigen, geldgierigen Weibes preisgegeben. Kurz nach erfolgter Geburt wird die ohnehin schwache Gesundheit der jungen Mutter durch einen Akt höchster Brutalität dermaßen erschüttert, daß das Schlimmste zu befürchten steht. Der telegraphisch herbeigerufene Baron findet nur noch eine Sterbende; er macht sich Gewissensbisse über deren Tod, beruhigt sich aber bald wieder. Geld ist ja das Universalmittel für solche Schmerzen. — Der Herr Baron bezahlt und sein Gewissen ist beruhigt, auch seine Ehre leidet nicht, da das Liebesabenteuer des jungen Herrn, der übrigens durchaus nicht als ein Schuft gezeichnet ist, in der Heimat unbekannt bleibt.

Diese Erzählung ist vielleicht die beste der ganzen Sammlung, denn die Malerei der seelischen Vorgänge und der Charaktere ist eine vortreffliche, und wer ähnliche Sünden auf dem Kerbholz hat, dem mag beim Lesen dieser Geschichte nicht ganz wohl werden; nur am Schluß fällt sie etwas ab.

Die folgenden drei Erzählungen erscheinen von geringerem Gewicht. Sie holen ihre Stoffe nicht so aus dem vollen pulsirenden Leben der Gegenwart, sondern gerathen mehr auf Seitenwege, die aber deshalb noch keine Irrwege sind. Nicht der soziale Kampf des Weibes als Einzelwesen wird uns hier geschildert, sondern es sind eher Skizzen, kleine Genrebilder.

Alles in Allem kann man die „Geschichten aus dem vollen Leben" empfehlen — nicht blos zur Unterhaltung, sondern auch zum Studium — nicht blos für einzelne Kreise, sondern für alle Kreise und für beide Geschlechter. Sie bringen Fragen, wie sie sich dem denkenden und beobachtenden Menschen überall aufdrängen, in leicht faßlicher Form zur Sprache und können und müssen von Jedem verstanden werden. Führen sie uns auch nicht mitten in die Schlachten und Schlachtfelder des sozialen Kampfes hinein, so zeigen sie uns doch, was sich hinter dem Rücken der marschirenden Kolonnen ereignet. Sind diese Geschichten auch keine literarischen Großthaten, so steckt in diesen einfachen schmucklosen Dingern doch weit mehr Inhalt, als in manchem vielbändigen Roman, der es nur dem Namen seines Verfassers verdankt, daß er gekauft und gelesen wird. Es ist Charakter und ehrliche Gesinnung darin — Eigenschaften, die in unserer gegenwärtigen deutschen Literatur leider so selten anzutreffen sind.

Ernst Klaar.

Zur Notiz! Wegen Raummangels mußte diesmal das Feuilleton zurückgestellt werden.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 22. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Das unzufriedene Agrarierthum in Preußen.

Wie vor einem Jahrzehnt, an der Wende unserer Wirthschaftspolitik, Herr von Forckenbeck die Liberalen, so ruft jetzt das preußische Agrarierthum seine Getreuen auf die Schanzen, um das Gewonnene zu vertheidigen.

In den landwirthschaftlichen Vereinen und Organisationen giebt man das Losungswort aus, sich auf die kommenden Kämpfe vorzubereiten. Im Reichstage führt man durch Kraftproben aller Art den Regierungen zu Gemüthe, daß in der deutschen Volksvertretung auch nach den letzten Wahlen die agrarischen Interessen noch maßgebend sind. Im preußischen Landtage schlug die glimmende Unzufriedenheit der Konservativen sogar einen Augenblick zu heller Flamme empor, als in der Landgemeindeordnungs-Kommission die politischen Privilegien der Gutsbezirke in Frage kamen. Die „Herren Junkers vom Landtage" hielten sich freilich später, als das preußische Ministerium einen leidlich festen Willen und eine unerwartete Einmüthigkeit zeigte, an das Vorbild des Herrn von Manteuffel Olmützer Angedenkens und wichen muthig aus ihrer Oppositionsstellung in die alte Landrathskammerdienerei zurück, aber nur, weil sie die Vollmachten, die sie der Regierung für die Neugestaltung der Verhältnisse zwischen Gutsbezirken und Gemeinden einräumen mußten, von einem kommenden Minister *ihres* Schlages zu *ihrem* Nutzen gehandhabt zu sehen hoffen — und weil in Preußen neben dem Abgeordnetenhause noch eine zweite Instanz der Gesetzgebung besteht: das Herrenhaus, dessen altehrwürdiges Haupt leichter die Dornenkrone des Konfliktes mit der Regierung tragen kann. Das Abgeordnetenhaus kann man auflösen, und augenblicklich, wo der behördliche Apparat ihnen nicht zu Diensten ist, und nach den Erfahrungen des Vorjahres fürchten die Konservativen die Wahlen wie gebrannte Kinder das Feuer. Das Herrenhaus kann man nur abschaffen, wenn man diese auserwählte Volksvertretung nicht vor dem ganzen Volke lächerlich machen will durch einen Massennachschub von ministeriell geaichten und gegen alle Oppositionsgefahren geimpften Pairs.

Dabei sind die Reformen, die man jetzt im Reiche und in Preußen anstrebt, von jener harmlos unschuldigen Art, wie sie dem von Jahr zu Jahr mehr verdünnten Nationalliberalismus Miquel'scher Färbung entspricht. Aber dem Agrarierthum ist durch die beispiellosen Erfolge der letzten Periode der Kamm

Digitized by Google

so sehr geschwollen, daß es auch den schwächlichsten Vorschlag zu einem neuen Kompromiß zwischen agrarischen und industriellen Besitzinteressen wie eine beleidigende Zumuthung zurückweist.

Wer das Kreuz hat, segnet sich, und auf die Konservativen, welche dem Volke das Kreuz des praktischen Christenthums vorantrugen, ist goldener Segen in unerschöpflicher Fülle herabgeströmt.

Sie haben dabei über die Gegenwart nicht die nächste Zukunft vergessen; sie haben es verstanden, so vielseitige Interessen mit den ihrigen zu verknüpfen, daß auch die entschlossenste Regierung sehr vorsichtig zu Werke gehen muß, wenn sie nicht zu Falle kommen will in dem Gestrüpp von Reichs-, Landes-, Kommunal- und sonstigen Interessen, das im Schatten der Lebensmittelzölle und der politischen Begünstigung des Großgrundbesitzes emporgewuchert ist.

Als am Beginn der neuen Wirthschaftsära die Reichsregierungen einen Zoll von 50 Pfennigen für den Doppelzentner Roggen und Weizen vorschlugen, dachte man noch nicht an große Einnahmen des Reiches, welche die Reichsfinanzverwaltung mit goldenen Ketten an die Beutepolitik der Agrarier fesseln könnten. Der Reichstag verdoppelte den Satz, und so flossen bereits 1880 14,5 Millionen Mark, 1881 16,6, 1882 19,0, 1883 18,8, 1884 23,8 Millionen Mark aus den Getreidezöllen. Einer ewig geldbedürftigen Regierung würde es schon schwer gefallen sein, auf solche Summen zu verzichten. Seitdem sind die Getreidezölle aber zu einer immer reicher strömenden Geldquelle geworden. 1885 erhöhte man sie auf 3 Mark, 1887 auf 5 Mark, sodaß sie 1886 30,2 Millionen, 1887 46,5, 1888 57,2, 1889 98,7 Millionen Mark ergaben. Zum Ertrag aller Eingangszölle lieferten die Getreidezölle demnach 1881 8,7 Prozent, 1889 aber 27,4 Prozent, und der Schatzsekretär von Maltzahn, der schon vor mehr als einem Jahre seine besondere Freude über diesen Goldborn aussprach, betonte noch in der letzten Militärkommission, daß das Reich bei seinen stetig wachsenden Ausgaben derartige Einnahmequellen unbedingt offen halten müsse.

Aber nicht nur das Reich ist so durch „Betheiligung" an dem agrarischen Raubzug interessirt. Die künstliche Verknüpfung der öffentlichen Haushalte, wie sie in Deutschland besteht, hat es vielmehr gestattet, selbst die letzten Selbstverwaltungskreise der Provinz für die Lebensmittelzölle in derselben Weise zu engagiren, wie man bei industriellen Gründungen die Vertreter der öffentlichen Meinung durch Antheilscheine und Geldzuwendungen sich verpflichtet.

Das Reich vertheilt nach der Franckenstein'schen Klausel bekanntlich an die Einzelstaaten, was an Zöllen, Tabak- und Branntwein-Verbrauchssteuer über den Betrag von 130 Millionen Mark eingeht. 1885 benutzten nun die Agrarier ihre Macht im preußischen Abgeordnetenhause zu einem ganz ausgefeimten Schachzug. Die Zentrumspartei machte ihre Zustimmung zu der geplanten Zollerhöhung im Reiche davon abhängig, daß Alles, was vom Reiche über 15 Millionen Mark hinaus aus den Getreide- und Viehzöllen an Preußen überwiesen wird, den Kommunalverbänden zur Verfügung gestellt werde. Die klerikalen Agrarier stellten sich hier, als ob sie die Bewilligung neuer Lebensmittelzölle gar noch eine besondere Ueberwindung koste und forderten dafür einen recht beträchtlichen Preis!

Denn die vielumstrittene lex Huene ist nichts als eine neue Begünstigung des Junkerthums. In den Kreisverbänden, welchen nach diesem Gesetz in Preußen 1885/86 4 Millionen, 1887/88 13 Millionen, 1888/89 27½ Millionen und 1889/90 über 47⅓ Millionen Mark überwiesen wurden, herrscht unumschränkt der Großgrundbesitz neben seinem amtlichen Vertreter, dem gestrengen Herrn Landrath.

Digitized by Google

Neue Kreisordnungen haben wir in Preußen seit 1872 in Hülle und Fülle erhalten, eine Provinz nach der andern wurde damit beglückt, erst durch den Eulenburg'schen Liberalismus, dann durch die Puttkamer'sche Gesetzgebung, welche ihr bescheidener Urheber selber als monumentum aere perennius bezeichnete. Die Ministerschaft des Herrn von Puttkamer hat sie allerdings überdauert, von einer Selbstverwaltung, wie sie Herr Gneist in England gesehen haben wollte, stellt sie das gerade Gegentheil dar. Auf den Kreistagen überwiegen in den Gegenden mit geringem städtischen Element natürlich die Vertreter des platten Landes, diese aber werden wieder zur Hälfte von dem besonderen Wahlverbande der Großgrundbesitzer gewählt — der sich in den fünf östlichen Provinzen z. B. zusammensetzt aus den paar Zahlern von mindestens 225 Mark Grund- und Gebäudesteuer; vier Besitzer ernennen hier im Durchschnitt einen Abgeordneten. Auch bei der anderen Hälfte der Vertreter des platten Landes auf dem Kreistage ist der Einfluß des Großgrundbesitzes maßgebend. Die Kreistage aber, die ganz nach der junkerlichen Pfeife tanzen, wählen die Mitglieder der Provinziallandtage, die wiederum durch den Provinzialausschuß die kommunalen Angelegenheiten der Provinz verwalten — und der Kreistag bestimmt endlich die Mitglieder des Kreisausschusses, die unter dem Vorsitz — des Landrathes die Polizei in den Händen haben und die Gemeinden beaufsichtigen. Die preußische Selbstverwaltungsgesetzgebung ist daher weiter nichts wie die Auslieferung aller Selbstverwaltung in den Provinzen und Kreisen an den Großgrundbesitz.

Den so gestalteten Kreisverbänden Millionen aus dem Ertrag der Getreidezölle überweisen, heißt danach offenbar weiter nichts, als diese Millionen auch noch dem Großgrundbesitz zur Verfügung stellen; es heißt, ihm auch noch den Zollaufschlag vom ausländischen Getreide und Fleisch preisgeben, nachdem er durch die künstliche Preiserhöhung des inländischen Getreides und Fleisches bereits Millionen eingestrichen hat. Man überliefert ihm Millionen, damit er an Zuschlägen zur Grund- und Gebäudesteuer „sparen" kann. Die Getreidezölle werden für ihn zur Steuererleichterung neben der Einkommensvermehrung. Ging doch Herr von Huene, über dessen Qualität als Volksvertreter man sich vielfach noch zu täuschen scheint, 1889 im preußischen Abgeordnetenhause, um die Schwankungen der Ueberweisungen zu beseitigen, sogar soweit, in einem von der Zentrumspartei unterstützten Gesetzentwurf eine dauernde jährliche Subvention von etwa 36 Millionen seitens des Staates an die Kommunalverbände im Osten und die Gemeinden im Westen zu verlangen, unter der Bedingung, daß dann alle Kommunalsteuerzuschläge zur Grund- und Gebäudesteuer aufzuheben seien.

So hat das Agrarierthum alle einflußreichen Kreise an seinen Geschäften zu betheiligen gewußt: das Reich, das den Einzelstaaten mehr überweisen möchte, als es an Matrikularumlagen zurückerhält — die Einzelstaaten, welchen Millionen aus den Getreidezöllen verbleiben — in Preußen schließlich die Kommunalverbände, deren Finanzen mehr und mehr auf den Zuschuß zugeschnitten worden sind, dessen Ausbleiben sie sehr peinlich berühren würde.

Durch alle diese künstlichen Verbindungen und Verquickungen hat sich der Großgrundbesitz einen stärkeren politischen Rückhalt gesichert, als er ihn sonst vielleicht haben würde. Er hat daher auch mehr Vertrauen auf den Erfolg seines Widerstandes gegen die liberalisirende Handelspolitik der industriellen Großbourgeoisie, als es ihm sonst eigen sein würde.

Dazu kommt die Furcht, das Reich könne bei Milderung der Grenzabsperrung gegen fremdes Getreide und Fleisch den Ausfall in seinen Einnahmen

Digitized by Google

durch die Beschneidung der Liebesgaben an Zucker- und Schnapsproduzenten zu ersetzen suchen. Wir haben eine Materialsteuer und Ausfuhrprämie bei dem Zucker, welche den Zuckerbaronen mindestens 30 Millionen Extragewinne jährlich in den Schooß wirft. Wir haben seit 1887 eine Branntweinsteuer, welche durch ihre Kontingentirung für die Großbrenner des Ostens 40 Millionen Mark jährlich mit abfallen läßt. Fallen die Getreidezölle, wenn auch nur zum Theil, so gerathen diese Subventionen erst recht in Gefahr, und die Zuckersteuervorlage der Regierung hat es den Agrariern nahe gelegt, der Betretung eines solchen Weges gleich in den Anfängen Widerstand zu leisten.

Dazu sieht der preußische Landjunker ein altes, theures Erbstück seines politischen Einflusses bedroht. Ueber 15 000 selbständige Gutsbezirke giebt es heute noch in den sieben östlichen Provinzen Preußens; hier übt der Gutsvorsteher alle kommunalen Rechte aus, die sonst der Einwohnerschaft von 2 Millionen zustehen würden. Armenverwaltung und Wegebau, Polizei und Schule, alle kommunalen Rechte und Thätigkeiten verkörpern sich in dem einen Gutsvorsteher. Und keiner dieser Gutsbezirke soll in Zukunft mehr unbedingt sicher sein, mit Gemeinden verbunden oder sonstwie reformirt zu werden. An Stelle des grundherrlichen Absolutismus die Zensus- und Grundbesitzvertretung der Einwohnerschaft zu setzen, ist in den Augen des ostelbischen Junkers Revolution. Das Wort ist denn auch von den konservativen Heißspornen oft genug dem preußischen Minister des Innern entgegengeschleudert worden, als ob er nicht ein trockener und philiströser Beamter, sondern ein Herostrat wäre, der nach dem Ruhme lechzt, den Feuerbrand in die Heiligthümer des preußischen Junkerthums zu werfen.

Auch mit Drohungen spart der Großgrundbesitz nicht, wenn man ihn wirthschaftlich und politisch auf etwas schmalere Kost zu setzen droht. Die deutsche Schutzzollgesetzgebung von 1878/79 war ein Kompromiß zwischen agrarischen und industriellen Interessen. Brechen die Industrievertreter jetzt ihr Wort, indem sie aus Eigennutz für billigere Lebensmittel eintreten, so wird auch die Gegenseite aller Verpflichtungen ledig: mit den agrarischen Zöllen — schrieb kürzlich die „Kreuzzeitung“ — fällt auch der Industrieschutz. „Eine Hand wäscht die andere. Unter dieser Bedingung stehen wir fest zur Industrie.“ Auf manche Kreise scheinen diese Drohungen auch ihre Wirkung nicht zu verfehlen. So erklärt der Vorstand des Zentralverbandes deutscher Industrieller in den „Berliner Politischen Nachrichten,“ der bekannte mächtige Verein lege weit weniger Werth darauf, daß ein Vertrag mit Oesterreich-Ungarn zu Stande komme, als daß die Interessen der deutschen Landwirthschaft dabei nicht geschädigt werden. Andere ähnliche Kundgebungen aus einflußreichen industriellen Kreisen stehen nach der „Kreuzzeitung“ in Kürze bevor.

Sollten die jetzt angeregten Reformen also nicht wieder in den Zustand der Versumpfung zurücksinken, so würden wir für die nächste Zeit in der inneren Politik Deutschlands und Preußens lebhaften Kämpfen entgegenzusehen haben, in denen industrielle und agrarische Bestrebungen aufeinander platzen müßten.

Freilich wird man sich auf beiden Seiten möglichster Mäßigung befleißigen. Die Fabrikanten wissen zu gut, daß ihre Industrieschutzzölle gegen den Widerstand der Agrarier nicht aufrecht zu erhalten sind. Die Agrarier wiederum verkennen auch nicht die mancherlei Schwächen ihrer Position und den Werth, den ein friedliches Handinhandgehen mit der Regierung für ihren Geldbeutel hat.

Die Schwäche ihrer Stellung besteht einmal in dem immer stärkeren Hineinwachsen Deutschlands in einen überwiegend industriellen, auf den Weltverkehr und den Export angewiesenen Wirthschaftszustand — selbst große landwirthschaft-

Digitized by Google

liche Industrien wie die Zucker- und Schnapsproduktion haben ein viel größeres Interesse an dem Freihandel auf dem Weltmarkt wie an dem Schutz im Inlande. Dazu sind die agrarischen Interessen in Deutschland keineswegs homogen: der Süden und Westen Deutschlands steht vielfach im Gegensatz zu dem Osten, der die Politik Deutschlands bisher beherrschte. Vor einem längeren Kampf mit der Regierung graut aber gerade den Führern des ostelbischen Junkerthums. Durch ihren gewaltigen Militär- und Marinebedarf ist die Regierung heute der größte Konsument von landwirthschaftlichen Produkten, von Getreide, Fleisch und Butter für ihre Hunderttausende von Menschen, von Heu, Stroh und Hafer für ihre zehntausende von Pferden geworden. Und der Staat ist gegen die landwirthschaftlichen Großproduzenten ein ebenso liebenswürdiger und splendider Auftraggeber, wie er gegen seine Arbeiter zugeknöpft, und knickrig ist. Auf ihren Kongressen brauchten die ostelbischen Landlords nur anzudeuten, daß der Staat durch veränderte Bezugsbedingungen und Lieferungen der Landwirthschaft Millionen zuwenden könne, und die Regierung wurde sich sofort ihrer nationalen Pflichten bewußt. Eine mißgestimmte Regierung kann das auch wieder rückgängig machen; es mit ihr zu verderben ist daher unklug. Sie zu stürzen und zu versuchen, sie durch eine willfährigere zu ersetzen, wäre wohl des Schweißes der Edelsten der Nation werth, ist aber in Preußen und Deutschland weniger üblich und nicht so einfach. Auch kommt der Regierung zu Nutze, daß sie durch die Herabsetzung der Lebensmittelzölle ein engeres Bündniß mit Oesterreich anstrebt, und daß dieses Bündniß in Deutschland ungeheuer populär ist, sodaß die Verurtheilung der landwirthschaftlichen Zölle, die ein großer Theil des deutschen Volkes bei den letzten Wahlen aussprach, viel schärfer wiederkehren würde, wenn die Zölle auch noch als Hinderniß engerer wirthschaftlicher und politischer Beziehungen zu Oesterreich erschienen.

So kreuzen sich in Deutschland die verschiedensten Strömungen, und keine hat im Augenblick so rechte Bewegungsfreiheit. Es wäre daher auch vermessen, vorher sagen zu wollen, welche in der nächsten Zeit die Oberhand gewinnen wird. An eine lange Dauer seiner wirthschaftlichen und politischen Privilegien glaubt wohl das Agrarierthum selber nicht mehr, schwer genug wird ihm aber jeder Fortschritt abgerungen werden müssen, nachdem seine Stellung in unserem öffentlichen Leben in den letzten Jahrzehnten und besonders in den letzten dreizehn Jahren so maßlos begünstigt worden ist. —ms.

Carlyle und die sozialpolitische Entwicklung Englands.

Von **E. Bernstein.**

II.

In der That, kaum war die Revolution von 1848 niedergeschlagen, als Carlyle sich erhob und in den „Latter Day Pamphlets“ — Flugschriften vom jüngsten Tag — gegen diese, bei allen damals gemachten Fehlern doch so heilsame Bewegung in der heftigsten Weise losdonnerte. Er schimpft allerdings, dafür ist er Jesaias, auf Alles und Jedes. Keiner hat es ihm recht gemacht, selbst die Regierungen nicht, sie haben sich hasenfüßig benommen, sind vor der Revolution davon gelaufen oder haben sofort mit ihr kapitulirt, statt sich mannhaft zur Wehr zu setzen. Die Revolution selbst aber ist das Werk von „Studenten,

Digitized by Google

jungen Literaten, Advokaten, Zeitungsschreibern, heißblütigen, unerfahrenen Enthusiasten und wilden, mit Recht bankrotten Desperados." Verdonnert wird die Demokratie, verdonnert das allgemeine Stimmrecht, der „schlechteste Weg," das, worauf es ankommt, zu entdecken: die „ewig währenden Gesetze der Natur" mit Bezug auf die jedesmal vorliegende Aufgabe. Wer den Völkern diese ewigen Gesetze enthüllt und sie in Stand setzt, ihnen zu folgen, der — sei es der Zar von Rußland oder das chartistische Parlament, der Erzbischof von Canterbury oder der Dalai Lama ꝛc. ꝛc. — der ist der rechte Peter nach dem Herzen des „Autors dieser Welt" und seines Propheten Carlyle.

Das „chartistische Parlament" ist hier nur eine Redefloskel. Denn „das Universum ist eine Monarchie und eine Hierarchie." Der „Edelste umgeben von den Edeln" soll regieren und viel regieren, da nie zu viel regiert werden kann, und diese Edlen, die Edle sind, weil sie Weise, Wissende sind, können selbstverständlich nur von Denen ausfindig gemacht werden, die selbst das Wissen repräsentiren, d. h. den Klassen, die das Bildungsmonopol haben, den privilegirten Klassen. Darauf läuft praktisch die ganze Litanei hinaus. Es ist eine Art Friedensschluß mit der Bourgeoisie. Carlyle hat dieselbe oft angegriffen, aber nie wirklich bekämpft. Man kann seine Stellung kaum besser charakterisiren als durch eine Anekdote, die Herr von Schulze behufs Verherrlichung seines Helden erzählt. Carlyle „wurde von einem Bekannten gefragt, ob er bei einem jener kleineren, damals — in den dreißiger Jahren — so häufigen Arbeiteraufständen, bei dem er zufällig zugegen war, als die Miliz Ruhe stiftete, geholfen habe." „Auf welcher Seite," soll Carlyle zurückgefragt haben, „auf der Seite der Unterdrücker oder der Unterdrückten?" Ganz gut, als Sarkasmus gegenüber einem Bourgeois-Philister, aber weiter als zu diesem Sarkasmus hat es Carlyle nie gebracht. Er hat nie wirklich auf Seiten der Unterdrückten gegen die Unterdrücker gekämpft, seine Anwaltschaft für die Ersteren erhebt sich nur wenig über Mephisto's Rath im Lenau'schen Faust an die Adresse der Unterdrücker:

„Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf,
Dann ist Regieren ein Vergnügen."

Die Unterdrückten sollen im Uebrigen hübsch bleiben, was sie waren. „Von allen Menschenrechten," sagt Carlyle, „ist das Recht des Unwissenden, durch den Wissenden geleitet zu werden, mit Milde oder Gewalt durch ihn auf dem Wege gehalten zu werden, das unbestreitbarste" (vergl. S. 116). Der Menschheit ganzer Jammer überkommt Carlyle bei dem Gedanken, daß das Verhältniß zwischen Arbeitsherrn und Arbeiter in der modernen Gesellschaft nur noch ein sachliches ist, während es zur Zeit der Sklaverei und der Hörigkeit immerhin ein menschliches, ein persönliches war. Daß es Sklaven und Hörigen oft besser ging, als einem großen Theil der „befreiten" Arbeiter, ist richtig, aber dieser materielle Nachtheil für die Letzteren ist doch nur die eine Seite der Frage, und zwar diejenige, die, sobald die formale Befreiung eine vollständige, über diese hinaus treibt und zum revolutionären Faktor, zum Hebel des weiteren gesellschaftlichen Fortschritts wird. Für Carlyle ist sie aber das Ein- und das Alles der sozialen Frage, sie drängt alle weiteren Rücksichten zurück; was ihn vom Elend des modernen Proletariats am meisten abstößt, ist gerade die revolutionäre Seite desselben; er will kein revolutionäres Proletariat, höchstens erkennt er ihm eine zeitweilige Berechtigung zu als Zuchtruthe der Geschichte, um die herrschenden Klassen wieder an ihre Pflicht, Regierer zu sein, zu erinnern.

Die Hervorkehrung des menschlichen Verhältnisses in der Sklaverei gegen-

Digitized by Google

über dem bloßen Geldverhältniß im System der Lohnarbeit hatte ihre Berechtigung, solange sie den Apologeten der Bourgeoisie-Epoche als Antwort auf ihre pharisäerhaften Tiraden von der herrlichen Lage des „freien" Arbeiters vorgehalten wurde. Carlyle begnügte sich indeß nicht dabei. Für ihn wurde das menschliche Verhältniß in der Sklaverei, das doch nur formell ein solches war, zum Anlaß, die Aufhebung der Negersklaverei zu bekämpfen. In dem Augenblick, wo in Amerika Tausende von Menschen für die Befreiung der Sklaven ihr Blut vergossen, veröffentlichte er (August 1863) in einer englischen Monatsschrift „Macmillans Magazin" einen Artikel „Ilias Americana in nuce" (die amerikanische Ilias in einer Nußschale), worin er „das einzig großartige Ereigniß der Zeitgeschichte, den amerikanischen Bürgerkrieg, in einer kurzen Parabel darauf reduzirt, daß der Peter vom Norden dem Paul vom Süden mit aller Gewalt den Hirnschädel einschlagen will, weil der Peter vom Norden seinen Arbeiter „täglich" und der Paul vom Süden ihn für „Lebzeit miethet" (vergl. Marx, „Kapital," 1. Band, 3. Abschnitt, Note 90). Das ist in forcirten Sarkasmus gehüllter Kretinismus, und zwar um so ekelhafterer Kretinismus, als fast das ganze kapitalistische England in dasselbe Horn blies und alles Mögliche that, dem Paul vom Süden zu helfen, dem Peter vom Norden den Hirnschädel einzuschlagen. Aber er war würdig des Mannes, der im Jahre 1850, als die Reaktion in ganz Europa ihre Orgien feierte, die Zeit gekommen hielt, eine Lanze für die Todesstrafe einzulegen und über die falsche Humanität, den „Ozean sentimentalen Wohlwollens," zu jammern, der den Verbrechern im Gefängniß ein Minimum von Luft, Licht und Nahrung garantirt, das ihr Loos mit dem der kämpfenden Massen draußen beneidenswerth erscheinen lasse. Ja, kein Herzog wohne so rein und werde so aufmerksam bedient als jene „Schurken."*)

Herr von Schulze sucht die eigenthümliche (das ist sie allerdings, sehr „eigenthümlich!") Stellung Carlyle's zur Negerfrage u. A. damit zu beschönigen, daß er anführt, Carlyle habe gefürchtet, die Regung des nationalen Gewissens, welche bezüglich der heimischen Arbeiter zu erwecken sein höchstes Streben war, auf ein verhältnißmäßig fernliegendes Gebiet abgeleitet zu sehen (Bd. 1, S. 219). Das ist eine lächerliche Ausrede. Als ob man nicht das Eine thun könnte, ohne das Andere zu lassen. Außerdem war zwar zur Zeit, als jener Aufsatz erschien,

*) Carlyle erbost sich nicht nur über die zu milde Behandlung der gemeinen Verbrecher. In dem betreffenden „Pamphlet vom jüngsten Tag" drückt er auch seinen höchsteigenen Neid aus über einen der „literarischen" Chartisten (vermuthlich Ernest Jonns), den er, bei einem Besuch des betreffenden Gefängnisses, in einem lichten Privathofe, in Meditation versunken, habe auf und ab wandeln sehen: „abgeschlossen von der Welt und ihren Sorgen, Meister seiner Zeit und geistigen Kräfte in einem Grade, wie kaum ein zweiter Literat." Hätte man ihn, Carlyle, einmal unter solchen Bedingungen mit Tinte und Feder allein gelassen, so würden, meinte er, seine literarischen Leistungen gewiß höhere geworden sein („Model Prisons," zitirt von Herrn von Schulze auf S. 185, Bd. 1). Man begreift nach diesen Proben, warum es in der von Marx 1850 in London herausgegebenen „Revue der Neuen Rheinischen Zeitung" in einer Besprechung der „Latter Day Pamphlets" heißt: „Dem Kultus des Genius, den Carlyle mit Strauß theilt, ist in der vorliegenden Broschüre der Genius abhanden gekommen. Der Kultus ist geblieben." Speziell von dem Pamphlet „Model Prisons" wird in dem betreffenden Artikel mit Recht gesagt: „Diese Broschüre unterscheidet sich von der ersten („The present time") nur durch eine noch viel größere Wuth, um so wohlfeiler, als sie sich gegen die von der bestehenden Gesellschaft offiziell Ausgestoßenen, gegen Leute unter Schloß und Riegel richtet; eine Wuth, die selbst das Wenige von Scham abwirft, was die gewöhnlichen Bourgeois anstandshalber noch zur Schau tragen."

Digitized by Google

gerade der Baumwollenkrach über England hereingebrochen und hatte einen außerordentlichen Nothstand mit sich gebracht, aber ihm war vorhergegangen eine Periode der Prosperität, wie sie die englischen Arbeiter lange nicht gekannt; die Fabrikgesetzgebung von 1853 hatte eine wesentliche Aenderung zum Besseren in der Lage der ihr unterstellten Arbeiter, bezw. der Arbeiter in den ihr unterworfenen Betrieben zur Folge gehabt. Der Wirkungskreis der Fabrikgesetzgebung erweiterte sich immer mehr, es wuchs die Zahl ihrer Anwälte — kurz, es war unmöglich, sich einzubilden, daß mit der Aufhebung der direkten Sklaverei ein Stillstand in der Bewegung zur Verbesserung der Lage der heimischen Arbeiter zu befürchten sei. Im Gegentheil, das genaue Gegentheil war zu erwarten und ist auch eingetreten. Der Kampf gegen die Sklaverei in den Vereinigten Staaten läutete das Wiedererwachen der Arbeiterbewegung Europas ein, er war die Sturmglocke der Internationalen Arbeiterassoziation. Die englischen Arbeiter selbst aber, weit entfernt, in das Horn Carlyle's zu stoßen, ließen sich durch die größten Entbehrungen, die ihnen der Krieg in den Vereinigten Staaten auferlegte, nicht abhalten, energisch die Partei der Kämpfer für die Abschaffung der Sklaverei zu nehmen. Und dies, obwohl sie, wie wir gesehen, nur eine „stumme, unartikulirte Masse" waren und keine Idee hatten von der sublimen Selbst-Entsagungstheorie des Herrn Carlyle.

Noch besser ist ein anderer Grund, der Carlyle's Widerstand gegen die Aufhebung der Negersklaverei rechtfertigen soll. „Er wollte nicht," schreibt Herr von Schulze, „daß die Bande, die Jenen" — den Negersklaven — „mit der menschlichen Gesellschaft verknüpften, ohne anderweitigen Ersatz zerschnitten würden, umsomehr, als er sah, daß „der weiße Sklave" durch einen ähnlichen Vorgang in ein noch tieferes Elend gekommen war. Carlyle scheint(!) beziehentlich der Negersklaven einen Zustand rechtlich-geschützter Hörigkeit im Sinne gehabt zu haben. Wie sehr ein solcher dem der heutigen ungeregelten Freiheit vorzuziehen gewesen wäre, zeigt der Niedergang der früher auf Negersklaven angewiesenen Länder." In der Sklaverei ein „Band" zu erblicken, das den Sklaven mit der „menschlichen Gesellschaft" verknüpft, das ist ein Einfall, der zu sehr selbst Kritik — seines Urhebers ist, um für sich der Kritik zu bedürfen. Der Schlußsatz mit dem direkten Hinweis auf das Kapitalisteninteresse sagt das Uebrige.

Daß Carlyle noch im Jahre 1867 gegen die damals in Vorbereitung begriffene Wahlreformbill loszog — in einem Aufsatz: „Shooting Niagara: and after?" in Macmillans Magazin — kann nach dem im Vorstehenden mitgetheilten nicht Wunder nehmen, ist aber doch für den „Weisen von Chelsea" bezeichnend genug, um erwähnt zu werden. Herr von Schulze geht über diese Thatsache, die freilich nicht in die Schablone vom Individualismus und Anti-Individualismus hineinpaßt, still hinweg. Trotz seines guten Willens, in jeder reaktionären Schrulle Carlyle's ein höheres „soziales" Motiv zu entdecken, zieht er hier das Gold des Schweigens vor. Und es war das Beste, was er thun konnte. Denn der Widerstand gegen die Ausdehnung des Stimmrechts auf die städtischen Arbeiter, und zumal in der Form, wie dieselbe 1867 zur Entscheidung stand, verräth weiter nichts als die Unfähigkeit des Propheten, seine Zeit zu begreifen, sowie den Aerger darüber, daß die Dinge sich nicht nach der Schablone entwickelten, die er für sie zurechtgemacht.

Es würde zu weit führen, die Carlyle'sche Gesellschaftsschablone hier im Einzelnen darzulegen und zu kritisiren, wir haben es überhaupt hier weniger mit Carlyle selbst als seinem Interpreten zu thun, und sind auf ihn selbst nur eingegangen, um zu zeigen, wohin sein Ideenkreis hinauslief. Denn wenn auch

Digitized by Google

Carlyle keineswegs immer der Gleiche war, und es daher ein falsches Bild von ihm geben heißt, wenn man, wie Herr von Schulze, Sätze, die er zu ganz verschiedenen Zeiten geschrieben, neben- und durcheinander wirft, so ziehen sich doch durch seine Schriften eine Reihe von Grundgedanken hindurch, die immer wiederkehren und die man als seinen ihm eigenthümlichen Ideenkreis bezeichnen kann. Womit nicht gesagt sein soll, daß diese Ideen zugleich auch in seinem Kopfe entstanden sind.

Man kann die Stellung Carlyle's zu den sozialen Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts und speziell zur Arbeiterbewegung vielleicht am besten mit der Luthers zu den sozialen und politischen Bewegungen am Ausgang des Mittelalters vergleichen. Wie Luther hauptsächlich „der geistlichen Noth des Volkes barmte," so ist es auch hauptsächlich die „geistige Noth" seiner Zeit, der „Unglaube," gegen den Carlyle zu Felde zieht. Alle rechtlichen Institutionen der früheren Jahrhunderte sind zerstört, der Radikalismus und die Demokratie sind über die Menschheit gekommen. Das sind aber negative Mächte, zerstörende Einflüsse, und sie müssen durch positive, aufbauende Mächte verdrängt werden. Die Menschheit braucht einen neuen Glauben, denn während das Wissen individualistisch ist, ist der Glaube sozial. Nur gläubige Zeiten sind positive Zeiten, glaubenslose dagegen negative. Der neue Glaube nun ist die soziale Gesellschaftsauffassung. Die Menschen sollen vom Egoismus und Individualismus lassen und erkennen, daß sie Pflichten gegen einander und gegen die Gesellschaft haben. An der Gestaltung der Gesellschaft, den Eigenthumsverhältnissen ꝛc. braucht nichts geändert zu werden, die Besserung muß von innen kommen. Die Unternehmer sollen Unternehmer bleiben und die Arbeiter Proletarier. Aber die Unternehmer sollen nicht bloße Profitschlucker sein, sondern in ein menschliches Verhältniß zu ihren Arbeitern treten, ihre Leiter werden, die Hauptleute der Industrie. Die Arbeiter sollen keine bloßen Lohnschlucker sein, sondern an dem Geschäft, in dem sie arbeiten, interessirt werden, ohne allerdings etwas dreinreden zu dürfen. Denn regiert muß werden, im Staat wie in der Industrie. Jeder soll sich als ein Organ der Gesellschaft fühlen und an seinem Platze für dieselbe arbeiten, an die Stelle der individualistischen Bestrebungen soll, wie es Herr von Schulze wiederholt ausdrückt, die „soziale Motivationsweise" treten.

Das ist, Alles in Allem, der Carlyle'sche „Sozialismus." Man sieht, sehr viel Moral und sehr wenig Brod. Aber da dies fast bei allen bürgerlichen Gesellschaftsreformern zutrifft, da sie alle — und nothgedrungen — die materiellen Grundlagen des heutigen Wirthschaftssystems unangetastet lassen und nur an den Wirkungen desselben herumkuriren, d. h. alle mehr oder minder von der Moral ausgehen, so ist auch nichts leichter als der Beweis, daß alle diejenigen, die seit Carlyle in England aufgetreten sind, direkt oder indirekt unter seinem Einfluß gehandelt haben, daß Alles, was seit Carlyle in England in Bezug auf die Verbesserung der sozialen Verhältnisse geschehen ist, auf sein Wirken zurückzuführen ist. Post eum ergo propter eum. Die christlich-soziale Bewegung — Werk Carlyle's, der Aufschwung des Genossenschaftswesens — Verdienst der christlichen Sozialisten und somit Carlyle's, die Anerkennung der Gewerkschaften — Wirkung des Einflusses Carlyle's, die Universitätsbewegung zur geistigen Hebung der Arbeiter — Produkt Carlyle'scher Anregungen, die verständigere Stellungnahme eines großen Theils der englischen Unternehmer ihren Arbeitern gegenüber — Folge der Lehren Carlyle's, die Erweiterung der Fabrikgesetzgebung — Resultat der Mahnworte Carlyle's. Und so weiter, und so weiter. Mit einem Wort, Englands soziale Wiedergeburt und sein Einlenken auf die Bahn zum sozialen

Digitized by Google

Frieden — all' die schönen Dinge, von denen Herr Schulze uns erzählt, sind geschuldet dem Genius dieses einen großen Mannes Thomas Carlyle.

Auch wenn Carlyle nicht jener grillenhafte Moralphilister gewesen wäre, als den wir ihn oben kennen gelernt, würde eine solche Geschichtsschreibung zum Widerspruch herausfordern. So sehr sie in Uebereinstimmung ist mit dem Heroenkultus Carlyle's, so sehr widerspricht sie dem thatsächlichen Verlauf der Entwicklung.

Zunächst herrschte keineswegs, als Carlyle seine Stimme erhob, so grauenvolle Nacht, wie Herrn von Schulze's Darstellung vermuthen läßt. Er sucht zwar das Wirken der englischen Sozialisten nach Möglichkeit zu verkleinern, aber er kann ihr Auftreten doch nicht wegleugnen. Lange bevor Carlyle auftrat, war Alles, was er an Anklagen gegen die Bourgeoisie vorbrachte, bereits gesagt. Seine ersten und zugleich besten und eindrucksvollsten Schriften sind nur das Echo dessen, was er in den Schriften der englischen und französischen Sozialisten gelesen, versetzt mit seiner Entsagungsmelodie, die aber auch nicht ganz neu war. Eigenthümlich ist nur Stil und Darstellung, sowie ferner der Umstand, daß Carlyle nicht, wie die Sozialisten auf der einen und die Chartisten auf der andern Seite, den herrschenden Klassen als Anwalt der Arbeiter gegenübertrat und an sie die Forderung richtete, im Interesse der Gerechtigkeit und Menschenliebe auf ihre Privilegien zu verzichten, sondern nur als einer der Ihrigen die Forderung an sie stellte, den Pflichten ihrer privilegirten Stellung besser zu entsprechen. Das hatte von einem bestimmten Gesichtspunkt aus auch seinen Werth, aber berechtigt nicht dazu, zu verschweigen, was Carlyle den Sozialisten und den „wahnsinnigen" Chartisten verdankte.

„Carlyle war der Erste," schreibt Herr von Schulze einmal, „welcher darauf hinwies, daß Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter nicht den Arbeitgebern schädlich sei, vielmehr den Werth jener „als bloßer Arbeiter" erhöhe" ... (S. 277).

„Carlyle war der Erste!" Zwanzig Jahre bevor Carlyle seine sozialen Pamphlete schrieb, hatte ein gewisser Robert Owen in seiner Fabrik in New Lanark*) praktisch den Beweis geliefert, daß Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter den Unternehmergewinn nicht beeinträchtige, und seitdem in Wort und Schrift die Konsequenzen seiner Erfahrungen propagirt. Aber diese Thatsache scheint für die „realistische" Geschichtsschreibung nicht zu existiren.

Es geht unserm Autor auch sonst mit Owen eigenthümlich. In der Einleitung stellt er ihn in Gegensatz zu den revolutionären Sozialisten, die, wie wir gesehen haben, im Grunde nur „Individualisten" sind und von denselben philosophischen Grundlagen ausgehen wie der vulgäre Liberalismus, nämlich vom „abstrakten Individuum," dem „Utilitarismus" und dem „Rationalismus," und schreibt wie folgt: „Vollständig von dieser Auffassung" — daß die Menschen „von Natur gleich" und so wie heute „zum Aufbau der Idealgesellschaft tauglich" sind — „weicht Robert Owen ab. Derselbe erwartet Besserung der sozialen Mißstände hauptsächlich von innerer Veränderung des Individuums. Daher legt er den Hauptwerth auf die Erziehung. Er ist weniger der Vorläufer des alles auf den staatlichen Eingriff stellenden modernen Sozialismus, als der englischen Genossenschaftsbewegung" (S. 66 und 67, 412). Schlagen wir aber das Kapitel über die Genossenschaftsbewegung auf, so erfahren wir, daß Owen's

*) Beiläufig nicht sehr weit von dem Ort entfernt, wo Carlyle geboren und erzogen wurde.

Digitized by Google

Lehren „nichts als der Reflex der individualistischen Lehren seiner Zeit“ waren, nur „in einem außergewöhnlich menschenfreundlichen Geiste, welcher die gesellschaftlichen Zustände statt vom Standpunkt des Kapitals, von dem der damals so tief gedrückten arbeitenden Klassen ansah.“ Aber — „die Verschiedenheit, ja der Gegensatz seiner Lehren zu denen der christlichen Sozialisten ist augenfällig.“ Und „wenn man nun sieht, daß lediglich auf Grund der Letzteren die Ideenwelt der heutigen Genossenschafter sich aufbaut, so wird man nicht mit Unrecht in den christlichen Sozialisten die wahren Begründer der Bewegung erblicken“ (S. 309).

Das reime zusammen, wer kann, d. h. wer glücklicher Mitbesitzer der Patentformel: „Individualismus — soziale Motivationsweise“ ist. Um so unzweideutiger ist die Tendenz der Schlußsätze: das Verdienst, die Genossenschaftsbewegung begründet zu haben, für die „christlichen Sozialisten“ zu monopolisiren.

Indeß unser Geschichtsschreiber hat ein kurzes Gedächtniß. Nachdem er uns soeben Owen als auf „individualistischem“ und „utilitaristischem“ (S. 307) Boden stehend geschildert, uns auf Seite 325 erzählt, daß die Grundlagen, die Owen für die Genossenschaftsbewegung gelegt, „mehr praktischer Art“ waren, während „das theoretische Bekenntniß“ der Genossenschafter „recht eigentlich erst durch die christlichen Sozialisten auf den Boden jener antiindividualistischen Richtung gestellt wurde, welche von Carlyle ausgeht,“ erfahren wir auf Seite 332, daß in den älteren Sozialisten, St. Simon, Fourier und Owen, „die Berührungspunkte liegen, von denen sich die Genossenschaftsbewegung und der moderne Sozialismus divergent entwickeln, und werden schließlich, Seite 341, gar durch die Bemerkung überrascht, daß der der Genossenschaftsbewegung zu Grunde liegende Gedankenkreis im wesentlichen auf Owen'sche und Carlyle'sche christlich-soziale Gedanken zurückgeht.“ Was war nun eigentlich Owen? Welches ist seine Beziehung zur heutigen Genossenschaftsbewegung? Ist er ihr geistiger Vater oder ist er es nicht? Wenn wir einzig auf das Buch des Herrn von Schulze angewiesen wären, wir würden nie darüber ins Reine kommen.

Und doch ist die Sache so einfach, sobald man das „sozial-ethische“ Kauderwelsch der „historisch-realistischen“ Nationalökonomie bei Seite läßt.

Thatsächlich ist die heutige Genossenschaftsbewegung nicht das, was Owen gewollt hat, als er zuerst Genossenschaften ins Leben rief. Er wollte sie als Hebel zur ökonomischen Befreiung der Arbeiterklasse, die heutigen Genossenschaften beschränken sich fast sämmtlich darauf, ökonomische Vortheile für ihre Mitglieder zu erzielen. Die Owen'schen Genossenschaften waren direkt antikapitalistisch, die heutigen Genossenschaften sind es höchstens indirekt, sehr viele sogar nicht einmal das. Mit einem Wort, der sozialpolitische Charakter des Genossenschaftswesens ist ein anderer geworden. Und damit natürlich auch die geistige Disposition der Genossenschafter. Nur daß der Unterschied sich nicht mit dem Gegensatz von utilitarischer und sozialer oder auch christlich-sozialer Denkweise deckt. Wenn die Genossenschafter zu Owen's Zeiten ihre antikapitalistischen Tendenzen in den Vordergrund stellten, so haben sie darum nicht minder die Nothwendigkeit der Gemeinschaftlichkeit, des Opferns persönlicher Vortheile für das gemeinsame Ganze betont und es an praktischer Bethätigung dieser Tugenden auch nicht fehlen lassen. Die heutigen Genossenschafter setzen die Lehre von der Uebung dieser Tugenden in den Vordergrund, weil sie das weitergehende Programm ihrer Vorkämpfer ganz aufgegeben oder weit zurückgeschoben haben. Aber sie verfolgen darum doch in und mit den Genossenschaften durchaus materielle, d. h. wie es Herr v. Schulze nennen würde, „individualistische“ Zwecke. Sie hoffen, vermittels derselben ihre

Digitized by Google

individuelle Lage zu verbessern — ein ganz legitimes Bestreben, so lange es nicht zum Anlaß wird, die Interessen der Allgemeinheit der Arbeiterschaft, die Klassen-interessen des Proletariats, zu vernachlässigen oder gar ihnen entgegen zu handeln.

Wenn die Genossenschaftsbewegung heute, äußerlich betrachtet, viel größere Erfolge aufweist als zur Zeit Owen's, so ist es sicher nicht der „sozialeren Gesinnung" ihrer Angehörigen zuzuschreiben. Daß es um diese, bei der Masse derselben, durchaus nicht zum Besten steht, muß Herr von Schulze selbst zugeben, wenn er von der Schilderung der erhabenen Ideen der heutigen Genossenschaftsbewegung zu der des Wirkens und Waltens der Genossenschaften übergeht. Da erfahren wir, wie schwer es in der Regel hält, die guten Leute zu bewegen, auf einen kleinen momentanen Gewinn zu Gunsten weitergehender allgemeiner Zwecke zu verzichten, wie sie nur zu geneigt sind, nach gewöhnlichen Ausbeutergrundsätzen zu verfahren, und daß eigentlich nur diejenigen Genossenschaften floriren, die ihren Mitgliedern die geringsten Opfer zumuthen und ihnen die meisten Vortheile bieten, nämlich die Konsumvereine, während die Produktivgenossenschaften noch heute das „Schmerzenskind" der Genossenschaftlerei bilden. Und die Ersteren gedeihen, weil ihnen nicht nur die Erfahrungen, die in der ersten Zeit im Genossenschaftswesen gemacht wurden, zu Gebote stehen, sondern weil auch heute die Gesetzgebung den Genossenschaften ebenso günstig ist, wie sie ihnen zu Owen's Zeiten ungünstig war. Auf Seite 313 u. ff. und Seite 344 u. ff. theilt Herr von Schulze selbst mit, welche Garantien gegen Schädigungen, welche Erleichterungen, man kann fast sagen Privilegien, für den Geschäftsbetrieb die heutige englische Gesetzgebung den Genossenschaften darbietet, und — ob nun das Verdienst der christlichen Sozialisten um die Erlangung dieser Gesetze wirklich so groß ist wie er schreibt oder nicht — aus seiner eigenen Darstellung geht hervor, daß der eigentliche Aufschwung des Genossenschaftswesens erst seit der Mitte der sechziger Jahre datirt, nachdem das Gesetz von 1862 den Arbeitern die Errichtung von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht völlig freigab.

Gegenwärtig dürfte die Gesammtzahl aller Mitglieder registrirter Genossenschaften in England, Schottland und Wales gegen eine Million betragen; sie belief sich im Jahre 1886 auf 893 153. Der Gesammtumsatz der registrirten Genossenschaften war in jenem Jahr 32 684 244 Pfd. Sterling, der Reingewinn etwas über 3 000 000 Pfd. Sterling, wovon 90 000 Pfd. Sterling von den Genossenschaften für Erziehungszwecke (Bibliotheken, Fortbildungsschulen ꝛc.) ausgegeben wurden. Das sind ganz ansehnliche Zahlen, aber einmal beziehen sie sich durchaus nicht nur auf Arbeiter, sondern zu einem nicht geringen Theil auf kleine Beamte, Gewerbetreibende und sonstige bürgerliche Elemente, und dann zeigen sie bei näherer Betrachtung neben den relativen Vortheilen doch zugleich die sozialökonomische Unzulänglichkeit des heutigen Genossenschaftswesens. Wenn Herr von Schulze sich gegen die Behauptung wendet, daß der Zuschuß, der den Arbeitern aus Konsumvereinen zufließt, „nothwendigerweise die Löhne herabdrücken müsse," so kann man ihm diese früher in sozialistischen Kreisen viel verbreitete Ansicht ruhig preisgeben, zumal die Genossenschaften sich meist aus den bessersituirten Arbeitern rekrutiren und diese ohnehin die widerstandsfähigeren sind. Aber was will der kleine Zuschuß — und der Reingewinn der Genossenschaften deckt sich keineswegs mit dem Reingewinn ihrer Mitglieder — gegenüber dem, von den Genossenschaften unbeeinflußten Walten der Gesetze der kapitalistischen Produktion besagen? Ein industrieller Krach und die Löhne sinken um ganz andere Beträge als die oben gegebenen, soweit nicht die Arbeiter selbst ganz aus ihrer bisherigen Existenz geworfen werden.

Digitized by Google

Bleibt die „erzieherische Wirkung." Wenn diese nur in der Förderung des Solidaritätsgeistes bestände, wäre Alles recht und gut. Aber wir haben schon gesehen, daß auch ganz andere „Geister" in der Genossenschaftlerei ihr Wesen treiben. Und mit anerkennenswerther Offenheit plaudert Herr von Schulze aus, weshalb ihm die heutigen englischen Genossenschaften so lieb und werth sind, daß er das ganze Genossenschaftswesen als eine Schöpfung seiner Freunde, der christlichen Sozialisten, hinstellen möchte. Nicht nur daß die Genossenschafter im Gegensatz zu den festländischen Sozialdemokraten sich dadurch vortheilhaft unterscheiden, daß sie nur von „Selbsthilfe," nicht von politischem Eingriff das Heil erwarten, „bekennen" sie sich auch, „nachdem die Arbeiter gesehen, daß Kapitalansammlung auch für sie nicht unmöglich sei," zu „dem Satze, daß Kapital „aufgespeicherte Arbeit" sei und als solche Schutz verdiene," ist für den Genossenschafter das Kapital „die Nährmutter jeder Unternehmung," nicht mehr der „blutige Aussauger des Arbeiters." Und weiter: „Für die heutige englische Gesellschaft sind die Genossenschaften der Arbeiter daher von ähnlicher Bedeutung, wie auf dem Festlande der bäuerliche Grundbesitz. Alle Umsturzbewegungen sind ihnen so sehr entgegengesetzt, daß im Fall einer etwa versuchten umstürzlerischen Bewegung ihre ganze höchst bedeutende Macht, d. h. der ganze bessere Arbeiterstand auf Seite des Bestehenden wäre" (S. 375, 376).

Statt des „antikollektivistischen Bauernschädels" hätten wir also in England den antikollektivistischen, antiumstürzlerischen Genossenschafterschädel. Nun, in gar manchen Köpfen der christlich-sozialen Genossenschafter mag es schon danach ausschauen. Der „wahre" Sozialismus, denn das ist ja doch der christliche Sozialismus, besteht eben, wie wir früher gesehen haben, darin, Konservator der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft zu sein. Indeß, es ist noch nicht aller Tage Abend. Der Bauernschädel hat schon Manchen, der auf seinen Konservatismus spekulirt, unliebsam enttäuscht, und auch die englischen Genossenschafter mögen eines Tages ihr Liverpool finden.

Die russische revolutionäre Bewegung einst und jetzt.

Von **B. Kritschewsky.**

IV.

Die ganze, von der Intelligenz und studirenden Jugend ausgegangene und bisher hauptsächlich getragene Bewegung weist, wie wir gesehen haben, alle Mängel und Vorzüge jener Elemente auf: ein ungestümes Vorwärtsdrängen, voll Begeisterung und Heldenmuth; einen überspannten Idealismus, der sich leicht über alle thatsächlichen Hindernisse hinwegsetzt und eben dadurch in die Gefahr kommt, ungeheure Kräfte nutzlos zu vergeuden; eine mangelhafte, oberflächliche Auffassung der Situation, da ja dabei nicht die thatsächlichen Verhältnisse, sondern die weitgehendsten subjektiven Wünsche und Bestrebungen den Ausschlag geben; eine phantastische Ueberschätzung der eigenen Kraft; ein ungeduldiges Lossteuern auf das angeblich so nahe Ziel, welches indeß immer und immer unerreichbarer zu werden scheint; endlich ein fortwährendes, theoretisches und praktisches, Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Extremen ..... Das Mißlingen einer solchen Bewegung ist unter allen Umständen als von vornherein feststehend zu betrachten.

Digitized by Google

Es fällt uns nun nicht ein, gleichsam post festum über das Geschehene selbstgefällig aburtheilen zu wollen. Wir wollen die Vergangenheit nicht verurtheilen, sondern erklären. Mit unserem Artikel beabsichtigen wir lediglich, den Verlauf der russischen revolutionären Bewegung, — wie sich dieser unter den gegebenen geschichtlichen Verhältnissen nothwendigerweise gestalten mußte, — darzustellen, um dadurch den Zusammenbruch der Bewegung erklärlich zu machen.

Wir glauben nun, auf Grund des Vorhergehenden, zum Schlusse berechtigt zu sein, daß die Bewegung deshalb scheiterte und scheitern mußte, weil sie vorwiegend eine Studenten- und Intelligenz-Bewegung war; weil ferner diese Elemente es nicht verstanden haben, ihre „ideologischen" Interessen mit den materiellen, wirthschaftlichen Interessen einer bestimmten Bevölkerungsschicht enge zu verknüpfen, um auf diese Weise eine — wenn auch zunächst unansehnliche — Klassenbewegung ins Leben zu rufen; weil endlich — und das ist auch das Entscheidende — die ganze Bewegung nicht vom Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus, sondern, nacheinander und zu gleicher Zeit, von dem des Bakunismus, des „Narodnitschestwo" und des Blanquismus getragen war. Wenn schließlich die barbarische Unterdrückungspolitik der russischen Regierung die revolutionäre Bewegung lahmgelegt hat, so wurde dies nur dadurch möglich, daß jene Politik gegen eine winzige Minderheit, gegen eine Ideologen-Bewegung gerichtet war.

In der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung fehlt es bekanntlich nicht an Beispielen, die vorübergehend ähnliche Erscheinungen aufweisen, — und deshalb auch zusammenbrechen mußten, — wie die russische revolutionäre Bewegung. Wir erinnern nur an die österreichische „radikale" Bewegung zu Anfang der achtziger Jahre und an die Achtstundenbewegung von 1886 in den Vereinigten Staaten, welche mit der Hay-Market-Affäre ein jähes Ende nahm. Eine verfehlte Bewegung, die zu einer Niederlage auf der ganzen Linie führt, muß in allen Fällen eine länger oder kürzer andauernde Zeit der Erschlaffung, des Stillstandes zur Folge haben. Während aber eine Klassenbewegung, die auf einer breiten, durch keine Gewaltmaßregeln zerstörbaren Grundlage beruht, noch immer nach jeder Niederlage sich von Neuem aufgerichtet hat, — kann dies bei einer Intelligenzbewegung u. E. nicht der Fall sein. Wir wissen wohl, daß auch die Intelligenz und speziell die russische „sozial-revolutionäre Intelligenz" mit ihren Bedürfnissen, Forderungen, Ideen und Idealen ein nothwendiges Produkt der geschichtlichen Entwicklung bildet; da aber diese Bedürfnisse rein „ideologische" sind, d. h. nicht in den materiellen Lebensbedingungen einer bestimmten Klasse wurzeln, und demgemäß nur von einer verschwindend kleinen Minderheit empfunden werden, — so können Unterdrückungsmaßregeln einer despotischen Regierung sogar die gänzliche Ausrottung dieses an sich „nothwendigen historischen Produkts" herbeiführen.

Auch die russischen Revolutionäre haben vielfach dem fatalistischen Sprüchlein der bürgerlichen Demokratie: „Gegen Ideen kämpfen Bajonette vergebens," „Druck erzeugt Gegendruck,"*) gehuldigt. Leider hat die Geschichte der russischen revolutionären Bewegung wieder einmal die Inhaltlosigkeit jener „Sprüchlein" bewiesen .... „Ob die Gewalt gegen die ihr feindlichen Ideen dadurch (durch Abschlagen der Köpfe und Mißhandlungen) zum Ziele kommt, das hängt davon ab, ob die thatsächlichen Verhältnisse immer wieder neue Köpfe diesen Ideen

*) Siehe Karl Kautsky: „Die Arbeiterbewegung in Oesterreich," Neue Zeit, 8. Jahrgang, Heft 2.

Digitized by Google

geneigt machen," und ob „das Abschlagen und Mißhandeln seine Grenze darin findet, daß der Inhaber der Gewalt die Inhaber der rebellischen Köpfe nicht entbehren kann, da sie für sein Gedeihen, ja für seine Existenz unumgänglich nothwendig sind."*) Diese Ausführungen erklären auch den Erfolg der Gewaltpolitik der russischen Regierung.

Und nicht allein Gewaltmaßregeln gegen die revolutionäre Intelligenz stehen der russischen Regierung zu Gebote. Sie weiß auch andere, gleichsam „hygienisch-prophylaktische" Mittel gegen die Intelligenz überhaupt mit Geschick anzuwenden. Hierher gehören z. B. die moralische Korruption und geistige Abtödtung der studirenden Jugend von zartestem Kindheitsalter an. Mag die junge Generation noch so moralisch und geistig verlumpt aus den Unterrichtsanstalten in das Leben eintreten — was kümmert das die Regierung? Für den Staatsdienst, für die Rolle dienstfertiger, serviler Beamten sind ja solche „Gebildete" gerade gut genug. Und zu etwas Anderem hat die russische Regierung die „Köpfe" der Intelligenz überhaupt nicht nöthig.

In der That hat die Regierung ihr Ziel vollständig erreicht. Die alte revolutionäre Generation ist nur noch auf den Friedhöfen, in den Peter-Pauls- und Schlüsselburger Festungen, in den Einöden Sibiriens und endlich im Auslande, als vereinzelte politische Flüchtlinge, zu finden: die sozial-revolutionären Bestrebungen der Intelligenz sind mit den Trägern derselben niedergeschlagen...

Und die neue intelligente Generation? — Der weitaus größte Theil derselben will Nichts mehr von Idealen, von „Volkswohl" ꝛc. wissen; er lebt nur noch seiner Karriere und seinen Vergnügungen. Ja, es giebt gegenwärtig russische Studenten, die sich vollkommen wie die „jeunesse dorée" geriren: die systematische reaktionäre Schulpolitik, die den ärmeren bürgerlichen Elementen den Zutritt in die Unterrichtsanstalten verwehrt,**) die die Spionage unter den Gymnasiasten und Studenten zu einem Erziehungsmittel erhoben, — diese Politik hat reichliche Früchte getragen. — Die übrigen „intelligenten" Elemente, die von der, durch die Regierung geschaffenen, verpesteten Atmosphäre nicht angesteckt worden sind, bieten auch ein wenig erfreuliches Bild: die Einen ergeben sich mit Leib und Seele der reaktionären, religiös-philanthropisch gefärbten, die individuelle Seelenrettung predigenden Lehre des Grafen Leo Tolstoi (es sind die sogenannten „Tolstisti"); die Anderen, keinen Ausgang aus der trostlosen Lage sehend, in sich selbst entzweit, ohne Glauben an die alten Formeln und Programme, füllen die Reihen der in Rußland so typischen „Enttäuschten," leben in Verzweiflung dahin, und jagen sich mitunter eine Kugel durch den Kopf. Was endlich diejenigen, nur noch sehr dünn gesäten, „Intelligenten" anbetrifft, die den früheren revolutionären Ueberlieferungen treu geblieben sind, so fühlen sie sich zumeist isolirt, hilf- und kraftlos: es fehlt ihnen an einem klaren, den veränderten Verhältnissen angepaßten Programm, um welches sie sich zu einem neuen zielbewußten, beharrlichen Kampf schaaren könnten. Die alten Programme, darunter auch das Programm der „Narodnaja Wolja," sind nicht mehr im Stande, die neue revolutionär gesinnte Generation zu befriedigen; es dürfte jetzt in Rußland kaum noch einen einzigen Revolutionär geben, der an die „Usurpation der Gewalt" oder an das „Zusammenfallen der politischen mit der sozialen Revolution in Rußland" glaubte. Die völlige Machtlosigkeit der jetzigen revolutionären In-

*) K. Kautsky, a. a. O.

**) Wir erwähnen nur die berüchtigten Deljanow'schen Zirkulare und die Beschränkung der Zahl der jüdischen Studenten auf 3 bis höchstens 10 Prozent.

Digitized by Google

telligenz äußert sich aufs Deutlichste darin, daß sie immer und immer wieder am alten Ruhm der „Narodnaja Wolja" zehrt, ohne an das Programm derselben zu glauben, ohne mit veralteten Theorien und Ansichten ein- für allemal brechen zu können, — wie dies doch die „Narodnaja Wolja" seiner Zeit — zum Theil wenigstens — durchzuführen verstanden hat. Was noch von dem Programm der „Narodnaja Wolja" für die Meisten als unerschüttert fest gilt, das ist einzig der „Terrorismus." Der „Terror," der „nackte Terror," der „systematische Terror" wird von diesen als das einzige Heil- und Rettungsmittel verherrlicht und gepredigt. Wohl verstanden, gepredigt, aber nicht, wie ehedem, ins Werk gesetzt, denn dazu fehlt eben die Kraft. Es ist höchst bezeichnend für die heutigen „Terroristen," daß sie in allerletzter Zeit ihre terroristischen Versuche — im Auslande anstellen.

Das Einzige, was noch wirklich — wenn auch freilich von einer kleinen, zersplitterten Minderheit — geleistet wird, ist die Propaganda unter den städtischen Arbeitern. Trotz der denkbar ungünstigsten Verhältnisse, — der zarischen Polizei, Gensdarmerie und Spitzelei zum Trotz, — ist es doch bei einiger Umsicht und Energie wohl möglich und wohl lohnend, unter den Industriearbeitern zu wirken. Es wurde schon erwähnt, wie sehr sich die russischen Industriearbeiter für die sozialistischen Ideen empfänglich und verständnißvoll im Laufe der Bewegung gezeigt haben. Ja, die russischen Arbeiter haben sich einen ehren- und ruhmvollen Platz in der Geschichte der Bewegung erworben, — und das, trotzdem die russischen Revolutionäre, entsprechend ihrem „spezifisch-russischen" Sozialismus, zu keiner Zeit so viel Kräfte und Energie auf die Propaganda unter den Arbeitern verwendeten, wie z. B. auf die Propaganda unter der Intelligenz, oder auf den Terrorismus. G. Plechanow („Der Sozialismus und der politische Kampf," S. 74 — Genf, 1883) beklagt sich daher mit Recht darüber, „daß in der Herausgabe" von Schriften speziell für die Arbeiter „nicht diejenige Energie zu beobachten ist, welche auf die literarische Propaganda in den „intelligenten" Kreisen verwendet wird," daß „die zerstörende Arbeit" (der Terrorismus) weit mehr „Kräfte und Mittel verschlungen hat, als die Vorbereitungsarbeit zur Schaffung einer zukünftigen sozialistischen Arbeiterpartei." Und welche Erfolge trotz alledem die Revolutionäre unter den Arbeitern erzielt haben, wird uns von einer kompetenten Person (P. Axelrod, in dem bereits erwähnten Artikel, — Seite 42 des Separatabdrucks aus dem Richter'schen „Jahrbuch" ꝛc.) bezeugt: „In den Jahren 1878—79 sind aus Petersburg, Odessa und Kiew Hunderte sozialistischer Arbeiter deportirt worden. Dieselben stellen schon einen merkbaren Prozentsatz unter den Hingerichteten und den zur Zwangsarbeit nach Sibirien und in die Zentralgefängnisse Verschickten dar. Und trotz dieser Entziehung propagandistischer und agitatorischer Kräfte in Arbeiterkreisen, bestehen in den meisten Industriezentren sozialistische Arbeitergruppen, welche die Sache ihrer Vorgänger mit Eifer fortsetzen. Ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß in Petersburg, Odessa, Kiew und Rostow am Don einige Tausend Arbeiter in verschiedenem Grade von der sozialistischen Propaganda angeregt sind, und einer organisirten Arbeiterpartei, im buchstäblichen Sinne des Wortes, als Grundlage dienen werden, sobald nur der Absolutismus gestürzt worden ist." Freilich hat sich die Sache seitdem sehr verschlimmert: gerade das letzte Jahrzehnt (1880—90) war für die „Vorbereitungsarbeit zur Schaffung einer zukünftigen sozialistischen Arbeiterpartei" allzu ungünstig. So viel steht aber fest, daß die russischen Revolutionäre nur dann auf Erfolge rechnen können, wenn sie den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Kreise der Industriearbeiter verlegen.

Digitized by Google

Ueberhaupt weisen die russischen Arbeiter alle Eigenschaften einer aufstrebenden Klasse auf: einen Drang nach Wissen und Bildung, ein Interesse für das Allgemeine, für die öffentlichen Angelegenheiten; das Lesen von Zeitungen und Büchern verbreitet sich immer mehr unter der Arbeitermasse. — Auch das Klassenbewußtsein macht sich immer mehr geltend: davon legen die zahlreichen Strikes Zeugniß ab. Wenn man bedenkt, daß die russischen „Puttkämerlinge" noch in ganz anderer Weise gegen Strikes vorgehen, als die Original-Puttkämerlinge, und daß wir dennoch — trotzdem solche Nachrichten sehr selten in die Oeffentlichkeit dringen — hin und wieder von Strikes hören, — so muß es Jedem einleuchten, daß die Strikes der russischen Arbeiter vielversprechende Regungen einer aufkommenden Klasse sind.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, warum wir so viel Gewicht auf die Propaganda und sonstige revolutionäre Thätigkeit unter den Arbeitern legen.

Es wurde oben gesagt, daß gegenwärtig die wirklich thätigen unter den russischen Revolutionären sich meistentheils mit der Propaganda unter den städtischen Arbeitern beschäftigen. Wir müssen aber bemerken, daß sich leider nur Wenige unter diesen Propagandisten der vollen Bedeutung ihrer Thätigkeit bewußt sind, denn nur Wenige haben die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus begriffen und durchdacht. Die alte „Volksthümelei" spukt noch immer in den Köpfen der Intelligenz und trübt ihren Blick und ihr Verständniß für den sich vollziehenden gewaltigen Entwicklungsprozeß in den sozial-ökonomischen Verhältnissen Rußlands.

In der That hat die „russische Wirklichkeit" schon längst die „russische Theorie," den „russischen Sozialismus" überholt und das Gerede von einer „spezifisch-russischen" Entwicklungsweise jeden Sinnes beraubt. Denn Rußland schreitet immer mehr der gänzlichen Auflösung der alten patriarchalischen wirthschaftlichen Verhältnisse in Stadt und Land, — dem Siege des Kapitalismus entgegen.

Es ist hier nicht der Platz, auf diesen Gegenstand einzugehen: dazu wäre eine besondere Studie erforderlich. Wir wollen daher nur darauf hinweisen, daß die „Obschtschina" — dieser Haupttrumpf der „Volksthümelei" — der eindringenden Waaren- und Geldwirthschaft nicht Stand zu halten vermocht hat; daß die urwüchsige ökonomische Gleichheit innerhalb der „Obschtschina" vielmehr einer Spaltung der „Obschtschinniki" (Gemeinde-Genossen) in eine wohlhabende Minderheit von Ausbeutern („Kulaki") und in eine verschuldete, verarmte Masse von Ausgebeuteten immer mehr Platz macht; daß in Folge dessen die „Obschtschina" zu einer Last für diese Masse, geradezu zu einem Ausbeutungsinstitut entartet ist; daß daher die armen „Obschtschinniki" ihr Heimatsdorf verlassen, um entweder in der Ferne „freie Ländereien" zu suchen, oder „in die Städte zu fliehen," wo sie die Reihen der Industriearbeiter verstärken; daß, mit einem Worte, die kapitalistische Ausbeutungsweise — auf dem Lande durch die hausbackenen „Kulaki," in der Hausindustrie durch die „Aufkäufer" (Vermittler zwischen dem Hausindustriellen und dem Markt), in der Stadt durch regelrechte moderne Fabrikanten vertreten — auch in Rußland immer mehr an Boden gewinnt.

Diese wirthschaftliche Entwicklung ist es denn hauptsächlich, die das Verkehrte der „volksthümelnden" Auffassung ad oculos demonstrirt, die den Boden für eine neue Anschauungsweise der russischen Revolutionäre geschaffen hat. Selbstverständlich müssen dabei — in zweiter Linie — auch die im Laufe der revolutionären Bewegung gemachten Erfahrungen in Betracht gezogen werden. Die

Digitized by Google

neue Anschauungsweise, die u. E. den russischen Revolutionären den einzigen Ausweg aus der gegenwärtigen trostlosen Situation zu zeigen im Stande ist, — ist eben die Anschauungsweise des wissenschaftlichen Sozialismus, der internationalen Sozialdemokratie.

Bereits 1883 hatte G. Plechanow (in der erwähnten Schrift: „Der Sozialismus und der politische Kampf") den ersten Versuch gemacht, vom Standpunkte des wissenschaftlichen Sozialismus aus, die alte „Volksthümelei," sowie den ganzen im Laufe der Bewegung angehäuften Mischmasch von Theorien und Ansichten, einer scharfen Kritik zu unterziehen. Darauf folgte eine Reihe von weiteren Schriften, — wobei neben G. Plechanow die Namen von P. Axelrod und W. Sassulitsch zu nennen sind, — welche sämmtlich zum Zweck haben, die russische revolutionäre Intelligenz endlich einmal für die Ideen des so lange verkannten und mißverstandenen wissenschaftlichen Sozialismus zu gewinnen, um durch dieselben die im Sande verlaufene revolutionäre Bewegung in richtige Bahnen zu leiten.*) Ferner wird in jenen Schriften der Nachweis geliefert, daß die Tendenz der sozial-ökonomischen Entwicklung Rußlands und die Geschichte der revolutionären Bewegung in gleicher Weise ein anderes Programm, als das der russischen Sozialdemokratie, unmöglich machen.

Leider müssen wir uns bei der Darlegung der Ansichten der russischen Sozialdemokratie wiederum auf das Wesentlichste beschränken. — Der von der jungen russischen Sozialdemokratie vorgeschlagene Weg läßt sich kurz in folgenden Worten zusammenfassen: „Propaganda des wissenschaftlichen Sozialismus, Agitations- und Organisationsthätigkeit unter den industriellen Arbeitern." Auf diese Weise hofft die russische Sozialdemokratie wenigstens die Elemente einer sozialistischen Arbeiterpartei schaffen zu können, welche zur nächsten politischen Aufgabe den Sturz des Absolutismus und die Erkämpfung einer demokratischen Verfassung haben muß.**)

* * *

Wir haben gesehen, daß und warum die russische Ideologenbewegung scheitern mußte. An einen neuen Aufschwung dieser Bewegung ist gar nicht mehr

*) Außerdem sind von den Genannten bisher vier Propagandaschriften für die Arbeiter herausgegeben worden: darunter die Schrift von P. Axelrod: „Die Arbeiterbewegung und die Sozialdemokratie."

**) Auf das Ersuchen der Redaktion, sich darüber zu äußern, wie sich die russische Sozialdemokratie zu den anderen oppositionellen Elementen in Rußland stelle, antwortete der Verfasser brieflich Folgendes: „Prinzipiell gedenkt die russische Sozialdemokratie — ganz im Geiste des Kommunistischen Manifestes — mit „einstweiligen" Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Feind, den Zarismus, gemeinsam zu kämpfen. Allein die thatsächlichen russischen Verhältnisse schließen vorläufig die Möglichkeit irgend welcher Bundesgenossenschaft mit anderen außerhalb der Arbeiterklasse befindlichen regierungsfeindlichen Elementen aus. — Was wir in Rußland an solchen Elementen gegenwärtig haben, das sind die — „Liberalen." Diese aber bilden eigentlich den rechten Flügel der russischen „Intelligenz," d. h. sie vertreten keine bestimmte Klasse (daher ihre Machtlosigkeit) und besitzen nicht im Entferntesten den Muth, für ihre Ueberzeugungen zu kämpfen. Selbst in der Blüthezeit des Terrorismus (1879—81), als die Regierung kopf- und rathlos dastand, vermochten die russischen Liberalen nicht, über „unterthänigste" Vorstellungen und Petitionen hinauszugehen, worin von der „Nothwendigkeit" gesprochen wurde, die „Gesellschaft zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften heranzuziehen." Und dazu begründeten die meisten Petenten jene „Nothwendigkeit" damit, daß nur die „Gesellschaft" der Kramola (Partei der Reichsfeinde, Revolutionäre) ein Ende machen könnte. Uebrigens habe ich in meinem Artikel hie und da auf die klägliche Rolle der russischen Liberalen hingewiesen. — Weit wichtiger, als die, von unserem Satiriker Schtschedrin

Digitized by Google

zu denken: die Kräfte der „Intelligenz" haben sich in jeder Hinsicht als völlig unzulänglich erwiesen, und die gegenwärtige Intelligenz ist nur noch ein schwacher Schatten der früheren ruhmreichen revolutionären Generation. Die Intelligenz, als ein selbständiger, maßgebender revolutionärer Faktor, hat offenbar — um mit G. Plechanow zu reden — „ihre Rolle ausgespielt." Das einzige wirklich Zweckmäßige, wirklich Revolutionäre, was die Intelligenz noch zu leisten im Stande wäre, ist eben die ihr von der russischen Sozialdemokratie empfohlene Thätigkeit unter den industriellen Arbeitern.

Es mag hier am Platze sein, folgende, an die heranwachsende Generation der Intelligenz gerichteten Worte Plechanow's anzuführen:

„. . . . Wenn die Intelligenz endlich einmal die mächtige Idee des modernen wissenschaftlichen Sozialismus erfaßte, dann würden auch ihre Verzagtheit und Thatlosigkeit ein Ende nehmen. Sie würde dann wissen, was für ein großes, fruchtbringendes Werk ihr von der Geschichte zugewiesen wird, und brauchte weder die zarischen Henkersknechte, noch die Gleichgiltigkeit des Volkes mehr zu fürchten. Sie würde alsdann im Volke nicht mehr eine stumpfe, dummgeschlagene, apathische,

---

(Saltikow) mit Recht verhöhnten Liberalen sind die Vertreter der aufsteigenden „vaterländischen Industrie," die Fabrikanten, Kapitalisten, Kaufleute ꝛc. Diese echten Bourgeoiselemente sprechen immer lauter und vernehmlicher. Einstweilen ist zwar der Zarismus noch im Stande, den ökonomischen Interessen der jungen Bourgeoisie gerecht zu werden; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß eben jene Interessen mit der fortschreitenden Entwicklung des Kapitalismus auch die russische Bourgeoisie in die Reihen der regierungsfeindlichen Opposition treiben werden. Ja, die junge russische Bourgeoisie versteht schon jetzt, sich Gehör zu verschaffen: bei jeder wichtigeren wirthschaftlichen Maßregel der Regierung werden schon jetzt die industriellen Kreise um ihre Meinung befragt und gelegentlich sogar Vertreter derselben in das „Departement der Industrie und des Handels" mit berathender Stimme berufen.

Selbstverständlich werden mit der Zeit die russischen Liberalen — wie auch die Mehrzahl der „Intelligenz" — (dies wurde bereits von G. Plechanow unumwunden ausgesprochen) zu bewußten Vertretern der erstarkten Bourgeoisie werden. Dann werden sie zwar ihre „schöngeistige" vormärzliche Ideologie abstreifen, aber eben dadurch um so mächtiger und sicherer auftreten können.

Indeß kann, wie gesagt, die russische Sozialdemokratie in der Gegenwart nicht auf jene Bundesgenossen irgendwie rechnen. Vorläufig sind die russischen Arbeiter einzig und allein dazu fähig, bewußt den revolutionären Weg einzuschlagen, d. h. auf den objektiven Entwicklungsgang subjektiv-bewußt einzuwirken, um denselben zu beschleunigen. Daher will auch die russische Sozialdemokratie alle Kräfte auf die revolutionäre Thätigkeit unter den Arbeitern verwendet wissen. In zweiter Linie spricht noch das Programm der russischen Sozialdemokratie von der Einwirkung auf die Bauernschaft — dort und dann, wo sich dies zweckmäßig und lohnend erweisen sollte. Haben wir erst festen Boden in den Kreisen der Arbeiter gewonnen, dann werden auch die übrigen „potenziell"-revolutionären Elemente Muth bekommen, gegen den Zarismus offen aufzutreten, — und dann wird auch von einem Nebeneinanderarbeiten der Sozialdemokratie mit den anderen anti-zaristischen Elementen die Rede sein können. Vorläufig ist die Rede davon einfach — gegenstandslos.

Mit einem Wort, die russische Arbeiterklasse ist der „Stützpunkt des Archimedes," von wo aus das Gebäude des Zarismus umgestürzt werden kann. Die übrigen revolutionären Elemente gewinnen nur dann Bedeutung, werden nur dann dem Zarismus gefährlich, wenn sich die Arbeiterklasse reckt. — Gelingt es der russischen Sozialdemokratie, die Arbeiter für sich zu gewinnen, dieselben über ihre Interessen, Rolle und Bedeutung, noch vor dem Sturz des Absolutismus, genügend aufzuklären, — dann wird auch die Arbeiterklasse nicht um die Früchte ihres Sieges geprellt werden dürfen, und wenigstens eine demokratische Verfassung ertrotzen können. — Diesen Punkt habe ich übrigens bereits in meinem Artikel betont.

Digitized by Google

nur „auf den Knieen rebellirende" Masse erblicken, — wie dasselbe ihr jetzt durch die Brille der schönrednerischen und sentimentalen, aber schlaffen, nebelhaften und inhaltlosen „Volksthümelei" erscheint. Sie würde vielmehr begreifen, daß gegenwärtig im Volksleben ein innerer Prozeß von unermeßlicher Wichtigkeit vor sich geht, ein Prozeß, der das treuunterthänige „Bäuerlein," welches den „Bäuerlein" aller asiatischen Länder ganz ähnlich ist, in einen selbstbewußten Arbeiter umwandelt, der seinem Geiste und seinen Bestrebungen nach dem revolutionären Proletarier des Westens verwandt ist. Sie würde sich dann — zweifelsohne mit Erfolg — gerade auf diesen selbstbewußten Arbeiter zu stützen suchen. Dann würden unsere wütheuden Staatsretter sie nicht mehr ungestraft mißhandeln dürfen. Im Bunde mit der Arbeiterklasse würde sie eine ungeheure, in Rußland nie dagewesene, revolutionäre Macht bilden." *)

Ob sich die Intelligenz auch wirklich der neuen Situation und der ihr dadurch zugewiesenen Rolle gewachsen zeigen wird, ist freilich eine Frage, die nicht mit Bestimmtheit zu beantworten ist. Die Beschaffenheit der gegenwärtigen Intelligenz scheint wenig Günstiges in dieser Hinsicht zu versprechen. — Zur Charakteristik der gegenwärtigen revolutionären Intelligenz mag noch erwähnt werden, daß in letzter Zeit (1889) ehemalige „Sozial-Revolutionäre" ein Organ — freilich mußten sie mit der dritten Nummer ihr Unternehmen aufgeben — herausgeben konnten, worin — „einstweilen" — mit dem Sozialismus und den Arbeitern entschieden gebrochen, und den russischen Revolutionären zur Erkämpfung der politischen Freiheit ein Schutz- und Trutzbündniß mit — den lendenlahmen russischen „Liberalen," mit der „Gesellschaft" empfohlen wurde. Auf der anderen Seite ist dagegen die Thatsache hervorzuheben, daß die unermüdliche, talentvolle literarische Thätigkeit G. Plechanow's denn doch allmälig Früchte zu tragen beginnt: es giebt jetzt in Rußland manche Revolutionäre, die sich voll und ganz zu den Ansichten und dem Programm der russischen Sozialdemokratie bekennen und in diesem Sinne auch thätig sind.

Auf jeden Fall aber — mit oder ohne die Intelligenz — dürfen gerade die russischen Sozialdemokraten nicht verzagen: die ökonomische Entwicklung arbeitet auch in Rußland mit unwiderstehlicher Macht für den Triumph der Freiheit und des Sozialismus, — trotz der Gewalt- und Henkerspolitik der russischen Regierung. Und die „Ironie der Weltgeschichte" will es, daß jene „Wühlerarbeit" von der zarischen Regierung selbst auf jede Weise gefördert werde.

Jene ökonomische Entwicklung schafft in Rußland diejenige Klasse, welche unzerstörbar und unausrottbar ist, welche durch ihre wirthschaftliche Stellung selbst, durch ihre eigensten Lebensinteressen dazu gedrängt wird, den Kampf mit dem alten Rußland aufzunehmen, — die Klasse, welche allein die Macht hat, alle ihr in den Weg gelegten Hindernisse zu überwinden, welche unentwegt von Sieg zu Sieg marschirt — bis zur Erringung der vollen Selbstbefreiung, und damit auch der allgemeinen Volksbefreiung.

Und diese, mit jedem Tag anwachsende Klasse, die russische Arbeiterklasse, wird ohne Zweifel im Stande sein, das nächste, ihr im Wege stehende Hinderniß, den zarischen Despotismus, zu überwinden.

In diesem Sinn dürfen die russischen Sozialdemokraten sagen: „Die Ideologenbewegung ist todt! — Es lebe die russische sozialdemokratische Arbeiterbewegung!"

*) Entnommen der „Inneren Rundschau" im 2. Heft (August, 1890) der literarisch-politischen russischen Revue: „Der Sozialdemokrat."

Digitized by Google

Brief aus Berlin.

Berlin, 17. Februar.

„Sagen Sie uns doch einmal Ihre Meinung über das „jüngste Deutschland!“ wurde ich dieser Tage sehr dringend aufgefordert, und da dies nun schon mindestens das dutzendste Mal war, so will ich, wenn auch nicht meine ganze Meinung, doch Einiges davon sagen.

Ich habe das „junge Deutschland“ gekannt, welches aus dem Boden des noch jugendfrischen bürgerlichen Liberalismus hervorgewachsen ist. Und als ich erfuhr, daß nun ein „jüngstes Deutschland“ erstanden sei, da dachte ich, es müsse zu dem modernen Sozialismus in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie weiland das „junge Deutschland“ zu dem inzwischen auf den Aussterbeetat gesetzten Liberalismus, dessen Weltanschauung mehr und mehr von der sozialistischen verdrängt wird. Da ich keine Zeit habe ins Theater zu gehen und nicht dazu kam, die Vorstellungen der „Freien Bühne“ zu besuchen, so blieb ich längere Zeit bei diesem meinem Glauben, bis ich, meiner Unwissenheit mich schämend, daran ging, die mir von Freunden des „jüngsten Deutschland“ empfohlenen „besten Stücke“ der Hauptvertreter dieser Schule zu lesen, — und da wurde mir denn eine gründliche Enttäuschung bereitet. Ich will weder Namen nennen, noch mich jetzt in eine literarische Kritik einlassen, — ich will nur feststellen: der Hauch der sozialistischen, oder meinetwegen auch nur der sozialen Bewegung ist nicht auf die Bühne des „jüngsten Deutschland“ gedrungen.

Die Fragen, welche das lebende Geschlecht in zwei schroff einander gegenüberstehende Heerhaufen trennen, sind für das „jüngste Deutschland“ nicht vorhanden. Und, wenn wir von dem gemeinsamen Zeitgepräge absehen, das jede Epoche den ihr entstandenen Schöpfungen des Geistes aufdrückt, könnten die Bühnenstücke des „jüngsten Deutschland“ sehr wohl auch einer früheren Periode entstammt sein, in der es noch keine sozialistische Bewegung gab. Das einzig Junge am „jüngsten Deutschland“ ist sein Name.

Wer die dramatischen Werke Shakespeare's kennt, der kennt das England der Königin Elisabeth und die Kulturwelt am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie spiegeln ihre Zeit wieder. Wer die Bühnenstücke des „jüngsten Deutschland“ inwendig und auswendig kennt und nur sie kennt, der weiß nichts von der Gegenwart, dem ist sie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch — wie dem „jüngsten Deutschland“ selbst. Die Thatsache steht fest — Jeder, der unbefangen urtheilt, wird mir beipflichten müssen — und wenn man genauer nachdenkt, erscheint sie auch sehr natürlich.

Daß die Gedanken und Gefühle, die in der Gegenwart jeden denkenden und fühlenden Menschen beherrschen, und um welche der „große Kampf der Zeit“ gekämpft wird, — ein Kampf der Geister und Interessen, vom dem man mit weit mehr Recht sagen kann, daß an Ausdehnung und innerlicher Kraft seines Gleichen auch nur annähernd niemals gewesen ist — daß diese Gedanken und Gefühle, die, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, „in der Luft liegen und überall herausschwitzen,“ nicht auf die Bühne des „jüngsten Deutschland“ gedrungen sein sollen, hat auf den ersten Blick etwas Räthselhaftes. Allein gerade die Intensivität und Allgemeinheit des Kampfes giebt den Schlüssel des Räthsels. Noch zwar hat das Prophetenwort des Dichters vom scharf abgegrenzten „Hüben“ und „Drüben“ sich nicht vollständig verwirklicht, aber mit Sturmeseile nähern

Digitized by Google

wir uns der Erfüllung, und Alles, was von dem Odem der Zeit angeweht worden ist und Kraft hat zu kämpfen, das kämpft „hüben“ oder „drüben.“ Und der Kampf schließt die Kunst aus. Man kann nicht zween Herren dienen: nicht gleichzeitig dem Kriegsgott und den Musen. „Leier und Schwert“ vertragen sich zur Noth miteinander während der Romantik des Freischaaren-Geplänkels vor dem ernsthaften methodischen Krieg, — wäre jedoch Theodor Körner nicht schon auf der Schwelle des Krieges erschossen worden, im Krieg selbst würde er die Leier nicht lang mitgeführt haben.

Genug — so mächtig ist die Anziehungskraft der Schlachtrufe, die heute in den zwei Lagern der kämpfenden Welt ertönen, daß, wer den Ruf vernommen hat, ihm auch folgen muß, — folgen, wie der Schiffer dem Lockgesang der lieblichen, goldlockigen Loreley, — und daß er, keinen Blick rückwärts gewandt, nur vorwärts schauend nach dem Feind, sich hineinstürzen muß in den Strudel der wogenden Schlacht.

Das alte, junge und jüngste Deutschland — ohne „Gänsefüßchen“ — welches für die soziale Bewegung ein Verständniß hat, kämpft, und das welches nicht kämpft, hat kein Verständniß für sie. Und das kämpfende Deutschland hat keine Zeit zum Dichten.

Ich weiß, ich werde da auf manchen Widerspruch stoßen — ist doch neulich ein Produkt des „jüngsten Deutschland“ — „Sodoms Ende“ in einem hiesigen Blatt mit „Figaro's Hochzeit,“ der ewig jungen Revolutions-Ouverture verglichen worden! Von der Gegenwartsgeschichte gilt das Voltair'sche Wort von der fable convenue — dem konventionellen Märchen — in vielleicht noch höherem Maße als von der Vergangenheitsgeschichte. Unsere Zeit ist nicht blos die Zeit wunderbar üppigen, an die Urwelt erinnernden organischen Wachsthums, sondern auch nicht minder üppig sich bethätigender künstlicher Mache. Zu keiner Zeit ist so fleißig und so viel gewebt worden am Webstuhl der Zeit — zu keiner Zeit war aber auch die Waarenfälschung so verbreitet, so raffinirt und so methodisch. — Lassen wir nun das „jüngste Deutschland“ und wenden wir uns einem Thema zu, das uns mit wirklicher Jugend und Jugendkraft in Berührung bringt.

Das politische Leben der Reichshauptstadt ist ein außerordentlich reges. Jeder Tag bringt sein Dutzend Volks- und Arbeiterversammlungen. Und zwar sind es die Sozialdemokraten, auf welche von je zehn Versammlungen neun kommen. In diesen Versammlungen geht es allerdings nicht immer so parlamentarisch zu, wie in unseren drei Parlamenten, aber dafür ist's auch nicht so langweilig. Drei Parlamente auf einmal und neben einander tagend, das ist wohl noch nicht dagewesen. Von unserem Parlamentarismus war bisher nicht viel Gutes zu sagen — ja, wenn die Quantität die Qualität ersetzte, dann könnten wir die Erfinder des Parlamentarismus, die Herren Engländer, auslachen; ich bezweifle indeß sehr, ob sie ihr Parlament für die unsrigen hingeben würden. Reichstag, Abgeordnetenhaus, Herrenhaus — letzteres freilich zum Glück nur in seltenen Sitzungen — das ist in der That genug für das heißeste Redebedürfniß, und gewiß mehr als genug für das Lesebedürfniß des lesewüthigsten Kannegießers. Ich möchte den sehen, der die täglichen Parlamentsberichte der Zeitungen seinem inneren Menschen einzuverleiben im Stande ist.

Was nun die verschiedenen Parlamente angeht, so ist es sehr bezeichnend: die Mitglieder des Abgeordnetenhauses sind in der Regel fast vollzählig am Platz, während im Reichstag die Abwesenden jetzt stets die Majorität bilden, obgleich es sich um eines der wichtigsten Gesetze handelt, die dem Reichstag je vorgelegen

Digitized by Google

haben: um das Arbeiterschutzgesetz. Aber im Abgeordnetenhaus sind die Interessen des Kapitals auf der Tagesordnung und im Reichstag die der Arbeit, welche für die meisten der Herren Abgeordneten erst in zweiter, dritter und letzter Linie kommen. Und Angst brauchen sie nicht zu haben, es ist keine Gefahr, daß die Bäume des Arbeiterschutzes in den Himmel wachsen. So viele Vertreter der Kapitalinteressen sind immer zur Stelle, und die Harmonie der Interessen ist in Jedem von ihnen so klar zum Bewußtsein gelangt, und so lebendig, daß die Vertreter der Arbeiter stets mit Sicherheit überstimmt werden — und mehr ist vor der Hand nicht nöthig. So kann das liebe Kapital einstweilen noch ruhig sein — bis wieder ein panischer Schreck in die Heerde fährt — vielleicht am ersten April, welcher der „Tag der Narren" ist und in bedenklicher Nähe des ersten Mai liegt. Und soll der erste Mai heuer auch am 3. Mai gefeiert werden, er ist immer der erste Mai.

Mit der Arbeiterschule — die übrigens amtlich den Namen Arbeiter-Bildungsschule erhalten hat — geht es nach Wunsch vorwärts. Und da unsere Wünsche sehr hoch reichen, so will das etwas besagen. Die Zahl der Mitglieder ist schon auf nahezu viertausend gestiegen, und wir rechnen, sobald einmal die Anstalt in volle, regelmäßige Thätigkeit tritt, noch auf einige Tausend Mitglieder mehr. Es sollen vier Unterrichtsstätten errichtet werden für die verschiedenen Stadttheile, damit Niemand durch allzu große Entfernung an dem Genuß der Vortheile, welche die Anstalt bieten soll, gehindert wird. Um die Klippe des Vereinsgesetzes zu vermeiden und um den Frauen die Theilnahme zu ermöglichen, wird die Arbeiterschule keinen parteipolitischen Charakter haben. Themata, deren Behandlung in der Schule selbst sich nicht rathsam erweist, können in freien, öffentlichen Vorträgen erledigt werden.

Anfang April wird die regelmäßige Thätigkeit beginnen können. Die ersten Vorträge haben bereits stattgehabt, und an erprobten Lehrkräften ist kein Mangel.

Kurz, Alles verspricht den besten Erfolg.

W. Liebknecht.

Literarische Rundschau.

Die Falkner vom Falkenhof von Eufemia Gräfin Ballestrem. Roman in 2 Bänden. **Eine Versuchung**, Roman von Sophie Junghans, beide im Verlag des Universum. Alfred Hauschild. Dresden und Wien.

Wenn wir diese beiden Romane, die uns zusammen zugingen, nun auch zusammen einer kurzen Besprechung unterziehen, so geschieht es, weil in ihnen zwei Haupttypen des weiblichen Romans der Gegenwart ausgeprägt sind: die Marlittiade und der Sensations-Roman. Wie allen der Marlitt'schen Schule angehörigen Produktionen, so könnte man auch den „Falknern vom Falkenhof" als Motto die Heine'schen Verse voransetzen:

„Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehen."

Um diese feindliche Liebe dreht sich die ganze Handlung des zweibändigen Romans. Die Heldin ist nicht nur ein Ausbund von Schönheit, Bildung und Talent, sondern auch ebenso reich wie tugendhaft, der Held das Muster edelster Männlichkeit und höfischster Sitte. Um dieses Paar möglichst lange auseinander zu halten, werden alle Mittel einer abgestandenen

Digitized by Google

Romantik in Bewegung gesetzt: alte Schlösser mit geheimnißvollen Gemächern, Traumerscheinungen von Ahnfrauen, Prophezeihungen, düstere Grabgewölbe u. s. w. Dazwischen spielen Erbschaftsintriguen, welche die Heldin mit dem dreifachen Tode des Ertrinkens, Erschießens und Vergiftens bedrohen, während andererseits eine kleine Prinzeß, die Tochter eines regierungsmüden Fürsten, der in seinen Ferien Rosen züchtet, auf den Helden Jagd macht und ihn — gewiß zum Schreck und Schmerz aller zartfühlenden Leserinnen — auch wirklich heimführt. Die Verfasserin ist jedoch nicht um Mittel verlegen, den also Eingefangenen wieder aus den Banden der Ehe zu befreien. Sie läßt ganz einfach die provisorische Baronin v. Falkner, geborene Prinzessin von Nordland, bei einem Picknick im Walde aus Uebermuth in einen verrufenen Tümpel springen und glücklich darin umkommen, obgleich ein halbes Dutzend Retter zur Stelle ist. Aber wenn es auch nicht glaubhaft, der Zweck ist erreicht, der Held befreit und die Verbindung unseres Paares kann programmmäßig vor sich gehen.

Ist somit in diesem Roman den Patschuliseelchen der vornehmen Gesellschaft in vollstem Maße Genüge gethan, so spekulirt die Verfasserin von „Eine Versuchung“ auf ein sensationslüsternes Publikum, indem sie die bekannte Schwenninger-Affaire in ihre Fabel verwebte. Anfangs scheint es freilich, als ob Sophie Junghans sich die Aufgabe gestellt hätte, das rücksichtslose Streberthum in seiner ganzen Nacktheit zu zeichnen. Mit wenigen charakteristischen Zügen schildert sie uns einen jungen, am Beginn seiner Laufbahn stehenden Arzt, der sich nicht scheut, selbst die Gebote der Ehre zu verletzen, um eine glänzende und einflußreiche Lebensstellung zu gewinnen. Die Szene, in der er mit seiner Braut, weil dieser die erwartete reiche Mitgift entgeht, zu brechen und ihr zugleich das Odium des Bruches zuzuschieben trachtet, ist mit sicherer Hand und großer Lebenswahrheit durchgeführt. Von hier an aber zeigt es sich deutlich, daß der Roman nur auf den Effekt hin gearbeitet ist. Jetzt wandelt sich der Arzt plötzlich in einen Tugendbold, der allen Versuchungen schöner Weiber widersteht und selbst aus der berüchtigten Kirchhofszene als keuscher Joseph hervorgeht. In Bezug auf diese Szene wollen wir davon absehen, daß sie mit wenig Geschick herbeigeführt und in ihrem Verlauf höchst unwahrscheinlich ist. Stärker zu betonen ist dagegen, daß die Verfasserin, welche die Bourgeoisgesellschaft Wiesbadens — denn an diesem Orte spielt der Roman — mit beißender Lauge übergießt, in dieser Szene sich plötzlich ganz mit deren Anschauungen identifizirt und die sittliche Entrüstung des Volkes über die Entheiligung der Gräber lediglich aus dem Schnapsgenuß erklärt. Uebrigens hat die Szene weiter keinen Zweck, als den Helden, der sich inzwischen mit seiner Braut heimlich vermählt hat, einer glänzenderen Stellung zuzuführen, als sie ihm Wiesbaden je hätte bieten können. Behilflich hierzu ist ihm eine Figur, welche nach Bismarck's Schattenriß porträtirt ist.

Der in seiner Fabel äußerst dürftige Roman endet also glücklich und erfüllt somit eine Bedingung, welche von dem heutigen Geschmack des Publikums an diese Art von Unterhaltungslektüre gestellt wird. Hat doch in neuester Zeit eine große Verlagsanstalt ein Rundschreiben an ihre Mitarbeiter erlassen, in welchem sie u. A. einen guten Ausgang der Erzählungen zur Bedingung ihrer Annahme macht.

Schließlich noch ein Wort über die Sprache beider Verfasserinnen. Wenn in den Falknern vom Falkenhof nur solche Inkorrektheiten mit unterlaufen, wie sie die große Mehrzahl unserer schreibenden Frauen in ihrer naiven Unkenntniß der Grammatik sich zu schulden kommen läßt, so überschreitet die Willkür und Mißhandlung, welche sich unsere Sprache von Sophie Junghans gefallen lassen muß, alles Maß. Es ist schwer, sich hier der richtigen Bezeichnung dafür zu enthalten. So lesen wir auf Seite 44: „er sah so unbeherrscht aus wie ein Mann thut, der sich eben furchtbar geärgert hat.“ S. 41: „wenn seine nervöse Gereiztheit ihn gleichsam ritt.“ S. 34: „als ich noch im erzogen werdenden Zustand war.“ S. 31: „die energische Präge.“ S. 194: „die Rechte um ihr Antlitz schränkend.“ S. 159: „es stimmte nicht zu der Ueberzeugung, der er sich befliß.“ S. 178: „der dicke Herr schwappte mit der Rechten in die Luft.“ S. 180: „ihre Toilette von sehr ausgesprochener Farbenzusammenstellung mit gleichfalls nachdrücklichem Schmuck.“ Endlich möge noch eine Periode angeführt werden, die in Bezug auf Bau, falsche Bilder und Sinnlosigkeit keineswegs vereinzelt dasteht und zugleich einen Beweis von der wissenschaftlichen Halbbildung der Verfasserin liefert. Seite 207 heißt es: „Aber nur um zu finden, daß er am Ende

Digitized by Google

einer langen Kette von Ueberlegungen, aber keineswegs auf Grund derselben, doch immer wieder auf sich einen Gedanken zurückgeführt sah, eine ganz seltsame, abenteuerliche Idee eigentlich, welche vorhin plötzlich in ihm aufgesprungen war: nicht die Frucht besonnenen Nachdenkens, sondern ein spontanes Gebilde, etwa wie der vulkanisch gehobene Granitblock, der aus beträchtlich größerer Tiefe heraufgekommen ist, als die der Schichten, in welchen dann um ihn her arbeitende Veränderungen vor sich gehen."

Diese Beispiele werden wohl genügen, um unsere Behauptung hinlänglich zu erhärten.

E. S.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit. (Fortsetzung.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von **J. v. Osta.**

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Endresultate.

Lenore von Rosen und ihr Freund, Doktor Brudermeyer, standen am Sterbelager Trautmann's. Dieser hatte sich bei seinen Wanderungen durch die Wohnungen der Armuth einen Typhus zugezogen. Brudermeyer behandelte den Freund und hatte ihn schon auf dem Wege der Besserung, als, wie so oft beim Typhus, eine Lungenlähmung dazu kam, die den Tod herbeiführte.

Der Sterbende hatte bis zum letzten Athemzug Lenorens Hand in der seinen gehalten und mit verklärten Augen zu ihr aufgeschaut. Auf seinem durchgeistigten Gesicht war kein Zug des Leidens zu erspähen.

Jetzt entzog Lenore ihre Hand sanft der erkaltenden Trautmann's und schloß ihm die Augen.

Die neben ihr stehende Diakonissin brach in Thränen aus. „Ich habe nie einen Kranken gehabt, wie ihn," sagte sie; „er war nicht allein gut und rücksichtsvoll, sondern von einer ganz merkwürdigen Freudigkeit. Wenn er recht litt, sagte er zu mir: wie viel leichter ist es doch, selbst zu leiden, als Andere leiden zu sehen! Er war zu gut, um zu leben!"

Lenore drückte der Schwester innig die Hand. „Ein von Liebe ganz erfülltes Leben und ein früher Tod," sagte sie; „ist es nicht das glücklichste Loos, was dem Menschen zu Theil werden kann?"

„Der Liebende und Geliebte wird uns entrissen," sagte Brudermeyer; „aber die wunderbare Kraft die von ihm ausging, die Liebe bleibt."

Gedankenvoll wanderte Lenore nach ihrer Wohnung. In den Straßen wurde Schnee geschaufelt, um auf die Rieselfelder hinausgefahren zu werden.

Die Augen schmerzten sie vom Nachtwachen; sie war so müde, daß es ihr schwer wurde, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Fast bewußtlos wanderten ihre Augen zu den Droschken an den Halteplätzen; aber ihre Einnahmen erlaubten ihr nicht, zu fahren. Sie lächelte ein wenig, als sie sich ihrer Uebermüdung bewußt wurde. Sie wußte, daß sie schon manchesmal zusammengebrochen wäre, wenn sie sich einmal nachgegeben hätte. So aber kam sie in aufrechter Haltung über die schlimmen Stunden fort und dann ging es ganz gut weiter. „Wie

Digitized by Google

viel leichter ist es doch, selbst zu leiden, als Andere leiden zu sehen!" wiederholte sie im Stillen. Ja, sie war darin mit dem todten Freund eines Sinnes.

Als sie die zu ihrer Wohnung führenden Treppen erstiegen hatte, sagte ihr das Mädchen, die Frau Baronin von Aurange sei gekommen und warte im Wohnzimmer.

Eugenie war im Mai mit ihrem Gatten nach Madrid gereist und Lenore hatte von ihr nur wenige, inhaltsarme Briefe erhalten. Sie wußte nichts von der Freundin Rückkehr. Sie erinnerte sich jetzt, ein Koupee vor der Thüre gesehen zu haben, doch hatte sie es nicht beachtet.

Erwartungsvoll und ein wenig beklommen trat sie ein.

Eugenie stand am Fenster und wandte sich erst um, als Lenore ihren Namen rief. Aber Lenore erschrak, daß sie ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, um äußerlich ruhig zu bleiben. Eugeniens schönes Haar war völlig ergraut, der Glanz ihrer Augen erloschen, ihre zarten Farben einem fahlen Gelb gewichen, ihre stolze Haltung gebeugt. Schlimmer aber als diese Aeußerlichkeiten waren die Spuren tiefen Grames, die mit scharfen Linien in ihr Gesicht eingegraben waren. Mit ihren vierunddreißig Jahren sah sie aus wie eine vom Leben zerbrochene, müde alte Frau.

Stumm warf sie sich in Lenorens Arme und weinte.

Lenore that keine Frage, sondern suchte nur zu beruhigen, aber Eugeniens lang verschlossenes Herzeleid wallte über. Sie erzählte, von Weinen unterbrochen, viel und lange.

Schon in der ersten Woche nach ihrer Vermählung war das Unglück über sie hereingebrochen. Aurange hatte die Verwaltung ihres Vermögens ganz in die Hand nehmen wollen, wogegen sie sich mit Rücksicht auf den letzten Willen ihres Vaters geweigert hatte. Da hatte er sich im ersten Zorn der Enttäuschung zu den rohesten Aeußerungen gegen sie fortreißen lassen und ihr ihr Alter und ihre Reizlosigkeit vorgeworfen. Von da an sei ihre Ehe nur noch eine mühsam äußerlich aufrecht erhaltene Form gewesen. Sie habe repräsentirt und Aurange mit Geldmitteln versorgt, im übrigen jedoch von ihm vollständig getrennt gelebt. Das Komödiespielen vor der Gesellschaft sei jedoch über ihre Kräfte gegangen, so daß sie sich jetzt unter dem Vorwand ihrer thatsächlich wankenden Gesundheit auch äußerlich von dem Baron getrennt habe, um ganz von der Welt zurückgezogen in Josephshagen, wo ihre liebe Braunsdorff sie erwarte, zu leben.

„Hätte ich damals Deinem Scharfblick mehr vertraut!" schloß die unglückliche Frau händeringend.

Als Frau von Aurange eine Stunde später ihre Freundin verließ, war sie ruhiger und gefaßter, als seit langer Zeit.

Aber Lenore saß und trauerte um all' das Leid, das sie nicht wenden konnte. Sie gedachte der Trostesworte des edelsten Menschenfreundes: „selig sind, die da Leid tragen," und: „kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Ja, das war es, was die schwache, unter ihren Leiden zusammenbrechende Menschheit nöthig hatte: die Lehre des Mitleids und der erbarmenden Liebe! Mit der harten Lehre vom Recht der Kraft, die Gallus predigte, konnte sie, wie sie war, nichts anfangen.

Gerade als sie an ihn dachte, kam Doktor Gallus in starker Erregung angestürmt. Er hatte eben durch Brudermeyer den Tod Trautmann's erfahren.

„Sehen Sie, theuerste Lenore," rief er, „wie recht ich habe! Dieser außergewöhnliche, edle Mensch sinkt ins Grab, und alle seine hervorragenden Eigenschaften mit ihm, da er uns keinen Sohn zurückläßt. Wir können in seinem

Digitized by Google

Fall diese Unterlassungssünde nur noch beklagen, nicht mehr gut machen. Für uns Ueberlebende aber sollte es eine Warnung sein, die höchste Menschenpflicht nicht über Minderwerthigem zu versäumen. Ich habe es Ihnen oft und oft nahe gelegt, theuerste Freundin! Lassen Sie uns unser Dasein vervollkommnen und vervollständigen, indem wir auf Grund tiefer, gegenseitiger Werthschätzung eine Ehe eingehen, wie sie sein soll, und eine Nachkommenschaft großziehen, die unserem Geschlechte zur Ehre gereicht."

„Heirathen Sie, lieber Gallus!" sagte Lenore. „Sie haben gewiß recht; nur darin irren Sie, daß Sie mich gerade für die Ihnen bestimmte Genossin halten. Ich schwärme ebenso wenig für Ehelosigkeit, wie Sie; und wenn ich für jedes Mädchen den geeigneten Mann wüßte, würde ich sie am liebsten alle an einem Tage verheirathen. Aber Sie selbst wissen am besten, daß man mit den Thatsachen rechnen muß, und daß bei der starken Ueberzahl unserer Frauen und der geringen Heirathsfähigkeit unserer Männer zahlreiche Menschen genöthigt sind, ihr Leben in ehelosem Stande zuzubringen. Es ist ein Glück, daß dies nicht Allen schwer fällt, und daß erwiesenermaßen auch ein eheloses Dasein ausgefüllt und segensreich sein kann. Lassen Sie mich diese sehr erwünschten Beispiele um eins vermehren und suchen Sie sich eine Lebensgefährtin, die in dem, was die Vereinigung mit einem starken und viel denkenden Mann ihr bietet, wirklich das höchste Glück sieht."

* * *

Anne-Lise von Rosen und ihr Vetter Kuno gingen langsam die Friedrichstraße entlang. Der Lieutenant hatte seine Kousine am Ausgang ihres Geschäfts erwartet, um sie nach Hause zu begleiten. Das that er so oft er konnte.

Anne-Lise war heute besonders still. Sie hatte ihr Gehalt ausgezahlt bekommen und einen Theil davon auf die Sparbank getragen. Sie sparte emsig und ihr kleines Vermögen, dessen Zinsen sie, seit sie angestellt war, nicht anrührte, wuchs ganz hübsch. Lenore brauchte Alles, was sie erübrigen konnte, für ihre kranken Armen. Anne-Lise aber wollte in ihrem Alter unabhängig sein und vielleicht noch Lenoren helfen können, wenn diese abgearbeitet sein würde.

„So lebt und arbeitet man in der schönen Zeit des Lebens, um nicht im Alter hungern und Anderen zur Last fallen zu müssen," dachte sie traurig. Ihrer reich veranlagten und lebensvollen Natur wollte das Roben-Anfertigen nicht immer genügen.

„Die reiche junge Amerikanerin, von der ich Dir erzählte," sagte Kuno, „hat mich schon wieder eingeladen. Die Kameraden nennen mich ein Glückskind und gratuliren mir. Ehemänner gelten vollständig als eine käufliche Waare. Es ist widerlich."

„Ist sie denn nicht angenehm?" fragte Anne-Lise.

„O ja, sie ist recht nett und auch ziemlich hübsch und intelligent."

„Dann würd' ich's mir doch überlegen, Kuno."

Er nahm es als einen Scherz und lachte ein wenig. „Waldow II."

„Nein, im Ernst," fuhr sie fort. „Du kannst einmal nicht ohne Geld heirathen, liebster Kuno. Willst Du darum alt und grau werden, ohne eine Frau zu bekommen?"

„Und Du?" fragte er scharf. „Hast Du Dich vielleicht aus ähnlichen Erwägungen nach einem reichen Mann umgesehen?"

„Nein; ich will nicht heirathen."

Digitized by Google

„Warum nicht?“

„Weil ich den nicht bekommen kann, den ich lieb habe.“

„So! Und was denkst Du denn von mir, Du verhärtete Person? Glaubst Du, ich wechselte meine Gefühle wie meine Röcke, oder meinst Du vielleicht, es sei mir gleichgiltig, die Eine zu lieben und die Andere zu heirathen? Ich will Dich haben, oder überhaupt Keine, und das sollteſt Du wiſſen.“

„Ach lieber Kuno,“ rief ſie zärtlich, „ich weiß es auch; aber von Zeit zu Zeit muß ich's wieder hören. Wenn Du nicht die Treue und die Ehre ſelbſt wäreſt, hätte ich Dich ja gar nicht ſo gern! Wir müſſen uns eben damit tröſten, daß wir im Herzen feſt an einander halten, wenn wir auch nicht Mann und Frau werden können.“

„Anne-Liſe,“ begann er lebhaft, „jetzt will ich Dir etwas ſagen! Es iſt faſt Alles möglich, wenn man ernſthaft will. Bauern und Handwerker dürfen ſich nach Neigung verheirathen, wir nicht. Warum? Weil Alles nach oben ſtrebt, nach Luxus, nach bürgerlichen Ehren. Die Arbeit des Bauern und Handwerkers iſt ſchwierig und läßt ihm nicht viel Zeit, ſich fein zu bilden. Darum gilt im bürgerlichen Leben der Stand des Bauern und Handwerkers als etwas ſehr geringes. Alle jungen Leute drängen nach dem Gelehrten- und Offiziersſtande und dann müſſen ſie reiche Frauen nehmen, oder gar keine; denn die Ueberfüllung dieſer Berufe macht, daß einer dem anderen Luft und Athem nimmt. Wir verkommen dabei; aber es giebt ein Rettungsmittel! Das iſt, was Du mit wahrem Heldenmuth aus Dir ſelbſt heraus ergriffen haſt: die Standesvorurtheile über Bord zu werfen und unverzagt zum Pflug oder zum Werkzeug zu greifen! — Mein eigentliches Element iſt die Landwirthſchaft. Ein Rittergut kann ich nicht kaufen, wohl aber einen Bauernhof. Warum ſoll ich mich ſchämen, Bauer zu ſein? — Und nun höre: Haſt Du den Muth, auf die Annehmlichkeit des Stadtlebens zu verzichten und meine Hofbäuerin zu werden?“

Sie hatte ihm athemlos gelauſcht. Seine Worte klangen ihr wie eine Erlöſungsbotſchaft.

„O Kuno!“ rief ſie, „dies iſt der glücklichſte Augenblick meines Lebens! Ob ich Muth habe? — Ich kann es wirklich kaum erwarten! Wir ſind ja beide kräftig und geſund.“

„Es wird ſehr ſchwere Arbeit für Dich ſein!“

„Ich weiß es, Kuno; aber laß es uns verſuchen! Mit tauſend, tauſend Freuden will ich ans Werk gehen! Ich wäre wenig werth, wenn ich als Deine Frau es nicht fertig brächte, mich Deiner Lebensweiſe anzubequemen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das Krüglein bricht.

Der Hausarzt hatte angeordnet, daß Frau Oldesloh den Winter hindurch ſich von aller Geſelligkeit fern halten und den größten Theil des Tages auf ihrer Chaiſelongue liegend zubringen ſollte.

Die Gräfin Werdenried und Aſta waren ſeit Feos Erkrankung ganz in das Oldesloh'ſche Palais übergeſiedelt, um die Hausherrin theils zu vertreten, theils zu pflegen. Allein die nervöſe Gereiztheit der jungen Frau, die ihr das Zuſammenſein mit den Ihrigen zur Pein machte, ſchien zuzunehmen und ſie gab ihr Verlangen nach völliger Einſamkeit ſo ungeduldig kund, daß die Gräfin ſich ſchweren Herzens entſchloß, in das eigene Quartier, deſſen räumliche Beſchränktheit ihr gar nicht mehr behagte, zurückzukehren.

Digitized by Google

Aber diese Entfernung genügte Feo noch nicht. Sie wollte auch vor den häufigen Besuchen von Mutter und Schwester gesichert sein. Ihr Arzt, auf dessen jugendlich empfängliches Gemüth sie viel Einfluß gewonnen hatte, empfahl daher der Gräfin Mutter sehr dringend einen Winteraufenthalt an der Riviera, und da Oldesloh, wie gewöhnlich, die Kosten zu tragen bereit war, befolgte die Gräfin den Rath mit Freuden. Vielleicht fand sich im Süden endlich die Partie für Asta, zu der es in Berlin immer nicht kommen wollte!

Erst als die Mama und Asta von Oldesloh in den Schnellzug befördert worden, fühlte sich Feo ganz von lästiger Kontrole frei.

Sie hatte den Prinzen lange nicht mehr gesehen, und während sie noch körperlich litt, auch kaum an ihn gedacht. Nun sie sich wohler fühlte, stellte sich Langeweile ein und damit eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Geliebten. Sie schickte ihm täglich durch den von der Mama übernommenen, noch vom Gute stammenden Diener Karl einen Gruß und erhielt auf demselben Wege die Antworten.

Feos Liebe zu dem Prinzen war allmälig eine ganz andere geworden, ohne daß ihr diese totale Veränderung recht zum Bewußtsein kam. Das geistige Element war mehr und mehr der Sinnlichkeit gewichen. Sie fühlte nichts mehr von der gewaltsamen Gemüthsbewegung und Erschütterung, die ihrer Heirath vorausgegangen war. Sie schwärmte nicht mehr für ihn und sah nicht mehr in ihm ihr Ideal. In ihrem Verhalten ihm gegenüber war nichts von kindlicher, demüthiger Unterwerfung, nichts von hingebendem Vertrauen. Sie liebte ihn seines anziehenden Gesichts und seiner schönen Gestalt wegen. Seine Küsse und Liebkosungen waren ihr eine Wonne, die sie nicht entbehren mochte. Aeußerlich leidenschaftlicher als früher, zeigte sie sich auffallend gleichgiltig für sein übriges Leben und Treiben. Sie machte ihm keine Szenen und war niemals mißtrauisch oder eifersüchtig. Was er ihr gab, genügte ihr vollkommen, und ohne zu wissen warum, fühlte sie, daß sie ihn jetzt weit mehr in ihrer Gewalt hatte, als früher.

Ihr Mann machte keine Schwierigkeiten. Er führte, seit die Damen Werdenried abgereist waren, sein altes Junggesellenleben, dinirte im Klub und war fast den ganzen Tag außer dem Haus. Da sie eine krankhafte Aversion gegen ihn an den Tag legte und doch nicht aufgeregt werden durfte, sah er sie nicht mehr, als Schicklichkeit halber nöthig war. Er selbst hatte den Rest seiner Zärtlichkeit für die grenzenlos egoistische Frau verloren, seit er wußte, daß sie ihm keine Kinder schenken durfte.

Feo fand, daß der Straßenlärm sie am Schlafen hinderte und siedelte ganz nach dem am Ende des Gartens gelegenen Häuschen über. Dies war eine ehemalige Gärtnerwohnung, in der sie hatte Wände ausbrechen lassen, um einen komfortablen Salon zu erhalten. Sie ließ das versteckte Nestchen ebenso phantastisch wie verschwenderisch einrichten, verbat sich aber aufs strengste jeden Besuch daselbst. Nur ihre Pariser Kammerjungfer und Karl hatten Zutritt.

Oldesloh bekam von den Herrlichkeiten des Gartenhauses nichts zu sehen, als die Rechnungen; aber es war ihm gleichgiltig, ob seine Frau das Geld für Toiletten oder für Luxusmöbel wegwarf. Ihr ganz aufs Aeußere gerichteter Sinn, meinte er, müsse eine derartige Beschäftigung haben. War's nicht die eine Liebhaberei, so war's die andere.

Er ahnte nicht, daß alle diese Liebhabereien einen Liebhaber zu bedeuten hatten.

Aber die stillste Straße Berlins hat Augen und die ergebensten Dienstboten

Digitized by Google

schwatzen gelegentlich aus der Schule. Es blieb nicht lange ein Geheimniß, wo Prinz Friedrich seine freien Abende — und die meisten Nächte — zubrachte. Die fürstlichen Verwandten des Prinzen beriethen ernsthaft, wie sie diesem skandalösen Verhältniß durch standesgemäße Vermählung des liebenswürdigen Sünders ein Ende setzen könnten.

Oldesloh war fast der Einzige, der von der Wahrheit nichts ahnte, denn natürlich verstummte das Geschwätz in seiner Gegenwart.

Eines Tages aber erhielt er folgendes Schreiben:

„Edler, unglücklicher Mann!

„Ich kann es nicht länger dulden, daß Ihr großes, argloses Herz so niederträchtig hintergangen wird! Erfahren Sie denn, was die ganze Stadt längst weiß! Ihre Gemahlin empfängt beinah allabendlich im Gartenpavillon einen Liebhaber und giebt Sie durch diese unerhörte Schamlosigkeit dem allgemeinen Gespött preis. Es ist haarsträubend, daß dies sittenlose, grundverdorbene Geschöpf sich nicht entblödet, Ihren guten Namen zum Deckmantel des schmutzigsten Verhältnisses zu machen! Ich rathe Ihnen, sich nicht erst auf mündliche Erörterungen einzulassen, denn eine so ehr- und pflichtvergessene Person wie Ihre Gemahlin scheut natürlich vor keiner Lüge zurück. Wenn Sie den Verführer kennen lernen wollen, brauchen Sie ja nur einmal Abends unerwartet im Gartentempel zu erscheinen.

„Mit dem erhebenden Bewußtsein, einer traurigen Nächstenpflicht genügt zu haben, bin ich in aller Hochachtung

Cölestine, Gräfin Dahlen, geb. von Beunewitz."

Oldesloh war wie erstarrt. Mit entsetzlicher Deutlichkeit zeigten sich ihm plötzlich hundert kleine Vorkommnisse, die ihn in Verwunderung gesetzt hatten, im Lichte dieser furchtbaren Anschuldigung als ebenso viel Beweise für Feos Schuld. So hätte er die ganze Zeit über vor den Augen der Welt die ungemein klägliche und lächerliche Rolle des betrogenen Ehemanns gespielt!? Hätte mit seinem Reichthum die Orgien einer Dirne bezahlt!? Lähmende Angst überfiel ihn und Entsetzen vor diesem ungeheuren Frevel, vor der Wucht der Schande, die seinen anständigen Namen in den Koth schleifte.

Bleich und bebend, wie ein Uebelthäter, umschlich er an diesem Tage sein eigenes Haus. Eine an Wahnsinn grenzende Angst vor der ihm drohenden Erniedrigung, und Hoffnung, die sich ängstlich an allerhand unwahrscheinliche Möglichkeiten klammerte, warfen ihn hin und her. In wenig Stunden durchlebte er die Qualen von Jahren. Um acht Uhr Abends fragte er die Dienerschaft nach seiner Frau und erhielt den gewöhnlichen Bescheid, die gnädige Frau habe sich bereits in den Pavillon zurückgezogen und auf das strengste anbefohlen, sie unter keinen Umständen mehr zu stören.

Oldesloh ging noch einmal in sein Schlafzimmer und nahm einen Revolver aus dem Kasten. Er konnte ja seine Ehre wieder herstellen, wenn er den Verführer seiner Frau auf der Stelle niederschoß wie einen Hund. Aber während er die Waffe lud, rief ihm eine innere Stimme zu: lege nicht zum Unglück noch die Schuld! Mord bleibt Mord. — Der gesellschaftliche Ehrenkodex, den er um so höher hielt, als er ein Neuling in dieser Gesellschaft war, gestattete dem hintergangenen Ehemann zum Glück noch einen anderen Weg, sich zu rehabilitiren! Er ließ den Revolver liegen und griff mit schlimmem Lächeln nach einer derben Hundepeitsche.

Dann schlich er sich wie ein Dieb in den Garten.

Digitized by Google

Die Fenster des Gartenhauses schimmerten in röthlichem Licht. Natürlich. Wo Feo weilte, mußte jeder Raum erleuchtet werden. Deshalb konnte sie doch allein sein.

Daß sie es wäre! — Er wollte ihr Alles verzeihen, Alles, ihre Kälte, ihren Egoismus, ihre Eitelkeit, er wollte von Neuem mit aller Demuth um ihre Neigung werben, wenn sie ihm nur das Eine nicht angethan hatte! Treu wollte er sein Weib haben, treu! Alles andere erschien ihm jetzt gleichgiltig daneben.

Schwerfällig schleppte er sich auf dem hartgefrorenen Gartenwege weiter. Seine Zähne schlugen gegeneinander und seine Knie wankten. An der Thüre blieb er stehen und lehnte aufstöhnend die Stirn gegen den eiskalten Pfosten. Hinter dieser Thür wartete seiner das Gericht!

Feos Stimme schreckte ihn empor. Sie sang und klimperte dazu auf dem Klavier.

Er raffte sich zusammen. Es mußte sein! Feige ist der Mann, der dem Unglück nicht ins Angesicht zu schauen wagt.

Die Thüre war, wie er vorausgesehen, verschlossen, aber er hatte einen Schlüssel dazu und öffnete.

Der Vorraum, der von einer bunten Hängelampe dämmerig erleuchtet war, war leer. Eine offenstehende Seitenthür ging auf die ehemalige Küche, die Feo zu einem kapriziösen Speise-Kabinettchen umgewandelt hatte. Auf dem Luthertischchen standen Sektgläser und Teller mit Austernschalen. Es sah nicht gerade nach dem Abendimbiß einer Einsiedlerin aus.

In dem nach der Straße zu gelegenen Salon, von welchem ihn nur noch Portièren trennten, sang die Frau etwas von Frühlingspracht und zitternder Liebe. Auf einmal brach der Gesang ab, während das leise Geklimper fortfuhr und Feos Stimme fragte: „noch mehr?"

Worauf eine müde und zärtlich weiche Männerstimme entgegnete: „Nein; komm!"

Da packte den Lauschenden unbändiger Zorn und er riß den Thürvorhang zur Seite.

Er sah nichts von der phantastischen Pracht des Gemaches. Er sah nur sein Weib im weißen, losen Nachtkleid und mit aufgelöstem Haar am Piano sitzen, den Kopf weit zurückgebogen, um sich von dem Elenden, der ihn verrathen und bestohlen hatte, küssen zu lassen.

In dem Manne aber erkannte er den Abgott der Gesellschaft, den Prinzen Friedrich!

Ehe der Prinz sich zu Feos Lippen niederbeugen konnte, sauste ihm mit wuchtigem Schlag die Hundepeitsche mitten durch das Gesicht.

* * *

Feo war mit einem gellenden Aufschrei ohnmächtig zusammengebrochen. Als sie erwachte, fand sie sich in ihrem eigentlichen Schlafzimmer im Vorderhaus, von dem weiblichen Hauspersonal umgeben.

Halb todt vor Schreck erkundigte sie sich nach ihrem Mann und hörte, daß er in seinem Zimmer säße und schriebe.

Andere Fragen wagte sie nicht zu stellen, aber obwohl sie zitterte und bebte bei dem Gedanken, ihr Mann könne sie ertappen, schrieb sie ein paar hastige Zeilen an den Prinzen. Dann riegelte sie sich ein, denn sie glaubte jeden Augen-

Digitized by Google

blick, Arthur werde ins Zimmer gestürmt kommen und sie thätlich mißhandeln. Er war ihr im Gartenhaus mit seinen hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen wie ein wüthender Stier erschienen.

Oldesloh kam nicht, dagegen brachte Karl die Antwort des Prinzen. Sie hatte folgenden Inhalt:

„Geliebteste!

Ich bin trostlos, Dir in Deiner verzweifelten Lage nicht zur Seite sein zu können, aber die meinige ist nicht minder peinlich. Morgen wird sich, so Gott will, Alles klären. Wir schießen uns natürlich, und Einer bleibt hoffentlich auf der Strecke. Trifft mich das Todeslos, so weine nicht zu sehr! Es wäre jammerschade um Deine schönen Augen. Erinnere Dich aber, daß Dich bis in den Tod geliebt hat Dein Fritz."

Feo sah starren Blickes vor sich hin. So war nun das Verhängniß hereingebrochen, vor dem ihr stets gegraut. Ihr Name wurde zum Gegenstand öffentlichen Skandals, anständige Leute würden sich von ihr zurückziehen, sie verfiel der gesellschaftlichen Acht!

Was bedeutete ihr gegen diese Thatsache Leben oder Sterben der beiden Männer, die sich um sie rauften? Vor der Schande retten würde sie keiner von ihnen. Dazu reichte ihre Kraft und ihre in den Tod reichende Liebe ja doch nicht aus!

Und ein bitteres Lächeln irrte über ihre bleichen Lippen.

* * *

Am Abend des folgenden Tages stand unter den Familiennachrichten in der Kreuzzeitung:

„Im Alter von einundvierzig Jahren verschied heute Mittag an einem Herzschlag mein geliebter Gatte, der Kommerzienrath Arthur Oldesloh.

Dies statt jeder besonderen Anzeige.

Die tieftrauernde Witwe
Feodora Oldesloh, geb. Gräfin Werdenried."

* * *

Im Theater und in den Salons unterhielt man sich an diesem Abend von wenig Anderem, als von dem Fall Oldesloh und dem stattgehabten Duell.

„Also der Prinz hat ihn gleich todtgeschossen?" fragte die Dahlen ihren Freund Waldow.

„Auf der Stelle mausetodt. Der Schuß ging durch den Magen."

„Durchs Herz hätte ich viel netter gefunden," meinte die Gräfin. „Und der Prinz ist auf und davon."

„Ja, Gräfin. Er wird sich wohl eine Weile im Ausland umsehen. So'n Ehebruchsdrama mit tödtlichem Ausgang bleibt immer 'ne häßliche Geschichte."

„Schrecklich ist es, ja! Ganz abscheulich! Ich hab's Ihnen ja immer gesagt, daß die Oldesloh eine abscheuliche Kröte ist. Solch' eine niederträchtige, verlogene Person! Aber sie soll nur Mal versuchen, sich wieder unter anständigen Leuten blicken zu lassen! Wir werden ihr schon heimleuchten, der impertinenten, kleinen Kanaille!" (Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 23. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Die österreichische Gewerbeinspektion im Jahre 1889.

Von **August Bebel.**

Die bereits vor einem Jahr erschienenen Berichte der österreichischen Gewerbeinspektoren für das Jahr 1889 bieten wieder eine Fülle des interessantesten Materials, das für die Beleuchtung der sozialen Verhältnisse, unter welchen die österreichische Arbeiterklasse lebt, von Wichtigkeit ist. Die absolute Unzulänglichkeit der Zahl der Inspektoren gegenüber den an sie gestellten Aufgaben hat endlich dazu geführt, daß sich die österreichische Regierung bequemte, acht von den fünfzehn Inspektoren je einen Assistenten beizugeben, die gegen Ende des Berichtsjahres ihr Amt antraten. Damit ist neben dem Zentralgewerbeinspektor und dem Schifffahrtsinspektor die Zahl der Inspektionsbeamten für Cisleithanien auf 25 gestiegen. Das ist immer noch eine höchst ungenügende Zahl, was sich auch aus den Berichten der einzelnen Inspektoren, ihren Klagen über die Unzulänglichkeit der Kräfte gegenüber ihren Aufgaben und den an sie gestellten Ansprüchen ergiebt.

Wie wir schon in früheren Besprechungen dieser Berichte hervorhoben, so sei auch diesmal wieder ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Aufgaben der österreichischen Gewerbeinspektion umfänglichere sind, als die, welche bisher die deutsche Gewerbeinspektion zu erfüllen hatte. Das ergiebt sich nicht nur aus den allgemeinen gewerbegesetzlichen Bestimmungen, die in Oesterreich in Geltung sind, der Bestimmung eines Maximalarbeitstages von 11 Stunden in der Fabrikindustrie, des Verbots der Sonntagsarbeit mit bestimmten Ausnahmen, des Verbots der Arbeit für Kinder unter 14 Jahren in Fabriken, der Vorschriften über die Beschäftigung von Frauen, über die innezuhaltenden Pausen, die Arbeitsordnungen und Arbeiterverzeichnisse ꝛc., in Oesterreich ist auch das ganze Kleingewerbe, das Handels- und Gastwirthsgewerbe und das Fuhrwesen der Aufsicht des Gewerbeinspektors unterworfen. Auch hat der Gewerbeinspektor das Recht und die Aufgabe, neben den Arbeits-, die Wohn- und Schlafräume der Arbeiter zu kontroliren, über Konventionalstrafen und Lohnabzüge, die Art der Lohnauszahlung und die Zeit der Lohnabrechnung, über die Kündigungsfristen ꝛc. sein Urtheil abzugeben und nach Befinden einzuschreiten.

Die Berichte zeigen, daß die Inspektoren bemüht sind, den ihnen gestellten

Digitized by Google

Aufgaben nach Kräften gerecht zu werden, daß sie fast überall als die eigentlichen Anwälte der Arbeiter sich betrachten und benehmen, und aus diesem Grunde auch in stetig steigendem Maße durch das Vertrauen der Arbeiter ausgezeichnet werden, wie das die wachsende Zahl der Anliegen und die immer häufigere Inanspruchnahme aus den Kreisen der Arbeiter zeigt. So wurden sämmtliche Inspektoren im Jahre 1889 von 4348 Arbeitern gegen 1350 im Vorjahre angerufen.

Bemerkenswerth ist hierbei, daß fast sämmtliche Inspektoren, insbesondere in den Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Unternehmern, bei Arbeitseinstellungen und Differenzen der verschiedensten Art, von Seiten der Arbeiter als Schiedsrichter und Helfer angesehen und zu Hilfe gerufen werden und diesem in sie gesetzten Vertrauen auch entsprechen. Verschiedene der deutschen Gewerbeinspektoren, z. B. Herr Siebdraht in Dresden, dürften sich ein Beispiel an ihren österreichischen Kollegen nehmen, namentlich an der Art, wie diese ihre Aufgabe auffassen, und es wäre ein sehr nützliches Unterfangen, wollten die deutschen Regierungen dafür sorgen, daß die Berichte der österreichischen Gewerbeinspektoren den deutschen zur Kenntnißnahme und Lektüre zugänglich gemacht würden.

Noch ein anderer Punkt ist's, der uns bei den östereichischen Berichten angenehm berührt. Das ist der Freimuth, womit die Inspektoren auch den Behörden gegenüber sich äußern und Entscheidungen und Beschlüsse, die ihren Anschauungen entgegen sind, zur Kenntniß bringen.

Diese Stellung der Gewerbeinspektoren hat allerdings dazu beigetragen, daß ein Theil derselben sich die Gegnerschaft der Unternehmer in hohem Grade zugezogen hat und von diesen offen der Parteilichkeit für die Arbeiter bezichtigt wird, eine Anklage, die uns in deutschen Berichten noch nicht begegnet ist, von verschiedenen der österreichischen Inspektoren aber nicht blos erwähnt, sondern auch mit aller Offenheit und Entschiedenheit kritisirt wird. Ein solcher Beleg für die Bekämpfung der Bestrebungen des Gewerbeinspektors durch die Unternehmer findet sich in dem Bericht für den 15. Aufsichtsbezirk Galizien, mit dem Sitz in Lemberg. Der Inspektor hatte im vorhergegangenen Jahre auch eine Anzahl der Petroleumdestillaturen besucht und in denselben wahrhaft haarsträubende Zustände gefunden, auf deren Beseitigung er energisch drang.*) Das war Veranlassung, daß der Sekretär des Landes-Petroleumsvereins ein Zirkulär an sämmtliche Mitglieder erließ, in welchem dieselben aufgefordert wurden, Material gegen den Gewerbeinspektor beizubringen, um damit bei der höheren Gewerbebehörde zu beweisen, wie durchaus „abstrakter Natur" die Forderungen desselben seien und wie er durch sein „taktloses Benehmen" gegenüber den Fabriksinhabern und Arbeitern eine große Verstimmung unter den Petroleum-Produzenten hervorgerufen habe. Die Sache solle der k. k. Statthalterei vorgestellt werden, damit diese dahin wirke, daß der Herr Gewerbeinspektor andere Bahnen einschlage und auf diese Art seine Person für die Petroleumindustrie nützlicher und wünschenswerther werde.

Diese Beschwerde ist gewiß einzig und zeigt den Unternehmeregoismus im allerhäßlichsten Lichte, bemerkens- und anerkennenswerth ist aber auch, daß der Inspektor in seinem Bericht diese Beschwerde wörtlich abdruckt und ihr eine scharfe Kennzeichnung zu Theil werden läßt. Derselbe Gewerbeinspektor mußte sich auch gefallen lassen, daß er wegen der herben Kritik, die er über die Schandzustände

*) Siehe unsern bezüglichen Bericht im Jahrgang 1889 der „Neue Zeit", Seite 354 und folgende.

Digitized by Google

in den Lemberger Bäckereien in seinem vorjährigen Bericht sich erlaubte, im Gemeinderath zu Lemberg öffentlich angegriffen und die Forderungen, die er gestellt, vom Stadtpräsidenten lächerlich zu machen versucht wurden. Sogar in der Lemberger Handelskammer wurde gebilligt, daß die Gewerbebehörden den gerechtfertigtesten Forderungen des Gewerbeinspektors nicht nachkommen sollten. Ein Mann in solcher Stellung ist sicher nicht auf Rosen gebettet, und daß er trotzdem nicht ermüdet, in seinem dornenvollen Amte immer und immer wieder auf die vorhandenen Uebelstände aufmerksam zu machen und auf Abhilfe zu dringen, obgleich Indolenz und böser Wille der Gewerbebehörden, auf die er angewiesen ist, ihm auf Schritt und Tritt begegnen, fordert die höchste Anerkennung heraus.

Allgemein ist die Klage der Inspektoren, daß sie wegen Ueberhäufung mit Geschäften der verschiedensten Art verhältnißmäßig wenig Zeit für ihre eigentliche Berufsthätigkeit, die Inspektion der Betriebe, hätten. Die 15 Inspektoren haben im verflossenen Jahre im Ganzen 4366 Betriebe mit 259 668 Arbeitern, worunter 176 027 männliche und 83 641 weibliche waren, besucht. Im Ganzen sind bis jetzt in den 6 Jahren des Bestandes der Gewerbeinspektion 20 462 Betriebe mit 1 429 386 Arbeitern inspizirt worden, was erst ein kleiner Bruchtheil der Gesammtheit der Betriebe ist. Die Unzulänglichkeit einer solchen Inspektion liegt auf der Hand. Jeder Betrieb sollte doch jährlich mindestens einmal besucht werden. Um aber dieser Anforderung zu genügen, müßte die Zahl der revidirenden Beamten vervielfacht werden und außerdem müßte den Gewerbeinspektoren eine Anzahl der zeitraubendsten Arbeiten, wie die Kontrole über die Arbeitsbücher und die Arbeiterverzeichnisse abgenommen und den Gewerbebehörden erster Instanz übertragen werden. Das gleiche wäre von der Kontrole der Krankenkassenstatuten ꝛc. zu verlangen.

Mit der Thätigkeit der Gewerbebehörden sieht es allerdings in Oesterreich im Ganzen recht windig aus. Dieselben sind meist, das geht überall aus den Berichten hervor, nicht nur von einer schneckenhaften Langsamkeit beseelt, sie tragen auch soviel Gleichgiltigkeit zur Schau und soviel Mitgefühl mit den denunzirten Unternehmern, daß letztere einen guten Rückhalt an ihnen finden und geraume Weile den Anordnungen der Gewerbeinspektoren, sobald sie ihnen besonders unbequem erscheinen, trotzen können.

In ganz besonderem Grade ist die Gleichgiltigkeit und Lauheit in Bezug auf die Ausübung der Pflichten bei den sogenannten Genossenschaftsvorständen vorhanden. Die österreichischen Genossenschaften entsprechen — das sei hier wiederholt — unsern neudeutschen Innungen und ist in ihnen das Kleingewerbe zwangsweise organisirt. Die Vorstände dieser Genossenschaften bilden in Oesterreich für das Kleingewerbe die Gewerbebehörden erster Instanz; sie haben die Ausführung der gewerbegesetzlichen Bestimmungen für das Kleingewerbe, also insbesondere in Bezug auf die Sonntagsarbeit, das Lehrlingswesen — Zahl und Behandlung, Beschäftigung und Ausbildung der Lehrlinge — den Besuch der Fortbildungsschulen, den Zustand der Arbeits- und Schlafräume ꝛc. zu organisiren und zu überwachen. Aber sämmtliche Inspektoren, so weit sie sich über diese Zustände äußern, und das ist die Mehrzahl, sind einstimmig in der Verurtheilung dieser Genossenschaftsvorstände, die mit vereinzelten Ausnahmen sich die vollkommenste Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen lassen.

Bedürfte es noch eines Beweises für die vollständige Unfähigkeit des Kleingewerbes für alle höheren sozialpolitischen Aufgaben, hier wäre er in vollkommenster Weise erbracht. Diese Genossenschaften sind nicht ein Fortschritt, sie sind ein Hemmniß für die Verbesserung der Lage ihrer Arbeiter und Lehrlinge.

Digitized by Google

Allen vernünftigen Anforderungen stellen sie ihren starren, nicht zu überwindenden Widerspruch, oder die ebenfalls unüberwindliche Passivität entgegen.

Die Zustände im Kleingewerbe sind für die Arbeiter die allerungünstigsten und traurigsten, sowohl in Bezug auf geringen Lohn und lange Arbeitszeit, wie auch Mangelhaftigkeit der Arbeits- und Schlafräume, kurz der ganzen Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter. So sagt der Gewerbeinspektor des I. Aufsichtsbezirks Wien, und seine Ausführungen werden von seinen Kollegen in den verschiedensten Variationen, ohne eine einzige Lichtseite zu zeigen, wiederholt, daß im Kleingewerbe nicht die Ausbildung, sondern die Ausnutzung der Lehrlinge das Hauptbestreben sei. Sie würden mit ihrem Beruf fremden Beschäftigungen öfter überhäuft, durch übermäßige Arbeitszeit, schlechte Behandlung, schlechte Kost und schlechte Schlafstellen physisch und geistig geschädigt. „Er habe Meister gefunden, denen hinsichtlich der Unterkunft der Lehrlinge kein Raum und kein Platz zu schlecht sei." Kinder unter 14 Jahren, und ihre Beschäftigung ist in Oesterreich auf Grund der Gewerbeordnung dem Kleingewerbe bis zu 8 Stunden täglich gestattet, mußten 12 und 13 Stunden täglich arbeiten, was auch in einzelnen Fabriken vorkommt. Haarsträubende Zustände hat der genannte Inspektor im Schlosser- und Tischlergewerbe in Wien gefunden. Zahlreiche Werkstellen befinden sich im schlechtesten Zustand in den Kellern und in den für die Demolirung bestimmten Häusern. Guteingerichtete Werkstätten habe er im ganzen Berichtsjahr nicht eine kennen gelernt. Die Genossenschaften seien für ein ordentliches Lehrlingswesen absolut unzulänglich; er verlangt, daß die Gewerbebehörden eingreifen. Das gleiche Urtheil fällt der Gewerbeinspektor des VIII. Aufsichtsbezirks, Sitz Prag.

Eine andere, sehr kennzeichnende Aeußerung über die Zustände im Kleingewerbe des Gewerbeinspektors für Wiener-Neustadt lautet: Daß die schwierigste und kostspieligste Verbesserung in einer Fabrik auf geringeren Widerstand bei dem Großunternehmer stoße, als die Forderung an einen Kleinmeister, seine Werkstätte wöchentlich wenigstens ein Mal scheuern zu lassen! Diese Aeußerung ist typisch für unser Kleingewerbe, wer dasselbe kennt, weiß, daß sie für weite Kreise in demselben nicht nur in Oesterreich zutrifft.

Ueber denselben Gegenstand äußert der Aufsichtsbeamte für Salzburg: Je kleiner der Betrieb sei, desto schwerer werde die Aufgabe des Gewerbeinspektors. Das Gefühl und das Verständniß für Gesetzlichkeit und gesellschaftliche Ordnung sei in den Kreisen der Kleingewerbetreibenden meist noch sehr unentwickelt. Ein Kleinmeister, den er auf die Innehaltung gesetzlicher Vorschriften aufmerksam machte, äußerte: „was geht mich das Gesetz an." Ein anderer, dem er auseinandersetzte, wie die überlange Arbeitszeit ihn und das Gewerbe ruinire, antwortete indeß sehr richtig: „Ja, machen Sie nur, Herr Inspektor, daß alle Andern auch nicht länger als 11 oder 12 Stunden arbeiten, so sind wir ganz damit einverstanden."

Auf überlange Arbeitszeit in den Bäckereien macht der Aufsichtsbeamte des IV. Aufsichtsbezirks, Sitz Graz, aufmerksam, viele Bäckereien wiesen ganz horrende Uebelstände auf; er konstatirt auch die in besorgnißerregender Weise zunehmende Tuberkulose in den Bäckereien. Gleiche Zustände in Bezug auf Arbeitszeit hebt der Aufsichtsbeamte für den V. Aufsichtsbezirk, Sitz Klagenfurt, in den Säge- und Mahlmühlen, den Zeug- und Nagelschmieden hervor.

Allgemein wird konstatirt, daß im Kleingewerbe die gesetzlich vorgeschriebenen Ruhepausen fast nirgends eingehalten würden, ebenso wenig die Bestimmungen über die Sonntagsarbeit. Verlange man von den Kleinmeistern die Innehaltung der Ruhepausen in ihren Werkstellen, so fühlten sie sich gekränkt und benach-

Digitized by Google

theiligt. Der Aufsichtsbeamte des V. Aufsichtsbezirks hat auch über die Lage der Kellner Untersuchungen angestellt und findet dieselbe sehr bedauerlich.

Der Gewerbeinspektor für Tyrol und Vorarlberg fand ebenfalls die Arbeitslokale im Kleingewerbe im schlimmsten Zustande. Neben der Beschränktheit, die häufig in dem laut werdenden Satze sich ausdrückt: wir haben es in der Jugend auch nicht besser, sondern noch schlechter gehabt, ist die Mittellosigkeit der kleinen Gewerbetreibenden ein Hauptgrund, daß sie den Anforderungen der Beamten nicht nachkommen. Aenderungen, die materielle Opfer erheischen, vermögen sie nicht zu bezahlen. Damit ist auch noch von einem höheren Standpunkt aus, als dem der kapitalistischen Konkurrenz, den Kleingewerbetreibenden das Todesurtheil gesprochen, ihre Existenz fängt an kulturfeindlich zu werden. Auch wo sie wollen, können sie den an sie gestellten Anforderungen nicht genügen.

Beschwerend über die Zustände im Kleingewerbe in dem bereits angeführten Sinne äußern sich weiter die Aufsichtsbeamten des IX. Aufsichtsbezirks, Sitz Reichenberg i. B., des X. Aufsichtsbezirks, Sitz Pilsen, des XI. Aufsichtsbezirks, Sitz Budweis, welcher namentlich vielfach rohe Beschimpfung der Arbeiter und Mißhandlung der Lehrlinge beobachtet hat. Gleiche oder ähnliche Urtheile fällen die Inspektoren des XII. Aufsichtsbezirks, Sitz Brünn, und des XV. Aufsichtsbezirks, Sitz Lemberg. Letzterer hatte namentlich zwischen den Bäckermeistern und Bäckergehilfen Lembergs, die sich über die Sonntagsarbeit beschwerten, zu interveniren.

Die häufige Inanspruchnahme der Fabrikinspektoren durch die Arbeiter mag zum Theil darauf zurückzuführen sein, daß in Oesterreich für die Großindustrie fast nirgends Schiedsgerichte bestehen, obgleich die Gründung derselben durch Gesetz vorgesehen ist. Es mag hier angeführt werden, daß in Oesterreich sowohl Arbeiter wie Arbeiterinnen schon nach zurückgelegtem 18. Lebensjahre das aktive Stimmrecht besitzen, wogegen das passive an die Vollendung des 24. Lebensjahres geknüpft ist; Bestimmungen, die weit günstiger sind, als jene des neuen deutschen Gesetzes über die Schiedsgerichte. Allein da die Einrichtung der Gewerbegerichte fakultativ ist, sind dieselben bis jetzt noch sehr selten vorhanden, und die Arbeiter scheinen keine große Neigung für dieselben zu besitzen, denn bis jetzt haben sie nicht auf Gründung derselben gedrungen, sie wenden sich in Streitfällen mit den Unternehmern lieber an die Gewerbeinspektoren. So kommt es, daß z. B. der Aufsichtsbeamte für Nordostböhmen, Sitz Reichenberg, nicht weniger als 1386 Streitigkeiten, die aus dem Arbeits- und Lohnverhältniß hervorgingen, zu schlichten angerufen wurde.

Anders liegen die Verhältnisse im Kleingewerbe, in dem die entstehenden Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältniß zwischen Meister und Gehilfen durch die Genossenschaftsschiedsgerichte erledigt werden sollen. Die Arbeiter haben aber zu denselben ein so geringes Vertrauen, daß, wie der Zentralgewerbeinspektor in seinem Bericht hervorhebt, sie sich lieber an die Gewerbebehörden als an die Genossenschaftsschiedsgerichte wenden. In Deutschland wird man mit den Innungsschiedsgerichten dieselbe Erfahrung machen.

Der gesetzliche Maximalarbeitstag von 11 Stunden für die Großindustrie ist vielfach durchbrochen worden, indem die Unternehmer dem Gesetz entgegen die Arbeiter zu längerer Arbeit zwangen. In vielen Fällen führte dies seitens der Arbeiter zu Denunziationen der Unternehmer bei den Aufsichtsbeamten, in andern Fällen entstanden Streitigkeiten, die mit der Anrufung der Aufsichtsbeamten und der Anzeige bei den Behörden endeten. Die Letzteren nahmen diese Uebertretungen in vielen Fällen sehr leicht. Ein recht kennzeichnender Fall hiefür kam im XI. Aufsichtsbezirk, Sitz Budweis, vor. Der Unternehmer einer Tuchfabrik, der

Digitized by Google

12 Wochen lang die gesetzliche Arbeitszeit überschreiten hatte lassen, erhielt eine Geldstrafe von — 30 Gulden, ein Strafmaß, das zur Wiederholung der Ungesetzlichkeit geradezu herausfordert, weil der Profit des Unternehmers ungleich höher ist als die Strafe.

Behördlich genehmigte Verlängerungen der täglichen Arbeitszeit wurden im Ganzen 605 bewilligt gegen 591 im Jahre 1888 und 561 im Jahre 1887. Die Bewilligungen zeigen also eine Steigerung, die zum Theil darauf zurückzuführen ist, daß im Jahre 1889 eine größere Anzahl von Industrien besser gingen als im Vorjahre, und daß mittlerweile auch für die Textilindustrie die elfstündige Arbeitszeit eingeführt worden war. Auf keinen Fall könne ernsthaft behauptet werden, daß gegenüber der großen Zahl der in Betracht kommenden Betriebe die Bewilligungen eine Durchlöcherung des gesetzlichen Maximalarbeitstages darstellten, wie die Gegner der gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit glauben machen wollen. In einer großen Zahl von Fällen haben einzelne Inspektoren die Ablehnung der Gesuche um Arbeitszeitverlängerung befürwortet.

Die Dauer der Verlängerung der Arbeitszeit betrug bei:

5	Betrieben	1	Woche	2	Betrieben	7	Wochen
13	"	2	Wochen	19	"	8	"
244	"	3	"	24	"	9	"
22	"	4	"	7	"	10	"
11	"	5	"	2	"	11	"
43	"	6	"	105	"	12	"

Nach den Industrien geordnet entfielen von diesen Bewilligungen auf die Textilindustrie und das Tapezierergewerbe 240*), auf die Erzeugung von Maschinen, Werkzeugen, Apparaten, Instrumenten ꝛc. 122, auf die Polygraphischen und Kunstgewerbe 52, auf die Bekleidungs- und Putzwaarenindustrie 49, auf die Erzeugung von Metallen und Metallwaaren 29 u. s. w. Wie man sieht, nimmt die Textilindustrie den Löwenantheil der Bewilligungen in Anspruch. Der Aufsichtsbeamte für Wien bemerkt: es seien meist dieselben Firmen, welche alljährlich um Ueberzeitbewilligungen einkämen. Es liegt hier, so scheint es, eine Thatsache vor, die auf schlimme Gewohnheiten und besonderen Hang zur übermäßigen Ausbeutung der Arbeiter schließen läßt.

Der Aufsichtsbeamte des II. Aufsichtsbezirks, Sitz Wiener-Neustadt, konstatirt, daß ungeachtet der gesetzlichen Verkürzung der Arbeitszeit in den Textilfabriken die Löhne nicht schlechter geworden, sondern theilweise sich verbessert hätten. Dagegen hebt der Aufsichtsbeamte des V. Aufsichtsbezirks, Sitz Klagenfurt, hervor, daß ein Theil der Arbeiter sich gegen die Innehaltung der elfstündigen Arbeitszeit erkläre. In den Sensenwerken von Steiermark wogte der Streit über die Größe des Tagewerks, das bei der dort allgemein eingeführten Akkordarbeit innerhalb der elfstündigen Arbeitszeit zu leisten sei. Die Arbeiter erstrebten eine Abminderung des Quantums, dem sich die Unternehmer widersetzten.

Die meisten Fälle von ungesetzlicher Ueberschreitung der Arbeitszeit wurden in den Säge- und Mahlmühlen, den Bierbrauereien, Stärke- und Maschinenfabriken festgestellt. Der Aufsichtsbeamte für den V. Aufsichtsbezirk hebt den Widerspruch hervor, der darin besteht, das für Kunstmühlen, in welchen die leichtere Arbeit herrsche, die zwölfstündige Arbeitsschicht gesetzlich eingeführt sei, daß dagegen die kleinen Mühlen unbeschränkte Arbeitszeit hätten, obgleich hier die Arbeit viel schwerer sei. Diese Widersprüche entstehen nothwendig durch die falsche

*) Dies ist die Aufzählung in den österreichischen Gewerbegruppen.

Digitized by Google

Rücksichtnahme des Gesetzgebers auf die Kleinbetriebe, die den letzteren freie Hand läßt.

Wie in Deutschland, so zeigt sich auch in der österreichischen Großindustrie eine Zunahme in der Beschäftigung der Arbeiterinnen, was verschiedene Aufsichtsbeamte hervorheben. Ein Statistik, welche Vergleiche zuließe, liegt nicht vor, wie denn allem Anschein nach die Gewerbestatistik in Oesterreich noch weit mehr darniederliegt als in Deutschland. Eine den Charakter der Neuheit tragende Thatsache meldet der Aufsichtsbeamte für Nordostböhmen, Aufsichtsbezirk Reichenberg, nämlich, daß in Folge der fortgesetzten Lohnreduktionen in der Textilindustrie viele Arbeiterinnen die Fabriken verließen und Dienstboten würden. Eine andere Aehnlichkeit zwischen deutschen und österreichischen Verhältnissen besteht darin, daß auch die österreichischen Aufsichtsbeamten gleich den deutschen sich vielfach beschwerend äußern über den Widerwillen, den nicht wenige Arbeiter gegen die angeordneten Schutzmaßregeln empfinden, und der sie veranlaßt, diese nicht zu beachten oder nicht zu benutzen. Der Aufsichtsbeamte für Oberösterreich und Salzburg geht sogar so weit zu behaupten, daß die meisten Unfälle der Verschuldung der Arbeiter zuzuschreiben seien, was wir für eine starke Uebertreibung halten. Der Herr ist erst neu in den Dienst getreten und hat jedenfalls noch zu wenig Erfahrungen gesammelt, um ein maßgebendes Urtheil abgeben zu können. Solche Behauptungen sollten auch durch zahlenmäßige Beweise gestützt werden.

Ueber die Willfährigkeit der Unternehmer gegenüber den Anordnungen der Aufsichtsbeamten, bezüglich der Anbringung von Schutzvorrichtungen in ihren Betrieben, äußern sich die Aufsichtsbeamten verschieden. Während die Einen große Bereitwilligkeit hervorheben, führen Andere an, daß sie auf vielerlei Widerstand stießen und schwer Verbesserungen durchzusetzen vermöchten. Einig sind alle darin, daß in den Kleinbetrieben es in diesen Dingen nicht nur am schlechtesten steht, sondern auch der meiste Widerstand zu finden ist. Der Aufsichtsbeamte für Wien hebt den großen Mangel an Einrichtungen zum Schutze der Arbeiter vor ungesunden Dämpfen, Dünsten und Staub, und vor Hitze, Kälte und Nässe in den Betrieben seines Bezirks hervor, auch seien viele Arbeitsräume so enge, daß sie die Bewegungsfreiheit hinderten und deshalb Unfälle begünstigten.

Eine sehr zweckmäßige Anordnung hat der Aufsichtsbeamte des XI. Aufsichtsbezirks, Sitz Budweis, getroffen. Um der Verbreitung der Schwindsuchtsbazillen in Fabriken und Werkstätten nach Möglichkeit entgegenzutreten, die bekanntlich stark durch das Ausspucken auf Fußböden und Treppen begünstigt wird, hat er die Aufstellung von mit feuchtem Sand oder Wasser gefüllten Spuckgefäßen angeordnet, außerdem hat er die Benutzung von zweckmäßig konstruirten Spuckdosen, die überall leicht unterzubringen sind, gefördert. Dieses Vorgehen verdient die allgemeinste Beachtung und sollte gesundheitspolizeilich angeordnet werden.

Wie aus den verschiedensten Berichten hervorgeht, ist das Truckſystem in Oesterreich noch stark verbreitet. Neu aber ist, daß eine der Gewerbebehörden im XI. Aufsichtsbezirk, Sitz Budweis, vor strenger Bestrafung der Gesetzesverletzer zurückschreckte, weil diese Bestrafung — den Arbeitern zum Schaden gereichen könne. Die betreffende Behörde fürchtete, die Lage der Arbeiter, die bei der Isolirung der betreffenden Betriebe in die Hand ihrer Unternehmer gegeben seien, werde sich durch strafrechtliche Verfolgung des Truckſystems nur verschlechtern. Eine sehr eigenthümliche Logik, die sehr charakteristisch für die herrschenden Zustände ist.

Man stößt überhaupt in den Berichten auf höchst merkwürdige Auffassungen der Behörden, die ganz der in Oesterreich offiziell herrschenden „Schlamperei"

Digitized by Google

entsprechen. So z. B. denunzirt der Aufsichtsbeamte des VI. Aufsichtsbezirks, Triest, Küstenland und Dalmatien, ein Arbeitslokal, weil es sehr feucht ist, als gesundheitsschädlich. Die Gewerbebehörde entscheidet aber, daß es durchaus nicht gesundheitsgefährlich sei. Ebenso entschied eine Gewerbebehörde im XIII. Aufsichtsbezirk, Sitz Olmütz, daß Schlafstätten unter Ziegelschuppen, unter welchen rohe Ziegel zum Trocknen standen, nicht gesundheitsschädlich seien, wie der Aufsichtsbeamte behauptet hatte, und die höhere Instanz sprach sich auf erfolgte Berufung in demselben Sinne aus. Aehnliche Vorkommnisse konstatirt der Aufsichtsbeamte des XV. Aufsichtsbezirks, Lemberg. Sehr ermuthigend und ermunternd sind solche Entscheidungen der Gewerbebehörden für gewissenhafte Aufsichtsbeamte nicht.

Scharf verurtheilt wird von einer ganzen Anzahl Inspektoren das Kantinenwesen, das eine große Ausbreitung erlangt hat und als eine sehr lukrative Einnahmequelle für Unternehmer und industrielle Aufsichtsbeamte zum größten Schaden der Arbeiter ausgenutzt wird.

Mehrfach wird auch Klage erhoben über die Art, wie die Unternehmer sich ihren Verpflichtungen in Bezug auf Krankenkassen zu entziehen suchen. Um sich der Unterstützung der Wöchnerinnen zu entziehen, werden dieselben vor ihrer schweren Stunde entlassen; in andern Fällen wird Arbeitern unter den nichtigsten Vorwänden die Krankenunterstützung verweigert, andere wieder suchen die Beitragspflicht für Kranken- und Unfallversicherung zu umgehen. Der Eifer für diese Art Einrichtungen scheint in der österreichischen Unternehmerschaft nicht groß zu sein, und noch mehr mangelt die Opferwilligkeit.

Aus dem Bericht über Galizien geht hervor, daß der Zudrang der ländlichen Bevölkerung, die nicht nur auf den Gütern des polnischen Adels in der allerelendesten Weise lebt, sondern auch der brutalsten Behandlung unterworfen ist, nach den Städten und Industriegegenden ein so starker ist, daß die Löhne beständig sinken. Dieselben stehen vielfach so niedrig, daß selbst weibliche Arbeitskräfte keine Verwendung finden. An manchen Orten beträgt der Tagelohn 16 bis 20 Kreuzer, also ungefähr 26—32 Pfennige. Dabei werden die Arbeiter durch Werkführer und Logisinhaber aufs maßloseste übervortheilt, so daß sie in tiefer Schuldknechtschaft sich befinden und den Ort nicht verlassen können, an dem sie einmal Arbeit genommen haben. Ein entsetzliches Bild von Noth und Verkommenheit liefert auch der Bericht des Lemberger Aufsichtsbeamten über die Verhältnisse der Gerber und hausindustriellen Schuhmacher in Uhnow.

Das Facit ist: Aus den Berichten der österreichischen Gewerbeinspektoren geht zur Evidenz hervor, daß die Verhältnisse eines großen Theils der Arbeiterklasse überaus traurige sind, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung noch sehr unzulänglich ist, daß aber auch die beste Arbeiterschutzgesetzgebung nur einen kleinen Theil der Uebel heben kann, die behoben werden müssen. Der Lärm über die sogenannten sozialreformerischen Bestrebungen ist jetzt, namentlich in Deutschland, sehr groß, und man thut, als seien auf diesem Wege alle Uebel, die den Arbeiter drücken, aus der Welt zu schaffen. Im Grunde wird nichts weiter damit bewiesen, als wie viel noch zu thun übrig bleibt, und daß ohne eine soziale Umgestaltung von Grund aus keine Rettung möglich ist.

Digitized by Google

Carlyle und die sozialpolitische Entwicklung Englands.

Von E. Bernstein.

(Schluß.)

III.

Wie in der Genossenschaftsbewegung, so läßt sich in allen, auf die Hebung der Arbeiterklasse abzielenden Bewegungen und Unternehmungen ein altruistischer, einen gewissen Grad von „Selbstentsagung" darstellenden Zug nachweisen. Da nun Carlyle seiner Zeit mit großem Pathos gegen den Individualismus gedonnert und den herrschenden Klassen die Uebernahme sozialer Pflichten — wir haben gesehen, welcher Art — als Ergänzung ihrer sozialen Privilegien gepredigt, so ist es, wenn man nur diesen einen Punkt im Auge behält, alle anderen Merkmale aber als nebensächlich behandelt und den Fortgang der ökonomischen und politischen Entwicklung ganz unberücksichtigt läßt, die leichteste Sache von der Welt, den Beweis zu liefern, daß Carlyle der geistige Urheber alles dessen ist, was später und bis in die neueste Zeit hinein seitens Angehöriger der herrschenden Klassen auf diesem Gebiete geschehen ist. Aber das ist alles Andere, nur keine soziale Geschichtschreibung.

Wenn Carlyle mit lauter Stimme an das Gewissen der herrschenden Klassen seiner Zeit appellirt hat, so ist er, wie wir gesehen haben, selbst in seiner besten Zeit, thatsächlich doch nur das Echo einer wirklichen Bewegung der arbeitenden Klassen gewesen, die mit viel kräftigerer Stimme den herrschenden Klassen Englands zu verstehen gab, daß es mit der schrankenlosen Ausbeutung des Proletariats nicht länger wie bisher fortgehen dürfe. Diese wirkliche Bewegung hat Carlyle's flammende Mahnrufe an seine Klassengenossen in „Chartism" (1840) und „Past and Present" (1843) hervorgerufen, und nicht sie die Bewegung, diese hat ihnen den Weg geebnet, nicht sie ihr. Sie hat nicht blos Carlyle, sondern einer ganzen Reihe von Schriftstellern, Gelehrten, Politikern, wie überhaupt bürgerlichen Ideologen die Erkenntniß beigebracht, daß es mit den herrschenden Dogmen der politischen Oekonomie und namentlich der bürgerlichen Vulgärökonomie nichts sei, und daß die Gesellschaft immer heftigeren, mit immer mehr Opfer verbundenen Konvulsionen entgegengehe, wenn sie fortfahre, die Heilung der Uebel, die das moderne Wirthschaftssystem erzeugt, dem freien Walten der „Naturgesetze" eben dieses Wirthschaftssystems zu überlassen. Carlyle's eigenartiger Styl, die Kraft seiner Bilder und Vergleiche, seine für England damals originale Uebertragung des Pantheismus auf die Gesellschaftslehre, seine auf dem Studium der Geschichte des Mittelalters beruhenden historischen Gegenüberstellungen hoben seine Schriften weit über die Durchschnittsprodukte des Tages und ließen sie in Kreise dringen und auf Kreise einwirken, die von jenen unbeeinflußt blieben, aber das ist auch Alles. Carlyle hält sich stets allgemein, er erklärt, keine sozialen Morrisonpillen zu besitzen oder ausgeben zu wollen, er kritisirt nur und lehrt oder predigt — nicht einmal eine neue Gesellschaftsauffassung, sondern blos eine neue gesellschaftliche Pflichtenlehre. Es ist daher ebenso leicht, in den Schriften Aller, die in späterer Zeit Versuche anstellen, die bestehenden gesellschaftlichen Gegensätze zu überbrücken, Anklänge an Carlyle herauszufinden, wie es für alle diese Reformer, von welchen Gesichtspunkten immer sie ausgingen, naheliegend und bequem war, sich auf einen Schriftsteller von dem Range Carlyle's zu berufen.

Fast immer, wenn eine revolutionäre Bewegung eine Niederlage erlitten,

Digitized by Google

wird sie zunächst durch Bewegungen abgelöst, die den Fehlschlag jener darin erblicken, daß die Individuen für das gesteckte Ziel nicht „reif" waren und die deshalb die Besserung und Erziehung der Individuen als zunächst ins Auge zu fassende Aufgabe betrachten. Der politischen Reaktion entspricht eine geistige, eine moralische Reaktion. Wir haben dies im letzten Jahrzehnt in Rußland beobachten können, wo auf die Erdrückung der revolutionären Erhebungen der Epoche von 1872 bis 1882 die Aera der beiden Tolstoi trat. Fast mehr noch als der Minister, ist der Dichter Tolstoi der Repräsentant dieser Reaktion. Der Eine schmiedet zwar die Ketten, der Andere aber stumpft die Nerven gegen das empörende Bewußtsein des Gekettetseins ab, indem er gegen die inneren Ketten eifert, die die Menschen angeblich mit sich herumtragen.

England ist kein Rußland, und die Niederlage der Chartistenbewegung Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre brachte daher auch eine Bewegung, die, wenngleich sie jener gegenüber eine Reaktion darstellt, doch bei Weitem nicht die entnervenden Züge der Tolstoi'schen Selbstentmannungsphilosophie aufweist. Es ist dies der christliche Sozialismus.

Jeder Kampf, jedes vereinte Schaffen für ein gemeinsames Ziel erfordert eine mehr oder minder weitgehende Unterordnung des Einzelnen unter die Gesammtheit, eine mehr oder weniger ausgedehnte Preisgabe der Einzelinteressen zu Gunsten des Gesammtinteresses. Ein Banditenhaufen, der auf seinen Streifzügen stiehlt, wo immer er kann, und mordet, wo immer sein Unternehmen es erheischt, hat in dieser Hinsicht ebenso gut seinen Moralkodex als etwa eine religiöse Genossenschaft, und fordert, wenn auch unter anderer Motivirung, ebenso von seinen Mitgliedern die Ausübung relativer „Selbstentsagung" als jene. Die Menschen haben diese Tugend ausgeübt, noch ehe sie das Wort dafür hatten, und sie üben sie in neun von zehn Fällen aus, ohne dieses Wort dafür zu gebrauchen. Sie erscheint in jeder kräftigen Bewegung einer auftretenden Partei oder Klasse als eine selbstverständliche Sache, als eine natürliche Pflicht. Nur so lange die Bewegung sich noch in den Anfängen befindet oder in Zeiten des Niederganges, bezw. nach großen Rückschlägen, wird sie zu einer „Frage." Und der christliche Sozialismus stellte denn auch die Frage der „Selbstentsagung" in den Vordergrund seiner Diskussionen.

Der deutsche Leser wird, wenn er das Wort „christlicher Sozialismus" hört, unwillkürlich an das Mißgebilde erinnert, das in der Aera der Bismarckischen Reaktion Ende der siebziger Jahre in Deutschland auf die Bühne trat. Aber wie sich das, doch wenigstens bürgerlich freie England der fünfziger Jahre zum verbismarckten Deutschland, so verhält sich der christliche Sozialismus der Maurice, Kingsley, Ludlow und Genossen zu dem der Stöcker, Distelkamp, Treitschke und Konsorten. Den englischen christlichen Sozialisten kam es nicht in den Sinn, den Arbeitern „Selbstentsagung" zu predigen als ein Rezept, ihr Erdenlos leichter zu tragen — dazu waren sie nicht verheuchelt genug — ihnen war die soziale Seite des Urchristenthums, auf die sie sich beriefen, nicht der Vorwand, für politische und kirchliche Reaktionszwecke Bauernfang zu betreiben, sondern sie glaubten in ihr das beste Mittel gefunden zu haben, eine materielle und geistige Hebung der Arbeiter zu Stande zu bringen. Soweit sie den Arbeitern von „Selbstentsagung" sprachen, handelte es sich um die Uebung derselben in den Arbeitergenossenschaften. Sie wollten keinen Klassenkampf, sondern die Reform der Gesellschaft durch das Mittel der Erziehung, der Milderung der ökonomischen Interessenkämpfe und der Assoziation. Da dieses Programm, wenn es nicht auf absoluten und bewußten Betrug an der Arbeiterklasse ausgeht, und das war bei ihnen nicht der Fall,

Digitized by Google

gewisse Opfer von Seiten der Besitzenden erheischt, so wurden sie in der ersten Zeit von den Wortführern der kapitalistischen Interessen heftig angefeindet, gerade wie seiner Zeit Schulze-Delitzsch in Deutschland, dessen Bestrebungen denen der christlichen Sozialisten Englands jedenfalls näher kamen, als die eines Stöcker, ursprünglich von den deutschen Kapitalisten mit sehr scheelen Augen angesehen wurde. Diese Angriffe kamen ihnen aber in anderer Weise zu gut, sie erwirkten ihnen Vertrauen in den Kreisen der Arbeiter. Dieselben hatten ihnen Anfangs mißtrauisch gegenüber gestanden, als sie aber sahen, daß sie es nicht mit Agenten der besitzenden Klassen zu thun hatten, näherten sie sich ihnen, und an die Stelle der Bewegung zur Befreiung der Arbeiter durch ihre Aktion als Klassenpartei trat die Bewegung zur Besserstellung der Arbeiter durch selbsthilflerische Genossenschaften und ähnliche Unternehmungen. Noch immer schwebte den Meisten als Endziel eine Gesellschaft vor, in der die gesammte Produktion und Distribution genossenschaftlich organisirt sein werde, aber dieses Endziel rückte, je mehr die Bewegung aufhörte, Klassenbewegung zu sein, und sich in Einzelexperimente verlor, in immer unabsehbarere Ferne; die Erziehung zur Selbstentsagung im Allgemeininteresse schlug praktisch ins Gegentheil um; die Gegenwart kannte bald nur noch vereinzelte Genossenschaften, die mit anderen Genossenschaften gerade so weit zusammenhielten, als das geschäftliche Interesse sie verband, in denen im Uebrigen aber der proletarische Geist, das Gefühl der Solidarität mit der Gesammtarbeiterschaft, durch das geschäftliche Sonderinteresse neutralisirt, oft sogar vollkommen erstickt wurde.

Es würde unbillig sein, zu behaupten, daß die christlichen Sozialisten das beabsichtigt hätten. Im Gegentheil, sie haben ihr Möglichstes gethan, die Verknöcherung der Genossenschaftsbewegung zu verhindern. Ihnen und den früheren Owenites, die sich ihnen anschlossen, ist es zu danken, daß viele Genossenschaften von ihren Geschäftsüberschüssen wenigstens einen Theil für Zwecke bestimmten, die, wie Bibliotheken ꝛc., immerhin allgemeiner Natur waren, und ebenso haben beide nach Möglichkeit dagegen gewirkt, und ihre Schüler wirken noch heute dagegen, daß die Genossenschaften ihren Angestellten gegenüber nach gewöhnlichen Ausbeutergrundsätzen verfahren. Trotzdem geschieht es in vielen Fällen. Der Fehler liegt daran, daß man nicht zwei Früchte auf einem Baum züchten kann. Sobald die Genossenschaft in einer auf der Konkurrenz beruhenden Gesellschaft als selbstständige Erwerbsunternehmung auftritt, muß sie nothwendigerweise bei ihren Angehörigen alle jene Eigenschaften entwickeln, die der Konkurrenzkampf überhaupt mit sich bringt, und alle jene Eigenschaften beeinträchtigen, die dem Konkurrenzkampf entgegengesetzt sind. Der christliche Sozialismus dreht sich auf diese Weise im Kreise. Er wollte in den Genossenschaften, neben der Uebung der Selbstentsagung in dem vorentwickelten Sinne, zugleich die ökonomische Selbstverantwortlichkeit pflegen. Aber das sind heute unvereinbare Gegensätze, und die Selbstentsagung, die Opferwilligkeit, geht in der selbsthilflerischen Genossenschaft nicht weiter als das Sonderinteresse derselben, sie wird zu einem bloßen rechnerischen Kalkül. In viel höherem Grade als in den Genossenschaften, wird sie vielmehr von den Arbeitern in denjenigen Körperschaften geübt, denen die christlichen Sozialisten sich zwar nicht direkt feindlich gegenüberstellten, denen sie aber als ein unvermeidliches Uebel nur allenfalls zeitweilige Berechtigung zuerkennen mochten: in den Gewerkschaften. Auch hier hat sie freilich als Hintergrund das Interesse, und auch die Gewerkschaft ist der Gefahr des Verknöcherns ausgesetzt, aber der Kreis der Interessengenossen ist in der Regel ein viel weiterer, eine wirkliche Allgemeinheit, während die Genossenschaft eine bloße Kompagnieschaft repräsentirt.

Der christliche Sozialismus ist denn auch als solcher verhältnißmäßig bald

Digitized by Google

von der Bildfläche des öffentlichen Lebens verschwunden, bezw. ganz in das Genossenschaftswesen aufgegangen. Erst in den achtziger Jahren hat er in etwas veränderter Gestalt, bezw. mit einem erweiterten Programm, ein Auferstehen gefeiert. Von den heutigen christlichen Sozialisten Englands nehmen eine ganze Reihe an dem Klassenkampf der Arbeiter gegen das Kapital aktiv Theil und haben sich namentlich um die Organisation der neuen Unionen verdient gemacht.

Zugegeben, daß Einzelne der Hauptvertreter des christlichen Sozialismus, so z. B. Kingsley, von Carlyle beeinflußt worden sind, so ist es doch mehr wie bloße Uebertreibung, ihn insgesammt auf Carlyle zurückführen zu wollen. J. M. Ludlow, neben Maurice der eigentliche Begründer der Schule, hatte, in Frankreich erzogen, dort den Sozialismus kennen gelernt, andere hervorragende Mitglieder hatten ihre Anregung durch die Agitationen der Oweniten und Chartisten empfangen. Und gerade Ludlow war es, der hauptsächlich die praktische Seite der Bewegung vertrat und die Förderung der Genossenschaften betrieb. Soweit die Genossenschaften dazu beigetragen haben, die englischen Arbeiter aus Revolutionären zu Reformern zu machen, hat Carlyle keinen Antheil daran.

In ähnlicher Weise wie den englischen Sozialismus, sucht Herr von Schulze den englischen Positivismus in intimere Beziehung zu Carlyle zu bringen. Natürlich geht es, da der Gründer der positivistischen Gesellschaftstheorie, August Comte, Franzose war und sein Hauptwerk, der „Kursus der positiven Philosophie," schon 1839 erschienen ist, nicht gut an, den Positivismus von Carlyle abzuleiten; um so mehr bemüht sich Herr von Schulze, Berührungspunkte zwischen den Anschauungen Carlyle's und denen der Positivisten aufzufinden, und zu zeigen, daß Carlyle in England dem Positivismus ganz bedeutend „vorgearbeitet," den Boden für ihn geebnet habe. Soweit ihm das Erstere gelungen, ist es nur ein Beweis, wie sehr die Grundgedanken in Carlyle's sozialpolitischen Schriften um jene Zeit, als er sie schrieb, bereits „in der Luft" lagen. Für Herrn von Schulze stellt sich die Sache natürlich so, daß er (Bd. 2, S. 10) in Comte's Schriften eine ganze Reihe „Carlyle'scher Gedanken" findet.

Eine Darstellung des Lehrgebäudes der Positivisten zu geben, würde den Rahmen dieses Artikels weit überschreiten. Praktisch kommen die Positivisten für die Geschichte der sozialpolitischen Entwicklung Englands insofern in Betracht, als sich einige ihrer Hauptvertreter wesentliche Verdienste um die Anerkennung der Gewerkschaften erworben, und auch sonst die meisten Bewegungen für die materielle und intellektuelle Hebung der Arbeiterklasse unterstützt haben. Bekannt ist ihr Eintreten für die Pariser Kommune. Spielten dabei auch eine Reihe persönlicher Motive mit, so sticht ihre Inschutznahme der besiegten Kommune zu einer Zeit, wo das ganze bürgerliche Europa, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, in Verleumdungen und Beschimpfungen derselben sich erging, sehr vortheilhaft von Carlyle's Verhalten nach der Niederwerfung der Revolution des „tollen Jahres" ab. So erkünstelt auch ihre Geschichtskonstruktion, so stehen die Positivisten doch, was ihre praktische Stellungnahme zur Arbeiterbewegung betrifft, bedeutend über Carlyle.

Auch die von den Universitäten ausgehende Bewegung, die die geistige Hebung der Arbeiter zum Ziel hat, und namentlich die nach Arnold Toynbee, einem früh verstorbenen philanthropischen Gelehrten, sich nennende Richtung, hat nur wenig Berührungspunkte mit Carlyle, Toynbee selbst stand sogar in allen wesentlichen Fragen auf direkt entgegengesetztem Standpunkt wie der „Weise von Chelsea." Sie entstammt nicht einer Anregung desselben. Sie ist vielmehr die natürliche Reaktion gegen die langjährige schmähliche Vernachlässigung

Digitized by Google

des Volksschulwesens in England. Jede größere Geschäftsstockung, jede Krisis, führte in einem Lande, wo das Elend auf der Straße liegt, den denkenden Elementen aus den besitzenden Klassen immer von Neuem die Gefahr vor Augen, die ein unwissendes, nur seinen jeweiligen Antrieben folgendes Proletariat für die Gesellschaft bedeutet. Und da Staat und Gemeinden nur sehr allmälig dazu zu bringen waren, etwas Ordentliches für die Volkserziehung zu thun, und die über den Elementarunterricht hinausgehenden Schulen in England noch mehr wie anderswo ein Privilegium der Reichen sind, so mußte inzwischen die Privatthätigkeit eingreifen. Nun besitzt England einen größeren Prozentsatz bürgerlicher Elemente, die keinem speziellen Broterwerb nachgehen, als irgend ein anderes Land, eine wahre Ueberproduktion bürgerlicher Ideologen. Es ist daher nur zu begreiflich, daß die Besseren unter ihnen auf der Suche nach einem ersprießlichen Wirken, auf den Gedanken verfallen mußten, einen Theil ihrer überflüssigen Zeit dem Werk der Fortbildung der Arbeiter zu widmen. Aehnliche Bewegungen hat es auch anderswärts und in England zu anderen Zeiten gegeben. Neu ist hier nur die Art der Organisation und die Methode des Wirkens. Und von ähnlichen Bestrebungen des Festlandes zeichnet sich die neuere Universitätsbewegung in England dadurch aus, daß sie sich von allen speziellen Parteibestrebungen fernhält, nicht nur soweit die verschiedenen bürgerlichen Parteien in Betracht kommen, sondern auch, was den Gegensatz derselben zur Sozialdemokratie anbetrifft. Als Bildungsinstitute stehen Toynbee Hall ꝛc. der Sozialdemokratie durchaus neutral gegenüber, und es kommt gar nicht selten vor, daß Sozialisten zu Vorträgen und Diskussionen eingeladen werden.

Diese Neutralität ist aber nothwendig, um dem Institut nicht von vornherein das Mißtrauen der Arbeiter zuzuziehen, und sie liegt außerdem im Wesen des hochentwickelten öffentlichen Lebens in England; sie ist eine Folge seiner demokratischen Einrichtungen.

Herr von Schulze zitirt den Ausspruch Toynbee's: „Die Demokratie hat England gerettet." Der Satz ist insoweit richtig, als die demokratischen Einrichtungen Englands die herrschenden, bezw. um die Herrschaft kämpfenden Parteien gezwungen haben, immer wieder und immer mehr ihre Aufmerksamkeit den Bedürfnissen der Arbeiterklasse zuzuwenden und den Weg stetiger Reform einzuhalten. Das war bereits vor der Ausdehnung des Wahlrechts auf die Haushaltungsvorstände — wozu jetzt Jeder gerechnet wird, der für eine Wohnung, und sei es auch nur ein Zimmer, selbständig Miethe zahlt — der Fall, ist aber seitdem immer mehr Existenzbedingung der Parteien geworden. Die Dinge haben sich in entgegengesetzter Weise vollzogen als der Prophet Carlyle voraussagte. Er konnte nicht genug über „das Unmaß von Demokratie" schimpfen, das „uns erstickt," und nach einer starken, persönlichen Exekutive jammern. Diese sollte das Reich Gottes — d. h. des Anti-Individualismus — auf Erden verwirklichen. Es hat sich aber gezeigt, daß der Parlamentarismus mit all seinen Fehlern immer noch besser ist, und namentlich, je mehr er sich auf ein politisch erzogenes Volk stützt, besser ist, als die berühmtesten der starken persönlichen Exekutiven, und daß der „Wahnsinn des Chartismus," soweit er bis jetzt verwirklicht ist, sich für die sozialpolitische Entwicklung Englands von größtem Nutzen erwiesen hat. Die Wahlreform von 1868 brachte als nächste Frucht das Unterrichtsgesetz vom Jahre 1870, das endlich einmal das Volksschulwesen der Versumpfung entriß, in der es sich bis dahin befunden hatte, und die weitere Wahlreform von 1886 hat die Arbeiterfrage in den Vordergrund der politischen Parteifragen gerückt. Da dieser Gegenstand erst kürzlich in der „Neuen Zeit" erörtert wurde,

Digitized by Google

braucht hier nicht näher darauf eingegangen zu werden. Bei Herrn von Schulze wird diese Seite der Frage, der Einfluß der politischen Kämpfe auf die Gestaltung der sozialen Gesetzgebung, kaum gestreift, und doch ist es ein Thema, höchster Beachtung werth, um die soziale Geschichte eines Landes zu verstehen. Wie die politische Gewalt, ist auch der politische Kampf eine ökonomische Potenz. Und ebenso ist er eine moralische Potenz. Der politische Kampf hat Englands öffentliche Meinung viel mehr erzogen, als alle Moralphilosophen, Carlyle eingeschlossen.

Ist England aber wirklich auf der Bahn „zum sozialen Frieden", ist es der „friedlichen Lösung der sozialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher?" Versteht man unter „friedlicher Lösung" eine stetige, im Rahmen des gesetzlichen Kampfes sich vollziehende Entwicklung, so kann man heute nur antworten, daß sie wenigstens nicht außer dem Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt. Die soziale Revolution ist nicht von gewaltsamen Handstreichen und blutigen Revolten abhängig. Mit dem Versammlungsrecht, der Preßfreiheit, die die englischen Arbeiter genießen, und dem allgemeinen Wahlrecht, dessen Erlangung für sie nur noch eine Frage weniger Jahre ist, können sie ihren Forderungen und Bestrebungen so energischen Ausdruck geben, daß dieselben über kurz oder lang Gesetz werden müssen. Der Fortschritt wird sich nicht immer in homöopathischen Dosen vollziehen, der Gang der ökonomischen Entwicklung wird Maßregeln einschneidenster Art nothwendig machen, aber es steht nirgends geschrieben, daß nicht auch diese im Rahmen der Gesetzgebung ausgeführt werden können. Anderseits ist bei Fortdauer der freien Entwicklung der englischen Arbeiterklasse anzunehmen, daß dieselbe keine Forderungen stellen wird, deren Nothwendigkeit und Durchführbarkeit nicht über allen Zweifel erwiesen ist. Daß dieses Gefühl auf beiden Seiten stark verbreitet ist, nimmt den Kämpfen heute vielfach jede überflüssige Schärfe, hebt aber diese Kämpfe selbst nicht auf, noch die Thatsache, daß das schließliche Resultat derselben die Beseitigung des kapitalistischen Wirthschaftssystems sein muß.

Darüber dürfen und darüber können bei aufmerksamer Beobachtung der Entwicklung alle relativen Verbesserungen, die die Arbeiter, theils im gewerkschaftlichen Kampf, theils mit Hilfe der Gesetzgebung, errungen, nicht hinwegtäuschen. Die ökonomischen Verhältnisse sind in England derart auf die Spitze getrieben, daß alle Erfolge, welche die Arbeiter erringen, soweit sie nicht durch die Gesetzgebung sicher gestellt worden, durch jede Krisis von Neuem in Frage gestellt werden. Immer prekärer wird die Lage selbst der bestorganisirten qualifizirten Arbeiter, und immer mehr werden diese sich auch dessen bewußt. Beweis dafür, das Umsichgreifen des sozialistischen Gedankens in ihren Reihen.

Herr von Schulze hat, wie bereits erwähnt, seinem Buch am Schluß einen Brief seines Lehrers Brentano einverleibt, der das Urtheil enthält, welches Herr Brentano auf Grund einer Reise nach England im März 1890 über den Stand der englischen Arbeiterbewegung fällen zu dürfen glaubte. Der Brief bildet sozusagen die pièce de résistance des Buches und ist im triumphirendsten Tone gehalten. Alles ist gut und schön und hat sich so entwickelt, wie der Herr Professor vorhergesagt, und wird sich weiter so entwickeln. Die alten Gewerkvereine sind die ärgsten Gegner der Sozialdemokratie, und wollen von dem „radikalen Programm eines Burns" nichts wissen, die neuen, die sich auf eigene Faust organisirt, benehmen sich zwar noch ein bischen ungeberdig, werden aber, nachdem sie erst durch die Erfahrung klug geworden, ihrem Eifer Zügel anlegen, sie werden als aggressive Gewerkvereine „keinen Bestand" haben. Die Sozialisten sind ein kleines Häuflein, das nur unter den Gebildeten Anhänger zählt, nicht aber unter den Arbeitern. Vielmehr verbürgt der Umschwung in dem Gedankengang der höheren

Digitized by Google

Klassen, der seit Carlyle eingetreten ist, den Fortbestand „unserer Kultur," die Verhütung jeder Störung des sozialen Friedens.

Das war im Frühjahr 1890. Sechs Monate darauf stimmte auf dem Kongreß von Liverpool die überwiegende Mehrheit der Gewerkvereinsdelegirten dem „radikalen Programm eines Burns" zu, und von den Delegirten, die dagegen stimmten, haben verschiedene offen zugegeben, daß in den Reihen ihrer Mandatgeber eine wachsende Zahl von Anhängern jenes Programmes sich befinde. Diese eine Thatsache zeigt, wie wenig Herr Brentano über den wirklichen Stand der Dinge unter den Arbeitern informirt war. Weniger Mangel an richtiger Information, als — um uns der Worte des Herrn Brentano zu bedienen — „jämmerlicher Doktrinarismus" scheint es dagegen zu sein, wenn der Herr Professor Brentano, „seine Geschichtsschablone todt hetzend"*), den großen Antheil der englischen Sozialdemokraten an der Organisirung der ungelernten Arbeiter todtschweigt, diese sich vielmehr im Gegensatz zu den „Sozialrevolutionären" von sich selbst aus „auf Gewerkvereinsbasis" organisiren läßt. Was Herr Brentano sonst von den englischen Sozialisten sagt, ist nicht der Erwähnung werth, sondern mag das Schicksal seines Hauptgewährsmannes Champion theilen.

Auch eine ganze Reihe von Angriffen und vermeintlichen Widerlegungen, die Herr von Schulze-Gävernitz bei verschiedenen Gelegenheiten der Sozialdemokratie und ihren theoretischen Vertretern zu Theil werden läßt, wollen wir, um nicht weitläufig zu werden, auf sich beruhen lassen. Nachdem wir das System schon früher gezeigt, wird ein weiteres Beispiel genügen.

Bd. II, S. 224 erzählt uns Herr von Schulze:

„Dagegen hat in der Großindustrie die Fabrikgesetzgebung, die im Anfang des Jahrhunderts so schreienden Mißstände großentheils beseitigt. Die Wirkung der Gesetze erhellt aus folgenden Zahlen. In der Textilindustrie wurden 1835 56 903 Personen unter 13 Jahren, 1850 dagegen nur 40 775 beschäftigt, eine Abnahme von 27 Prozent. 1870 wurden in denselben Industrien von England und Wales 75 877 solcher Personen beschäftigt, 1885 76 091; in der Textilindustrie, auf welche die Kinderarbeit vorzüglich kommt, ist also die Zahl der beschäftigten Kinder in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren unverändert geblieben, während die Zahl der erwachsenen Arbeiter in derselben Zeit um 14 Prozent gestiegen ist. Dies Ergebniß widerlegt die Behauptung von Engels und Marx, daß nothwendigerweise Kinderarbeit die der Erwachsenen verdränge."

Zunächst ist es nicht richtig, daß die Zahl der in der Textilindustrie beschäftigten Kinder in dem betreffenden Zeitraum „unverändert" geblieben ist. Herr von Schulze bezieht sich auf die Angaben des Statistical Abstract for the United Kingdom. Nun, wenn er dieses Buch vor sich gehabt, so kann es ihm unmöglich entgangen sein, daß im ersten Drittel der fünfzehn Jahre — von 1870 bis

*) Dieser Sünde soll sich nämlich nach Herrn Brentano Fr. Engels schuldig gemacht haben, als er die Unterstützung, die die City von London 1889 den strikenden Dockern angedeihen ließ, zum Theil auf die Unzufriedenheit der City mit der Verwaltung der Docks — „auf gewisse kapitalistische Spekulationen", sagt umschreibend der Herr Professor — zurückführte. Nach Herrn Brentano war jene „großartige Sympathiebezeugung" der Besitzenden „vielmehr die vierte Augustnacht 1789 der ungelernten Arbeiter."

Nun, mit den hochherzigen Verzichten in der Original-Augustnacht hatte es bekanntlich auch seine eigene Bewandtniß, es genügt zu ihrer Beleuchtung an die Jacquerien zu erinnern. Was aber die City von London anbetrifft, so sind als Motive ihres Verhaltens zum großen Dockerstrike 1889 damals in der englischen bürgerlichen Presse unverblümt ihre Beschwerden gegen die Dockkompagnien bezeichnet worden.

Digitized by Google

1875 — die Zahl sich ganz erheblich gehoben hat, nämlich von 75,877 auf 113567, **fast genau um 50 Prozent.** Erst von da ab tritt Stillstand, ja sogar Rückgang ein.

Dieser Rückgang hat aber seine ganz natürliche Erklärung.*) Nicht nur ist die Fabrikgesetzgebung in der Zwischenzeit gerade in Bezug auf die Kinderarbeit wesentlich ausgedehnt, die Altersschranke der zur Fabrikarbeit zuzulassenden Kinder heraufgesetzt worden. Die Reform der Unterrichtsgesetzgebung, die in den Jahren 1870 und namentlich 1873 beschlossen wurde, hat auch wesentlich auf die Kinderarbeit zurückgewirkt. Die Zahl der Kinder, die Elementarunterricht empfingen, hat sich in der Zeit, von der Herr von Schulze spricht, wie folgt gehoben:

1872:	1 368 206
1875:	1 863 176
1885:	2 750 916.

Es ist klar, daß, wo die Gesetzgebung in die planmäßige und bewußte Aktion der Gesellschaft entsprechend eingreift, das Walten der Tendenzen der wirthschaftlichen Entwicklung durchkreuzt, unter Umständen sogar aufgehoben werden kann. Marx und Engels haben das nicht nur nie geleugnet, sondern im Gegentheil stets betont. Weit entfernt, ihre Behauptungen zu widerlegen, bestätigt sie der Verlauf der wirklichen Entwicklung vielmehr. Die Widerlegung des Herrn von Schulze wird nur dadurch möglich, daß er die entscheidenden Thatsachen verschweigt. Wie man ein solches Verfahren nennt, wird ihm sein Lehrer am Besten sagen können.

Im Ganzen ist das Buch des Herrn von Schulze ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Es zeigt, daß in weiteren Kreisen des wohlgesinnten deutschen Bürgerthums nicht nur die Erkenntniß aufdämmert, daß mit der Bismarck-Bonapartistischen Behandlung der Arbeiterbewegung endgiltig gebrochen werden muß, sondern daß man auch wieder den Muth findet, es offen auszusprechen. Heute, wo Bismarck gestürzt ist, könnte man die Legitimität der Anwendung des Ausdrucks „Muth" in diesem Falle bestreiten, indeß fällt das Erscheinen und jedenfalls die Abfassung des vorliegenden Werkes noch in die Zeit der Herrschaft des „Eisernen Kanzlers." Außerdem handelt es sich hier nicht um ein individuelles, sondern um ein soziales Phänomen.

Etwas über Eisenbahnen, Arbeitslöhne von Eisenbahnarbeitern und Eisenbahnunfälle in den Vereinigten Staaten.

Die folgenden Mittheilungen sind drei größeren Werken entnommen: I. Poor's Handbuch der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten für 1890 (Poor's Manual of the Railroads of the United States for 1890), einem in fachmännischen Kreisen sehr geschätzten Buche; II. Fünfter Jahresbericht des Arbeitskommissärs der Vereinigten Staaten 1889 (Fifth Annual Report of the Commissioner of Labor 1889); und III. Zweiter Jahresbericht über Eisenbahnstatistik an die zwischenstaatliche Handelskommission für das am 30. Juni 1889

*) Vergleiche über das Folgende auch die Notiz über „Die Entwicklung der Textilindustrie Großbritanniens," Heft 17, S. 550—51 dieses Jahrgangs der „Neuen Zeit."

Digitized by Google

endende Jahr (Second Annual Report on the Statistics of Railways in the United States to the Interstate Commerce Commission for the year ending June 30, 1889).

Nr. I. ist ein seit vielen Jahren bestehendes Privatunternehmen; Nr. II. entstammt dem seit sechs Jahren bestehenden Arbeitsbureau der Vereinigten Staaten, welches im Juni 1888 zu dem Range eines Departements erhöht wurde; Nr. III. geht von der zwischenstaatlichen Handelskommission aus, welche vor vier Jahren eingesetzt wurde, besonders auf Betreiben der Farmerbevölkerung des Westens. Nr. II. und III. sind amtliche Dokumente und in der Regierungsdruckerei hergestellt. Etwaige Differenzen zwischen den Angaben von I. und III. sind in erster Linie darauf zurückzuführen, daß Nr. I. mit dem 31. Dezember 1889, Nr. III. mit dem 30. Juni (dem sog. Fiskaljahr) 1889 abschließt. Kleine Ungenauigkeiten in beiden Werken sind übrigens nicht ausgeschlossen. Die Zitate werden durch eine der drei Nummern und die Seitenzahl bezeichnet. Unter Meilen werden stets englische Meilen verstanden.

Im Jahre 1888 betrug die Länge sämmtlicher Eisenbahnen:

in Europa	214 252	Kilometer
" den Vereinigten Staaten . .	251 291	"

Am 31. Dezember 1889 betrug die Länge der Eisenbahngeleise in den Vereinigten Staaten 161 396 Meilen. Für den Betrieb derselben waren vorhanden 31 062 Lokomotiven; 23 465 Passagierwaggons, 7184 Post- und Gepäckwaggons und 1 060 164 Frachtwaggons.

Im Jahre 1889 wurden befördert 495 124 767 Passagiere und 619 137 237 Tonnen (à 2000 Pfund) Fracht.

Die Aktiven sämmtlicher Bahnen sind angegeben mit	Doll.	10 205 493 050
" Passiven " " " " "	"	9 931 453 146
" Kosten des Baues und der Ausrüstung sind angegeben mit	"	8 598 081 477

(Die vorstehenden Angaben sind Poor's Handbuch, d. h. Nr. I., entnommen.)

Die Gesammteinnahme der Eisenbahnen in dem Jahre vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889 betrug Doll. 1 089 985 831 (III, 314). Davon brachte:

der Passagierverkehr . . .	Doll. 300 063 891	(III, 272)
" Frachtverkehr	" 644 777 801	(III, 273)
andere Quellen	" 145 144 139	(III, 273 u. 314)

Dem steht gegenüber eine Gesammtausgabe von Doll. 988 597 095. (III, 393). Davon fallen auf:

die Betriebskosten (operating expenses)	Doll. 644 706 701	(III, 351)
und auf stehende Lasten (fixed charges) d. h. Zinsen, Miethen, Abgaben ꝛc.	" 343 890 394	(III, 392)

somit auf die Betriebskosten 69,15 Prozent, und auf die „fixed charges" 30,85 Prozent der Gesammtausgaben.

Die Betriebskosten — operating expenses — werden aufgeführt (III, 350 und 351) mit:

Kosten für Erhaltung der Bahnstrecke und Baulichkeiten	Doll. 144 821 953
" " " des Betriebsmaterials	" 106 709 258
Allgemeine Ausgaben	" 60 820 469
und eigentliche Betriebs- oder Beförderungskosten (conducting transportation)	" 330 915 439*)

*) Hier ist irgendwo ein Rechnungsfehler in dem Berichte (III), denn die Summe dieser Posten ist 643 267 119; nicht wie III 351 angegeben 644 706 701.

Digitized by Google

Die Anzahl der an den Eisenbahnen Angestellten („workers“) beträgt 704 743 (siehe weiter unten), die also ein Durchschnittseinkommen von ungefähr 470 Doll. pro Jahr, oder 1 Doll. und 30 Cents pro Tag haben, einen für dieses Land sehr geringen Lohn. Der Arbeitskommissär der Vereinigten Staaten veröffentlicht in seinem fünften Jahresbericht (s. oben II) sehr eingehende Untersuchungen über Arbeitszeit und Arbeitslöhne von 224 570 Eisenbahnarbeitern, d. h. ungefähr ein Drittel sämmtlicher Angestellten, und giebt allerdings den Durchschnittslohn höher an, nämlich auf 1 Doll. 64½ Cents (II, 83), weist aber zugleich nach, daß 63,87 Prozent der Arbeiter weniger als diesen Durchschnittslohn erhalten und nur 36,13 Prozent derselben mehr. Dieses Mißverhältniß erklärt derselbe Bericht (II, 82) durch den Nachweis, daß 58,8 Prozent der Arbeiter weniger als die Hälfte der Zeit, 19,7 Prozent derselben ungefähr zwei Drittel der Zeit und nur 21,5 Prozent volle Zeit oder darüber beschäftigt waren, daß also die Eisenbahnkompagnien stets eine starke Reservearmee in Bereitschaft haben. In demselben Berichte (II, 83) werden für 656 Arbeiter Durchschnittslöhne von 29 Cents pro Tag angeführt. Für die eigentlichen Arbeiter der Eisenbahnindustrie würden übrigens die vorher angeführten Durchschnittslöhne von Doll. 1,30, resp. Doll. 1,64½ erheblich geringer anzusetzen sein, wenn nicht auch das Heer von höheren Beamten mit ihren enormen Gehältern zu den „workers“ gezählt würde. Jede hiesige Eisenbahngesellschaft hat einen zahlreichen Generalstab von solchen höheren Beamten, meistens Nichtsthuern, die häufig Gehälter von 5000 bis 20 000 Doll. pro Jahr beziehen, und die klassifizirte Liste der Angestellten (workers) zählt davon auf (III, 16) 4739, sage vier Tausend sieben Hundert neununddreißig „General Officers,“ d. h. Präsidenten, Schatzmeister, Superintendenten, Generalagenten ꝛc.

Der zwischenstaatliche Handelskommissionsbericht (III, 16) sagt: „Das oben beschriebene Eigenthum (die Eisenbahnen) giebt 704 743 Arbeitern, meistens Männern, Beschäftigung. Man kann ziemlich sicher annehmen, daß, abgesehen von den Aktieninhabern, die Eisenbahnindustrie der Vereinigten Staaten drei Millionen Menschen Lebensunterhalt gewährt, ungefähr einer Person von je 22 der gesammten Bevölkerung.“ — Es werden dann die verschiedenen Berufszweige — auch die 4739 General Officers — unter 18 Rubriken aufgezählt und nachgewiesen, daß auf je 100 Meilen 459 Angestellte kommen, und die folgenden Bemerkungen daran geknüpft (ibid.): „Nach den mitgetheilten Daten kann man den auf amerikanischen Eisenbahnen durch die Organisation und Leitung ihrer Arbeitskräfte (working force) erreichten Grad von Leistungsfähigkeit (efficiency) ermessen. Verglichen mit auswärtigen Eisenbahnverwaltungen, ist die Zahl der Angestellten für je 100 Meilen bemerkenswerth gering. England z. B. mit 19 820 Meilen Bahnstrecke gab im Jahre 1888 an den Eisenbahnen 346 426 Personen Beschäftigung, d. h. 1748 Personen auf je 100 Meilen.“

Es werden dann wieder die verschiedenen Berufszweige der englischen Eisenbahnangestellten zahlenmäßig aufgeführt, worauf der Bericht fortfährt (III, 17): „Die Thatsache, daß amerikanische Eisenbahnen mit einer geringeren Anzahl von Angestellten per 100 Meilen betrieben werden, wird theilweise erklärt durch die geringe Dichtigkeit (sparseness) der Bevölkerung, welche viele Eisenbahnen in diesem Lande durchlaufen, und auch dadurch, daß Fracht und Passagiere in diesem Lande durchschnittlich weiter befördert werden als in irgend einem andern Lande. Es wäre jedoch gut, den durch die vorangegangenen Tabellen zur Kenntniß gebrachten Vergleich im Gedächtniß zu behalten bei Betrachtung der Unfallstatistik der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten.“

Digitized by Google

Diese Unfallstatistik befindet sich auf Seite 36, 37 und 38 des zitirten Berichts (III) und ist gar lehrreich:

Eisenbahnunfälle für das am 30. Juni 1889 endende Jahr.

Art der Unfälle	Angestellte		Passagiere		Andere Personen		Summa	
	Getödtet	Verletzt	Getödtet	Verletzt	Getödtet	Verletzt	Getödtet	Verletzt
Beim Kuppeln	300	6 757	—	—	—	—	300	6 757
Fall v. Zug u. Lokomotive	493	2 011	—	—	—	—	493	2 011
Hemmnisse über dem Kopfe	65	296	—	—	—	—	65	296
Zusammenstöße	167	820	107	445	37	48	311	1 313
Entgleisungen	125	655	28	389	29	69	182	1 113
Andere Zugunfälle . .	189	1 016	26	247	522	515	737	1 778
Straßenkreuzungen . .	24	45	3	16	410	634	437	695
Auf Stationen	70	699	26	295	328	472	424	1 466
Andere Ursachen . . .	539	7 729	120	754	2215	2397	2874	10 880
Summa:	1972	20 028	310	2146	3541	4135	5823	26 309

„Eine Vergleichung der entsprechenden Gesammtzahlen für das am 30. Juni 1888 endende Jahr mit den Gesammtzahlen der vorhergehenden Tabelle enthüllt einen bemerkenswerthen Grad von Einförmigkeit in Eisenbahnunfällen."

Eisenbahnunfälle für das am 30. Juni 1888 endende Jahr.

	Getödtet	Verletzt
Angestellte	2070	20 148
Passagiere	315	2 138
Andere Personen	2897	3 602
Gesammtzahl . . .	5282	25 888

„Die hier enthüllten Thatsachen zeigen in frappirender Weise die gefährliche Natur der Beschäftigung an Eisenbahnen. Um sie vollständig zu würdigen, sollten die gemeldeten Unfälle mit der Gesammtzahl der Angestellten sowohl, als auch mit der Zahl derjenigen Angestellten verglichen werden, welche gewissen Arbeitszweigen angehören, die Unfällen ganz besonders ausgesetzt sind.

„Die Gesammtzahl der Eisenbahnangestellten in den Vereinigten Staaten ist 704 743, welche zu diesem Zwecke in Zugbedienstete, Weichensteller, Signalleute und Wächter und andere Angestellte einzutheilen sind.

„Die folgende Aufstellung giebt die Zahl der Angestellten in jeder Klasse und die Unfälle in jeder Klasse:

Unglücksfälle von Angestellten in bestimmten Arbeitszweigen.

Art der Beschäftigung	Gesammtzahl der darin Beschäftigten	Getödtet	Verletzt
Zugbedienstete	138 323	1179	11 301
Weichensteller, Signalleute und Wächter	33 044	229	2 155
Andere Angestellte	517 136	536	6 360
Nicht klassifizirt	16 240	28	212
Gesammtzahl . . .	704 743	1972	20 028

Digitized by Google

„Es ist sicherlich eine gefährliche Arbeit, worin von 704 743 Angestellten 1972 Tödtungen und 20 028 Verletzungen innerhalb eines Jahres vorkommen. Dies macht 1 Todesfall auf je 357 Angestellte und 1 Verletzung auf je 35, und wenn wir eine gleiche Aufstellung blos für die Zugbedienstеten, d. h. Lokomotivführer, Heizer, Schaffner und andere Zugbedienstete, machen, so sind Eisenbahnunfälle die Veranlassung von 1 Todesfall auf je 117 Angestellte und von 1 Verletzung auf je 12 Angestellte.

„Wenn diese Ziffern neben die entsprechenden Ziffern von England gestellt werden, so fällt der Vergleich stark zu Ungunsten (miscredit) der Vereinigten Staaten aus. Nach dem Bericht des Handelsausschusses (ward of trade) über Eisenbahnunfälle im Jahre 1888 beschäftigten die englischen Eisenbahnen 346 426 Mann, wovon 396 getödtet und 2193 verletzt wurden. Daraus ergiebt sich, daß in England 1 Mann getödtet wurde von je 875, und 1 Mann verletzt von je 158 Angestellten. Und wenn die Zahl der Zugbedienstеten von der Zahl der Angestellten im Allgemeinen getrennt wird, so findet man, daß das englische Eisenbahnsystem 35 239 Zugbedienstete beschäftigt. Im Jahre 1888 wurden von dieser Zahl 107 getödtet und 1185 verletzt, also 1 Mann von je 329 Zugbedienstеten getödtet und 1 Mann von je 30 verletzt. . . .

„Wenn wir uns nun zu den Unfällen wenden, von denen die Passagiere betroffen wurden, so ergiebt sich, daß während des Fiskaljahres 1889 (endend am 30. Juni 1889) 310 Passagiere getödtet und 2146 verletzt wurden. Die Gesammtzahl der beförderten Passagiere betrug 472 171 346; also von je 1 523 133 Passagieren wurde einer getödtet und von je 220 024 wurde ein Passagier verletzt. Der Prozentsatz von Unfällen im Jahre 1888 in England war dagegen von je 6 942 336 Passagieren einer getödtet und von je 527 577 Passagieren einer verletzt. In Frankreich herrscht ungefähr dasselbe Verhältniß, obgleich nachlässige Benutzung der gewöhnlichen Publikationen den Schluß zu gestatten scheint, daß das Eisenbahnreisen in Frankreich viel sicherer sei. In jedem Falle stellt sich übrigens der Vergleich zu Ungunsten der Vereinigten Staaten. Bei Betrachtung dieser Ziffern ist aber zu bemerken, daß die Reisebedingungen in diesem Lande sehr verschieden von denjenigen in England und Frankreich sind. So z. B. ist die Meilenzahl für eine gegebene Anzahl von verkauften Passagier-Billets weit größer, ein Faktum, das die Härte der Kritik über die Eisenbahnverwaltung in den Vereinigten Staaten etwas mildert.

„Diese Thatsachen werden unterbreitet ohne Kommentar, ausgenommen den Hinweis, daß sie im Lichte der in einem früheren Theil dieses Berichtes gegebenen Darstellung der Art der Ausrüstung und der Anzahl der Angestellten beurtheilt werden sollten. Man kann die Sparsamkeit zu weit treiben und die Thatsache aus dem Auge verlieren, daß das Menschenleben von größerer Wichtigkeit ist als das Geld."

Kommentar unsererseits ist wohl nicht nöthig zu diesen Mittheilungen, überlassen wir das den Lesern!

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Michigan — Eight Annual Report of the Bureau of Labor and Industrial Statistics (8. Jahresbericht des Bureaus für Arbeits- und Industriestatistik). Lansing 1891. XXIII, 451 Seiten.

Der Band wird vollständig ausgefüllt durch eine Statistik über die Lohn- und Lebensverhältnisse der Arbeiter bei der Herstellung von Ackerbaugeräthen und von Eisenerzeugnissen (agricultural implement and iron working industries). Diese Industrien gehören zu den ältesten des Staates und finden sich in der südlichen Hälfte des zwischen Michigan- und Huronsee gelegenen unteren Theiles. Die Beamten des Bureaus zogen die Erkundigungen persönlich ein, sie besuchten die Unternehmungen und legten ihre Fragen, wo nöthig mit näheren Erläuterungen, den einzelnen Arbeitern vor. „Die Arbeiter fangen an, Verständniß für die Aufgaben des Bureaus zu gewinnen, und haben mit wenigen Ausnahmen willig alle vorgelegten Fragen beantwortet, oft drückten sie den Wunsch aus, bei der Untersuchung weiter behilflich zu sein. Die Unternehmer ferner sind von größter Zuvorkommenheit gegen unsere Untersucher gewesen, so daß die Opposition überwunden ist, auf die man früher in Folge der Unkenntniß der wahren Zwecke des Bureaus stieß." Die Nachforschungen erstreckten sich auf 201 Etablissements in 25 Ortschaften und Städten; es waren 8838 Arbeiter, welche Rede und Antwort standen.

Wir können aus den Ergebnissen natürlich nur kurz hervorheben, was auf allgemeinstes Interesse Anspruch machen darf. Zuvor sei aber mit wenigen Worten berührt, worauf sich die Fragestellung bezog; man erhält dadurch ein ganz gutes Bild der Thätigkeit der arbeitsstatistischen Bureaus in Amerika.

Für jede in Frage kommende Stadt und hier wieder für jedes untersuchte Etablissement verzeichnet der Bericht, und zwar wieder mit besonderen Unterabtheilungen für die gesonderten Arbeitskategorien desselben Betriebes:

Das Alter, das Geburtsland des Arbeiters, das Geburtsland der Eltern; ob verheirathet oder ledig;

für die Verheiratheten: wie viel Kinder in der Familie, wie viel Kinder ohne Erwerb, wie viele die Schule besuchen, wie viel Personen eventuell noch außer der Frau und den Kindern vom Haushaltungsvorstand ernährt werden;

wie viel Wochen in Arbeit und wie viel Wochen ohne Arbeit; die Ursachen der zeitweiligen Arbeitslosigkeit;

wie hoch stand der Wochenlohn, wie hoch das Arbeits-Jahreseinkommen; wie viel Einkommen floß etwa aus anderen Quellen;

wie hoch standen die Ausgaben für die Familie;

ob eigenes Haus, von welchem Werth, eventuell wie hoch verschuldet;

wie viel betragen die Ersparnisse, und eventuell die letzten Jahreseinzahlungen auf das Haus;

wie viel beträgt die Miethe bei Miethswohnung; wenn in ganzer Pension, welche Ausgaben hat der Arbeiter dafür;

wie hoch ist ev. das Leben versichert; an wie viel Kassen ist der Arbeiter betheiligt; was erhält er aus diesen wöchentlich bei etwaiger Krankheit oder bei Unfall;

wie lange ist der außerhalb Geborene schon in den Vereinigten Staaten; über welche Geldsumme verfügte er bei seiner Ankunft und jetzt.

In 29 Spalten giebt uns das ungeheuer umfangreiche Tabellenwerk nach Möglichkeit darüber Auskunft — wie erwähnt: unter besonderer Behandlung jedes einzelnen Etablissements. Eine weitere Tabellenreihe faßt für jede Stadt die Ergebnisse zusammen, erst allgemein, dann unter Scheidung der Verhältnisse der unter und der über 19 Jahre alten Personen. Schließlich werden die Resultate nochmals nach Nationalitäten gruppirt; es wird also zusammen gestellt, wie starke Familien, wie viel Ersparnisse, wie viel Lohn u. s. w. in jeder untersuchten Stadt die geborenen Amerikaner, die eingewanderten Deutschen, Italiener, Polen aufweisen. Zwischen die Tabellen ist immer eine ganz brauchbare textliche Uebersicht eingeschaltet; eine gedrängte Gesammtübersicht bietet die Einleitung.

Digitized by Google

Wir heben nunmehr Folgendes hervor:

Von den 8838 befragten Arbeitern waren 5091, also 57 Prozent in den Vereinigten Staaten, 43 Prozent in fremden Ländern geboren. Von den 3747 Ausländern waren 47 Prozent Deutsche, 18 Prozent Kanadier, 7 Prozent Engländer, 7 Prozent Irländer, 5 Prozent Holländer, 4 Prozent Polen, 3 Prozent Schotten, je 1 Prozent Schweizer und Schweden. Von den 5091 in den Vereinigten Staaten Geborenen hatten wiederum 42 Prozent Eltern, die im Auslande geboren waren. In den untersuchten Industrien finden wir demnach eine Mischung von Nationalitäten aller Welttheile, wie in den größten deutschen Städten etwa eine Mischung von Stadteingeborenen und Zugewanderten aus der nächsten Provinz.

Der Durchschnittsjahreslohn eines Arbeiters wird auf 467.02 Dollars angegeben, die Durchschnittsausgabe pro Kopf der Verdienenden und der in der Familie Miterhaltenen (Frauen, Kinder, sonstige Verwandte u. s. w.) auf 122.48 Dollars. Die näheren Vergleiche zwischen Einnahmen und Ausgaben interessiren uns hier nicht, wir bemerken nur, daß die Statistik im Allgemeinen Ueberschüsse, „Ersparnisse", herausrechnet. Dagegen trifft uns im höchsten Maße die Feststellung, daß die Deutschen (neben den Polen) die niedrigste Lebenshaltung haben und darum sich auch mit den niedrigsten Löhnen begnügen.*) Die Amerikaner geben pro Kopf 134.45 Dollars aus, die Engländer 135.92, die Kanadier 129.64, selbst die Irländer 115.01 Dollars — die Deutschen nur 100.88 Dollars und die Polen 89.46 Dollars. Bei den Jahreseinnahmen ergiebt sich die Reihenfolge: Schotten (576.78 Dollars), Engländer (565.28 Dollars), Irländer (516.65 Dollars), Kanadier (501.08 Dollars), Holländer (462.17 Dollars), Amerikaner (461.84 Dollars), Deutsche (439.55 Dollars), Polen (368.23 Dollars).

Da gar kein Grund zu der Annahme ersichtlich ist, daß etwa die Deutschen in Michigan und in den beiden Industrien nur die niedriger geschätzte Arbeit verrichteten, die anderen Nationen aber die qualifizirteren Thätigkeiten, so ist diese statistische Berechnung im höchsten Maße beschämend für uns.

Bezeichnend für die amerikanischen Verhältnisse ist, daß 23 Prozent der Arbeiter in einer Lebensversicherung waren, und für Michigan mag es charakteristisch sein, daß eben so viel Prozent der Arbeiter ein eigenes Haus besitzen; davon sind freilich 58 Prozent verschuldet, und daß ein eigenes Haus oft nur eine Last und Fessel ist, wissen unsere Land- und Bergarbeiter ja ebenfalls zur Genüge.

Sehr lehrreich sind auch die Angaben über die durchschnittliche jährliche Beschäftigungsdauer. Die 8838 Arbeiter hatten während des Jahres 404 570 Wochen Arbeit, im Durchschnitt also jeder nicht 52, sondern 45.7 Wochen. Nur ein kleiner Bruchtheil war das ganze Jahr über beschäftigt gewesen; 5939 Arbeiter hingegen hatten 50 877 Wochen, oder 978 Jahre und 21 Wochen ausfallen lassen müssen. Ermöglichte das heutige Wirthschaftssystem eine gleichmäßige Arbeitsdauer das ganze Jahr hindurch, so würde sich für den beschäftigten Arbeiter eine tägliche Arbeitszeit von 8 Stunden und 48 Minuten ergeben haben — selbst bei der heutigen Arbeitsverschwendung.

Ueber die Ursachen der Arbeitslosigkeit machen die Tabellen folgende Mittheilungen.

Es waren Prozent verursacht durch:

	Prozent der Tage der Arbeitslosigkeit
keine Arbeit	57
Krankheit	13
Krankheit und keine Arbeit	10
Unfall	1

In den übrigen Fällen lauten die Angaben der Arbeiter unbestimmter, aber vielfach ist auch hier der Mangel an Beschäftigung als Ursache beigefügt: kurze Arbeitsdauer (d. h. also: Halbtagsarbeit und ähnl.) und Stellenlosigkeit, Krankheit, kurze tägliche Arbeitsdauer und Stellenlosigkeit, Unfall und Stellenlosigkeit steht in den Listen häufig verzeichnet, ohne daß zu ersehen ist, in welche Rubrik man die Einzelfälle am Besten einreiht. Aber es ist

*) Wir ziehen hier nur die Nationen in Rücksicht, die mehr als 60 Arbeiter stellen, sonst könnten zu leicht ein paar Ausnahmen als Regel erscheinen.

Digitized by Google

schon bezeichnend genug, daß 57 Prozent aller „verlorenen" Arbeitswochen auf Mangel an Beschäftigung zurückgeführt werden, und daß diese Zahl auf 75 Prozent steigt, wenn wir die Antworten hier einschließen, in denen der Mangel an Beschäftigung neben Krankheit, Unfall, Reisen u. s. w. mitverzeichnet steht — während die Krankheit nur 13 Prozent ausmacht, beziehungsweise, wenn man alle Fälle mitberücksichtigt, wo Krankheit nebenbei als Ursache bemerkt ist, nur 23–24 Prozent, also nur $^1/_4$—$^1/_3$ des Arbeitsstillstandes durch schlechten Geschäftsgang. Die Zeit- und damit Lohnverluste durch Unfälle kommen dagegen vollends nicht in Betracht.

Für unsere deutschen Arbeiterfreunde, welche die Kranken- und Unfallversicherung als Hauptmittel gegen die wirthschaftlichen Folgen periodischer Arbeitslosigkeit betrachten, ist diese Feststellung wenig erfreulich, denn sie zeigt, daß — selbst in günstigen wirthschaftlichen Zeiten, wie sie 1890 für die bezeichneten Industrien Michigans bestanden — Unfälle und Krankheiten in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung für die Arbeiterklasse gar nicht in Vergleich zu stellen sind mit den fortwährenden Stockungen unserer Produktion, die aus den gesammten Grundlagen unseres Wirthschaftssystems mit Naturnothwendigkeit hervorwachsen.

—ms.

Paul Breitum, **Das untergehende Handwerk** und seine Rettung. Eine wirthschaftliche Studie. Elberfeld. H. Grimpe. 47 S. 30 Pf.

Das vorliegende Broschürchen ist nicht nur allgemein verständlich geschrieben, es hebt auch ganz richtig die für die behandelte Frage in Betracht kommenden Gesichtspunkte hervor. Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser, nachdem er nachgewiesen, daß dem Handwerk nicht mehr geholfen werden könne, etwas ausführlicher auf die Frage eingegangen wäre, wo die Handwerker ihre Rettung zu suchen haben. Ihre Produktionsweise ist dem Untergang verfallen; sie müssen zu einer höheren Produktionsweise übergehen. Aber dieser Uebergang wird in der kapitalistischen Gesellschaft zu ihrem Untergang; nur in einer sozialistischen Gesellschaft kann der Uebergang vom Handwerk zur Großindustrie schmerzlos vor sich gehen und zum Vortheil des bisherigen Handwerkers ausschlagen.

Aber nicht blos für die Zukunft, auch in der Gegenwart stehen die meisten Bestrebungen der Sozialdemokratie im Einklang mit den Interessen der Handwerker. Sie ist z. B. die einzige Partei, die die indirekten Steuern und den Militarismus grundsätzlich bekämpft, zwei Lasten, die den Handwerker ebenso, vielleicht noch mehr bedrücken, als den Proletarier. Wir bedauern um so mehr, daß der Verfasser diese Seiten nicht mehr hervorgehoben, als seine Arbeit gerade den richtigen Ton für eine Agitationsbroschüre getroffen hat. Sie würde, wenn in der gedachten Weise erweitert, nicht blos der Widerlegung der Bestrebungen der Innungsmeister, sondern auch der Gewinnung der Handwerker dienen. Indeß ist auch ersteres allein von Werth. Die Broschüre wird überall, wo die Handwerkerfrage eine Rolle spielt, mit Nutzen gelesen werden.

K. K.

Dr. St. Stinca, **Mediul social ca factor patologic** (das gesellschaftliche Medium als pathologischer Faktor). Bukarest, 1891. 127 S.

Da wir des Rumänischen nicht mächtig sind, müssen wir uns damit begnügen, den Verfasser seinen Standpunkt mit seinen eigenen Worten andeuten zu lassen. „Ich bin von der Ueberzeugung ausgegangen," schreibt er uns, „daß die Krankheiten der Menschen in engstem Zusammenhange mit der sozialökonomischen Struktur der Gesellschaft stehen. Diese meine Ueberzeugung habe ich, durch das aufmerksame Studium der deutschen sozialwissenschaftlichen Werke von K. Marx, F. Engels u. s. w. gewonnen, und habe auf Grund dieser meine Ansichten in vorliegender Dissertation niedergelegt." Das Thema der Arbeit ist jedenfalls ein interessantes, ebenso das beigebrachte (namentlich statistische) Material, soweit wir das beim Durchblättern ersehen konnten. Wir hoffen, daß das Buch bald in eine der westeuropäischen Kultursprachen übersetzt wird, und werden dann nicht ermangeln, unseren Lesern aus eigener Anschauung darüber zu referiren.

Digitized by Google

Notizen.

Zur „Kaufmannsbewegung in Deutschland." Der in Nr. 17 dieser Zeitschrift erschienene Artikel „Die Kaufmannsbewegung in Deutschland" bedarf unseres Erachtens einer Ergänzung. Der Herr Verfasser schildert die thatsächlichen Verhältnisse der kaufmännischen Angestellten nach den jüngst veröffentlichten Beobachtungen des Professor Adler-Freiburg und den Kundgebungen des Leipziger Handlungsgehilfen-Verbandes. Wir vermissen jedoch in seinen Ausführungen einen Hinweis darauf, daß von streng sozialistischer Seite aus schon kräftige Versuche gemacht worden sind, einmal, um die kaufmännischen Arbeiter aus ihrer Lethargie aufzurütteln, und ferner, um die schon bestehenden, allerdings arg verschwommenen, einseitigen Berufsbestrebungen zu einer klaren, zielbewußten Klassenbewegung überzuführen.

Wir halten es geradezu für geboten, daß die Leser dieser Zeitschrift auch hiervon Kenntniß erlangen, weil die junge, sozialdemokratisch-kaufmännische Bewegung mit thurmhohen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und auf die thatkräftige Unterstützung aller Sozialisten angewiesen ist. — Bei den Kaufleuten kann auch der kleinste Anfang zur Erkenntniß ihrer Klassenlage mit Freuden begrüßt werden, muß doch der Jünger Merkur's aus seinem ganzen bisherigen Ideenkreise herausgerissen werden. Gewiß würde es augenblicklich nicht schwer halten, eine „kaufmännische Partei" in Deutschland zu bilden, die auf eine stattliche Schaar von Anhängern zu rechnen hätte; aber dann müßte man dem Kleinkaufmanne vorschwatzen, daß man dem Großhandel durch Extrasteuern zu Leibe gehen wolle, um so das theure Dasein des Kleinkrämers zu verlängern; den Gehilfen müßte man erzählen, daß die Regelung der Kündigungsfristen, der Arbeitszeit, der Gehälter von der Gnade der Regierung erbettelt werden könne; endlich — last not least — müßte man Beide, Kleinkaufmann und Gehilfen, damit zu ködern suchen, daß man von Gesetzeswegen den Zustrom zum kaufmännischen Beruf eindämmen wolle, indem Befähigungsnachweise, Lehrlingsprüfungen, Hinterlegung eines bestimmten Kapitals bei der Etablirung eines Geschäfts eingeführt würden.

Das wäre eine Gründung, die sich lohnte, die ebenso wie die Antisemiten-, die Zünftlerpartei eines Augenblickserfolges sicher sein dürfte.

Aber dem Kleinkaufmann seinen Untergang, sein Hinabgleiten ins Proletariat — den Angestellten ihre Solidarität mit der gesammten Lohnarbeiterklasse predigen, das ist heut noch gefährlich, das kann heut noch keine Massenbewegung ergeben; doch ein Stamm kann gebildet werden, der sich über Ziel und Weg klar ist, der die öffentliche Meinung in Athem erhält, und der immer neue Streiter zu sich herüberzieht. Und der hat bestanden, und besteht heut kräftiger denn je. — Skizziren wir in möglichster Kürze die Thätigkeit der Sozialisten in der kaufmännischen Bewegung.

Im Jahre 1882 wurde von sozialistischen Kaufleuten in Berlin eine Bewegung eingeleitet zur Herbeiführung der Sonntagsruhe. Im Komite saßen zwar Sozialisten, Ultramontane, Hirsch-Dunckerianer friedlich beisammen; die rednerische, wie die übrige Agitation wurde jedoch von den Sozialisten bestritten. Im November 1883 entstand die „Freie Organisation junger Kaufleute," deren Vorstand überwiegend Sozialisten aufwies, deren Mitgliederzahl sich aber aus Angehörigen aller Parteien, oder auch Parteilosen rekrutirte, die einfach nur eine Besserung ihrer wirthschaftlichen Lage erstrebten, ganz gleich durch welche Mittel. — Mit dürftigsten Hilfsquellen hat es diese Vereinigung verstanden, durch unausgesetzte Agitation in Versammlungen, in der Presse, durch immer wiederholte Petitionen an die Berliner Stadtverordneten-Vertretung (in Sachen des Krankenkassenzwanges) und an den Reichstag alle Beschwerden der kaufmännischen Angestellten an die Oeffentlichkeit zu bringen. Für den Verein wurde die Zeitung „Der Handlungsgehilfe" herausgegeben, aus dem Professor Adler, wie er selbst erwähnt, wesentliches Material für seine Abhandlung geschöpft hat. Die „Freie Organisation" verschmähte, laut ihren Statuten, die „freie Vereinbarung zwischen Prinzipal und Gehilfen"; sie wollte ihre Forderungen einzig durch die Einwirkung der Gesetzgebung erreichen. Allerdings, mit den Vätern dieser Gesetzgebung, mit den Parteien selbst, wollte sie sich nicht befassen, weil dem Verein unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes die polizeiliche Auflösung gedroht hätte; namentlich aber, weil sich bei jedem schwachen Versuch, wirkliche Politik zu treiben, Meuterei in den Reihen der Mitglieder erhob.

Digitized by Google

Aber der Gedanke, daß Politik getrieben, daß auf die Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften eingewirkt werden müsse, sprengte im Jahre 1888 die „Freie Organisation" — der jedoch während der ganzen Zeit ihres Bestehens keine reaktionäre Handlung nachgesagt werden kann — und schuf im August 1889 die „Freie Vereinigung der Kaufleute" — nun nicht mehr „junger Kaufleute" —, den ersten kaufmännischen Verein, der in jeder Beziehung auf dem Boden des modernen Sozialismus steht. Die Stellung der sozialistischen Kaufleute zum Arbeiterschutzgesetzentwurf sowohl der Regierung, wie zu dem der sozialdemokratischen Fraktion erhellt am Besten aus der am 20. Mai 1890 in großer öffentlicher Versammlung angenommenen Resolution:

„In Erwägung, daß die Angestellten im Handelsgewerbe bezüglich ihrer Engagementsverhältnisse jeglichen gesetzlichen Schutzes entbehren, und sich in Folge dessen die größte Willkür seitens der Arbeitgeber auf das Drückendste fühlbar macht;

in weiterer Erwägung, daß der von der Regierung eingebrachte Arbeiterschutzgesetzentwurf die Angestellten des Handelsgewerbes nur in der Frage der Sonntagsruhe berücksichtigt, im Uebrigen aber die unbedingt nothwendige Regelung der werktäglichen Arbeitszeit und der Kündigungsfristen gänzlich unberührt läßt, und in schließlicher Erwägung, daß der Arbeiterschutzgesetzentwurf der sozialdemokratischen Fraktion die bei dem Regierungsentwurf vermißten Schutzmaßnahmen enthält, erkennt die Versammlung den Arbeiterschutzgesetzentwurf der sozialdemokratischen Fraktion als denjenigen an, welcher allein den berechtigten Forderungen der Angestellten des Handelsgewerbes Rechnung zu tragen sucht.

Allerdings entspricht derselbe nicht ganz den Wünschen und Bedürfnissen der Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen und fordert deshalb die Versammlung folgende Ergänzung des Gesetzentwurfes:

1. Die Angestellten des Handelsgewerbes dürfen an Sonn- und Feiertagen nicht länger als 5 Stunden, und zwar nicht vor 7 Uhr Morgens beginnend und nicht über 12 Uhr Mittags hinausgehend, beschäftigt werden.

2. Die Kündigungsfrist soll nicht in der Regel, sondern mindestens 4 Wochen betragen.

3. Die Gehaltszahlung soll 14tägig erfolgen.

Die Versammlung bittet die sozialdemokratische Fraktion, in diesem Sinne ihren Gesetzentwurf zu amendiren, und richtet ferner an den Reichstag die Bitte, durch Annahme dieses Gesetzentwurfes endlich einmal auch den Angestellten des Handelsgewerbes denjenigen Schutz zu verschaffen, den dieselben zur Wahrung ihrer wirthschaftlichen Existenz unbedingt fordern müssen." —

Die Frauenfrage, wegen des starken Anschwellens der Frauenarbeit im kaufmännischen Beruf besonders wichtig, ist in der „Freien Vereinigung," und genau so früher in der „Freien Organisation," nie anders als unter dem Gesichtspunkt vollster Gleichstellung und Gleichberechtigung beider Geschlechter erörtert worden.

Zur Lehrlingsfrage äußert sich der Herr Verfasser in Nr. 17 wie folgt: „Wir bemerken lediglich, daß sie (die Lehrlingsfrage) heute in kaufmännischen Kreisen durchaus noch in zünftlerischem, reaktionärem Sinne behandelt wird." Wir sagten vorhin, die „Freie Vereinigung der Kaufleute" stehe im Zeichen des modernen Sozialismus; daher ist es überflüssig, ihre Stellung zur Lehrlingsfrage noch besonders zu berühren, mit mittelalterlichem Spuk hat die Vereinigung durchaus nichts zu thun.

Das augenblickliche Streben der kaufmännischen Arbeiter muß dahin gehen, in rechtlicher Beziehung unter die Bestimmungen der Gewerbeordnung zu kommen, denn das Handelsgesetzbuch redet so gut wie gar nicht von dem Verhältniß des kaufmännischen Arbeiters zum Unternehmer; es überläßt vielmehr die Regelung fast aller Angelegenheiten dem süßen Ortsgebrauch.

Die Agitation der kaufmännischen Angestellten kann und darf sich in Nichts unterscheiden von der aller anderen Arbeiter. Allerdings ist die gewerkschaftliche Organisation im Kaufmannsgewerbe unendlich schwierig. Der Unternehmer wacht mit Eifersucht darüber, daß der Vermittler zwischen ihm und dem Lohnarbeiter ihm auch in jeder Weise mit Leib und Seele ergeben sei; und wenn derselbe Unternehmer gegen den Zusammenschluß seiner

Digitized by Google

industriellen Arbeiter in Fachvereinen vielleicht nichts einzuwenden hat, über das Thun und Treiben seines „Personals," d. h. der kaufmännischen Arbeiter, will er Gewißheit haben; wer nicht parirt, wird arretirt, hier also brotlos gemacht. Daher legen die kaufmännischen Angestellten mehr Gewicht auf die politische Seite des Kampfes.

Ist der Stein erst einmal ins Rollen gekommen, hat die Gesetzgebung erst einmal die Sonntagsruhe dekretirt, dann wird der Appetit mit dem Essen kommen, dann werden die kaufmännischen Arbeiter sich nicht allein nach Verkürzung der Arbeitszeit in den Wochentagen sehnen, sondern für deren Verwirklichung etwas thun.

Die Verlegenheit speziell der freisinnigen Partei, die als treuesten Stamm den Kaufmann in ihren Reihen kennt und schätzt, ob der von den sozialistischen Kaufleuten inszenirten Agitation ist ergötzlich mitanzusehen. Die Kaufleute sind der Thurm des Freisinns; der Thurm wird, wenn auch nicht mit einem Male in die Luft gesprengt, aber doch sicher abgetragen werden.

Die sozialistischen Kaufleute haben ein neues Organ, die „Kaufmännische Rundschau" gegründet, sie wollen ferner die Agitation ins Land tragen, und wir sind sicher, daß bei den nächsten Wahlen schon die Früchte dieser Agitation sich zeigen werden.

Albert Auerbach.

Feuilleton.

Töchter unserer Zeit.

(Schluß.)

Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von F. v. Osta.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nach Jahren.

Es war um die Reisezeit.

Auf der Promenade am See-Ufer gingen in sehr einfachen Reisekostümen Fürst und Fürstin Tronsau-Gabelshausen.

Auf einmal stutzte die Fürstin und blickte aufmerksam nach einem vorüberrollenden Landauer.

„Sieh doch, Joseph!" flüsterte sie hastig ihrem Gemahl zu, „ist das nicht Aurange?"

„Nein," entgegnete er schroff.

„Aber irrst Du Dich nicht? Ich bin sicher, ihn erkannt zu haben. Den Baron Heinrich meine ich; den Gesandten."

Der Wagen rollte weiter.

„Das war einmal wieder eine Deiner gewöhnlichen Taktlosigkeiten, meine gute Marie!" sagte der Fürst in ärgerlichem Ton. „Daß Du doch nie zu unterscheiden weißt, wann Leute gesehen werden dürfen und wann nicht! Er war doch nicht allein."

„Wie mir schien, saß neben ihm eine sehr hübsche Dame," sagte die Fürstin etwas verschüchtert.

„Das macht, daß Du eben keinen Atom von Blick hast, bestes Kind. Hübsch ist sie schon; aber hübsch und anständig ist zweierlei. Die Person hättest Du wahrscheinlich eben so gut erkannt, wie den Heinrich Aurange, wenn sie etwas mehr Natur und etwas weniger Puder und Schminke gewesen wäre. Es

Digitized by Google

war nämlich die geschiedene Fürstin Rodolensky, verwitwete Oldesloh und geborene Werdenried, die sich zur Zeit mit einem ihrer alten Verehrer, dem von seiner Gemahlin getrennt lebenden Aurange herumzutreiben scheint. Du begreifst jetzt vielleicht, warum ich ihn in dieser Gesellschaft nicht erkennen darf, insbesondere, wenn ich meine Frau am Arm führe. Es ist schade um Aurange, der so glänzende Fähigkeiten besitzt, daß er sich mit derartigen angefressenen Existenzen einläßt. Man sagt, er sei deshalb an maßgebendem Ort schlecht angeschrieben. Wenn er sich nicht etwas menagirt, verdirbt er sich noch seine Karrière."

„Die arme Feo!" sagte die Fürstin leise.

„Ich bitte Dich, den Namen dieser Person nicht mehr in den Mund zu nehmen, liebes Kind," sagte der Fürst. „Eine Dame kann das nicht thun, ohne sich zu kompromittiren."

* * *

Um dieselbe Zeit stiegen im großen Hotel am See zwei sehr vornehm aussehende, schwarzgekleidete Damen ab.

Die Aeltere der Beiden, Frau von Aurange, legte sich sogleich im kühlen Zimmer auf das Sopha, um zu schlafen.

Die jüngere, Komtesse Asta von Werdenried, trat auf den Balkon hinaus und labte die staubmüden Augen am Blau des Seespiegels und den Schneezacken des Berner Oberlands.

Auf einmal fuhr sie erbleichend zurück. In dem eben vorbeifahrenden Landauer hatte sie ihre Schwester neben Aurange erkannt.

Seit Feo ziemlich kurz nach Oldesloh's tragischem Ende, als sie nämlich die Verlobung Prinz Friedrichs mit einer ebenbürtigen Prinzessin erfahren, mit dem verkommenen, allen möglichen Lastern ergebenen polnischen Fürsten Rodolensky davongelaufen war, hatte sich ihre Familie ganz von ihr losgesagt. Kurz nach diesem neuen Schlag war die Gräfin Werdenried einem Herzleiden (Herzverfettung nannte es der Doktor) erlegen.

Asta, die ohne jede Mittel allein und hilflos zurückblieb, war durch Lenorens Vermittlung von Frau von Aurange als Reisebegleiterin und Gesellschafterin engagirt worden.

Prinz Friedrich hatte inzwischen geheirathet, und Waldow, der immer noch in Josephshagen verkehrte, behauptete, er lebe höchst solide und ehrbar auf seinen Gütern, obwohl seine hohe Gemahlin bei großer Tugend und Wohlerzogenheit die verkörperte Langeweile sei, so daß er, Waldow, in Gähnkrämpfe verfalle, sowie er nur von Weitem den Schimmer ihres Gewandes erblicke. Der Prinz sei übrigens verbauert, wortkarg und stumpf geworden und interessire sich nur noch für die Jagd. Den Eindruck eines glücklichen Menschen mache er nicht mehr.

Dann hörte man, Fürst Rodolensky habe das Delirium tremens bekommen und seine Frau habe die Scheidung beantragt.

Asta zuckte jedesmal schmerzlich zusammen, wenn die Rede auf irgend etwas mit Feo zusammenhängendes kam und lauschte doch darauf mit allen Organen. Obwohl sie ihre Schwester nicht achtete, konnte sie nicht aufhören, eine lebhafte Theilnahme für sie zu empfinden.

Jetzt, da Eugenie schlief, eilte sie herzklopfend in den Salon hinunter und ließ sich die Fremdenliste geben, da stand richtig: Princesse Rodolensky née Comtesse Werdenried.

Das Hotel, in dem Feo abgestiegen, war nur wenige Häuser entfernt. Asta konnte dem Drang nicht widerstehen, die Verlorene, nun sie der Zufall ihr so nah gebracht, einmal wieder zu sehen. Sie wußte, daß sie sofort weiter

Digitized by Google

reisen würden, sobald Eugenie erführe, daß Aurange am Ort weilte. Darum entschloß sie sich rasch.

Feo hatte nach dem Tode der Mutter ihrer Schwester brieflich Geldunterstützungen angeboten; aber Asta hatte diese Briefe nicht einmal beantwortet. Es graute ihr vor dem Geld, das sie als Sündensold betrachten mußte. Es klebte ja daran das Blut des unglücklichen Oldesloh!

Seitdem hatte auch Feo nichts wieder von sich hören lassen.

* * *

Die Fürstin Rodolensky lag im Schaukelstuhl auf der Gartenterrasse, las den neuesten Pariser Sittenroman und rauchte dazu Zigaretten. Neben ihr stand auf einem japanesischen Tischchen türkischer Kaffee und süßes Fruchtkonfekt, sowie ein Glas mit Eiswasser. Ihr stark gepudertes Gesicht trug den Ausdruck müder, verächtlicher Gleichgiltigkeit. Ihr Anzug war kostbar und auffallend.

Aber ihre Pupillen erweiterten sich, als der ehrerbietige Kellner den Besuch einer Dame meldete.

„Eine Dame?!" fragte sie mit verwunderter Betonung. „Hat sie sich nicht genannt? keine Karte abgegeben?"

„Nein Durchlaucht."

„Dann ist es natürlich eine Bettelei."

„Durchlaucht verzeihen gütigst, aber das glaube ich nicht. Dem Aussehen nach ist es eine wirkliche Dame."

„Es wird dennoch eine Bettelei sein;" meinte die Fürstin. „Aber sie soll nur kommen. — Ich lasse bitten."

Der Befrackte entfernte sich.

„Nur wenn sie sich meines Geldes erinnern, wagen sich diese „Anständigen" zuweilen in meine verpestete Nähe!" dachte Feo mit Hohn.

Aber im nächsten Augenblick sprang sie mit einem Ruf freudigen Erschreckens auf die Füße. „Asta?!"

„Ich sah Dich im Wagen," sagte Asta hastig und befangen. „Es schien so unnatürlich, Dich drei Häuser weit zu wissen, ohne nur einmal den Versuch zu machen, Dich zu sehen! Wie geht's Dir?"

Die Schwestern musterten einander mit dem Blick.

Sie glichen sich kaum mehr. Feo war sehr voll geworden und die vielfach angewandten, allgemein bekannten Toilettenkünste verwischten das Individuelle an ihr. Sie hatte die Sicherheit, das unbestimmbare Alter, welches ebenso gut fünfundzwanzig wie fünfundvierzig hätte sein können, und die haut-goût-Schönheit der vornehmeren Abenteurerin.

Asta dagegen war überschlank und ihr solider, schwarzer Reiseanzug von strenger Einfachheit. Ihr schmales, gelblich bleiches Gesicht sah melancholisch aus und zahlreiche Kummerfältchen um Augen und Mund ließen sie älter erscheinen, als sie thatsächlich war.

„Du bist doch noch bei der Aurange?" fragte Feo. „Ist sie auch hier?"

„Ja," sagte Asta, für ihre Schwester erröthend. „Sie weiß aber von Nichts."

„Du meinst von ihrem Heinrich!" lachte Feo. „Er ist augenblicklich ganz thöricht in mich verliebt und würde einen gelinden Schrecken bekommen, wenn seine theure Gattin plötzlich vor ihm auftauchte. Hoffentlich rennen sie unversehens aneinander. Es würde mir riesigen Jux machen."

„Aber Feo!" rief Asta, über diesen leichtfertigen Ton empört.

Digitized by Google

Feo nahm ein Pastellbild, das in kostbarem Ständer neben der Kaffeetasse gestanden und reichte es der Schwester.

„Ist das nicht ein Gesicht zum Verlieben?“

Asta warf einen flüchtigen Blick auf das Portrait, welches einen Männerkopf mit slavischem Typus darstellte.

„Dies Bild mit dem entzückenden Mund und dem unklaren, träumerischen, fesselnden Blick liebe ich immer noch;“ fuhr sie fort. „Es ist Rodolensky.“

„Dein Mann?!“ rief Asta, jetzt schon mehr interessirt.

„Das heißt, er war mein Mann,“ verbesserte Feo gemüthsruhig. „Jetzt ist er überhaupt kein Mann mehr, sondern ein Vieh; nein, schlimmer als das. Der Spiritus hat ihn vollkommen unterjocht. Es ist schade um ihn.“

„Feo! Wenn Du ihn geliebt hast, solltest Du ihn in seinem Elend nicht verlassen!“

Feo zuckte die Achseln. „Du sprichst, wie Du's verstehst. Ich habe das an ihm geliebt, was nicht mehr ist. Die rührende, aufopfernde Treue, von der Ihr Idealisten immer schwärmt, ist ein großer Unsinn und kein Mann verdient sie um uns. Sie lieben uns, so lange wir sie persönlich reizen und dann lassen sie uns im Stich. Wir müssen es mit ihnen ebenso machen, wenn wir nicht zu kurz kommen wollen. Und das Beste ist, daß wir die Männer gerade am stärksten fesseln, wenn wir unsere Neigung für sie am offenkundigsten mit Geringschätzung vereinigen. Sie fühlen sich erst wohl, wenn wir ihnen alles Komödiespielen erlassen. Wie erstaunt Du aussiehst, arme Asta! Nicht wahr, ich bin klug geworden? Wer aber auf sich allein gestellt wird, wie ich, der lernt, die Dinge auf seine eigene Manier anzusehen. Und dabei lernt man nicht gerade die Menschen hochschätzen, das kann ich Dir versichern. Von den sogenannten „Damen“ will ich gar nicht erst reden. Ich hasse diese Zusammensetzung aus Pedanterie, Gedankenlosigkeit und Unbarmherzigkeit! Die Männer sind besser, weil sie naturwüchsiger sind. Aber keiner von ihnen macht sich ein Gewissen daraus, den Löwenantheil des gemeinsamen Vergnügens für sich zu nehmen, uns schwachen Frauen aber die Gefolgschaft an Schuld, Leiden, Unglück und Schande allein zu überlassen. Jetzt weiß ich das und darum sind sie mir allesammt verächtlich.“

„Und trotzdem giebst Du Dich mit ihnen ab? suchst ihnen zu gefallen?!“ rief Asta.

„Ich mache es nur mit ihnen, wie die Meisten von ihnen es mit uns machen, das heißt, ich verachte sie, ohne sie entbehren zu können. Unbeschadet der mangelnden Hochachtung liebe ich sie im großen Ganzen. Dies wird bei Männern ganz natürlich gefunden, bei Frauen dagegen gilt es als Verdorbenheit, und eine Frau, die es offen ausspricht, rechnet man nicht mehr zu den anständigen Leuten. In Wahrheit, theuerste Asta, ist es genau dasselbe, genau. Nur daß die Männer Korpsgeist haben und Einer dem Anderen gönnt, auf seine Façon selig zu werden, während die Frauen aus lauter kleinlichem Neid einander hassen und keine der anderen ein Atömchen Freiheit gönnt, das sie für sich selbst nicht zu erlangen versteht. Darum, siehst Du, sind die Männer, obwohl sie uns zu ihrem Vergnügen gemüthsruhig ins Verderben locken, doch im Grunde gutmüthiger und liebenswürdiger als die Weiber.“

„Was Du da sagst, ist furchtbar!“ seufzte Asta und stand auf, um zu gehen. Aber sie sah so tief traurig aus, daß ein Zug von Mitleid über Feos Züge glitt. Ihre Augen nahmen für einen Moment den alten, weichen Ausdruck an.

„Arme Asta!“ sagte sie, der Schwester Hand ergreifend. „Ich weiß wohl,

Digitized by Google

daß auch Du mich unter die Ausgestoßenen rechnest, und daß es Dir am Herzen frißt. Aber wenn ich Eure sogenannte Gesellschaft mit ihrem streng bewahrten Anstand nicht ohnedies verachtete und haßte, so würde ich es thun, wenn ich sehe, wie sie die Tugend belohnt, für die sie jedes Opfer verlangt. Du zum Exempel! Was hast Du davon, daß Du Dich nie gegen ihre grausamen Gesetze versündigt hast? daß Du Dir lammfromm jede Beschränkung hast gefallen lassen? Wer zeichnet Dich aus? wer dankt es Dir? wer fragt nach Dir? Ein armes, älteres Fräulein bist Du, ein Wesen, das man mitlaufen läßt, weil es einmal da ist, das aber als Gesellschafterin Sklavendienste zu leisten hat, um sich den hohen Vorzug dieses beneidenswerthen Daseins zu verdienen. Das giebt Dir die Gemeinschaft der Anständigen für Deine tugendstolze Entsagung und Deine Korrektheit. Findest Du wirklich, daß es sich lohnt?"

„Ich kann nicht fühlen wie Du," sagte Asta. „Leb' wohl Feo und sei so glücklich, wie es Dir auf Deine Weise möglich ist."

Sie ging gepreßten Herzens durch die smaragdgrünen Anlagen nach ihrem Hotel zurück.

„Mein Unglück ist meine Schwachmüthigkeit," sagte sie zu sich selbst. „Ich habe nicht den Muth, ganz schlecht zu sein, wie Feo, und auch nicht den Muth, ganz gut zu sein, wie Lenore von Rosen. Ein halber Mensch, wie ich bin, drückt sich eben so durch und verdient es wahrscheinlich nicht anders."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Am Fuß einer Burgruine im Thüringer Hügelland lag der Rosen'sche Hof. Das Wohnhaus, ein zweistöckiges, weißes Bauernhaus mit Fachwerk und einer Bekleidung von Kletterrosen war alt, aber die Stallungen und Scheunen, die den Hof umgaben, hatte Kuno nacheinander gebaut.

Hinter den Stallungen floß, über Kiesel plätschernd, der Mühlbach. Auf der anderen Seite trennte eine uralte Mauer mit hoher Thorfahrt das Gehöft von der vorüberführenden Landstraße.

Eben war schwerfällig der erste Heuwagen durch die Thorfahrt in den Hof gerumpelt. Oben darauf in blauem Leinenbluschen saß ein hübscher, strammer Junge von fünf Jahren, Kuno II., der, als er seiner Mutter ansichtig wurde, aus voller Kehle Hurrah schrie.

Auch Knechte und Mägde, die den Wagen, die Heugabeln wie Gewehre über der Schulter tragend, geleiteten, begrüßten fröhlich die Herrin. „Wir bekommen heut' Alles 'rein, gnäd'ge Frau!" rief der Knecht.

„Und so schön wie's in diesem Jahr ist!" fügte die Großmagd Auguste hinzu. „Ich hab's aber erbetet, gnäd'ge Frau. Jeden Morgen hab' ich den lieben Gott um gutes Heuwetter gebeten und der Herr Pfarr' hat doch recht mit dem Gebet."

Anne-Lise stand, ihr dreijähriges Töchterchen an der Hand haltend, vor der Hausthüre. Das Kind streckte die Aermchen nach dem hochthronenden Brüderchen aus und jauchzte, die Mutter lächelte. Es war das freundlichste Bild, das sich denken läßt.

Anne-Lise war ein ganzes Theil stärker geworden und von ihrer vordem auffallenden Schönheit war auf den ersten Blick nicht mehr viel zu sehen. Sie trug ein dunkles Kattunkleid von einfachstem Schnitt, eine große Küchenschürze darüber und einen breitkrempigen Strohhut auf dem Kopf, obwohl die Mode

Digitized by Google

dieses Jahres hohe Köpfe und schmale Krempen vorschrieb. Ihr Gesicht war sonnenverbrannt und rauh geworden, noch rauher ihre Hände.

Jetzt durchschritt sie mit dem krähenden Lorle den Hof und trat unter den Thorbogen, den ein paar mächtige, in voller Blüthe stehende Linden beschatteten.

Die Hand zum Schutz gegen das helle Sonnenlicht über die Augen haltend, blickte sie aufmerksam die Landstraße entlang, bis da, wo sie sich in einem Hohlweg verlor.

Ein Kütschchen näherte sich dem Hofe.

„Sie ist es!" jubelte Anne-Lise auf und hob mit kräftigen Armen ihr kleines Mädchen hoch empor.

* * *

Eine Viertelstunde später saßen Lenore und Anne-Lise in dem mit Steinfließen ausgelegten, kühlen Flur, der zum Eßzimmer diente.

Wieder und wieder betrachteten sich die Schwestern in freudiger Rührung und reichten einander über den Tisch herüber die Hände.

„Du siehst so viel kräftiger aus als voriges Jahr!" rief Lenore, die selbst die Spuren starker Ueberanstrengung trug.

„Ja, ich werde eine behäbige Pächtersfrau," meinte Anne-Lise lächelnd. „Komm, ich streiche Dir ein Butterbrot. Unsere Butter ist wie Sahne, seit wir frisches Futter haben. Und die fette Milch wird Dir auch bekommen! Was bin ich glücklich, Dich einmal wieder hier zu haben, und Kuno auch. Paß auf, wie wir Dich herausfüttern werden, Du einzige, geliebte Lenore."

So plauderte sie und nöthigte die Schwester, deren verkümmerter Stadtappetit nicht recht wollte, zum Essen.

Lenore aber konnte sich an Anne-Lisens blühender Gesundheit und Heiterkeit gar nicht satt sehen! Sie hatte jetzt ihr jüngstes Kind auf dem Schoß, ein kleines, dickes Ding, auf dessen rundem Köpfchen das Blondhaar wie der Flaum eines jungen Vögelchens saß. Beide, Mutter und Kind, sahen aus wie das Leben selbst.

„Jetzt kann ich Dir gestehen, daß ich mich in den vergangenen Jahren sehr um Dich gesorgt habe," sagte Lenore. „Ich glaubte manchmal, die Arbeitslast, die Ihr Euch aufgeladen, sei doch für Dich zu schwer."

„Es ist mir auch nicht immer leicht geworden," gestand Anne-Lise. „Besonders in den Jahren, die die Kinder brachten, war ich oft so müde, daß ich Abends beim Einschlafen wünschte, nur nie wieder aufwachen zu müssen. Wir hatten damals auch so wenig Leute und Alles war noch nicht in rechtem Gang und uns fehlte jede praktische Erfahrung. Da hab' ich mich manchmal sehr geängstigt, ich würde zusammenbrechen und Kuno hätte zu aller anderen Last noch die einer kranken Frau. Aber es ging doch, und jetzt ist Alles in guter Ordnung; das Anwesen vergrößert sich immer mehr und wir sind Alle gesund: die Kinder und Kuno und unsere Leute und ich. Wir können sehr, sehr dankbar sein."

Nach dem Frühstück wurde das „Kleine" in seinen Korbwagen gelegt und Anne-Lise machte, von Lenoren begleitet, einen Rundgang durch Küche, Vorrathskammer und Milchgewölbe. Lenore sah, daß der Schwester aufmerksamer Blick jedes Winkelchen streifte und nichts unbeachtet ließ; sie sah dabei ernst aber wohlwollend aus, sprach mit ihren Mägden in freundlichem, ab und zu herzlichem Ton und schalt gar nicht. Dafür war sie freilich so sehr mit dem, was

Digitized by Google

sie unmittelbar umgab, beschäftigt, daß es zu einer vertieften Unterhaltung nicht recht kam. Das war keine spielende Geschäftigkeit, sondern eine Thätigkeit, die sie, so einfach sie an sich selbst erschien, ausfüllte.

Nachdem die vorliegenden Wirthschaftsangelegenheiten erledigt, gingen die Schwestern, von den beiden älteren Kindern und den Hofhunden umsprungen, den Wiesenpfad am Mühlbach entlang, um Kuno auf der Wiese zu begrüßen.

Auch jetzt fiel es Lenoren auf, wie vorwiegend Anne-Lises Aufmerksamkeit nach außen gerichtet war. Sie bemerkte jedes Fuhrwerk auf den Feldwegen, beachtete und beurtheilte mit lebhaftem Interesse den Stand des Getreides und wunderte sich, daß der Nachbar Müller sein Heu noch einmal auseinander gebreitet habe. Dazwischen bewunderte sie treulich jeden Stein und jede Blume die ihr die Kinder herbeischleppten und beantwortete eingehend die hundert possirlichen Fragen der wißbegierigen Kleinen, die die Mama offenbar für den Urquell aller Weisheit hielten.

„Wie eigenartig anregend ist dieser Verkehr mit den Kindern!“ rief Lenore, ganz betroffen von der frischen Originalität eines kleinen sokratischen Dialogs. „Jetzt weiß ich erst, warum Du unsere künstlichen und aufregenden Stadtunterhaltungen nicht allzusehr entbehrst.“

„Nicht wahr?“ entgegnete Anne-Lise mit leuchtenden Augen. „Giebts etwas unterhaltenderes, als diese kleinen Inquisitoren und etwas entzückenderes, als die andächtig gläubigen, lebensprühenden Augen? — Anfangs hab' ich mir sehr viel thörichte Sorge gemacht. Ich dachte, es werde eine unvermeidliche Folge unserer bäurischen Lebensweise sein, daß die Kinder innerlich und äußerlich gröber und stumpfer werden würden, als wir es sind. Kuno sagte zwar, das sei kein großer Schade; aber es bekümmerte mich doch. Jetzt weiß ich längst, daß es nur an uns liegt, unsere Kinder verkommen zu lassen, oder sie zu veredeln. Man darf sie eben nicht über anderen Sorgen vernachlässigen. Meine Kinder sind mein erster Gedanke und mein letzter. Da kommt Kuno!“

Er hatte die Frauen kommen sehen und ging ihnen mit großen Schritten entgegen.

Kuno war noch tiefer gebräunt, als Anne-Lise. Die leinene Joppe und die in hohen braunen Gamaschen steckenden Beinkleider umschlossen knapp seine kraftstrotzende Gestalt, deren straffe Haltung den ehemaligen Offizier erkennen ließ.

„Herzlich willkommen, Lenore,“ sagte er einfach und bot der Schwägerin die Hand zum Gruß. Aber sein Gesicht strahlte, und mit einem frohen Blick auf die Kinder und Anne-Lise fügte er hinzu: „wie gefallen sie Dir diesmal? Sind sie gut im Stande?“

„Ja, Kuno,“ sagte Lenore; „es ist eine Lust, sie zu sehen!“

Seine klaren, braunen Augen leuchteten vor Stolz und Vergnügen.

„Was meinst Du, Alte?“ sagte er, seinen Arm um Anne-Lises kräftige Taille legend, „wollen wir uns scheiden lassen, nach Berlin ziehen und wieder feine Stadtleute werden?“

Sie lehnte sich vertraulich an seine breite Schulter. „Wenn Du nichts dagegen hast,“ sagte sie vergnügt, „so bleiben wir, was wir sind.“

Druckfehlerberichtigung. In dem Artikel „Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten“ von F. A. Sorge, Nr. 16, S. 498, letzte Zeile muß es heißen „Unveräußerlichkeit“ statt „Veräußerlichkeit“ der Heimstätte.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 24. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Das preußische Herrenhaus.

Von Max Schippel.

Das Herrenhaus bildet heute im preußischen Verfassungsleben das fünfte Rad am Wagen. Aber als solches legt es Werth darauf, wenigstens von Zeit zu Zeit zu knarren.

Freilich wählt es die Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen, meistens recht unglücklich, und über bloße Heiterkeitserfolge kam es darum in den letzten Jahren selten hinaus.

Mancher unserer Leser erinnert sich vielleicht noch des väterlichen Zornes, mit dem im Jahre 1889 die Herrenhäusler ihre Kollegen in der zweiten Kammer vor dem staunend aufhorchenden Lande abkanzelten, weil letztere sich einer sträflichen Vernachlässigung ihrer Volksvertreterpflicht schuldig gemacht hatten: sie hatten bei der Etatsberathung zu viel geredet, sodaß das andere Haus zu lange auf die Vorlage warten mußte. „Es sind — meinte Herr von Stephan im Kreise der Pairs — lange Reden gehalten worden über die verschiedensten, freilich auch einige sehr wichtige Fragen, aber es giebt auch Reden, bei denen das Wort des Phocion zur Anwendung kommen kann, der zu Leosthenes sagte: Deine Reden sind lang und hoch wie Zypressen, aber sie tragen keine Früchte.... Es sind im Plenum zur Sprache gekommen Erhöhung der Gehälter, beziehungsweise Verbesserung der Rangverhältnisse oder sonstige Aufbesserung.... Die Antwort auf alle diese Reden ist ja fast regelmäßig dieselbe. Sie beginnt zunächst mit dem obligaten Dank für die Anregung des verehrten Herrn Abgeordneten, es wird dann das Interesse für die Beamten erwähnt, das sehr lebendig sei, auch bei dem Chef, und hierauf folgt die Versicherung, daß keine Gelegenheit versäumt werden wird, um den sehr begründeten Forderungen Genüge zu verschaffen, daß die Frage längst ins Auge gefaßt sei, daß aber augenblicklich nicht die Mittel vorhanden seien und es somit am Besten fehle. Ich bedauere meine Herren Kollegen vom Regierungstische, daß sie ganz dieselbe Melodie immer wieder in derselben Weise herleiern müssen (im stenographischen Bericht steht offenbar umkorrigirt: „herleisten"), und ich möchte vorschlagen, ob man nicht, um die Sache abzukürzen, dazu übergehen könnte, einen Phonographen aufzustellen, der einfach diese Sache besorgt."

Digitized by Google

Das entrüstete Abgeordnetenhaus betraute den ehemaligen Ulanenrittmeister Freiherrn von Schorlemer-Alst mit der Abfuhr des Generalpostmeisters im Speziellen und des anderen Hauses im Allgemeinen, und der streitbare Landjunker unterzog sich dieser Mühe mit einer Hingebung, daß die Pairs vor Schrecken die Sprache verloren und gar nichts mehr sagten.

Dann erinnerte man sich des Herrenhauses wieder, als es sich vor einigen Monaten über eine schnöde Zurücksetzung seitens der Regierung beschwerte — auf allen Seiten läßt man es nach Herrn von Kleist-Retzow an Respekt fehlen. Diesmal handelte es sich um das Folgende. Die Kammer, die in Preußen das Glück hat, zuerst einen Gesetzentwurf seitens der Regierung zu erhalten, bekommt insofern auch den maßgebenden Einfluß auf die schließliche Gestaltung der Vorlage, als das andere Haus dann gezwungen ist, zu der abgeänderten Vorlage einfach Ja oder Nein zu sagen, wenn nicht ein endloses Hin- und Herschicken zwischen beiden gesetzgebenden Körperschaften entstehen soll. Welche von beiden demnach zuerst von der Regierung bedacht wird, hat — wenn die Sache keinen größeren Konflikt lohnt — thatsächlich nicht nur die erste, sondern die endgiltige Entscheidung in der Hand. Als das preußische Ministerium nun nach dem Sturze Bismarck's mit einer Fluth neuer Projekte heranrückte, überwies es dem Abgeordnetenhause die Einkommen- und Gewerbesteuer, die Volksschule, die Landgemeindeordnung zur Neuregelung, dem Herrenhause aber — die Hundesteuer. Wieder sah es einen Augenblick im Oberhause recht bedenklich aus, der Sturm ging jedoch rasch vorüber, weil diese Art der Behandlung wenigstens das Gute hatte, daß man gleich wieder in die Ferien gehen konnte.

Das Herrenhaus sicherte sich dann nochmals einen großen Heiterkeitserfolg. Am Freitag den 23. Januar dieses Jahres ballten sich in seinen Räumen wieder die Wolken des Unmuthes dräuend zusammen, und diesmal trafen die Blitze den armen Amtsrichter, der in Preußen die Frevelthat beging, an die Stelle des vortrefflichen alten Patrimonialrichters zu treten, und der nun vor dem Lande blosgestellt wurde als ein Ausbund von „Versoffenheit," der Nachts seine Frau prügele und aus dem Haus jage, vor Betrunkenheit nicht einmal Protokolle unterzeichnen könne und der darum „eine ununterbrochene Aufsicht absolut nothwendig" mache. Mit furchtbarem Ernste waltete Herr von Holleben seines Zensoramtes. Wieder war das parlamentarische Leben Preußens um eine That reicher und wochenlang feierte man dieselbe in allen Witzblättern.

Und doch richtet sich sonderbarer Weise im Augenblicke auch mancher hoffende Blick auf die altehrwürdige Kammer. Der Geist der Neuerung geht im Lande umher, Regierungsmitglieder sind von ihm angekränkelt, sogar in Gesetzesvorlagen treibt er bereits seinen Spuk und das Abgeordnetenhaus ist ohnmächtig, ihn zu bannen. So soll denn das Veto des Herrenhauses Gutsherrschaft und Schulmisère vor allen Gefahren retten.

Auf der Gegenseite aber droht man angesichts dieser Sachlage — natürlich schüchtern und bescheiden, wie es sich in Preußen ziemt — mit einer Agitation gegen den Bestand des Oberhauses überhaupt.

Unter diesen Umständen dürfte ein kurzer Rückblick auf dessen Geschichte wieder einmal zeitgemäß sein. Daß wir etwa einen Nekrolog schreiben, bilden wir uns dabei nicht ein. Auch in Berlin wird man sich ohne längere und tiefere Konflikte durchzuwursteln wissen — das Herrenhaus versteht sich schon lange vortrefflich darauf, und auch die Regierung wird ohne Noth nicht auf eine Körperschaft verzichten, die gelegentlich recht bequem gegen die gewählte Volksvertretung ausgespielt werden kann.

Digitized by Google

Mit dem Ueberflusse einer ersten Kammer ist Preußen bereits seit dem Jahre 1848 gesegnet. Die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember legte der Volksvertretung sofort diesen Hemmschuh an. Immerhin sollten die Mitglieder der ersten Kammer aus Wahlen hervorgehen: die Vertretungen der Provinzen, Bezirke und Kreise sollten hierfür bestimmend sein (§§ 62 und 63 der damaligen Verfassung). Nun lagen diese Vertretungen damals noch mehr wie heute im Argen, zum Theil auch ganz im Monde; man mußte daher schleunigst ein interimistisches Wahlgesetz für die erste Kammer erlassen, das dann weiter in Geltung blieb, weil die beiden zusammengerufenen Kammern sich in dieser Frage nicht zu vereinigen wußten. Statt der imaginären Größen der Provinzial-, Bezirks- und Kreisvertretungen blieben somit als Wahlberechtigte die „Staatsbürger, die 500 Reichsthaler jährliches Einkommen haben" (Provisor. Wahlgesetz vom 6. Dezember 1848, Art. 63).

In der ersten Kammer ließ es sich besonders Herr von Stahl angelegen sein, ein „Oberhaus" zu Stande zu bringen, das vom Volke möglichst unabhängig sei; auch die 500 Reichsthaler boten ihm keine hinreichende Bürgschaft für eine konservative Gesinnung. „Die Lebenspole unseres Zustandes — deklamirte er am 22. November 1849 in der ersten Kammer — liegen in dem Gegensatze aller der Elemente, die auf dem Bande zu der Vergangenheit ruhen, gegen alle diejenigen, welche nach einer neuen Zukunft drängen, und auf dem Gegensatze des hervorragenden Reichthums gegen die mittleren und ärmeren Stände. Setzen wir nun in die Verfassung, daß die Kreis- und Provinzialvertreter die Mitglieder zur ersten Kammer wählen, so haben wir einen vorhandenen Lebenspol zerstört, indem wir ihn seines Rechts auf Vertretung beraubt haben. Wir haben es unmöglich gemacht, daß je das aristokratische Element, dies Wort in weitester Bedeutung genommen, in der ersten Kammer seine Stätte finde, dagegen haben wir die erste Kammer auf einen Lebenspol gegründet, den wir, ohne daß er wirklich vorhanden wäre, künstlich annehmen. Das gerade war die Absicht der preußischen Nationalversammlung, von der dieser ganze Gedanke herrührt. . . . Was aber haben wir für einen Grund, diese Erbschaft der Nationalversammlung heilig zu halten und einer solchen Nivellirung der Sozietät (Gesellschaft) den Stempel der immerwährenden Geltung aufzudrücken? . . . Darum, meine Herren, bitte ich Sie, bauen Sie die erste Kammer, wie ich vorgeschlagen, auf das Grundeigenthum, es ist der mächtige Pfeiler, der allein sie zu tragen im Stande ist. Meine Herren! Der Präsident der ersten Kammer, welche wirklich die erste Kammer der Welt ist, der Lordkanzler von England, sitzt auf dem Wollsack und nicht auf dem Geldsack, zum ewigen Zeichen, daß eine erste Kammer für Jahrhunderte nur auf der Grundaristokratie und nicht auf der Geldaristokratie aufgebaut werden kann. (Bravo!)"

Indeß war Herr von Stahl für die Bedeutung der städtischen Geldaristokratie durchaus nicht unempfänglich, und er schlug daher vor, daß die erste Kammer neben den volljährigen Prinzen, den ehedem reichsständigen Häusern, den acht evangelischen Generalsuperintendenten und den acht katholischen Bischöfen und den Abgeordneten der Universitäten bestehen solle aus 60 vom König in erblicher Weise ernannten Mitgliedern, die jährlich mindestens 8000 Reichsthaler aus Landbesitz beziehen — aus 60 von den größten Landeigenthümern erwählten Mitgliedern — aber weiter auch aus 40 Mitgliedern, welche von den größten Kaufleuten und Fabrikanten gewählt werden, und aus einem vom Magistrat erwählten Abgeordneten für jede Provinzhauptstadt. Für diese Zusammensetzung der ersten Kammer aus den Elementen „der Vergangenheit" warf sich Herr

Digitized by Google

von Stahl mit der ganzen Kraft seiner Rhetorik ins Zeug: „Ich gründe die erste Kammer nicht auf die Intelligenz, das ist auf die obrigkeitliche Intelligenz, die Regierungserfahrung, was der eigentliche und wahre Begriff eines Senates wäre..... Ich gründe die erste Kammer auch nicht auf die Interessen. Da müßte ich sämmtliche Interessen, großen und kleinen Besitz, großes und kleines Gewerbe, und ich müßte sie alle in gleicher Weise, in gleichem Maße vertreten lassen..... Die Interessenvertretung muß die Zukunft der zweiten Kammer sein, und darum können wir die erste Kammer nicht auf sie gründen. Ich gründe vielmehr die erste Kammer auf die Macht..... Das erste und bedeutendste Element einer solchen Macht ist die Klasse der großen Grundeigenthümer, sie ist zugleich die natürliche Repräsentantin konservativer Gesinnung. Die Grundaristokratie muß darum der Stamm, die Phalanx des Oberhauses sein; sie ist es auch gewesen zu allen Zeiten und wird es immerdar sein nach einem Naturgesetze, solange wir unsere Nahrung und Kleidung aus dem Mutterboden der Erde ziehen. Wenn die Neuzeit in ihrem Fortschritte es so weit gebracht haben wird, daß man aus stenographischen Berichten Brot backt und Tuch webt ohne Weide für die Schafe, dann wird es Zeit sein, die erste Kammer nicht mehr auf die Grundaristokratie zu gründen.... Ich beantrage ferner eine Vertretung der großen Fabrikanten und großen Kaufleute, nicht, weil ich aus der ersten Kammer eine Interessenkammer machen wollte, nicht, weil ich diese edelsten Elemente des fortschreitenden Prinzips besonders für ein Moment der ersten Kammer hielte, sondern weil die Gipfelpunkte der Industrie und des Handels eine Macht im Lande sind und es darauf ankommt, jede hervorragende Größe in die erste Kammer aufzunehmen. Die richtige Würdigung der Zeit und ihres Bedürfnisses erfordert, daß nicht die Grundaristokratie zerstört, sondern ihr eine bürgerliche Aristokratie zur Seite gestellt werde.... Ich beantrage den Eintritt der acht evangelischen Generalsuperintendenten und der acht katholischen Bischöfe. Auch die Kirche ist, Gott Lob, noch eine Macht im Lande, und die Kirche vertritt die konservative Gesinnung in eminenter und in lautester Weise. Die Kirche verkündet den Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Ehre des Königs, und die Kirche verkündet das Recht des Geringsten und die Liebe zu dem Geringsten; sie verkündet die innerste und vollste Gleichheit Aller.... Ich beantrage eine Vertretung der Universitäten.... Die deutschen Universitäten, meine Herren, sind die einzigen Anstalten, die von jener Revolution, welche die Landstände, die Zünfte, die Städteordnungen gebrochen hat, unberührt, ihren ununterbrochenen Entwicklungsgang bewahrt haben bis auf diesen Augenblick.... Es würde die Universitäten ehren, in der Vertretung des Landes zu erscheinen, wie es das Land ehren würde, daß es seine wissenschaftlichen Anstalten ehrt." Herr von Stahl schloß seine Rede mit den feierlichen Worten: „Die erste Kammer kann und soll national und populär werden dadurch, daß sie die natürlichen Zustände des Landes schützt gegen doktrinäre Experimente, dadurch, daß sie sich gerade der unteren Klassen des Volkes annimmt (!) gegen die Ausbeutung durch die Reichen und den Mittelstand,*) gegen die unbegrenzte Zersplitterung und Konkurrenz, dadurch, daß sie der Regierung nicht mit den Chikanen für Klubs und Versammlungen, dagegen mit einem wachsamen Auge auf die Finanzen (!) und mit einer steten Erregung gegen die Lethargie (!) gegenübertritt. Sie soll national und populär

*) Soll wohl heißen: annimmt „des Mittelstandes" gegen .... unbegrenzte Konkurrenz.

Digitized by Google

werden dadurch, daß sie treu und begeistert einsteht für Thron und Altar, denn Thron und Altar sind doch noch das Populärste im Lande. Sie soll populär werden dadurch, daß sie die Oriflamme dem Volke voranträgt im Kampfe gegen die Macht des Irrthums und der Zerstörung, die sich wie ein unabsehbares, der Erde entstiegenes Heer über unserem Vaterlande lagert. Sie soll national und populär werden dadurch, daß sie die wahren und heiligsten Güter der Nation vertritt. Sie soll national werden dadurch, daß sie der Stolz der Nation (!) wird ....*)

Nach dem Scheitern einer Vereinbarung zwischen den beiden Kammern forderte eine Königliche Botschaft vom 7. Januar 1850 zu einer nochmaligen Erwägung auf, indem sie zugleich Vorschläge wesentlich im Stahl'schen Sinne machte. Die zweite Kammer war unterdeß gefügiger geworden; 1849 hatte sie die erste Kammer noch aus Wahlen seitens der Selbstverwaltungsvertretungen hervorgehen lassen wollen, nur mit der Abänderung, daß ein Drittel der Mitglieder in jeder Provinz durch die Grundbesitzer, welche den höchsten Betrag an direkten Staatssteuern entrichten, gewählt werde. Jetzt nahmen beide Kammern die Verbesserungen im Stahl'schen Sinne an unter der Bedingung, daß sie erst nach zwei Jahren in Ausübung treten sollten. So kamen Artikel 65 und 66 der Verfassung vom 31. Januar 1850 zu Stande, der 7. August 1852 war als Termin für den Anfang der so zu bildenden ersten Kammer bestimmt. Bis dahin blieb es bei den 500-Thaler-Männern. Der Termin kam heran, aber ein Ausführungsgesetz über die Wahlen seitens der Höchstbesteuerten und Gemeinden brachte man nicht fertig. Eine Verordnung vom 4. August 1852 verlängerte daher das Provisorium abermals um ein Jahr. Schließlich ward in der Sitzungsperiode der Kammern von 1852/53 das Gesetz vom 7. Mai 1853, das die Artikel 65—68 der Verfassung vom 31. Januar 1850 aufhebt, vereinbart.

Dieses Gesetz räumt entschlossen mit allen Wahlberechtigungen auf und setzt an deren Stelle *ausschließlich die Berufung durch den König*, die theils mit erblicher Berechtigung, theils auf Lebenszeit erfolgen kann. Die Verordnung vom 12. Oktober 1854 regelte dann die Zusammensetzung des Herrenhauses — wie es von 1855 ab offiziell hieß — im Einzelnen, aber in offenbarem Widerspruch zu dem maßgebenden Gesetze von 1853.

Selbst Herr von Treitschke gesteht das unumwunden zu. „Die Krone — schrieb er 1873 — war nach der Verfassung nur befugt, *erbliche* oder *lebenslängliche* Mitglieder für die neue Erste Kammer zu ernennen. Aber in jenen traurigen Tagen galt die frivole Geringschätzung des Landesrechts als ein Zeichen konservativer Gesinnung, man setzte sich über die klare Vorschrift hinweg und berief auch solche Mitglieder, deren Mandat mit dem *Besitze* eines Rittergutes oder eines Amtes *erlöschen* mußte. Die zweite Kammer in ihrer unerschöpflichen Nachgiebigkeit wagte keinen nachdrücklichen Einspruch.“**)

So besteht denn das Herrenhaus heute aus Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren mit angeborenem oder verliehenen erblichem Recht auf Sitz und Stimme; ferner aber, und zwar überwiegend, aus Vertretern des eigentlichen preußischen Landadels; die Verbände der „durch ausgebreiteten Familienbesitz ausgezeichneten Geschlechter,“ des „alten und befestigten Grundbesitzes,“ der „mit Rittergütern angesessenen Grafen“ haben Präsentationsrecht, der König beruft, ohne Erbver-

*) Siebzehn parlamentarische Reden von *Stahl*. Berlin 1862, S. 53—69.

**) Das Zweikammersystem und das Herrenhaus. Preuß. Jahrbücher 31. Bd. 1873.

Digitized by Google

leihung natürlich in diesen Fällen. Dazu kommen dann noch einige Vertreter der Landesuniversitäten und der Städte, „welchen das Präsentationsrecht allerhöchst beigelegt worden ist," und die „aus besonderem allerhöchsten Vertrauen auf Lebenszeit berufenen" Personen. Von 264 Mitgliedern des Herrenhauses sind heute 196 auf Lebenszeit berufene; von diesen wieder 3 Vertreter der Stifter, 8 Vertreter der Provinzialverbände der Grafen, 10 Vertreter adliger Familienverbände, 83 Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes, 2 Vertreter erblicher Landesämter. Das giebt mit den 68 „Erblichen" schon 174 Repräsentanten der „Vergangenheit," um mit Stahl zu sprechen. Es bleiben dann noch 90 Mitglieder, bei denen das „Band zu der Vergangenheit" etwas schwächer sein kann, aber meistens nicht schwächer sein wird: 36 auf Lebenszeit vom König berufene Personen, 44 Vertreter der Städte (d. h. der Magistrate), 8 Vertreter der Landesuniversitäten; 2 Stellen sind unseres Wissens im Augenblicke frei.

Es ist somit wesentlich das preußische Landjunkerthum, das in diesem Hause seine Geschäfte besorgt und das mit der wuchtigen Vollmacht ausgerüstet ist, durch sein Veto jede Maßnahme der Regierung wie der gewählten Volksvertretung verhindern zu können. Und die Geschichte zeigt, wie die preußischen Junker diese ihre Macht auszunutzen wußten: von der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre an bis hinein in die Militärkonfliktszeit und die liberale Periode der siebziger Jahre waren die Herren stets am Platze, wo es alte Vorrechte zu erhalten und neue zu gewinnen galt. Noch 1872 konnte man den Widerstand des Herrenhauses gegen die neue Kreisordnung — mit der sich der Grundbesitz nunmehr längst ausgesöhnt hat — nur brechen durch einen Pairsschub, der das Beamtenelement wesentlich verstärkte. Aus jener Zeit stammen die schneidendsten Kritiken gegen die erste Kammer.

Dann trat das Herrenhaus mehr und mehr in den Hintergrund. Seitdem die agrarische Politik mehr und mehr zu einer Volksmacht heranwuchs und die Hauptkämpfe auf das Gebiet der Reichsgesetzgebung sich hinüberzogen, verlor diese Stütze des Junkerthums an Bedeutung und an Interesse. Erlaubten sich die Herren nicht einmal eine kleine Absonderlichkeit und erfrischten sie das Land nicht gelegentlich mit einer ungereimten Kapuzinade, so würde man von ihrem Dasein kaum etwas gespürt haben. Möglich, daß die Landgemeindeordnung ihnen wieder etwas auf die Beine hilft. Wahrscheinlich werden sie es jedoch dabei nicht einmal auf einen neuen Pairsschub ankommen lassen.

So werden wir uns auch weiter des Volksvertreters der ersten Kammer freuen können, wie ihn uns Treitschke 1873 bereits so drastisch geschildert hat. „Welche tragikomische Rolle — schreibt derselbe — spielt heute so mancher kleine Herr, der als einfacher Landedelmann und als Mitglied seines Kreistages eine sehr achtbare Erscheinung sein würde! Da sitzt er auf seinem Dorfe, hört den Pastor eifern wider das neue Heidenthum, ärgert sich an dem unbotmäßigen Gesinde und dem lästigen Selbstgefühl seiner Bauern. Mit dem Maße seiner dörflichen Erfahrungen mißt er alle Ereignisse einer ungeheuren Zeit; als ein Pair des Reichs blickt er geringschätzig herunter auf die jugendlichen Kräfte des modernen Weltverkehrs, die er kaum vom Hörensagen kennt. Kommt er zur Hauptstadt, so wohnt er auf gut bürgerlich in der chambre garnie und wähnt doch „auftreten" zu müssen als eine Stütze der Krone. Im hohen Hause sodann empfängt ihn sogleich der Kreis der Vettern und Standesgenossen; so lebt er sich ein in . . . . unbelehrbaren Dünkel. Vor einigen Monaten weissagte ein Mitglied des Herrenhauses in der Times, der Pairsschub müsse zum Umsturz des

Digitized by Google

Thrones der Hohenzollern führen; und als ein wackerer Kronsyndikus den Herren die unbestreitbare Wahrheit vorhielt, sie verdankten allesammt ihre Sitze dem Willen des Königs, da scholl ihm entrüsteter Widerspruch entgegen: die kleinen Herren glauben eine Nobility kraft eignen Rechtes zu bilden! Die natürliche Trägheit privilegirter Klassen erscheint in diesem Kleinadel ungewöhnlich reich entwickelt. Spärlich ist der Besuch, leblos sind die Debatten, wenn nicht zuweilen ein Standesinteresse die Parteileidenschaft erregt; schon 60 Mitglieder gelten als beschlußfähiges Haus. Eine kleine Koterie, ihren Führern blindlings ergeben, bildet den Schwerpunkt des Hauses .... Ein Häuflein verbrauchter Minister und verkannter Talente riß die Zügel des Herrenhauses an sich — mittelmäßige Köpfe, die der Weltgeschichte nicht verzeihen konnten, daß sie zu leicht befunden wurden." An einer anderen Stelle schreibt der wortgewaltige preußische Historiograph: „Mit Ausnahme eines kleinen Kreises von Landedelleuten aus dem Osten stimmen alle Parteien in der Geringschätzung des hohen Hauses so vollständig überein, daß es fast Ueberwindung kostet, das hundert Mal Durchgesprochene noch einmal zu sagen. Einem kräftigen Staate steht es übel an, diese vernutzte und entwürdigte Versammlung als ein todtes Glied an seinem Leibe fortzuschleppen, eine allgemein für nothwendig erachtete Reform wie die Zahlung eines bösen Wechsels immer wieder hinauszuschieben .... Das Haus ist todt; gegen eine solche Körperschaft erscheint jedes Mittel erlaubt."

Heute fallen keine so harten Worte mehr, doch nur, weil keine Regierung und kein Abgeordnetenhaus die Pairs in Preußen noch fürchtet. Sie bellen wohl, aber sie beißen nicht mehr.

César de Paepe (1841—1890).

Von **F. Domela Nieuwenhuis.**

Haag, Februar 1891.

Wenn ein treuer Freund, ein edler Mensch durch den Tod uns entrissen wird, dann wäre es undankbar, ihm kein Wort der Erinnerung nachzusenden.

Solch einer war César de Paepe, welcher eine ehrenvolle Stellung einnahm in der Bewegung des internationalen Sozialismus, und es ist für mich eine Pflicht der Freundschaft, sein Bild für den Leserkreis der „Neuen Zeit" zu skizziren.

César de Paepe wurde im Jahre 1841 zu Ostende, im Schoße einer Kleinbürgerfamilie geboren. Seine Mutter stammte von einer altadeligen aber armen vlämischen Familie. Darum lebte César in sehr bescheidenen Verhältnissen im Hause der Großmutter, welche ihm jedoch eine gute Erziehung gab. Zwölf Jahre alt, ward er in das Jesuitenkollegium in Brüssel geschickt, wo der Knabe sich nicht nur durch Intelligenz, sondern auch durch eine große Unabhängigkeit des Charakters auszeichnete. Seine freien Stunden füllte er durch Uebungen in der Typographie bei Désiré Brismée aus, einem bekannten Freidenker und späteren eifrigen Anhänger der Internationale, mit dessen Tochter de Paepe sich danach verheirathete. Siebzehn Jahre alt, begann er seine Studien an der Universität, aber zu gleicher Zeit trat er ins öffentliche Leben. So war er Setzerlehrling, Student und Agitator auf einmal. Der Tod seines Vaters zwang ihn, die Universität mit der Werkstatt zu vertauschen, um seinen Unterhalt zu finden, da seine Familie die Kosten des Studirens nicht tragen konnte, aber seine freie

Digitized by Google

Zeit benützte er, um die wichtigsten Kollegien zu frequentiren. Welche Energie zeigte dieser junge Mann, der kaum achtzehn Jahre alt, Händearbeit trieb und daneben Kopfarbeit, und doch noch Zeit fand, die sozialistische Propaganda mitzumachen! Schon früh vermählte er sich mit Henriette Brismée — er war damals 21 Jahre alt — und da er seine Einkünfte vermehren mußte, ward er Korrektor und auch Repetitor in Chemie und Physik. 1871 bekam er sein Diplom als Arzt und etablirte sich in Brüssel als praktischer Mediziner. Aber der gute Mann bekam wohl die Praxis und auch die Segnungen der armen Patienten, jedoch seine Einkünfte blieben gering.

Es gab keine Bewegung der neueren Zeit, an der nicht de Paepe sich betheiligt hätte. Er war, wie sein Freund, der bekannte Oekonom Hector Denis, an seinem Grabe sagte, Philosoph, Biolog, Psycholog, Soziolog gleichzeitig und umfaßte die verschiedensten Zweige der Wissenschaft. Sein Streben war, Einheit zu bringen in Alles, und darum interessirte ihn jede Bewegung des Geistes. Als Schüler des Positivisten Auguste Comte begann er und später studirte er die materialistischen Bücher Moleschott's und Büchner's. Als Oekonom war er im Anfange ein Schüler von Colins, ja durch Proudhon gehörte er zu den Anarchisten, wie verschiedene Artikel seiner Hand beweisen. Als Mann der That war er einer der Stifter der Internationale. Er war bei der berühmten Versammlung in St. Martin's Hall im Jahre 1864 zugegen, in der der internationale Arbeiterbund unter der Leitung von Marx begründet wurde, der der ganzen Welt Angst und Schrecken einjagen sollte. Mit ganzer Seele nahm de Paepe an der Internationale Theil. Die meisten ihrer Kongresse besuchte er, und ohne Zweifel hat er auf die Entwicklung der Assoziation viel Einfluß geübt. Als Mutualist ging er noch auf dem ersten Kongreß der Internationale in Genf 1866 mit den Proudhonisten zusammen, aber 1867 in Lausanne war er es, welcher in dem Bericht der Brüsseler Sektion seine Ideen entwickelte in Bezug auf die Aufgabe des Staates, und seiner Meinung in den Worten Ausdruck gab: „Wir glauben, daß verschiedene Mittel der Reform, vorgeschlagen durch verschiedene Sozialisten, unseres Studiums werth sind, wie die Umwandlung der Banken in Banken unentgeldlichen Kredits, der Uebergang des Grundes und Bodens in Kollektiveigenthum der Gesellschaft, die Abschaffung der Erbschaften ab intestato in gewissen Graden der Verwandtschaft, die Besteuerung der Erbschaften in direkter Linie."

Seine Resolutionen wurden verworfen, aber schon in Brüssel triumphirte er im Jahre 1868, und da hat er auch seinen Bericht über das Eigenthum vorgelesen, und seine Resolutionen wurden akzeptirt mit 30 gegen 4 Stimmen und 15 Enthaltungen.

Die Mutualisten und Kollektivisten setzten ihren Kampf in dem Brüsseler Blatte „La Liberté" fort und de Paepe vertheidigte seine Meinung gegenüber Männern wie Victor Arnould, Guillaume Degreef, Hektor Denis. Der Kongreß von Basel 1869 sanktionirte den Beschluß des vorigen Jahres und der Kollektivismus siegte glänzend. Die Streitigkeiten zwischen Marx und Bakunin führten zur Spaltung und zum Tod der Internationale, aber dieser Bund hatte seine Aufgabe erfüllt. Er hatte den Proletariern aller Länder das Bewußtsein der Nothwendigkeit des Klassenkampfes eingeprägt, und die Sozialdemokratie hielt ihren Einzug in allen Ländern. Die Zeit und die ökonomische Entwicklung mußten das weitere thun, und als die Entwicklung der Arbeiterbewegung in allen Ländern weit genug gekommen war, ist die alte Internationale wieder aufgelebt und in einem neuem Gewande und neuen Bedingungen entsprechend erstanden im Jahre 1889 in Paris.

Digitized by Google

Dem internationalen Kapitalismus gegenüber steht das internationale Proletariat nun fester da als je, denn seine Einheit ist nicht künstlich gezüchtet, sondern selbständig erwachsen. Wie unser Freund de Paepe in voller Lebenskraft der Geburt der Internationale 1864 beiwohnte, so war er auch, leider schwach und halbtodt, gegenwärtig bei ihrer Neubelebung 1889. Und wie glücklich war er, als er sah, daß das vereinte Proletariat kräftiger sei als je! Es war eine der glücklichsten Stunden seines Lebens, als er sterbend im Geiste den Sieg des Proletariats auf den Trümmern einer alten, abgelebten Gesellschaft erblickte.

Belgien und Holland standen seiner Zeit auf der Seite Bakunin's, aber de Paepe selbst war nicht auf dem Kongreß im Haag, auf dem Marx siegte, der aber für die Internationale die Todtenglocke läutete. Der Kongreß in Brüssel im Jahre 1874 gab ihm die Gelegenheit, seinen bemerkenswerthen Bericht über die öffentlichen Dienste (services publics) bekannt zu machen, ein Schriftstück, das alles Interesse verdient, denn es zeigt, welche Anknüpfungspunkte unsere heutige Gesellschaft für einen Uebergang zur neuen kollektivistisch organisirten Welt bietet. In der sozialistischen Literatur wird die Schrift de Paepe's immer ein interessantes Aktenstück bleiben, das historisch wie ökonomisch die Mühe des Studiums lohnt und als solches bleibenden Werth hat.

Als Oekonom kann er am Besten gewürdigt werden, wenn man seinen Kursus über die politische Oekonomie liest, welcher zum Theil im Druck erschienen, aber leider nicht vollendet ist. Dieser Kursus ward gehalten vor den Mitgliedern der Gewerkschaften, und verschiedene Gelehrte, wie Emile de Laveleye, Schäffle, Wagner, von Scheel und Andere haben mit Lob darüber geschrieben. Hector Denis, welcher als Professor der Oekonomie die Stellung einnimmt, die Paepe zugefallen wäre, wenn er kein thätiger Sozialist gewesen wäre, schrieb darüber das Folgende: „Dieser Kursus ist der erste Versuch, welcher in Belgien gemacht ist, der ökonomischen Wissenschaft eine neue Basis zu schaffen, gestützt auf die Resultate der Erfahrung, einerseits der Naturwissenschaft und der Physiologie, andererseits der historischen Methode und der positiven Moral. Bekannt mit den Naturwissenschaften, besonders mit der Biologie, war de Paepe der geeignete Mann für die Initiative in dieser Richtung! Er besaß die Eigenschaft, die Thatsachen der Wissenschaft zu populariſiren, und auch das Talent des Untersuchers, welcher neue Bahnen für die Wissenschaft eröffnet und sie mit neuen Experimenten zu stützen weiß."

Sein Geist umfaßte viel, manchmal zu viel, und dadurch konnte er nicht Alles ordnen und bearbeiten, wie es nöthig war. Er war ein Magazin von Gelehrtheit, aber er hatte keine Zeit und Ruhe, Alles zu bemeistern und zu klassifiziren. Durch seinen Drang, Alles zu umfassen, strebte er immer weiter und weiter. Nie zufrieden, konnte er seinen Wissensdurst nicht stillen, und wenn er meinte fertig zu sein, bemerkte er, daß er noch gar nicht am Ende sei. Wer ihn gekannt hat, den unermüdlichen Forscher und Denker, und mit ihm diskutirt hat, der erinnert sich gewiß, welche großartigen Entwürfe er im Kopfe hatte und wie wenig davon Form bekommen hat! Am Ende seines Lebens, schon beinahe sterbend, sagte er zu Malon, mit dem er in Cannes seine letzten Tage verlebte: „Was die größeren Arbeiten betrifft, welche ich seit längerer Zeit zu liefern wünschte, so habe ich auf deren Fertigstellung verzichtet, da ich sehr gut weiß, daß die Zeit, welche mir noch gegeben ist zu leben, zu kurz ist, sie genügend auszuarbeiten." Er hatte ein seltenes Talent, die Wissenschaft zu populariſiren, und war ein geborener Dozent, denn eigentlich dozirte er immer. In Folge der Vielseitigkeit seines Geistes hatte er auch nicht die Eigenschaften eines Partei-

Digitized by Google

führers, er war dafür zu wenig dogmatisch, und Parteiführer haben immer etwas dogmatisches. Der Mann der Wissenschaft zweifelt und zeigt uns jedes Ding von den verschiedensten Seiten. Der Parteiführer geht vorwärts, ohne rechts oder links zu sehen, er faßt sein Ziel ins Auge und läßt sich durch Nichts irre machen. In der Furcht, dieser oder jener Meinung Unrecht zu thun, war de Paepe immer beschäftigt, das relative Recht beider Anschauungen zu vertheidigen. Er war ein Mann, geschaffen für Kongresse und für gesetzgebende Körper, wo er leider nie einen Platz fand bei dem so sehr beschränkten Wahlrecht Belgiens. Er liebte auch die Kongresse und gehörte zu ihren eifrigsten Besuchern. Wie oft trieb er mich an, Kongresse zu besuchen, da er wußte, daß ich für die rednerischen und kulinarischen Genüsse der meisten Kongresse sehr wenig Sinn habe, und ich meistens, wenn auch mit Illusionen kommend, vollkommen desillusionirt zurück kam. Er nicht, und immer ging er mit neuem Eifer dahin. So war er, wie schon gesagt, noch mehr todt als lebend, auf dem sozialistischen Kongreß von 1889 in Paris; die Delegirten erinnern sich noch seiner, als er sich abmühte, zu sprechen, und seinen Körper beherrschte durch die Macht seines Geistes. In demselben Jahre besuchte er auch den Kooperativ-Kongreß in Paris. Selten, wenn nicht seine Börse oder seine Gesundheit ihn verhinderten, fehlte er auf einem Kongreß. So nahm er einen lebhaften Antheil an verschiedenen Kongressen in Brüssel während der Ausstellung.

Er lieferte ein Referat für den hygienischen und medizinischen Kongreß über die Organisation der Medizin als öffentlicher Dienst, über die Hygiene der Arbeit, über den Alkoholismus, ja er war Mitglied und Stifter von zwei großen Vereinen für Hygiene und Medizin in Frankreich und Belgien. Auch war er es, der auf einem anderen Kongreß die Frage der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung anregte und immer und überall dafür arbeitete. Als Freidenker besaß er großes Interesse für die internationalen Freidenkerkongresse, und auch da behandelte er verschiedene Themata über Psychologie, Moral und Religion. In Brüssel hielt er eine Reihe von Vorträgen über die Geschichte des Materialismus, über die Physiologie des Nervensystems, über die Psychologie als Naturwissenschaft. Er war Mitarbeiter verschiedener Blätter und Zeitschriften. Wer kann sie alle nennen? Zu den Blättern, für die er arbeitete, gehörten nicht nur belgische, wie „La Liberté," „Mirabeau," „Le National Belge," „La Société Nouvelle," wo er in gedrängter Form eine monatliche Uebersicht über die sozialistische Bewegung der Welt gab, „Le Peuple," vlämische Blätter wie „De Toekomst" in Gent, „De Werker" in Antwerpen u. s. w., sondern auch verschiedene französische, wie „La Revue Socialist" von Malon, „L'Ordre Social" u. s. w., und deutschen Zeitschriften, wie seiner Zeit „Die neue Gesellschaft," „Die Zukunft;" in Oesterreich die „Gleichheit," in Holland das sozialistische Organ „Recht voor Allen" und die Zeitschrift der Freidenker „De Dagerood" ꝛc. ꝛc.

Sein reicher, viel umfassender Geist arbeitete immer für Andere, und darum war, was er hatte, stets für Alle. Er wucherte mit seinen Talenten; und wenn man auch öfter gewünscht hat, daß er kritischer gewesen wäre, man las seine Artikel immer mit Interesse. Leider hatte er keine Geduld, um sich zu beschränken, und darum blieben die meisten seiner Entwürfe unvollendet.

So hätte ich gern gesehen, daß er eine soziale Hygiene für die verschiedenen Berufe geschrieben hätte, und öfter habe ich gethan was ich konnte, ihn für diesen Plan zu gewinnen, da er als Mediziner und als Soziolog die besten Eigenschaften in sich vereinte, um der Aufgabe zu entsprechen. Immer

Digitized by Google

versprach er es, aber er kam nie dazu. Und daß er der Mann war für diese Aufgabe, das hat er gezeigt in dem kleinen Büchlein über die Krankheiten der Schuhmacher. Für die Wissenschaft ist es zu bedauern, daß er das nicht gethan hat, da er eine Eigenschaft besaß, welche bei den Gelehrten meistens fehlt, er hatte Herz für die Arbeiter. Auch sein Aufsatz über Wirkungen der Ueberarbeit und des Nahrungsmangels der arbeitenden Klasse lohnt die Mühe des Lesens, wo er zeigt, daß der Mensch täglich ungefähr 330 Gramm Kohlenhydrate und 20 Gramm Stickstoff verbraucht. Diese Quantität muß nothwendig wieder ersetzt werden, und dazu braucht man mindestens 1000 Gramm Brot, welche 300 Gramm Kohlenhydrate und 10 Gramm Stickstoff enthalten, und 300 Gramm Fleisch, welche 30 Gramm Kohlenhydrate und 10 Gramm Stickstoff enthalten. Eine Arbeiterfamilie von 6 Personen — Mann, Frau und 4 Kinder, welche so viel essen als zwei Erwachsene — braucht 4000 Gramm Brot und 1200 Gramm Fleisch täglich. Wenn der Preis des Brotes per Kilogramm 30 Pfennige beträgt, und der des Fleisches per Kilogramm 1 Mark 60 Pfennige, dann braucht die Familie *nur für Nahrung* ein Minimum von $4 \times 30 = 1$ Mark 20 Pfennige für Brot und $^{12}/_{10}$ Kilogramm Fleisch für 1 Mark 92 Pfennige, zusammen täglich 3 Mark 12 Pfennige, das macht wöchentlich 21 Mark 84 Pfennige. Wenn man Wohnung, Kleidung, Licht, Feuer, Wäsche u. s. w. hinzufügt, dann kommt man auf ein Existenzminimum von 32 Mark *nur für die nothwendigsten Bedürfnisse*. Die Forderung der englischen Arbeiter: acht Stunden Arbeit und täglich acht Shilling Lohn (1 Shilling = 1 Mark) ist wahrhaftig nicht zu hoch, wenn für das Existenzminimum der Familie 32 Mark wöchentlich angenommen werden dürfen. Und wie Viele bekommen das nicht einmal und stehen weit dahinter zurück! Wie Viele haben nicht vier, sondern sechs und acht Kinder? Die ungenügende Nahrung ist die Haupturſache des elenden Alkoholismus, und wer diesen bekämpfen will, muß als ernsthafter Mann mit uns mitarbeiten für einen achtstündigen Arbeitstag.

Solche Fragen, behandelt durch einen Mann wie Dr. de Paepe, werfen ein Streiflicht auf unsere Verhältnisse, welches nicht verfehlen kann, allen Menschen mit Herz ein anderes Urtheil über die Haltung der Sozialdemokratie beizubringen. Die Wissenschaft stützt unsere Analyse der Gesellschaft, und selbst unsere größten Feinde tragen Wasser auf unsere Mühle. Darum sind wir auch unbesiegbar. Unser Freund hat dieses schon früh gesehen und mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Seele warf er sich auf den Kampfplatz, wo er blieb bis der Tod ihn gewaltsam entführte. Er war ein Opfer des Riesenkampfes unserer Tage, denn er hat mehr gethan, als von einem Menschen gefordert werden kann. Der Eifer für die gute, heilige Sache verzehrte seine Kraft. Ein ruhiges, sorgenfreies Leben hätte ihn gewiß noch längere Zeit erhalten, aber er hatte weder Ruhe noch war er sorgenfrei. Im Gegentheil, sein größter Reichthum waren seine Kinder, und immer hatte er mit Noth und Sorgen zu kämpfen. „Ich werde Proletarier bleiben mein ganzes Leben lang" — so schrieb er einmal, und er hat die ganze Unsicherheit des Proletariats, alle Schmerzen der Armuth gekannt. Jedoch nichts war im Stande, seine Kraft, seinen Muth zu brechen, und wenn nicht seine Gesundheit ihn geschwächt hätte, er wäre Sieger geblieben, denn seine Energie war beinahe grenzenlos. Er hat gelitten wie Wenige, mehr als Andere sagen können, aber sein Interesse an dem Streit unserer Tage blieb wach bis zur letzten Stunde. Kaum angekommen in Cannes, sagte er zu seinem Freunde Benoit Malon: „Mit einem Fuße stehe ich im Grabe, aber bis zur letzten Stunde bitte ich Sie, mir Alles zu erzählen, was geschieht, denn ich wünsche dem

Digitized by Google

Proletariat zu folgen in seinem Streit für die Erneuerung der Menschheit, der Erneuerung, welche einmal Allen Glück bringt."

Als die belgische Arbeiterpartei ihrem lieben Freunde César — wie er immer genannt wurde — anbot, ihn nach dem Süden auf ihre Kosten zu schicken, da seine Gesundheit das rauhe Klima des Nordens nicht ertragen konnte, weigerte er sich und seine Antwort an das Zentralkomite zeichnet den Mann. Sie lautete: „Ich weiß, welche braven Herzen den Vorschlag gethan haben, und ich fühle mich glücklich, daß er einstimmig angenommen worden ist. Jedoch kann ich den Vorschlag nicht annehmen um dieser zwei Gründe willen: Erstens in der Partei sind Tausende krank, für die ein Aufenthalt im Süden ebenso gut sein würde als für mich, und deren Tod ein ebenso großer Verlust für ihre Familie wäre als mein Tod für die meinige. Es widerstrebt mir, mein Dasein etwas zu verlängern auf Kosten der Opferwilligkeit dieser Unglücklichen, unter welchen Viele, jünger als ich, eine nützliche Rolle in der Welt ausfüllen können, indeß die meinige beinahe ausgespielt ist. Zweitens: Ich habe bis auf diesen Augenblick immer gelebt, ich und meine Familie, von meiner Arbeit. Es würde mir schwer sein, von der Großmüthigkeit meiner Freunde zu leben, die Arbeiter sind wie ich und vielfach ärmer. Wenn ich nur leben kann im Süden Frankreichs, muß man mir dort Arbeit verschaffen, daß ich dort meinen Unterhalt finde. Kann man keine Arbeit für mich finden oder kann ich die Arbeit nicht thun, so beweist das nur, daß ich unnütz bin in der Welt und daß meine Zeit vorbei ist. Ich halte nicht so viel auf das elende Ding, was man das Leben nennt, ich bin mehr geneigt mit Rabelais zu sagen: laßt den Vorhang fallen, die Komödie ist zu Ende. Denken Sie hierüber nach, mein lieber Freund, versetzen Sie sich in meine Lage und sie werden sagen, daß ich nicht anders handeln kann."

Wir billigten diese Meinung nicht, aber wir fühlten, daß nur ein Mann von feinem Gefühl diese Antwort geben könnte, und gewiß ist es hart für einen Mann von Talent, welcher nie etwas anderes gethan hat, als für Andere zu arbeiten, nicht einmal so viel zu haben, daß er für seine Gesundheit einen Wohnort wählen kann, wo es für ihn am besten ist. Aber es war hier kein Almosen, nein, die Arbeiterschaft, welche anerkannte, wie viel sie de Paepe verdankte, fühlte sich gedrängt, ihrem Freunde einen Beweis ihrer Dankbarkeit anzubieten.

Als er schließlich im Anfange des Winters von 1890 abreiste, wußte jeder seiner zahlreichen Freunde, welche ihm die Hände zum Abschied drückten, daß sie ihn wahrscheinlich nie wiedersehen würden. Man sagte: auf Wiedersehen, aber man meinte: Es erfüllt sich nicht. So schwach war er, daß er beinah auf der Reise starb, und als er mit vieler Mühe angekommen war in Cannes, brauchte er ungefähr vierzehn Tage, um sich etwas zu erholen. Eine kleine Besserung trat ein, aber kurz danach, den 19. Dezember, standen seine Freunde bei seiner Leiche. Der edle Dulder konnte nun ruhen nach einem Leben von Mühe und Kampf. Was ihm das Sterben am meisten erschwert hatte, war der Umstand, daß man am Vorabend wichtiger Ereignisse in seinem Lande stand und daß er nichts davon sehen sollte. Die Wahlbewegung, woran er lebhaften Antheil nahm, das Drängen des Volkes nach dem allgemeinen Wahlrecht trat stets mehr in den Vordergrund und die organisirten Arbeiter Belgiens stellten der Regierung die Wahl: entweder allgemeines Wahlrecht oder allgemeine Arbeitseinstellung. Noch ist die Frage nicht gelöst. De Paepe folgte der Wahlbewegung mit großem Interesse, wie jeder Bewegung, welche auf die Besserung der Arbeiterklasse abzielte. Einer der bemerkenswerthesten Momente

Digitized by Google

in der Bewegung war der, als de Paepe, fast sterbend, zu der großen Manifestation in Brüssel am 10. August 1890 im Park von St. Gilles kam, um der Versammlung von vielleicht 50 oder 70 000 Personen Muth einzusprechen und den Schwur abzunehmen, nicht zu ruhen, bis man das allgemeine Wahlrecht erobert habe. Der Eindruck dieser Handlung war großartig.

De Paepe war Kollektivist und unter den Lebendigen findet man nicht viele Leute, welche so viel gethan haben, um für den Sieg des Kollektivismus in Europa zu kämpfen, als er. Nicht immer war er das. In seiner Jugend war er, wie so Viele, Anarchist, und die Gegner haben in der letzten Zeit einige Aufsätze von ihm bekannt gemacht, worin er sich offen zum Anarchismus bekannte. Er meinte damals, daß der Anarchismus das Endziel sei, die letzte Konsequenz des demokratischen Prinzips, nachdem die verschiedenen Phasen der Entwicklung: konstitutionelle Regierung, die Republik mit einem Präsidenten, dann mit einem Ausschuß an der Spitze, endlich die direkte Gesetzgebung durch das Volk, durchlaufen seien. Später verließ er diesen Standpunkt als jedenfalls unpraktisch, obschon wir nicht wissen, inwiefern er an der Anschauung festhielt, daß die Anarchie das Endziel sein soll. Das Endziel kann sie nie sein, denn wir kennen kein Endziel. Ein Endziel ist der Stillstand und der Stillstand ist der Tod. Darum kennt die Entwicklung keine Grenzen, und wenn wir unser Ideal erreicht haben, ist schon ein neues Ideal geboren, und so lange wir bestehen, so lange werden wir immer suchen und streben, denn Streben ist Leben. De Paepe hatte ein offenes Auge für dasjenige, was praktisch erreichbar war, und darum ging er als Theoretiker vielleicht weiter als in der Praxis. Er erkannte die geschichtliche Entwicklung der Gesellschaft und wußte sehr gut, daß die Menschheit ebenso wenig als die Natur Sprünge macht, denn sie ist ein Theil der Natur und an dieselben Gesetze gebunden. Und wenn die Anarchie verwirklicht werden kann, was zweifelhaft ist, Niemand wird so naiv sein, zu meinen, daß man sie verwirklichen kann mit Menschen, welche das Produkt einer so verdorbenen Gesellschaft sind, wie die unsrige. Man kann Anarchist sein und doch praktisch an unserer Bewegung mitarbeiten, denn die meisten Fragen der Gegenwart, wie die Wahlbewegung, der Achtstundentag u. s. w. sind Fragen der Taktik, nicht des Prinzips, wie verschiedene Anarchisten sagen.

De Paepe war ein vielumfassender Mensch, welcher gearbeitet hat nach seinen besten Kräften, und wer gearbeitet hat, der hat ein Recht auf Anerkennung. Er hätte hohe Stellen erringen können, aber er wollte es nicht, denn die Sache des leidenden Volkes war die seine. Er hätte sein reichliches Theil haben können an den Genüssen des Lebens und den Gütern der Welt; aber er wollte arm und klein bleiben mit den Armen und Kleinen. Sein Herz war zu groß, um nicht zu fühlen, wie ungerecht das Loos der arbeitenden Klassen sei, und sein Geist zu klar, um nicht zu begreifen, daß ein solcher Zustand nicht dauern solle und nicht dauern könne. Und was er war, das war er ganz und gar. Sein Begräbniß war die schönste Huldigung seiner Verdienste, denn selten wurde eine Leiche von so vielen Menschen begleitet als die seine, und selten sah man so große, wahrhafte, aus dem Herzen kommende Trauer. Wie Viele konnten auch ein Zeugniß ablegen von seiner Liebe und Dienstfertigkeit! Wer klopfte an seine Wohnung ohne Rath oder Beistand zu finden? Für wen hatte er kein freundliches Wort? Das können so Viele erzählen, welche im Exil lebten und bei ihm aufgenommen wurden! Ein solches Leben kann nicht vergeblich gewesen sein, und vergessen werden solche Pioniere des Gedankens nie. Er hat sich eine Ehrensäule gestiftet in den dankbaren Herzen von Tausenden, und wenn die Geschichte des

Digitized by Google

Proletariats und der Bewegung der neueren Zeit geschrieben wird, sein Name kann nicht unerwähnt bleiben. Er gehört nicht nur Belgien an, sondern der Menschheit, und es war für mich eine Pflicht der Freundschaft, hier ein Wort der dankbaren Anerkennung dem Gedächtniß eines der Unsrigen zu widmen, um den man uns beneiden kann, denn von ihm gilt das schönste Epitheton, das gegeben werden kann: Er war ein Mensch!

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten. 1840–1850.

Von **J. A. Sorge.**

Die Entwicklung des industriellen Proletariats ist bedingt durch die Entwicklung der industriellen Bourgeoisie, die Entwicklung des Klassengegensatzes hält gleichen Schritt mit der Entwicklung der Industrie. Man muß daher, um die ökonomischen und politischen Phänomene zu begreifen, von Zeit zu Zeit die allgemeine industrielle Entwicklung des Landes betrachten und heute sei zu diesem Zwecke einem Größeren, Karl Marx, das Wort gegeben, der 1850 im letzten Hefte der Neuen Rheinischen Revue, S. 145, über die Vereinigten Staaten von Nordamerika schrieb:

„Die Krise von 1836, die hier zuerst zum Ausbruch kam und am heftigsten wüthete, dauerte fast ununterbrochen bis 1842 fort und hatte eine vollständige Umwälzung des amerikanischen Kreditsystems zur Folge. Der Handel der Vereinigten Staaten erholte sich auf dieser solideren Grundlage, Anfangs freilich sehr langsam, bis von 1844 und 1845 an die Prosperität auch hier bedeutend stieg. Sowohl die Theuerung wie die Revolutionen in Europa waren für Amerika nur Quellen des Gewinns. Von 1845—1847 gewann es durch die enorme Kornausfuhr und durch die gesteigerten Baumwollpreise von 1846. Von der Krise von 1847 wurde es nur wenig berührt. Im Jahre 1849 hatte es die größte bisherige Baumwollenernte und im Jahre 1850 gewann es ungefähr 20 Millionen Dollars durch den Ausfall der Baumwollenernte, der mit dem neuen Aufschwung der europäischen Baumwollindustrie zusammenfiel. Die Revolutionen von 1848 hatten eine große Auswanderung europäischen Kapitals nach den Vereinigten Staaten zur Folge, das theils mit den Einwanderern selbst ankam, theils in amerikanischen Staatspapieren von Europa aus angelegt wurde. Diese vermehrte Nachfrage nach amerikanischen Fonds hat die Preise derselben so gesteigert, daß sich seit Kurzem die Spekulation in New York mit großer Heftigkeit auf sie geworfen hat. Wir bleiben also trotz aller Gegenversicherungen der reaktionären Bourgeoispresse dabei, daß die einzige Staatsform, der unsere europäischen Kapitalisten Vertrauen schenken, die bürgerliche Republik ist. Es giebt überhaupt nur einen Ausdruck für das bürgerliche Vertrauen auf irgend eine Staatsform: ihre Notirung an der Börse.“*)

„Die Prosperität der Vereinigten Staaten hob sich jedoch noch mehr durch andere Ursachen. Das bewohnte Gebiet, der Markt der nordamerikanischen Union,

*) Man sehe auch heute die Kurse der amerikanischen Staatspapiere und die Subskriptionen zur letzten französischen Anleihe.

Digitized by Google

dehnte sich nach zwei Seiten mit überraschender Schnelligkeit aus. Die Vermehrung der Bevölkerung, sowohl durch die Reproduktion im Innern wie durch die fortwährend gesteigerte Einwanderung führte zur Urbarmachung ganzer Staaten und Gebiete. Wisconsin und Iowa wurden in wenig Jahren verhältnißmäßig dicht bevölkert und sämmtliche Staaten des obern Mississippigebiets erhielten bedeutenden Zuwachs an Einwanderern. Die Ausbeutung der Minen am Oberen See und die steigende Kornproduktion des ganzen Gebietes der Seen gab dem Handel und der Schifffahrt auf diesem System von großen Binnenwassern einen neuen Aufschwung, der sich noch steigern wird durch einen Akt der letzten Kongreßsession, worin dem Handel mit Kanada und Neuschottland große Erleichterungen geboten werden. Während so die (damaligen) nordwestlichen Staaten eine ganz neue Bedeutung erlangt haben, ist Oregon in wenig Jahren kolonisirt, Texas und Neu-Mexiko annektirt, Kalifornien erobert worden. Die Entdeckung der kalifornischen Goldminen setzte der amerikanischen Prosperität die Krone auf. Wir haben bereits im zweiten Heft dieser Revue, früher als irgend eine andere europäische Zeitschrift, auf die Wichtigkeit dieser Entdeckung und ihre nothwendigen Folgen für den ganzen Welthandel aufmerksam gemacht. (Siehe auch Heft 8, S. 255 Neue Zeit 1890—91.) Diese Wichtigkeit liegt nicht in der Vermehrung des Goldes durch die neuentdeckten Minen, obwohl auch diese Vermehrung der Tauschmittel keineswegs ohne günstigen Einfluß auf den allgemeinen Handel bleiben konnte. Sie liegt in dem Sporn, den der mineralische Reichthum Kaliforniens den Kapitalien auf dem ganzen Weltmarkt gab, in der Thätigkeit, worin die ganze amerikanische Westküste und die asiatische Ostküste versetzt wurde, in dem neuen Absatzmarkt, der in Kalifornien und allen vom Einfluß Kaliforniens berührten Ländern geschaffen wurde." . . .

Waren die bisherigen Mittheilungen über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten fast ausschließlich auf den Osten derselben, auf die Neu-Englandstaaten und die alten Mittelstaaten beschränkt, weil nur diese eine dichtere Bevölkerung und mit derselben eine aufstrebende Industrie besaßen, so ist in dem folgenden Zeitraume, 1840 bis 1850, auch auf den Westen, den damaligen Westen, Rücksicht zu nehmen, der die Staaten Ohio, Kentucky, Missouri, Iowa, Wisconsin, Michigan, Indiana und Illinois umfaßt. Missouri und Kentucky ausgenommen, waren dieselben von fleißigen Yankees, den Pionieren des Westens, gegründet und den Indianern abgerungen worden, und in diese riesige Fläche fruchtbaren Bodens und herrlicher Wälder ergoß sich nunmehr ein breiter Strom europäischer Einwanderer. Volkreiche Städte entstanden, besonders an den Ufern der großen Ströme und Binnenseen. So Buffalo, Cleveland und Toledo am Erie-See, Detroit am Ausfluß des Huron in den Erie-See, Milwaukee und Chicago am Michigan-See, Pittsburgh, Cincinnati und Louisville am Ohio, St. Louis am Mississippi. Eisenbahnen führten zu all' diesen Plätzen, Kanäle wurden gebaut, Dampfer belebten die Wasserstraßen, denn die wachsende Bevölkerung erzeugte nicht blos Rohprodukte in großer Menge, sondern sie hatte auch starken Bedarf an industriellen Produkten. Diesen letzteren zu decken, entstanden auch im Westen bald industrielle Etablissements mit zahlreichen Arbeitern, deren Stimme sich auf den immer häufiger stattfindenden Arbeiterkonventionen und Kongressen hören ließ im Verein mit ihren Klassengenossen des Ostens. Sie nahmen lebhaften Antheil an der Bewegung der Arbeiter im Allgemeinen und bestanden auch manches kleine Scharmützel mit ihren Ausbeutern, den bürgerlichen Unternehmern, so in Pittsburgh, in Louisville, St. Louis und anderen Plätzen.

Digitized by Google

Wie schon gesagt, wuchs die Einwanderung von Europa in diesem Jahrzehnt bedeutend. Sie bevölkerte den Westen und brachte ihn empor in Ackerbau und Industrie, besonders in ersterem; sie besetzte aber auch größtentheils die Fabriken im Osten. Die Eingewanderten bildeten einen immer größeren Bruchtheil der Arbeiterklasse dieses Landes, die Einwanderung ward ein wichtiger Faktor in der Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten, und — sowie die riesige Entwicklung des Landes in erster Linie der Einwanderung zu verdanken ist, so muß die Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten von nun an stark mit den Eingewanderten rechnen.

Die Quellen dieses Einwanderungsstromes sind in den vierziger Jahren fast ausschließlich Irland und Deutschland, und den Vorrang in der Einwanderung haben diese beiden Länder bis auf den heutigen Tag bewahrt. Während die Irländer sich vorzugsweise im Osten, den Neu-England- und Mittelstaaten, niederließen, wanderten die Deutschen in überwiegender Zahl nach dem Westen, faßten aber auch starken Fuß in den Mittelstaaten New York, New Jersey, Pennsylvanien und Maryland. In den Mittelstaaten bestand also eine ziemlich gleichmäßig gemischte Klasse von Eingewanderten, in den Neu-Englandstaaten herrschten die Irländer vor, im Westen die Deutschen.

Die wichtigste Folge der starken Einwanderung war die Proletarisirung der Arbeiter, vorerst im Osten. Hatten die bürgerlichen Unternehmer, Fabrikbesitzer und Kompagnien allerdings schon von Anfang an zahlreiche Lohnarbeiter erlangt, wenn auch nicht stets mit reinlichen Mitteln (s. Nr. 17, Neue Zeit 1890—91), so waren diese Arbeiter doch nicht „frei" genug, d. h. frei „von allen zur Verwirklichung ihrer Arbeitskraft nöthigen Sachen," denn sie waren die Söhne und Töchter der benachbarten, näher oder ferner wohnenden Bürger und Bauern; sie hatten nicht blos eine Familie, sondern auch eine Heimat, eine Heimstätte, also eine gewisse Unabhängigkeit, die den Herren und Aufsehern der Fabriken unangenehm und unbequem war. Wenn im letzten Artikel (Nr. 17, S. 545, Neue Zeit, 1890—91) berichtet ward, wie ein Aufseher sich darüber beklagte, daß er die Arbeiter nicht wie Matrosen behandeln könne, weil sie meistens dem weiblichen Geschlechte angehörten, so darf hier gesagt werden, daß der herzensgute Mann sich irrte, wohl nicht unabsichtlich, denn nicht das Geschlecht der Arbeiter hinderte ihn, seinen brutalen Instinkten zu folgen, sondern die Thatsache, daß diese Arbeiter noch einen Besitzstand, einen Rückhalt und Unabhängigkeit besaßen. Und die heiter blickende und rosig schreibende Verfasserin der kürzlich mitgetheilten Auszüge sagt: „Die Arbeitskraft war zu werthvoll, um schlecht behandelt zu werden," d. h. sich schlecht behandeln zu lassen. Uebrigens wußte sie auch ein Liedchen von schlechter Behandlung zu singen, wie wir bereits erfahren haben.

Es wurde nun allmälig Alles anders. Die neuen Ankömmlinge aus Irland (und England) besetzten nach und nach alle von den Eingeborenen aufgegebenen Plätze, die unfreien Lohnarbeiter wurden verdrängt und an ihre Stelle traten die von Allem freien Proletarier. Der Herzenswunsch der bürgerlichen Fabrikherren und Aktiengesellschaften wurde erfüllt, und die Bereicherung derselben nahm ungestörten Fortgang, bis sie in Kämpfe mit ihren feindlichen Brüdern, den Sklavenhaltern, verwickelt wurden, die ihnen den Freihandel aufhalsten. Die eingeborenen Arbeiter aber trifft der Vorwurf, daß sie in thörichter Selbstüberhebung sich nur zu häufig abseits der Arbeiterbewegung stellten, wenig Fühlung mit den Eingewanderten unterhielten und wohl gar mit den Brosamen von des Reichen Tische vorlieb nahmen, sich mit Bedientenstellen bei den herrschenden

Digitized by Google

Klassen und Ausbeutern als Schreiber, Beamte, Handlungsgehilfen u. dergl. begnügten und zu entschädigen suchten, soweit sie nicht den Wanderstab ergriffen. — Die Bourgeoisie hat keine sentimentalen Mucken und die Idylle des puritanischen Neu-England verschwand wie alle anderen vor dem Hauche der kapitalistischen Produktionsweise, welche ihren Einzug in das Yankeeland hielt, sich über das ganze Land verbreitet hat und echt international verfährt, indem sie alle Arbeiter, die eingeborenen wie die eingewanderten, in das Proletariat hinabschleudert.

Dieser Prozeß der Proletarisirung war übrigens keineswegs von kurzer Dauer. Derselbe währt heute noch, und nur in den eigentlichen Fabrikstaaten von Neu-England vollzog sich derselbe ziemlich rasch in den vierziger und fünfziger Jahren. Das Statistische Arbeitsbureau von Massachusets sagt in seinem ersten Bericht, 1870, S. 91, darüber: „Ungefähr von 1836 bis 1840 fanden sehr wichtige Veränderungen unter den Arbeitern statt, sowohl beim Ackerbau, wie in allen Zweigen der Industrie. Die überreiche (profuse) Einwanderung aus Irland, von denen Tausende ihre Heimstätte verließen, um neue in einem gesegneteren Lande zu suchen, drängte sich in alle Felder der Arbeit und verdrängte die früheren Inhaber. Unter dem Vorurtheil der Nationalität und der Abnahme eingeborener Arbeitskräfte zogen sich die Eingeborenen zurück; das amerikanische Element, die in unseren öffentlichen (common) Schulen erzogenen Töchter unabhängiger Farmer, die für sich selbst denken und handeln konnten, die Recht von Unrecht unterschieden, anständige Behandlung von Bedrückung, erkenntlich für die erstere waren und der letzteren sich nicht unterwerfen wollten — sie verließen Mühlen und Fabriken und all' die älteren Etablissements und können nicht mehr darin gefunden werden. Ihre alten Plätze sowohl wie die neu eröffneten wurden mit frisch eingewanderten Ankömmlingen besetzt." — Hinzugefügt wird aber sofort: „Unzweifelhaft hätten die neuen und ausgedehnteren Etablissements ohne diese Zufuhr thatsächlich nicht betrieben werden können, da das amerikanische Element durchaus nicht (by no means) im Stande war, die nöthige große Anzahl zu stellen. Die Begründung anderer Industriezweige, besonders der Schuh- und Lederfabrikation, zog ebenfalls zahlreiche neue Arbeiter an sich, während Tausende bei dem Bau von Kanälen und Eisenbahnen Beschäftigung fanden."

Auf Seite 119 desselben Berichts findet sich folgendes Zeugniß einer eingeborenen Fabrikarbeiterin aus dem Jahre 1869: „Vor 20 Jahren hatte unser Aufseher lauter amerikanische Mädchen, aber jetzt fast gar keine, er zieht Fremde (foreigners) vor, weil sie, wie die Irländer, nicht vom Lande (von ländlichen Heimstätten) kommen, sondern in der Stadt (am Orte selbst) wohnen und das ganze Jahr an der Arbeit in der Fabrik sind und keine Ferien machen, und weil er ihnen Lohnreduktionen leichter und mit weniger Beschwerden aufnöthigen kann. . . . . Während der letzten 20 Jahre hat sich die Nationalität der Arbeiter gänzlich umgestaltet." In einer Brochüre, „Arguments on the hours of Labor," einem Vortrag vor dem betreffenden Komite des Senats von Massachusetts, sagt Mc Neill: „Die eingeborene Bevölkerung verließ die Fabriken wegen langer Stunden und kargem Lohn, (long hours and poor pay) — zwei Dinge, die immer mit einander gehen — und weil Widerstand dagegen Entlassung bedeutete."

Diese Umgestaltung der Fabrikarbeiterbevölkerung der Neu-Englandstaaten und der Mittelstaaten aus Eingeborenen in Eingewanderte wurde von den Betroffenen, den Hinausgedrängten, übel vermerkt. Anstatt sich aber mit ihren Leidensgenossen der Ausbeutung, mit den Eingewanderten, ins Vernehmen zu

Digitized by Google

setzen, denselben die Sachlage zu erläutern und gemeinsam mit denselben Front gegen die Urheber der Lage, gegen die Ausbeuter, zu machen, zogen sich die Eingeborenen, wie oben berichtet, zurück und gossen die volle Schale ihres Zornes aus über die weit schlimmer als ihre Vorgänger ausgebeuteten und behandelten Opfer der kapitalistischen Entwicklung, über die Eingewanderten, ein Verfahren, das leider viel Nachahmung gefunden, besonders in späteren Jahren. In Mc Neill's Werk, The Labor Movement, heißt es Seite 112 darüber: „Eine zahlreiche Einwanderung Fremder hatte bereits begonnen (1847) und gerieth in Konkurrenz mit amerikanischer Arbeit, sodaß Rasse gegen Rasse (sic!) kämpfte, woraus sich schließlich eine starke nativistisch-amerikanische Strömung entwickelte, die zur Organisation einer Amerikanischen (nativistischen) Partei führte. Die Arbeiterorganisationen legten ernsten Protest gegen diese Bewegung ein. Aber schließlich wurde der Fremde als Feind betrachtet, da seine Anwesenheit dem Fabrikanten die Macht gab, die Löhne immer mehr herabzudrücken bis auf das europäische Niveau." Diese nativistische (knownothing) Partei errang eine Zeit lang starke Erfolge bei den Wahlen und führte schmachvolle Blut- und Gewalt-Szenen in verschiedenen Theilen des Landes herbei, besonders in Philadelphia, Louisville, Williamsburgh 2c., bis sie unter den immer höher gehenden Wogen der Antisklavereibewegung des nächsten Jahrzehnts begraben wurde.

So tadelnswerth diese engherzigen, nativistischen Erscheinungen sein mögen, — man vergesse nicht, daß die dazu führenden Umstände äußerst provozirender Art waren. Man übertrage diese Umstände nach England, Frankreich, Deutschland, und dieselben Folgen würden wahrscheinlich eintreten, trotzdem in diesen Ländern eine gewerkschaftlich, resp. politisch und theoretisch vorgeschrittene Arbeiterklasse vorhanden ist und am öffentlichen Leben Theil nimmt. Die mitgetheilten Vorgänge sollen dadurch keineswegs beschönigt, sondern nur einem zu hastigen Urtheil vorgebeugt werden. Uebrigens hat die Arbeiterklasse der Vereinigten Staaten eine große, wahrhaft befreiende Aufgabe zu erfüllen und sich die dazu nöthigen Eigenschaften durch Kampf und Ringen anzueignen; ein Kampf und ein Ringen, die dem amerikanischen Arbeiter schwer genug gemacht werden durch gewisse Charaktereigenthümlichkeiten seiner ausbeuterischen Stammesgenossen, welche Prof. R. T. Ely in seinem schon zitirten Werke, S. 55, schildert, wie folgt:

„Als unsere Vorfahren in dieses Land kamen, spornte ihre Armuth und die reichliche Gelegenheit zum Erwerb von Reichthum sie häufig zu kurzsichtiger Ueberanstrengung an, kurzsichtig, denn während sie den heißbegehrten Reichthum erlangten, ruinirten sie gleichzeitig ihre Gesundheit, verkümmerten sie ihren Geist und verstümmelten (stunted) sie die Entwicklung aller höheren Triebe und Fähigkeiten. Als die Mittel des Genusses erworben waren, war die Fähigkeit zum Genießen geschwunden. Im Lebenserwerb hatten sie Alles verloren, was das Leben lebenswerth macht, oder, wie die Bibel sagt, sie hatten ihre eigenen Seelen, ihr echtes Selbst verloren. Dies ist wohl bekannt, aber gleiche Aufmerksamkeit hat die Thatsache nicht gefunden, daß sie auch strenge, harte Arbeitsherren (hard taskmasters) waren. Nicht zufrieden mit ihrer eigenen Ueberanstrengung, hetzten sie Weib und Kind und Angestellte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, denn das „Sonn' auf, Sonn' ab"-System herrschte allgemein in unserer früheren Geschichte. Dies gab zu Zeiten einen Normalarbeitstag von 16 Stunden. Die Arbeiter protestirten frühzeitig dagegen und die Agitation für 10 Stunden ist so alt wie die Arbeiterbewegung in diesem Lande und wird heute noch in einigen Theilen der Vereinigten Staaten fortgesetzt, obgleich sie an den meisten Plätzen wegen Erreichung des Zieles schon lange aufgehört hat." —

Digitized by Google

Die kleinbürgerlichen Reformer und Utopisten jeglicher Art trieben ihr Wesen oder eigentlich Unwesen in den vierziger Jahren noch toller als vorher. Die Lehre Fourier's besonders gewann viel Anhänger unter den „Gebildeten" und Kleinbürgern, welche verschiedene Phalansteres gründeten. Eines derselben, Brook Farm, erlangte Ruf durch die Namen seiner Theilnehmer, unter denen sich auch Chas. A. Dona befand, der jetzt Herausgeber eines der boshaftesten Bourgeoisblätter, des N. Y. Sun, ist. Horace Greeley stand an der Spitze der fourieristischen Bewegung und Assoziation, trat aber auch außerdem für die Rechte der Arbeit und für deren Organisationen auf, die häufig angegriffen wurden. — Kommunistische Kolonien wurden in vielen Staaten errichtet, meistens auf religiöser Basis, so die der Harmonisten in Pennsylvanien und der Separatisten in Ohio und Jowa, beide von Deutschen gegründet und noch heute bestehend. Die Shaker, meistens Amerikaner, haben ihren Hauptsitz in New York. Eine andere kommunistische Sekte von Amerikanern, die sogenannten Perfektionisten, führte lange Jahre eine Kolonie in Oneida, N. Y., mußte aber dem Widerwillen ihrer prüden Stammesgenossen gegen die eigenthümlichen Eheeinrichtungen der Kolonie weichen durch Abschaffung derselben. — Cabet führte seine Jünger 1848 von Frankreich herüber, um Icaria zu gründen. Deutsche Kleinbürger und Arbeiter machten verschiedene Versuche zur Errichtung von Kolonien mit den bezeichnenden Namen Teutonia, Helvetia, Germania 2c. — Die Zahl dieser Unternehmungen ist so groß, daß von einer weiteren Aufzeichnung derselben hier abgesehen werden muß. Das Fazit derselben ist indessen, daß nur die auf religiöser und kapitalistischer Grundlage (auf Ausbeutung fremder Arbeit) beruhenden mehr oder weniger Erfolg hatten, während alle anderen zu Grunde gingen. Es sollte wohl dem Blödesten einleuchten, daß innerhalb der modernen bürgerlichen Gesellschaft kein Gemeinwesen bestehen oder aufkommen könne, welches sich nicht in irgend einer Weise in den Rahmen dieser auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaft einpaßt. Immerhin scheint der alte Spruch: „mundus vult decipi" seine Bedeutung noch zu bewahren. — Auch die Owenisten waren noch thätig und beriefen sogar zum Oktober 1845 einen Weltkongreß (all worlds congress) nach New York. Alle Welt aber fehlte, der Kongreß ging resultatlos auseinander und überließ Feld und Saal dem Industrialkongreß, von dem unten die Rede sein wird.

Im März 1845 war in Boston die „New England Workingmens Association" gegründet worden, die ihren ersten jährlichen Kongreß am 28. Mai desselben Jahres in derselben Stadt abhielt. Fourieristen und kleinbürgerliche Reformer führten darin das große Wort und verfaßten zahlreiche Resolutionen. Auch die Abolitionisten waren stark vertreten. Es wurde beschlossen, alle Kandidaten zu öffentlichen Aemtern wegen ihrer Stellung zu den Bestrebungen der New England Workingmens Association zu interpelliren und eine ganze Reihe von Delegaten zu der Konvention der New Yorker National-Reform-Association erwählt, von denen Wendell Philipps, Wm. Lloyd Garrison, Chas. A. Dona und Theo. Parker zu nennen sind. Diese New England Workingmens Association beförderte auch Kooperativunternehmungen (distributiver Art), griff die Sklaverei heftig an und hielt große Versammlungen während der nächsten Jahre in den bedeutendsten Orten ab, so z. B. in Lowell, Lynn, Manchester und Fall River. Praktischen Einfluß erlangten sie nicht, aber sie hielten das öffentliche Interesse an verschiedenen wichtigen Fragen wach und suchten den Gesichtskreis der dabei Interessirten zu erweitern, auch durch Einrichtung von Lesezimmern und Bibliotheken. Der Name der Assoziation verschwindet Anfang der fünfziger Jahre.

Digitized by Google

Zum 16. Juli 1845 wurde in New York eine Arbeiterversammlung nach Croton Hall berufen und der betreffende Aufruf zu derselben giebt an, daß in der Stadt New York allein 65 000 Paupers, also ein Sechstel der Bevölkerung, im Elend seien, daß die Arbeitslöhne immer mehr zu Hungerlöhnen herabsinken und daß die weißen Arbeiter des Nordens sich in schlechterer Lage befinden, als die Negersklaven im Süden. Mit Ausnahme eines Arztes war der Aufruf sonst nur von Handarbeitern unterzeichnet. Unzweifelhaft hatte diese Agitation und Versammlung Einfluß und Bezug auf den schon erwähnten ersten Industrialkongreß, welcher am 12. Oktober 1845 in New York eröffnet wurde und zahlreich aus allen Theilen des Landes beschickt war, wie schon die Beamtenliste zeigt; Präsident war W. S. Wait von Illinois, Vizepräsidenten Chas. Douglas von Connecticut, E. N. Kellogg von New Jersey und John Ferral von Pennsylvanien. Frau Sarah G. Bagley vertrat die Frauen-Arbeits-Reform-Assoziation von Lowell, Mass., eine Frucht der in jener Zeit ziemlich lebhaften Bewegung unter den Fabrikarbeiterinnen der Neu-Englandstaaten, welche durch die Einwanderer aus ihrem „Eldorado," aus ihrem „Mekka" herausgeworfen wurden. Der Kongreß scheint hervorgegangen zu sein aus einer Vereinigung der verschiedenen Reformassoziationen des Landes mit einer „Young America" genannten geheimen Verbindung schwärmerisch angelegter Kleinbürger und Arbeiter. Die Geheimnißkrämerei, gleich dem Sektenwesen eine National-Untugend der Eingeborenen, ja eine Charakterschwäche derselben, spielt also schon frühzeitig eine Rolle dahier, und dieser erste Industrialkongreß entwarf seine Statuten und berief die nachfolgenden Kongresse auf der Grundlage einer geheimen Organisation. In den Statuten ist neben den herkömmlichen Redensarten von Gleichheit, Freiheit u. dgl. und der Betonung von Frei-Land, d. h. einer Heimstätte für Jedermann, nur bemerkenswerth, daß die Frauen als gleichberechtigt anerkannt werden und daß kein Unternehmer, Aufseher oder Superintendant (employer, overseer or superint.) in die „Brüderschaft" aufgenommen werden sollte. Ihre „Grundlage einer neuen moralischen Regierung" empfehlen sie dann den „Farmern, Handwerkern und Arbeitern" der Vereinigten Staaten.

Nach außen hin wurde der Name „National-Reform-Association" gebraucht und im Frühjahr 1846 eine Wahlkampagne in New York eingeleitet, die allerdings nur wenig direkte Stimmen (715 in der Stadt New York) herauslockte, aber durch Abmachungen oder Verbindung mit anderen bürgerlichen Parteien einige Anhänger der National-Reform-Assoziation in die Verfassungskonvention brachte, — unter ihnen — der Kuriosität halber sei's erwähnt — Samuel J. Tilden, den späteren langjährigen Bannerträger der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten.

Der zweite Industrialkongreß fand im Juni 1846 in Boston statt. Derselbe verlangte Beschränkung des Grundbesitzes, Sicherung der Heimstätte vor Beschlagnahme, Einstellung des Verkaufs von öffentlichen Ländereien und — die Zehnstundenarbeit für alle öffentlichen Arbeiten. Er beschäftigte sich auch mit der Gewerkschaftsfrage und faßte scharfe Beschlüsse gegen den Krieg mit Mexiko wegen Texas und gegen einen damals drohenden Krieg mit England wegen Oregon, wozu er ganz besonders veranlaßt wurde durch eine Adresse der Fraternal Democrats (Chartisten) von London, unterzeichnet von dem alten Chartistenführer Geo. Julian Harney. An den Kongreß der Vereinigten Staaten wurde eine Denkschrift gesandt gegen den Verkauf der öffentlichen Ländereien und gegen den Krieg. Es wurde ferner die Abschaffung der stehenden Armee gefordert, sowie — interessant genug — daß die Mitglieder des Kongresses der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten und alle anderen Staatsbeamten keine höhere Bezahlung erhalten sollten als Arbeiter. — Von ferneren Zusammenkünften dieser National-Reform-Association wird fast gar nichts mehr gemeldet, außer der magern Notiz, daß ein Industrialkongreß im Juni 1850 zu Chicago abgehalten wurde. Das Gros der kleinbürgerlichen Anhänger ging unzweifelhaft über zu der Free-Soil-Party (Freilandpartei), einer politischen Landreformpartei, die ungefähr von 1845—1855 bestand. Die Arbeiter aber mußten an ihre nächstliegenden Interessen denken und hatten schwer zu kämpfen um die Verkürzung der Arbeitszeit sowohl, wie um Aufrechthaltung und Erhöhung ihrer Löhne durch Stärkung und Vervollkommnung ihrer Organisation und durch Druck auf die Gesetzgebung.

Die Zusammenfassung verschiedener Ortsvereine in größere Verbände, sowie die Ausdehnung der Organisationen auf weitere Gebiete hat in den vierziger Jahren keine Fortschritte aufzuweisen, da die Einwanderung zu stark und der Drang nach dem Westen zu groß war. Die einzige Ausnahme davon bilden wohl die Teppichweber, welche im Jahre 1846 einen Gewerkschaftskongreß in New York abhielten, um sich gegen drohende Lohnreduktionen zu schützen. Sie versuchten sich deshalb mit den Unternehmern ins Einvernehmen zu setzen, doch ließen letztere sich nicht darauf ein und nur zwei derselben fanden sich zur Besprechung ein. Zahlreiche Lokalorganisationen der verschiedenen Gewerke wurden aber in diesem Zeitraume gebildet, so z. B. außer den im letzten Bericht angeführten von den Glasbläsern, Eisengießern, Formern, Maschinisten, Zigarrenmachern, Schreinern, Kesselschmieden, Holzbildhauern, Wagnern und Stellmachern, Klempnern, Spinnern 2c. Die europäischen Revolutionen von 1848 übten anregenden Einfluß aus, sowie die fast gleichzeitig erfolgende Besitzergreifung von Kalifornien und die Entdeckung der Goldminen daselbst, und Ende der vierziger Jahre erfuhren daher die Arbeiterorganisationen einen ganz besonderen Aufschwung, dessen Folgen sich indessen erst im nächsten Jahrzehnt zeigten. Angriffe auf diese Organisationen seitens der bürgerlichen Unternehmer kamen häufig vor, wurden aber meistens siegreich abgeschlagen und die Arbeiter in Massachusets errangen einen besonderen Erfolg, indem das höchste Gericht des Staates nach langwierigen Prozeßverhandlungen im Jahre 1842 die alten conspiracy laws — Verschwörungsgesetze — als *nicht* anwendbar auf die Gewerkschaften erklärte.

Wohl hatte die Agitation der Baugewerke in den dreißiger Jahren und die Verordnung des Präsidenten van Buren Bresche in die 13- und 14stündige Arbeitszeit geschossen, aber es kostete große Mühe, den gewonnenen Vortheil zu behaupten, und noch größere, um ihn auf andere Gewerke auszudehnen. Versuchte doch die Bundesregierung selbst, die Zehnstundenregel abzuschaffen oder zu umgehen (1845), und mußte durch einen Ausstand gezwungen werden, den Arbeitern ihr Wort zu halten. Im Juni 1845 standen ungefähr 4000 Arbeiter in Pittsburg aus, um die 10 Stunden zu erlangen, mußten aber nach 5wöchentlichem Kampfe zu den alten Bedingungen wieder an die Arbeit gehen. Ein weißer Rabe unter den Unternehmern, die Firma Knapp & Totten in demselben Pittsburg, bewilligte ihren Arbeitern ein Jahr oder zwei später aus eigenem Antriebe die 10 Stunden, und bei einem deswegen abgehaltenen Feste erklärte Herr Totten, daß das nicht genug sei, und daß er bald die Einführung der 8 Stunden zu erleben hoffe. Einen schwachen Schimmer dieser Hoffnung erblickte der vernünftige Mann noch, denn die Schiffszimmerer und Kalfaterer von New York errangen sich im Jahre 1849 die 8 Stunden für alle Reparaturarbeiten. Die Maschinisten von Boston verlangten im Mai 1847 die Zehnstundenarbeit und drohten im Weigerungsfalle ein Kooperativunternehmen zu gründen.

Digitized by Google

Der Legislatur von Massachusets wurden seit Anfang der vierziger Jahre jährlich zahlreiche Petitionen um ein Zehnstundengesetz unterbreitet, aber einfach ignorirt oder auf den Tisch gelegt, und die Vertreter und Wortführer der Arbeiter und Petenten wurden bedroht, eingeschüchtert, entlassen und auf die schwarze Liste gesetzt. Das Petitionskomite der Legislatur von 1846 sprach die Meinung aus: wenn ein Mensch die Kräfte und die Konstitution habe, um 14 Stunden zu arbeiten, so dürfe die Legislatur nicht einschreiten. Das abstrakte Recht der Legislatur selbst ward nicht bestritten. Im Frühjahr 1848 nahm das Unterhaus der Legislatur von Massachusetts ein Zehnstundengesetz an, der Senat aber verwarf es. Am 3. Juli 1847 erließ die Legislatur von New Hampshire das erste Zehnstundengesetz in den Vereinigten Staaten, hatte es aber mit Hilfe von Advokaten so abgefaßt und verklausulirt, daß es nutzlos war und von den Arbeitern als Schein und Trug (cheat and sham) erklärt wurde. In der Legislatur des Staates New York wurde im Januar 1847 eine Untersuchung über Arbeitszeit und Aehnliches — beantragt.

Die Annahme des Zehnstundengesetzes in England (1847) wurde von den Arbeitern der Vereinigten Staaten mit Jubel begrüßt und in vielen großen Versammlungen den englischen Arbeitern Glückwünsche dazu ausgesprochen. Unter anderen fand am 2. Juli 1847 in Albany (N. Y.) eine Massenversammlung von Handwerkern und Arbeitern statt, worin das Zehnstundengesetz als Bote und Verkündiger einer großen industriellen Reform in der alten und neuen Welt begrüßt wurde. Es wurde beschlossen, die Agitation lebhaft fortzusetzen für 10 Stunden, für die Wiederherstellung des Rechtes Aller auf den Grund und Boden, auf die Maschinen und bewegenden Kräfte u. s. w.

Das Statistische Arbeitsbureau von Massachusets sagt über diesen Zeitraum (der vierziger Jahre):

„Dieser Befehl (van Buren's) hatte die Wirkung, daß andere Schiffsbauhöfe und Werkstellen dieselbe Zeit einführten, bis es allgemeine Regel wurde, ausgenommen in den Fabrikdistrikten, wo zarte Frauen, heranwachsende junge Leute und schwache Kinder während langer Stunden beschäftigt wurden, und man schien damals zu denken und denkt heute noch, daß diese (Frauen, Mädchen und Kinder) eine so anhaltende eintönige Arbeit ertragen können, wie sie kräftigen Männern nicht zugemuthet werden sollte."

Verschiedene Arbeiterblätter wurden in diesen Jahren herausgegeben, darunter die „Voice of Industry", „The American Factory Girls Friend", „Young America", „Mechanics Mirror", „Equal Rights Advocate" u. s. f. Dem „Voice of Industry" (1845) entnehmen wir folgende Aussage eines Mädchens von höchstens 9 Jahren:

„Ich gehe zur Arbeit Morgens vor Tageslicht und verlasse sie nicht bis es dunkel ist, und kann nicht genug verdienen, um die Mutter und das Kleine zu erhalten."

Es wird ferner darin mitgetheilt, daß 1844 die Löhne (für Frauen- und Mädchenarbeit) in Lowell 2 Dollars und 1845 1 Dollar 75 Cts. per Woche betrugen. Bezugnehmend auf das Anwachsen der Dividenden um 200 Prozent und auf das gleichzeitige Sinken der Arbeitslöhne um 12½ Prozent sagt das Blatt:

„Dies ist die natürliche Folge des Zustandes der Dinge in Neu-England — je mehr Reichthum in wenigen Händen konzentrirt wird, desto ärmer wird die große Masse!"*)

*) Das Deutsch der Zitate aus Werken in englischer Sprache ist manchmal holprig und schwerfällig, weil der Verfasser dieser Berichte es sich zur Aufgabe gemacht hat, so genau und wörtlich als möglich zu übersetzen.

Digitized by Google

Werfen wir einen Blick auf die deutsche Einwanderung, welche, wie schon gemeldet, in den vierziger Jahren sehr stark war. Der Westen bekam den Löwenantheil davon, besonders Wisconsin, Illinois, Ohio, Missouri, Indiana und Michigan. Gleich ihren angelsächsischen Stammesgenossen, den Yankees, drangen sie in die Wildnisse, durchstachen die Urwälder, machten den Boden urbar und leisteten diesem Lande unschätzbare Dienste, besonders auch dadurch, daß sie, entgegen dem Raubbau der Yankees, rationelle Bodenkultur trieben und Wein- und Obstbau kultivirten. Diejenigen Deutschen aber, um welche es sich in diesen Berichten handelt, die deutschen Arbeiter, setzten sich meistens in den Städten fest. Milwaukee, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Cleveland, Buffalo sind Städte, die ihr Wachsthum und ihre Bedeutung großentheils den deutschen Arbeitern verdanken, die sich darin niedergelassen und in der Regel bestimmte Stadttheile vollständig besetzt haben. Sie haben auch selbständig zahlreiche Ortschaften gegründet, wie leicht an vielen Städtenamen zu erkennen und selbst im Süden, in New Orleans, Charleston, Savannah, Richmond und in Texas siedelten sich frühzeitig deutsche Arbeiter und Handelsbeflissene an. Außer dem Westen aber sammelten sie sich vorzugsweise in den Mittelstaaten New York, New Jersey, Pennsylvanien und Maryland. Den Neu-England-Staaten blieben sie in diesem Zeitraum gänzlich fern, kleine Streifen von Connecticut ausgenommen. Zu den eingeborenen Deutschen*) in Philadelphia gesellte sich eine große Zahl neu Eingewanderter, die auch an der Arbeiterbewegung der vierziger Jahre Theil nahmen und kurze Zeit ein eigenes Blatt, „Der Adoptivbürger," herausgaben. In Baltimore betheiligten sich die numerisch sehr starken Deutschen schon Ende der dreißiger Jahre an der dortigen Arbeiterbewegung laut Mittheilungen älterer Arbeiter, die Ende der sechziger Jahre gemacht wurden. In den vierziger Jahren wird öfters von Deutschen in Pittsburgh, Pennsylvanien und Newark, N. J., berichtet, das regste Leben unter denselben entfaltete sich aber in dem Haupthafen- und Handelsplatz der Vereinigten Staaten, in New York. Hier befand sich ein starkes Kontingent eingewanderter Deutscher, das schon Anfang der vierziger Jahre nach Tausenden gezählt wurde, meistens Arbeiter. Die Erlernung der Landessprache fiel wohl den Meisten schwer, und schon aus diesem Grunde schaarten sie sich früh in geselligen und Unterstützungsvereinen zusammen und frequentirten gewisse, von Deutschen geführte, Hallen und Vergnügungsplätze.

Bekanntlich herrschte in den dreißiger und vierziger Jahren ein reges Leben unter den zahlreichen deutschen Arbeitern der Nachbarländer Deutschlands (in der Schweiz, in Frankreich, Belgien und England), ein Leben, von dessen eigenartiger Rührigkeit außer vielem Anderen ein gewichtiges Zeugniß ablegen die historisch bedeutsamen Vereinigungen: Der Bund der Gerechten, das junge Deutschland, der Arbeiterbildungsverein in London, der Kommunistenbund. Mitglieder dieser Vereine sowohl, wie mancher andere „vielgewanderte Mann," kamen nach Amerika und Viele davon blieben Anfangs wegen ungenügender Mittel zur Weiterreise in New York und brachten neue Anregung unter ihre Landsleute, denen sie nicht selten ihre eigene Begeisterung mittheilten. So entstand schon 1844 oder Anfang 1845 ein geheimer kommunistischer Verein in New York, Jung Amerika ge-

*) In Pennsylvanien ist noch ein starker Stamm von Abkömmlingen besonders pfälzischer Einwanderer aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Dieselben nannten sich früher mit Vorliebe Deutsche und sprachen und sprechen noch einen stark mit englischen und anderen Elementen versetzten deutschen Dialekt, in welchem auch Zeitungen geschrieben werden.

Digitized by Google

nannt, eine Art Filiale des europäischen Bundes der Gerechten, und Anfang Oktober 1845 bildete sich eine öffentliche deutsche Organisation, die Sozial-Reform-Assoziation genannt, an deren zweiter Versammlung über 500 Männer und Frauen Theil nahmen. Zweigvereine wurden bald an vielen Orten des Landes gegründet, so in Philadelphia, Newark, St. Louis, Cincinnati, Baltimore, Milwaukee und anderen Orten.

Die oben erwähnte National-Reform-Association sandte schon in die erste Versammlung der deutschen Sozialreformer Beauftragte und die Deutschen schlossen sich der genannten amerikanischen Organisation an. Im Januar 1846 gründete die Sozial-Reform-Assoziation ein eigenes Wochenblatt „Der Volkstribun." Redakteur desselben war H. Kriege, dessen bombastisch-schwärmerischem Reden und Thun wohl in erster Linie das baldige Eingehen des Blattes, der Zerfall und die Fahnenflucht der Assoziation zuzuschreiben ist. Man höre nur den ersten Satz seines ersten Artikels (5. Januar 1846): „Ehe ich die Schwelle dieses verhängnißvollen Jahres überschreite, ehe ich mich hinein stürze in das endlose Kampfgewühl, das von nun an meinen Weg bezeichnen wird, ehe ich mich ganz verliere in der Liebe zu den Lebenden, kehre ich noch einmal ein bei einem großen Todten, dessen Flammengeist mich durchleuchtet, dessen heißes Herzblut mir durch die Adern pulst und dessen unendliche Hingebung an die Menschheit die letzten Schlacken der Selbstsucht aus meinem Herzen bannte."*) Sapienti sat!

Kriege bekam allerdings vom Brüsseler Deutschen Arbeiterverein (Engels, Marx, Wolff, v. Westphalen u. A. m.) eine wohlverdiente gehörige Zurechtweisung, der sich bezeichnender Weise Weitling widersetzte, fuhr aber in gleicher Weise fort und landete am Ende des Jahres wohlbehalten im Hafen der demokratischen Partei. Während die National-Reform-Assoziation auf ihrer Konvention in Boston sich scharf gegen den Krieg mit Mexiko (wegen Texas zu Gunsten des sklavenhaltenden Südens) und gegen den Krieg überhaupt aussprach, wurden unsere deutschen Sozialreformer unter Führung des genannten Kriege „Patrioten" und Chauvinisten, bliesen in das Kriegshorn der demokratischen (Sklavenhalter)-Partei und sandten mehrere Kompagnien Freiwilliger in den Feldzug gegen Mexiko; ja! sie vertheidigten sogar einen eventuellen Krieg mit England wegen Oregon in einer schwülstig-geschraubten Antwort auf eine gegen diese Kriegseventualität gerichtete Adresse von Arbeitern verschiedener Nationalität in London, die von zwei Engländern, einem Deutschen, einem Franzosen und einem Skandinavier unterzeichnet war.

Ende dieses Jahrzehnts kamen zahlreiche Achtundvierziger nach den Vereinigten Staaten, denen wir in späteren Mittheilungen wohl noch begegnen werden. Auch Weitling war darunter, von dem noch die Rede sein wird.

War im Vorhergehenden die Rede von deutschen Arbeitern und Kleinbürgern in den Vereinigten Staaten, so sei zum Schluß ausnahmsweise auch einmal die deutsche Bourgeoisie dieser Periode (in den Vereinigten Staaten) der Vergessenheit entrissen durch Mittheilung des folgenden Stückchens:

In der Stadt New York besteht seit 1784 die sogenannte „Deutsche Gesellschaft," gegründet zum Schutz und zur Unterstützung deutscher Einwanderer, und von der Staatslegislatur mit Freibrief und gewissen Privilegien versehen, eine Gesellschaft, der zu allen Zeiten die angesehensten deutschen Bürger, Kaufleute und Aerzte besonders, angehörten. Mitte April 1846 stand eine beträchtliche Zahl irischer Arbeiter an den Atlantic Docks in South Brooklyn aus, um

*) Gracchus Babeuf ist gemeint.

Digitized by Google

höheren Lohn (85 Cts. statt 65 Cts.) und die Zehnstundenarbeit (anstatt 13 Stunden) zu erlangen, und die Unternehmer waren auf dem Sprunge, diese Forderungen ganz oder theilweise zu bewilligen, als die „Deutsche Gesellschaft" auf dem Plan erschien und den Unternehmern 400 deutsche Einwanderer zu den alten Bedingungen lieferte, worauf die Irländer über die Deutschen herfielen, einen erschlugen und viele andere arbeitsunfähig machten, bis Bundestruppen einschritten. Wem hatte die „Deutsche Gesellschaft" wohl „Schutz und Unterstützung" angedeihen lassen?

Literarische Rundschau.

Die Philosophie Spinoza's. Erstmals gründlich aufgehellt und populär dargestellt von J. Stern. Mit dem Bildniß Spinoza's. Stuttgart. J. H. W. Dietz' Verlag. 1891.

Es ist schade, daß ein so brauchbares Buch sein Lob bereits im Titel selbst vorwegnimmt. Auch in der Durchführung drängt sich der Verfasser durch häufiges zitiren seiner selbst (z. B. zu Ende) ungebührlich vor. Noch weniger geht es an, die Philosophie Spinoza's so sehr mit den eigenen Zusätzen zu vermengen, daß letztere fast wie Spinoza's Gedanken erscheinen. Bloße Andeutungen führt Stern zu etwas eigenthümlichen Theorien aus. So scheint z. B. die Definition der Philosophie (26 f.) nicht als spinozistisch gerechtfertigt zu sein. Noch dazu ist die als eigene dargestellte Philosophie Stern's nicht gerade sehr tief (siehe z. B. die Anmerkung S. 43 über Raum und Zeit). Doch finden sich manche gute selbständige Gedanken des Verfassers, so einiges über die Affekte (125 und weiter).

Wie mit sich, so vermengt Stern seinen Spinoza auch mit anderen Modernen, namentlich mit Schopenhauer (z. B. 34); andererseits ist wieder die Bemühung, Spinoza mit Goethe und mit der modernen Naturwissenschaft zu vereinen (z. B. 30, 34), berechtigt, und besonders der Hinweis auf den in weiteren Kreisen noch so wenig gewürdigten deutschen Philosophen Fechner (z. B. S. 40) dankenswerth. Die allgemeine Art, wie sich Stern seinen Autor zurechtlegt, befriedigt recht wenig; mit „naturalistischer Weltanschauung" ist nur ein vieldeutiger Ausdruck mehr eingeführt, und die Ueberschätzung Spinoza's fordert zur Abwehr heraus. Schon in der Einleitung zur Uebersetzung der „Ethik" (bei Reklam) wird Spinoza als größtes Denkergenie, seine Ethik als „achtes Weltwunder" herumgerissen; und jetzt lesen wir (z. B. S. 2, 4, 6) Anpreisungen und Uebertreibungen, mit denen unseren Genossen kein wissenschaftlicher Dienst geleistet, sondern nur die Gefahr einer einseitigen Bildung nahegerückt ist. Dazu eine so geschwollene Redeweise wie die (6) von „dem theoretischen Verstand, der mit seinen weltumspannenden Gedanken die Räthsel der Weltsphinx löst und die Pforten der Wahrheit mit dem goldenen Schlüssel der Logik sprengt."

Wir haben uns dieser Vorwürfe gleich anfangs entledigt, wie man überhaupt ein Werk, das man mehr loben als tadeln will, zuerst von den schlimmen und erst dann von den günstigeren Seiten zeigt.

Und diese sind groß genug. Eine edle Popularität vor Allem, besonders das stete Streben nach Beispielen aus dem gewöhnlichen Leben (z. B. im 11. Kapitel), macht das (übrigens gut ausgestattete und selbst eines Registers nicht entbehrende) Buch zu einem empfehlenswerthen Anschaffungsgegenstand für Jeden, der allgemeines philosophisches Interesse hegt (nur freilich möchten wir es nicht als Einführung in die Philosophie empfehlen, weil dazu etwas anderes als Spinoza gewählt werden müßte). Auch noch mehr: Der Verfasser nahm es mit seiner wissenschaftlichen Verantwortung ernst und stellte z. B. die geschichtliche Bedeutung Spinoza's in das rechte Licht. Der Hinweis auf die Beeinflussung Spinoza's durch den Engländer Hobbes scheint für die Philosophiegeschichte eine dankenswerthe Anregung zu sein. Ferner tritt die Bedeutung Spinoza's für die Ueberwindung des von dem französischen Philosophen Descartes vertretenen Dualismus zwischen Seele und Leib (vgl. Spinoza's „Ethik" S. 348), der spinozistische Monismus, klar hervor (z. B. bei Stern 33). Endlich stimmen wir der Polemik gegen die Ueberschätzung Kant's auf Kosten dessen, was schon vor ihm, z. B. gerade von Spinoza, geleistet wurde, vollkommen bei.

Digitized by Google

Indem nun derjenige, welcher sich ein Bild von Spinoza's gesammter Philosophie verschaffen will, auf das Buch selbst verwiesen sei, wollen wir hier nur einen Zug hervorheben, der als charakteristisch für Spinoza bei Stern näher angedeutet ist. Während sich nämlich durch lange Zeit eine Auffassung der Strafe geltend machte, als habe man durch sie Vergeltung zu üben (Vergeltungstheorie), war es schon Spinoza, der diesem in der Luft schwebenden Idealismus einen realeren Boden vorzog: „Die Gesellschaft setzt dem individuellen Willen Schranken zu Gunsten des Gesammtwohls" (Stern in der Einleitung zur „Ethik" S. 16 und 12). Damit treten wir in eine sogenannte positivistische Rechtsphilosophie ein, und Stern giebt ihr in unserem Buch (153 ff.) einen deutlichen Ausdruck.

Hier haben wir zugleich ein Beispiel der Bedeutung Spinoza's für die uns erfüllenden modernen Gedankenbewegungen, und eine Rechtfertigung der trefflichen Wahl gerade Spinoza's zur Erfüllung unseres Publikums mit philosophischen Einsichten. Stern läßt sich keine Anwendung spinozistischer auf sozialistische Gedanken entgehen. Abgesehen von der Forderung absoluter Denk-, Rede- und Preßfreiheit (152), sind geradezu „die auf Zentralisation der Produktion gerichteten sozialen Bestrebungen unserer Zeit" mit Stellen bei Spinoza in Zusammenhang gebracht (Einleitung zur „Ethik" S. 6, im anderen Buch S. 149 f.). Der Gegensatz zum Egoismus, der sogenannte Altruismus, und endlich die Verwandlung der Werthbegriffe vollkommen und unvollkommen, gut und schlecht als absoluter in Begriffe des menschlichen Nutzens und Schadens fanden bereits bei Spinoza eine beherzigenswerthe Ausprägung (Einleitung zur „Ethik" S. 16 und 10; dazu in der „Ethik" selbst 72 f. und 251 f.). Nur erlasse uns Stern die Uebertreibung, daß der Marxismus aus dem Spinozismus geflossen sei (in seinem Buch 176).

Nicht fehlen sollte einem solchen populären Spinozawerk die Andeutung von dem, was aus unserem Philosophen für uns gerade nicht zu entnehmen ist. Spinoza's Philosophie ist vorwiegend eine, welche sich zu ihrem Gegenstand das Ewige wählt und die Betrachtung aller Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) als die höchste Erkenntnißstufe hinstellt. Das ist nun für den gereiften Philosophen ein hoher, für den unphilosophischen Durchschnittsmenschen ein gefährlicher Standpunkt, zumal in einer Zeit, die an dem Kampf des die geschichtliche Entwicklung vertretenden Sozialismus gegen die Weltanschauungen der „ewigen Gesetze" einen ihrer wichtigsten Inhalte hat.

Und noch eines sollen wir von Spinoza für uns nicht annehmen. Es ist das Décadente in seiner Philosophie. Nicht nur für die wissenschaftliche Betrachtung der Philosophiegeschichte gehört Spinoza in eine Nachepoche, in eine Zeit, welche von einem früheren Höhepunkt der Entwicklung (Descartes) in mannigfache Thalzüge hinabgestiegen ist, sondern es ist auch die sich in Spinoza's Philosophie aussprechende Persönlichkeit nicht die eines sich im natürlichen Weltleben heranentwickelnden jugendlichen Menschen, sondern eines abseits stehenden, geistig abgeschlossenen Denkers. Zu der spinozistischen Ansicht, daß aus klaren Ideen nur Lust entspringen kann, gehört ein eigens konstruirter, unwirklicher, oder vielleicht nur in so wenigen Ausnahmen wie Spinoza selbst verwirklichter Mensch. Würden wir uns auf jenen Standpunkt schrauben können, so wäre das entweder ein Zeichen absterbender Gefühlskräfte oder eine Ursache ihres Welkens. Damit hängt auch die Ueberschätzung des Erkennens zusammen, welche zwar nicht bei Spinoza selbst, in seiner Person und Philosophie, zu Weltflucht führt, aber doch leicht die Harmonie anderer Menschen stören kann. Als moderner Naturalist darf Spinoza gar nicht angesprochen werden.

Was uns aber in jedem Falle bleibt, das ist die Person eben dieses Spinoza „als leuchtendes Vorbild der Gesinnungstüchtigkeit und Ueberzeugungstreue", besonders für unser Zeitalter, welches das Wort „die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre schnöde verkennt und verleugnet und dafür nach allerlei Talmi-Ehren geizt" (13). Er war selbst ein Märtyrer wie wenige und vergalt der Mitwelt mit der opferwilligsten Uneigennützigkeit.

Kaum vermögen Persönlichkeit und Gedankenbau unseres Philosophen besser zum Ausdruck kommen als in dem letzten Satz des 4. Theiles seiner „Ethik":

„Das menschliche Vermögen aber ist sehr beschränkt und wird von dem Vermögen der äußern Ursachen unendlich übertroffen. Darum haben wir keine absolute Macht, die Dinge, welche außer uns sind, unserem Nutzen anzupassen: Doch werden wir alles unserem Nutzen Widerstrebende, das uns begegnet, mit Gleichmuth ertragen,

Digitized by Google

wenn wir uns bewußt sind, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben, und daß das Vermögen, welches wir haben, sich nicht soweit erstreckt, daß wir es hätten vermeiden können und daß wir nur ein Theil der Natur sind, deren Ordnung wir folgen. Wenn wir das klar und deutlich einsehen, so wird der Theil von uns, welcher als Erkenntniß definirt wird, d. h. der bessere Theil in uns, dabei völlig beruhigt sein, und in dieser Beruhigung zu verharren streben. Denn sofern wir erkennen, können wir nichts anderes begehren, als das was nothwendig ist, und überhaupt nur im Wahren beruhigt sein. Sofern wir daher dieses richtig erkennen, in so fern stimmt das Bestreben unseres besseren Theils mit der Ordnung der ganzen Natur überein." Dr. H. Müller.

Allgemeines statistisches Archiv. Herausgegeben von Dr. G. v. Mayr. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. Jahrgang 1890. 1. Halbband. 415 S. 9 Mk.

Das Material zur Erkenntniß unserer ökonomischen Zustände häuft sich in kolossaler Weise an, ohne doch in der Form, in der es zunächst geboten wird, zu deren Erhellung wesentlich beizutragen. Namentlich gilt das von dem amtlichen Material, das von vornherein nicht nach wissenschaftlichen, sondern bureaukratischen, meist fiskalischen, Gesichtspunkten gesammelt, auch noch dem Publikum mit Vorliebe in möglichst unhandlicher, unübersichtlicher Form geboten wird. Dem Forscher fällt diesem Wust gegenüber ungefähr die gleiche Arbeit zu, wie einem Hahn, der aus einem ungeheuren Sandhaufen einige Getreidekörner heraussuchen soll. Das große Publikum erfährt von diesem Material fast gar nichts, außer hie und da in einer dürftigen, nicht immer allzu genauen Zeitungsnotiz.

Die übersichtliche Verarbeitung dieses Materials für einen größeren Leserkreis wird immer mehr zur Nothwendigkeit. Das statistische Handbuch von Kolb, die Uebersichten der Weltwirthschaft von Neumann-Spallart genügen nicht mehr, selbst wenn bis auf die neueste Zeit fortgeführt, da beide das brennendste Problem unserer Zeit nicht beachten, die Arbeiterverhältnisse und ihre Entwicklung nicht behandeln. Eine jährliche Uebersicht der Arbeiterverhältnisse und der Arbeiterbewegung in den verschiedenen Ländern, ähnlich angelegt, wie die oben erwähnte des Welthandels und der Weltwirthschaft, ist eine dringende Nothwendigkeit.

Für einen engeren Kreis Gebildeter bietet einigen Ersatz für ein solches Unternehmen das trefflich redigirte „Archiv für Soziale Gesetzgebung und Statistik," herausgegeben von Dr. Heinrich Braun, dessen wir schon wiederholt in dieser Zeitschrift gedacht haben.*) Eine ähnliche Aufgabe, aber mit spezieller Beziehung auf die Statistik, die dafür in ihrem ganzen Umfange, nicht mit Beschränkung auf die Sozialstatistik, gepflegt werden soll, stellt sich das „allgemeine statistische Archiv."

Das „Archiv soll," wie der Herausgeber im Vorwort schreibt, „ein literarischer Mittelpunkt für die wissenschaftliche statistische Forschung sein. Daß dieser ein besonderes Organ geschaffen werde, entspricht den Grundsätzen der . . . . wissenschaftlichen Arbeitstheilung . . . Besonderes Gewicht soll in dem Archiv auf die Verarbeitung des Materials gelegt werden, welches die amtliche Statistik ununterbrochen neu fördert . . . Bei dieser Materialverarbeitung soll sowohl den Anforderungen der Wissenschaft als der Gestaltung des praktischen Bedürfnisses eines weiten Kreises von Gebildeten, insbesondere von Politikern und Volkswirthen, Rechnung getragen werden."

Der vorliegende erste Halbband führt sich gut ein. Eine sehr interessante Arbeit von R. Brückner über die Entwicklung der großstädtischen Bevölkerung im Gebiet des deutschen Reiches haben wir bereits einmal erwähnt (Neue Zeit, Heft 11, S. 361). Bemerkenswerth durch eine Fülle neuen Materials ist daneben namentlich noch eine Abhandlung R. v. Kaufmanns über die Staats- und Lokalfinanzen der Vereinigten Staaten von Amerika. Sehr instruktiv und übersichtlich ist der Artikel über den statistischen Unterricht von v. Inama-Sternegg. Die andern größeren Abhandlungen wenden sich, soweit bemerkenswerth, vornehmlich an ein Publikum von Fachmännern. Eine besondere Tendenz haben wir im Ganzen nicht finden können. Vielleicht wird der zweite Halbband mehr Klarheit darüber bringen. K. K.

*) Vorliegendes war schon gesetzt, als uns die Nachricht zuging, daß das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik" vom 4. Band ab in den Verlag der Firma J. Guttentag in Berlin übergeht. Mit Befriedigung nehmen wir aus der Mittheilung zur Kenntniß, daß der Charakter der Zeitschrift und ihre Redaktion unverändert bleiben. Die Redaktion.

Digitized by Google

Feuilleton.

Das Checkbuch.

Von **G. J. Uspenski.** Aus dem Russischen von **P. Styczynski.**

I.

Iwan Kusmitsch Mjaßnikow, Kaufmann und Fabrikant, hatte seine Geschäfte in der Gouvernementsstadt erledigt und kehrte in das schmutzige Zimmer, das er in einem schmutzigen Hotel inne hatte, zurück. Er ließ anspannen und packte seine Sachen zusammen.

„Nanu, Iwan Kusmitsch, diesmal bleiben Sie so kurze Zeit bei uns?“ meinte der Hoteldiener, der dem Abreisenden beim Einpacken der wenigen Sachen behilflich war. „Ein kleines Amusement könnten Sie sich wahrhaftig in unserer Stadt gönnen ...“

„Das kann ich auch noch später. Ich bin froh, daß ich fort kann!“

„Ist Alles gut gegangen?“

„O ja ... ganz gut.... Da, sieh' Dir mal das Büchlein an!“

Mjaßnikow zog unter seinem Rock ein kleines Büchlein hervor und reichte es dem Diener. Dieser nahm es mit fragendem Blick entgegen und hielt es mit derselben fragenden Miene eine Weile in der Hand.

„Was ist denn das für ein Büchlein?“ fragte er endlich.

„Ha, lieber Freund,“ sprach Mjaßnikow mit zufriedenem, lustigem Gesicht, „das Ding kostet ein Sümmchen von fünfzehn Tausend Rubeln. Ja, ja, glaub's nur!“

„Dies?! Diese Fliege? Fünfzehn Tausend?“

„Ja, ja, diese Fliege! Fünfzehn Tausend! ... Wie denkst Du wohl, was kann das sein?“

„Hier ist ja blos Papier ... wie in jedem Buch ... ich sehe keinen einzigen Geldschein ...“

„Ha, ha! Das ist ja das Schöne dabei! Es sieht aus wie ein Buch und ist doch Geld! Nichts wie Papier — und gilt fünfzehn Tausend! So etwas heißt — ein Check!“

Bei diesem Worte drehte der Diener das Buch in seinen Händen um, blickte es von der Seite an und heftete dann seinen Blick auf den Kaufmann, ohne etwas zu verstehen.

„Sieh mal! ... Man macht's so: man reißt ein Blatt aus, und bekommt Geld dafür ...“ versuchte Mjaßnikow es dem Diener klar zu machen; da aber der letztere auch aus dieser Erklärung nicht viel klüger geworden zu sein schien, so mußte ihm der Eigenthümer des Checkbuches alle Geheimnisse der Bankgeschäfte bis in die kleinsten Einzelheiten erzählen. Trotzdem hätte man schwerlich behaupten können, daß diese Erklärung, die übrigens ziemlich lange dauerte, den Diener über die Bedeutung des Checkbuches gründlich aufgeklärt habe, denn er ließ es nicht aus der Hand und sah es von Zeit zu Zeit ebenso fragend an, wie vorhin; als jedoch endlich der Kaufmann mit seinem Vortrag fertig war, seufzte der Diener leise und sprach sonderbar nachdenklich:

„Ja, ja ... So ein kleines Ding ... und hat so viel Geld hinuntergeschluckt ...“

Dieser Ausdruck gefiel dem Kaufmann sehr.

Digitized by Google

„Hat einen guten Magen — das kleine Buch! Ganz Recht: es hat das Geld hinuntergeschluckt, eingesogen! ..."

„Fünfzehn Tausend!" fuhr der Diener fort: „in früheren Zeiten hätte man ja dafür ein ganzes Gut kaufen können ... und eine Menge Leibeigene dazu ... und Wald ... und Wiese."

Der Diener schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß er von alledem nichts begreife und gab dem Kaufmann das Büchlein ab, der es mit der zufriedensten Miene von der Welt in die Brusttasche steckte.

Das Erscheinen des Kutschers unterbrach das Gespräch. Dieser meldete, Alles sei zur Abfahrt fertig.

II.

Eine Stunde später fuhr Mjaßnikow in einen warmen Pelz gehüllt, in seiner Telega auf der Landstraße, schon weit von der Stadt entfernt, dahin. Er schlummerte und wackelte mit dem Kopfe nach rechts und links. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand über die Brust und überzeugte sich durch hastiges Tasten, daß das Checkbüchlein in der Brusttasche, unter dem Pelz lag. So oft er die Kanten des Büchleins mit der Hand befühlte, mußte er unwillkürlich an den Ausdruck des Dieners denken, das Buch habe so viel „hinuntergeschluckt." Dieses Wort amüsirte und belebte ihn immer wieder von Neuem und veranlaßte ihn, daran zu denken, was das Büchlein eigentlich „hinuntergeschluckt" habe. Je deutlicher aber alle Bestandtheile der fünfzehn Tausende und des Büchleins, das sie so prächtig einzusaugen verstanden hatte, in seinem Gedächtniß auftauchten, desto trauriger, schwerer wurde es ihm zu Muthe.

Einmal seufzte er sogar.

Weshalb denn? War es denn wirklich so viel, was das Büchlein eingesogen hatte? Und barg anderseits das Büchlein in der That so viel Arbeit in seinem Innern, daß der Gedanke an diese Arbeit, der dem Seufzer gefolgt war, den Iwan Kusmitsch so sehr beruhigte, daß er keinen einzigen Seufzer mehr ausstieß und sogar in aller Ruhe alsbald einschlief?

Wir müssen Iwan Kusmitsch und seine Thätigkeit genauer kennen lernen, um auf alle Fragen zu antworten, die mit seinem Checkbuch zusammenhingen.

Iwan Kusmitsch war, wie bereits gesagt, ein Kaufmann seines Zeichens, obwohl er mit jenem Kaufmanntypus nichts gemeinsam hatte, den der Leser hinter'm Ladentisch und auf dem Theater zu sehen gewohnt ist. Zwischen Iwan Kusmitsch und jenem Typus war weder im Aeußeren, noch in den Ueberzeugungen, noch in der Art der Thätigkeit die geringste Aehnlichkeit.

Der „alte" Kaufmann lebte, wie jeder weiß, der es mit ihm zu thun gehabt hat, vom Betruge; der Reichthum kam auf dunkeln Wegen in seine Taschen, und die Bezeichnung „ein dunkler Ehrenmann" paßte ebenso gut auf den Geldprotzen, wie das Sprichwort: „ohne Betrug — kein Verdienst" auf seine Thätigkeit. Alles, was er that, war Betrug. Er heirathete nicht die Frau, sondern ihre Kasse, — that aber, als sei er der beste Mann und Familienvater und als lebe er in frommer Gottesfurcht; er that es um so mehr, als er wußte, daß auch seine Frau und seine Kinder dieselbe Komödie spielten. Die Dienstfertigkeit und Gewandtheit, mit denen er den Käufer für sich einzunehmen suchte, waren nur ein Mittelchen, dem Käufer „Sand in die Augen zu streuen," seine Aufmerksamkeit abzulenken, um ein Stück altes verdorbenes Tuch an den Mann zu bringen, oder einen Zoll, oder gar eine ganze Elle Leinwand zu wenig zu messen. So dachten alle über den alten Kaufmann, so dachte auch er selbst über sich;

Digitized by Google

wenn es ihm nämlich auch oft gelang, ein großes Vermögen zusammenzuscharren, wenn es ihm auch gelang, den Käufer sehr geschickt zu beschwindeln, — so fühlte er in seinem Innern dennoch, daß sein „Geschäft" nicht „ehrlich" war, daß er jeden Augenblick beim Betruge erwischt und den Gerichten ausgeliefert werden konnte. Daher kam es auch, daß er in so hohem Grade das Bedürfniß fühlte, die Kirche zu besuchen, zum lieben Gott zu beten, durch das Opfer einer großen Glocke „zur größeren Ehre Gottes," oder eines ein paar Pfund schweren Wachslichtes, das er mit großer Mühe zur Kirche brachte, und keuchend, die Umstehenden nach rechts und links zurückdrängend, vor ein Heiligenbild stellte, die Stimme seines Gewissens zum Schweigen zu bringen. Die Opfer, die er der heiligen Kirche brachte, beruhigten wohl sein Gewissen, konnten aber gegen die Unerbittlichkeit des Gesetzes wenig ausrichten und schützten ihn durchaus nicht vor den Vertretern desselben, die — vom gemeinen Polizeidiener an bis zum Gouverneur hinauf — ihm gegenüber im Namen dieses Gesetzes immer eine feindliche und drohende Stellung einnahmen. Diese kümmerten sich um die Glocke wenig, ihnen war mit einem Wachslicht nicht beizukommen. Der Kaufmann war eine Milchkuh für alle, die zu irgend einer Behörde in irgend einer Beziehung standen. Er gab Handgelder, bewirthete die ungebetenen Gäste, zahlte Geldbeiträge zu einem „Photographie-Album," das einem hohen Würdenträger geschenkt werden sollte, der gerade die Gegend bereiste, machte alle möglichen „Illuminationen" mit, zeichnete seinen Namen auf alle Geldsammlungs-Listen u. s. w. Von selbst verstand es sich, daß ein solcher Herr nur zu ihm zu kommen brauchte, um sich an dem traditionellen Pirog*) satt zu essen; ebenso selbstverständlich war es, daß auch der feinste Kaviar und die besten Fische dazu gehörten (zwei Sachen, die mit dem Worte „Kaufmann" aufs engste verbunden waren). Der Polizeiaufseher, der Gerichtsassessor, der Kontroleur, der Brandmeister, jeder Gerichtsschreiber u. s. w. — alle kamen in seinen Laden, nahmen Geld von ihm, aßen seinen Kaviar, seine Fische, tranken seine Wodka, drohten fortwährend mit Strafen und verlangten Dankbarkeit für ihre Nachsicht. Der alte Kaufmann gab allen Geld, bewirthete alle, denn er war sich seiner Schuld bewußt. Hatte er erst diese Schererei hinter sich, d. h. hatte er erst alle gefüttert und bestochen, dann konnte er wieder in aller Ruhe sein Geschäft weiter betreiben, den Käufern „Sand in die Augen streuen," sie prellen, so gut es ging. Es war gewiß bezeichnend, daß er seit uralten Zeiten einen Fuchspelz trug; in seiner ganzen Thätigkeit lag etwas Fuchsartiges und die Hetzjagd, die gegen den Kaufmann jahraus — jahrein, Tag und Nacht betrieben wurde, war energischer, leidenschaftlicher, als die Hetzjagd gegen den wirklichen Fuchs. Und wenn er so den größten Theil seines Lebens gelogen, geschwindelt, vor Angst, ertappt zu werden, geschwitzt hatte, dann mußte dieser Fuchs von einem Menschen gegen das Ende seines Lebens die durch Betrug und Heuchelei zusammengescharrten Groschen in dem Koffer versteckt halten, und um in Ruhe seine letzten Tage verleben zu können, die Rolle eines Bettlers spielen, Allen und Jedem versichern, er habe keine Kopeke, und zum Beweise dafür sich nur von Wasser und Brot nähren.

Mit diesem Typus hat Iwan Kusmitsch nichts gemeinsam: er hat weder die freundliche, süße Miene, die jener Kaufmann zu machen wußte, wenn er den Käufer um eine Viertelelle Leinwand betrog, noch auch die Angst, die jenem das Erscheinen des Kontroleurs einjagte. Im Gegentheil, das Gesicht des Iwan Kusmitsch ist selbstbewußt, dreist und er sieht sich gar nicht genöthigt, dieses

*) Ein mit Käse oder Fleisch gefüllter Kuchen.

Digitized by Google

Selbstbewußtsein, diese Dreistigkeit zu verhehlen. Solch ein tiefgehender Unterschied zwischen dem früheren und dem jetzigen Repräsentanten des Kapitals hat seinen Grund darin, daß der frühere Kapitalist sein „Geschäft" nicht „ganz ehrlich" fand, der moderne Kapitalist dagegen meint, seine Thätigkeit sei die nützlichste von der Welt, und das Vaterland sei ihm sogar zu Dank verpflichtet dafür, daß er sein Kapital „im Interesse der Gemeinwohles" anlege. Zwar muß er selbst zugeben, daß er auch sein persönliches Interesse dabei im Auge hat, nichtsdestoweniger läßt er aber auch Andere Geld verdienen, belebt die „todten Gegenden" und Kapitalien, wie man es in den Zeitungen tagtäglich lesen kann, (Iwan Kusmitsch liest auch die Zeitungen) — die Kapitalien, die nach der Ansicht der Zeitungen unbenutzt, nutzlos daliegen würden, wenn sich nicht er, Iwan Kusmitsch Mjaßnikow, ihrer annähme. In dieser Ueberzeugung bestärkt ihn die öffentliche Meinung und jenes thatsächliche Elend, das um ihn herum herrscht, und seine Kapitalanlagen, sein Brot als eine Wohlthat erscheinen läßt. Deshalb blickt er furchtlos und sicher vor sich hin, deshalb sieht er keinen Grund, sich bei Andern einzuschmeicheln, und sich vor ihnen zu fürchten: was er thut, wird für gerecht gehalten. Deshalb sieht er auch nicht ein, weshalb er durch das Opfer eines ein paar Pfund schweren, vergoldeten Wachslichtes sein Gewissen beschwichtigen sollte; sein Gewissen ist rein, denn er „läßt nur sein Kapital zirkuliren," und darin liegt nichts unrechtliches, verbotenes, und in der heiligen Schrift wird so etwas nicht verpönt. Deshalb erwartet auch der Kirchendiener der Gemeinde, zu der Iwan Kusmitsch gehört, keine „Aufmunterung" in klingender Münze von ihm, und ist ein für allemal zu der Ueberzeugung gekommen, daß „dort" nicht viel zu holen sei, daß man sich „dort" nicht satteſſen könne. Er thut nie etwas, was dem Gesetze zuwiderliefe, und hat deshalb auch von dieser Seite nichts zu befürchten, denn er weiß, daß ihm Niemand etwas anhaben könne: für Alles hat er seine Zeugnisse, seine Scheine, Alles ist bezahlt, Alles in Ordnung: nicht mit zuvorkommender Schmeichelei, nicht mit Angst, nicht im dunkeln Winkel wird dem Beamten das Geld „in die Hand gedrückt," sondern offenkundig wird ihm „gezahlt," was er „einzuziehen" hat. Die weltliche Behörde sieht ebenso wie die geistliche ein, daß „dort" Nichts zu holen ist, und hält sich in anständiger Entfernung von Iwan Kusmitsch.

Die drohende Haltung, die sie dem „alten" Kaufmann gegenüber einnimmt, mußte sie Iwan Kusmitsch gegenüber aufgeben. Mit einem Wort: das Bewußtsein, daß das Kapital eine Macht sei, daß es eine unverzeihliche Dummheit wäre, es auf dem Boden des Koffers versteckt zu halten, daß man vielmehr besser thue, es produktiv anzulegen, daß man offen Alles kaufen und verkaufen dürfe, was gekauft und verkauft wird, daß das Einstreichen des Gewinnes nichts Unerlaubtes sei, — dieses Bewußtsein erklärt den ungeheuren Unterschied zwischen dem früheren und dem modernen Kaufmann und verleiht dem letzteren seine Ruhe, sein Selbstbewußtsein; er hat weder auf Erden noch im Jenseits etwas zu befürchten.

Daher kam es auch, daß der frühere Kaufmann nach altherbrachter Sitte einen Gottesdienst abhalten ließ, Gott um eine glückliche Reise zu bitten, wenn er z. B. nach Moskau fuhr, um alte abgelagerte Waare einzukaufen; daß er sein Gesicht, das Innere des Wagens, sogar das Innere der Mütze seines Kutschers mit Weihwasser besprengen ließ. Iwan Kusmitsch aber, als Vertreter des modernen Typus, steckt nur einen Revolver in die Tasche und macht sich mit ruhigem Gewissen auf den Weg, um die todten Kapitalien und Gegenden zu „beleben;" sein Weg führt ihn in das Innere der russischen Wildniß, wo das Kapital haufenweise unbenutzt daliegt, für den „alten" Kaufmann aber unzugänglich ist.

Digitized by Google

Und wie ein Gigant, — mit der unbezwinglichen Kraft des Geldes ausgerüstet, — beginnt unser Iwan Kusmitsch den Ossa auf den Olymp zu thürmen. Er berührt nur mit seinen Kapitalien den alten, ehrwürdigen, dichten Wald, der so drohend rauscht, wie ein fernes Gewitter und mit mütterlicher Sorge tausende von Thieren und Vögeln in seinem Innern birgt und nährt, — es dauert nur einen Augenblick, — zwei bis drei Wochen nach dem Erscheinen des Iwan Kusmitsch in diesem Wald, — und der Wald ist für immer von der Oberfläche verschwunden. Die Thiere fliehen; mit Lärmen, Krächzen und Weinen fliegen die Vögel auseinander, und an Stelle all der früheren Pracht bleiben nur die symmetrisch in Haufen zusammengelegten Baumstämme, Holzscheite und Splitter. Bald sind auch diese nicht mehr da, und es bleibt nur eine öde, verlassene Wüste — und das Geld in der Tasche des Iwan Kusmitsch zurück, — bunte, kleine Papierblätter, — die sofort wieder von Neuem ihr Werk beginnen. Sieh dich um: — dort, in einem anderen dumpfen Winkel treiben sie schon ihr Wesen; — du hörst das Stöhnen und Brüllen, du siehst das Blut der geschlachteten Rinder, Schweine und Schafe ... Die Heerde verwandelt sich in Fleisch, Speck, Häute, Zentner, Pfunde, — und alles das verschwindet schnell in den großen, knarrenden Wagen, die es auf den Markt bringen. Nur das leere Schlachtfeld des Iwan Kusmitsch bleibt zurück, und die kleinen rothen Geldscheine, — seine Waffe ... Sein Werk möge sein, wie es wolle, immer endet es mit der Verwüstung, mit der Vernichtung von etwas, was war und nun nicht mehr ist. Der Charakterstärke des Iwan Kusmitsch und der Gesundheit seiner Nerven gebührt alle Anerkennung; er empfand niemals das unangenehme Gefühl des Todes, — mochten auch unter dem klagenden Geschrei der Vögel die mächtigen Stämme der Eichen fallen, mochten Tausenden von Stieren und Schafen die Kehlen abgeschnitten werden, oder mochten sie dichtgedrängt in Waggons, blöckend und jammernd irgendwohin zum Abschlachten gefahren werden. Alles das bedeutete für ihn nur: dreihundertfünfundzwanzig Kubikmeter Holz, zweihundert Zentner Fett oder so und so viel Stück Vieh. Wenn er alle diese vor Kurzem noch lebendigen Kubikmeter oder Zentner in Geld umgewandelt hatte, fühlte er nur noch eine gewisse Müdigkeit, eine gewisse Erschöpfung der Kräfte und war überzeugt, daß das Geld sauer verdient werden müsse, daß er schwer arbeiten müsse, um es in seine Tasche zu bringen und daß die Namen „Wohlthäter," „Ernährer," die ihm manchmal in den von ihm belebten todten, dumpfen Wildnissen beigelegt werden, gar nicht so — unbegründet seien.

Wie leicht und einfach auch das System der Kapitalanlagen, das Iwan Kusmitsch anwandte, wie einfach auch die Methode des Reichwerdens sein mochte, die nur darin bestand, sich das anzueignen, was die Natur oder Anderer Händearbeit hervorgebracht hatte, wie einfach es auch sein mochte, die Früchte der vieljährigen menschlichen Arbeit hinunterzuschlucken und das Geld einzustecken, so waren die Lebensverhältnisse manches verlassenen Ortes so traurig, daß auch solch' ein System der Thätigkeit, solch' ein unverschämter Schacher mit fremdem Gut, solch' eine barbarische Vernichtung der Reichthümer der Natur und der menschlichen Arbeit, als Wohlthat empfunden wurde. Ja, — Iwan Kusmitsch war ein Wohlthäter.

Nehmen wir ein Beispiel: wie sah es nur in dem Nest Raspojassowo aus, in dem jetzt Iwan Kusmitsch herrscht, wohin er jetzt fährt! Wie sah es da nur aus, bevor seine Kapitalien ihre Wirkung ausübten! (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Die Neue Zeit.

Nr. 25. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Die Ueberproduktion in der Wissenschaft.

Von Bernard.

Zu den interessantesten Arten der Heuchelei unserer Epoche, welche verdienen, besonders hervorgehoben und studirt zu werden, zählt unstreitig die mit der Wissenschaft getriebene Heuchelei. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß sich alle Gelehrten unserer Zeit dieser Heuchelei bewußt, und daß sie folglich Heuchler sind. Die Gesellschaftsordnung jedoch, in der sie leben, zwingt sie, wider Willen zu lügen oder, wie sich Swift's Hoynhm elegant ausdrückt, „das zu sagen, was nicht ist" (he said the thing which was not), oder aber aus ihren Entdeckungen nicht die logischen Konsequenzen zu ziehen, was auch eine Art Lüge ist.

Augenscheinlich ist ein Theil der Gelehrtenwelt sich dieser Sachlage voll und ganz bewußt; es wäre überflüssig, sie erst der Heuchelei überführen zu wollen. Die Gelehrten dieser Art haben eine staunenswerthe Virtuosität darin erlangt, zu sagen „was nicht ist," und sie erweisen sich als Meister in der Kunst, daraus Profit für ihre werthen Personen zu schlagen. Aber zwei Klassen haben ein ganz besonderes Interesse daran, diesen ihnen höchst nachtheiligen Stand der Dinge kennen zu lernen: das Proletariat der Kopfarbeit und das Proletariat der Handarbeit. Beide lassen sich sehr gut als Proletariat überhaupt zu einer einzigen Klasse zusammenfassen.

Um jedes Mißverständniß auszuschließen, sei von vornherein bemerkt, daß wir zu dem Proletariat der Kopfarbeit Alle rechnen, welche die unbewußten Opfer des Mechanismus sind, in dessen Räderwerk der menschliche Gedanke zermalmt und zum Sklaven der kapitalistischen Akkumulation gemacht wird.

Zu diesem Proletariat gehören Professoren, Chemiker, Ingenieure, kurz Alle, welche für den Profit dritter Personen arbeiten. Wir nennen dieselben unbewußte Opfer des kapitalistischen Mechanismus, weil, sobald sie ihrer Lage bewußt werden, zweierlei eintritt: entweder werden sie aus Schwäche, Egoismus oder Ehrgeiz zu gut bezahlten Dienern der Ordnung, welche sie bis dahin ausgebeutet hat, oder, was seltener der Fall ist, sie treten dieser Ordnung feindlich entgegen.

Digitized by Google

Es ist überflüssig, darauf einzugehen, was wir unter dem Proletariat der Handarbeit verstehen, denn für uns kommt hier nur die eine Seite seines Wesens in Betracht, nämlich der Punkt, auf dem es von der Frage des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Sozialismus berührt wird. Zwei Fragen drängen sich uns auf: wie erscheint das Verhältniß des Proletariats zur Wissenschaft, und: wie faßt es selbst dasselbe auf.

Nehmen wir das Bourgeoisblatt par excellence zur Hand, die „Times," das Organ der Krämer der Londoner City, so finden wir, daß dem Proletariat voller Verachtung der Vorwurf entgegengeschleudert wird, es verstehe nicht wissenschaftlich zu denken. Das wissenschaftliche Denken ist nach der Meinung der „Times" einzig und allein das Monopol der Klasse, deren Organ par excellence sie ist. — Ebenso sagte vor einiger Zeit das „Journal des Débats" anläßlich der Strikes in Nordfrankreich: „die Arbeiter sind nicht verpflichtet, etwas von Nationalökonomie zu verstehen," was einfach heißen soll, daß die Unglücklichen nicht die Zeit gehabt haben, die Vorlesungen des Herrn Leroy-Beaulieu zu hören und die Werke des Sohnes von J. B. Say zu lesen.

Vor noch nicht allzu langer Zeit erklärten die Väter dieser nämlichen Bourgeois dem Volke: „Volk, Du bist unfehlbar, Du bist die Wissenschaft selbst." Damals lebte man in der Aera der Revolution, es galt das Volk zu täuschen, es zu veranlassen, für seine ärgsten Feinde ins Feuer zu gehen. Denn je nach den Umständen hebt die bürgerliche Politik das Volk entweder in den Himmel, wenn es gilt, dasselbe gegen das Königthum und den Adel zu hetzen; oder sie verdammt es zur Hölle, wenn es wagt, sich um seine eigenen Interessen der Bourgeoisie gegenüber zu bekümmern. Dann spricht man nur noch mit höhnischer Verachtung von den „Gelehrten der Werkstatt," von den „Halbgebildeten." Herablassend hofft man, daß „der gesunde Verstand" des Volks, der Arbeiter, den „gewerbsmäßigen Agitatoren," den „Verführern" gehörig heimleuchten werde. Wie oft hat nicht die Presse diese Phrase bis zum Ueberdruß wiedergekaut!

Interessant ist es zu sehen, wie sich die modernen Romanschriftsteller der Frage gegenüber verhalten. Um nur Einen von Vielen herauszugreifen, hat Emile Zola drei Mal versucht, den Typus des gebildeten Arbeiters zu zeichnen, und alle drei Male ohne Erfolg. Lantier aus dem „Assomoir" ist durchaus die Verkörperung der Vorstellung, welche sich die Bourgeoisie von dem sogenannten „revolutionären" Arbeiter macht. Er ist ein Mann, dessen Gleichgewicht gestört, dessen Kopf mit schlecht verdautem Wissen vollgepfropft ist, der Alles wiederholt, was er gelesen, aber nicht verstanden hat. Der Eugène Lantier aus „Germinal" ist zwar etwas besser behandelt, entspricht aber immer noch der Vorstellung, welche sich der Bourgeois — sogar wenn er gebildet und intelligent ist — vom Arbeiter macht. Und die Art und Weise, wie Zola hier eine vereinzelte Thatsache herausgreift, um durch sie eine ganze Klasse zu charakterisiren, wie er an Kleinigkeiten kleben bleibt, wo ihm eine neue Welt entgegentritt, ist im höchsten Grade bezeichnend dafür, wie die Bourgeoisie bei ihren Beobachtungen zu Werke geht. Der „Großartige," wie Denis Poulot den sentimentalen und redseligen Arbeiter nennt, ist im besten Fall ein Anarchist. Im Roman „La Terre" hat Zola endlich zum dritten Male den sozialistischen Arbeiter verzeichnet.

Man könnte geneigt sein zu glauben, die so beschränkte und falsche Vorstellung, welche die bürgerliche Presse und der bürgerliche Roman vom Arbeiter verbreiten, sei lediglich eine Waffe, der sie sich im Kampfe bedienen. Allein da sie dieselbe immer und immer wiederholen, so muß man schließlich wohl zu der

Digitized by Google

Ansicht gelangen, daß sie aufrichtig von deren Richtigkeit überzeugt sind, und daß sie ein Produkt ihrer unverbesserlichen Unwissenheit ist.

* * *

Gefährlicher erweist sich die Vorstellung, welche sich das Proletariat der Handarbeit von der Wissenschaft und von den Kenntnissen seiner Gegner macht. Die Verachtung, welche die höheren Klassen der Unwissenheit der Arbeiter entgegenbringen, wäre nicht von großer Bedeutung, wenn sie nicht ihr Seitenstück in dem Mißtrauen fände, das die Arbeiter gegen sich selbst empfinden. Wie Wagner vor dem Homunculus, so zittern sie vor ihrem eigenen Werk, denn sie selbst haben die Gelehrten geschaffen, zu denen sie mit so großer Hochachtung emporblicken: ohne das aufreibende Schaffen der Arbeiter hätten die Männer der Wissenschaft nicht die Muße gehabt, ihren Forschungen nachzugehen. Aber ganz besonders wichtig ist es, dem Proletariat klar zu machen, daß die nämliche Wissenschaft, welche als Mittel zu seiner Bedrückung und Knechtung herhalten muß, von der Bourgeoisie gelähmt und zu Grunde gerichtet worden ist. Denn die Bourgeoisie hat nicht verstanden, sich der Wissenschaft zu bedienen, ausgenommen wenn es galt, mit ihrer Hilfe die Arbeiterklasse zu einem Anhängsel des Produktionsmechanismus, zu einer bloßen Maschine herabzuwürdigen. — Der Zweck vorliegenden Artikels ist aber keineswegs, der Bourgeoisie zu beweisen, daß sie für die Wissenschaft nichts bieten kann, und sie ist unfähig, das zu begreifen; er soll vielmehr dem Proletariat darthun, daß die Gegner, die ihm in Versammlungen und Parlamenten entgegentreten und zurufen: „Du hast kein Recht mitzusprechen, denn Du bist ungebildet," daß diese Herren selbst zu den Unwissenden gezählt werden müssen, daß sie ohne alles und jedes Recht den Mund mit der Wissenschaft voll nehmen, für die sie doch todt sind, während das Proletariat potenziell Herr der Wissenschaft ist und die Aufgabe hat, von ihr Besitz zu ergreifen und aus ihrem Tempel die „Krämer zu vertreiben."

* * *

Vor Allem muß man einen Unterschied machen zwischen Dem, was man Bildung und Dem, was man Wissenschaft zu nennen pflegt. Erstere will die Bourgeoisie noch allenfalls dem Volke, dem Arbeiter, zukommen lassen — in welchem Maße, werden wir sogleich sehen. Letztere dagegen bleibt ihm versagt, er kann sie nicht verstehen.

Die Bildung wird dem Arbeiter eigens zu dem Zwecke gewährt, ihn zu einem besseren Arbeitsinstrument zu machen. Im zwölften Kapitel des „Kapitals" (Theilung der Arbeit und Manufaktur)*) schildert Karl Marx die Erfolge der englischen Fabrikgesetzgebung, welche die Fabrikanten zwang, die von ihnen ausgebeuteten Kinder zur Schule zu schicken.

Der Erfolg der Verbindung von Arbeit mit Unterricht machte den Fabrikanten begreiflich, daß ihnen der Schulunterricht zu besseren, weil frischeren und klügeren Arbeitern verhelfe. „Aus dem Fabriksystem, sagt Marx, wie man im Detail bei Robert Owen verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen."

Auch die Fabrikanten und Regierungen Frankreichs haben dies — allerdings erst viel später und unvollständig — begriffen, so daß sich die ganze

*) I. Bd., S. 498, 499. 3. Auflage.

Digitized by Google

Reform des Volksschulunterrichts, auf welche die Regierung Jules Ferry's als auf ihren schönsten Ehrentitel mit Stolz verweist, als nichts Anderes entpuppt, als das System, vermittels dessen sich die englischen Fabrikanten bessere menschliche Arbeitsmaschinen heranzogen. Allerdings wurden zur hellen Freude der Regierungsbaumeister unendlich viele neue Schulhäuser aufgeführt, nur waren leider die französischen Fabrikanten nicht so klug wie ihre englischen Konkurrenten: sie wollen ihre kleinen Arbeiter nicht fahren lassen.

Diejenigen, welche die höheren Schulen für Knaben und Mädchen besuchen, bilden eine kolossale Reservearmee gebildeter Proletarier, so daß sich z. B. mehr als hundert Lehrerinnen um eine Stelle bewerben, welche die Regierung kläglich besoldet. Ebenso liefern die von der Stadt Paris gegründeten Lehranstalten, wie die Institute für Chemie, die Schulen für dekorative Künste 2c. den Fabrikanten Arbeiter, die leistungsfähiger sind, ohne daß sie deswegen theurer zu stehen kommen. Jedoch all' dies ist zur Genüge bekannt und schon sattsam wiederholt worden. Die Gründung derartiger Bildungsmittel erweist sich vielleicht als das gefährlichste Manöver der Bourgeoisie, ihrem Profithunger zu genügen. Das Proletariat der Intelligenz, das sich aus den bürgerlichen Elementen rekrutirt, die im Lehrfach 2c. kein Unterkommen finden können, wird in der Folge durch die ungeheure Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen vergrößert, die dem Proletariat der Handarbeit entstammen. Die Zahl der stellenlosen Proletarier der Kopfarbeit wächst ins Unendliche und bildet eine Armee von Deklassirten, welche die Regierung nicht entlassen kann, wie Karthago seine Söldner entließ, eine Armee unversöhnlicher Feinde.*)

Der Arbeiter, welcher zu lesen, schreiben und rechnen versteht, kann vom Unternehmer mit Nutzen verwendet werden, vorausgesetzt nur, daß er nicht versucht, zu weit zu gehen und einen klaren Einblick in seine Lage zu gewinnen. In letzterem Falle wird er dem Kapital gefährlich, denn aus einem willenlos fügsamen Instrument wird er zu einem denkenden Wesen, er erzieht seine Kameraden und rüstet sie für den Kampf. Es dauert nicht lange, und er wird aus der Werkstatt vertrieben. Man beschimpft ihn, man verschreit ihn als Faulenzer, „Arbeiter mit weißen Händen," als Deklassirten, während man sich doch gleichzeitig wohl hütet, ihm Arbeit zu geben. In einer Sitzung des Reichstags sagte der Vertreter der Regierung, die Sozialdemokraten hätten nur die Arbeiter hinter sich, welche nicht arbeiten wollten, während ihm Bebel erwiderte, daß alle bewußten Arbeiter zum Sozialismus kämen. Beide Redner hatten Recht, ein jeder von seinem Standpunkte aus. Der zum Bewußtsein seiner Lage gekommene Arbeiter ist für den Kapitalisten werthlos, mehr noch, ein Hinderniß, eine Gefahr.

Jedoch die Frage der Volksbildung ist viel erörtert worden, wir verweilen deshalb nicht länger bei ihr, sondern gehen zu unserem eigentlichen Thema über, der Wissenschaft, die anscheinend das Monopol der Bourgeoisie ist.

* * *

Es wird sich hier zeigen, daß die Definition, die Erklärung einer Erscheinung eine scharfe Waffe zu ihrer Vernichtung wird.

---

*) „Mit einem Wort, nachdem man einen ausgezeichneten Menschen durch so viel Vorbereitungen zur höchsten Kraftentfaltung angespornt hat, wie kann man da nicht verstehen, daß er Alles versuchen wird, um nicht zu unterliegen?" Balzac, Curé de village, Lettre de Gérard, S. 656.

Digitized by Google

Was Hegel von der geschichtlichen Rechtfertigung gesagt, bleibt immer wahr: „Es geschieht der geschichtlichen Rechtfertigung, wenn sie das äußerliche Entstehen mit dem Entstehen aus dem Begriffe verwechselt, daß sie dann bewußtlos das Gegentheil davon thut, was sie beabsichtigt. Wenn das Entstehen einer Institution unter ihren bestimmten Umständen sich vollkommen zweckmäßig und nothwendig erweist, und hiermit das geleistet ist, was der historische Standpunkt erfordert, so folgt, wenn dies für eine allgemeine Rechtfertigung der Sache selbst gelten soll, vielmehr das Gegentheil, daß nämlich, weil solche Umstände nicht mehr vorhanden sind, die Institution hiermit vielmehr ihren Sinn und ihr Recht verloren hat.“ *)

Wir dürfen sogar annehmen, daß man wegen der Langsamkeit der betreffenden Geistesoperation erst dann entdecken wird, daß der Begriff und das Ding, das Ereigniß und seine Bedeutung sich decken, wenn die Rechtfertigung des Dings, seine „Nothwendigkeit“ nicht mehr besteht. Darum sagt auch Hegel: „So, wenn z. B. für Aufrechterhaltung der Klöster ihr Verdienst um Urbarmachung und Bevölkerung von Wüsteneien, um Erhaltung der Gelehrsamkeit durch Unterricht und Abschreiben ꝛc. geltend gemacht, und dies Verdienst für Grund und Bestimmung für ihr Fortbestehen angesehen worden ist, so folgt aus demselben vielmehr, daß sie unter den ganz veränderten Umständen, insoweit wenigstens überflüssig und unzweckmäßig geworden sind.“ **)

Die Definition ist die schneidigste Waffe im Kampfe gegen die Heuchelei, d. h. gegen die Widersprüche eines Systems. Das geniale Werk von Karl Marx ist nichts weiter als eine Definition des Kapitals, und sie ist hinreichend gewesen, um allen Denkenden zu zeigen, daß das Gleichgewicht zwischen dem Ding, dem Kapital, und seiner Rechtfertigung, seiner historischen Existenzberechtigung gestört ist. Wenn auf Grund der dialektischen Methode Hegel's nachgewiesen worden, daß der geschichtliche Rechtfertigungsgrund für den Bestand der heutigen Gesellschaft nicht mehr vorhanden ist, so ist gleichzeitig damit auch die Nutzlosigkeit dieses ihres Bestehens für die Gegenwart dargethan. Die betreffende Methode ist durchaus verschieden von der Theorie des Milieu (der sozialen Umgebung), welche Herr Taine aufstellt, der zwar annimmt, daß der Adel seinen geschichtlichen Rechtfertigungsgrund hatte, aber nicht zugeben will, daß die Revolution ihrerseits ebenfalls historisch gerechtfertigt und berechtigt gewesen sein könne. Die Nothwendigkeit eines Dings kann nicht aus seinem Vorhandensein hergeleitet werden, wie dies die Positivisten thun, denn ein Ding kann noch weiter existiren, nachdem die Gründe, welche sein Bestehen rechtfertigten, verschwunden sind.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Sozialismus besteht darin, in der modernen Gesellschaft als desintrendes Element aufzutreten und zu wirken. Mittels der Definition greift der Sozialismus die Gesellschaft an, deckt er all' ihre Widersprüche auf und zeigt er ihre schwachen Seiten. Die Armee, über welche er verfügt, rekrutirt sich aus Allen, welche sich über den heutigen Zustand der Gesellschaft Rechenschaft geben wollen, aber alle Elemente des Kampfes, der Verneinung werden verschwinden mit dem Aufkommen einer neuen Gesellschaft, die ihrer geschichtlichen Rechtfertigung entspricht. Nicht die Sozialisten werden die Umgestaltung der Gesellschaft bewerkstelligen. Es ist vielmehr sie selbst, die sich selbst umgestalten wird in Folge der Aufdeckung ihrer Widersprüche und die durch diese Umgestaltung die aktiven Elemente für den Aufbau einer neuen sozialen Form erzeugt; und so macht sie einen wahren dialektischen Prozeß durch.

*) Philosophie des Rechts, Einleitung, S. 27.
**) A. a. O., S. 28.

Digitized by Google

Wir müssen also untersuchen, wann die Wissenschaft und die Bourgeoisie sich aneinander anpassen konnten, d. h. wann die eine für die andere und damit für sich selbst Grund der geschichtlichen Rechtfertigung war. Diesen Entwicklungsgang zeichnen, läuft aber darauf hinaus, eine Geschichte der Wissenschaft zu skizziren.

* * *

„Napoleon," sagt uns Hegel, „als er einst mit Goethe über die Natur der Tragödie sprach, meinte, daß sich die neuere von der alten wesentlich dadurch unterscheide, daß wir kein Schicksal mehr hätten, dem die Menschen unterlägen, und daß an Stelle des alten Fatums die Politik getreten."*)

Das, was Napoleon Politik nannte, bezeichnen wir heutzutage als die ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft, die Politik ist blos ein Produkt derselben. Es erscheint gewagt, die Wissenschaft damit in Verbindung zu bringen, wenn man bedenkt, daß sie und ihre Vertreter behaupten, daß sie über die Bewegungen ihrer Zeit erhaben seien. Jedoch wie F. Engels in seiner Studie über Feuerbach nachweist, ist der wissenschaftliche Fortschritt eng mit dem industriellen Fortschritt verbunden.

Marx drückt den nämlichen Gedanken aus, wenn er sagt, „Aristoteles Definition ist eigentlich die,. daß der Mensch von Natur Stadtbürger. Sie ist für das klassische Alterthum ebenso charakteristisch als Franklin's Definition, daß der Mensch von Natur Instrumentenmacher für das Yankeethum."**)

Werfen wir einen kurzen Blick auf den Weg, welchen Wissenschaft und Politik in unserem Jahrhundert zurückgelegt haben. Nach der französischen Revolution, die schon ein Produkt der wirthschaftlichen und politischen Emanzipation des dritten Standes war, proklamirte die deutsche Philosophie, die man für die reinste Emanation des Geistes halten möchte, die Freiheit des „Ich" (Kant und Fichte) in einem Moment, wo der Liberalismus in der bürgerlichen Gesellschaft zu erwachsen begann. Die französische Philosophie antwortete hierauf durch die Cousin und Royer-Collard; sie lud die Jugend ein, ihre schönen Lehren zu hören und sagte mit Cousin: „Was ist eine Thatsache? Ich verachte die Thatsachen," kurz, sie gab der Jugend, welche die Revolution von 1830 machte, die psychischen Vorwände, deren sie bedurfte.

In England begleiteten die Literatur und die Nationalökonomie Schritt für Schritt das Auftreten der Reform-Bill, welche die Bourgeoisie zur Macht erhob, und des Freihandels, der ihr die Befriedigung ihrer ausbeuterischen Appetite ermöglichte.

In den genannten drei Ländern, welche an der Spitze der kapitalistischen Entwicklung standen, diente die Wissenschaft den Interessen der Bourgeoisie und des Kapitals, indem sie das Volk täuschte und es in eine Revolution schleuderte, die zum Nutzen der herrschenden Klassen ausfallen mußte. Denn die Gelehrten sind bewußt oder unbewußt die Leiter der gesellschaftlichen Bewegungen, sie geben Dem, was langsam im Geist der Masse keimt, seinen besonderen Ausdruck und seine besondere Richtung.

In einer anderen Periode unseres Jahrhunderts sehen wir dagegen, daß sich die Wissenschaft in entgegengesetzter Richtung bewegt. Nachdem sich die politische Herrschaft des Kapitals voll entfaltet hatte, war es in seinem Interesse nothwendig, daß sich das Proletariat jeden Gedanken an Revolution aus dem

*) Philosophie der Geschichte, S. 339.
**) Kapital, I. S. 325, Note 13.

Digitized by Google

Sinn schlug. Unter dem zweiten Kaiserreich in Frankreich, nach der Chartistenbewegung in England, nach der Revolution von 1848 in Deutschland, wird folglich die Wissenschaft von einer eigenartigen Strömung ergriffen, welche sie mit aller Macht dem Positivismus zutreibt. J. J. Weiß hat nachgewiesen, daß in Frankreich unmittelbar aus der Reaktion von 1852 eine Literatur hervorgegangen ist, die jeden Enthusiasmus verwarf, realistisch war und einzig und allein von Geld und befriedigten materiellen Appetiten handelte.

England stand damals in der langen Periode seiner kommerziellen Blüthezeit, welche von 1848—1880 reichte.*) Die natürliche Folge davon war, daß die auf der Beobachtung beruhenden Wissenschaften mit dem Auftreten Darwin's einen mächtigen Aufschwung nahmen, zur Evolutionstheorie führten und mit ihr (allerdings nicht durch Darwin, aber doch durch seine nächsten Schüler) zur Verneinung aller Verheißungen, welche die Wissenschaft bis dahin gemacht hatte. Es liegt uns fern, es als einen bloßen Kniff der Gelehrten zu erklären, daß sie aus der Evolutionstheorie volksfeindliche, antisozialistische Schlußfolgerungen zogen; ihre Abhängigkeit von der politischen und wirthschaftlichen Entwicklung brachte dies nothwendigerweise mit sich. Die Theorie vom Kampf ums Dasein und vom Ueberleben des Stärksten, Geschicktesten, welche die Bourgeoisie aus den Darwin'schen Lehren angenommen und zu der ihrigen gemacht hat, entspricht durchaus der Natur des Freihandels. Herbert Spencer und Huxley haben sich angelegen sein lassen, der Bourgeoisiegesellschaft unverzüglich klar zu legen, daß sie von der Evolutionstheorie durchaus nichts zu befürchten habe, sondern umgekehrt großen Nutzen aus ihr ziehen könne. Der Umstand, daß eine dem Anschein nach rein naturwissenschaftliche Doktrin aus einem ökonomischen Dogma des Pfaffen Malthus ihren Ursprung nimmt und schließlich darauf hinausläuft, der Vertheidigung einer besonderen Klasse zu dienen, ist ein weiterer Beweis für den Einfluß, den die Gesellschaft auf die Wissenschaft ausübt.

In unseren Tagen endlich, wo der Kapitalismus sein Werk vollendet hat, wo er sich sozusagen überlebt, indem er selbst der Klasse, die ihn geschaffen, über den Kopf wächst, erweisen unsere Gelehrten des Verfalls der Gesellschaft den Dienst, die Jugend dem Dilettantismus in die Arme zu treiben, d. h. sie zu jeder Anstrengung unfähig zu machen.

Sie haben ihr jene Art der Schlaffheit eingeimpft, jenes Fehlen jeder Muskel-Energie, welche die Lehren Renan's charakterisiren. Anstatt wie Faust das Recht zu haben erschöpft zu sein, weil er alle Gebiete des Wissens durchforscht hat, blieb Renan ruhig an dessen Schwelle stehen und erklärte sich für müde. Diese Müdigkeit entspricht so vollständig der Impotenz unserer Generation, daß sich unsere gesammte Jugend auf die nämliche Entschuldigung gestürzt hat.

In diesem Sinne kann man sagen, daß Renan eine geschichtliche Rolle gespielt hat, und daß er das Haupt der Entnervten bleibt. Von Herzen gern hätte er auch eine Rolle in der Politik gespielt, aber auf diesem Gebiet trat ihm Jules Simon entgegen, der in der Politik „seinen Beruf verfehlt" hat, wie ihn Renan in der Wissenschaft „verfehlte." Die Konkurrenz ist eben heutzutage so groß, daß man nicht einmal mehr gleichzeitig auf zwei Gebieten „seinen Beruf verfehlen" kann. Das erklärt, warum es Renan nicht zum Senator bringen konnte, wie der Umstand, daß er nicht Senator ist, erklärt, daß er der Politik mit lächelnder Gleichgiltigkeit gegenüber steht.

Die beiden genannten Männer, zwei „Nullen," sind und bleiben Beweise

*) F. Engels.

Digitized by Google

der Altersschwäche, bei welcher der bürgerliche Gedanke angelangt ist. Aus der hegelianischen Kritik von Strauß hat Renan ein fades Pastellbild gemacht, das „Leben Jesu“ genannt; aus der Linguistik eines Bopp und Diez ein Altweibergeschwätz, eine „Causerie;“ und aus der Geschichte endlich ein Gemisch von Lakaienklatsch und Zeitungsartikeln. Darum aber ist er auch der glänzendste Vertreter der französischen Wissenschaft, und wird bei einem Kongreß unter Beifall einstimmig zum Präsidenten ernannt.

In seinem Werk: „The Facts in the case of Mr. Voldemar“ (Die Thatsachen des Falls von Herrn Woldemar) schildert uns Edgar Poe den Körper eines hypnotisirten Menschen, der seinen Tod überdauert, aber sofort der Fäulniß und Zersetzung anheimfällt, sowie der hypnotische Zustand aufhört. „Da lag eine fast flüssige Masse scheußlicher, ekelhafter Fäulniß“ heißt es daselbst. Diese Schilderung kann uns einen annähernden Begriff davon geben, welches Schicksal unsere bürgerliche Jugend erwartet, wenn der Einbalsamirungsprozeß, Dilettantismus genannt, der sie jetzt noch aufrecht erhält, seine Kraft verliert.

(Schluß folgt.)

Briefe aus England.

London, den 4. März 1891.

Das Parlament steht im Zeichen des Wettrennens um die Gunst der Arbeiter. Ein halbes — nein, ein ganzes Dutzend oder noch mehr Anträge, die den Arbeiterschutz betreffen, sind in den letzten Wochen eingebracht worden, der größte Theil derselben ist bereits in erster Berathung im Plenum zur Verhandlung gekommen und harrt jetzt in den Kommissionen seines weiteren Schicksals. Auf sie im Einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen; die wichtigsten von ihnen sind, von den vorläufig noch aussichtslosen Anträgen der Bergarbeiterabgeordneten und Cunninghams Grahams auf Einführung des gesetzlichen Achtstundentages abgesehen, die Anträge des radikalen Abgeordneten Sidney Buxton und des Torypertreters im Haus der Lords, Earl of Dunraven, auf Hineinziehung der Hauswerkstätten in den Bereich der Gewerbeinspektion. Auch die Regierung hat sich genöthigt gesehen, in ihrem Gesetzentwurf, der verschiedene Lücken des Fabrik- und Werkstättengesetzes von 1878 ausfüllen soll, die Hausindustrie zu berücksichtigen. Aber nicht nur, daß sie sich ängstlich an die sanitäre Seite der Frage im buchstäblichsten Sinne des Wortes hält, sind auch ihre Vorschläge so lendenlahmer Natur, daß sie eher auf eine Konservirung, denn auf eine Beschränkung des auf der Hausindustrie beruhenden scheußlichen Schwitzarbeitsystems hinauslaufen, von einer Anbahnung der Beseitigung desselben gar nicht zu reden. Ueberall wird geflissentlich Sorge getragen, daß die Fabrikinspektoren möglichst wenig Gelegenheit erhalten, sich einzumischen, sie sind dem Minister zu sehr „Anwälte der Arbeiter,“ daher schiebt er die Sanitätsbehörden an ihre Stelle, deren enge Verbindung mit den Gemeinde- ꝛc. Verwaltungen allerdings eine zuverlässige Bürgschaft gegen übergroße Rücksicht auf die Arbeiterinteressen bietet. Wo er aber in seinem Entwurf den Fabrikinspektoren neue Aufgaben zuweist, da schützt er die Unternehmer durch Schiedsgerichte, bei denen die Friedensrichter als „Unparteiische“ zu fungiren haben, gegen einseitige Verfügungen der Ersteren. Wenn Herr Matthews sein Gesetz mit der ausdrücklichen Absicht ausgearbeitet hätte, zu verhindern, daß irgend etwas leidlich Ordentliches aus der ganzen Bewegung gegen das Schwitzsystem zu Stande komme, so

Digitized by Google

hätte er ihn kaum anders abzufassen brauchen. Da es in der Kommission, der die Anträge der genannten Abgeordneten und der Gesetzentwurf des Ministers überwiesen wurden, voraussichtlich zu einem Kompromiß kommen wird, so behalte ich mir eine eingehendere Besprechung der Materie für später vor.

Auch die beiden Königlichen Untersuchungskommissionen über die Arbeiterfrage, die das Ministerium veranlaßt hat, sehen eher nach Hintertreibung wie nach Förderung der Weiterentwicklung des Arbeiterschutzes aus. In die Kommission zur Untersuchung der Frage der Arbeitszeit der Eisenbahnangestellten sollten Anfangs nicht weniger als sieben Abgeordnete, die Eisenbahndirektoren sind, auf nur einen Arbeitervertreter kommen, und erst auf verschiedene Reklamationen hin wurde das Verhältniß auf fünf zu zwei geändert, was immer noch eine ganz unberechtigte Bevorzugung des Unternehmerinteresses bedeutet. Ueber die Zusammensetzung und das Programm der zweiten Kommission, welche die Ursache der Konflikte zwischen Unternehmern und Arbeitern und die Frage, was die Gesetzgebung zur Beilegung derselben thun kann, untersuchen soll, ist noch nichts Endgiltiges bekannt, was jedoch bis jetzt darüber verlautet, klingt nicht gerade sehr verheißend. Unzweifelhaft ist ihre Hauptaufgabe die, die Regierung der Nothwendigkeit zu entheben, durch irgend eine einschneidende Reform das Unternehmerthum vor den Kopf zu stoßen, und doch zugleich den Arbeitern zu zeigen, daß man sich angelegentlich mit ihren Interessen beschäftige. Fraglich ist nur, ob die Arbeiter sich so billig abfinden lassen werden. Sie wollen Thaten sehen, und wenn sich die Regierung, bezw. die Regierungsparteien nicht zu solchen aufschwingen können, so werden sie die Hoffnung, den Liberalen Arbeiterstimmen abwendig zu machen, wohl aufgeben müssen.

In der Märznummer der Monatsschrift „Help," die der frühere Redakteur der „Pall Mall Gazette" Stead, eine wunderbare Mischung von Frömmelei und Radikalismus, neben seiner „Review of Reviews" herausgiebt, veröffentlicht der Vertreter Englands auf der Berliner Arbeiterschutzkonferenz, Sir John Gorst, einen Artikel über Arbeiterschutzgesetzgebung, der in einer durch verschiedene Blätter laufenden Notiz als das weitere Programm der Regierung in Bezug auf diesen Gegenstand ausgegeben wird. Man kann das einigermaßen bezweifeln, denn während Sir John Gorst sich z. B. für die Erhöhung der Altersstufe der zur Fabrikarbeit zuzulassenden Kinder ausspricht, sie sogar als eine durchaus „reife Reform" bezeichnet, hat der Minister des Innern, Matthews, sich erst in diesen Tagen entschieden *gegen* dieselbe ausgesprochen. Es ist indeß auch möglich, daß die Regierung gefürchtet hat, gegen die bewährten Grundsätze der sozialpolitischen Homöopathie zu verstoßen, wenn sie zu viel auf einmal bewilligte. Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft! In Dosen wie die Arbeiterschutzvorlage des Ministers Matthews verabreicht, würde das Programm des Sir John Gorst unbedingt für eine ziemliche Weile ausreichen.

Sir John Gorst bezeichnet als „zur Verwirklichung reife Reformen" neben der Einschränkung der Kinderarbeit die Sicherstellung voller Koalitionsfreiheit,*) die Einführung gewerblicher Schiedsgerichte und die Errichtung eines Arbeits-

*) Seitdem das Obige geschrieben, hat die Rede des Lord Salisbury auf dem Kongreß der englischen Handelskammern gezeigt, daß diese Garantie der Koalitionsfreiheit, „auch die Garantie der Freiheit, sich *nicht* zu koaliren," bedeuten soll. Mit anderen Worten, Schutz der „freien" Arbeit gegenüber der „Tyrannei der Unionen!" Warten wir ab, wie das zu Stande gebracht werden soll. Jeder Versuch, das Koalitionsrecht anzutasten, würde von der Gesammtheit der englischen Arbeiter einmüthig als eine Kriegserklärung betrachtet und beantwortet werden.

Digitized by Google

ministeriums. „Noch nicht reif“ zur gesetzgeberischen Verwirklichung, aber „reif zur Untersuchung“ sei die Frage der Verkürzung der Arbeitszeit — Sir John ist persönlich für Einführung eines gesetzlichen Maximalarbeitstages für alle vom Staat oder den Gemeinden beschäftigten Arbeiter, aber gegen eine gesetzliche Verkürzung des Arbeitstages für alle Arbeiter — weiter die Frage der Beschränkung der Einwanderung von entblößten Armen („Paupers“) und die Frage der staatlichen Regelung der Armenunterstützung. Das ist Alles. Und diese dünne Kost soll, in womöglich noch verdünnten Tropfen eingegeben, die Arbeiter zufriedenstellen!

Indeß, während die Staatsmänner homöopathische Rezepte austüfteln, geht die Entwicklung ihren Gang und bringt das, was jenen im höchsten Grade unreif erscheint, über Nacht zur vollen Reife.

Der große Kampf zwischen der Schiffsherren-Federation und der Matrosen- und Heizer-Union ist zwar formell noch nicht abgeschlossen, aber materiell ist er bereits zu Ungunsten der Letzteren entschieden. In der Hauptfrage, die zum Kampf den Anlaß gab, haben die Leiter der Arbeiter-Union bereits nachgegeben. Die Union verzichtet darauf, daß ihre Mitglieder nur auf Schiffen Dienst nehmen dürfen, wo ausschließlich Unionleute beschäftigt werden, sie erlaubt ihnen, auch neben Nicht-Unionleuten zu arbeiten. Sie verlangt von den Schiffsherren nur, daß sie die Nicht-Unionleute nicht beim Anwerben bevorzugen. Ob die Letzteren sich zu diesem Versprechen herbeilassen werden, muß noch abgewartet werden; wenn sie es thun, so sicher nur deshalb, weil es sie praktisch zu nichts verpflichtet und doch beim Publikum einen guten Eindruck macht. Mit dem oben entwickelten Zugeständniß giebt die Union der Arbeiter die Kontrole auf den Schiffen aus der Hand, und was brauchen die Herren mehr?

Die Niederlage der Arbeiter ist um so bemerkenswerther, als die Union sehr gut organisirt war, und ihr außerdem in ihrem Kampf die politische Konstellation der Parteien einen wesentlichen Vortheil in die Hände gespielt hatte. Ein reicher Schiffsrheder, der bei einer Nachwahl als Gladstonischer Kandidat auftrat, hatte, um die Stimmen der Arbeiter zu erhalten, sich verpflichtet, nur Unionleute zu beschäftigen, und war so gezwungen gewesen, die Aktion der Schiffsherren-Federation, zu deren Mitbegründern er gehört, und in deren Komite er sitzt, zu durchkreuzen. Freilich benahm Herr Furneß sich dabei in einer Weise, daß man deutlich herausmerkte, wie er nur der Noth gehorchte, nicht dem eigenen Trieb, aber, ob gern oder nicht, er desertirte, und wenn trotz dieser Desertion und der vielen Ungeschicklichkeiten, die sie selbst begangen, die Schiffsherren-Federation schließlich Siegerin geblieben ist, so ist dies ein neuer Beweis, wie groß die Chancen des vereinigten Kapitals gegenüber denen der Arbeiter im rein ökonomischen Kampfe sind.

Entscheidend für den Ausgang des Kampfes war der Rücktritt der Docker-Union von dem, zu gemeinsamen Vertheidigungszwecken gegründeten Federativverband der Arbeiterorganisationen der Hafenindustrien. Und die Docker folgten dem eisernen Zwang der Nothwendigkeit. Sie dürfen es unter den momentanen Verhältnissen auf keinen großen Kampf mehr ankommen lassen, er würde ihrer Organisation den Todesstoß geben.

All diese Thatsachen im Zusammenhang mit anderen Fehlschlägen, welche die gewerkschaftlich kämpfende Arbeiterbewegung neuerdings erlitten, machen einen tiefen Eindruck in Arbeiterkreisen und fördern die Erkenntniß, daß die politische Maschinerie noch viel mehr ausgenutzt werden muß als bisher, sie werden vor Allem die Bewegung für den gesetzlichen Achtstundentag kräftigen und die Frage

Digitized by Google

früher zur Reife bringen, als die leitenden Politiker auf der Rechten und Linken des Parlaments es sich versehen. Je mehr sich der Konkurrenzkampf zwischen England und den Industriestaaten des Festlandes zuspitzt, um so mehr nimmt auch die Arbeiterbewegung Englands den Charakter und die Formen der Arbeiterbewegung des Festlandes an.

Und nicht nur auf dem Gebiet der Arbeiterbewegung macht sich die Rückwirkung des Festlandes neuerdings energischer geltend. Auch die geistigen Strömungen, die das öffentliche Leben anderwärts beschäftigen, finden heute in England leichter als je ihren Widerhall. Abgesehen von dem gesteigerten internationalen Verkehr trägt dazu auch die Demokratisirung — das Wort im weiteren, sozialen Sinne genommen — der Presse bei. Neben den Zeitungen werden auch die Zeitschriften und Revuen immer billiger und damit einem wachsenden Leserkreis zugängig. Zugleich zwingen die Gesetze der Konkurrenz, den Umfang des Unterhaltungsstoffes zu erweitern, das Ausland immer mehr in den Bereich der Erörterungen zu ziehen. So ist es denn auch kein Wunder, daß, um einmal auf das Gebiet der Kunst herüberzugreifen, die Bewegung, welche die norwegische, bezw. die nordische Schule in Bezug auf die Reform des Dramas ins Leben gerufen, auch in England ihre Vertreter gefunden, daß auch England seine Ibsen-Gemeinde hat, und daß in den Kreisen, die sich für das Theater interessiren, der Gegensatz, „hie idealisirende Kunst, dort moderner Realismus," zwei Lager kennzeichnet, die sich mit derselben Heftigkeit, denselben Schlagworten und — denselben Endresultaten bekämpfen, wie die Anhänger der beiden Richtungen in irgend einer Großstadt des Festlandes. Wie dort, sind es auch hier vorzugsweise Diejenigen, die in politischen Dingen radikalen Ansichten huldigen, welche für die neuere Richtung in der Kunst eintreten, und den Anhängern der guten alten Theatertraditionen gelten daher „Ibsenismus" und Sozialismus fast als synonyme Begriffe. Ebenso fehlt es nicht an Sozialisten, für die der norwegische Realist zugleich eine Art Apostel des Sozialismus ist. Daß zwischen dem Sozialismus und der von Ibsen eingehaltenen, bezw. nach ihm benannten Kunstrichtung, gewisse Berührungspunkte bestehen, ist auch nicht zu leugnen, allein diese Berührungspunkte liegen auf dem Gebiet der Methode, der Behandlung des gestellten Themas, nicht des Gegenstandes selbst. Das Verhältniß ist ein Aehnliches, wie das von Darwinismus und Sozialismus. Der Sozialismus ist seinem ganzen Wesen nach realistisch, er geht von der Gesellschaft aus, wie sie ist, und fußt auf der Erforschung der sich in ihrem Schooße entwickelnden Tendenzen, der dramatische Realismus Ibsen's nimmt ebenfalls die Gesellschaft wie sie ist, und sucht die sich in ihr entwickelnden Tendenzen und Probleme zur Anschauung zu bringen. Aber nicht alle diese Tendenzen sind sozialistisch oder führen direkt zum Sozialismus. Man kann Realist sein, ohne Sozialist zu sein. Auch ist der Realismus niemals ein absoluter, sondern stets bis zu einem gewissen Grade subjektiv gefärbt. Der Dichter oder sonst ein Künstler mag sich zehnmal vornehmen, die Dinge so darzustellen, wie sie sind, er wird sie immer nur so darstellen, wie sie ihm erscheinen, und das hängt wesentlich mit von der Beschaffenheit seiner Augen ab. Was das heißt, kann man sich am Besten veranschaulichen, wenn man Bilder, die zu verschiedenen Zeitaltern von Malern, die derselben Kunstrichtung angehören, gemalt wurden, und die denselben Gegenstand behandeln, mit einander vergleicht. Ob es sich um noch so ausgesprochene Realisten handelt, die Bilder werden verschieden aussehen, ja, um so verschiedener, je mehr die Künstler Realisten waren. Denn jedes Zeitalter sieht mit anderen Augen. Ebenso sieht aber auch jede Klasse gesellschaftliche Probleme mit anderen Augen an, und

Digitized by Google

innerhalb jeder Klasse wiederum giebt es eine Reihe von Abstufungen, die sich ebenfalls in einer Modifikation der Anschauungsart äußern. Erziehung, Umgang, Lebensberuf — Alles beeinflußt unser geistiges Auge, so daß eine ganze Reihe von Mittelgliedern nothwendig sind, um den Realisten zum Sozialisten zu machen. Eine absolute Nothwendigkeit ist diese Verbindung nicht.

Aber es liegt auf der Hand, daß in einer Epoche, wo alle überkommenen gesellschaftlichen Einrichtungen sich aufzulösen streben, ein Realismus, der seine Aufgabe ernst nimmt, den Angehörigen der vorläufig noch herrschenden Klassen nicht sehr erwünscht sein kann. Denn wohl oder übel muß er ihnen überall das zeigen, was sie gerade *nicht* sehen wollen, die Zeichen der Zersetzung in ihren eigenen Reihen, die Fäulniß der Grundpfeiler, auf denen ihre Herrschaft beruht. Sie jedoch *wollen* belogen sein, hinweggetäuscht werden über die unbehaglichen Erscheinungen des wirklichen Lebens, und der einzige Realismus, an dem sie Gefallen finden, ist der des Sykophanten, der die Laster und Schwächen der Unterdrückten schildert und betrunkene Sklaven auf die Bühne führt, damit die betrunkenen Herren sich an ihrem Anblick ergötzen.

Das sagt man nicht, und vielleicht ist man sich dessen auch nicht einmal völlig bewußt, aber man empfindet es, man fühlt sich unbehaglich bei einem Ibsen'schen Schauspiel, und da man den wahren Grund dieses Unbehagens nicht eingestehen kann oder will, so werden die ungereimtesten Vorwände hervorgesucht, um das kritische Vernichtungsurtheil über Ibsen zu rechtfertigen. Das ist in der Weltstadt der Weltstädte nicht anders als wie im ärgsten Spießbürgernest.

Vor einigen Wochen las Edw. Aveling in einem hiesigen geselligen Klub vor einem hauptsächlich aus Schauspielern, Theaterdichtern, Kritikern und sonstigen Theaterfreunden bestehenden Publikum Ibsen's „Gespenster" vor. An die Vorlesung knüpfte sich eine Debatte, und man kann sich aus der Thatsache, daß dieselbe sich über zwei weitere öffentliche Sitzungen des Klubs ausdehnte, ein Bild machen, mit welcher Heftigkeit die Gegensätze aufeinanderplatzten. Alle Plattheiten und Albernheiten, die die deutschen Ibsen-Todtschläger zu Tage gefördert, wurden hier von Neuem zum Besten gegeben. „Ibsen bringt die Krankenstube auf die Bühne," „Ibsen erhebt uns nicht, sondern drückt uns nieder," „Ibsen lehrt eine gesellschaftsfeindliche Moral," „Ibsen predigt den schnödesten Egoismus," „in Ibsen's Stücke darf man kein anständiges Mädchen führen," und was dergleichen Redensarten noch sind. Den Reigen führte zwar nicht mündlich, aber in seinem Blatt — der Rezensent des Moniteurs der Londoner Philister, Herr Clement Scott vom „Daily Telegraph," ein Mann, dessen Besprechungen von allen Schauspielern und Theaterdichtern zuerst gelesen werden, der in der Republik der dramatischen Muse den Rang des höchsten Richters einnimmt. Herr Scott führte aus, man solle sich nur vorstellen, ein wißbegieriges junges Mädchen sähe im Theater die „Gespenster," und wünsche sich nachher darüber Aufklärung zu verschaffen, was sie bei der Aufführung — natürlich — nicht verstanden, was für schreckliche Folgen würde das haben! Als ob das „wißbegierige" junge Mädchen von dem, was sich in Ibsen's Stück auf das Geschlechtsleben bezieht — denn das ist ja doch gemeint — nicht das Meiste längst wüßte, und als ob es nicht, ohne Schaden an seiner sittlichen Ausbildung zu nehmen, Alles wissen könnte und sollte.

Ich habe indeß keine Rechtfertigung Ibsen's zu schreiben, sondern will nur ein Bild geben, wie er hier in England aufgenommen worden ist. Zuerst wurde er für den englischen Geschmack, d. h. für den Geschmack des englischen Philisters „bearbeitet." Genau wie „Nora," als sie zuerst in Deutschland gegeben wurde,

Digitized by Google

einen Schluß erhielt, der den Gewohnheiten des deutschen Theaterpublikums entsprach — „sie versöhnten sich und wurden Beide glücklich" — so wurde sie in England zuerst in einer Gestalt auf die Bühne gebracht, von der es noch milde sprechen heißt, wenn man sie eine Karrikatur des Originals nennt. Aber allmälig fand der wirkliche Ibsen doch ein Publikum, eine kleine Gemeinde von Anhängern bildete sich; sie ward größer und wagte es, auf eigenes Risiko auf einer gemietheten Bühne Ibsen, wie er ist, die echte „Nora," zur Aufführung zu bringen. Die Rezensenten schimpften, aber sie konnten nicht leugnen, daß das Stück tiefen Eindruck gemacht. Das Publikum, das im Theater wider Willen dem Dichter Tribut gezollt, stimmte hinterher seinen Meinungsfabrikanten zu, aber sein Geschmack war doch infizirt, und immer größer wurde der Kreis derer, denen die alte Theaterkost nicht mehr behagte. Woran sie sich früher ergötzt, das kommt ihnen jetzt fade vor. Sie haben vom Baum der Erkenntniß gekostet. Und schon finden sich Theaterdichter, die dem Rechnung tragen. Sie gehen nicht durch Dick und Dünn mit Ibsen — o behüte — aber sie füllen doch etwas von seinem neuen Wein in die alten Schläuche der Bühnentradition. Sie greifen die Fragen, die sie behandeln, etwas tiefer an, und sie wählen Fragen, die dem modernen Leben mehr entsprechen. Dies ist z. B. der Fall bei Herrn Henry Arthur Jones, einem Bühnendichter, der in den letzten Jahren einige sehr erfolgreiche Stücke geschrieben, von denen Eines, „der Mittelsmann," auch auf deutschen Bühnen mit großem Beifall gegeben wurde.

Einen Schritt weiter, wie Herr Jones, ist neulich eine Dame, Frau Lancaster-Wallis, gegangen, in einem Stück, „der Pharisäer," das sie zusammen mit einem Herrn Malcolm Watson geschrieben. Die Fabel des Stückes, und selbst der Konflikt, sind noch die alten konventionellen, aber die Art der Lösung ist gegen alles Herkommen. Ein Mädchen, das schon einem Verführer erlegen, heirathet einen Mann in angesehener Lebensstellung, der von ihrer Vergangenheit nichts weiß, während sie von ihrem Vater, einem mit Schulden überladenen Lebemann, in dem Glauben erhalten wurde, er habe den Mann von Allem unterrichtet und dafür nur verlangt, daß nie zwischen ihm und seiner Frau der Sache erwähnt werde. Nach mehrjähriger, glücklicher Ehe bringt die plötzliche Rückkehr des Verführers der Frau erstens die Kenntniß der Thatsache, daß ihr Mann noch nichts weiß, zweitens die Gefahr, daß er im Verlauf von wenigen Stunden Alles wissen wird, und drittens die Gewißheit, daß, wenn er es wissen wird, die Scheidung für immer unvermeidlich ist, daß er für einen Fall, wie der Ihrige, keine mildernden Umstände anerkennt, durch und durch als Pharisäer fühlt und handeln wird. Immer näher rückt die Gefahr der Entdeckung, immer qualvoller wird die Lage der geängsteten Frau — da, im Moment, wo Alles verloren scheint, wird sie plötzlich, und für immer, von der Gefahr des Entdecktwerdens befreit. Und nun, nachdem ihr während der seelischen Kämpfe, die sie durchgemacht, gezeigt worden, welch eine Lüge ihre Ehe fortan sein würde, thut sie selbst Das, was sie kurz vorher noch um jeden Preis zu verhindern gesucht: sie gesteht ihrem Mann, daß *sie* das Weib ist, von dem er kategorisch erklärt, daß es für dasselbe keinen Platz in ehrenhafter Gesellschaft geben dürfe. Der „Pharisäer" geräth erst in die äußerste Entrüstung, er will von keiner Entschuldigung, keinen mildernden Umständen wissen, unerbittlich trifft er Maßregeln für eine sofortige Trennung, die andauern soll, bis die gerichtliche Scheidung das Eheband für immer zerschnitten. Aber nachdem die Aufwallung sich gelegt, und nun die einzelnen Umstände des konkreten Falles vor sein Auge treten, greift nach und nach eine andere Auffassung bei dem Manne Platz, und das Ende des

Digitized by Google

Stückes zeigt den Pharisäer in seinen Ansichten schwankend geworden, und die Möglichkeit einer Wiedervereinigung des Ehepaares.

Man sieht, es ist noch viel alte Tradition, das Publikum erhält sehr viel Dünnbier, und im Grunde nur einen Tropfen Sekt; den allerdings vom Echten. Und dieser eine Tropfen, diese eine Szene, wo plötzlich all der hergebrachte Theaterspuk verschwindet, und eine, durch keine äußerliche Maschinerie herbeigeführte Katastrophe sich entwickelt, wo ein innerlicher Kampf in voller Anschaulichkeit dargestellt und mit energischer Logik zum, nach der vorher gegebenen Charakteristik der Personen und Umstände, einzig möglichen und einzig richtigen Austrag gebracht wird, diese eine Szene gerade wurde dem Stück von der Kritik mit nahezu rührender Einstimmigkeit zum Hauptvorwurf gemacht. Sie sei unnatürlich, inkonsequent, und Gott weiß, was noch. Ein Vorwurf war immer abgeschmackter, wie der andere. Aber sie konnten auch nicht anders sein, denn sie waren nur Umschreibungen für das Unbehagen, das Kritik- und Parkett-Publikum über das Verlassen des alten gewohnten Geleises, das Betreten eines neuen Pfades, der auf so gefährliche Abwege führen kann, empfanden — und empfinden mußten. Auf der Bühne wurde der Pharisäer besiegt, im Parkett blieben die Pharisäer Sieger.

Es hat sich nun, wie anderwärts, so auch hier ein Verein „Freie Bühne" gebildet, und die erste Vorstellung, mit der derselbe vor das Publikum tritt, wird die Aufführung von Ibsen's „Gespenster" sein, die am 13. März stattfinden soll. Die Umstände, unter denen sie vor sich geht, sind jedoch nicht solche, daß vom Erfolg des ersten Abends ein Schluß auf die Lebensfähigkeit des ganzen Unternehmens, auf seine Zeitgemäßheit für England zu ziehen wäre. Die Masse der Zuhörer kommt mit vorgefaßten Meinungen pro oder contra und wird denselben mehr oder weniger energisch Ausdruck geben. Erst im Lauf der Zeit wird sich zeigen, wie stark das Bedürfniß nach Abschüttelung des Joches des heutigen Bühnenkodex ist, dessen erster Paragraph lautet: Jedes Genre ist erlaubt, nur nicht dasjenige, das gesellschaftliche Fragen tiefer als an der Oberfläche trifft.

Im Allgemeinen wird der Einfluß des Theaters auf das öffentliche Leben sehr überschätzt. Es ist viel zu sehr vom Geschmack und den Bedürfnissen der besitzenden Klassen abhängig, um heutzutage ein unabhängiger Faktor desselben sein zu können. Nur als Symptom dessen, was in diesen Klassen selbst vorgeht, hat es für die soziale Berichterstattung eine Bedeutung. Ein größeres Interesse erhält das Theater somit blos in Zeiten tiefgehender Gährung. Und auch dann zeigen die „Bretter, die die Welt bedeuten," weniger an, was die wirkliche Welt bewegt, als was das Theaterpublikum darüber hören und vertragen kann. E. B.

Neue norwegische Dichtungen.

Von **Julie Zadek-Komm.**

Jedes neue Werk Ibsen's ist ein Beweis mehr für die durchaus individuelle und stark individualistisch gefärbte Weltanschauung des Dichters. Ja, wenn wir die ersten naturalistischen Dramen Ibsen's mit gutem Recht soziale nennen können — nicht sozialistische: diese Weltanschauung lag dem Dichter stets durchaus fern — des sozialen Hintergrundes wegen, von welchem seine Gestalten sich abheben und der die Grundbedingung ihrer Existenz bildet; der Probleme wegen,

Digitized by Google

welche sie aufwerfen, allerdings meist ohne sie zu lösen; um der kühnen, rücksichtslosen Kritik willen, die sie an unserer bürgerlichen Gesellschaft üben: so treten in den neuesten Werken Ibsen's diese Züge mehr und mehr zurück, um der psychologischen Analyse den weitesten Spielraum zu lassen. So war es in „Rosmersholm," in der „Frau vom Meere" und so ist es auch in der neuesten Dichtung Ibsen's „Hedda Gabler." Man müßte denn den Begriff sozial so weit fassen, daß schließlich Alles seinen Weg dorthinein fände. Denn da im letzten Grunde was wir sind und thun und denken auf Grund der sozialen Verhältnisse geschieht, innerhalb derer unsere Entwicklung sich vollzog: so wäre jede psychologische Analyse zugleich eine soziale.

„Hedda Gabler" zeigt uns eine von Haus aus kühn und groß angelegte Natur, die in kleinen, engen, unwürdigen Verhältnissen in ihr Gegentheil verzerrt wurde, sich und Anderen zur Qual. Als Tochter des Generals Gabler den vornehmsten Kreisen der Stadt angehörend, ein schönes, verwöhntes, gefeiertes Mädchen voller Lebenskraft und Lebenslust; eine leidenschaftliche Reiterin, Meisterin im Pistolenschießen und dabei feig und unfrei, in allen Vorurtheilen der Kleinstadt befangen, vor Allem und Jedem zurückschreckend, was sie in den Augen der Leute blosstellen könnte, trotz ihrer Herrschernatur eine Sklavin der Gewohnheit, der Sitte, der öffentlichen Meinung. Der General stirbt und die Neunundzwanzigjährige, der es zwar nicht an Verehrern, wohl aber an ernsthaften Bewerbern fehlt, entschließt sich, um der Versorgung willen, die Bewerbung eines jungen Gelehrten anzunehmen, dem es ernstlich um das schöne Mädchen zu thun ist. In seiner Verliebtheit verspricht er ihr goldene Berge: ein geselliges Leben, Pferde, Dienerschaft, Alles, woran ihr Herz hängt. Er ist Privatdozent der Kulturgeschichte und erwartet in Bälde die Professur. Er ist aus bescheidenen, kleinbürgerlichen Verhältnissen emporgestiegen, Dank der thatkräftigen Unterstützung zweier alter Tanten, die ihren Stolz darein setzten, dem einzigen Sohne ihres verstorbenen Bruders das Leben und Streben leicht zu machen.

Jörgen Tesman ist ein äußerst gutherziger, harmloser Bursche, der die Welt mit runden, vergnügten Augen ansieht, immer bereit, sich zu verwundern und zu bewundern; ein beschränkter Kopf, ohne Streben, ohne Ideen, mit sich und der Welt zufrieden — ein Alltagsmensch, der für außerhalb seines Faches liegende Dinge weder Verständniß noch Interesse hat. Er kommt bei Beginn des Dramas eben von der Hochzeitsreise zurück, die er mit seiner jungen Frau unternommen. Sie war zugleich eine Studienreise, die für ihn nutzbringend und angenehm genug verlief, seiner Frau aber die tödtlichste Langeweile brachte. Denn sie liebt ihn nicht und bringt seinen Arbeiten nicht das mindeste Interesse entgegen. Und da sie bei aller Leidenschaftlichkeit eine kalte, egoistische Natur ist, gewohnt, nur an sich zu denken, hat sie auch gar keinen Versuch gemacht, ihrem Manne näher zu treten. Er empfindet dies gar nicht. Er ist stolz und glücklich, die gefeierte Hedda Gabler als seine Frau in das behagliche Heim zu führen, das er über seine Verhältnisse hinaus luxuriös ausgestattet hat um ihretwillen. — Sie ist in nervöser, gereizter Stimmung. Die Langeweile der Reise, das tägliche, stündliche Beisammensein mit dem ungeliebten Manne, dessen kleinbürgerliche Gewohnheiten und Manieren ihren gebildeten Geschmack verletzen; der Empfang, der ihr in der Heimat zu Theil wird; die Zärtlichkeit der guten, sentimentalen, alten Tante, welche der Frau ihres Jörgen mit überströmendem Herzen entgegenkommt; die Vertraulichkeiten des Dienstmädchens, das sich als zur Familie gehörig betrachtet; das Verzichtleistenmüssen auf gewisse Annehmlichkeiten des Lebens, die ihr viel bedeuten und die, wie die Verhältnisse sich bei näherer

Digitized by Google

Betrachtung herausstellen, weil zu kostspielig, für sie unerreichbar sind; die ganze kleinbürgerliche Enge und Beschränktheit der Verhältnisse, in welche sie, die so kühl und klar alle Vortheile erwogen zu haben glaubte, welche diese Heirath mit sich bringen würde, sich mit einem Schlage versetzt fühlt: Alles wirkt zusammen, um ihr das Herz zusammen zu schnüren in stummer, hilfloser Wuth und Verzweiflung.

Aber auch der harmlose Jörgen Tesman wird unsanft aus seiner Ruhe aufgescheucht. Ein alter Studienfreund, Eilert Löwborg, ein Mann von glänzender Begabung, der sich vor Jahren durch allerhand Zügellosigkeiten in der kleinen Stadt unmöglich gemacht hat, taucht wieder auf. In der Einsamkeit des Landlebens ist es einer Frau gelungen, den mit sich und der Welt Zerfallenen in der strengen Zucht der Arbeit wieder an das Leben zu gewöhnen. Die stille, verschüchterte, in ihrer Ehe unglückliche Frau Thea Elvsted hat ihr ganzes Herz an diesen Unglücklichen gehängt. Ihre hingebende, selbstvergessene, sanfte Weiblichkeit, ihr Glaube an das Gute in ihm hat ihn aufgerichtet. Mit ihrer Hilfe, von ihr immer wieder angespornt und in seinem schwankenden Selbstgefühl befestigt, hat er ein Buch vollendet, das bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregt. Eilert Löwborg kommt nach der Stadt. Er will von Neuem beginnen, den Kampf mit seinem Fachgenossen — auch er ist Kulturhistoriker — aufnehmen. Aber nicht, wie Jener annahm, um die Professur. Ihm ist es um Höheres zu thun, um einen geistigen Wettkampf, bei dem er Sieger zu werden hofft. Denn er hat den Kopf voll großer, schöner Ideen. Er ist kein Bücherwurm wie Tesman. Sein Geist überfliegt in kühnem Fluge Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — der Kulturgang, die Kulturmächte der Zukunft, dahin streben seine Gedanken. Aber wie hoch sie auch streben, seine Schwingen sind doch gelähmt, Hirn und Herz zerfressen vom Zweifel an sich selbst. Er hat dem Trunk völlig entsagt. Kein Tropfen Wein kommt über seine Lippen, da er die Maßlosigkeit seiner Natur nur zu gut kennt. Er meidet selbst die heitere Geselligkeit, welche Gefahren für ihn birgt, denen er sich nicht gewachsen fühlt. Die blonde, schüchterne Frau Elvsted ist ihm nachgereist. Sie kann ohne ihn nicht leben. Auch verzehrt sie die Angst um ihn. Denn ihr fröhlicher Glaube an ihn, mit dem sie so Großes erreicht, ist in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Sie kennt seine starken Leidenschaften und zittert bei dem Gedanken, daß die Versuchung wieder an ihn herantreten könne.

Hedda und Löwburg kennen einander. Sie haben einander vor Jahren sogar geliebt. Aber Hedda, immer ängstlich darauf bedacht, was die Leute sagen würden, war zu feige gewesen, um ihrem Gefühl zu folgen. In offener Feindseligkeit — sie hatte seinem leidenschaftlichen Drängen gegenüber sogar zur Pistole gegriffen — waren sie von einander geschieden. Nun sieht sie ihn wieder in einem für sie kritischen Augenblick. Gelangweilt und müde; in ihrem stolzen Selbstbewußtsein erschüttert; unter einem verhaßten Zwange knirschend und doch unfähig, ihn abzuschütteln; in eine Gemeinschaft gezwängt mit Menschen, denen sie fremd und kalt gegenüber steht und die doch Ansprüche an sie erheben, ein Recht auf sie zu haben glauben: sieht sie den Mann wieder, den sie geliebt, weil sie sich ihm verwandt fühlte in stolzem Kraftgefühl, in leidenschaftlichem Verlangen nach Lebensgenuß. Und auch sein Kraftgefühl ist gebrochen. Auch er wagt es nicht, er selbst zu sein. Er kämpft gegen die Dämonen in der eigenen Brust. Von Mißtrauen erfüllt gegen sich selbst, unsicher und zaghaft; ein Unglücklicher, der nicht in sorgloser Unbekümmertheit nach den Genüssen zu greifen wagt, die der Augenblick ihm darbietet, sondern ängstlich zaudert und erwägt, aus Furcht vor der eigenen Schwäche.

Digitized by Google

Sie hat keine Ahnung, welch' hohe moralische Kraft es bedeutet, sich selbst zu bezwingen. Sie sieht nur den Zwang, den sie haßt und gegen den sie ankämpfen will. Aber wie unsere Empfindungen selten einfach sind, sondern meist sehr zwiespältiger Natur, so ist auch in Heddas Empfinden ein trüber Bodensatz, ein Kleines, Häßliches, das sie drängt, in das Leben Löwborg's bestimmend einzugreifen. Eine Frau ist es gewesen, unter deren Einfluß Löwborg geworden ist, was er jetzt ist. Eine Andere als sie, ein zartes, gefühlvolles Wesen, die sich nicht im Entferntesten mit ihr messen kann an Kraft und Geist und Leidenschaft; die nichts einzusetzen hatte als ihre schrankenlose, selbstvergessene Hingebung. Macht gewinnen über ein Menschenleben; sich dadurch erst seiner Persönlichkeit bewußt werden; sich ihrer freuen können: das wäre doch noch etwas, das der Mühe werth wäre, zu leben. — Und sofort nimmt sie den Kampf auf, zuversichtlich, siegesgewiß. Löwborg soll wieder ein freier Mann werden, aufrechten Hauptes einhergehen können, seiner selbst gewiß. Sich nicht scheu und furchtsam fern haltend von den Genüssen des Lebens, nein, „heiß und fröhlich, Weinlaub im Haar," soll er zurückkehren. Und mit wollüstiger Grausamkeit zerstört sie in einer Minute, was jene Andere seit Jahren mühsam aufgebaut und heißt ihn die Gefahr suchen, die er zu meiden sich vorgesetzt.

Aber es kommt, wie es kommen muß, anders als sie in ihrer Unkenntniß der Menschennatur es sich gedacht. Die alten Leidenschaften gewinnen von neuem Macht über ihn. Er weiß, daß er ihnen verfallen ist, daß es keine Hilfe, keine Rettung mehr für ihn giebt. Er hat die Nacht in der schlechtesten Gesellschaft zugebracht, sich mit elenden Dirnen, mit der Polizei herumgebalgt, in der Trunkenheit sein theuerstes Kleinod, das Manuskript des Buches, verloren, auf das er so stolz gewesen und das seine Rehabilitirung in der öffentlichen Meinung und in seinen eigenen Augen erst vollenden sollte. So sieht sie ihn wieder.

Wenn er aber nicht leben kann in Schönheit und Freiheit, so soll er wenigstens dies elende Leben nicht weiter führen, sondern ein Ende machen. Sterben, freiwillig und schön sterben. Ein einziges Mal, zum letzten Male noch zeigen, daß er anders ist als die Andern ringsum, größer, kühner, edler.

Noch brauchte er nicht zu verzweifeln. Das Manuskript ist nicht verloren, ist in ihren Händen. Wenn sie es ihm zurück gäbe, könnte vielleicht noch Alles gut werden. Aber sie thut es nicht; sie selbst vernichtet es. Sie glaubt nicht mehr an ihn. Und sie will nicht, daß er weiter leben soll wie bisher. — So greift sie zum zweiten Male eigenmächtig in sein Schicksal ein. Sie selbst drückt ihm die Pistole in die Hand.

Aber wie es nicht in ihrer Macht gestanden, dem Lebenden die Kraft und Freiheit des Geistes wiederzugeben, die sie an ihm geliebt, so muß sie es nun auch erleben, daß er häßlich und würdelos stirbt, in dem Boudoir einer Prostituirten, durch den Unterleib geschossen, unter seltsamen Umständen, welche den Gedanken nahelegen, daß sein Tod nicht freiwillig erfolgt ist. — Ein Ekel erfaßt sie vor sich selbst und vor dem Leben. „O, das Lächerliche und das Niedrige, es legt sich wie ein Fluch über Alles, woran ich nur rühre."

Die Waffe aber, die man in der Brusttasche des Todten gefunden, gehört ihr. Die Polizei wird Nachforschungen anstellen. Sie, Hedda, wird vor Gericht erscheinen, öffentlich Zeugniß ablegen müssen, wie Löwborg in den Besitz des Pistols gelangt ist, über ihre Beziehungen zu dem Todten Rechenschaft geben müssen. Das ist der Skandal, vor welchem sie immer eine so große Furcht gehabt. Sie könnte all' Dem aus dem Wege gehen. Ein einziges Wort würde genügen. Sie brauchte nur zu sagen, daß Löwborg das Pistol gestohlen habe. Aber sie thut es nicht.

Digitized by Google

Ein „Freund," der sich um die Gunst der schönen Frau bewirbt, und der um Alles weiß, weil die Eifersucht seinen Blick geschärft hat, ist der Einzige, welcher den Eigenthümer des Pistols kennt. So lange er schweigt, ist Alles gut. Und er wird schweigen. Aber daß er darum weiß, das giebt ihm Gewalt über sie, macht sie unfrei, abhängig von seinem Wunsch und Willen. Das aber erträgt sie nicht. Die ganze wilde Energie ihrer Natur, ihr leidenschaftliches Freiheitsgefühl empört sich und treibt sie in den Tod. Sie tödtet sich durch einen Schuß in die Schläfe. Sie hat „die Rechnung abgeschlossen mit sich selbst und den Muth gehabt, zu thun, was gethan werden mußte" — diese ihre eigenen Worte, mit denen sie die Nachricht von Löwborg's Tod begrüßte, als sie noch glaubte, daß dies in „Freiheit und Schönheit" geschah, bezeichnen am besten den Gedankengang des Dichters.

Es ist der ganze Ibsen, der uns aus dieser Dichtung entgegenblickt, — der große Individualist, den jede kräftig entwickelte Individualität mächtig anzieht, auch wenn dieselbe in ihrer starren Einseitigkeit, in ihrer krankhaften Ueberreizung den einfachsten Forderungen der Menschlichkeit, des gesunden Menschenverstandes Hohn spricht. Diese Hedda, in große Verhältnisse gestellt, in denen ihre starke Natur sich frei und fesselloS hätte entfalten können; ihr leidenschaftliches Wollen in strenger Geisteszucht, durch eine weniger im eigenen Ich befangene Weltanschauung höheren Zielen zugewandt, hätte das Zeug zu einer heroischen Gestalt großen Stils. In der Enge und Banalität der Verhältnisse, in die sie gebannt ist, mußte sie zu dieser wenig erfreulichen Gestalt werden, als welche das Drama sie uns vorführt.

Ibsen ist nichts weniger als Moralist. Es fällt ihm nicht im Entferntesten ein, gute und böse, moralische und unmoralische Menschen darzustellen. Er hat eine Freude an jeder Eigenart, und weiß dieselbe mit so unfehlbarer Sicherheit vor uns hinzustellen, sie mit einem solchen Reichthum individueller Züge auszustatten, daß es eine wahre Freude ist, ihm zu folgen. Mitunter muthen uns seine Gestalten auf den ersten Blick etwas fremdartig an. Sie haben ein so ausgeprägtes Eigenleben, eine so bestimmte, scharfgeschnittene Physiognomie. Sie sind eben Individuen, nicht Typen. Und je näher wir ihnen auf den Leib rücken, desto beredter werden sie und immer klarer erschließt sich uns das Wesen ihrer Persönlichkeit. Und schließlich liegt dieselbe vor uns wie ein offenes Buch, in welchem jedes einzelne Blatt uns bekannt und vertraut ist, denn es ist mit unserem eigenen Herzblut geschrieben. —

Schlicht und ruhig, nicht ohne gewisse überflüssige Breiten, erzählt uns Arne Garborg in „Bei Mama" die Lebens- und Entwicklungsgeschichte eines jungen Mädchens, das trotz aller Anwartschaft auf das Glück, ohne dasselbe jemals kennen gelernt zu haben, eine lieb- und freudlose Ehe eingeht, um endlich all' der Noth und all' den Demüthigungen zu entgehen, welche mit der Armuth verbunden sind. Eine resignirte Stimmung liegt über dem Ganzen. Garborg's Gestalten haben keinen Funken jenes Prometheischen Trotzes, welcher die Gestalten Ibsen's beseelt. Sie sind einfache, tüchtige, gesunde Menschen. Aber auch an ihnen reiben sich die Verhältnisse und zerreiben sie. „Bei Mama" erinnerte mich lebhaft an Guy de Maupassant's „Une vie." Hier wie dort die traurige Lebensgeschichte einer Frau, die alltäglichsten Schicksale, der ganze Jammer eines verfehlten Menschenlebens, in der schlichtesten Weise erzählt und eben darum von einschneidendster Wirkung.

Energischer und kecker zugreifend tritt uns Christian Krogh in seiner „Albertine" entgegen. Eine kräftige, rücksichtslose Persönlichkeit, Alles knapp,

Digitized by Google

bestimmt, von greifbarer Deutlichkeit, mitunter geradezu brutal. Vor unseren Augen wird ein junges, unschuldiges Wesen hinabgestoßen in den Pfuhl, gedankenlos, unbarmherzig. Eine junge Arbeiterin, deren ganzes Sinnen und Trachten dahin geht, anständig zu bleiben, da sie in nächster Nähe, an ihrer eigenen Schwester es mit angesehen, wie diese immer tiefer und tiefer fiel — allerdings um dann mit einem Schlage durch eine reiche Heirath wieder zu einer „anständigen" Frau zu werden — wird durch einen Beamten der Sittenpolizei selbst in eine Falle gelockt. In ihrer Einfalt, in ihrem naiven Respekt vor Allem, was mit der Polizei zusammenhängt, hat sie bis zum letzten Augenblick keine Ahnung von dem schnöden Vertrauensmißbrauch, dem sie zum Opfer fällt. Dann geht es abwärts in immer rascherem Tempo, bis die Unglückliche auf der untersten Stufe der Prostitution angelangt ist. Und dies Alles geschieht vor unseren Augen, ohne Reflexion, ohne Pathos — die Thatsachen sprechen für sich selbst, und wir erleben es gewissermaßen mit, wie das zarte, keusche Empfinden des Mädchens abgestumpft wird, dahinstirbt, in die zynische Rohheit der Dirne umschlägt, die sich mit frecher Stirn anbietet.

Ein junger norwegischer Autor, dessen Name uns bisher ganz unbekannt gewesen, Knut Hamsun, läßt uns in einer mit großem Talent geschriebenen psychologischen Analyse: „Hunger" alle Sensationen des Hungers mitempfinden. Und dies mit einer Lebendigkeit und Schärfe, daß es Einen mehr als einmal eiskalt überläuft. Der junge Schriftsteller scheint den Hunger recht gründlich und so recht con amore studirt zu haben. Wir wissen und erfahren nichts von den Schicksalen des jungen Menschen, den wir in einer so traurigen Verfassung kennen lernen und durch alle Schrecknisse der verschiedenen Stadien des Hungers begleiten, um ihn am Schlusse, kaum wesentlich gebessert, zu verlassen. Nichts als der Hunger ist es, der uns aus diesen Zeilen entgegengrinst. Erst mit weichen, thränenverschleierten Blicken, in der Ueberreizung aller Sinne, der gesteigerten Empfänglichkeit für alle äußeren Reize und der lebhaften Reaktion auf dieselben. Dann immer toller sich geberdend, mit dem Heulen und Zähnefletschen des Wahnsinns, eine Beute der wildesten Halluzinationen, der lächerlichsten Zwangsvorstellungen, die in rasender Flucht einander ablösen, die das blutleere Gehirn in sich überstürzender Hast immer von Neuem erzeugt, eine immer grotesker, immer ungeheuerlicher als die andere den Unglücklichen verfolgend wie ein gehetztes Wild.

Wir haben nicht das Recht, dem Autor aus der Wahl seines Stoffes einen Vorwurf zu machen. Es ist ja auch keine zufällige Erscheinung, nicht persönliche Willkür, daß der Naturalismus, dem pessimistischen Zug der Zeit folgend, sich mit Vorliebe den Nachtseiten der menschlichen Natur, den dunklen Abgründen des Lebens, all' dem Kranken und Häßlichen zuwendet, das der in seinem Grunde erschütterte Boden unserer Zeit an die Oberfläche drängt, gewaltthätig, mit brutaler Deutlichkeit unsere Sinne beleidigend, unser Gefühl verletzend. All' die großen und kleinen Fragen, welche heut das Individuum und die Gesellschaft in ihrem tiefsten Grunde aufwühlen und nicht zur Ruhe kommen lassen; welche mit rauher Hand in das Leben des Einzelnen eingreifen, den Blüthenstaub von der Seele des Kindes streifen, das Verhältniß des Weibes zum Manne, des Kindes zu den Eltern vergiften, zersetzen: tönen uns aus diesen Dichtungen entgegen, in welchen der Pulsschlag modernen Lebens vibrirt.

Mitunter überkommt mich eine heiße Sehnsucht nach etwas Freudigem, nach etwas Licht und Sonnenschein, wenn ich mich in unsere naturalistische Literatur vertiefe. Sie ist meist gar zu sehr auf einen Ton gestimmt. Nervös

Digitized by Google

und überreizt, wie sie als getreues Spiegelbild ihrer Zeit nicht anders sein kann, wirkt sie auch auf unsere überreizten Nerven aufregend, schmerzhaft, beängstigend. Wie ein Alp liegt es auf uns — nach der Lektüre von Dostojewski's genialem: „Schuld und Sühne" ging ich Tage lang umher wie abwesend, in einem schweren, angstvollen Traum befangen.

Es giebt auch lichte Punkte in unserer dunklen Zeit, freundliche Oasen in der Wüste, die wir zu durchschreiten haben, ehe wir das gelobte Land betreten. Und was die Hauptsache ist: in dem aufgewühlten Boden regt es sich geheimnißvoll und tausend schüchterne Keime drängen sich freudig zum Licht.

Wer dies nicht sehen will und griesgrämig in dem unfruchtbaren Pessimismus der Weltverneinung verharrt, anstatt inmitten all' der auf ihn eindringenden trüben Eindrücke in einem gesunden, kraftvollen Entrüstungspessimismus das Gleichgewicht seiner Seele zu behaupten: der ist allerdings übel genug daran. Aber ich möchte die Dichtungen eines solchen Unglücklichen — wie bedeutend sie immer sein mögen — keinem jungen, aufstrebenden Menschen in die Hände geben. Denn sie wirken entnervend, erschlaffend; sie lähmen die Thatkraft und nehmen uns, was unerläßliche Bedingung jedes ersprießlichen Thuns ist: die Freude am Leben und an uns selbst.

Gewiß, die Gegenwart ist trübe, und wohin unser Blick fällt, trifft er auf Furchtbares, Herzzerreißendes. Aber die Zukunft gehört uns. So zeigte man sie uns, daß unser Lebensmuth sich daran wieder aufrichte, unser Blick sich erhelle und unser Arm wieder erstarke. Ob dies unbeholfen tastend geschieht, in Nebel gehüllt wie in Ibsen's „Nora" oder in seinem herrlichen „Volksfeind" oder einem weithin tönenden Schlachtruf gleich wie in Zola's „Germinal" — das hängt von der Individualität des Dichters ab und von seiner gesammten Weltanschauung. Nur daß der Blick vorwärts gerichtet sei!

Notizen.

Die christlich-mittelalterliche Weltanschauung und der wissenschaftliche Sozialismus unserer Zeit. Es wird heute noch vielfach behauptet, daß die christlich-mittelalterliche und die sozialdemokratische Weltanschauung einander keineswegs ausschließen, sondern sogar vielfach miteinander übereinstimmen.

Dies ist nämlich insofern bis zu einem gewissen Grade richtig, daß zwei ganz und gar verschiedene und im Grunde einander widersprechende Anschauungen doch viel Aehnliches bieten können, und die Uebereinstimmung der christlich-mittelalterlichen Lehre mit dem wissenschaftlichen Sozialismus ist ein Beispiel mehr der Wahrheit, daß „die Extreme sich berühren."

Wie wenig uns auch bekannt ist hinsichtlich die Person Christi, so viel scheint sicher, daß er Einer war, der gekämpft hat für die Masse des Volkes, ein Prophet, wie man ihn genannt hat, „der Sklaven und der Frauen," d. h. der Armen und Schwachen auf Erden.

Die Evangelien lehren uns, wie unter den Jüngern Jesu derjenige, welcher groß werden wollte, aller Knecht sollte sein (Markus 10, 42—44). Sie predigen, daß man sich nicht Schätze muß sammeln auf Erden (Matthäus 6, 19—20), und die ersten Christen waren Kommunisten, die alle Güter „gemein" hatten, und unter welchen Jedem gegeben ward, „was ihm noth war" (Geschichte der Apostel 4, 32—35).

Im Mittelalter kam das Christenthum in Westeuropa zur höchsten Blüthe nach seinem Sieg über das Heidenthum und dem Ausgang der Völkerwanderung. Während dieser Glanzperiode war der Boden der Gesellschaft allmälig empfänglich geworden für eine Lehre, welche die Tage der Apostel in die Erinnerung zurückführte.

Digitized by Google

Die Nachfolge Christi ward zum Traumbild der Zeit, und ein Leben von Entbehrung und Armuth hieß das höchste Glück und das beneidenswertheste Loos.*) Die Erwerbung von mehreren Gütern, als man für sich selbst und die Seinigen vonnöthen hatte, um in Einfalt zu leben, hielt man für ein irreligiöses, sündliches Werk, durch welches man seinem Nächsten schadete.

Zu dieser Meinung wirkte auch der Umstand mit, daß bei den Völkern germanischer Rasse der gemeinsame Grundbesitz noch während langer Zeit fortbestehen blieb. Die alten Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts, Ambrosius, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus, hatten sich höchst ungünstig über das Privateigenthum geäußert, das sie als hervorgegangen erklärten aus der Habsucht der Menschen, und das sie „Raub" nannten.

Die kirchlichen Schriftsteller späterer Zeit urtheilten gleicher Weise. Sie stellten den Reichthum vor als eine Quelle der Bekümmerniß, durch welche der Mensch abgehalten wird von seiner höheren Bestimmung, und sie wiesen die Reichen auf die Parabel von Lazarus und vom reichen Manne im Evangelium. Die Armuth dagegen wurde verherrlicht:

„Verachtet die irdischen Schätze, damit Ihr die himmlischen beerbet," so predigte Bernhard von Clairvaux (1091—1153). Thomas von Aquino (1225—1274), der Philosoph par excellence des Mittelalters, urtheilte, daß man sich ganz vom irdischen Leben losmachen sollte, wollte man zur vollkommenen Liebe gelangen, und er stellte als erste Bedingung dafür: freiwillige Armuth. Und Franz von Assisi (1102—1226), der Stifter des Franziskanerordens und beigenannt „der Apostel der Armen," nannte die Armuth eine königliche Tugend.

In den Klosterorden wurde die Armuth nebst der Keuschheit und dem Gehorsam als eines der Gelübde aufgenommen, und es entstanden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Gegensatz zu der mehr und mehr einreißenden Verweltlichung des Klerus Orden der sogenannten „Bettelmönche" (Franziskaner, Dominikaner u. s. w.), welche ihrer Regel zufolge gar kein Eigenthum besitzen durften und von den Almosen lebten, die sie in den Häusern der Gläubigen sammelten, und unter welchen es Leute gab, die sich aus Gottesfurcht buchstäblich verfaulen ließen, indem sie die ekelhafteste Nahrung zu sich nahmen. Zu solcher Thorheit wurden die Menschen geführt durch die mittelalterliche Nachfolge Christi, und es trat dann auch schließlich aus dem Schoße der Kirche selbst gegen diese Bettelmönche eine kräftige Reaktion ein.

Das Geld war im Mittelalter gering geachtet und der Handel galt für ein wenig ehrbares Gewerbe, von dem es nur zu bedauern war, daß man sich dessen nicht enthalten konnte.

Die Arbeit hatte keinen guten Ruf, sie war eine Strafe Gottes für die Sünde des ersten Menschen. Christus selbst arbeitete nicht, ebenso wenig seine Apostel, und im Gespräche mit Maria und Martha hatte Jesus doch gesagt zur arbeitsamen Martha, sie hätte viel Sorge und Mühe, — Eines aber sei noth (Lukas 10, 41—42).

Doch ward im Mittelalter die Nothwendigkeit des Privateigenthums im Prinzip anerkannt. Thomas von Aquino sagt zwar in seinem Hauptwerk „Summa theologiae" (das Ganze der Theologie):

„Denn Alles was wider das Naturrecht ist, ist unerlaubt. Aber nach dem Naturrecht sind alle Dinge gemeinsames Gut." .... „Es ist darum einem Menschen unerlaubt, sich irgend eine Sache zuzueignen." Summa theologiae II, 2, quaestio 66, art. 2.

Aber er rechtfertigt dennoch theoretisch das Bestehen des Eigenthums als nothwendig wegen der Sünde und der Verdorbenheit der menschlichen Seele.

Der Mensch in seiner Unvollkommenheit ist fleißiger und leichter mit dem Seinigen zufrieden, wenn er für sich selbst arbeitet, statt für die Gesammtheit oder für viele Andere. Deshalb ist die Meinung, der Mensch dürfe kein persönliches Eigenthum besitzen, eine Verirrung.**)

Vergleichen wir diese Lehre mit dem wissenschaftlichen Sozialismus, so müssen wir erstens konstatiren, daß auch Marx der Ansicht war, es sei nicht genug zu sagen: „La

---

*) Vgl. Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung von Dr. H. von Eicken. Staatsarchivar in Aurich. Stuttgart 1887.

**) A. a. O.

Digitized by Google

propriété c'est le vol," Eigenthum ist Diebstahl, — ergo ist das persönliche Eigenthum ungerechtfertigt. Durch den Nachweis, daß der Antheil des Kapitalisten (des Nichtarbeiters) an dem Werth des Produkts aus unbezahlter Arbeit Anderer besteht, die die Arbeit leisten — hat man durchaus nicht den Beweis geliefert, daß der Antheil des Kapitalisten keine Berechtigung hat. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe kann der Unternehmer eine unentbehrliche Person sein und die kapitalistische Produktion ist dann nicht zu vermeiden. Ebenso wie Thomas von Aquino zu seiner Zeit, hielt auch Marx das Privateigenthum für eine nothwendige Bedingung einer gewissen Zeit; allein — und das ist gerade der Unterschied zwischen der christlichen und der neueren wissenschaftlichen Geschichtsauffassung — der persönliche Besitz war nicht eine nothwendige Konsequenz der Sünde, der Verdorbenheit, sondern der herrschenden Produktionsweise. Die materialistische Geschichtsauffassung, von Marx begründet, lehrt, daß „die ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Basis sei, worauf sich ein juristischer „und politischer" Ueberbau erhebe, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprächen," daß „die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedinge." *)

Danach erklärt die Art und Weise, wie die Menschen ihr Leben gewinnen, die Form der Gesellschaft, und wenn bis auf unsere Zeit die kommunistische Form der Gesellschaft nicht bestehen konnte (der Urkommunismus bei den Primitivvölkern nicht mitgerechnet), so war dies nicht, weil die Menschen seit dem Sündenfall Adams so verderbt geblieben, sondern weil die Entwicklungsstufe, worauf die Produktion (Landbau u. s. w.) stand, den Privatbesitz an Produktionsmitteln nun einmal nothwendig machte. Das Streben des Christenthums, mit Hilfe der Liebe eine kommunistische Gesellschaft zu begründen, ist mißlungen und mußte mißlingen, denn von Liebe können die Menschen nicht leben.

Der kommunistische Besitz an Produktionsmitteln wird nicht kommen, sobald die menschliche Seele weniger verderbt geworden, sondern, wie Marx sagt, sobald der Umwandlungsprozeß „nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind. . . ." Dann wird das Kapitalmonopol „zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt." **)

Im Prinzip steht diese Weltanschauung diametral der christlichen gegenüber. Was die Kirche thun wollte durch die Liebe, was sie umsonst sich bemühte zu erreichen durch ihre „christliche Selbstverleugnung," das ist nach dem wissenschaftlichen Sozialismus ein Vorgang, der sich mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes vollzieht, dank der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft.

Es war nicht das Streben der Kirche im Mittelalter, die Armuth aufzuheben. Aufhebung der Armuth konnte damals nicht die Absicht der christlichen Religion sein, denn die Armuth galt für ein Ideal. Die christliche Mildthätigkeit war mehr in Uebereinstimmung mit dem Interesse des Gebers als mit dem des Unterstützten. Es ward nur den Reichen die Wohlthätigkeit, die Barmherzigkeit wie eine schöne Tugend vor Augen gehalten, damit sie, ohne selbst arm zu sein, doch Jesum Christum nachfolgen und damit der himmlischen Seligkeit theilhaftig werden könnten. Das „Jenseits" war stets das Endziel, nach dem die christliche Lehre die Menschen hinwies, nicht aber das Leben auf Erden.

Auch in unserer Zeit predigt noch das Christenthum in seiner wahren Gestalt die Verachtung des Irdischen, die Unterthänigkeit und die Zufriedenheit.

Wenn sich die Kirche jetzt mit der sozialen Frage beschäftigt, so kann sie höchstens sich bemühen, Hilfe zu leisten bei der Milderung der Mißstände in der heutigen Gesellschaft, weil sie vielleicht fürchtet, es könnte die Natur der Menschen stärker sein, als die christliche Lehre.

Holland. Clements.

*) Siehe Marx, Das Kapital I. (Dritte Auflage.) Note auf Seite 51 und 52.
**) Das Kapital I, S. 769 und 790.

Digitized by Google

Die Unfallversicherung in Deutschland. Dem Reichstage sind kürzlich die Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaften für das Jahr 1889 (Drucksachen No. 159) und der Geschäftsbericht des Reichsversicherungsamtes für das Jahr 1890 (Drucksachen No. 275) mitgetheilt worden. Wir heben daraus — unter vergleichender Heranziehung einiger älterer Zahlen — das Folgende hervor.

Es bestehen zur Zeit zum Zweck der Durchführung der Unfallversicherung:

I.	Berufsgenossenschaften:					
	A. 64 gewerbliche	mit	372 236	Betr. u.	4 742 548	versich. Pers.
	B. 48 land- (und forst-)wirthschaftliche	mit	4 753 808	" u.	8 088 668	" "
Insgesammt	112 Berufsgenossenschaften	mit	5 126 044	Betr. u.	12 831 246	versich. Pers.
II.	155 Reichs- und Staats-Ausführungsbehörden für Reichs- und Staatsbetriebe — darunter 50 für die land- und forstwirthschaftliche Verwaltung	mit	537 145			versich. Pers.
	159 Provinzial- und Kommunal-Ausführungsbehörden	mit	26 768	"	"	
Zusammen	314 Ausführungsbehörden	mit	563 913			versich. Pers.

Hierzu kommen die bei den 13 Versicherungsanstalten der Baugewerks-Berufsgenossenschaften und der Tiefbau-Berufsgenossenschaften versicherten, nicht schon anderweitig versicherten Personen, so daß am Schlusse des Jahres 1890 etwa 13½ Millionen Personen gegen Unfall versichert waren. 1888 waren es nach dem „Statistischen Jahrbuch" 10,34 Millionen, 1887 4,12 Millionen und 1886 3,73 Millionen Personen. Die Berufsgenossenschaften, die oben mit 12,83 Millionen versicherten Personen aufgeführt sind, umfaßten 1888 9,90 Millionen, 1887 3,86 und 1886 3,47 Millionen. Frühere Jahresergebnisse liegen nicht vor, da das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 am 1. Oktober 1885 in Kraft trat, die erste Rechnungsablage sich also nur auf ein Vierteljahr erstreckte. Die Sprünge in den Zahlen erklären sich bekanntlich hauptsächlich durch den Hinzutritt der land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter, der Seeleute und Bauarbeiter.

Im Jahre 1890 betrug nach einer vorläufigen Ermittelung die Zahl aller bei den Berufsgenossenschaften, Reichs-, Staats-, Provinzial- und Kommunal-Ausführungsbehörden zur Anmeldung gelangten Unfälle 200 439, die der entschädigten Unfälle 42 206, von denen 5 922 den Tod, 2 700 eine dauernde völlige, 21 671 eine dauernde theilweise Erwerbsunfähigkeit und 11 913 eine vorübergehende Erwerbsunfähigkeit zur Folge hatten.

Die im Jahre 1890 verausgabten Entschädigungen (Renten u. s. w.) betrugen nach einer vorläufigen Ermittelung 19,98 Mill. Mk. gegen 14,46 Mill. Mk. im Jahre 1889, 9,68 Mill. Mk. im Jahre 1888, 5,93 Mill. Mk. im Jahre 1887 und 1,92 Mill. Mk. im Jahre 1886. Die Berufsgenossenschaften zahlten davon 1889 *) 12,96 Mill. Mk., 1888 8,71 Mill. Mk., 1887 5,73 Mill. Mk. und 1886 1,71 Mill. Mk. Ihre laufenden Verwaltungskosten betrugen 1889 4,15 Mill. Mk., 1888 3,49 Mill. Mk., 1887 2,90 Mill. Mk., 1886 2,32 Mill. Mk.; sie sind demnach immer noch sehr beträchtlich, wenn sie auch in keinem so großen Mißverhältniß zu den schießlichen Bezügen der Versicherten mehr stehen wie in der ersten Zeit der Unfallversicherung.

Wenn die Unternehmer übrigens zuweilen über die unerwartet anschwellende Last der Unfallsrenten klagen, so fehlt ihnen jeder Grund dazu. Die Renten haben durchaus nicht den Gesammtbetrag überschritten, auf den man von vornherein rechnete; nur die Ausdehnung der Versicherung auf neue Berufszweige hat die Summen emporschnellen lassen — es werden also meistens nicht dieselben Unternehmer immer härter, sondern immer neue Unternehmer mit ähnlich geringen Beiträgen getroffen. Das Reichsversicherungsamt stellt dies mit folgenden Worten fest: „Das in den vorstehenden Zahlen zu Tage tretende Steigen der Unfallasten steht fortgesetzt in richtigem Verhältniß zu den seiner Zeit regierungsseitig veröffentlichten Vorausberechnungen. Danach sollten bei einer angenommenen Anzahl von

*) Für 1890 läßt sich aus unseren Quellen die Scheidung nicht vornehmen.

Digitized by Google

1 615 253 versicherten Personen im vierten Jahre **3 758 000 Mk.** an Entschädigungsbeträgen gezahlt werden. Wird als erstes Beitragsjahr das vierte Quartal 1885 und die drei ersten Quartale des Jahres 1886 angenommen, und wird ferner bei den seit dem 1. Oktober 1885 bestehenden 57 älteren Berufsgenossenschaften die Zahl der versicherten Personen und dementsprechend die Höhe der gezahlten Entschädigungen auf die vorstehende Zahl 1 615 253 reduzirt, so ergiebt sich, daß thatsächlich im vierten Jahre **3 899 073 Mk.** an Entschädigungsbeträgen gezahlt worden sind." —ms.

Feuilleton.

Das Checkbuch.

(Fortsetzung.)

Von **G. J. Uspenski.** Aus dem Russischen von **P. Styczynski.**

III.

Vor sechzehn, siebzehn Jahren konnte der ganze Kreis, über den jetzt Iwan Kusmitsch herrscht, den er mit seinen Wohlthaten überschüttet, dreist zu den gottverlassensten, dumpfesten Winkeln Rußlands gezählt werden. Ringsum zogen sich unendliche Felder hin, deren Einförmigkeit nur durch eine darüberfliegende Krähe oder die Gestalt eines pflügenden Bauern, der von fern ebenfalls aussah, wie eine Krähe, belebt ward. Der Wald, der diese hügelige Ebene umsäumte, war ein alter, dichter, dunkler Wald; im Innern dieses Waldes fühlte man selbst an den heißesten Sommertagen eine angenehme Kühle. Der Boden war dort feucht und stellenweise sumpfig, der Fuß blieb in dem weichen Humus, oder in der schon verfaulten Blätterschicht, die ihn bedeckte, stecken. Ein Sonnenstrahl hatte es schwer, das dichte Dach, das die Baumkronen bildeten, und dann die Laubschicht zu durchdringen; nur hie und da spiegelte es sich, wie ein Diamant funkelnd, in den Wellen des rauschenden Baches wieder, der mitten durch den von üppigen Gewächsen überwucherten Hohlweg dahinstürmte.... Hier herrschte lautlose Stille; der dunkle Wald schlief wie verzaubert. Frei lebten hier das Wild und die Vögel. Eine Menge Erdbeersträucher bedeckte den Boden; eine Menge Fische spielte auf dem Grund des kleinen Flüßchens.... Niemand hatte diese Schätze berührt, Niemand schien von ihnen zu wissen, oder an sie zu denken.... Ein- oder zweimal sieht man alle paar Jahre im Sommer oder im Herbste einen Jagdhund am Rande des Waldes; man weiß dann, daß der „Herr" aus dem Auslande heimgekehrt ist und in seinen Wäldern jagt.... Er geht mit zu Boden gesenktem Blick, hat die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und folgt seinem Jagdhunde, der vor Verwunderung über die Menge des Wildes den Kopf zu verlieren scheint und zerstreut dreinschaut. Der Herr denkt offenbar über etwas sehr trauriges nach und ist von seinen Gedanken ganz in Anspruch genommen. Woran dachte er wohl? ... Er dachte an Vieles; aber seine Gedanken konnten an dem traurigen Zustande des Ortes, an dem er sich befand, nichts ändern; trotz der Reichthümer, die der Wald und die Flüsse in sich bargen, die in den Gütern des „Herrn" lagen, trotz der ungeheuren Ausdehnung der Felder, die ihm gehörten, — waren die Felder, der Wald, die Flüsse in der schrecklichsten Weise vernachlässigt. Jetzt, wo er von einer weiten Reise zurückgekommen war (er war krank), fiel ihm das weit mehr auf als früher; hie und da zogen sich kleine, schwarze, schmutzige Dörflein hin, hie und da war ein

Digitized by Google

magerer Gaul oder eine Kuh, oder ein zerlumptes Bäuerlein zu sehen, das schon als „Dieb“ oder „Nichtzahler“ verschrieen war; der arme Teufel war in der That einigemal in den Wald gegangen, um etwas Holz, Erdbeeren und Fische zu stehlen, und zahlte die Abgaben, die er an den Herrn zu zahlen „hatte,“ immer erst dann, wenn er die Fuchtel des Beamten auf seinem Rücken fühlte.

Die Reichthümer waren da, aber Niemand benutzte sie, und Niemand durfte sie benutzen. Der Herr verlor zuletzt die Lust, in dem Walde zu jagen, denn mit jedem Schusse erlegte er etwas, so viel Wild war in dem Walde; der Bauer hatte im Winter kein Holz und mußte in seiner elenden Hütte frieren, — wurde aber gefesselt aus dem Walde geführt, wenn er vom Wächter beim Holzdiebstahl ertappt wurde, oder mußte sein Gewehr abgeben, wenn der Wächter ihn im Verdacht hatte, er wolle einen Hasen erschießen, um den Hunger zu stillen. In solchem Zustand war Raspojassowo vor ungefähr sechzehn Jahren: Alles war im Ueberfluß vorhanden, aber Niemand hatte etwas davon. Der Herr war traurig und wurde melancholisch, der Bauer litt Noth und verlor ebenfalls die Lust, auf der Welt zu leben.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft machte der Melancholie des Grundherrn und der des Bauern ein Ende. Sobald nur in Folge dieses Ereignisses von dem Bauern an den Herrn, und von dem Herrn an den Bauern etwas „abgegeben“ werden mußte, erwachte sofort auf beiden Seiten das Bewußtsein des Eigenthums; sah der Grundherr ein Stück Land oder eine Wiese oder einen Wald, der eines Andern Eigenthum wurde, so kam es ihm vor, das müßte eigentlich ihm gehören; — ebenso dachten die Bauern: auch sie hielten das betreffende Stück Wiese oder Wald für ihr Eigenthum.

„Mein“ und „unser“ — das waren die Bezeichnungen für Gefühle, die den Melancholikern von vormals ganz neu und unbekannt waren, aber der Seele des Herrn und der Seele und dem Magen des Bauern so sehr entsprachen und so lieb waren, daß der Appetit auf das „Mein“ und auf das „Unser“ auf beiden Seiten von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde größer wurde.

Da kam der alte Wirthschaftsverwalter von Raspojassowo auf einen genialen Gedanken: ein Stück Grund und Boden, das seit uralten Zeiten von den Bauern von Raspojassowo bebaut wurde, liege so, daß wenn man es mit irgend einem anderen Stück Grund und Boden zu einem Ganzen „arrondirte,“ man viermal mehr Gewinn herausschlagen könnte als früher. Dazu sei es nur nöthig, die Bauern an einem andern Orte anzusiedeln, wo es ihnen ebenso gut, sogar noch besser gehen werde.

Der Verwalter theilte diesen Plan dem Herrn mit; dieser zauderte einige Tage, auf den Plan einzugehen, aber der früher niemals verspürte Appetit auf das „Mein“ brachte ihn zuletzt dahin, daß er das Land der Bauern für sein Eigenthum erachtete und „ja“ sagte.

„Das ist ja mein Eigenthum!“ — dachte er immer öfter, wenn er alle Gründe für und gegen die Ausführung des Planes erwog. Als er dann ins Ausland gereist war, schrieb er aus Lausanne an seinen Verwalter, er solle nur thun, was er „für gut“ erachte.

Der Verwalter ging sofort ans Werk; die Bauern regten sich auch bald; es entspann sich ein Kampf.

Die Bauern wurden sehr rege. Ihre Kampflust wurde durch die Hoffnung auf Sieg und auf Besserung ihrer, der Bauern, Lage immer größer. Diese Hoffnung auf eine bessere Zukunft war ebenfalls plötzlich, nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, unter den Bauern erwacht. Diese Träume waren

Digitized by Google

unbestimmt und die Folge von Erzählungen ergrauter, zahnloser Greise, die erzählten, wie gut es in früheren Zeiten gewesen sei, und sich auf die Mittheilungen wandernder Pilger und freigelassener Soldaten beriefen. Diese Erzählungen hörte der Bauer in seiner Hütte, spät am Abend, in der Dunkelheit. Die Träume, denen er sich hingab, erhoben ihn, wie unbestimmt sie auch sein mochten, hoch, hoch über sein ärmliches Bauerndasein, und führten ihn in Regionen, die weit, weit ablagen von seiner schmutzigen Bauernhütte ... so weit, daß wenn die Bäuerin ihr Kind mit einem Liede in Schlaf wiegte, das damit anfing, daß die Windeln, auf denen es lag, „stinkende, jämmerliche Windeln" seien, „als ob sie schon drei Jahre faulten," — und sich dann in die Erzählungen der Pilger und Soldaten hineinhörte und sich ihren Träumereien hingab, zuletzt damit endete, daß sie in dem Wiegenliede ihrem Kinde versicherte, es werde noch „groß und reich werden und eine goldene Krone tragen." ... So waren die Träume des Bauern aus Raspojassowo, — Träume, die an langen, dunkeln Winterabenden geträumt wurden: diese Träume spornten ihn zu solchem Muthe, zu solcher Energie an, daß er mit Freuden seinen letzten Groschen hingab, um für seine „gerechte Sache" einzutreten.

„Gebt Alles hin, Kinder! Alles!" riefen sie: „Wir kriegens zurück, wir kriegen drei Mal so viel zurück! ... Macht eure Geldbeutel auf, gebt das Geld her! Du auch Alter! Wer nur etwas in seinem Koffer oder am Ofen verborgen hat, der gebe es nur her! Unsere Sache ist gerecht. ... Wir müssen einen Mann in die Stadt schicken, dem Alle trauen. Heda! Großväterchen Parmen! Tritt ein für die Gemeinde, schone nicht Deine alten Glieder! ..."

„O, habt Mitleid mit mir, Brüder," sprach Großväterchen Parmen, ein achtzigjähriger Greis; „mein armer Rücken hat schon Leid genug getragen!"

„Erbarme Dich unser, sieh auf unsere Thränen!" drangen die Bauern von Raspojassowo auf ihn ein, „wer unter uns hat Verstand im Kopf außer Dir? Wir sind unwissendes Volk, haben nie das Licht gesehen. Und Du lebst schon ein Jahrhundert, also weißt Du auch, was in den Büchern geschrieben steht. ... Nimm Du Dich unser an! Großväterchen, liebes Großväterchen, hilf uns, Gott wird's Dir lohnen!"

„A—a—ch—ch! aach! Habt Mitleid mit meinem Greisenalter!"

„Großväterchen Parmen!" riefen die Andern, „liegt Dir des Bauern Leid und Noth nicht am Herzen? ... Wir sterben ja vor Elend. ..."

Lange ließ sich der Alte bitten und betheuerte unter Thränen, er sei schon zu alt und zu schwach, mußte aber zuletzt ihren Bitten weichen.

„N—nu!" sagte er, richtete sich auf, wischte die Thränen ab und machte mit der schwieligen Hand eine entschiedene Bewegung: „Wenn's denn so ist, dann ist's wohl Gottes Wille, daß ich noch auf meine alten Tage für Euch leide!"

„Gott hilft Dir, unsere Sache ist gerecht."

„Ich sehe, es ist Gottes Wille; ich geh'!"

„Gott lohn's Dir und die heilige Gottesmutter!" dankte ihm die Gemeinde.

„Wenn Ihr das Geld gebt, dann nehme ich keine Kopeke für mich, — da braucht Ihr Euch nicht zu fürchten. ..."

„Großvater Parmen, wie kannst Du, Alter, so reden?" machten ihm die Bauern Vorwürfe. „Wie kannst Du nur so reden von Deinen Brüdern? Thue Du Alles, wie Gott Dir es eingiebt. ... Geh mit Gott, tritt für Deine Brüder ein!"

Da nahm nun der Alte das Bündel auf den Rücken, einen langen Stock in die dürre Hand und schleppte sich auf seinen dünnen, schwachen, unsicheren Beinen, die Füße mit neuen Sandalen, die ihm die Gemeinde auf ihre Kosten

Digitized by Google

hatte machen lassen, bekleidet, nach der Stadt, um für die gerechte Sache seiner Mitbrüder zu „kämpfen." Freilich war es schon lange her, seitdem er zum letzten Mal in der Stadt gewesen; — das war noch damals, als er vor vierzig Jahren im Gefängniß sitzen mußte und dann nach Sibirien verschickt wurde. Als er dann auf Grund des Manifestes zurückkehren durfte, zeigte er sich nicht mehr in der Stadt und war mit den städtischen Einrichtungen gar nicht vertraut. Und diese hatten sich seit jener Zeit schnell und bedeutend verändert. Das Amt des Podjatschij, der in früheren Zeiten ein Handgeld nahm und Alles that, was und wie er wollte, oder vielmehr, wie es die Höhe des erhaltenen Handgeldes bestimmte, war aufgehoben. Dem alten Parmen blieb nichts übrig, als in Allem auf Gott zu vertrauen und das Geld der Gemeinde unter alle diejenigen auszutheilen, die versprachen, irgend etwas für die Bauern aus Raspojassowo zu thun; dabei weinte er und bat die Betreffenden, ihn nicht zu verlassen. Außerdem aß und trank er ganze Tage hindurch nicht, um durch das Fasten Gott zu gefallen und den Erfolg seiner Thätigkeit zu sichern. . . . Während aber Parmen fastete und vor den Beamten weinte, die sein Geld nahmen, vergingen wichtige Termine, an denen die Bitte der Bauern hätte eingereicht, die Entscheidung angehört, Protest hätte eingelegt werden müssen u. s. w. Diese Termine wurden verpaßt, weil Parmen von ihnen nichts wußte und sie deshalb in den Gebeten nicht erwähnen konnte, oder auch deshalb, weil die Beamten, welche davon wußten, es für besser hielten, vor dem unwissenden Bäuerlein zu schweigen. Und so kam es denn, daß Parmen kaum aus der Stadt zurückgekommen war und der Gemeinde verkündet hatte, Alles gehe gut und man habe ihm gesagt, die Gemeinde solle einen „geheimen Beamten" erwarten, der den Prozeß zu Ungunsten der „Andern" entscheiden werde, als ein Ißprawnik oder Stanawoj erschien und bekannt machte, daß:

„Auf Grund des § . . . in dem und dem Buche des Gesetzbuches, Seite so und so, ferner auf Grund der fünfzehnten Anmerkung zu dem und dem Paragraphen entschieden worden sei: den Bauern des Dorfes Raspojassowo zu erklären, daß ihre Bitte nicht berücksichtigt werden kann, weil sie den Termin verpaßt haben, und daß die „Entscheidung" mit dem heutigen Tage in Kraft trete. . . ."

Die Bauern hatten sich während der Abwesenheit Parmen's ebenfalls nur auf Gott allein verlassen, die Ueberzeugung von der „Gerechtigkeit" ihrer Sache gründete sich nur auf die Träumereien an den langen, dunkeln Winterabenden, sie verstanden deshalb nicht, was der Beamte las und errieth nur, daß in jenem Schreiben nichts davon stand, daß der Prozeß „zu Ungunsten der Andern" entschieden werden solle. Da meinten sie, das „Papier" sei nicht das „richtige" und weigerten sich, ihre Namen zu unterschreiben.

„Unsere Einwilligung geben wir nicht . . ." sprachen sie.

„Ihr seid also nicht einverstanden?"

„Nein! Nie und nimmer. . . . Das Papier ist nicht das richtige, unsere Sache ist gerecht. Großväterchen Parmen, haben wir recht?"

„Natürlich ist das Papier nicht das richtige, liebe Kinder. Das ist nicht unser Papier! . . . Geh Du nur Deiner Wege, bester Herr!"

„Ihr seid also nicht einverstanden?" fragte der Beamte noch einmal.

„Der will uns beschwatzen!" sagten die Bauern. — „Nimm Dein Papier und packe Dich! Wir brauchen Dein Papier nicht! Es ist gefälscht."

Der Beamte bringt das Alles zu Protokoll, wobei er den Parmen ausführlich ausfragt, schreibt Alles auf einige Bogen Papier und schickt sie weg.

Digitized by Google

Ein Bäuerlein aus Raspojassowo bringt in seinem Wagen die Akten an ihren Bestimmungsort; Pferde aus Raspojassowo fahren auch den Beamten nach Hause. Die Bauern wissen nicht, daß sie sich durch Verpassung der Termine in einen neuen Prozeß verwickelt haben. Im Gegentheil: Dieses „falsche" Papier scheint sie zu noch größerer Energie, zu noch größeren Geldopfern für ihre „gerechte Sache" anzuspornen.

„Nun, Kinder, gebt Alles her! Macht Eure Geldbeutel auf! Unsere Sache geht gut, denn sie ist gerecht. Wir werden uns doch nicht freiwillig den Feinden ausliefern, elend umkommen!"

„Was? Umkommen? Oho! Wir geben die letzte Kopeke hin. . . ."

„Großväterchen Parmen, hilf uns noch einmal! Wer nimmt sich unser an, außer Dir?"

„Du bist schon einmal dagewesen, jetzt weißt Du es besser."

„Gut, ich opfere mich für meine Brüder! . . . Sammelt Geld für den Weg. . . . Ich opfere mein Leben für Euch, nur betet zu Gott, er möge mir meine Sünden vergeben. . . . Vielleicht kommt das von meinen Sünden, daß das Papier so schlecht war für uns. . . . Lebt wohl Brüder! . . . Verzeiht mir, wenn ich gegen Euch gesündigt habe! . . ."

Wiederum macht sich Parmen auf den Weg. Er ist diesmal noch dürrer, noch magerer, er betet und fastet wieder, — kehrt aber diesmal nicht mehr zurück. Ihn zu suchen, wird der Sohn des Dorfdiakons ausgesandt, der schon in einem Bureau gedient hat und (wie er sagt) alle neuen Einrichtungen in der Stadt kennt. Er macht selbst den Vorschlag, nach der Stadt zu reisen und verspricht, Alles schnell und billig abzumachen: die Gemeinde überlegt sich die Sache einige Tage, giebt ihm dann das Geld, das er verlangt und entsendet ihn in die Stadt. Sie läßt ihn aber nicht allein gehen, sondern giebt ihm einen älteren Bauern als Begleiter mit, denn der Mann versteht zwar das Lesen, Schreiben und Abschreiben aus dem „ff," ist aber als Trunkenbold und Bummler in Raspojassowo bekannt. Vor der Abreise wird er gemahnt, zu Gott zu beten und vor den betreffenden Obrigkeiten von den Waisenthränen der Bauern aus Raspojassowo zu sprechen u. s. w.

Der Sohn des Diakons weiß das Geld der Gemeinde schnell auszugeben. Er theilt Handgelder aus und bewirthet Alle und Jeden. Er miethet ein Zimmer in einem Wirthshaus für sich, den ihn begleitenden Bauern und den Kutscher und trinkt einige Tage hindurch mit den Herren aus der Stadt. Die Bauern sehen mit aufgerissenen Mäulern zu, wagen aber nichts zu sagen. Endlich versucht der eine von ihnen, der Begleiter, dem Sohne des Dorfdiakons etwas von „den Unsrigen" zuzuflüstern, — da wird aber dieser wüthend, — er war schon sehr betrunken, — und grob und schimpft über ihn. Zuletzt macht er es ihm sogar klar, daß der Prozeß schon gegen die Bauern entschieden sei und daß es unnütz sei, noch länger zu warten; es lasse sich ja doch nichts mehr machen. Ueber Nacht besann er sich aber anders, schickte die Bauern nach Hause und blieb selbst in der Stadt zurück: er wollte, sagte er, noch abwarten, bis ein Schreiben käme; in diesem Schreiben werde alles Nöthige enthalten sein.

In der That „kommt" auch ein neues Schreiben; ein Stanawoj liest es in der Gemeindeverlesung vor, das Schreiben scheint aber den Bauern wiederum nicht das richtige zu sein. Wie es sich herausstellt, ist in der Zeit, in der sie sich mit Großväterchen Parmen über eine neue Reise nach der Stadt einigten, und der Sohn des Diakons in der Stadt bummelte, ein neuer Termin, — ein Tag oder eine Stunde — verpaßt worden. An jenem Tage hätte sich vielleicht

Digitized by Google

noch etwas machen lassen; jetzt ist aber die Sache der Bauern so gut wie verloren.

„Deshalb rathe ich Euch," sprach der Stanowoj, „daß Ihr freiwillig an den bestimmten Ort ziehet. Das wird für Euch viel besser sein; wenn Ihr aber in Euerm Eigensinn beharrt, dann . . ." u. s. w.

Wie sehr auch der Stanowoj von seinem Standpunkt aus Recht hatte, so meinten die Bauern von Raspojassowo dennoch, die Sache „stimme nicht" und wollten auch diesmal ihre Einwilligung nicht geben.

„Ihr seid also nicht einverstanden?"

„Nein, nie und nimmer!"

„Ihr wollt also Eure Namen nicht unterschreiben?"

„Gott bewahre!"

„Eure Sache ist doch verloren."

„Das ist nicht das — richtige Papier."

„Das ist gefälscht . . ."

„Wie heißt Du? Wer war das? Wer sagte: „gefälscht?" Komm her: Wer bist Du?"

„Brüder, daß Ihr ihn nicht verrathet!"

„W—a—as?"

In dem Lärm und der heillosesten Verwirrung wird Alles zu Protokoll genommen. Die Akten bringt ein Bäuerlein aus Raspojassowo in seinem Wagen an den Bestimmungsort. Auch den Beamten fahren Pferde aus Raspojassowo nach Hause.

Diese zwei unerwarteten Schicksalsschläge — diese beiden „Papiere" — die so grausam die Hoffnungen der Bauern vernichteten, die den Verlust von so vielem Geld bedeuteten, und nach so vielen Träumen die armen Bauern so schrecklich enttäuschten, beraubten sie im ersten Augenblick völlig der Besinnung: die Aermsten wußten gar nicht, was sie thun sollten. Sie hatten jetzt Niemanden, an den sie sich um Rath wenden könnten: der Sohn des Diakons war verschwunden — Parmen ebenfalls; Niemand wußte etwas.

Der Gemeindevorstand ergriff für „die Andern" Partei. Was war da zu thun? „Sollte es denn keine Gerechtigkeit mehr geben auf Erden? . . . Jetzt sind ja die Zeiten anders geworden! . . ." So bald nur dieser Gedanke an die Gerechtigkeit in ihnen erwacht war, da machte die Rathlosigkeit einer Kampflust Platz, die noch hundert Mal stärker war, als vorhin.

„Sollte es denn wirklich keine Gerechtigkeit geben auf Erden!" ruft ein „Rädelsführer." — „Laßt uns Alles opfern, was wir haben, für unsere gute Sache! Wir wollen bis zum letzten Athemzuge kämpfen!"

„Bis zum letzten Tropfen Blut! Wir müssen Gerechtigkeit finden!"

„Es giebt doch noch einen Gott im Himmel!"

„Gebt her Kinder, was Ihr noch habt. Alle, alle!"

In dem Leben der Bauern von Raspojassowo war dies der Moment so begeisterter Entschiedenheit, so großen Muthes, wie er nur selten in den „heißesten" Zeiten vorkommt. Sie trugen Alles zusammen, was sie noch hatten, sie verkauften die letzten Kühe, Schafe und schickten ihre „Gesandten" nach Moskau, das ihnen mächtiger zu sein schien, als die Gouvernementsstadt, um dort ihre gute Sache zu vertreten. In Moskau ging es ihnen aber schlecht; da fuhren die „Gesandten" nach Petersburg und suchten zuletzt in den Senat einzudringen, um ihre Klagen vorzubringen, — wurden aber ins Gefängniß gesperrt. Die zu Hause Gebliebenen warteten mit staunenswerther Geduld. Jeden einzigen Fremden, der durch Raspojassowo ging, hielten sie an, forschten ihn aus, fragten um

Digitized by Google

Rath und boten ihm ein Schaf oder ein Ferkel an; — er solle ihnen nur „Alles“ sagen, was er wisse. Sie selbst wußten nichts.

„Wo habt ihr die Akten?“ — fragte manchmal der Durchreisende.

„Die hat der Parmen.“

„Und wo ist er?“

„Im Gouvernement.“

„Und wo sind die Akten geblieben?“

„Die hat der Sohn des Diakons mitgenommen.“

„Wo ist er aber?“

„Das wissen wir nicht.“

„Habt Ihr nicht noch ein anderes Papier bekommen?“

„Nein.“

„Ihr müßt es jedenfalls bekommen haben.“

„Vielleicht. . . . Vielleicht hat's der Pachomka. . . . Bei dem sah ich einmal so ein Papier.“

„Ach wo! Pachomka hat keins. Radiwon sagte einmal, er habe eins bekommen.“

„Das war ein Schein gegen die Blattern. Der hat ein Kind impfen lassen.“

„Hm . . . Du hast vielleicht Recht.“

„Ihr habt also kein einziges Schriftstück?“

„Nein; offen gestanden, haben wir kein einziges.“

„Dann ist nichts zu machen.“

„Nichts?“

„Nein, nichts!“

So war die Antwort Aller, welche die Sache verstanden, oder sie zu verstehen versuchten. Die Bauern von Raspojassowo wurden immer trauriger und empfanden immer schwerer die eherne Macht ihrer Unwissenheit und ihre Ohnmacht gegenüber all' den „Terminen,“ „Appellationen,“ „Kassationen“ u. s. w. u. s. w. Sie dankten aufrichtig den durchziehenden Pilgern, den entlassenen Soldaten, die von alledem ebensowenig verstanden, wie die Bauern, und ihnen immer wiederholten, ihre Sache sei gerecht, man könne noch gar nicht wissen, wie der Prozeß enden werde; man brauche nur an die höchste Instanz zu appelliren, um alle Entscheidungen umzustoßen. Namentlich waren es die Soldaten, die Alles in besonders rosigem Lichte darstellten. Sie erzählten, sie seien selbst in Petersburg gewesen, hätten Alles gesehen, und wüßten, wie man dort einen Beamten oder gar ein paar für eine Kopeke haben könne. Vor dem Gesindel sollten sich die Bauern nicht allzusehr fürchten. Den Bauern wurde es leichter ums Herz, wenn sie solche Erzählungen vernahmen. . . . Einmal kam auch der Bauer Miron Petrow, der zum Jahrmarkt nach der Stadt gefahren war, mit einer guten Nachricht nach Hause. Er hatte auf dem Bahnhof gehört, wie Beamte, die er übrigens nicht kannte, einem Kaufmann erzählten, der Prozeß werde zu Gunsten der Bauern aus Raspojassowo ausfallen. Der Kaufmann, den er ebenfalls nicht kannte, wiederholte dann ihm, Miron, die Worte der Fremden.

Während sich jedoch die Bauern auf diese Weise erkundigten, sich ängstigten und hofften, vergingen wieder einige wichtige Termine. An einem Herbsttage erschien dann der Isprawnik*) des Kreises in seinem eigenen Wagen, den drei Pferde zogen, die ebenfalls ihm gehörten, mit lautem Schellengeläute und erklärte kurz und bündig, morgen müßten sich die Bauern wo anders ansiedeln.

*) Ein höherer russischer Beamter, ungefähr wie der deutsche Landrath.

Digitized by Google

Er las ihnen alle Akten vor, alle Gesuche, die von den Bauern eingereicht wurden und die bezüglichen Entscheidungen der Petersburger Gerichte, und wiederholte ihnen den wohlgemeinten Rath, sie sollten freiwillig hinüberziehen. Wenn sie sich widersetzten, fügte er hinzu, dann werde die Uebersiedlung mit Gewalt auf Kosten der Bauern bewerkstelligt. Arbeiter seien jetzt zur Genüge vorhanden, denn es sei jetzt Herbst.

Die Raspojassowoer Bauern verstanden nichts.

Der Isprawnik erklärte ihnen noch einmal Alles von A bis Z; sie begriffen aber trotzdem Nichts.

Er versuchte ihnen noch zum dritten Male Alles klarzulegen. Die Bauern verstanden ihn aber nicht und glaubten ihm kein Wort.

Sie kamen erst zu sich, als von ihnen verlangt wurde, sie sollten etwas unterschreiben. Sie erklärten das betreffende Schriftstück wiederum für „gefälscht" und verweigerten ihre Unterschriften.

Wiederum wurde Alles drei Mal von Anfang an erzählt, wiederum wurden sie aufgefordert, ihre Namen zu unterschreiben; sie rührten sich aber nach wie vor nicht vom Platze und wollten ihre Einwilligung nicht geben.

Ein drittes Protokoll wurde aufgesetzt, ein dritter Bauer aus Raspojassowo brachte es an den Bestimmungsort.

Die Aufforderung zum „Unterschreiben des Papiers," die den Bauern zwei andere ähnliche „gefälschte Papiere" und ihre Standhaftigkeit, mit der sie die Unterschriften verweigert hatten, ins Gedächtniß zurückriefen, belebte von Neuem auf einige Zeit ihre Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Prozesses. Sie erwarteten neue, gute Nachrichten, andere Herren aus Petersburg, „besondere" Beamte, die noch Alles zu ihren Gunsten entscheiden würden. Es geschah aber anders. Am anderen Morgen kamen Bauern — siebzig bis achtzig an der Zahl — die aus allen umliegenden Dörfern zusammengerufen waren, nach Raspojassowo.

„Ah, wie gehts Kinder?" fragten die Raspojassowoer.

„Seid gegrüßt, Brüder! Man hat uns hierher geschickt. Wir sind zur Uebersiedelung geschickt."

„Seid Ihr also gekommen, uns zu verderben?"

„Man hat uns so befohlen . . . Gott . . . ja."

„Also so?"

„Was können wir dafür? Wir bekommen achtzig Kopeken den Tag! . . . Die verdient doch Jeder gern."

„Das ist gut bezahlt."

„Also achtzig Kopeken sagt Ihr."

„Ja, achtzig. . . ."

„Also ist mit Euch nicht viel zu reden."

Dieses Ereigniß zerstörte mit einem Schlage die Hoffnungen der Bauern. Bald darauf kam auch der Isprawnik und erklärte, die Arbeiter seien dazu hergeschickt worden, die Bauern zu zwingen, nach dem andern Dorf zu ziehen. Wenn diese es nicht freiwillig thun wollten, dann werde er den Arbeitern befehlen, sofort ans Werk zu gehen.

Der Moment war schwer für die Bauern von Raspojassowo. Ihre Hoffnungen und Träume waren endgiltig in ein Nichts zerflossen. Im Angesicht ihrer offenbaren Niederlage waren sie nicht im Stande, an irgend etwas zu denken. Der Beamte hatte erwartet, sie würden sich mit Gewalt widersetzen. Das thaten sie aber nicht. Sie verfielen in eine merkwürdige, hartnäckige Apathie, ließen den Muth sinken, schrieen nicht, schimpften nicht. „Sterben," das war der einzige

Digitized by Google

Gedanke, den sie Alle hatten. „Wenns dann so ist, dann sterben wir lieber," antworteten sie auf alle Ausführungen des Beamten, der mit dem Aufwand seiner ganzen Beredsamkeit sie zu überzeugen versuchte, wie unvernünftig ihr Trotz sei.

Gegen die Apathie, welche die Bauern ergriffen hatte, konnte er jedoch mit seinen Vernunftgründen nichts ausrichten. Zuletzt kommandirte er:

„Die Hütten einreißen."

Die Arbeiter machten sich sogleich an die Ausführung des Befehles.

Drei Wochen dauerte die Zerstörung der Bauernhöfe. Drei Wochen hindurch lag über Raspojassowo eine dichte Staubwolke. Die Strohdächer wurden abgerissen, die Oefen demolirt; drei Wochen hindurch fuhren von Raspojassowo Wagen mit Balken, Thüren, Fensterrahmen, Dachbrettern u. s. w. ab. Der Ispravnik war vom Staub ganz schwarz, und konnte sich vor Ermüdung kaum noch rühren. Er war ganz heiser geworden: so viel gab es da zu thun und zu kommandiren.

Die Bauern standen wie Bildsäulen da und sahen regungslos dieser Verwüstung zu. Sie waren in der That wie versteinert; sie tranken und aßen, hörten und sahen nichts.

„Führ' doch das Kind weg!" schrie der Ispravnik ein Bauernweib an: „es kann ja getödtet werden; da fällt ein Dachsparren herunter."

Das Bauernweib hört und sieht nichts. Der Dachsparren fällt dicht neben dem Kind zur Erde; nur der Zufall rettet es.

„Ah!" wundert sich ein Bauer, der den herunterfallenden Sparren sah.

Ein anderes Mal rührte sich keiner vom Platze, als unter den Trümmern plötzlich ein herzzerreißender Schrei einer Schwangeren hörbar wurde. Die Frau lag in den schrecklichsten Qualen.

„Brüder!" baten einmal die Arbeiter, „helft uns diesen Alten hier vom Ofen herunterziehen. Was steht Ihr da und gafft uns an?"

Aber Niemand regte sich; Allen war das „ganz gleich."

Nach drei Wochen hatte Raspojassowo folgendes Aussehen: Haufen Stroh lagen an den Plätzen, wo früher Häuser und Ställe gestanden hatten, zwischen den Trümmern. An Stelle der Häuser waren Trümmer, an Stelle der Keller Höhlen geblieben. Zwischen den Trümmern irrte das Vieh umher und forderte durch sein Jammern die Eigenthümer zu irgend welcher Arbeit auf; auf dem Stroh spielten die Kinder und schliefen die Eltern, ohne ihre Kleider zu wechseln. Was sie aßen, war schwer zu sagen. Am Ufer des Flusses rauchten hie und da Oefen, die in der Erde ausgegraben waren. Um die Oefen waren einige Weiber beschäftigt.

Die Bauern wollten nicht in das andere Dorf ziehen und blieben nach wie vor bei der Ueberzeugung, es sei „besser zu sterben."

Es kamen Regengüsse . . . Die Bauern sagten:

„Na, Brüder, jetzt müssen wir sterben, jetzt müssen wir unsere Seelen aushauchen. Jetzt ist's aus! . . ."

Sie wollten die alten Wohnsitze nicht verlassen. Zusammen mit den kranken Kindern lagen sie auf dem feuchten Stroh, in den Höhlen, die an Stelle der Keller und der zerstörten Oefen geblieben waren.

Einige starben.

Zuletzt wurden Alle vor's Gericht gestellt. (Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Digitized by Google

Nr. 26. IX. Jahrgang, I. Band. 1890-91.

Die letzten agrarischen Kongresse in Berlin.

Jeden Februar erleben wir in Berlin ein eigenthümliches Schauspiel. Während die im Genuß ihre Arbeit erblickenden Gesellschaftskreise lustig im Strome der Faschingsfreuden schwimmen, tritt zum Austausch trüber Klagen eine Schaar Leidtragender zusammen; während überall fröhliche Tanzweisen locken, erklingt hier ein gar kummervolles Miserere.

Freilich geht die Sage, daß die Betheiligten mit Geschick eine Doppelrolle durchzuführen verständen, daß sie in ihren offiziell nicht in Anspruch genommenen freien Stunden der Weltlust ebenso eifrig huldigen, wie sie in ihrer offiziellen Würde „nur Weinen sind und Schmerzgebahren." Man will sogar wissen, daß manche der Herren nicht zur Stelle sein würden, wenn nicht gesellschaftliche Verpflichtungen und Neigungen sie um diese Zeit an Berlin fesselten. Auch machen sie äußerlich nicht den Eindruck ewigen Fastens und Kasteiens, diese auserwählten Vertreter der nothleidenden Landwirthe Deutschlands.

Wir lassen das Alles dahingestellt sein, doch dürfen es die Herren Niemandem Uebel nehmen, wenn man ihnen etwas Schauspielerei zutraut: sie wechseln allzu häufig die Kostüme. Zuerst traten sie in diesem Jahre auf als „landwirthschaftlicher Genossenschaftstag," unter Führung des Freiherrn von Manteuffel und des Grafen Mirbach — dann als „deutscher Landwirthschaftsrath," dem Freiherr von Hammerstein-Loxten präsidirte. Dann eröffnet Graf Mirbach wieder die Generalversammlung der „Steuer- und Wirthschaftsreformer," auf der dem Freiherrn von Thüngen und dem Dr. von Frege eine Hauptrolle zufällt. Dann formiren sich dieselben Mannschaften zu dem „Kongreß deutscher Landwirthe," wobei wieder die Herren Graf Mirbach und Dr. von Frege in die vorderste Reihe rücken. Und endlich hält der „Deutsche Bauernbund" die Nachlese unter Vorantritt des Grafen Mirbach und des Freiherrn von Thüngen. Die Spiritusinteressenten, die alsdann tagen, sind schließlich auch von demselben Stamme Nimm.

So sieht der deutsche Zeitungsleser wochenlang die gleichen Statisten in ewig wechselndem Gewande an sich vorüberziehen, und wenn er noch nicht hinter die Koulissen gesehen hat, so staunt er wohl über das starke Gefolge der Junker und Großgrundbesitzer. Jedenfalls ist die Regie bei diesen Kundgebungen eine ausgezeichnete.

Digitized by Google

Wie der Telramund in der Provinz jede Rede, so beginnt und schließt jeder Kongreß seine Sitzungen mit einer Verbeugung gegen den Thron. Die Loyalitätsbetheuerungen waren diesmal aber keine so uneingeschränkten wie sonst. Der Graf Mirbach sprach unter seinen Steuer- und Wirthschaftsreformern zunächst dem Fürsten Bismarck das Gefühl treuer Dankbarkeit aus, — das war beinahe eine Demonstration — berührte dann weiter, ehe er seine Eröffnungsrede in dem üblichen dreimaligen Hoch gipfeln ließ, alle möglichen „Kinderkrankheiten" unseres öffentlichen Lebens, das allzu leichtherzige Eingreifen der Gesetzgebung besonders in die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, die „sehr eigenthümliche Erscheinung" von Ministern, die Gesetzesvorlagen einbringen und von vornherein erklären: wir stehen oder wir fallen mit dieser Vorlage. „Gut Ding will Weile haben .... Hüten wir uns also einmal vor einem überstürzten Tempo in unserer Gesetzgebung, dann vor dem Rütteln auf allen möglichen Gebieten des öffentlichen Lebens." Wie eisiger Reif auf die Saat, habe auf die Hoffnungen der Landwirthe die Kunde gewirkt, „das Deutsche Reich wolle zu Gunsten eines Nachbarstaates einseitig auf einen Theil des mühsam errungenen Schutzes der Landwirthschaft verzichten. Die Besorgniß, daß das wirklich geschehen könne, hat einen Mißmuth hervorgerufen, der täglich wächst und zunimmt. Die Freundschaft des großen Deutschen Reiches sollte wohl auch ohne wirthschaftliche Zugeständnisse werthvoll genug sein. Friedrich der Große kämpfte mit den Söhnen des winzigen Preußens siegreich gegen die Koalition Oesterreich, Rußland, Frankreich." Und nun kommt der Wink mit dem Zaunpfahl: wir Ostpreußen haben „das felsenfeste Vertrauen, daß wenn es auch einzelnen Räthen der Krone gefallen sollte, solchen einseitigen Abminderungen des Schutzes unserer Landwirthschaft zuzuneigen, dennoch Seine Majestät der Kaiser niemals darein willigen werde .... In diesem Gefühle des Vertrauens lassen Sie uns, bevor wir an unsere Arbeiten herantreten, einstimmen in den Ruf: Seine Majestät der deutsche Kaiser, er lebe hoch, hoch, abermals hoch!" In dem deutschen Landwirthschaftsrath hatte Herr Landesökonomierath Kennemann-Posen vorher offen geäußert: wir sind einig in dem Zweifel, ob die deutsche Reichsregierung das volle Verständniß für die Bedürfnisse der deutschen Landwirthschaft hat. Freiherr von Thüngen — an den Bismarck 1878 seinen berühmten Bauernbrief schrieb — war noch bedeutend offenherziger: wenn die Regierung nicht „von Schritten abstehe, die vollends zum Ruin führen müssen ... dann ist es an uns, auf den Plan und in den Kampf zu treten, aber mit ganzer Kraft! Es gilt die heiligsten Güter, unsere Existenz, unsere Heimat, unseren Herd!" Und Landrath a. D. Rittergutsbesitzer von Dieſt-Daber meinte, er sei gar nicht in der Lage, der Regierung schon dankbar zu sein, man habe noch lange nicht Alles erreicht.

Die Regierung hingegen war die Zuvorkommenheit selber. Im deutschen Landwirthschaftsrath erschien der neue preußische Landwirthschaftsminister, Herr von Heyden, persönlich und nahm sofort das Wort, um die entgegenkommendsten Versicherungen abzugeben: „Es gereicht mir zur größten Freude, daß es mir vergönnt ist, Sie sowohl im Namen der deutschen Reichsregierung als auch der Königlich preußischen Staatsregierung begrüßen zu dürfen .... Ich will blos bemerken, daß die preußische Staatsregierung mit derselben Energie wie bisher die Interessen der deutschen Landwirthschaft wahren und fördern wird ... Die preußische Staatsregierung wird daher Ihren Beschlüssen wie bisher volle Beachtung zu Theil werden lassen und denselben, unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gesammtinteressen des Vaterlandes und der einzelnen Bevölkerungsklassen,

Digitized by Google

volle Rechnung tragen." Das dankten ihm denn die Herren mit einem lebhaften Bravo.

Am meisten jammerten sie diesmal über die Verhandlungen mit Oesterreich. Die Entrüstung war eine allgemeine. Freiherr von Hövel — der wahre Landwirthschaftsvertreter beginnt erst mit dem Baron — war im Landwirthschaftsrath der Ueberzeugung, die Herbeiführung eines Handelsvertrages werde nur seitens der ungarischen Juden betrieben. Bei den Steuer- und Wirthschaftsreformern gab Dr. von Frege — unter lauter Zustimmung der Versammlung, wie die „Kreuzzeitung" berichtet — dem Bedauern Ausdruck, daß man deutsche Vertreter nach Wien sandte und nicht abwartete, daß Oesterreich in dieser Frage zu uns kam; so sei der Eindruck entstanden, als komme Deutschland zu Oesterreich, um um Hilfe zu bitten (Ruf: Sehr wahr!) Freiherr von Thüngen höhnte in demselben Kreise, weit vernünftiger als eine Zolleinigung mit Oesterreich wäre eine solche mit Frankreich, weil dieses in seinen Produktionsverhältnissen Deutschland viel näher stehe. Im deutschen Bauernbund kündete er den Untergang des Bauernstandes an, wenn die Zölle ermäßigt würden, und „exemplifizirte dabei auf den Untergang des römischen Bauernstandes durch den Mangel des Schutzzolles und in Folge des Auftretens der römischen Eugen Richter, Rothschilde und Bleichröder (Stürmisches Bravo! Heiterkeit)." Herr von Werdeck, der Vorsitzende des Cottbuser Bauernvereins, sah durch den geplanten Zollvertrag alle Hoffnungen des Grundbesitzes vernichtet und wollte deshalb „Seine Majestät den Kaiser aufklären und den Räthen die Ohren schärfen. (Bravo!)"

Dieses Bemühen um das Ohr der Räthe erfreute sich überhaupt einer großen Beliebtheit bei den Versammelten. Herr von Diest-Daber wollte sich einmal so ein paar Geheimräthe einladen und ihnen die Augen öffnen (Heiterkeit. Zustimmung), außerdem eine Deputation tüchtiger Männer gewählt sehen, „um dem Kaiser einmal Aufklärung zu geben (Bravo)." Der unvermeidliche Herr Graf Mirbach bescheinigte der Staatsbahnverwaltung, daß sie ihre Aufgaben in Bezug auf die Gütertarife nicht erfülle, „auch wolle sie anscheinend in dieser Beziehung nichts lernen, denn es sei bei der heutigen Verhandlung kein Vertreter von ihr da (Ruf: Sehr richtig!)." Herr von Frege hielt es für sehr schätzenswerth, wenn den Reichs- und Staatsbeamten bis hinauf zum Reichskanzler ein Theil ihrer Gehälter in Naturalbezügen zugewiesen würde, damit sie endlich einmal in unmittelbare Verbindung mit dem landwirthschaftlichen Leben kämen.

Ein Gutsherr kann seinen Verwalter kaum mehr als Lakaien behandeln, wie die Agrarier die Staatsbeamten „bis hinauf zum Reichskanzler." Die Aera Bismarck hat auch hier das Gute gehabt, daß sie diese Verhältnisse aller Heuchelei entkleidet hat. Die Industrievertreter denken über das Wesen der Regierung und des Staates ja ebenso, nur sind sie höflicher und vorsichtiger in der Ausdrucksweise, weil sie gebildeter und auch noch nicht so lange Herren im Hause sind wie die ostelbischen Junker und ihr reichsdeutscher Anhang aus dem Westen und Süden. Auch das Kommandiren will gelernt sein.

Die zweite Klage galt der Zuckersteuervorlage der Regierung, welche bekanntlich allmälig — vollständig erst nach Jahren — den 400 Zuckerfabriken Deutschlands die Millionen an Prämien entziehen will. Auch hier war die Entrüstung eine allseitige und der Landesökonomierath Nobbe-Berlin rief am Schlusse seines Referats unter donnerndem Beifall den Versammelten und der Regierung zu: „Schutz einer Industrie, welche ihre Entwicklungsjahre dazu angewendet hat, auf eigenen Füßen zu stehen (bei nahezu 500 Millionen Mark Subventionen seit 1871!), und welche ein Riese geworden ist! Schutz einer Industrie, welche

Digitized by Google

dem Süden (Bayern) jährlich für mehr als 10 Millionen Mark Zugochsen abnimmt (die „Kreuzzeitung" macht daraus sogar 10 Millionen Ochsen, soviel sind aber selbst bei der weitesten Fassung des Begriffes in ganz Deutschland nicht aufzutreiben), — deren ungefähr 100 Millionen Zentner Rückstände, ohne Blätter, etwa 600000 Stücken Rindvieh zu Gute kommen — deren Roh-, Hilfs- und Fertigprodukte 900000 Wagenladungen der Eisenbahnen in Bewegung setzen und unsere Rhederei befrachten — welche 97000 Winterarbeitern Nahrung bietet, während im Vorsommer etwa 250000 Erwachsene mit der Rübenkultur beschäftigt sind — welche dem Kleinbesitz für Kaufrübenbau mindestens 50 Millionen Mark zufließen läßt — welche die Dünger- und Maschinenfabriken belebt, die Kohlengruben, Kalksteinbrüche und Ziegeleien bevölkert, Droguen aller Art konsumirt, die Pachterträge der Pfarr- und Schulländereien erhöht — kurz, welche Leben und Gedeihen in weite Kreise trägt."

Die dritte Klage gegen die Regierung galt ihrer Eisenbahntarifpolitik. Die ostpreußischen Großgrundbesitzer wollen ihr Getreide mit geringeren Kosten auf die günstigen westlichen Märkte werfen, die Regierung ist natürlich verpflichtet, ihnen dieses rentable Geschäft zu ermöglichen; die Staatseisenbahnverwaltung bereitete ihnen aber Schwierigkeiten, weil sie — außer den einmaligen festen Zuschlägen für die Abfertigung — die gleichen Einheitssätze für Tonne und Kilometer erhebt, ohne Rücksicht auf die größere oder geringere Länge der ganzen Beförderungsstrecke. Der Kongreß deutscher Landwirthe forderte „im Interesse der wirthschaftlichen Gerechtigkeit und des gedeihlichen Waarenaustausches" die allgemeine Einführung von Gütertarifen mit fallender Skala, d. h. mit Einheitssätzen, die auf weitere Entfernungen für eine Tonne und einen Kilometer niedriger sind als auf nahe. Wir sind nicht gegen dieses Tarifprinzip an sich; aber es ist für die beschränkte Selbstsucht unserer Agrarier bezeichnend, daß sie seiner Zeit am lautesten gegen die Differentialtarife zeterten, weil diese dem ausländischen Getreide das Eindringen nach Deutschland erleichterten, und daß sie heute Differentialtarife verlangen, um mit ihren eigenen Produkten gewinnbringender hausiren zu können. Transporterleichterungen seitens des Staates für das ostpreußische Getreide, damit der Großgrundbesitzer seine Waare besser an den gutzahlenden Mann bringen kann — Transporterschwerungen seitens des Staates für die Waare Arbeitskraft, damit der Arbeiter im Osten und Südosten seine Waare weiter zu dem alten Hungerlohn losschlagen muß — da sage man noch, daß die Zitzewitze und die Kleist's sich auf die Geheimnisse der kapitalistischen Plusmacherei nicht genügend verständen, und daß sie Herrn Professor Adolf Wagner in Berlin erst hören müßten, um die Schädlichkeit des Manchesterthums und die hohe wirthschaftliche Mission des modernen Staates zu begreifen!

Wir sind damit bei der Arbeiterfrage angelangt, die auf keiner Tagesordnung der agrarischen Kongresse fehlen darf. Besonders der Kontraktbruch der ländlichen Arbeiter und die in Aussicht stehende Agitation der Sozialdemokratie bereitete den Herren viel Kopfschmerzen.

In der Kontraktbruchsfrage war Herr Rittergutsbesitzer Justizrath Reich (Meyken in Ostpreußen) am konsequentesten: während seine Kollegen vom deutschen Landwirthschaftsrath meist nur kriminelle Bestrafung des Kontraktbruches und der Verleitung dazu forderten, verlangte Herr Reich auch obligatorische Legitimationspflicht für ländliche Arbeiter und gleich weiter noch sogar eine Polizeistrafe für den „Arbeitgeber," der im Drange der Geschäfte etwa einen ungestempelten Lohnsklaven einstellt und ausbeutet. Der eine Referent, Landesökonomierath Dr. Bürstenbinder, war wenigstens vernünftig genug, einzusehen, daß die letzt-

Digitized by Google

erwähnte Ausnahmebestimmung die Beschaffung von Arbeitern auf dem Lande noch schwieriger machen würde; sie fiel auch bei der Abstimmung. Der Rittergutsbesitzer Freiherr von Hövel sah bei dieser Gelegenheit den agrarischen Krongreß als passenden Ort an, um die edle Eigenschaft der Bescheidenheit in empfehlende Erinnerung zu bringen — natürlich bei den Arbeitern: es müsse ihnen gezeigt werden, daß sie nicht die Privilegirten im Staate seien, und daß sie mit den Arbeitgebern nicht nach Belieben umspringen könnten; die Arbeiter befänden sich im Allgemeinen in dem Wahn, daß sie die einzigen Privilegirten im Staate seien; man spreche immer nur von der Besserstellung der Arbeiter, von der Besserstellung der Arbeitgeber schweige man ganz. Der westfälische Freiherr wünschte daher Bestrafung des Kontraktbruches, doppelte und dreifache Bestrafung der Verleitung dazu, Legitimationszwang für die Arbeiter und Polizeistrafen für alle Unternehmer, die sich um die Legitimationspapiere nicht kümmern.

Ueber die Sozialdemokratie sprach man ein Langes und Breites, aber, wie üblich, kam wenig dabei heraus. Gute Wohnungen, gute Löhne, anständige Behandlung, praktisches Christenthum, billige Blätter, aber keine Judenzeitungen, das war hier wie stets der Reden letzter Schluß; Thaten wird man aus guten Gründen kaum folgen lassen! Nur Herr von Frege war etwas origineller, er empfahl als besonders wirksam gegen die Sozialdemokratie: Verminderung der Gelegenheit zu Luxusausgaben und zu Zerstreuungen und — patriotisch geleitete Militärvereine. Durch das erste Mittel könnte man leicht nicht nur die Sozialdemokraten, sondern überhaupt alle Arbeiter vom Lande vertreiben, die den Abstand zwischen der öden Existenz in den Winkeln der Provinz und dem selbst für den Proletarier reicheren Leben in der Stadt heute bereits tief genug empfinden. Die Militärvereine aber blühen, wie Herr von Frege-Altnaundorf wissen wird, besonders üppig im Königreich Sachsen, und neben ihnen, ja sogar mitten unter ihnen, gedeiht auch die Sozialdemokratie in recht erfreulichem Maße.

Mit den Arbeitern und der Sozialdemokratie werden die Herren daher noch einen sauren und aussichtslosen Strauß auszufechten haben. Dafür haben sie aber allem Anschein nach mit der Regierung und den Industriezöllnern um so leichteres Spiel. Herr von Caprivi hat bereits den Rath des Grafen Mirbach eingeholt; der Zentralverband deutscher Industrieller ist den Agrariern zu Hilfe gekommen, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung," das Organ der mächtigsten Bergwerks- und Hüttenkönige, erklärte vor einigen Tagen feierlichst gegen den „Staats- und Reichsanzeiger" der Regierung, „daß im Interesse der deutschen Industrie die jetzigen Zollsätze für landwirthschaftliche Produkte unbedingt aufrecht erhalten werden müssen." Die „Kreuzzeitung" nennt das ein Bild der Einmüthigkeit, das seinen Eindruck nicht verfehlen werde, und allem Anschein nach wird als Niederschlag von dem ganzen Gährungsprozeß der letzten Monate nichts zurückbleiben wie eine ganz winzige differentielle Begünstigung der ziemlich geringfügigen österreichischen Getreideeinfuhr. Die Interessen des Großgrundbesitzes sind unverletzlich.

Der landwirthschaftliche Genossenschaftstag hatte seine besonderen Wünsche und Bestrebungen, und da es sich bei ihm zunächst mehr um die ersten Vorbesprechungen für ein späteres Vorgehen handelte, so können wir uns auf eine kurze Erwähnung des neuesten agrarischen Projektes beschränken, das im Auge zu behalten man gut thun wird.

Um den Landwirth vom Zwischenhändler zu erlösen und ihm sonstige Vortheile zuzuwenden, beabsichtigen die Vorsitzenden des Kongresses deutscher Landwirthe, der Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer und des deutschen

Digitized by Google

Bauernbundes (Freiherr von Manteuffel, Graf Mirbach, Hauptmann von Plötz), in den einzelnen Landkreisen landwirthschaftliche Genossenschaften in das Leben zu rufen, die ihren Mitgliedern die marktgängigen Produkte — insbesondere Schlachtvieh, Käse, Butter, Wild — abnehmen und den lohnenden Verkauf vermitteln sollen. Die Kreisgenossenschaften sollen wieder Glieder einer großen Berliner Hauptgenossenschaft werden, welche den kommissionsweisen Verkauf der Produkte auf dem Berliner Zentralviehhof — dem Mittelpunkt des deutschen Viehhandels — und in oder bei der Berliner Zentralmarkthalle — dem Mittelpunkt der hauptstädtischen Lebensmittelversorgung — übernimmt. Besonders ins Auge fassen die Herren aber die allerdings sehr bequeme und sehr rentable Fleischlieferung an das ganze Heer und an die staatlichen und städtischen Verwaltungen, Strafanstalten, Krankenhäuser u. s. w. Bei dem wohlwollenden Entgegenkommen — meint der Aufruf — dessen sich die Landwirthschaft von Seiten der Regierung zu erfreuen hat, würde die Staatsverwaltung nicht schwer zu überzeugen sein, daß sie ihren Bedarf an frischem Fleisch am besten und billigsten durch direkte Verträge mit den Genossenschaften beziehen würde; ebenso wäre mit Lieferungen von Hafer und Rauhfutter an die Militärbehörden vorzugehen.

Dieser Plan hat gewiß größere Schwierigkeiten zu überwinden, als man beim ersten Blick glaubt: Massenlieferungen und Massenverkauf setzen am Ende — wie manche exportirende Hausindustrie lehrt — noch keine zentralisirte Großproduktion voraus, aber doch eine gewisse Gleichartigkeit der Produktion und der Produkte. Diese ist, wie jeder Getreidehändler der Provinzstädte weiß, dem querköpfigen und verknöcherten und erstarrten Kleinbauernthum schwer beizubringen.

Aber die erstaunliche Rührigkeit und der sichere Interesseninstinkt unseres Agrarierthums tritt auch bei diesem Projekte wieder zu Tage. Wozu ist der Staat, besonders der Militärstaat, und die Gemeinde ein so unvergleichlicher Konsument, wenn die Junker und ihre politischen Schutzbefohlenen nicht als Lieferanten von ihm subventionirt werden? Und wie sicher wird man der heutigen politischen Gefolgschaft erst sein, wenn „der einflußreichste Mann im Kreise oder Orte," das heißt der Herr Landrath oder Rittergutsbesitzer, zugleich Vorstand der Kreisgenossenschaft und so der allgemeine Segenspender der Bauern ist — bis auch diese schillernde Seifenblase eines schönen Tages zerfliegt. Vorläufig schreibt Herr Sprengel in seinem Aufruf, daß die Freisinnigen bald auch nicht eine Stimme mehr auf dem Lande würden zählen können.

Nun, mögen die Herren „Genossen" das kleine Bäuerlein erst einmal fest mit dem heutigen Großverkehr und Großabsatz verketten, es wird der Anfang zum raschen Ende der alten kleinbäuerlichen Produktionsweise sein, die nur darum ein so zähes Leben besitzt, weil sie mit dem „Markt" noch so wenig Berührung hat. Wir wünschen den Agrariern hierin den besten Erfolg! —ms.

Digitized by Google

Die Ueberproduktion in der Wissenschaft.

Von **Bernard.**

(Schluß.)

Was den großen Körper der Wissenschaft aufrecht erhält, ist ein Mechanismus, der einer ganz anderen Epoche entstammt, ist der Universitätsgeist, der ehemals geschichtlich wohlberechtigt war.

Wenn man aus der Entfernung, d. h. aus den Reihen des Volks, das Schauspiel betrachtet, welches die Universitäten in Deutschland, England und Frankreich darbieten, wenn man einen Blick auf die Stätten wirft, wo, um mit Gladstone zu reden, „die Blüthe der Jugend, die Leute erzogen werden, welche bestimmt sind, das Land zu regieren," so kann man nicht leugnen, daß der erhaltene Eindruck ein imponirender ist. In der That stehen auch die Universitäten bei der Bourgeoisie, ja sogar beim Volke, in großer Achtung.

Erst kürzlich brachte die „Edinburgh Review" einen Artikel, welcher in feinsinniger Weise die Achtung analysirte, welche das englische Volk Cambridge oder Oxford entgegenbringt und zwar besonders entgegenbringt, seitdem beide Körperschaften im gesellschaftlichen Organismus den geschichtlichen Rechtfertigungsgrund ihrer Existenz verloren haben. In Deutschland und Frankreich verhält es sich ebenso.

Die große Universität von Paris, die Universitäten von Padua, von Prag ꝛc. waren ihrerzeit wesentliche Elemente der Gesellschaft.

Das Nämliche gilt von den protestantischen Universitäten der Reformationszeit. An den Universitäten strömte die geistige Elite der Nationen zusammen, um große Denker, berühmte Philosophen und scharfsinnige Juristen zu hören. Die Gelehrtenzunft erzeugte Kräfte, die in der Gesellschaft lebendig wirkten: Juristen, Bischöfe, große Scholastiker. Die Gelehrtenzunft des Mittelalters gewährt vielleicht das reinste Beispiel des Studiums um des Studiums willen, das man seit Athens Blüthe gesehen. Die Renaissance bot von Neuem das nämliche Schauspiel, und endlich erstrahlte in Deuschland zu Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Universitätsleben zum letzten Male in hellem Glanz.

In jenen Zeiten gehörte die Wissenschaft zu den lebenskräftigen Elementen der Gesellschaft. Man kann z. B. nicht leugnen, daß das Wirken der Abälard, Wilhelm von Champeaux, St. Bernhard einen tiefen Einfluß auf die Politik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ausgeübt hat. Das Regime Philipp des Schönen repräsentirt wiederum das Wirken der Juristen, welche sämmtlich ihr Wissen an den großen Universitäten von Paris und Padua geschöpft hatten. Ebenso hat der große geistige Aufschwung, den Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts genommen, einen bedeutenden Einfluß auf die Politik ausgeübt. Es war dies die Zeit, wo eine ganze Nation, sogar ein preußischer König, Hegel's Worten lauschte, die Zeit, wo die Bewegung der Geister für Feuerbach's Philosophie eine politische Revolution herbeiführen sollte.

Heutzutage versucht die französische Bourgeoisie den Universitäten neues Leben einzuhauchen. Eine Reihe von Artikeln, welche in der „Revue des Deux-Mondes" erschienen sind, und die Herrn Liard, Direktor des höheren Unterrichts, zum Verfasser haben, enthalten interessante Angaben über den Aufschwung, welchen die Fakultäten in letzter Zeit genommen. Wir werden uns im Folgenden der dort gegebenen Zahlen bedienen, obgleich wir ihnen nicht vollen und unbedingten

Digitized by Google

Glauben schenken: man fühlt dem erwähnten Artikel allzu deutlich die Absicht an, das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften in Frankreich feiern zu wollen.

Nach Liard ist es eine augenscheinliche Thatsache, daß in den Fakultäten, wo die Söhne der Bourgeoisie ihren ersten wissenschaftlichen Studien obliegen, ein Aufleben, ein neuer, kräftiger Aufschwung zu Tage tritt.

Werfen wir einen Blick auf die Zahlen, auf welche er seine Ansicht stützt.

Von 1868—1878 absolvirten die Fakultäten 1108 Kandidaten der Mathematik und Naturwissenschaften, 1318 Kandidaten der Philosophie, Literatur und Geschichte.

Von 1879—1888 absolvirten die Fakultäten 2970 Kandidaten der Mathematik und Naturwissenschaften, 2412 Kandidaten der Philosophie, Literatur und Geschichte.

Aus den vorstehenden Zahlen ergiebt sich eine ganz beträchtliche Zunahme der Zahl der Studirenden, welche aber im Grunde auf eine ganz andere Ursache zurückzuführen ist, als die, welcher sie Herr Liard zuschreibt. Für ihn unterliegt es keinem Zweifel, daß es der Wissensdurst ist, welcher die jungen Leute in die Fakultäten treibt, das Verlangen, Frankreich zu erheben ꝛc. Mit einem Worte, Herr Liard bringt als Gründe der Erscheinung all' jene Phrasen vor, welche ein Unterrichtsdirektor bei der Preisvertheilung in der Sorbonne vom Stapel zu lassen pflegt.

Gleichzeitig aber und Hand in Hand mit der Zunahme der Zahl der Studirenden treten verschiedene andere Erscheinungen auf, welche den größeren Andrang zu den Universitäten erklären. Zunächst muß da erwähnt werden, daß die Zahl der Stellen und die Höhe der Gehälter für Leute, welche studirt haben, gestiegen ist.

Nachdem das höhere Schulwesen unter dem Kaiserreich und der Regierung Jules Ferry's vernachlässigt worden, war es unter das Niveau herabgesunken, das es in den Nachbarländern, besonders in Deutschland, behauptet.

Jetzt vollzieht sich nach Herrn Liard eine Besserung der diesbezüglichen Verhältnisse, und ihre hauptsächlichste Ursache ist der Hunger nach festen Stellungen, welcher die Bourgeoisfamilien quält. Zwar verdient man als Professor nicht so viel als bei einer Bank, dafür aber ist man seines Gehalts sicher.

Dazu kommt, daß die Regierung die Zahl der Stipendien für Studirende vermehrt hat, so daß sogar das „Journal des Débats" äußerte, die Regierung bezahle die Studenten, damit sie nur die Universitäten besuchten. Wie behauptet wird, wurden die Stipendien aus Fürsorge für die ärmeren Klassen geschaffen, aber im Grunde schuf man nur weitere Stellen für die Herren Söhne der „besseren Kreise."

Die beiden berührten Ursachen haben die Zunahme der Zahl der Studirenden bewirkt, auf welche Liard zum Ruhm des „republikanischen Regimes" hinweist. Leider hat er unterlassen, uns eine Statistik zu geben, die hoch interessant sein würde, und die wir wohl eines Tages noch erhalten werden: eine Statistik der jungen Leute, welche Stellen gefunden haben. Wie viele der aufgezählten Kandidaten und absolvirten Lehrer mögen wohl eine Anstellung gefunden haben? Zwar schafft man sich eine gewisse Anzahl von ihnen dadurch vom Halse, daß man ihnen Missionen ins Ausland giebt. Allein was für die Lehrer und Lehrerinnen gilt, welche aus der Arbeiterklasse entstammen, das gilt hier auch für die Kinder des Kleinbürgerthums. Der Mangel an Plätzen führt dahin, daß ein Theil der Professoren und Studenten in das Proletariat der Intelligenz hinabgedrängt wird.

Digitized by Google

Der Unterricht, die Bildung, welche Gymnasien und Fakultäten bieten, können auch keinen Anspruch darauf erheben, Wissenschaft zu sein. Sie sind — oder vielmehr sie möchten sein — eine Anpassung der wissenschaftlichen Leistungen Anderer an das geistige Vermögen der Jugend. Die starke geistige Strömung, welche die staatlichen Hochschulen bis gegen das Jahr 1848 belebte, aus welcher Zeit uns Balzac einen wahren Gelehrten aus den Reihen des Kleinbürgerthums vorführen konnte,*) welches das lebenskräftigste Element der damaligen Gesellschaft war, diese kraftvolle geistige Strömung ist verschwunden und ebenso die Fähigkeit desselben Bürgerthums, der Träger des politischen Kampfes zu sein. Charakteristisch und bereits vielfach hervorgehoben worden ist, daß die Schülerzahl der polytechnischen Hochschule zu Paris (d. h. der Lehranstalt, welche der Stolz der Bourgeoisie war) im steten Abnehmen begriffen ist, denn gerade an dieser Schule wird ja die reine Wissenschaft gepflegt. Das Gleiche gilt von der Ecole Normale und der Ecole des Chartes. Was die Schüler am meisten beschäftigt und am meisten interessirt, ist eine „feste Anstellung."

Man könnte uns entgegen halten die steigende Schwierigkeit der Prüfungen, die zunehmende Schwierigkeit, in die hohen Staatsschulen eintreten zu können, die „Gehirnentzündung," welche die meisten Kandidaten erwartet. „Ich schaudere," sagte schon Balzac, „wenn ich an das furchtbare Kontingent von Köpfen denke, welche der Ehrgeiz der Familien jedes Jahr dem Staat überliefert, der dem Jüngling in der Zeit, in der er zum Manne heranreift, so grausame Studien aufbürdet, daß dadurch unsägliches Unheil heraufbeschworen werden muß. Beim Licht der Lampe werden so manche Fähigkeiten ertödtet, die sich späterhin groß und kräftig entwickelt hätten."**)

Zu Balzac's Zeiten begnügte sich der Staat noch mit einem geringen Zehnten der Jugend, das Kapital dagegen will heutzutage keiner einzigen Kraft verlustig gehen, und so hat die auf dem wirthschaftlichen Gebiete herrschende Konkurrenz ihren Einzug in die Wissenschaft gehalten. Das Kapital brauchte Gelehrte, und um sie zu den wohlfeilsten Preisen bekommen zu können, mußte es eine Konkurrenz des Angebots von wissenschaftlich geschulten Kräften erzeugen. So kam es, daß sich die, von ihren Familien getriebenen jungen Leute auf die Aemter und Stellen des kapitalistischen Staates stürzten.

Und wahrlich, die Regierung erweist sich als undankbar, daß sie die brave Jugend der Hochschulen nicht mehr begünstigt, welche die glorreichen Erinnerungen der Jahre 1830, 1832 und 1848 vergessen hat, wo noch ein gewisses politisches Leben im Quartier latin (Studentenviertel) herrschte. Die studirende Jugend ist seit jenen Tagen vernünftig geworden, und Herr Lavisse, einer der Begründer der Studentenvereine, konnte mit vollem Recht zu Castelar, dem spanischen Jules Simon, sagen: „Wenn es unter ihnen noch Kosmopoliten im alten Stile giebt, so sind sie selten.... Wenn unter ihnen die politischen Leidenschaften zu erlöschen scheinen, so rührt dies, wie ich glaube, daher, daß sie in politischer Hinsicht zur Vernunft herangereift sind." — Zwar erlauben sich die Studenten noch hin und wieder Manifestationen, jedoch nur solche, welche unter dem Schutze der Polizei stattfinden und gegen die Feinde der Regierung gerichtet sind. Weiter finden sie, ihrer Krämernatur entsprechend, daß es gegen ihre Interessen verstößt, wenn ausländische Studenten, Russen oder Rumänen, in Frankreich Anstellungen erhalten, denn „das Handwerk lohnt sich dann nicht mehr." Zu ihrem Unglück

*) Vgl. „Les Petits Bourgeois."
**) Le curé de village, S. 655.

Digitized by Google

werden die Stellen immer seltener, und es wird eine Zeit kommen, wo der Staat nicht mehr im Stande sein wird, sie für „geleistete Dienste“ zu bezahlen. Die Geriebeneren werden sich dann wohl einen Platz in der Politik erobern, die Uebrigen dagegen werden auf dem Pflaster bleiben.

Das Kapital hat aus der Wissenschaft zunächst die Elemente herausgegriffen, die ihm am Nächsten standen, solche, welche in der Industrie verwendet werden konnten. Dann wurden die Leute, welche unmittelbar von der kapitalistischen Gesellschaft abhängen, wie Chemiker, Erfinder, dem Räderwerk der Maschine einverleibt und mußten einzig und allein für sie arbeiten. Die Leute, welche nach Marx gerade wie der Soldat und die Kurtisane nur Zwischenglieder zwischen dem Kapitalisten und dem Proletariat sind, sehen sich heutzutage in die unmittelbaren Diener des Kapitals verwandelt. Der Ingenieur, welcher an ein Bergwerk gebunden ist, und seine geistige Arbeitskraft liefern muß, wie der Bergmann seine körperliche Kraft liefert; der Chemiker, welcher im Dienste der großen Landwirthe steht, der Professor und Lehrer, welcher die Köpfe für die Unterwerfung unter die bestehende Ordnung zustutzt: kurz diese ganze erste Kategorie der Klasse der geistigen Arbeiter ist dem Kapital unterthan. Und wer dem Kapital unterthan ist, liefert ihm unbezahlte Arbeit. Marx sagt sehr richtig: „die Wissenschaft kostet dem Kapitalisten überhaupt „Nichts,“ was ihn durchaus nicht hindert, sie zu exploitiren. Die „fremde“ Wissenschaft wird dem Kapital einverleibt, wie fremde Arbeit. „Kapitalistische“ Aneignung und „persönliche“ Aneignung, sei es von Wissenschaft, sei es von materiellem Reichthum, sind aber ganz und gar disparate Dinge. — Dr. Ure selbst bejammerte die grobe Unbekanntschaft seiner lieben, Maschinen exploitirenden Fabrikanten mit der Mechanik, und Liebig weiß von der haarsträubenden Unwissenheit der englischen chemischen Fabrikanten in der Chemie zu erzählen.“ *)

Das Kapital braucht die Wissenschaft nicht zu kennen. Es kennt nur eine Seite von ihr, nämlich diejenige, die es ausbeuten kann. Amerika, das uns in vielen Dingen vorangeht, hat auch hierfür ein typisches Beispiel geliefert. Eine kapitalistische Aktiengesellschaft hat Edison seine Erfindungen abgekauft. Was man am freiesten glaubte, die Arbeit des Geistes, die Inspiration ist von einer Gesellschaft von Bankiers in Aktienkapital verwandelt worden! Balzac sah diese Erscheinung voraus, als er sagte: „Seit 1830 werden die Gedanken zu Werthen. Vielleicht erleben wir noch eine Börse für Gedanken.“ **)

Die angewandte ist von der reinen Wissenschaft nur um einen Grad verschieden, nur durch einen Schritt getrennt, und Engels hat uns gezeigt, wie die Gelehrten von der Politik und Industrie beherrscht worden sind, und wie sie die Führer von Ideenrichtungen wurden, welche die Entwicklung des Kapitals begünstigten.

* * *

Seitdem Fourier und Marx die Gesetze der Ueberproduktion nachgewiesen, welche jetzt allgemeine Anerkennung erlangt haben, erblickt man in ihr eins der Hauptresultate der Akkumulation des Kapitals, wie auch eine der wichtigsten Ursachen, welche in der Zukunft den Untergang der kapitalistischen Ordnung herbeiführen werden. Das Entwicklungsgesetz des kapitalistischen Systems bringt in immer kürzeren Zwischenräumen Krisen mit sich, die es nur nach einer gewissen Periode

*) Kapital, I. Band, S. 391, Note 108.

**) L'Illustre Gaudissart.

Digitized by Google

der Geschäftsstockung und großer Leiden überwindet. Die Anhäufung von Waaren erzeugt die Ueberproduktion. Wir können die gegenwärtige Stockung des wissenschaftlichen Lebens der nämlichen Ursache zuschreiben.

Wer die verschiedenen Perioden der Entwicklung der Wissenschaft und Literatur studirt hat, wird auch bemerkt haben, daß die Krisen der geistigen und wissenschaftlichen Akkumulation in um so kürzeren Zwischenräumen aufeinanderfolgen, je mehr man sich der Jetztzeit nähert.

Im griechischen Alterthum waren die Wissenschaften das Privilegium der freien Bürger. Durch die Sklaverei von jeder Handarbeit befreit, vermochten sie in Folge der ihrem Geist eigenthümlichen Harmonie in ihren Personen den Typus des Menschen zu verwirklichen, der ihnen ideal vorschwebte. Ihre Kräfte klug vertheilend, geistige und körperliche Uebungen paarend, gingen sie von der Wissenschaft zur Kunst, von der Kunst zu physischen Uebungen über, oder richtiger, sie machten Alles zur Kunst. Man stößt bei ihnen weder auf Entnervung, noch auf zügellose Leidenschaft; ihre Werke zeichnen sich durch das Maßvolle ihrer Anstrengungen aus, durch eine gut berechnete Konzentration der Kräfte auf einen genau bestimmten Punkt. Die alten Griechen haben bis jetzt allein den idealen Menschen verwirklicht. Späterhin suchten die Römer so gut es ging das nämliche Ideal nachzuahmen, aber das frühere Gleichgewicht ist bei ihnen nicht mehr vorhanden. Was Mommsen über das römische Recht sagt, nämlich, daß es ein gesundes Recht war, weil es von gesunden Menschen herrührte, konnte eben nur noch mit Bezug auf dieses Recht gelten. Zwischen dem römischen Bürger und der übrigen Welt, die nicht für ihn existirte, bestand schon ein zu großer Unterschied, breitete sich ein zu weiter Zwischenraum aus, der ihn schwindeln machte. Mit Rom schließt eine Periode der Entwicklung ab, welche Europa weiter fortgesetzt hat, jedoch mit neuen Elementen, die in ihrer Art verschieden sind, aber dem nämlichen Gesetz gehorchen. In der Renaissance des zwölften und der Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts treten uns wahre Riesen der Gelehrsamkeit und Kunst entgegen, denen man weder etwas von dem muthlosen Zagen, noch von dem fieberhaften Hasten und Tasten anmerkt, welche heutzutage die besten Vertreter von Kunst und Wissenschaft charakterisiren. Ferner findet man in diesen Zeiten kein jähes Auftauchen neuer Systeme, keine plötzlichen unvermittelten Umgestaltungen. So übersprudelnd und leidenschaftlich bewegt das sechzehnte Jahrhundert auch an der Oberfläche erscheinen mag, so zeichnet es sich doch nichtsdestoweniger in Wirklichkeit durch seine Harmonie aus: unter den tosenden Wellen sind tiefe und starke Strömungen wahrnehmbar, welche dieses große Jahrhundert beherrschen, seine Lebensäußerungen nach einem großartigen Rythmus regeln. Je mehr man sich jedoch der Neuzeit nähert, um so mehr machen sich auch im Geistesleben der Nationen Ueberstürzung und eine eigenthümliche Verworrenheit fühlbar; im siebzehnten Jahrhundert noch zurückgehalten, treten diese Momente im achtzehnten Jahrhundert schärfer und stärker hervor, um schließlich unsere fieberhafte und nervöse Zeit völlig zu beherrschen.

Das kommt daher, daß mit der fortschreitenden Zeit der Einfluß der Politik, welchen Napoleon das Fatum der Geschichte und Wagner die Geißel der Kunst nannte, immer stärker auch auf Die einwirkt, welche ihre Augen gegen ihn verschließen wollten. Unser Jahrhundert wird einmal den Forscher dadurch in Erstaunen versetzen, daß sich in ihm die Wandlungen der Wissenschaft mit größter Raschheit, ja so schnell vollzogen haben, daß es unmöglich ist, die Zwischenstufen und Bindeglieder zwischen ihnen zu bemerken. In der Literatur verschwindet z. B. die Schule von Chateaubriand und Madame de Staël, welche unter dem

Digitized by Google

Kaiserreich entstanden, gegen 1825; die Romantik reicht kaum bis zum Jahre 1840; der Realismus räumt seinen Platz dem Naturalismus, den wir heute schon wieder von einer Schule von Psychologen und Dekadenten verdrängt sehen. In einem seiner letzten Werke charakterisirt Eduard Rod, auch einer der Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, der sich aber wenigstens dessen bewußt ist, die kopflose, ängstliche Hast, die in den letzten zehn Jahren die Jugend in fünf oder sechs verschiedenen Richtungen fortgerissen hat. Stets stellte sich heraus, daß, was für eine breite Straße gehalten worden, nur eine bloße Sackgasse war.

Die deutsche Philosophie wieder, welche berufen schien, das Problem des Erkennens zu lösen, erzeugte in einem Zeitraum von dreißig Jahren drei Riesengeister: Kant, Fichte und Hegel, aber ihre großen Gedanken blieben unfruchtbar, da sie keine Stützpunkte in der Masse fanden.

Seit Schopenhauer, der eine negative Größe darstellt, sinkt die deutsche Philosophie tiefer und tiefer, bis sie endlich bei Hartmann und den Psycho-Physikern anlangt. In Wirklichkeit sind nicht die Gedanken verblaßt, sondern es fehlen die Köpfe, die im Stande wären, die Gedanken aufzunehmen. Die Studenten fühlen Widerwillen gegen jede Denkarbeit; der „praktische Sinn" hat ihr geistiges Leben getödtet, sie denken nur noch daran, ihre Karrière zu machen.

Die Geschichte ist aus der großen Denkerin, welche im Anfang dieses Jahrhunderts Hand in Hand mit dem glänzenden Aufschwung des Liberalismus ging, zu einer bloßen Aufzeichnerin von Thatsachen herabgesunken, sie gleicht einem Kramladen, in welchem die Ereignisse ohne allgemeinen Ueberblick stückweise feilgehalten werden, wie anderswo Baumwollenstoff stückweise verkauft wird. Sie ist zu einem bloßen Katalog geworden. Die Geschichtsschreiber bemerken nicht, daß ihre angebliche und gerühmte Genauigkeit Nichts ist, ja weniger als Nichts, und daß ihnen die isolirte Thatsache den allgemeinen Entwicklungsgang der ökonomischen und historischen Erscheinungen der Gesellschaft verbirgt.

Was die Sprachwissenschaft anbetrifft, welche versprochen, mittels der vergleichenden Methode den Ursprung unseres Geschlechts zu erforschen, so hat sie wie die anderen Wissenschaften Bankerott gemacht. — Man hat die Arbeit getheilt, zuerst in der Absicht, das, was man entdecken würde, späterhin wieder zu einem Ganzen zu vereinigen; es ward romanische, germanische, keltische ꝛc. Philologie getrieben, und die Erinnerung an Bopp und Schleicher ist aus dem Hirn der Philologen verschwunden, welche ihre Kräfte auf Einzelheiten und Kleinigkeiten zersplittern. Auch auf diesem Gebiete hat eine gemeinsame Richtung gefehlt.

Ueberall, in der Medizin, wie in der Physik und den anderen Naturwissenschaften ist man vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Besonderen zum Kleinen und Kleinlichen übergegangen. Vergleiche man nur die Stufengrade der Dekadenz, die zwischen Bichat und unseren modernen Aerzten, zwischen Lamarck und Darwin, zwischen Darwin und Huxley bestehen. In der That, die modernen Gehirne sind nicht mehr im Stande, auch nur drei Ideen gleichzeitig zu beherrschen. Wie schon Louis Lambert*) bemerkt hat, „dreht sich Alles darum, eine Geschichte von Worten zu geben, ohne an die Ideen zu denken," kurz, eine Lösung zu suchen, ohne sie im Voraus zu wissen.

Ein unserer Epoche eigenthümlicher Zug besteht darin, daß eine Wissenschaft sofort ihre großen Männer erzeugt. Es scheint, daß eine Entdeckung nicht mehr genug anregende und treibende Kraft besitzt, um auf lange hinaus befruchtend fortwirken zu können. Für

*) Louis Lambert: Balzac.

Digitized by Google

eine Idee tritt immer nur eine einzige Generation von Gelehrten als Träger auf.

Wir können diese Erscheinungen nur auf eine Ursache zurückführen: auf die Ueberproduktion. Auf wirthschaftlichem Gebiete häufen sich die Waaren an, weil sich die Masse der produzirten Gegenstände nicht unter ihre wirklichen Produzenten, die Arbeiter vertheilt, und sie erzeugen dann durch ihre Akkumulation einen Stillstand des kapitalistischen Mechanismus. Genau das Nämliche trägt sich in unserer Epoche auf dem Gebiete der Wissenschaft zu. Es ist nicht genug Arbeitern erlaubt, die ungeheuren Wissensquellen auszunützen, welche sich einzig und allein im Besitz einer kleinen Anzahl von Privilegirten befinden. Letztere sind Anfangs wie berauscht vom Anblick all' dieser Schätze, allein keiner fesselt sie dauernd; rasch gehen sie von Einem zum Anderen über, ohne das Gebotene völlig auszunützen. So häuft sich ein Vorrath todten Wissens auf, welcher die weitere Entwicklung der Wissenschaft hindert. Was, auf viele Hände, viele Köpfe vertheilt, sicher und harmonisch verarbeitet würde, wirkt erdrückend in Folge der kleinen Anzahl geistiger Arbeiter, denen es zugänglich ist. Man kann sagen, daß in unserer Zeit jede Epoche der Wissenschaft oder Kunst mit einem geistigen Werkzeug, einem System, zusammenfällt, das in Folge der mangelhaften Vertheilung nicht genügend ausgenützt werden konnte. Die Anarchie besteht in der Wissenschaft wie in der Politik und erzeugt ihre gewöhnlichen Resultate: Gleichgiltigkeit und Verzweiflung.

Wir sehen das umsomehr, je mehr die jetzige kapitalistische Periode ihrem Ende entgegengeht. Ohne Zweifel werden wir noch vor ihrem Abschluß wiederholt die verzweifeltsten Anstrengungen sehen, ein oder das andere System zu finden. Irgend eine wissenschaftliche Entdeckung, irgend ein neues System wird der Wissenschaft und Kunst neue Bahnen zu eröffnen scheinen, allein es wird gehen, wie mit den Wegen, die man durch eine Sandbank bahnt, und die plötzlich wieder verschüttet sind: die Perioden wissenschaftlicher und künstlicher Renaissance werden immer kürzer werden, weil die Bahnen des Fortschritts immer mehr verrammelt werden durch Material, das man nicht zu verwenden weiß.

* * *

Kommen wir zum Schluß.

Was wird aus der Wissenschaft in einer sozialistischen Gesellschaft werden? Das ist sicher eine Frage, deren Untersuchung im Einzelnen große Schwierigkeiten bietet. Doch kann man schon jetzt voraussagen, daß ein neues, ihr bis dahin mangelndes Element dann auftreten und in ihr wirken wird.

In einem seiner tiefsinnigsten Romane läßt Balzac einen seiner Helden, Grégoire Gérard, Folgendes schreiben: „Woran unsere Epoche wesentlich Mangel leidet, das ist der gesetzgeberische Geist. . . . So hat es z. B. vor der Gründung von Spezialschulen und vor der Festsetzung der Aufnahmsbedingungen für ihre Zöglinge große Denker gegeben, deren Geist die ganze Ausdehnung aller Beziehungen einer Einrichtung zu den menschlichen Kräften erfaßte, die deren Vortheile und Nachtheile abwogen, und in der Vergangenheit die Gesetze der Zukunft studirten."*)

Der Unterricht ist künstlich dekretirt worden, ohne Berücksichtigung der Zeit, noch der sozialen Verhältnisse, ganz besonders in unseren Tagen — nicht nach den Bedürfnissen der Individuen, sondern nach denen einer Regierung oder was dasselbe ist, einer Klasse.

*) Le curé de village, S. 656 u. ff.

Digitized by Google

Die Spezialschulen, über welche sich Balzac beklagt, und in denen man durch Ueberbürdung sicher den Geist tödtet, selbst wenn der Körper unversehrt bleibt, sind eine der Schöpfungen des unsterblichen Nationalkonvents. „Die Vorbereitungs-Arbeiten, denen ich mich unterzog," fährt Gérard fort, „waren Nichts im Vergleich zu den leidenschaftlich betriebenen Studien der Schule (der polytechnischen Hochschule), die das Ziel verfolgen, die Gesammtsumme der Physik, Mathematik, Astronomie und Chemie nebst ihren Nomenklaturen in den Kopf junger Leute von 19—20 Jahren zu pfropfen." — In der That, die Regierung oder das Kapital stellt die wissenschaftlichen Arbeiter auf gleiche Stufe mit den Handarbeitern; was letztere durch Ueberarbeit an Gesundheit und Kraft verlieren, verlieren erstere an Intelligenz.

„Der Staat hat nie die entsetzliche Statistik der Leiden zu wissen verlangt, deren Urheber er gewesen, er hat nie nach der Zahl der Gehirnentzündungen geforscht, welche ausbrachen." *)

Alles dies zeigt, daß sich die Wissenschaft gegenwärtig in einer Lage befindet, die für sie wie für die Menschheit verhängnißvoll werden, die zum Tod der Wissenschaft führen muß, wenn sich kein Umschwung vollziehen, wenn die Anarchie nicht der Ordnung weichen, kurz, wenn sich die Gesellschaft nicht einer wahrhaften Organisirung fügen sollte. Die Wissenschaft bedarf eines Rechtfertigungsgrundes ihrer Existenz, der, sobald er bewußt offenbart worden, zu ihrem lebendigen und treibenden Gesetz werden wird. Der Wechsel der sozialen Bedingungen wird nothwendiger Weise auch einen Wechsel der Personen herbeiführen, welche die Träger der Wissenschaft sind.

In einer geregelten und harmonischen Gesellschaft wird die Wissenschaft zur Herrin werden, während sie jetzt nur eine Sklavin ist. Um mit Balzac zu reden, werden dann die „großen Denker, deren Geist die ganze Ausdehnung aller Beziehungen einer Einrichtung zu den menschlichen Kräften überblickt," sie werden es sein, die darüber entscheiden, bis zu welchem Grad die Wissenschaft auf die gesellschaftlichen Beziehungen angewendet werden kann. Keine Klasse wird dann länger allein das ausschließliche Monopol auf die geistige Arbeit besitzen, sondern Alle, welche sich in körperlicher und geistiger Beziehung als tüchtig erweisen, werden sich der Wissenschaft zuwenden.

Der glänzende Traum Fourier's wird dann seine Verwirklichung finden. Jeder Einzelne wird seiner Neigung folgen, nicht mit der fieberhaften Hast der heutigen Bourgeoisie, sondern mit der Stetigkeit und Ruhe eines Organismus, der sich im Einklang mit sich selbst und den Anderen logisch entwickelt.

* * *

Kurz, in der harmonischen Gesellschaftsordnung, welche Fourier**) und Richard Wagner***) vorausgesehen haben, wird weder die Arbeit, noch die Wissenschaft eine besondere Spezialität bilden. Dann wird das Wort Hegel's gelten: „Unter gebildeten Menschen kann man zunächst solche verstehen, die Alles machen können, was Andere thun, und die ihre Partikularität nicht auskehren, während bei eingebildeten Menschen gerade diese sich zeigt, indem das Benehmen sich nicht nach den allgemeinen Eigenschaften des Gegenstandes richtet." †)

*) A. a. O.
**) Theorie des quatre mouvements.
***) Die Kunst und die Revolution.
†) Philosophie des Rechts, S. 246.

Digitized by Google

Und thatsächlich fordert die Bildung, von der Hegel spricht, eine Allgemeinheit der Kenntnisse, einen voll und allseitig entwickelten Menschen. — Die Gesellschaft wird von jedem Einzelnen einen Theil seiner Kenntnisse fordern, aber nur den Theil, dessen sie in einem gegebenen Augenblicke bedarf. Die Arbeit wird dann nicht mehr Taglöhnerei sein, sondern eine künstlerische Beschäftigung. So wird auch die Wissenschaft in der kommenden Periode der Organisation weder ein Handwerk sein (wie bei den heutigen Professoren), noch ein besonderes Vorrecht einer Klasse, das durch die Einseitigkeit, die es erzeugt, und seine Nutzlosigkeit für sie zu einer Quelle des Verderbs wird. Sie wird vielmehr einen Theil der großen Leistungen ausmachen, welche jeder Einzelne nach Maßgabe seiner Beanlagung der Gesellschaft schuldet, und welche diese wieder der Gesammtheit zu Gute kommen läßt. Für den Einzelnen wird die Wissenschaft die Entwicklung seiner Fähigkeit, zu beobachten und zu erforschen bedeuten, die er beständig vervollkommnen wird, um sich die Bildung anzueignen, den Ueberblick über das Ganze, welches die Menschen in Einklang und Harmonie mit der Natur selbst bringen wird.

Die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz.

Von **C. Deisinger.**

Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1882 stellte behufs „Heilung der sozialen Schäden" und zur „positiven Förderung des Wohles der Arbeiter" als wünschenswerthes Ziel der Gesetzgebung des Deutschen Reiches das Folgende hin:

1. Erlaß eines Gesetzes betreffend die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle.
2. Gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens.
3. Für die durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig Gewordenen staatliche Fürsorge in höherem Maße, als ihnen bisher zu Theil geworden.

Die erste dieser Maßregeln hat der zweiten Maßregel den Vorrang einräumen müssen, weil in den maßgebenden Kreisen die Anschauung Platz gegriffen hatte, daß die Regelung der Krankheitsversicherung das Größere und Wichtigere gegenüber der Unfallversicherung sei. Am 15. Juni 1883 wurde die Krankenversicherung zum Gesetz. Aber kaum war sie ins Leben getreten, so machte sich schon das Bedürfniß nach Verbesserung bemerkbar, das zu Verbesserungsversuchen Anlaß gab. Ein Resultat derselben bildet die jetzt dem Reichstag vorliegende Novelle.

Manche der darin vorgeschlagenen Aenderungen entsprechen einem thatsächlichen Bedürfnisse. Zu diesen gehört zunächst die Ausdehnung des Versicherungszwanges auf weitere Kreise, die eigentlich noch gar nicht weit genug geht; denn es bleiben auch nach Annahme der Aenderung des § 1 noch zahlreiche Personen unversichert, die wirthschaftlich nicht besser gestellt sind, als die dem Versicherungszwange unterworfenen. Zwar können nach § 2 die Gemeinden für ihren Bezirk den Versicherungszwang auf weitere, daselbst näher bezeichnete Kreise ausdehnen, die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß die Gemeinden nur selten von dieser Befugniß Gebrauch machen. Nach Erlaß des Hilfskassengesetzes vom 7. und 8. April 1876 waren die Gemeinden ebenfalls befugt, den Versicherungszwang einzuführen, und doch haben bis zum Schlusse des Jahres 1880 im ganzen preußischen Staate

Digitized by Google

nur 278, in allen übrigen Bundesstaaten zusammen nur 20 Gemeinden von der Befugniß Gebrauch gemacht. Es ist das ein Beweis dafür, wie wenig auf die Gemeinden in Bezug auf die Ausdehnung des Versicherungszwanges zu rechnen ist; denn damals lag für die Gemeinden noch viel mehr Veranlassung vor, den Versicherungszwang einzuführen, als heute Veranlassung für sie vorliegt, den Versicherungszwang auszudehnen, weil unstreitig durch den gesetzlich durchgeführten Zwang bereits eine erhebliche Entlastung der Armenkassen stattgefunden hat.

Der Zweck des Gesetzes wird überhaupt unter den durch das Gesetz gegebenen Formen niemals völlig erreicht werden können. Es wird immer eine größere Anzahl hilfsbedürftiger Personen vorhanden sein, die von den Wohlthaten des Gesetzes ausgeschlossen ist; hierher gehört beispielsweise die große Zahl der Arbeitslosen. Doch gehört es nicht zu unserer Aufgabe, hier ein neues System zu entwickeln, durch welches den Uebelständen des jetzigen gründlich abgeholfen würde; wir werden dasselbe später andeuten.

Einem thatsächlichen Bedürfnisse entspricht auch die zu § 6 vorgeschlagene Aenderung, wonach die Dauer des Krankengeldbezuges fernerhin nicht mehr vom Beginn der Erkrankung, sondern vom Beginn des Krankengeldbezuges ab berechnet werden soll. Durch die zur Zeit giltige Bestimmung ist der Bezug von Krankengeld in vielen Fällen gänzlich ausgeschlossen oder doch erheblich eingeschränkt.

Auch den beabsichtigten Aenderungen des § 20 ist eine praktische Bedeutung nicht abzusprechen. Es soll von jetzt an für die Berechnung des Sterbegeldes nicht mehr der ortsübliche Tagelohn, sondern der durchschnittliche Tagelohn des Versicherten maßgebend sein, wodurch die Gegenleistung thatsächlich in ein den bezahlten Beiträgen entsprechendes Verhältniß gebracht wird. Auch die Bestimmung, wonach das Sterbegeld bezahlt werden soll, wenn ein Mitglied vor Ablauf eines Jahres nach Beendigung des Krankengeldbezuges stirbt, ist geeignet, eine gerechte und einheitliche Ausführung des § 20 zu ermöglichen.

Nicht ganz zweckentsprechend ist die Aenderung des § 26, wonach Kassenmitglieder, welche behufs Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflicht oder wegen periodisch wiederkehrender zeitweiliger Einstellung des Betriebes aus einer Kasse ausscheiden, nur dann ohne Weiteres wieder in ihre vollen Rechte eintreten, wenn sie eine Beschäftigung annehmen, vermöge welcher sie wieder Mitglieder derselben Kasse werden. Bei dem Verhältniß, welches nach der wiederholten Erklärung seitens der Regierungsvertreter zwischen den verschiedenen Kassen grundsätzlich bestehen soll, ist nicht einzusehen, warum Derjenige, der ohne sein Verschulden die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kasse verloren hat, nicht auch in jeder anderen Kasse ohne Weiteres die vollen Mitgliedsrechte erwerben soll, der er auf Grund seiner Beschäftigung angehören muß.

Diesen Bestimmungen, welche eine positive Ausdehnung der Unterstützung bezwecken, reihen sich Bestimmungen an, welche eine weitere Ausdehnung der Unterstützung ermöglichen sollen. Das Krankengeld soll für die ersten drei Tage der Erwerbsunfähigkeit, sowie für Sonn- und Festtage, auch die Wöchnerinnenunterstützung bis zu sechs Wochen, gewährt werden können. Die meiste Beachtung verdient aber die Bestimmung, wonach auf die Dauer eines Jahres vom Beginn der Unterstützung an Fürsorge für Rekonvaleszenten getroffen werden kann. Soll diese Bestimmung wirklich praktische Bedeutung erlangen, so wird der Staat seine Mitwirkung durch Errichtung geeigneter Anstalten zur Unterbringung von Rekonvaleszenten kaum versagen können. Es nützt eben nichts, auf dem Papier alle möglichen Vortheile für die Arbeiter zu dekretiren, wenn zu ihrer Erfüllung keine Mittel vorhanden sind.

Digitized by Google

Zwar soll nach § 46 den Gemeindekrankenversicherungen und den Ortskassen gestattet sein, Verbände zu bilden, u. A. zu dem Zwecke „der Anlage und des Betriebs gemeinsamer Anstalten zur Heilung und Verpflegung erkrankter Mitglieder, sowie zur Fürsorge für Rekonvaleszenten;“ jedoch wird auf diesem Gebiete aus den Mitteln der Kassen kaum Nennenswerthes geleistet werden können, da der Reservefond doch nicht in derartigen Anstalten festgelegt werden darf, wenn er überhaupt seinen Zweck jederzeit erfüllen soll.

Neben diesen Abänderungsvorschlägen finden sich andere, die auf Grund der bisherigen Erfahrungen nicht eine Erweiterung der Kassenleistungen, sondern vielmehr eine zum Theil sehr erhebliche Einschränkung derselben bezwecken; es finden sich aber auch mehrere Vorschläge, die sich nicht mehr durch die Erfahrung begründen lassen, sondern die unverkennbar den Stempel der Voreingenommenheit tragen.

Zur ersteren Art gehören die vorgeschlagenen Aenderungen der §§ 4 und 19, wonach fernerhin eine ärztliche Untersuchung der freiwilligen Theilnehmer an der Zwangsversicherung angeordnet werden und die Zurückweisung der nicht als gesund Befundenen erfolgen kann. Ferner die Bestimmungen in § 6a und § 26a, wonach Vorschriften über die Krankmeldung, über das Verhalten der Kranken und über die Krankenaufsicht erlassen werden können und bestimmt werden kann, daß Versicherte, welche diesen Vorschriften oder den Anordnungen des behandelnden Arztes zuwiderhandeln, Ordnungsstrafen bis zu 20 Mark zu erlegen haben oder des Krankengeldes ganz oder theilweise verlustig gehen. Den gleichen Zweck verfolgt auch die vorgeschlagene Aenderung des § 7, wonach die Ueberweisung in eine Heilanstalt, die bisher für Verheirathete oder Glieder einer Familie nur in sehr beschränktem Maße stattfinden konnte, fernerhin in ziemlich ausgedehntem Maße angeordnet werden kann. Es sind das Kautelen gegen den Mißbrauch der Unterstützung, die längst als nothwendig anerkannt waren, die aber bei der Berathung des Gesetzes zurückgewiesen wurden, weil man ohne dieselben auskommen zu können vermeinte.

Anders verhält es sich jedoch mit den übrigen Beschränkungen der Unterstützung.

Nach § 20 Ziffer 2 sollen die Zwangskassen fernerhin verpflichtet sein, nur an eheliche Wöchnerinnen, welche vor der Entbindung bereits sechs Monate ununterbrochen einer auf Grund dieses Gesetzes errichteten Kasse angehört haben, eine Unterstützung in der Höhe des Krankengeldes auf die Dauer von drei Wochen nach ihrer Niederkunft zu gewähren, während bisher die Unterstützung, auch freier Arzt und Medizin, an alle versicherten Wöchnerinnen und ohne Rücksicht auf die Zeitdauer der Zugehörigkeit zur Kasse gewährt werden muß.

Der Ausschluß der unehelichen Wöchnerinnen von der Unterstützung wird damit motivirt, „daß in weiten Kreisen der Versicherungspflichtigen das Gerechtigkeitsgefühl durch diese Unterstützung verletzt wird.“ Da die „ausgleichende Gerechtigkeit“ sowohl in den Motiven als auch bei der ersten Berathung der Novelle im Reichstag regierungsseitig ins Feld geführt wurde, um die Novelle zu vertheidigen, so wollen wir untersuchen, in wie weit gerade die Bestimmung gegen die unehelichen Wöchnerinnen der Gerechtigkeit entspricht. Zunächst muß festgehalten werden, daß die Unterstützungen, welche von den Krankenkassen geleistet werden, kein Almosen, überhaupt kein Geschenk sind, sondern durch Zahlung der statutenmäßigen Beiträge als ein gutes Recht erworben werden. Die Beiträge sind aber lediglich nach dem Lohne bemessen, nicht nach der sozialen Lebens-

Digitized by Google

stellung des Versicherten. Die ledige Arbeiterin hat die gleichen Beiträge zu entrichten wie die verheirathete in derselben Lohnklasse, und folglich müssen ihr auch die gleichen Ansprüche zustehen, wenn die Gerechtigkeit nicht verletzt werden soll.

Außerdem zeigt uns aber auch die Statistik, daß die weiblichen Mitglieder ohnehin die Kassen weniger belasten als die männlichen. Nach der „Statistik der Krankenversicherung der Arbeiter" im Jahre 1888 ergiebt sich Folgendes für sämmtliche Kassen im Deutschen Reiche:

	Ueberhaupt	Weiblicher Mitglieder	Durchschnittlich auf je 100 Mitglieder		
			überhaupt	desselb. Geschlechts männlich	weiblich
Erkrankungsfälle im Jahre 1888 .	1 762 520	282 822	32,6	33,5	28,8
Krankheitstage im Jahre 1888 .	29 528 770	4 996 491	547,0	555,6	508,3
Auf einen Erkrankungsfall kommen Krankheitstage	—	—	16,8	16,6	17,7

Demnach kamen also im Jahre 1888 auf 100 weibliche Mitglieder 47,3 Krankheitstage weniger als auf 100 männliche, und es kann deshalb nicht im Entferntesten behauptet werden, daß die männlichen Mitglieder Beiträge zahlen müssen zur Unterstützung der weiblichen.

Uebrigens ist auch die Summe, welche zur Unterstützung der Wöchnerinnen verwendet wird, verhältnißmäßig so geringfügig, daß die Mitglieder durch dieselbe kaum nennenswerth belastet werden.

Die Krankheitskosten im Jahre 1888 setzen sich zusammen wie folgt:

	Arzt	Arznei und sonstige Heilmittel	Krankengeld	Unterstützung an Wöchnerinnen.	Sterbegeld	An Krankenanstalten
	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Von den Krankheitskosten entfielen für .	12 523 435	9 946 684	29 002 780	812 455	2 625 662	6 650 468
Von je 100 Mk. Krankheitskosten kommen auf	20,34	16,16	47,11	1,32	4,27	10,80
Auf 1 Mitglied kommen Krankheitskosten für	2,32	1,84	5,37	0,15	0,49	1,23

Demnach sind für die Unterstützung der Wöchnerinnen von einem Mitgliede 15 Pfennige pro Jahr aufzubringen. Der Betrag, der von diesen 15 Pfg. für uneheliche Wöchnerinnen aufgewendet wird, läßt sich nicht genau feststellen, jedenfalls beträgt er aber weniger als die Hälfte. Zieht man nun weiter in Betracht, daß es sich bei der Wöchnerinnen-Unterstützung nicht um die Geltendmachung sittlicher Gesichtspunkte, sondern um die Abwendung des bei mangelnder Unterstützung in Folge des Wochenbettes eintretenden Nothstandes handelt, so wird man ohne Weiteres zugeben müssen, daß die vorgeschlagene Aenderung sich in keiner Weise rechtfertigen läßt, zumal die Unterstützung in den meisten Fällen bei außerehelichen Geburten noch weit nöthiger ist, als bei ehelichen.

Aber auch den ehelichen Wöchnerinnen soll fernerhin die Wöchnerinnen-Unterstützung nur dann zu Theil werden, wenn sie vor ihrer Entbindung mindestens sechs Monate ununterbrochen einer Zwangskasse angehört haben. Durch diese

Digitized by Google

Bestimmung würden unzweifelhaft auch eine große Anzahl ehelicher Wöchnerinnen der Unterstützung verlustig gehen, denn der Wechsel der Beschäftigung findet bei den Arbeiterinnen kaum weniger häufig statt wie bei den Arbeitern. In den meisten Fällen tritt aber bei dem Wechsel der Beschäftigung eine Unterbrechung der Mitgliedschaft ein, und die Wöchnerinnen-Unterstützung soll nicht gewährt werden, wenn die Mitgliedschaft innerhalb sechs Monaten vor der Entbindung unterbrochen wurde.

Nichts weniger als gerecht ist auch die in § 26a Ziff. 1 vorgeschlagene Bestimmung, wonach durch das Kassenstatut bestimmt werden kann: „Daß die Mitglieder bei Verlust ihrer Ansprüche an die Kasse verpflichtet sind, andere von ihnen eingegangene Versicherungsverhältnisse, aus welchen ihnen Ansprüche auf Krankenunterstützung zustehen, binnen einer Woche nach Eintritt der Doppelversicherung zu melden." Zunächst hat der Kassenvorstand gar kein Interesse, von der Doppelversicherung Kenntniß zu erhalten. Dieses Interesse liegt erst dann vor, wenn der Versicherte Krankengeld beansprucht, wenn das aus der Doppelversicherung zu beziehende Krankengeld den Lohn des Erkrankten übersteigt, und die Kürzung des Krankengeldes durch das Kassenstatut nicht ausgeschlossen ist. Es dürfte aber dem Kassenvorstande nicht schwer fallen, in solchen Fällen Kenntniß von der Doppelversicherung zu erhalten, wenn eine bestimmte Erklärung von dem Erkrankten verlangt würde, wobei er zugleich auf die strafrechtlichen Folgen aufmerksam zu machen wäre, welche falsche Angaben nach sich ziehen können; es ist jedoch unerhört, dem Versicherten einfach alle Ansprüche an die Kasse entziehen zu wollen, wegen einer Unterlassung, durch die vielleicht der Kasse niemals ein Schaden erwächst oder, soweit letzteres doch eintreten sollte, den Fehler neben der gesetzmäßigen Strafe wegen Betrugs noch durch Entziehung aller Ansprüche an die Kasse zu bestrafen, wobei noch zu beachten ist, daß der Erkrankte ohnehin nicht mehr erhält, als er auf Grund der geleisteten Beiträge von rechtswegen erhielte, wenn die Lohnhöhe durch die Doppelversicherung nicht überschritten wird.

Weder gerecht noch durch die Erfahrung begründet sind auch die zu § 28 vorgeschlagenen Aenderungen. Während nach den jetzt giltigen Bestimmungen den Mitgliedern, welche in Folge eintretender Erwerbslosigkeit aus der Kasse ausscheiden, der Anspruch auf die gesetzlichen Mindestleistungen der Kasse in Unterstützungsfällen verbleibt, welche während der Erwerbslosigkeit und innerhalb eines Zeitraums von drei Wochen nach dem Ausscheiden eintreten (haben sie der Kasse keine drei Wochen angehört, dann für die gleiche Zeit wie die Dauer der Mitgliedschaft), sollen fernerhin nur diejenigen noch drei Wochen Anspruch haben, welche vor ihrem Ausscheiden mindestens drei Wochen ununterbrochen einer Zwangskasse angehört haben. Gegen diese Bestimmung müssen wir die gleichen Einwendungen erheben, die wir bereits gegen die Bestimmung in Bezug auf die Gewährung der Unterstützung an uneheliche Wöchnerinnen machten. Der Ausscheidende kann jahrelang Zwangskassen angehört haben, so hat er nach seinem Ausscheiden doch keinen Anspruch mehr auf Unterstützung, wenn er nicht vor seinem Ausscheiden ununterbrochen mindestens drei Wochen einer solchen Kasse angehört hat. Wird ein Arbeiter von einer Krankheit betroffen, nachdem er 8—14 Tage erwerbslos war, so braucht er die Unterstützung noch nöthiger, als wenn er während seiner Beschäftigung von einer Krankheit befallen wird. Mit Rücksicht auf den Zweck des Gesetzes sollte also in dieser Beziehung eher eine Erweiterung als eine Einschränkung der Kassenleistungen herbeigeführt werden; zumal auch die freien Kassen vom Tage der letzten Beitragszahlung an noch acht Wochen und darüber hinaus die vollen statutenmäßigen Ansprüche an die Kasse gewähren.

Digitized by Google

Bedenklicher noch als die eben besprochene Bestimmung ist der neue Absatz 2 des § 28, wonach der Anspruch nach Absatz 1 überhaupt wegfällt, wenn die Erwerbslosigkeit durch vertragswidrigen Austritt aus der Beschäftigung verursacht worden ist, oder wenn der Betheiligte sich nicht im Gebiete des Deutschen Reiches aufhält.

Es kann nicht dringend genug davor gewarnt werden, mit dem Krankenversicherungsgesetz Zwecke zu verfolgen, die ihm grundsätzlich fern liegen. Die humanitäre und neutrale Einrichtung, welche die Krankenkassen unstreitig bilden, darf nicht in die Kämpfe verwickelt werden, welche sich zwischen Unternehmer und Arbeiter abspielen; dieses würde aber bei Annahme der vorgeschlagenen Bestimmung ganz entschieden geschehen, häufig genug zum großen Schaden für die Eintracht unter den Mitgliedern der jeweilig in Betracht kommenden Kasse. Man vergesse doch auch nicht, daß gerade die Arbeiter selbst die hauptsächlichsten Träger der Krankenversicherung sind, und deshalb ihr Recht an dieselbe nicht geschmälert werden darf wegen einer Handlung, die absolut mit der Krankenversicherung nichts zu thun hat. Soll aber der Arbeiter bei vertragswidrigem Austritt aus der Beschäftigung seine Ansprüche an die Kasse verlieren, dann gebietet die „ausgleichende Gerechtigkeit," daß bei vertragswidriger Entlassung aus der Beschäftigung der Unternehmer für alle Aufwendungen aufkommen muß, welche der Kasse für den vertragswidrig Entlassenen zufallen; denn wenn schon bei Vertragsbruch die Kasse schadlos gehalten werden soll, dann bleibt es sich ganz gleich, von welcher Seite der Vertrag gebrochen und dadurch der Kasse der Beitrag entzogen wurde.

Ebenso wenig gerecht ist auch die Entziehung des Unterstützungsanspruches Ausgeschiedenen gegenüber, die sich nicht im Gebiete des Deutschen Reiches aufhalten. Diese Bestimmung kommt hauptsächlich für den Grenzverkehr in Betracht, und es ist doch gewiß nicht gerecht, einem Arbeiter, der vielleicht sein Leben lang der deutschen Industrie dient oder gedient hat, sein wohlerworbenes Recht zu nehmen, weil er zufällig über der Grenze wohnt.

Eine große Ungerechtigkeit enthält auch der abgeänderte § 50, wonach „Arbeitgeber, welche der ihnen nach § 49 obliegenden Anmeldepflicht nicht genügen, sowie Hilfskassen, für welche die im § 49 b vorgeschriebene Anzeige (der Ausgeschiedenen) nicht erstattet wird, alle Aufwendung zu erstatten haben, welche eine Gemeindekrankenversicherung oder eine Ortskrankenkasse auf Grund gesetzlicher oder statutarischer Vorschrift in einem vor der Anmeldung oder vor der Anzeige entstandenen Unterstützungsfalle gemacht hat. Die Verpflichtung zur Entrichtung von Beiträgen für die Zeit, während welcher die nichtangemeldete oder nicht angezeigte Person der Gemeindekrankenversicherung oder der Ortskrankenkasse anzugehören verpflichtet war, wird hierdurch nicht berührt."

Wenn schon in dieser Bestimmung den Unternehmern gegenüber eine große Ungerechtigkeit liegt insofern, als für die gleiche Versäumniß in dem einen Falle nur die in § 81 festgesetzte Strafe eintritt, während in dem anderen Falle neben dieser Strafe vielleicht noch Hunderte von Mark zu ersetzen sind, obwohl die Zwangskasse keinen Schaden durch die unterlassene Meldung hat, da ja die Beiträge doch für die ganze Zeit der Beschäftigung entrichtet werden müssen, so ist die Ungerechtigkeit noch weit größer den Hilfskassen gegenüber. In ersterem Falle wird schließlich immer nur der Schuldige getroffen, während in letzterem Falle unter Umständen die Unschuldigen noch härter getroffen werden als der Schuldige. Soll die Hilfskasse Aufwendungen erstatten, so kann das nur auf Kosten der Kassenmitglieder geschehen; diese sind aber absolut unschuldig an einer

Digitized by Google

Versäumniß, die sich ein Kassenbeamter zu Schulden kommen läßt. Dieser allein ist also nach den geltenden Rechtsgrundsätzen zu bestrafen, was ja auch nach § 81 geschehen soll; den Unschuldigen aber mit dem Schuldigen zu bestrafen, das verträgt sich mit den Prinzipien eines Rechtsstaates entschieden nicht.

Eine weitere Ungerechtigkeit liegt in dem neu vorgeschlagenen § 82a, wonach die freien Hilfskassen von der Zuwendung der Strafgelder ausgeschlossen sind. Es läßt sich kein stichhaltiger Grund für diese Bestimmung anführen, wie es auch auffallend erscheint, daß die nach § 76b verhängten Strafen nicht den Krankenkassen zufließen sollen. Liegt die Ursache vielleicht darin, daß gerade bei der Zuwendung der auf Grund des letzteren Paragraphen verhängten Strafen die Ungerechtigkeit gegen die freien Hilfskassen so recht eklatant zu Tage treten würde?

Nach der vorgeschlagenen Aenderung des § 49 sollen fernerhin die Unternehmer verpflichtet sein, auch die Arbeiter zur Zwangsversicherung anzumelden, welche bereits in einer freien Hilfskasse gesetzmäßig versichert sind. Zwar soll nach § 49a für solche Arbeiter die Befreiung von der Zwangsversicherung eintreten können, wenn ein diesbezüglicher Antrag spätestens am dritten Tage nach Beginn der Beschäftigung gestellt und der Befreiungsnachweis erbracht wird. Diese Maßregeln machen es den allermeisten Mitgliedern der freien Kassen geradezu zur Unmöglichkeit, von dem ihnen gesetzlich zugestandenen Recht der Befreiung von der Zwangsversicherung Gebrauch zu machen. Nicht allein, daß die Arbeiter vielfach mit den gesetzlichen Bestimmungen zu wenig vertraut sind, um die gesetzlich vorgeschriebenen Wege einzuschlagen, sondern die Wege selbst bieten so viele Hindernisse und Schwierigkeiten, daß der Arbeiter von vornherein davon Abstand nehmen muß, sein Recht auszuüben. Sowohl die Abhängigkeit von dem Unternehmer, als auch die wirthschaftlichen Nachtheile, welche ihm aus der Erfüllung der ziemlich umständlichen Formalitäten erwachsen, hindern ihn, diese Formalitäten, welche zur Befreiung von der Zwangsversicherung nöthig sind, zu erfüllen. Die Folge wird also sein, daß die große Mehrzahl der Mitglieder der freien Kassen nolens volens der Zwangsversicherung anheimfällt und gezwungen ist, aus den freien Kassen auszuscheiden, weil eben die Mittel zur Aufrechterhaltung der Doppelversicherung fehlen.

Eine weitere Aenderung, die für die Mitglieder der freien Kassen und für diese Kassen selbst von einschneidender Bedeutung ist, soll der § 75 erfahren und zwar nach zwei Richtungen hin. Erstlich soll für die Höhe der Kassenleistung nicht mehr der ortsübliche Tagelohn am Sitze der Kasse, sondern der ortsübliche Tagelohn am Beschäftigungsorte des Versicherten maßgebend sein; zweitens sollen alle Kassen verpflichtet sein, neben dem Krankengelde auch freien Arzt, Medizin ꝛc. zu gewähren, während bisher Kassen, welche das letztere nicht gewährten, den Anforderungen des Gesetzes genügten durch Gewährung eines Krankengeldes in der Höhe von drei Vierteln des ortsüblichen Tagelohns.

Die erste Aenderung hat hauptsächlich nur für die Zentralkassen, welche sich über weite Gebiete erstrecken, Bedeutung; sie kann aber auch für solche lokale Kassen von Bedeutung werden, die ihre Leistungen der Gemeindekrankenversicherung am Sitze der Kasse angepaßt haben, deren Mitglieder aber sämmtlich oder zum Theil in Gemeinden beschäftigt sind, in denen von der Gemeindekrankenversicherung mehr geleistet werden muß als am Sitze der Kasse, was in manchen Fällen der Fall sein wird. Die Ausführung dieser Bestimmung dürfte den Kassen keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten, da es ja gesetzlich gestattet ist, verschiedene Beitrags- und Unterstützungskassen einzurichten.

Digitized by Google

Anders verhält es sich jedoch mit der zweiten Aenderung. Die Verpflichtung zur Gewährung freien Arztes und freier Medizin ist geeignet, manche Kasse in ihrem Bestande zu erschüttern. Namentlich die zentralisirten Kassen, die ihre segensreichste Thätigkeit gerade in kleineren Orten entfalten, wo die Zahl der Theilnehmer für eine Lokalkasse zu gering ist, können nicht an jedem kleinen Orte den Mitgliedern einen freien Arzt stellen, ohne dadurch in ungeheuerlicher Weise belastet zu werden, denn man weiß ja, wie in ärztlichen Kreisen vielfach eine Abneigung gegen die Krankenkassen besteht und solche Aerzte werden den Kassen gegenüber die exorbitantesten Forderungen stellen. Unter allen Umständen wird die Folge sein, daß für die gleichen Beiträge die verschiedensten Aufwendungen gemacht werden müssen. Außerdem würde diese Maßregel für die freien Kassen, welche dem § 75 entsprechen, einen großen Verlust an Mitgliedern zur Folge haben. Zunächst würden diejenigen Mitglieder ausscheiden, welche bereits in einer anderen Kasse versichert sind, die freien Arzt und Medizin gewährt, weil sie nicht in zwei Kassen Beiträge zahlen können oder wollen für eine Leistung, die sie in der Regel nur von einer Kasse in Anspruch nehmen können. Ferner kommen noch die Mitglieder in Betracht, die überhaupt eine Abneigung gegen die Kassenärzte haben, die sich lieber in die Behandlung des Arztes geben, zu dem sie ein besonderes Vertrauen haben, und diese Zahl ist nicht gering. Die Möglichkeit aber, sich ebenso gut wie die Angehörigen einer anderen Klasse an den Arzt seines Vertrauens wenden zu können, liegt für den Arbeiter fast ausnahmslos nur dann vor, wenn ihm eine genügende Geldunterstützung zu Theil wird.

Wenn nun in der Begründung ausgeführt wird, daß in dem erhöhten Krankengelde ein Anreiz für viele Versicherte liege, sich dem gesetzlichen Versicherungsverhältniß durch Eintritt in eine Hilfskasse zu entziehen, um sich unter Verzicht auf die freie ärztliche Behandlung und Arznei eine höhere Geldunterstützung zu sichern, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß diese Versicherten überhaupt auf die ärztliche Behandlung verzichten; im Gegentheil, sie erfahren in der Regel eine weit rationellere Behandlung, als die in den Zwangskassen Versicherten. Es sind uns schon von Aerzten und von Mitgliedern Mittheilungen über die Art der ärztlichen Behandlung in verschiedenen Zwangskassen gemacht worden, welche dieselbe keineswegs als wünschenswerth erscheinen lassen. Zieht man nun noch in Betracht, daß schon von verschiedenen Zwangskassen die Aerzte angewiesen wurden, keine theueren Heilmittel zu verordnen, dann bietet die Art des Zwangskassen-Heilverfahrens gewiß nichts Verlockendes, keinesfalls aber erscheint es wünschenswerth, daß alle erkrankten deutschen Arbeiter nach dieser Schablone behandelt werden sollen. Denjenigen Arbeitern, die Gefallen an dieser schablonenhaften Behandlung finden, ist Gelegenheit genug geboten, sie zu erlangen; diejenigen aber, denen eine solche Behandlung nicht genügt, sollte man billiger Weise nicht zwingen, sich derselben ebenfalls unterwerfen zu müssen.

Nun wird aber auch in den Motiven der Nachweis zu führen gesucht, daß das erhöhte Krankengeld, welches die freien Kassen statt Arzt und Medizin gewähren, kein genügender Ersatz für letzteres sei, und zum Beweis für diese Behauptung werden die Ausgaben der Zwangskassen für Arzt und Medizin und an Krankengeld während der Jahre 1886—1888 namhaft gemacht. Diese Beweisführung ist aber als gänzlich mißlungen zu bezeichnen, weil durch diese Zahlen niemals bewiesen werden kann, daß die Kosten für Arzt und Medizin durchschnittlich höher sind, als der vierte Theil des ortsüblichen Tagelohns. Thatsächlich liegen eben die Verhältnisse so, daß für eine Anzahl Krankentage die Kosten für Arzt und Medizin sogar bedeutend höher sind, als der vierte Theil

Digitized by Google

des ortsüblichen Tagelohns, während für eine weit größere Anzahl Krankentage diese Kosten geringer sind, ja für die größte Anzahl überhaupt nichts betragen. Aber selbst wenn unwiderleglich nachgewiesen würde, daß die Kosten für Arzt und Medizin im Falle der Arbeitsunfähigkeit, um die es sich hier nur handelt, durchschnittlich höher sind als ein Viertel des orsüblichen Tagelohns, so wäre auch damit noch nicht der Beweis geliefert, daß die Leistungen der freien Hilfskassen erhöht werden müssen, wenn nicht gleichzeitig der Beweis geliefert werden kann, daß die Leistungen dieser Kassen zu niedrig sind, um die höheren Kosten zu decken.

Nehmen wir nun ebenfalls die amtliche Statistik zur Hand. Nach derselben entfallen im Jahre 1888 bei der Gemeindekrankenversicherung durchschnittlich auf ein Mitglied 7,05 Mark Beiträge; da nun die Gemeindekrankenversicherung durchschnittlich $1^1/_2$ Prozent des ortsüblichen Tagelohnes an Beiträgen erhebt, so ergiebt sich ein Jahreslohn von 470 Mark und ein durchschnittlicher Tagelohn von 1 Mark $50^5/_8$ Pfennige. Die eingeschriebenen Hilfskassen haben im Jahre 1888 für 4 870 591 Krankheitstage 9 267 100 Mark Krankheitskosten aufgewendet, also für einen Krankheitstag 1 Mark 91 Pfennige, oder für jeden Tag $40^3/_8$ Pfennige mehr, als der volle durchschnittliche Tagelohn beträgt. An Krankengeld mußten die Hilfskassen leisten die Hälfte von Mark $1{,}50^5/_8 = 75^5/_{16}$ Pfennige, sie haben geleistet 1 Mark 91 Pfennige, bleibt als Ersatz für Arzt und Medizin ein Ueberschuß von 1 Mark $15^{11}/_{16}$ Pfennige oder beinahe $^4/_5$ des ortsüblichen Tagelohns, während gesetzlich nur $^1/_4$ vorgeschrieben ist. Daß die freien Hilfskassen durchschnittlich doppelt so viel leisten wie die Gemeindekrankenversicherung, ergiebt sich daraus, daß im Jahre 1888 von letzterer pro Mitglied nur 6,83 Mark Krankheitskosten aufgewendet wurden, während die eingeschriebenen Hilfskassen pro Mitglied 12,44 Mark aufgewendet haben. Es liegt also durchaus kein Grund vor, den freien Kassen andere Lasten aufzubürden, als sie bisher getragen haben.

Würde man in den maßgebenden Kreisen ohne Vorurtheil die Wirkungen der freien Kassen, und speziell der zentralisirten, erwogen haben, so hätte man zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß sowohl den Ortskassen, wie der Gemeindekrankenversicherung und den Armenkassen gerade durch die Zentralkassen manche Last abgenommen wird. Die Mitglieder der Zentralkassen bleiben ohne Unterbrechung, wo sie sich auch aufhalten mögen, auf der Reise 2c. stets versichert; die Kassen tragen die Unterstützungslast auch dann, wenn ein Mitglied erkrankt, ohne in Beschäftigung zu sein. Macht man nun den freien Kassen die Existenz auch nur für die kleineren Orte unmöglich, so wird die Folge sein, daß die Zwangsversicherung oder die Armenkassen in manchen Fällen werden Unterstützung leisten müssen, die jetzt von den freien Kassen geleistet wird. Auch dieser Umstand ist gewiß der Erwägung werth.

Wir übergehen eine Reihe minder bedeutsamer Aenderungen und wenden uns dem Eindrucke zu, den die Novelle im Allgemeinen hervorruft, und der ist kein günstiger. Der Geist der Beschränkung, des Zwanges, der büreaukratischen Bevormundung, der Nichtbeachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Arbeiter, der bereits im Krankenversicherungsgesetz enthalten ist, spiegelt sich in verschärfter Form in der Novelle wieder. Am schärfsten kommt dieses Bestreben zum Ausdruck bei den Aenderungen, die zu § 33 vorgeschlagen sind, wonach einfach die höhere Verwaltungsbehörde ohne Weiteres eine Erhöhung der Beiträge oder eine Herabsetzung der Unterstützung verfügen kann; denn wenn auch der Kassenverwaltung das Recht zugestanden wird, nachträglich die Aenderung auf statuten-

Digitized by Google

mäßigem Wege herbeizuführen, so ist das vollständig bedeutungslos. Eine weitere Einschränkung erfährt das Selbstbestimmungsrecht der Mitglieder in § 47, wonach fernerhin eine Erhöhung der Beiträge über 3 Prozent des Lohnes durch einfache Majorität beschlossen werden kann, während bisher der Widerspruch eines einzelnen Mitgliedes genügte, um diese Erhöhung unmöglich zu machen. Auch die Beschränkung des Rechtsweges durch die Aenderungen zu den §§ 57 und 58 verdient hier Beachtung. An einer Reihe anderer Paragraphen haben wir das gleiche Bestreben bereits nachgewiesen.

Bei dem Krankenkassenwesen ist es von wesentlicher Bedeutung, wie sich die große Mehrzahl der Mitglieder zur Kasse stellt. Entweder sehen die Mitglieder in der Krankenkasse etwas Fiskalisches, ihnen wesentlich Fremdes, und das wird und muß um so mehr der Fall sein, je büreaukratischer sich diese Einrichtungen gestalten; dann suchen sie aus ihr herauszuziehen so viel als nur irgend möglich. Oder sie betrachten die Kasse als eine Vereinigung zu ihrem Wohle, an deren Gedeihen sie ein dringendes Interesse haben, dann werden sie ihre Ansprüche auf das Nothwendigste beschränken, auf die vorhandenen Mittel Rücksicht nehmen und ganz von selbst eine scharfe Kontrole ausüben. Die erste Auffassung muß bei den Zwangskassen um so mehr Platz greifen, je mehr dieselben einen behördlichen Charakter annehmen; die zweite Auffassung findet sich hauptsächlich bei den freien Kassen, in welchen sich auch einander nahestehende, nach gegenseitiger Achtung strebende Genossen zusammenfinden. Daraus ergiebt sich, daß in absehbarer Zeit nur zwei Formen von Kassen möglich sind. Einmal völlig behördlich verwaltete, etwa entsprechend der Gemeindekrankenversicherung, welche nur minimale Unterstützung in rigoroser Weise gewähren, und zweitens freie Vereinigungen gleichstehender Berufsgenossen, die, an möglichst wenig beengende Gesetzesnormen gebunden, die Krankenunterstützung nur als Theilzweck ihrer sonstigen gemeinsamen Bestrebungen haben.

So schwerfällig nun auch das ganze gesetzlich aufgestellte System der Krankenversicherung ist, und so lückenhaft und unbefriedigend es noch erscheint, so darf doch mit Zuversicht behauptet werden, daß schon die bloße Thatsache des Versuchs, derartige Einrichtungen zu schaffen, erwarten läßt, daß man mit der Zeit zu einer besseren und erfreulicheren Gestaltung der gesetzlich angeordneten Fürsorge für erkrankte Arbeiter gelangen wird.

Das jetzige System der Krankenversicherung der Arbeiter wird sicherlich ein Uebergangsstadium werden zu einem anderen Systeme, zu dem Systeme der unentgeltlichen Krankenpflege für alle Unbemittelte. Man wird den unbrauchbaren, lästigen und kostspieligen Formalismus, welcher jetzt für die Zwangsversicherung aufgestellt ist, über Bord werfen, und — darauf richtet sich unsere Hoffnung — folgende Grundsätze zum Gesetz erheben:

Die Gemeinden gewähren den innerhalb ihres Bezirks wohnenden Erkrankten, auf Ansuchen des Erkrankten oder der Vertreter desselben, unentgeltliche ärztliche Behandlung, Arznei und sonstige Heilmittel im weitesten Umfange.

Die Kosten dieser Hilfe trägt unmittelbar die Gemeinde, mittelbar der Bundesstaat oder das Reich durch Ueberweisung des Bedarfs aus den Erträgen allgemeiner Steuern.

Die staatlichen Behörden überwachen die Ausführung der den Gemeinden hinsichtlich der Krankenpflege obliegenden Verpflichtungen.

Die in solcher Weise seitens der Gemeinden geleisteten Unterstützungen in Krankheitsfällen gelten nicht als öffentliche Armenunterstützung mit ihren entwürdigenden Folgen.

Digitized by Google

Die Ausführung dieser Grundsätze würde als ein außerordentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt zu begrüßen sein. Unentgeltliche Gewährung der ärztlichen Behandlung, die durchaus nicht schablonenhaft zu sein braucht, von Arznei u. s. w. in Krankheitsfällen wird keine formellen Schwierigkeiten machen, und keine unerschwinglichen Kosten verursachen. Die sämmtlichen Zwangskassen haben im Jahre 1888 bei einer durchschnittlichen Mitgliederzahl von 4 510 412 an Kosten für Arzt und Medizin ꝛc. aufgewendet 21 293 161 Mark, ergiebt pro Mitglied 4,72 Mark. Die freien Hilfskassen sind hierbei außer Betracht gelassen, weil dieselben nur ausnahmsweise freien Arzt und Medizin gewähren.

Eine solche Einrichtung würde den bestehenden oder noch zu bildenden Krankenkassen eine willkommene Erleichterung schaffen, und sie in den Stand setzen, in ausgiebigerer Weise, als es bisher jemals möglich war, eine Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit in Folge von Erkrankung zu werden. Ja es würde, weil bei gesetzlicher Gewährung von Krankenpflege durch die Gemeinde den Krankenkassen und ihren Mitgliedern eine bedeutende Last abgenommen werden würde, bei sehr zahlreichen Gruppen von Arbeitern durch die freien Vereinigungen, die wir vorgängig bereits erwähnten, eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit überhaupt bis zu einem gewissen Grade geschaffen werden können. Das setzt freilich zum mindesten die Gewährung voller Koalitionsfreiheit und die Einführung einer weitgehenden Arbeiterschutzgesetzgebung voraus.

Sonja Kowalewski.

Von **G. Vollmar.**

Der Weise ist über die Unabwendbarkeit des Todes mit sich im Reinen und sieht ihm mit Ruhe ins Angesicht. Aber trotzdem — wenn er einen Menschen von Werth in der vollen Blüthe der Jahre und des Schaffens plötzlich, ohne jede Vorbereitung verschwinden, seinen Namen hinweggestrichen sieht aus dem Buche des Lebens: dann verläßt auch ihn für einen Augenblick seine Lebensphilosophie, und das rein persönliche, ursprüngliche Gefühl tritt wieder in sein Recht. Ist es möglich, daß dieses tiefe Auge sich nie mehr öffnen, daß dieser beredte Mund für immer verschlossen sein, daß dieses reiche Hirn nicht mehr denken, dies reiche Herz nicht mehr fühlen soll? Immer und immer wieder kehrt der Zweifel an die Möglichkeit dessen zurück, was man doch nur zu sicher weiß, und es bedarf längerer Zeit, ehe man sich ruhig in die Thatsache findet.

So plötzlich ist Sonja Kowalewski, die hervorragende Gelehrte und Künstlerin, eine der ungewöhnlichsten und bedeutendsten Frauenerscheinungen unserer Zeit, aus den Reihen der Lebenden geschieden.

Am 1. Februar noch war sie bei einem Freunde, dem Schreiber dieser Zeilen, in Berlin zu Besuch. Sie war vom sonnigen Süden gekommen, aus Italien, wo sie die Ferien, welche ihr Amt als Professor der Stockholmer Hochschule ihr ließ, froh und glücklich zugebracht hatte. Sie stand in der Blüthe ihrer 38 Jahre, war ein Bild strotzender Gesundheit, voll von wissenschaftlicher und künstlerischer Schaffenskraft, voll von weitaussehenden Plänen für die Zukunft. Ihr Wesen war so lebhaft und bezaubernd, ihre Unterhaltung so sprudelnd geistvoll, ihre Freundschaft so reich als jemals. Heiter und lachend trennten sich

Digitized by Google

die Freunde und wünschten sich ein baldiges Wiedersehen im bayerischen Hochland, in Skandinavien, in Paris, oder sonst irgendwo. Dann reiste Sonja Kowalewski mit dem Eilzug nach Stockholm, ward auf der Fahrt unwohl, hielt trotzdem die erste Vorlesung ihres neuen Kursus, nahm an einer Gesellschaft theil, legte sich am nächsten Tag ins Krankenbett und starb wenige Stunden darauf in der Nacht, noch ehe einer der herbeigerufenen Freunde ihr hatte die Hand drücken können. Der Schlag kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so ganz unvorbereitet und unwahrscheinlich, daß im russischen Geburtslande der Verstorbenen Zweifel an der Natürlichkeit des Todes auftauchten. Die Wahrheit ist jedoch, daß Sonja Kowalewski einer eiterigen Brustfellentzündung zum Opfer gefallen ist.

Sonja Kowalewski war auf einem großen Landgut im Moskauer Gouvernement 1853 als Tochter des Grafen Wasili Corvin-Krukowski, Oberbefehlshaber der russischen Artillerie, geboren. Auf dem Lande von deutschen, englischen und französischen Lehrern erzogen, las sie in ihrer Kindheit viel Schönliteratur, fing schon mit sieben Jahren Verse zu schreiben an und träumte, Dichterin zu werden. Als sie zwölf Jahre alt war, kam ein gleichalteriger Vetter sammt seinem Lehrer auf das Gut, um dort seine Ferien zuzubringen und seine mangelhaften mathematischen Kenntnisse zu ergänzen. Dem Lehrer kam der Gedanke, das Ehrgefühl des zurückgebliebenen Schülers dadurch zu wecken, daß er ihm in Sonja einen weiblichen Lerngenossen gab. Aber aus dem Spiel, zu welchem Sonja's Eltern ihre Einwilligung gaben, wurde Ernst. Sonja legte ein so brennendes Interesse für den neuen Lehrstoff an den Tag, daß die Eltern, welche das Mathematikstudiren als nicht „weiblich" ansahen, die Fortsetzung verboten. Es war jedoch zu spät. Ohne Bücher und Lehrer fuhr Sonja fort, ein mathemathisches Problem nach dem andern sich zu stellen und zu lösen. Da bekam der Vater eines Tages den Besuch eines Jugendfreundes, der gute mathematische und besonders physikalische Kenntnisse besaß. Die junge Sonja begann sogleich mit ihm über Mathematik zu sprechen, und erstaunt über ihre gute Auffassung, machte er ihr bei seiner Abreise ein von ihm verfaßtes Lehrbuch der Physik zum Geschenk. Einige Zeit nachher traf er Sonja in Petersburg, wo sie mit ihren Eltern zu Besuch war, und frug sie, ob sie in dem Buche gelesen habe. Ihre Versicherung, daß sie es vollständig kenne, weckte sein Mißtrauen, da sich in dem Buche eine Menge trigonometrischer Formeln fanden, Sonja's Elementarstudien aber nicht bis zur Trigonometrie gediehen waren. Er unterwarf sie daher einem scharfen Verhör, das indeß zu seinem größten Erstaunen ergab, daß sich das junge Mädchen auf eigene Faust eine in allen wesentlichen Punkten vollkommen richtige Trigonometrie konstruirt hatte. Dies machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er den Vater Sonja's überredete, sie ernstlich Mathematik studiren zu lassen. Während der wenigen Wochen ihres Petersburger Aufenthaltes erwarb nun Sonja unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers die Elemente der analytischen Geometrie und Infinitesimalrechnung, d. h. ungefähr dasselbe, was dem Kursus für das höchste Zeugniß des philosophischen Kandidatenexamens entspricht.

Sonja träumte nun, auf das Land zurückgekommen, von nichts anderem, als eine Hochschule zu beziehen und ihr Studium ernstlich weiter zu verfolgen. Aber darein wollten die Eltern in ihrem Vorurtheil nimmermehr willigen. Da machte Sonja kurzen Prozeß und verheirathete sich im Alter von 16 Jahren mit einem Studiengenossen, dem nachmaligen angesehenen Naturforscher und Moskauer Paläontologieprofessor Kowalewski, wodurch sie freie Herrin ihrer Geschicke wurde. Unmittelbar nach der Hochzeit reiste sie nach Deutschland und bezog dort 1869

Digitized by Google

die Universität Heidelberg, welche damals noch ihre Thüren auch den Frauen öffnete. Nachdem sie dort zwei Jahre hindurch den Vorlesungen des Mathematikers Königsberger und der Physiker Kirchhoff und Helmholtz gefolgt war, wollte sie ihre Studien bei dem großen Meister ihrer Wissenschaft, Weierstraß, fortsetzen. Die Berliner Hochschule ließ schon damals keine Frauen zu; aber Weierstraß empfing aus einigen Unterredungen mit der 18jährigen Wißbegierigen einen solchen Eindruck, daß er sich erbot, besondere Vorlesungen für Sonja zu halten. Diese dauerten durch vier Jahre hindurch, und Sonja folgte hierbei ihrem Meister auf Gebiete, welche sonst als die dem menschlichen Denken schwierigstzugänglichen angesehen werden. Am Ende ihres Aufenthaltes in Deutschland sandte Weierstraß drei von Sonja Kowalewski's Arbeiten, wovon zwei Fragen der höheren Analyse und die dritte die Form des Ringes des Planeten Saturn behandelten, an die Hochschule Göttingen. Diese fand die Arbeiten der 21jährigen Russin von solcher Bedeutung, daß sie der Verfasserin ohne weitere mündliche Prüfung den Doktorgrad ertheilte.

Die nächstfolgenden Jahre gehörten der stillen wissenschaftlichen Arbeit, deren Ergebniß die aufsehenerregende mathematische Lösung des optischen Problems über die „Fortpflanzung des Lichtes in einem kristallinischen Medium" war, eines Problemes, welches große Mathematiker lange vergebens zu lösen gesucht hatten.

Nächst Weierstraß hatte Professor Mittag-Leffler, der jetzige Rektor der Stockholmer Hochschule, zuerst Sonja Kowalewski's Bedeutung erkannt und ihre Absicht, die Laufbahn eines akademischen Lehrers einzuschlagen, kennen gelernt. Auf seine Aufforderung kam die junge Gelehrte 1884 nach der schwedischen Hauptstadt, um zunächst als Privatdozent einen Kursus über die Theorie der partiellen Differentialgleichungen zu halten. Wohl fehlte es auch in Stockholm nicht an Vorurtheilsvollen und Eigensüchtigen, welche dem unerhörten Wagniß einer weiblichen Professur nach Möglichkeit Hindernisse zu bereiten suchten. Aber die Anzahl derer, welche die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Frau rückhaltslos anerkannten, überwog bald, und kurze Zeit darauf wurde Sonja Kowalewski ein eigens für sie geschaffener Lehrstuhl für höhere mathematische Analyse übertragen. Der erste weibliche Universitätsprofessor in Europa, die erste amtliche Vertreterin abstrakter Wissenschaften, deren Zugänglichkeit für die Frau so gerne bestritten wird, erwarb sie sich fortwährend wachsende Anerkennung bei den Vertretern der Wissenschaft, ihren Schülern und in weiten Kreisen. Bald wurde sie auch zum Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften ernannt. Selbst ausgesprochene Gegner der Gleichberechtigung der Frau in der Wissenschaft vermochten sich der Bedeutung und dem Einflusse der glänzenden Persönlichkeit Sonja Kowalewski's nicht zu entziehen. So ließ der preußische Unterrichtsminister Goßler mehrfach zur Feier der Anwesenheit der gelehrten Frau in Berlin Einladungen zu Festen ergehen, auf welchen sich die Männer der Wissenschaft, wie die Spitzen der offiziellen Gesellschaft bewundernd um Sonja Kowalewski drängten; was freilich nicht hindert, daß man auf den preußischen und deutschen Hochschulen die Frau nach wie vor als zur Wissenschaft unfähig und unberechtigt ansieht. Den höchsten Triumph, den ein Mathematiker erwerben kann, feierte Sonja Kowalewski im Jahre 1888. Sie übersandte der französischen Akademie der Wissenschaften eine Arbeit, welche die Theorie der Bewegung eines festen Körpers behandelte. Die Akademie fand die Arbeit so hervorragend, daß sie der Verfasserin nicht nur den Bordin'schen Preis zuerkannte, sondern denselben „mit Rücksicht auf die große Originalität der Arbeit" von 3000 Franken auf 5000 Franken erhöhte. Der Name Sonja Kowalewski wird in der Geschichte der mathematischen Wissenschaft nicht nur als

Digitized by Google

der einer weiblichen Vertreterin derselben, sondern als der einer selbständigen Forscherin fortleben.

Aber die Bedeutung der hochbegabten Frau erschöpfte sich nicht in der wissenschaftlichen Thätigkeit. Sonja Kowalewski war zugleich Schönschriftstellerin und verfaßte eine Reihe von novellistischen und dramatischen Arbeiten, in denen sich eine hervorragende künstlerische Veranlagung offenbarte. In Rußland, wo diese Arbeiten meist zuerst erschienen, stellte man die Verfasserin Dostojewski an die Seite, dessen Jugendfreundin sie gewesen war. Sonja Kowalewski schrieb: „Die Schwestern Rajewski," in welchen sie ihre eigene Jugend schilderte; „Die Familie Woronzoff," eine größere Erzählung aus dem russischen Leben, von welchem vorläufig ein Fragment veröffentlicht ist,*) den Roman „Vae Victis!", welcher das Leben und die Gedankenwelt der Nihilisten schildert, und ein Schauspiel „Zum Tod und nach dem Tode," welches in Bälde auf den Theatern zu Kopenhagen und Stockholm zur Aufführung kommen soll. Eine deutsche Ausgabe von Sonja Kowalewski's novellistischen Arbeiten dürfte nicht auf sich warten lassen, und wird der Verfasserin auch bei uns die Anerkennung sichern, welche sie in Rußland und Skandinavien längst gefunden hat.

Das Verhältniß der beiden Thätigkeiten Sonja Kowalewski's als Gelehrte und als Schönschriftstellerin zu einander schildert am besten ein Brief der Verstorbenen an einen Freund, in welchem es heißt: „Ich habe mein Leben lang nicht darüber ins klare kommen können, ob mir die Schönschriftstellerei oder die Mathematik lieber war. Sobald mein Kopf von rein abstrakten Betrachtungen ermüdet ist, fühle ich mich sogleich aufgelegt, Beobachtungen über das Leben anzustellen und Erzählungen zu schreiben. Und ebenso kann es umgekehrt eintreffen, daß Alles im Leben mir unbedeutend und gleichgiltig erscheint, und nur der Wissenschaft ewig wahre Gesetze mich anziehen. Es ist möglich, daß ich auf dem einen oder anderen der beiden Gebiete hätte mehr leisten können, wenn ich mich demselben ganz gewidmet hätte. Aber es war mir nicht möglich, eines derselben vollkommen aufzugeben."

Schließlich ist noch eine andere Seite von Sonja Kowalewski zu berühren, welche für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse ist. Die Gelehrte und Dichterin war auch Sozialistin. Schon in ihrer Jugend verkehrte sie in ihrem Heimatlande in nihilistischen Kreisen. Im Jahre 1871 war sie in Paris und folgte der Bewegung der Kommune mit Interesse und fand schließlich auch Gelegenheit, an der Rettung eines dem sicheren Tode geweihten Opfers jenes Bürgerkrieges, ihres eigenen Schwagers Viktor Jaclard, mitzuwirken. Und wenn sie auch in Folge ihrer besonderen Wirksamkeit zu einer aktiven Bethätigung ihrer politischen Anschauungen nicht kam, so ließ sie sich durch keine ihr von den Großen dargebrachte Huldigung blenden, sondern bewahrte treu die Ideale der Jugend. Sie blieb nicht nur bis ans Ende im Herzen Sozialistin, sondern scheute auch keineswegs vor einer gelegentlichen rückhaltslosen Aussprache ihrer Ueberzeugung zurück. Sie war auf dem internationalen Sozialistenkongreß von Paris 1889 zugegen. Insbesondere verfolgte sie die Fortschritte der deutschen Sozialdemokratie mit größtem Interesse und höchster Sympathie. Als sie während der Zeit des ärgsten Druckes des Ausnahmegesetzes wiederholt in Berlin weilte, führten ihre Wege nicht selten von der sie feiernden offiziellen Gesellschaft unmittelbar zu gehetzten Sozialdemokraten, mit denen sie befreundet war.

*) Wir werden dasselbe in den nächsten Heften der „Neuen Zeit" in deutscher Uebertragung bringen. Die Redaktion.

Digitized by Google

Sonja Kowalewski war eine glänzende Erscheinung, voll von Geist, Wissen, Können und Gefühl, die Eigenschaften der Gelehrten und der Künstlerin, der freien Denkerin, der feingebildeten Weltdame, der Vorkämpferin des Frauenrechtes und der echten Weiblichkeit, der für die höchsten Interessen Thätigen und der wärmsten Freundin im seltensten Vereine verbindend. Ihre Bahn war kurz aber leuchtend. Sie hat an die ihr Nahestehenden Schätze des Geistes und Gemüthes verschenkt, für Schönheit und Freiheit gefühlt und die Gedankenwelt der Menschheit bereichert. Ihr Name wird bleiben als der einer großen Frau, eines wahrhaft bedeutenden Menschen!

Feuilleton.

Das Checkbuch.

(Schluß.)

Von **G. I. Uspenski.** Aus dem Russischen von **P. Styczynski.**

IV.

Jetzt kam der Bauer zum vollen Bewußtsein seiner Unwissenheit; er war überzeugt, daß er im Recht gewesen war, und den Prozeß gegen die „Anderen" verloren hatte, weil er dümmer war als sie, weil er es nicht einmal verstanden hatte, sich zum bestimmten Termin vor Gericht zu stellen. Dieses Bewußtsein der Dummheit hatte eine tiefe gegenseitige Verachtung zur Folge; sie feindeten einander an wie bissige Hunde, und schadeten einander auf jede Weise. Jedem war es widerwärtig, in seinem Nachbar den Dummkopf zu sehen, der sich selbst und alle anderen durch seine Dummheit zu Grunde gerichtet habe. Deshalb wälzte bei der nun folgenden Untersuchung wegen „Widersetzlichkeit" u. s. w. einer die Schuld auf den anderen, namentlich aber auf Parmen: dieser habe sie zuerst zum Ungehorsam aufgefordert, habe am lautesten geschrieen: „opfert den letzten Athemzug, den letzten Blutstropfen für eure gute Sache."

Der Bauer war am Ende seines langjährigen Elends und seiner Noth zu dem Bewußtsein seiner Bedeutungslosigkeit gekommen, einer Bedeutungslosigkeit, die es jedem erlaubte, ihn wie Unrath aus dem Hause zu setzen, und empfand jetzt noch lebhafter seine verzweifelte, aussichtslose Lage. Zum Trost ergab er sich nun der Ausschweifung, dem Trunke: er vertrank Alles, was er hatte, begann zu stehlen und zu rauben, wurde schließlich so unverschämt, daß er an einen durchreisenden Kaufmann, den er berauben wollte, direkt herantrat und ihn bat:

„Heda, Bruder, gieb mir ein Trinkgeld!"

„Wofür?"

„Na, so .... für die Unterhaltung! Genügt Dir das etwa nicht? Hol nur schnell einen Rubelschein hervor!"

In einem solchen Moment sittlicher Verkommenheit, welche den Bauern in's tiefste Elend zu stürzen drohte, erschien an einem Herbsttage, in der für den Bauern schwersten Zeit, nach den Aussaaten, in einem leichten Wagen, den ein flinker Fuchs zug, Iwan Kusmitsch mit seinem Verwalter. Sie waren offenbar auf der Durchreise; sie besichtigten die Umgegend. Der Fuchs lief hurtig und lustig, Iwan Kusmitsch sah sich um und schätzte genau die Güter, an denen ihn sein Weg vorbeiführte. Bald wurde es bekannt, daß der Kaufmann Iwan

Digitized by Google

Mjaßnikow, dem Herrn von Raspojassowo die Güter, mitsammt den Wäldern, Wiesen und Flüssen abgekauft habe. Bald erkannten die Bauern von Neu-Raspojassowo, daß auch sie von Iwan Kusmitsch gekauft waren.

„Einen halben Rubel bekommt Jeder, der bei mir arbeiten will, — einen ganzen Rubel Jeder, der auch sein Pferd mitbringt. Wer für diesen Preis arbeiten will, der erscheine morgen auf dem von hier vierzehn Werst entfernten Bahnhof, wo zur Weiterschaffung eines großen Dampfkessels Arbeiter nöthig sind."

So lautete Iwan Kusmitschens Proklamation an das Volk.

„Pro Mann — einen halben Rubel" — das war die Quintessenz der Theorie des Iwan Kusmitsch. Da wurde nicht erst lange darüber gestritten, was „Mein" und was „Dein" ist. Von Recht oder Unrecht war da nicht die Rede; da hieß es: willst Du einen halben Rubel? — gut! Wenn nicht: auch gut! — Alles das kam dem verzweifelten, demoralisirten Bauern sehr gelegen: hatte auch seine Seele und sein Herz gelitten, — die Hände, die Füße und — der Magen waren noch ganz geblieben. Das hatte sich auch Iwan Kusmitsch nur gewünscht; er gab dem hungrigen Magen einen halben Rubel pro Tag und — was die Hauptsache war! — so viel Schnaps, wie er nur vertragen konnte.

„Wir schaffen die Maschine von der Stelle," sagten die Beamten, welche die Bauern anwarben, „wir trinken Schnaps, dann geht's schon."

„Gott gebe Ihnen die Gesundheit für Ihre Güte!" riefen die Bauern.

„Mit dem Schnaps braucht Ihr gar nicht sparsam umzugehen; trinke Jeder, wie viel er kann! Macht aber eure Sache gut!"

„S' wird schon gehen! Sie sollen mit uns zufrieden sein!"

Und in der That; es ging, — er konnte zufrieden sein.

Ein zwanzig Tonnen schweres Ungethüm kam aus Moskau auf den Bahnhof und machte sich, von den Raspojassowoer Bauern umringt, auf den Weg, die Gegend zu „beleben." Weit und gierig öffnete es seinen eisernen Rachen, als ob es all' die Reichthümer der Natur hinunterschlucken wollte, die sich vor ihm aufthaten. Langsam und drohend schlich es vorwärts. Manchmal knarrt unter seiner Last eine Brücke und bricht ein; manchmal bleibt es im Kothe stecken, wenn die Straße bergauf führt. Der Knall der Peitschen, die auf die müden, schwachen Pferde fallen, das Heulen der betrunkenen, wüthend gewordenen Bauern, in welches sich unfläthige Schimpfworte, Zank und Lieder mischen, begleitet das Ungethüm auf seinem Wege. Die Pferde ziehen es mit dem Aufgebot der letzten Kräfte weiter. Da fällt es plötzlich an der Stelle, wo der Weg nach rechts abbiegt, mit seiner ganzen plumpen Schwere nach der Seite und verquetscht den Onkel Jegor, den Onkel Pachom, den kleinen Mikischka und Andrjuschka .... Lange bleibt das Ungeheuer liegen und erwartet den Untersuchungsrichter und die Untersuchung; die Hälfte der Raspojassowoer Bauern trinkt und schimpft und zankt .... Da setzt es manchen derben Hieb; mancher geht mit einem wunden Kopf, mit einem zerkratzten Gesicht, mit Beulen und blauen Flecken wieder an die Arbeit, wenn das Ungeheuer weiter schleicht, — unter dem Knall der Peitschen, unter dem Heulen der Betrunkenen und der äußersten Kraftanstrengung der Pferde.

Endlich hat es der halbe Rubel von einem Menschen an den Bestimmungsort gebracht, — an das Ufer des kleinen Flüßchens; das Flüßchen durchschnitt früher den kühlen Wald; jetzt ist von dem Wald nicht mehr viel übrig geblieben. Der in einen halben Rubel verwandelte Bauer hieb ihn mit großem Eifer aus und verwandelte die lebenden Bäume in Kubikmeter Holz. Mit lautem Knarren fielen die uralten Eichen zu Boden, traurig klangen die Sägen. Abends aber,

Digitized by Google

wenn die letzten Schläge der Axt verhallt waren, da erzitterten vom Tanz, Gezänk, vom Singen und Heulen die Wände des Kabáks,*) den Iwan Kusmitsch aus dem Holze hatte bauen lassen, das aus dem Wald geholt ward.

„Ein schlauer Kopf ist unser Kusmitsch, Brüderchen!" schrie ein betrunkener Bauer. „Ein feiner Kopf!"

„Der weiß, wie man Geschäfte macht, das muß Jeder sagen. Gewinnt selber Geld und läßt auch Unsereinen was verdienen!"

„Giebt den Armen Brot! Das thut er," fügte ein Dritter hinzu.

„Da brauchen wir uns vor dem Tode nicht zu fürchten. Jetzt können wir ein lustiges Leben führen! He! schenk mir noch einen ein!"

„Man sagt, das soll noch gar nicht einmal Alles sein, wobei wir Geld verdienen können. Man sagt, er will die Erde durchwühlen .... will einen Stein aus Holz, oder so was suchen .... Heda, schenk mir auch einen ein!"

„Ha! Das ist ein Leben! Nun trinken wir noch was zusammen, — mehr als im ganzen Leben! .... So geht's, wenn man Geld verdient! .... Gieb mir auch einen Schnaps, Freund!"

„Na, dann will auch ich, Alte, mit Euch, Jungen, zusammen einen trinken. Auch ich verdiene Geld vom Kusmitsch. Warum sollt' ich mich nicht auch erwärmen?"

„Trink, Alte! Der Kusmitsch hat viel Geld! Wir graben dann nach dem Stein aus Holz, kriegen noch viel Geld."

In der That begann Iwan Kusmitsch, nachdem er den Wald ausgehauen hatte, Braunkohle zu graben, — grub so lange, bis keine mehr vorhanden war, und bis in den Gruben einige Gänge einstürzten und hunderte von Arbeitern begruben. Da erwies es sich, daß auch eine Menge Eisen aus der Erde zu holen war. Iwan Kusmitsch grub auch Eisen, verkaufte es, legte das Geld in einer Bank nieder und erhielt dafür Checkbücher.

Was wir von diesen Checkbüchlein wissen, das haben wir erzählt.

V.

.... Iwan Kusmitsch kam erst am Abend des Tages, an dem er sein letztes Checkbüchlein abholte, nach Hause. Er wohnte in der Nähe von Raspojassowo. Grell leuchteten die Fenster der Fabrik. Iwan Kusmitsch hatte eine große Dampfmühle und eine Stärkefabrik errichtet; er kaufte alles Korn in der Umgegend auf, drosch, mahlte und verkaufte Alles. Tausende von Arbeitern waren in seinen Fabriken beschäftigt. Die Bewohner des ganzen Kreises waren zusammengetrieben worden: sie verdienen einen, einen halben Rubel, fünfundzwanzig Kopeken. Selbst die kleinsten Kinder, — Knaben und Mädchen, — konnten hier jeden Tag ihre zehn Kopeken verdienen.

Iwan Kusmitsch wohnte im Zentrum einer kleinen Fabrikstadt, in einem kleinen, eleganten Häuschen, dessen Fenster nach allen vier Himmelsrichtungen zu lagen, von denen aus er Alles übersehen konnte, was rings um ihn geschah.

Als er nach Hause kam, war sein Zimmer angenehm erwärmt; auf dem Tische summte der Samowar. Er war nicht verheirathet, hatte aber eine gewandte Wirthschafterin, die ihn zu „pflegen" wußte.

Iwan Kusmitsch trank einige Gläser Thee. Er trank den Thee langsam, — einige drei Stunden — und erkundigte sich nach Allem, was in seiner Abwesenheit geschehen war. Wie es sich herausstellte, war Alles in Ordnung.

*) Dorfschänke in Rußland.

Digitized by Google

Der Thee war ausgetrunken; Iwan Kusmitsch begann sich auszuziehen, um sich zu legen.

Alles ging ja ganz gut und doch, — das fühlte Iwan Kusmitsch fortwährend — fehlte ihm etwas. Schon oft dachte er ans Heirathen. So oft er sich aber die Sache „ordentlich überlegte," kam er zu der Ueberzeugung, daß das ein großer Blödsinn wäre .... Deshalb entschloß er sich auch jetzt, die Langeweile auf dieselbe Weise los zu werden, wie er sie gewöhnlich los zu werden pflegte.

„Iwan," rief er sonderbar ernsthaft.

Der Lakai trat ein.

„Was giebt's an der Dreschmaschine?"

„An der Dreschmaschine giebt's augenblicklich nichts Ordentliches, Iwan Kusmitsch."

„Wieso, nichts Besonderes?"

„Blos zwei Frauenzimmer, alte Weiber .... An der Mühle da wäre aber ...."

„So? Wer denn?"

„Die Andronowa vom großen See."

„Nu, gut!"

„Der Mann ist aber auch da!"

„Gieb ihm drei Rubel!"

Der Lakai verließ mit einem feinen, verständnißvollen Lächeln das Zimmer des Herrn und machte sich auf den Weg zur Mühle.

Vor nicht sehr langer Zeit wäre so etwas völlig unmöglich gewesen. Nachdem aber der Mensch zu einem Rubel oder einem halben Rubel geworden war, — galt der Rubel Alles.

„Geh nur, Täubchen, geh' schnell! ... Beeile Dich, Mütterchen! Wenn Du erst so was auf dem Arme zu tragen hast, dann wirst Du sehen, wie schön die geschenkten rothen Tücher und wie lieb die geschenkten Silberlinge sind! ..."

So sprach eine Frau, die ein Kind auf dem Arm trug und an dem Hause des Iwan Kusmitsch zu derselben Zeit vorbeiging, als dem Lakaien desselben eine andere Frau auf dem Fuße folgte und eben die Treppe hinaufeilte.

„O, Ihr dummen Gänse!" sagte seufzend die Frau mit dem Kinde. „Man hat selber nichts zu essen und muß noch ein anderes Kind mit sich schleppen und ernähren .... Und er, er will nicht der Vater sein."

Das „er" bezog sich auf Iwan Kusmitsch. Das Kind schaute apathisch über die Schulter der Mutter hinweg in die Ferne.

Was für ein Loos wartet wohl seiner?

Goldene Kleider, eine goldene Krone, welche die in Träume gewiegte Bäuerin ihrem Kinde prophezeihte, konnte die Fabrikarbeiterin dem ihrigen nicht prophezeihen: Sie weiß aber wohl, daß der Preis ihres Kleinen zuerst zehn, dann zwanzig Kopeken, dann einen Rubel betragen wird. Das ist Alles, was er zu erwarten hat. Das ist eine traurige Zukunft .... Sie weiß, daß auch sie als Waare nur einen kleinen Preis hat, dessen Höhe gerade genügt, um nicht vor Hunger zu sterben .... Was für ein Wiegenlied soll sie dem Kleinen singen? Er kann ja nur ein Mensch werden, der dem Iwan Kusmitsch zur Bereicherung nöthig ist — ebenso, wie die Dampfkraft, das Holz, oder ein Wischlappen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

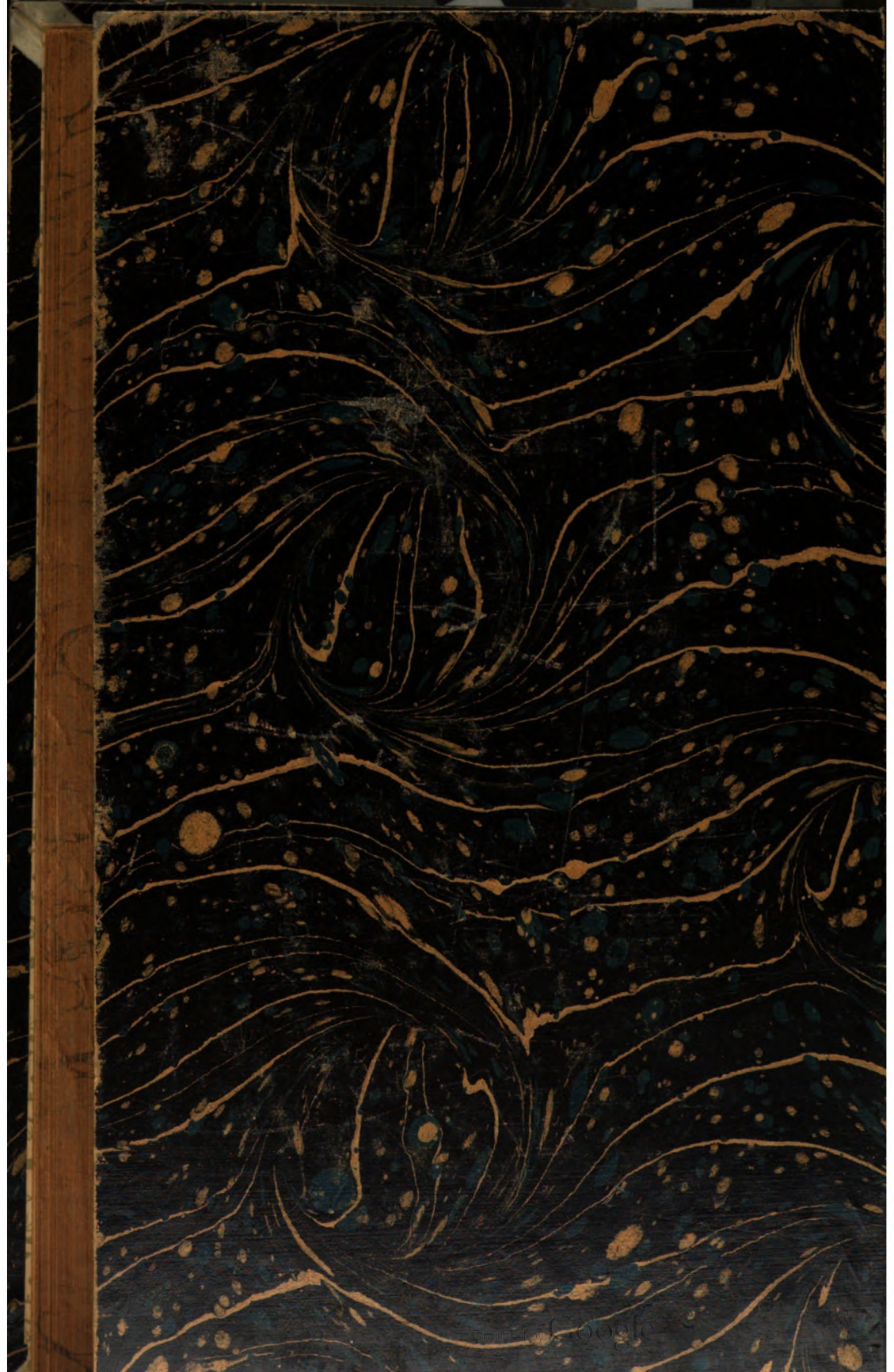
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK

Digitized by Google